Euphorion


Dei
Sub Numine
Viget

Euphorion

Zeitschrift für Litteraturgeschichte

herausgegeben

von

August Sauer

Sechster Band

Jahrgang 1899.



Wien und Leipzig

k. u. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung

Carl Fromme

1899.

Inhalt.

Aufsätze und Neue Mitteilungen.

Miscellen.

Recensionen und Referate.

(Mit Einschluß der in der Bibliographie kurz besprochenen Werke.)

Bibliographie.

Tasso und die nordische Heldensage.[1])

Von Hedwig Wagner in Berlin.

In seinem ebenso geistreichen wie umfassenden Werke über Torquato Tasso weist Professor Angelo Solerti 1, 464 ff.[2]) auf die Notwendigkeit hin, den Quellen der Gerusalemme liberata weiter nachzuforschen, als bisher geschehen ist. Namentlich bezeichnet er als wichtig: Die Schriftsteller der Kreuzzüge, die Chansons de Geste, das Chronicon Urspergense und andere.

Den von dem größten Tassisten der Gegenwart angeführten Quellen möchte ich noch eine — an dieser Stelle, obschon Solerti sie anerkennt, nicht besonders hervorgehobene — hinzufügen. Ich bin zu der Ansicht gelangt, daß Beziehungen schon zwischen den ersten Anfängen der Gerusalemme und dem Saxo sich konstatieren lassen.

Daß Tasso diesen letzteren gekannt habe, bezeugt Solerti selbst 1, 513, wo er erwähnt, daß der Dichter in Mantua den Saxo und besonders das große Werk des Olaus Magnus wiedergelesen, dessen er sich schon für die Gerusalemme bedient habe.

Mit Vorliebe sehen wir die niedergehende Renaissance, trotzdem sie hinsichtlich der Form der klassischen Antike huldigt, sich keltischen und germanischen Stoffen, dem Sagenkreise des Artus und der Tafelrunde, wie dem karolingischen zuwenden. In den langobardischen Kreis greift Giovanni Rucellai mit seiner Tragödie Rosmonda, deren Stoff dem Paulus Diaconus entnommen ist.

---

[1]) Für die Belegstellen aus dem Saxo bin ich meiner Kollegin, Fräulein Hedwig Vogt, für schätzenswerte Hinweise dem Herrn Dr. A. Farinelli, Privatdocenten an der Universität Innsbruck, zu verbindlichstem Danke verpflichtet.

[2]) Angelo Solerti, Vita di Torquato Tasso. 3. Vol. Torino. E. Loescher 1895. I. Vol.: La Vita. II. Vol.: Lettere inedite e disperse. III. Vol.: Documenti, Appendici, Bibliografia, Indici.

Auch Torquato Tasso wendet sich in seinem Rinaldo dem karolingischen Kreise zu, wählt in der Gerusalemme liberata einen keineswegs ausschließlich italienischen historischen Stoff, um schließlich mit seinem Torrismondo eine sehr gewagte Verbindung zwischen einem nordischen Sagenstoffe und einer Idee der klassischen Antike zu vollziehen.

Ich glaube, daß auf einen speciellen Zusammenhang zwischen dem Saxo und bereits den ersten Gesängen der Gerusalemme liberata noch zu wenig Rücksicht genommen worden sei. Selbst Osterhage, der in seiner verdienstvollen Arbeit im Programme des Humboldtgymnasiums von 1893 uns eine Fülle neuer Ausblicke erschließt, läßt die Helden der Gerusalemme, welche in der nordischen Sage wurzeln, unberücksichtigt.

Schon Serassi S. 104 läßt uns ahnen, wie der jugendliche Tassino zu seiner Kenntnis der altnordischen Dichtung gelangt sein mochte, obschon er selbst nicht die Consequenzen seiner Angaben nach dieser Richtung hin ziehen konnte.

Er weist nämlich auf die Ausgabe des Angelo Ingegneri hin (von 1581), in welcher dieser sagt: Fra le scritture di Danese Cataneo, conservate allora in Padova da Perseo, suo figliuolo, trovò (Ingegneri) parecchi di questi nomi, e qualche traccia del poema (Ger. lib.) intorno a cui il Tasso s'era consigliato col Cataneo, ch'ei soleva, come dicemmo a riguardare per solenne maestro in così fatta materia. E già coll'ajuto ancora di Danese Cataneo, il cui giudizio in tutte le case mirabili egli particolarmente ammirava, negli studi della poesia, aveva trovati i nomi di varii personaggi da introdurvi, ed immaginati diversi episodii, onde abbellire la sua favola, e ridurla ad una giusta e conveniente grandezza.

Solerti giebt uns weitere Aufschlüsse über diesen Punkt. S. 38 ff. berichtet er, daß Bernardo Tasso am 14. Januar 1559 in Venedig eingetroffen, dort zum Sekretär der Akademie ernannt, seinen damals noch nicht 16jährigen Sohn zu sich beschieden habe.

Hier war der geeignetste Boden für den werdenden Poeten und Gelehrten. Hier studierte er die Klassiker, die Divina Comedia, hier lernte er die großen Gelehrten und Staatsmänner Venedigs kennen, unter ihnen den Paolo Manuzio und dessen 14jährigen Sohn, den jüngeren Aldo; hier, so behauptet Solerti, seien die ersten Anfänge seines Rinaldo und seiner Gerusalemme zu suchen.

Es ist wohl glaublich, daß die alte Lagunenstadt mit ihren großen historischen Reminiscenzen bis in die fernen Zeiten Attilas und der Völkerwanderung, mit ihren Seefahrern, welche alle fremden Gestade besuchten, ihrer Kriegsflotte, welche unaufhörlich gegen Sara-

cenen und Corsaren kämpfte, ihren Gesandten, deren Relationen beweisen, mit welcher Genauigkeit die Angelegenheiten aller Völker und aller Höfe von der weitschauenden Republik überwacht wurden, mit ihren stolzen Palästen und ihren Kunststätten den frühreifen Genius des jungen Dichters auf das lebhafteste angeregt habe.

Dazu kam ein zweites Moment von einschneidender Wichtigkeit, auf welches Solerti S. 43 ff. aufmerksam macht. Das ist der Einfluß des Tridentiner Konzils.

In Venedig selbst, der Stadt Paolo Sarpis, um 1559, dem Todesjahre des blutigen Paul IV., der das Konzil völlig aufgehoben hatte, kann dieser Einfluß nicht sofort hervorgetreten sein. Allein in dem nachfolgenden Leben des unglücklichen Dichters spielt er eine nur allzu traurige Rolle. Solerti hebt hervor, wie das Konzil durch die Feststellung des Dogmas brüsk alle Traditionen der heitern Renaissance verleugnet, wie es im Vereine mit der völlig veränderten Weltlage die Ritterlichkeit und den Waffenkampf verdrängt habe; wie durch seine Einwirkung das Volk gelernt habe, die Begriffe der Nationalität und der Religiosität zu identifizieren, wie nur noch der Krieg gegen die Ketzer im Westen und die Heiden im Osten das allgemeine Interesse beschäftigt, und wie eine Anzahl von Dichtern bereits vor dem Tassino die Eroberung Jerusalems episch zu verherrlichen geplant hatten.

Als besondere Anreger des Tassino nennt Solerti den gelehrten Priester und Schriftsteller Giovanni Maria Verdizzotti und den ausgezeichneten Bildhauer und glänzenden Dilettanten in der Poesie, den schon von Serassi erwähnten Danese Cataneo.

Beide Tassisten erklären, daß die ersten Gesänge der Gerusalemme im Hause des Cataneo skizziert wurden, und berufen sich dafür auf das Zeugnis des Ingegneri (später am päpstlichen Hofe Tassos Sekretär; siehe Solerti S. 741).

Diesen Danese Cataneo, eine Persönlichkeit mit weiter Künstlerseele und lebendiger poetischer Intuition, mit freier Empfänglichkeit für das Schöne in jeder Form, halte ich für denjenigen, der dem Tassino die Kenntnis des Saxo vermittelt habe; auf die Gefahr hin, zu den Zeiten des Konzils, des Caraffa, der Inquisition und der unbedingten Herrschaft der antiklassischen Form in eine zwiefache Ketzerei zu verfallen, indem er dem Kunstjünger eine nordisch heidnische Quelle erschloß.

Den Beweis für meine Voraussetzung werde ich an die Gestalt der kämpfenden Heldin, der blonden Clorinda knüpfen. Die besondere Liebe, mit welcher der Dichter diese Figur behandelt, scheint mir mit einer speciellen Bewunderung des altgermanischen Heldentums, namentlich der nordischen Heldinnen zusammenzuhängen.

Beide hatte der frühreife Jüngling sicherlich bereits durch andere Quellen kennen gelernt.

Solerti giebt in seinem dritten Bande S. 183 ein Verzeichnis von Büchern aus der Barberiana, die vom Tasso mit Noten versehen worden sind. Darunter finden sich Pauli Diaconi libri VIII ad Eutropii historiam additi, und Suetonii Tranquilli XII Caesares.

Die Lektüre des Paulus Diaconus mußte das Interesse des Poeten für die germanischen Kerngestalten erwecken; und wenn er Sueton studiert hat, so darf man wohl ohne weiteres annehmen, daß der ungleich vornehmere Tacitus, wohl auch Dio Cassius seine nähere Bekanntschaft mit den blonden Barbaren vermittelt habe, um so mehr, da zwischen seiner von Jugend auf ernsten Lebensanschauung und des Tacitus patriotischem Kummer sich starke Berührungspunkte finden lassen.

Das sinkende Rom des ersten, und das sterbende Italien des 16. Jahrhunderts, beide entnervt von schweren sittlichen Gebrechen, mußten in einem ernsten Gemüte Sympathie mit der urwüchsigen Jugendfrische des Nordens erwecken.

Auch Solerti ist nebst Cherbuliez und Carducci, welche beide er 1, 844 f. citiert, der Meinung, daß es des Tasso größtes Mißgeschick war, in einem Zeitalter geboren zu werden, mit dessen Anschauungen sein Genius nicht korrespondieren konnte; ohne daß er jedoch genügende Energie des Charakters besessen hätte, sich darüber zu erheben. Ohne die Objektivität des Tacitus, füge ich hinzu, der, den Sturz des Reiches vorhersehend, leidenschaftslos das drohende Germanentum zu charakterisieren vermochte, das der impulsivere und moralisch schwächere Tasso nur verschwiegen bewundert haben kann.

Ganz besonders mußte die germanische Frau, gegenüber der Frau der Renaissance, dem Frauenverehrer Tasso eigentümlich imponieren.

Nicht nur in der Germania des Tacitus lernte er sie kennen; sondern auch in dessen Historien IV, 61 und 65. Hier trat ihm die imposante Gestalt der Velleda entgegen. Dio Cassius 62, 11 schildert die fürchterliche Bondicca; und 67, 5 spricht er von der Ganna, welche als Begleiterin des Semnonenkönigs von einem Domitian sogar ehrfurchtsvoll empfangen und ungekränkt entlassen wurde. Selbst der oberflächliche Sueton I, 21 spricht von der Heiligkeit der germanischen Jungfrauen, welche als Geiseln die beste Bürgschaft für die Treue der Barbaren boten.

Hält man dem gegenüber die Thatsache, welche Mantegazza in seiner Donna dell' Avenire mitteilt, daß noch im Jahre 1623 der Drucker eines Werkes von Cristofano Bronzino aus Florenz „über

die Würde der Frauen" in den Kerkern der Inquisition büßen mußte, so läßt sich Tassos Interesse für die nordischen Frauen leicht verstehen.

Natürlich durfte er sie, in der Gefahr einer doppelten Häresie, nur in einer Verschleierung darstellen, welche uns die Originale schwer kenntlich macht.

Bezeichnend für die Anschauungen der Zeit ist nicht nur die Weise, wie Ginguené über den nordischen Aberglauben spricht, der leider alle Welt durchdrungen habe, sondern auch eine Äußerung von Manso S. 943, wo er sagt, daß die Gerusalemme liberata in alle Sprachen übersetzt worden sei, non pure nella latina, mà nella francesca, nella spagnola e nelle altre più barbare eziando (wir danken für das Compliment) fin nell' arabica e nella turchesca.

Überflüssig ist es wohl, auf die Wege hinzuweisen, auf denen der wüste nordische Aberglaube in alle Welt eindrang.

Schon Saxo IX, 263 ff. läßt als Vorläufer der Normannen die Söhne Ragnar Lodbroks bis nach Lunaburg gelangen, wo ihnen ein grauhaariger Pilger, der von Romaburg kommend, bereits zwei Paar eiserner Sohlen durchlaufen hat, den Rat erteilt, umzukehren, da es noch zu fern sei. Wenig später umschifften sie die ganze Halbinsel.

Dann sorgte die Kirche durch ihre Legaten und Nuntien, die Seerepubliken durch ihre Gesandten und großen Rheder für eine fortwährende Verbindung zwischen Italien und dem Norden, und das Andenken an die Barbaren ist nicht ein durchaus düsteres bei den italienischen Litterarhistorikern.

Nicht nur Denina in seinen Rivoluzioni dell' Italia erklärt 4, 1, daß nicht die Barbaren, als deren Abkömmling er sich betrachtet, Rom gestürzt hätten; sondern daß die Korruption der Römer selbst ihnen hierin vorausgeschritten sei; und Tiraboschi 3, 107 ruft aus: Perchè non ebbe l' Italia per più secoli ancora sovrani barbari, si, e stranieri, mà in questa parte somiglianti al gran Teodorico? Ella non avrebbe avuto a piangere la rovina e la perdita di tanti egregi monumenti, che dal furare delle guerre che vennero dopo le furon rapiti!

Allein nicht nur die Korruption und die Kriegswut beraubte Italien seiner kostbaren Denkmäler des Altertums, sondern die Beschränktheit der Mönche that das ihrige dazu. Nicht allein daß, wie Muratori Annali dell' Italia 4, 349 mitteilt, viele Denkmäler verloren gingen, weil die Klöster in Komtureien verwandelt wurden, während eine Anzahl von Dokumenten unbeachtet in den Archiven vermoderte, sondern, gestützt auf denselben Muratori, teilt Ginguené 1, 113

mit, daß die Kopisten, um Schreibmaterial zu gewinnen, alte wertvolle Schriften auslöschten, daß auf einem Pergamente in der Ambrosiana zu Mailand z. B. zurückgebliebene Worte beweisen, daß hier eine Handschrift Bedas von tausendjährigem Alter kritiklos abgewaschen wurde.

Daß sich diesem feindseligen Wirken zum Trotze manches Wertvolle erhielt, beweisen die Funde im Kloster Bobbio. Als konservierendes Element wirkte wohl auch der zu Torquato Tassos Lebenszeit noch ungemein lebendige Stolz der vornehmen Häuser Oberitaliens auf ihre germanische Abstammung.

Muratori, der Verherrlicher des Hauses Este, weist in seinen Antichità Estensi I, 4 mit Bezug auf Paulus Diaconus nach, daß alle fürstlichen Familien Oberitaliens langobardischen Ursprungs seien. Schon in der Widmung an Georg I. von England hebt er die nahe Verwandtschaft der Häuser Este und Braunschweig hervor und fährt Kapitel X, S. 95 wörtlich fort: E però, giacchè a nessuno è oggidì possibile il mostrarsi discendente da gli antichi Romani, resta, che s' abbia a tenere per più nobile, o almeno a pregiarsi molto dell' origine sua, chi può condurla con verità a quelle vittoriose e dominanti nazioni tutte uscite della Germania. . . Und S. 96 bezeichnet er (nach einem Anonymus von Salerno um 980) als ein geflügeltes Wort: Vir Longobardus ideoque Nobilis! und fügt dazu das Wort Cosimos della Rena: E mostra, che il chiamarsi Langobardo o Nobile, era lo stesso trovandosi antiche scritture che dicono tali Padroni di Castella, Langobardi, sive Nobiles.

Selbstredend spricht Muratori hier im Sinne des Hauses von Ferrara. Auch Tasso scheint mir dieser Anschauung nicht fremd zu sein. Serassi und Manso stehen sich in dieser Hinsicht als Gegner gegenüber. Wenn der Erstere, selbst Bergamaske, erklärt, Tasso habe sich diesem Vaterlande seiner Ahnen zugehörig gefühlt, bestreitet der Neapolitaner Manso dies entschieden. Solerti ist der Ansicht, daß bei dem Dichter, als einem Enterbten des Glückes, das Interesse obenan gestanden habe; allein sein langer Aufenthalt in Oberitalien, die Beziehungen seiner Familie zu Deutschland, wo noch heute der Zweig der Turn und Taxis weiter blüht (nach Solerti), mußte auch ihn beeinflussen. Und XXVIII, S. 739 spricht Solerti von dem Verhältnisse Tassos zu dem Kardinal Cinzio Passeri-Aldobrandini auch einem Bergamasken von Abstammung: E il vincolo della patria commune aveva il suo peso nell anima di Torquato . . .

Dieser Stolz auf die germanische Abkunft mußte den ritterlich gesinnten Jüngling wohl auch der Litteratur der fernen Urheimat näher bringen.

Daß Tasso in der Gerusalemme sich skrupulös an historische und geographische Thatsachen hält, ist bereits oft hervorgehoben worden.

Eine durchaus historische Figur ist sein Sueno, den er im Beginne des achten Gesanges nach tapferer Gegenwehr einer saracenischen Übermacht erliegen läßt, eine offenbar mit künstlerischer und persönlicher Neigung behandelte Figur.

Keine kirchliche Rücksicht verbot ihm eine offene Huldigung für den jungen Kreuzfahrer und dessen Nation. Das Dänenvolk im Norden und die Normannen im Süden Italiens hatten sich mit voller Begeisterung in den Kampf gestürzt.

Als im Jahre 1017 eine Schar normannischer Ritter huldigend und Sühne von einer schweren Blutschuld heischend vor dem Papste Benedict VIII. erschienen war (vgl. L. von Heinemann, Die Normannen in Unteritalien 1, 33, der weitere Quellen nachweist), hatte er ihnen im Oriente ein erstrebenswertes Ziel gezeigt. Allein bereits vorher schon hatte das erst spät bekehrte Volk, die Normannenstämme in der Normandie, in Unteritalien, in der dänischen Halbinsel sich mit allem Ungestüme der Proselyten, aller Unbändigkeit des Vikingertums, dem der Strohtod ein schmählicher Tod war, auf das neuentdeckte Ziel gestürzt, das seinem Heldensinne schmeichelte. Vgl. Röhricht, Beiträge zur Geschichte der Kreuzzüge 2, 6, der überzeugend schildert, wie sie in der östlichen Heimat der Asen das alte Asgard suchten, den heiligen Odinshain, den weißen Christ; die Höhen, wo Baldur und Hönir vereinigt wohnen. So sehen wir denn auch aus der dänischen Halbinsel eine stattliche Anzahl von Kreuzhelden nach dem heiligen Lande ziehen. Daher waren die Beziehungen Dänemarks bis zur Reformation, die Tasso ignorieren durfte, zu dem päpstlichen Stuhle ausgezeichnete.

Dahlmann, der in seiner Geschichte Dänemarks sich mehrfach auf Saxo stützt, führt uns bis über den Schluß des 11. Jahrhunderts hinaus eine Reihe von Unternehmungen an, welche von Dänemark ausgingen. 1052 war von England aus ein Sohn Godwins, der Earl Suend, barfuß nach Jerusalem gewallfahrtet, um einen Verwandtenmord zu sühnen, und auf der Rückkehr gestorben. 1088 ging aus Kummer über verbrecherische Ereignisse im Königshause Bischof Suend von Roeskilde nach dem heiligen Lande, fand aber schon auf Rhodos seinen Tod.

Dann aber kommt der Held der Gerusalemme, den auch Dahlmann 1, 210 als solchen bezeichnet. Den Bericht über diesen Zug hat er nicht dem Saxo, sondern dem Wilhelm von Tyrus[1]) ent-

[1]) Auch Albertus Aequensis erwähnt diesen Vorfall.

nommen. Ich citiere hier nach der großen und prächtigen Ausgabe der königlichen Akademie zu Paris von 1844, Recueil des Historiens des Croisades. Kapitel XX S. 185 (zum Jahre 1098):

Interea de partibus Romaniae rumor quidam moerore plenus et anxietate universorum corda perculerat, et praesentibus miseriis adjecerat cumulum tristiorem. Dicebatur enim, et vere sic erat, quod quidam nobilis homo et potens, Danorum regis filius, Sueno nomine, vir genere, moribus et forma conspicuus et illustris ejusdem peregrinationis accensus desiderio, mille quingentos optime armatos ejusdem nationis juvenes secum trahens, in subsidium nostris et ad praesentem properabat obsidionem. Hic, de regno patris tardior egressus plurimum acceleraverat, ut se praecedentibus cum omni suo comitatu adjungeret legionibus; sed, causis praepeditus familiaribus non potuit assequi quod optaverat. Seorsum ergo trahens agmina, solus, absque alicujus aliorum consortio principum, iter arripuerat, et viam aliorum secutus, pervenerat Constantinopolim, ubi ab Imperatore satis honeste tractatus fuerat; et, cum incolumitate Nicaeam perveniens, in partes Romaniae ad exercitum properans cum omni suo comitatu descenderat. Dumque inter urbes Finiminis et Termam castra metatus esset et minus provide se haberet aliquantulum, irruentibus super eum clam et de nocte Turcorum ingentibus copiis, in ipsis castris gladio perempti sunt. Tamen advenientium strepitu praecognito, sed nimis e vicino, ad arma convolant; ubi antequam plenius instructi hostes possent excipere, ab improvisa oppressi multitudine, pene omnes ceciderunt; sed tamen diu et viriliter resistentes, ne gratis animas viderentur impendisse, cruentam post se hostibus reliquerunt victoriam.

Dann fährt Dahlmann fort (1, 208): „Wahrscheinlich erhielt König Erich die trauervolle Botschaft, während seines Aufenthalts in Italien (wo er dem Papste Urban II. seine Huldigung darbrachte, und ihn auf einem Konzile zu Bari in Apulien fand). Hier im normännischen Herzogtume, fast unter Landsleuten, ging der König ihn aufzusuchen.“

Nach Saxo XII, S. 227 fand im Jahre 1103 am 10. Juli dieser König Erich selbst, der nicht als Heerführer, sondern als Wallfahrer mit seiner Gemahlin Bathild und einem größeren Gefolge nach Jerusalem aufgebrochen war, in Paphos sein Ende infolge einer Krankheit, worauf seine Witwe nach dem heiligen Lande weiter pilgerte.

Die päpstliche Belohnung für solche Ergebenheit ließ nicht auf sich warten. Bereits im folgenden Jahre verlieh Papst Paschalis das

Pallium an den Bischof von Lund, nachdem schon 1101 Kanut der Große kanonisiert und seine Leiche am 19. April zur öffentlichen Anbetung ausgesetzt worden war.

Der Zeit Tassos lag die Erinnerung an die Romfahrt Christians I. näher (siehe Dahlmann 3, 231 ff.), welche er in großer Lebensgefahr gelobt, und mit einem Gefolge deutscher Herren und Fürsten am 8. Januar 1474 angetreten hatte.

Tiraboschi 7, 112 ff. schildert, mit welchen Ehrenbezeugungen der König die Universität Bologna gefeiert habe, wo zwei seiner Hofleute den Lorbeer empfingen.

Die Beziehungen Dänemarks zu Italien waren also dauernd gute, und erlaubten Tasso, den Kreuzritter Sueno glänzend zu verherrlichen; und dies thut er weit über dessen historischen Glanz hinaus. In dem Bilde, das er von dem jungen Dänen entwirft, fließen meinem Dafürhalten nach, zwei Heldengestalten zusammen.

Von der sechsten Strophe an schildert Tasso uns seine fromme, heldenmütige Begeisterung und daneben ein wenig Eifersucht auf Rinaldo, seine Ungeduld, mit Verachtung aller Gefahren des kürzeren Weges und der Nähe der Feinde vorwärts zu kommen, da er vom Falle Antiochias hörte, seine Begierde nach dem Siegerlorbeer wie nach der Himmelskrone.

Dies sind die Züge des Bildes, das Wilhelm von Tyrus zeichnet, und treffen mehr oder weniger auf jeden Kreuzritter zu. Allein von Strophe 17 an fügt der Dichter eine Anzahl individueller Züge hinzu (citiert nach der Ausgabe: Ferrara 1581):

E magnanimamente i lumi e 'l volto
Di color d' ardimento infiamma e tinge.

Strophe 18 schildert uns den nächtlichen Kampf, der vom Dunkel verhüllt wird; nur wenn (Strophe 19) Sueno die Stirn erhebt, kann jeder ihn sehen, und seine Streiche werden auch im Dunkeln gezählt:

Pur si fra gli altri Sueno alza la fronte,
Ch' agevol cosa è che veder si possa:
E nel bujo le prove anco son conte
A chi vi mira, e l' incredibil possa.
Di sangue un rio, d' uomini uccisi un monte
D' ogni intorno gli fanno argine e fossa:
E dovunque ne va, sembra che porte
Lo spavento negli occhi e in man la morte.

Strophe 22 und 23 feiern das Ende des bis zum letzten Moment furchtbaren Helden, dessen Körper schon ein Leichnam, nur noch durch die Virtù aufrecht erhalten wird, bis er der Übermacht erliegt.

Dann nähern sich zwei barmherzige Brüder dem Kampfplatze, und finden bewußtlos unter den Leichenhaufen einen Lebenden.

Strophe 31 ergießt sich von einem leuchtenden Sterne am Himmel ein Strom von Licht über Suenos Leiche; und verklärt ihn (Strophe 32) mit seinem Schimmer:

Ma leva omai gli occhi alle stelle, e guata
Là splender quella come un sol lucente:
Questa co vivi raggi or ti conduce
Là dove è il corpo del tuo nobil duce.
   Allor vegg' io, che dalla bella face
Anzi dal sol notturno un raggio scende,
Che dritto là dove il gran corpo giace,
Quasi aureo tratto di pennel, si stende;
E sovra lui tal lume e tanto face
Ch' ogni sua piaga ne sfavilla e splende.

Leicht ist er an diesem Glanze in dem schrecklichen Gemisch zu erkennen. So finden sie ihn, das Antlitz zum Himmel gewendet, das Schwert fest von der Hand umschlossen. Strophe 33 und 34 löst es der fromme Pfleger aus den erkalteten Fingern, und erteilt im folgenden dem Boten den Auftrag, dies Schwert, welches bestimmt ist, Soliman zu töten, keinem Geringeren als Rinaldo zu überbringen, er selbst aber (Strophe 37) solle die Thaten und Tugenden seines Herrn verkünden, andern Helden zum Vorbilde, so daß:

Ed ora, e dopo un corso anco di lustri
Infiammati ne sian gli animi illustri.

Es ist wohl kaum nötig auszusprechen, an wen die leuchtenden Augen, die strahlende Stirn, die auch im Dunklen kenntlichen Schwertesstreiche des nordischen Helden, die Verklärung durch den Sternenglanz, und die leuchtenden Wunden erinnern.

Sueno erscheint in dem Glanze, der bei Saxo die Königssöhne umgiebt. Sein Schwert ist eines jener nordischen Zauberschwerter, denen die Weissagung ihrer Thaten und ihrer Bestimmung von Anfang an mitgegeben wurde; der Bote, der den toten Helden feiern soll, ist ein Nachkömmling der wandernden Sänger des Nordens, der Verkündiger des Ruhmes der Ahnen.

Sueno ist ein Abbild des leuchtenden, früh vollendeten Sigurd; und besonders bezeichnend finde ich den Zug, daß das Schwert Sueno-Sigurds an Rinaldo-Achilles übergeben werden soll, wodurch beide als Gleichwertige und die Repräsentanten des Heldentums in verschiedenen Perioden gekennzeichnet werden.

Zu größerem Ruhme des Helden erhebt sich, in Strophe 39, wie durch Zaubersegen, über seinem Leichname ein prächtiges Grabmal, auf welchem seine Thaten geschrieben stehen.

Man vergleiche das Bild des im nächtlichen Dunkel Kämpfenden, des Leuchtenden, auch in der Nacht an seinen Schwertesschlägen

kenntlichen Sueno mit dem Bilde des nächtlichen Kampfes Regners und Svanhvits bei Saxo 2, S. 29 ff.

Regner und sein Bruder Thorald müssen auf Befehl ihrer bösen Stiefmutter Thorild Knechten gleich die Nacht hindurch das Vieh hüten, wobei sie von allerlei Larven und Unholden bedrängt werden.

Zu ihrem Beistande erscheint die Valkyre Svanhvit, welcher Regner sich und seinen Bruder als Knechte vorstellt. Sie aber erwidert ihm: Regibus te, non servis editum praeradians luminum vibratus eloquitur. Diese Behauptung wiederholt sie mehreremale mit größter Bestimmtheit, bis die Jünglinge ihr Geschlecht zugestehen.

Dann aber tritt die Valkyre für sie in den Kampf, und zwar in ihrer Lichtgestalt.

Suanhvita ablegato nubilae inumbrationis vapore, praetentas ori tenebras suda perspicuitate discussit, ensemque, variis conflictibus opportunum, se ei daturam pollicita, miram virginei candoris speciem novo membrorum iubare praeferebat.

Sie kämpft die ganze Nacht mit dem unbesiegbaren Schwerte gegen die Gespenster und scheidet von Regner als seine Braut.

Ebenso strahlt Aslauga in goldglänzenden Haaren und ihr Sohn Sigurd Schlangenauge mit der Schärfe seines Blickes.

Schon aus dem Paulus Diaconus konnte Tasso ein annähernd ähnliches Heldenbild kennen lernen. Man betrachte das Bild Autharis (III, 30), der zu Garibald von Bayern zieht, um dessen Tochter Theudelinde zu freien, wie ihn Paulus schildert in jugendlichem Mannesalter, von edler Gestalt, mit blondem, wallendem Haare, würdigem Antlitze, wie er als Unerkannter wirbt, und beim Abschiede von den Geleitenden sich durch einen Axthieb zu erkennen giebt, der den Baum spaltet.

Dieser Lichtgestalt gegenüber steht in der Gerusalemme liberata zu Anfang des V. Gesanges Gernando (Strophe 16) entstammend von großen norwegischen Königen, reich durch viele Länder und Kronen, hochmütiger noch auf seine eigenen Ruhmesthaten, als die seiner Ahnen, die seit hundert oder mehr Lustren ausgezeichnet waren im Frieden (Frotho) und im Kriege berühmt (Ermanrich); aber (Strophe 14) ein Barbar, welcher nur das Geld und die Macht schätzt, der Keinem von niedrigerem Range ein Verdienst gönnt; dadurch (Strophe 18) leicht eine Beute des bösen Feindes, der Zorn und Haß in ihm erregt, so daß er (Strophe 19) höhnend von Rinaldo spricht:

Ah quanto osa un signor d'indegno stato,
Signor, che nella serva Italia è nato!

(Strophe 20) Höchste Ehre muß es ihm schon sein, mit Gernando gewetteifert zu haben, da er (Strophe 21) nur ein unerfahrenes Kind ist, und Gernando (Strophe 22) selbst dem Führer Goffredo nicht weicht. So greift er mit schmähsüchtigen Reden Rinaldos Ehre an, spielt aber im Kampfe (Strophe 28) keineswegs die rühmlichste Rolle, und fällt ein Opfer seines Neides und seiner Schmähsucht.

In diesem Gernando ist keine bestimmte historische Person nachzuweisen.

Dahlmann sowohl wie Geijer geben als Zeitgenossen des Dänenkönigs Erich Eigod den Schwedenkönig Inge und den Norweger könig Magnus Barfot an und berichten von einer Zusammenkunft aller drei skandinavischen Fürsten in Konghall im Jahre 1101, welche Erich herbeigeführt hatte, um den Frieden während seiner Abwesenheit zu sichern; da er im Begriffe stand, seine Pilgerfahrt anzutreten.

Erst 1123 unternahmen Sigurd von Norwegen und Nils von Dänemark einen Kreuzzug gegen die Heiden in Smaland (Geijer 1, 140).

Auch der Name Gernando, oder ein ihm ähnlicher, findet sich nicht in der norwegischen Sagendichtung. Nur Tasso selbst nennt in seinem Torrismondo den Schwedenkönig Germondo.

Dennoch fehlt auch hier der historische Zug nicht. Gernando erscheint als der Typus des rauflustigen, großsprecherischen, nach Gold und Land begehrenden Barbaren, wie er auf Wikingerfahrten die Welt durchstreifte, wie er namentlich das unglückliche Italien unaufhörlich verheerte, so daß zu jeder Zeit, wo Italien sich aufzuraffen strebte, der Ruf: Fuori i barbari! das Losungswort wurde.

Hier möchte ich eine Vermutung über die Provenienz des Namens Gernando anknüpfen. Er klingt mir zunächst an den Namen Jornandes an, des Schriftstellers, welcher die Invasionen der Gothen geschildert hat, von denen das zerfallende Römerreich mehr als einmal zusammengebrochen und schließlich zur Serva Italia geworden war.

Allein die erste der nordischen Dichtung entnommene Gestalt, diejenige, welche mir vor Allen auf Saxo hinzudeuten scheint, ist Clorinda.

Sie hat die verschiedenste Beurtheilung erfahren. Ginguenés hochmütiges Bedauern über die Ausbreitung des nordischen Aberglaubens habe ich schon erwähnt. Sismondi dagegen findet die Figur schön, aber durchaus nicht historisch, weil im Morgenlande die Frau niemals, am wenigsten kämpfend in die Öffentlichkeit tritt.

Osterhage sieht in ihr und gewiß mit vielem Rechte den Typus der Romanin, sowie in Erminia den der Germanin, in Armida der Keltin, in Sofronia den Typus der christlichen Frau überhaupt.

Es stimmt vollständig, daß im christlichen Heere sich eine Anzahl kämpfender Frauen befanden. Der historische Suen hatte seine Braut bei sich, Tasso verherrlicht das englische Heldenpaar Odoardo und Gildippe, und seine Clorinda ist wenigstens von weißer Farbe und goldenem Haar.

Ihre Verwandtschaft möchte ich auf zwei verschiedenen Seiten aufsuchen.

Solerti berichtet uns im ersten Bande, Kapitel 4 über die Heldin von Tassos ersten Liebesliedern.

Der 17- oder 18jährige lernte die 15jährige Lucrezia Bendidio kennen, welche sich im Gefolge der Prinzessin Leonora von Este befand, die mit ihrem Bruder, dem Kardinal Luigi von Este, 1561 in Padua anlangte.

Selbstredend feierte Tasso auch den Namen der blonden Schönheit. Er fand darin die Wörter luce und retia verbunden. Siehe Solerti 1, IV, S. 68.

Donna, sovr' a tutt' altre a voi conviensi
(Se Luce e Reti suona) il vostro nome.[1])

Sie heiratete schon 1562 den Grafen Paolo Macchiavelli und im Grolle richtete der Getäuschte mehrere Madrigale an sie, deren eins beginnt:

Non più cresp' oro ed ambra tersa e pura
Stimo le chiome, che 'l mio laccio ordiro.[2])

---

[1]) Solerti Rime 2, 16.
Donna, sovr' a tutt' altre a voi conviensi,
Se Luce e Reti suona, il vostro nome.
Perchè m' abbaglio a lo splendore del viso.
E caggio poi con gli abbagliati sensi
Al dolce laccio; e da le bionde chiome
Legato sono, e da la man conquiso
Che basta a la vittoria inerme e nuda;
Più bella e casta ov' è men fera e cruda.

[2]) Solerti Rime 2, 163.
Non più cresp' oro ed ambra tersa e pura
Stimo le chiome che 'l mio laccio ordiro.
E nel volto e nel seno altro non miro
Ch' ombra de la beltà che poco dura.
Fredda la fiamma è già, sua luce oscura.
Senza grazia de gli occhi il vago giro:
Deh, come i miei pensier tanto invaghiro,
Lasso, e che la ragione o sforza o fura?
Fero inganno d' Amor, l' inganno ornai
Tessendo in rime si leggiadri fregi
A la crudel ch' indi più bella apparve.
Ecco, i' rimovo le mentite larve:
Or ne le proprie tue sembianze omai
Ti veggia il mondo e ti contempli e pregi.

Nicht nur Tasso, auch andere Poeten phantasieren mehr oder weniger geschmackvoll über den Namen ihrer Damen.

Nach Solerti 1, XXXI, S. 844 f. feiert Guarini den Namen Leonora, und XXVII, S. 698 thut es Tasso mit dem Namen der Prinzessin Donna Juana in Neapel.

Auch den Namen Clorinda betrachte ich nicht rein aus euphonischen Rücksichten hervorgegangen, ohne eine speziellere Bedeutung. Sie war wohl ursprünglich gedacht als Chiarenda, die Erleuchtende, nach einer Seite verwandt mit Lucrezia Bendidio, nach der anderen mit der Valkyre Svanhvit und deren Schwestern. Mit beiden teilt sie die blonden Locken.

Nun macht Solerti 1, II, S. 443 darauf aufmerksam, daß in dem Namenregister des Danese Cataneo speziell die Namen: Clarinda und Argolante (später Argante) vorkommen.

Aus der Chiarenda war eine Chiarinda, in weiterer Verwandlung eine Clarinda = Clorinda geworden. Die Rückverwandlung des J in L entspricht nicht der italienischen Lautentwicklung, ist aber schon von Tassos Vater geübt, wie z. B. in Floridante.

Eher erinnert diese Verbindung, namentlich die Silbe Clo an germanische Namen, deren eine Anzahl mit Hlot, Hlut begannen, von den Romanen wiedergegeben als Chlod, Clot. So entstehen die Namen: Clodoveo, Clotilda, Clotario, und ihnen entsprechend: Clorinda, auch als Germanin die Leuchtende, wie Svava unter dem Wolkenhelm, Aslauga im Goldhaar, Svanhvit unter den Gespenstern.

Die eigentliche Zwillingsschwester der Clorinda aber finden wir meiner Vermutung nach im Saxo VII, S. 195 f. Dort berichtet er uns die Sage von Alf und Alvild.

Alf, der Sohn des Dänenkönigs, ist ein schöner Jüngling und hat Haare von solchem Lichtglanze, daß man meint, sie seien von Silber. Er wirbt um Alvild, die Tochter des Königs von Gothland, tötet zwei Drachen, welche die Jungfrau bewachen und begehrt sie dann zur Gattin. Der Vater aber verweigert sie auch jetzt noch, falls sie nicht selbst einwillige. Alvild, welcher der kühne Freier nicht mißfällt, wird deswegen von ihrer Mutter geschmäht und entflieht der Heimat. An der Spitze ihrer Jungfrauen zieht sie in kriegerischer Rüstung auf Wikingerfahrten aus und wird von einer führerlosen Wikingerschar zum Häuptling gewählt. In Finnland trifft sie mit einer andern Schar zusammen, und streitet ohne es zu wissen gegen Alf, dessen Schar siegreich ist. Ihr wird während des Kampfes durch Alfs Waffengefährten der Helm herabgeschlagen und nun zeigte sichs, daß oculis, non armis, agendum esse ... So Saxo. Tancred dagegen sagt III, 24:

Van le percosse vote
Talor che la sua destra armata stende;
Mà colpo mai del bello ignudo volto
Non cade in fallo, e sempre il cor' m' è colto.

Eine Wendung, welche auffallend an Saxos Wort erinnert.

Ein ganz ähnlicher Satz kommt bei Letzterem VII, S. 215 noch einmal vor. Dort sagt er von Olo, dem Sohne Sivards: Adeo visu efferus erat, ut quod alio armis ipse oculis hostem ageret, ac fortissimum quemque vibrante luminum acritate terreret.

Olo in Bauerntracht am Hofe König Olafs eintretend, erschreckte des Königs Tochter Esa mit der Schärfe seines Blickes bis zur Ohnmacht. Als er den Hut abwarf und die Stirn entblößte, bewunderten alle seine Schönheit; licht erglänzten seine Locken, aber die schreckenden Augensterne deckt er mit den Wimpern.

Auch aus dem Torrismondo scheint sich mir die Bekanntschaft Tassos mit Alvild zu ergeben; denn die Heldin des Dramas führt den sehr ähnlich lautenden Namen Alvida. Ginguené nennt sie sogar — mit welchem Rechte ist mir unbekannt — Alvilda.

Fast möchte ich annehmen, daß Tasso ein gutes Stück seines Herzens an diese kämpfenden Valkyren verloren hatte. Auch die Jägerin Silvia im Aminta geht mit Bogen und Pfeil um; und rührend ist die Schilderung, die Serassi von der schlaflosen Nacht giebt, welche der schwer Geprüfte in St. Anna zubrachte, hoffend und zweifelnd, weil Vincenzo Gonzaga ihm, dem so oft Enttäuschten, die Freiheit versprochen hatte, mit der hinzugefügten Bitte um ein Gedicht. Die ganze Nacht quälte sich der kranke Dichter um etwas, das des hohen Gönners würdig wäre; und es entstehen due bellissime ottave su d' una donna armata.

Amor contra costei, che 'n treccia e 'n gonna etc.[1])

---

[1]) Solerti Rime 2, 477.

Amor, contra costei che 'n treccia e 'n gonna
S' arma e s' accampa e i suoi guerrieri accoglie,
Fra le schiere un desio ch' in noi s' indonna
Guida in pensier ben mille ardite voglie:
Tutte le stelle in ciel d' invitta donna
Prometton l' amorose e care spoglie;
E fede e sofferenza e pronto schermo
Fanno a lei forza, e 'l suo destino è fermo.

Scudo ch' avvolge al capo atri serpenti
E d' elmo e di lorica il doppio incarco
Grave faretra e strali ancor pungenti,
E l' asta d' una diva e d' altra l' arco
Amor sospende a le future genti,
Nè di pietà nè di piacer mai parco
A ciò ch' insieme un sol trofeo dimostri
Due vittorie e cento armi e mille mostri.

Die geweihte und zugleich bewaffnete Frau, die Valkyre, gehört ausschließlich dem Norden an. Die Amazonen des Orients nehmen keine entsprechende Stellung ein. Sie sind nicht Vermittlerinnen zwischen Göttern und Menschen. Sie treten feindlich gegen die Helden auf, sie sind Männerfeindinnen. Die Valkyre aber ist die Freundin, die Beschützerin, die Beraterin, die Weissagerin, oft selbst die Braut des Helden. Sie vereinigt Zauberweisheit und göttliche Kräfte, mit menschlicher Teilnahme für den Kämpfer, verleiht ihm Sieg, oder trägt die Seele des Gefallenen nach Walhall.

Ein reines Valkyrenbild konnte Tasso uns nicht geben, da er einerseits an die Antike, andererseits an die drohende Inquisition Konzessionen zu machen hatte. Von beiden Richtungen her floßen verdunkelnde Momente in seine Clorinda über. Nähert sie sich den kämpfenden Göttinnen des Homer, welche ebenfalls Partei ergreifen, so verlangte die Inquisition gebieterisch die Bekehrung vor ihrem Ende.

Nicht ohne Rührung kann man in Tassos Seele den Gang der Zerrüttung betrachten, welche das heilige Amt an ihm verschuldet; die Last der Selbstpeinigung, die ihn vor den Inquisitor trieb (vgl. Solerti XI, S. 210); denn Speroni und Antoniano fanden sein Epos von Ketzereien wimmelnd, verlangten den Ausschluß aller Liebesaffairen und alles Wunderbaren (Solerti XII, S. 224). Was würden die heiligen Väter geurteilt haben, hätten sie geahnt, daß unter dem Namen des Kreuzritters Sueno der nordische Lichtgott, der längst verdammte Unhold noch einmal gestorben sei, und daß die reuig sterbende Clorinda sich aus einer Wikingergestalt entwickelt habe!

Solerti sagt uns, daß Tasso in Mantua den Saxo und Olaus Magnus[1]) noch einmal gelesen, um daraus den Stoff für seinen Torrismondo zu entnehmen, eine Tragödie, welche, wie ich glaube, von verschiedenen Seiten mit allzu großer Härte beurteilt worden ist, z. B. selbst von Gaspary.

Nicht als litterarisches Kunstwerk will ich die Tragödie verteidigen. Es war ein Wagnis, das notwendig verunglücken mußte, einen nordischen Sagenstoff mit antiker Idee tränken, unter antikes Kunstgesetz stellen, in antike Form kleiden zu wollen.

Allein, daß Tasso den Inhalt selbst erfunden und mancherlei Unverständliches hineingemischt habe, ist eine nicht zutreffende Be-

[1]) Olaus Magnus ist identisch mit jenem Ericus Olai, von welchem Potthart Quellen etc. 1, 429 sagt: Canonicus et theolog. professor Upsaliensis † 1486. Chronica regni Gothorum sive Historia Svecorum Gothorumque a Chr. n. ad a. 1464. Erste ausführliche Geschichte seines Vaterlandes, die ihm den Namen des Vaters der schwedischen Geschichtschreibung einbrachte. Barbarisch-lateinische und unkritische Kompilation.

hauptung. Selbst komponiert allerdings hat er die Motive, die er im nordischen Mythos bereit liegend fand.

Was die Namen anlangt, so ist Torrismondo dem Jordanes entnommen, wo er häufig genug vorkommt, ebenso Rosmonda. Germondo scheint nur dem Gernando, und durch diesen dem Jornandes verwandt. Alvida erinnert stark an Alvilda, Clorindens Zwillingsschwester, würde also aus dem Saxo stammen.

Torrismondo ist der junge Gothenkönig, der für seinen Freund Germondo von Schweden um seine eigene, ihm unbekannte Schwester Alvida wirbt. Sie folgt ihm in der Meinung, seine eigene Gemahlin zu werden, ein Seesturm verschlägt das Paar an eine einsame Insel, wo sie wirklich Gatten werden. Dann folgt die Enthüllung durch einen Wahrsager, entsprechend der vorausgegangenen Prophezeiung gewisser Nymphen und das Hinzukommen des Seeräubers, der das Kind an den Hof des Königs von Schweden gebracht hat.

Alle diese Momente erfahren gleichen Tadel, als willkürliche und unberechtigte Erfindung; und doch lagen sie alle im nordischen Mythos für den Dichter bereit, sowohl die Geschwisterehe, als die Nornen, welche dem Menschen sein Schicksal voraus verkündigen, die einherziehenden Sagenmänner und Skalden, welche allerdings ihre Kunst im Gebrauche kaum verständlicher Runensprüche beweisen. Wir finden vor allem in der nordischen Sage das unentrinnbare Schicksal, ebenso schwer lastend, wie es nur je einen Ödipus bedrückt hat. Da hat jedes Helden Schwert seine voraus bestimmte Geschichte und auf dem, der es führt, ruht das Verhängnis, das ihn zu allerlei Nidingswerken zwingt, bis das Geschick erfüllt ist, ebenso wie das Gold der Niflungen, das ganze Geschlechter in den Abgrund reißt.

Natürlich glauben wir alle nicht mehr an diese abenteuerlichen Geschichten, allein dem Dichter, welcher, um mit Schiller zu sprechen, den Menschen und nicht den Menschen darstellt, müssen wir die Freiheit lassen, in den Sagenschatz des ewig jungen Mythos hineinzugreifen.

Zwei prächtige Figuren hat Tasso dennoch diesem Sagenschatze entnommen, seinen Sigurd-Sueno, und seine Alvild-Clorinda. Dies ist das Resultat, auf welches mich meine Vergleichung geführt hat.

Leider entziehen sich mir die zahlreichen neuesten Werke italienischen Ursprungs, welche besonders Tassos Centenarium hervorgerufen hat. Nicht archivalische, sondern nur einige innere und einige historische Gründe vermochte ich zu bieten. Dennoch scheint es mir der Mühe wert, zu beobachten, wie der uralte Stoff immer wieder von neuem keimt und Blüten treibt.

So geht Eine Wurzel der Gerusalemme in den nordischen Mythos hinab. So entnimmt unser Schiller ihm eine seiner schönsten,

dem litterarischen Forscher sich spröde verhüllenden Frauengestalten und führt sie in die deutsche Dichtung zurück. So hängt mit der Gerusalemme und Dantes Inferno Miltons Paradise Lost, und mit diesem Klopstocks Messias zusammen. So wandert die Sage nach Uhlands schönem Bilde, wie Aslauga in der Harfe von den unwirtlichen nordischen Gestaden zu dem schimmernden Süden, alles mit den Blütenranken der Phantasie überspinnend. So verbindet sie verwandtschaftlich die Litteraturen der europäischen Völker, wie die Fürstenhöfe Europas durch Bande der Verwandtschaft aneinander geknüpft sind, und trägt ihre Mission des Friedens und der Gesittung in weite Volkskreise.

Darf ich zum Schlusse noch eine Vermutung, mehr soll es nicht sein, über Armida wagen, welche mir als der eigentliche Gegensatz zur Clorinda erscheint?

Ich sehe in derselben auch einen Typus, jedoch — so berechtigt es auch an sich sein möge — nicht den Typus der keltischen, sondern der Renaissancefrau, allerdings auch unter halb historischen, halb poetischen Formen verhüllt; allein noch mehr als einen bloßen Typus.

Tassos gewissenhafte Anlehnung an die Geschichte veranlaßt mich, anzunehmen, daß er an eine bestimmte Persönlichkeit gedacht haben könne. Zwei Momente erscheinen mir bedeutend: erstens ihre verblüffende und zunächst ganz unglaubliche Bekehrungsgeschichte; sodann ihre Verbindung mit Rinaldo, dem sagenhaften Urahnen des Hauses Este.

Dieses Haus hatte vor nicht allzu langer Zeit eine solche verblüffende Bekehrungsgeschichte erlebt. Muratori in seinen Antichità 2, X, S. 272 f. berichtet mit einer Offenheit, die ihm gewiß nicht leicht wurde, von der erzwungenen Einwilligung Alfonsos I. zu seiner Vermählung mit Lucrezia Borgia, obgleich al duca non piacque il projetto, e meno al principe, parendo loro per varii riguardi non assai convenevole quella principessa alla casa d'Este, solita per nobilissimi parentadi.

Seitdem Lucrezia aber Herzogin von Este war, schien sie ihre Natur in einem Grade verändert zu haben, daß sie nicht nur bei Lebzeiten an Bembo und Aldo Manutio begeisterte Verehrer, sondern nach ihrem Tode entschiedene Verteidiger gegen Guicciardinis schwere Anklagen fand, z. B. Roscoe.

Auf alle Fälle ist diejenige weibliche Figur, welche in der Gerusalemme und augenscheinlich auch bei Tasso den Preis davon trägt, die schöne, trotzige, der eigenen Neigung aus Liebe für Vaterland und Glauben widerstrebende Clorinda, die erst in ihrer Todesstunde dem weiblichen Empfinden Raum läßt, die stolze, kampfslustige Walkyre der nordischen Sage.

Schwäbisches.

Von Hermann Fischer in Tübingen.

1. Ein Gedicht des 16. Jahrhunderts über David.

Die Papierhandschrift der Königlichen öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart, Cod. theol. fol. 61, enthält „Historia David des strittparn unüberwindtlichenn großmechtigen unnd Gottseligenn prophettischenn Köunigs Israel unnd Juda nach inhalt beeder Bücher Samuelis, zusamen gezogen unnd in Rithmos gestellt, gantz nutzlich unnd lustig zu lesen, vorhin also nie gesehen unnd an tag gegebenn wordenn,

Rom : 15.

Omnia quę scripta sunt, in nostram doctrinam præscripta sunt &c." Blatt 2—3 enthalten eine Widmung an den Herzog Christoph von Württemberg mit fast ausschließlich theologisch-lehrhaftem Inhalt; sie ist datiert 1565 und als Verfasser des Gedichts bekennt sich „Tomas Wernher (nicht Wernts, wie der Handschriften-Katalog der Bibliothek liest), kürchen diener zu Hewmaden Stutgarter ampts". Wernher war 1557—1558 (protestantischer) Pfarrer in Dettingen bei Kirchheim, 1558—1568 in Heumaden bei Stuttgart; nach der Vorrede hatte er Weib und kleine Kinder, 1568 muß er gestorben sein, da er auf keiner spätern Stelle mehr vorkommt; da er damals erst elf Jahre im Amt war, so muß er jung gestorben sein. Sein Gedicht erstreckt sich über Blatt 6—93 der Handschrift (die sonst nichts weiter enthält); es ist in Reimpaaren verfaßt und in zwei Bücher eingetheilt: Buch 1 Kapitel 16—31 = I. Sam. 16—31, Buch 2 Kapitel 1—24 = II. Sam. 1—24 und I. Reg. 1. Die Reimerei ist noch nicht die allerschlechteste ihrer Zeit; ich führe sie an für solche, die sich etwa mit der poetischen Geschichte des Stoffes beschäftigen möchten.

2. Zu Georg Rudolf Weckherlin.

Ich habe in meiner Ausgabe, Band 2, 505, gesagt, Weckherlins Sohn Rudolf könne nicht mehr in Stuttgart, vielmehr erst etwa nach 1620, geboren sein. Das war ein Irrthum, den ich in meinem Artikel in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" verbessert habe Schon Bolte, Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 5, 297, hatte die richtige Angabe gemacht, daß Rudolf vielmehr 1617, also vor der am 7. November 1618 in Stuttgart geborenen Elisabeth, geboren ist. Ich will doch auch hier die Sache noch einmal vorbringen,

weil vielleicht Jemand aus England nähere Kunde geben kann. Weckherlin hat sich, wie wir wissen, mit Elisabeth Raworth aus Dover am 13. September 1616 verheiratet (siehe Vierteljahrschrift 5, 298; meine Ausgabe 2, 405). Da er im März 1616 in Stuttgart bei dem Tauffest war, das er im „Triumf“ beschrieben hat, so lag am nächsten, anzunehmen, die Hochzeit habe auch in Stuttgart stattgefunden. Aber die dortigen Kirchenbücher enthalten weder diese Hochzeit noch die Geburt des Sohnes; ferner erfahren wir durch Weckherlin, daß der Pfarrer, der ihn traute, „Th. Freytag“ hieß — einen Geistlichen des Namens hat es aber in Württemberg um jene Zeit überhaupt nicht gegeben. Auch in Heidelberg, an welches man leicht denken könnte, hat die Hochzeit nicht stattgefunden. Somit ist doch die an sich natürlichste Annahme, daß die Trauung in England, am Heimatorte der Braut, stattgefunden habe, auch hier die richtigste; aus Dover habe ich leider hierüber keine Nachricht bekommen können. Am 24. Juni 1616 hat Weckherlin noch die englische Bearbeitung seines „Triumfs“ aus Stuttgart datiert. Nicht lange darauf muß er abgereist sein, um zwölf Wochen später sich in England zu verheiraten. Wie er zu seiner Frau gekommen ist, ob schon bei seinem früheren dreijährigen Aufenthalt in England zwischen 1607 und 1614 oder ob sie mit der Pfalzgräfin Elisabeth im März 1616 in Stuttgart war und ihn dort kennen lernte, das weiß man vorerst noch nicht. Wenn der Sohn Rudolf in England 1617 geboren ist, so wird wohl der Vater damals auch dort gewesen sein; denn erst bei dem Hoffest vom 13. bis 20. Juli 1617 war er sicher wieder in Stuttgart und auch wohl einige Tage oder Wochen vorher schon, weil er bei diesem Fest mitzuthun hatte. Der Sohn kann aber schon Anfang Junis geboren worden sein. Die Tochter wurde dann, wie gesagt, am 7. November 1618 in Stuttgart geboren; wann die Mutter dorthin übersiedelte, wissen wir nicht — am ehesten zugleich mit dem Vater im Sommer 1617, denn es hat sich zwischen 1617 und 1618 in Weckherlins äußerlicher Stellung, die überhaupt keine amtliche war, nichts verändert.

Weckherlins erste Veröffentlichung war der schon erwähnte „Triumf“ über das vom 10. bis 15. März 1616 in Stuttgart abgehaltene Tauffest. Wir besitzen über diese pompösen Hofnullitäten eine weitere sehr ausführliche offizielle Darstellung unter dem Titel „Warhaffte Relation ꝛc.“ (siehe meine Ausgabe Weckherlins 2, 462 ff.). Außerdem habe ich eine weitere Beschreibung dieses Festes in Cod. hist. fol. 84 der Königlichen öffentlichen Bibliothek Stuttgart gefunden:[1]) „Jacob Frischlins Wahrhaffte Erzehlung und Beschreibung

[1]) Ein anderes, am Schluß defektes Exemplar Cod. hist. fol. 325.

in 6 Bücher außgetheilet" ꝛc. Der unermeßlich fruchtbare Reimer hat in Reimpaaren wie alle denkbaren anderen Württembergica, so auch dieses beschrieben. Ob seine Beschreibung sachlich irgend welche Züge enthält, die anderswo fehlen, halte ich nicht der Mühe wert zu untersuchen, ich habe nichts derart gefunden. Er teilt von Weckherlins „Inventionen" mit die Nummern 2 bis 12 meiner Ausgabe, von solchen prosaischen Nummern, die Weckherlin selbst nach 1616 nicht mehr abgedruckt hat und die sich daher auch in meiner Ausgabe nicht finden, die Artikel für das Ringrennen, die Cartelle des Priamus, Scipio Africanus, der Germania, des Lucidor, Aymon, der beiden Rosen, „Verlauff und Historia" der Geschichte von Lasla Janusch, Cartell des Ritters der Hoffnung, des Therion Satyran, für das Fußturnier, des Harminius, der französischen Ritter. Die Abweichungen von Weckherlins Text sind ganz untergeordnete und unselbständiger Natur, und die Vergleichung der Erzählung mit gewissen Partien in Weckherlins „Triumf" zeigt, daß dieses Druckwerk Frischlins Quelle gewesen ist. Einen eigenen Wert hat das Machwerk also nicht.

Eine weitere Beschreibung desselben Hoffestes, die zwar kürzer, aber ganz selbständig ist, hat Philipp Hainhofer gegeben in seinem Bericht an den Herzog Philipp II. von Pommern-Stettin. Adolf von Oechelhäuser hat sich das Verdienst erworben, im ersten Bande der Neuen Heidelberger Jahrbücher, Seite 254—335, diesen Bericht herauszugeben und zu erläutern. Der Name Weckherlins kommt darin nicht vor,[1]) der poetische Theil des Festes ist überhaupt kaum erwähnt. Nicht ganz ohne Interesse ist aber die Nennung eines Venezianers Luca Trono. Derselbe trat nach Seite 297 activ beim Fest auf. Es heißt vom 14./24. März: „Darnach ist man . . . zuer Nachtmahlzeit gegangen, bey wellicher Nachtmahlzeit der Clariss$^{\underline{mo}}$ Luca Trono di Venetia inn PantelonsKlaidern unnd sein Diener in ZannjKlaidern erschinen, unnd vor der Tafell mit einannder agiert, und einen Fürsten nach dem andern angesprochen, auch zuem Regierenden Herrn Hertzogen von Württemberg under anndern gesagt, dieses Fest komme im für, wie Cucagna[2]) — — — und [hat] alleß sein so guet grob Venetianisch fürgebracht, das man seiner auch lachen müessen, und ihne alle Fürsten gar wol leiden mögen, wie er dann den Fürsten erzehlt, er seye sowol von Fürstl: Geschlecht allß sie, und seie es inen recht sich zue vermaschcariern, so seie es ime [auch]

[1]) Oechelhäuser hat auch Weckherlins „Triumf" nicht gekannt, denn er nennt S. 272 ff. als weitere Beschreibungen des Festes nur die von Frischlin und von Assum.

[2]) = Schlaraffenland, was gleich nachher steht: „und vermaine er nicht, das es im Schlauraffenland richtiger zuegehe"; Oechelhäuser S. 325 interpretiert falsch „etwa eine Garküche, in der man alles umsonst haben könne".

nicht unrecht, inn seinem clarissimo habitu aufzueziehen." Seite 301 läßt Ludwig Friedrich von Württemberg den Berichterstatter ein paar Kostbarkeiten sehen, darunter „ein schön geschnitten Geschürrlin, aus dem Goldtupffeten Stain vom Luca Trono erkauft", und Seite 302 wird Trono mit Hainhofer und zwei andern zum Ansehen des Feuerwerks in ein eigenes Zimmer geführt. Daß er ein Goldschmid war, wie Oechelhäuser meint, scheint mir nach der zweiten Stelle doch nicht recht wahrscheinlich; „clarissimo" wäre er dann kaum genannt, und die bei dem Fest selbständig auftretenden gehören, auch wenn sie komische Rollen (Bauern u. dgl.) spielen, sonst immer dem Adel an. Für Weckherlin ist dieser Trono nur interessant, weil ein anderer derselben Familie, Angelo Trono, an Weckherlin das Sonett gerichtet hat, das am Schluß der Oden und Gesänge und in den Ausgaben von 1641 und 1648 durch Weckherlin veröffentlicht wurde (siehe meine Ausgabe 1, 287, 297; 2, 457). Die nächstliegende Annahme ist nun die, daß zwei Mitglieder der Familie Trono 1616 in Stuttgart bei dem Feste gewesen seien; Angelo erzählt, daß er fünf Jahre aus seinem väterlichen Haus entfernt gewesen sei und mehr als ein Land durchreist habe. In der Ausgabe von 1641 und 1648 ist dem Sonett die Jahreszahl 1616 beigesetzt; Weckherlin hat nur ganz selten Gedichte mit Jahreszahlen versehen und in allen Fällen, wo er das gethan hat, haben wir keinen Grund das Datum anzuzweifeln.

Sonst wäre noch eine andere Möglichkeit denkbar. Weckherlin war Anfang 1619 und gewiß auch schon Ende 1618 in Tronos Heimat Venedig; möglich wäre also, daß das Sonett erst aus dieser Zeit ist, dann müßte Weckherlin den 1616 in Stuttgart anwesenden Trono mit dem andern verwechselt und demgemäß das Sonett falsch datiert haben. Aber es wird kaum rätlich sein, das ohne strikten Beweis anzunehmen. Jenen Aufenthalt Weckherlins in Venedig hat schon 1891 A. Pfister in seinem Schriftchen über den Herzog Magnus erwähnt. Am 24. November 1618 ging Magnus in Begleitung des verdienten Diplomaten Benjamin Buwinckhausen, den Weckherlin in Nr. 50 meiner Ausgabe besungen hat, nach Venedig und hat von dort an seinen Bruder, den regierenden Herzog von Württemberg, Berichte geschickt. Nach dem Brief, den Magnus am 28. Januar 1619 an Johann Friedrich schrieb,[1] war Weckherlin bis dahin auch dabei. Es heißt dort: „puisque la bonne commodité s'a presenté pour la retour du M: Weckerlin, i'ay ne uoloyr oublier mon devoir et escrire aussy a nostre A:" . . . . . . „ie uous prie de

[1] Herr Archivsekretär Dr. Schneider hat die Güte gehabt, mir ihn (aus dem Briefwechsel Johann Friedrichs mit seinen Brüdern im Stuttgarter Hausarchiv) zur Verfügung zu stellen.

l'assister M: Weckerlin avec vne maison, il ma seruy fidellement et ie m'en remercie encor que nous m'avez laissé a ce voyage". Auch Bernhard Schafelitzky kommt in dem Briefe vor, Magnus wollte am 29. Januar nach Verona gehen, „pour voir la monstre generale des cheuaulx du C: Shafalizky": ihn hat Weckherlin in Nr. 86 besungen, wonach Schafelitzky in Ligurien gegen den Türken gefochten und in „Istria" sich „in mancher Schlacht" hervorgethan hätte. Wenn also auch Nr. 50, als im ersten, schon 1618 datierten Bande der Oden und Gesänge, vielleicht nicht auf den Venetianer Aufenthalt zurückgeht, so doch gewiß Nr. 86, welche im 2. Band, 1619, steht. Wenn Trono Weckherlin segretario interprete des Herzogs Johann Friedrich nennt, so paßt dazu seine Betheiligung an der Gesandtschaft recht gut; wie die vorstehende Probe zeigt, war das Französisch des Herzogs Magnus der Verbesserung sehr bedürftig.[1])

In Weckherlins Epigramm „An die schöne Marina", Nr. 400 meiner Ausgabe, kommt das doppelte Wortspiel vor „ohn ein F zu Fliegen", das heißt liegen = mentiri, und „ohn ein E liegen", das heißt ligen = jacere. Dr. W. Bohm hat in seiner Schrift über Englands Einfluß auf Weckherlin Seite 75 ein Epigramm des Engländers Donne herbeigezogen, wo he lies = jacet und = mentitur gebraucht ist. Aber das Wortspiel lag im Deutschen nahe genug und das andere mit „fliegen", das im Englischen ebenso möglich gewesen wäre, hat Donne nicht. Zu diesem finde ich einen Vorgang bei Jacob Frischlin in der 1612 gedruckten „Comoedia" von der legendarischen Werbung des Grafen Hans von Wirtemberg um die Tochter Rudolphs von Baden. Dort erzählt ein Aufschneider Gastrodes verschiedene Lügen von fremden Ländern, wo u. a. die Leute fliegen können. Seite 91 heißt es:

Gnatho. Seind dann auch Leut die fliegen künden?
Cario. Botz solt man nicht solche Leut finden?
Gnatho. Lieber mein Gsell wo findt man sie?
Cario. Man findt der Gsellen auch wol hie,
Welche ohn Federn und F. fliegen,
Die nichts thun dann wie ihr da liegen.

Natürlich kann Weckherlin das Wortspiel selbst gemacht haben, aber Frischlins Sachen hat er gewiß gekannt; vielleicht war dieser Witz um und nach 1612 im Lande üblich.

[1]) Was Pfister S. 89 sonst über Weckherlin sagt, ist teils nicht belegbar, teils falsch.

Der junge Opitz.[1]

Von Max Rubensohn in Berlin.

2. Hipponax und Aristarchus.

Ernst Schwabe von der Heiden.

In unserem ersten Aufsatz haben wir den Lesern den jungen Opitz vorgestellt, wie er durch die Bekanntschaft mit Rosina, dem holdseligen Töchterlein seines Görlitzer Rektors Elias Cüchler, zum Liebhaber, durch die Liebe zum deutschen Dichter und durch seine poetischen Herzensergüsse zum Begründer der neuen deutschen Kunstdichtung wurde. Versuchen wir nunmehr, was wir bisher noch unterlassen mußten, die äußeren und inneren Erlebnisse, die diese Entwicklung

[1]) Vgl. Euphorion 2 (1895), 57—99. Dieser zweite Teil war gleichzeitig fertig gestellt worden bis auf ganz wenige Ausführungen, deren Einschaltung sich leider unliebsam verzögert hat. — Ich benutze diese Gelegenheit, um zwei Stellen der im ersten Aufsatz nach Witkowski mitgeteilten Briefe zu verbessern: S. 76 muß es in dem Schreiben Caspar Sinners vom Jahre 1622 statt „veluti fidus elucet in litteris candor" vielmehr heißen: „veluti sidus elucet ...", wie Herr Prof. Diels mit Recht mir bemerkte; S. 82 lautet die Auskunft, die Opitz am 13. Februar 1627 auf die Anfrage Chr. Kölers über das Schicksal seiner Asterie erteilt, nach Reifferscheid (Quellen zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland während des 17. Jahrhunderts. 1889. Nr. 234): „Illam, de qua in nugis meis tot sunt amatoriae delitiae, cave credas esse nobilissimi apud vos (nicht nos, was schwer zu erklären wäre) viri filiam." Köler lebte damals als Hauslehrer in Straßburg und verkehrte hier auch mit Opitzens altem Heidelberger Gönner G. M. Lingelsheim, für dessen liebenswürdige Töchter Opitz am Schluß des Briefes Grüße beifügt. So ergiebt der Zusammenhang, daß Köler die Vermutung geäußert hatte, Opitz habe eine Tochter Lingelsheims in seinen Liebesgedichten gefeiert. Er hätte sich dafür, wäre es ihm schon damals zugänglich gewesen, auf ein Schreiben des Dichters an B. Venator vom Jahre 1628 berufen können (Reifferscheid Nr. 262 Z. 94 ff.), in dem er den trefflichen Lingelsheim und dessen Kinder, die Venator erzog, zu grüßen bittet, „ornatissimam puellam Kunigundam imprimis, cuius pulcra flavedo (holder Blondkopf), Palatinissans lingua (Pfälzer Sprache) et nigelli oculi semper sunt in meis. Veniam cur a sorore aliquando petierim, causae nonnihil fuit, de quo frustra quaeris. .... Tu Batavice (?) illam a me saluta et suavio eleganti amplectere — si licet." Reifferscheid identifiziert nun wirklich S. 809 und 1030 Asterie mit jener Kunigunde und hält deshalb die Datierung des Euphorion 2, 77 besprochenen Gedichtes Venators (1620) für eine absichtliche Täuschung Opitzens. Eine Polemik erübrigt sich nach den, wie wir glauben, jeden Zweifel ausschließenden Entdeckungen über die Person der Görlitzer Geliebten, die Opitz unter dem Namen Asterie verehrte. Die betreffende Stelle der Vorrede von 1624 (2, 73) ist übrigens aus Dan. Heinsius entlehnt, nur daß dieser nicht wie Opitz von der Asterie Platos, sondern von dem Formosus Aster spricht. Die Variation ist daher doch wohl ein bewußter Irrtum zu nennen. Näheres in der Einleitung zu meinen „Griechischen Epigrammen" S. 189 Anmerkung.

hervorgerufen haben, in den Zusammenhang des Lebens unseres Dichters einzureihen und zugleich, vor allem durch eine ausführliche Besprechung des Hipponax, der hervorragendsten lateinischen Dichtung des jungen Opitz, die Entstehungsgeschichte und die Komposition des Aristarchus[1]) und in Verbindung damit die Genesis seiner, das heißt unserer neuhochdeutschen Metrik überhaupt genauer, als es früher möglich war, darzulegen.

Konnten wir den ersten Aufsatz mit der Besprechung der Vorrede des eben genannten Hipponax (Görlitz 1618) beginnen lassen (S. 59), so dürfen wir auch in diesem zweiten Teil von dem kleinen Schriftchen ausgehen, wiederum freilich nicht von der lateinischen Dichtung selbst, sondern von den Germanica quaedam eiusdem argumenti, die anhangsweise angefügt sind. Sie stellen, was man, wie überhaupt das ganze Büchlein, bis jetzt nicht beachtet hat, die ersten von Opitz gedruckten deutschen Gedichte dar. Wir teilen sie genau nach dieser ersten Fassung mit und lassen in den Noten die zahlreichen späteren Varianten folgen, deren Bedeutung für die Erkenntnis der metrischen Kunst des Dichters eine tabellarische Zusammenstellung vor Augen führen wird. Die kurzen lateinischen Geleitworte, die, wie die Vorrede, an C. Kirchner und B. W. Nüßler gerichtet sind, schicken wir den Gedichten voran.

Quanquam satis me nugis putem defunctum, Juvenes doctissimi, tamen ne Latine solummodo delirem, vel propter argumenti affinitatem Germanica quaedam, donec junctim omnia edantur, adjungere hic libuit. Si qui sunt, quorum stomachus concoquere haec non potest, poterunt sane Lucianum rogare, ut vomitorio se purget. Ego et Seneca Graeco Poëtae et Platoni credimus: quorum ille aliquando et insanire jucundum esse; hic frustra poeticas fores compotem sui pepulisse affirmavit. Valete.

I. Sonnet. E Belgico.

WAs wil ich über Pusch, was wil ich über Sandt,
Was wil ich über See vnd durch die wüsten Wellen,
Jn eine frembde Welt den Perlen nachzustellen,
Es sey ans rote Meer oder ins Mohrenlandt.

Mein Lieb hat doch allein (ach das ich sie erkandt!)
Perlen die schöner sind denn jemals funden waren;
Denn jemandt irgendt je von denen die hinfahren
Jn reich Arabien oder Egypten fandt.

Sie tregt in dem Gesicht zween lebend' Asteriten,
Die Lippen sein Corall, die Wangen sein Robin,
Die zarten Brüste sein von schönen Chrysoliten;

[1]) Aristarchus sive De Contemptu Linguae Teutonicae. Auctore Martino Opitio. Bethaniae (ohne Jahr). Excudebat Joh. Dörfer.

O were nicht Demant ihr Hertz' vnd harter Sinn!
Gewinn' ich diesen Schatz, weg aller überfluß:
Was sol mir Gutt vnd Geldt so ich ihr darben muß?

Varianten (nach den Jahreszahlen der Ausgaben — 1624, 1625, 1629, 1644 — citiert, fehlt eine solche, so ist die Lesart in allen von 1624 ab die gleiche; vgl. die Einleitung zu meinen „Griechischen Epigrammen" S. 190, 201, 209 ff.).

I. Überschrift: Sonnet 1624 (S. 96): Aus dem Niederländischen (Euphorion 2, 86) 1625—44 (Sonnete XVI, respektive XX): Sonnet Bloem-Hof 48a // 2 wüste // 4 es sey ins Mohrenlandt? (, 1624): of t' swarte Mooren lant! Bloem-Hof // 5 allein' 1625—44 // 6 Die Perlen die so schön' (schön 1624) als: Peerlen, die schoonder zijn, dan // waren, 1624 (ebenso vor „die") / 7 Als irgend jemand auch: Dan oyt noch yemant sach //, welche faren 1624: die da fahren 1625—44: van al, die heenen varen // 8 Ins Reich Arabien vnd gantz E., f. 1624: In Reich-Arabien vnd in E., f. 1625—44: Na t'vet Arabisch rijc of drooch Egyptisch strant // 9 Die Augen sind an ihr zween' 1625—44: Sy draecht in haer ghesicht twee // Edel 1624: edel' 1625—44: levend' // 10 sind .... sind 1625—44: zijn ... van // 11 sind die schönsten 1625—44: Haer borstkens zijn ghemaecht ... van gulden Chrysolithen (; nur in 1618) // 12 Hertz 1624. 1629. 1644: herte // zarter (!) 1644 13 Gewinn 1624 // 14, so // v für ü im Anlaut nur in 1618 nicht verwendet, ebenso in den folgenden Gedichten. — Vgl. Euphorion 2, 96, vielleicht ist auch „Asteriten" Z. 9 eine Anspielung auf Asterie, Asteris.

II. Epigramma.

WAs lieb' ich doch so sehr die Heyden vnd die Wüsten?
Was laß' ich mich nach den Waldgöttinnen gelüsten?
Mein Lieb die übertrifft doch aller Wälder ziehr,
Diana weichet auch an schönheit selber ihr?

Was laß' ich mir so sehr die Blümelein gefallen?
Mein Lieb ist doch allein die Blum der Blumen allen,
Deßgleichen nie zuvor ist kommen an den Tag.
O wie glückselig ist, welcher sie brechen mag.

II (nur in 1624 S. 96, an I angeschlossen. Auch aus dem Niederländischen?).

1 lieb // 2.5 laß // 6 hatt (!) // 8 der, so sie brechen mag?

III. Aliud.

Ex Mureto.

WEnn nicht die Sonne scheindt, vnd wenn vns quelt der Regen,
Niemand sich frölich macht, aller Muth thut sich legen.
Mein Lieb, wundert euch nicht das ich solch trawren führ:
Ich regne selbst, vnd ihr, O Sonn, seidt nicht bey mir.

III. Überschrift: Epigramma auß dem Mureto 1624 (S. 18): Auß dem Muretus 1625—44 (Teutsche Epigrammata, VII).

1 Wann 1625—44 // vnd wann vns trifft 1624: , vnd netzt vns stets 1625—44 // 2 Fleucht alle Fröligkeit, Hertz, Muth vnd Sinn sich legen, 1624: So spüren wir an vns daß Muth vnd Sinn sich legen: 1625—44 // 3 sey nicht bestürtzt, // führ, 1624: führ': 1625—29: führ; 1644 // 4 du, o Sonn, bist nicht bey mir 1624: du, O Sonne, bist nicht hier 1625—44.

IV. Aliud.

Perit perire nolens.

Ob vns der liebe Last schon viel Pein leget an,
So frewet man sich doch wenn man ihr' Holdt erwirbet.
Ohn' ihre Werck die Welt gar nicht bestehen kan.
Wer nicht verterbet wird durch Liebe, der vertirbet.

IV. Überschrift: Aliud. Perieram nisi periissem (so auch in einem Briefe an Buchner vom Jahre 1637; Geiger, Mittheilungen XXII) 1624 (S. 96, nach II): fehlt 1625—29 (Deutsche Epigrammata, XLVIII). — In 1644 ist das Epigramm nicht aufgenommen.

1 Legt vns die Liebe gleich viel Wiederwillen an, 1625—29 // 2, wann man ihr' (ihr 1624) Huld erwirbet: (, 1624) 1624—29 // 3 Ohn 1624—29 Wercke doch hier nichts bestehen kan; 1625—29 // 4 verderbet 1624—29 //, der verdirbet 1624: der verdirbt 1625: der vertirbet 1629.

V. Aliud.

E Casp. Barthio translatum.

Die keusche Lieb' ist dieses Lebens Sonne,
So vnser Hertz' anblickt mit Frewd' vnd Wonne:
Der rote Mund ist ihr Altar; der Kuß,
Das Opffer so man ihr verehren muß.

V. (nur in 1624 S. 97). Überschrift: Ein anders (nach IV).

1 Die Keusche Lieb // 2 Hertz erquickt mit frewd vnd wonne, // 3 Altar: // 4 Opffer, so

VI. Echo oder Wiederschall.

Echo Göttin die man niergendt kan finden,	
Vnd bist doch nicht wenn man dich rufft dahinden,	
Antworte mir auff meine Frage.	Frage.
Was thue ich in des Tages Hitze?	Sitze.
Ob ich mich mit dir vnterrede?	Rede.
Was ists das mich so thut außsaugen?	Augen.
So hat mein Lieb an sich die Stücke?	Tücke.
Vnd krieg' ich das für meine Trewe?	Rewe.
Thut sich doch nichts so hart erweisen!	Eysen.
Wie mach' ich's denn, das ich's erleyde?	Leyde.
Wie thue ich das ich sie erbitte?	Bitte.
So sol ich mich jhr vntergeben?	Geben.
Was machet mich aber recht lieben?	üben.
Muß ich die Lieb' andern verschweigen?	Schweigen.
Vnd die Begier heimlich verbergen?	Bergen.
Vnd so wirdt sich das Blat noch wenden?	Enden.
Wie mach' ich das ich's end' erwarte?	Warte.
Was werd' ich denn zu letzt erhalten?	Halten.
Es ist genug hab' ich die Gnade.	Ade.

VI. (nur in 1624 S. 97, nach V; vgl. Poeterey, das V. Kapitel, ferner Euphorion 2, 91 Anmerkung 4 und den Abdruck in meinen „Griechischen Epigrammen" S. 125 nebst den Noten). Überschrift: Echo oder Widerschall.

1 Komm, Echo, komm, die niemand nicht kan finden // 2, wann man dir rufft, // 3 Frage, frage (ebenso nachher rede, leide, bitte, geben, oben, eigen,

enden, warte, halten) // 5 Daß ich // 7 So kan mein Lieb die falsche stücke? Tücke. // 8 krieg ich das vor. // 10 Wie mach ichs dann, daß ichs // 11 ich, daß // 13 Was macht mich dann rechtschaffen lieben? oben. // 14 lieb auch andren schweigen? eigen // 15 fehlt // 16 So wird sich ja // 17 mach ich es, das ichs // 18 werd ich dann zuletzt // 19 genug, hab ich.

Übersicht über die in 1624—1644 vorgenommenen metrischen Veränderungen. (Citate ohne Jahreszahl sind aus dem Hipponax (1618) entnommen. N. L. = Neue Lesart.)

	1. Betonungsgesetz		2. Apostroph		3. Elision des e vor Konsonanten	
	verletzt:	beobachtet:	gesetzt:	fortgelassen:	zugelassen:	beseitigt:
I.	3.4.[1]) . .	1624—44.	5: 1625—44.	1618.		
	6. . .	1624—44.		1624 (?).		
	7. . .	1624, anders	6: 1625—44.	1624 (N. L.).		
		1625—44.	9	1624.	9 zween[2])	zween' edel'
	8. . .	1624, anders	12	1624. 1629.	lebend'	1624—44.
		1625—44.		1644.		
			13	1624.		
II.	2		1	1624.		
			2	1624.		
	8	1624 (ungenügend).	5	1624.	6 Blum der Blumen[3]).	
III.	2 (zweimal)	1624, anders 1625—44.	3: 1625—29.	1618. 1624. 1644.	4 O Sonn, seidt: o Sonn, bist 1624	du, O Sonne, 1625—44.
	3	1624—44.				
IV.	1	1625—29.				
			2 . . . . (vor h)	1624.	3 ihre Werck die: 1618—24	Wercke doch: 1625—29.
			3 (ohn') . . .	1624—29.		
V.			1	1624.		
	2	1624.[4])	2	1624.		
			2	1624.		

[1]) Man beachte die holländische Vorlage, deren genaue Nachbildung, wie unsere Citate (oben S. 26) zeigen, einen Teil der Verstöße hervorgerufen hat.

[2]) „Zweene" hielt also Opitz für die normale Form, mußte daher, um elidieren zu können, das sinnvolle levend' der Vorlage beseitigen und, indem er zunächst nur das Adjektiv änderte, erzielte er in 1624 baren Unsinn, den er dann 1625 einigermaßen verbessert hat. Auch in III 4 ist die Korrektur von zweifelhaftem Werte.

[3]) Auch „allein die" würde Opitz später beseitigt haben, siehe zu I 5, ein weiteres Beispiel unten.

[4]) Aber sehr zum Schaden des Sinnes.

	1. Betonungsgesetz		2. Apostroph		3. Elision des e vor Konsonanten	
	verletzt:	beobachtet:	gesetzt:	fortgelassen:	zugelassen:	beseitigt:
VI.	1 (dreimal)	1624 (dreimal).				
	3: 1618. 1624.					
				4: 1618. 1624.		
	6: 1618. 1624.			(6: 1618. 1624.)		
	7? . . .	1624.				
			8	1624.		
			10 (dreimal)	1624 (dreimal).		
				11: 1618. 1629.		
	13 (abér)	1624 (dafür rechtscháffen)				
	14 (zweimal)	1624 (einmal)	14 . . .	1624.		
	15	fehlt in 1624.				
	16?	1624.				
			17 (dreimal)	1624 (zweimal).		
			18	1624.		
	19?: 1618. 1624.		19	1624.		
	22mal in 53 Versen (= 40%).	16mal in 1624, also an 6 Stellen ist keine Verbesserung eingetreten: II 2 (nach den Waldgöttinnen) IV 1 (viel Pein) VI 3 (Antworte) 6 (Außsaugen) 14 (Muß ich, vgl. 16), 19 (hab' ich): d. h. nur in Compositis und bei einsilbigen Wörtern, deren Behandlung zweifelhaft und schwierig war.	24mal (in 1618 bereits 21mal).	24mal in 1624, 4mal in 1618, 1mal in 1625, je 2mal in 1629 und 1644.	4mal in 1618: in 1624 1mal korrigiert, in 1625—44 3mal (II 6 kommt nicht in Betracht).	Thun zur Umschreibung: III 2 (1618), VI 6 (1618—24), VI 9 (1618—24), vgl. 11. Enjambements: I 7, V 3. Alliteration: IV 1, 3· vgl. I 14.

Aus Gründen, deren Berechtigung unsere an die metrischen Eigenheiten der betreffenden Gedichte anknüpfenden Darlegungen sofort ergeben werden, sei hiermit gleich die Untersuchung weiterer, chronologisch bestimmbarer Jugendgedichte **Opitzens** wie seines **Freundes Ernst Schwabe von der Heyde** (Euphorion 1, 58. 384) verbunden.

A. Die im **Aristarchus** angeführten Verse.[1])

	1. Betonungsgesetz verletzt:	2. Apostroph gesetzt:	2. Apostroph nicht gesetzt:	3. Elision des e vor Konsonanten (und Abstoßung der Endung):	4. Verschiedenes:
I.	1 (zweimal)			1 (Fortun stieffmutter; „Fortune" ist die volle Form, Trost-Gedichte II 437, vgl. auch „der Fortune Tempel" 1644 II 60)	Verkehrung der Worte (ἀναστροφή, Poeterey VI S. 168): 4 12 27.
	2				
	(3 du lebendiger Todt ist nicht anzuführen, siehe Grimm)				
			7 (ehr)		
	11				
		13, 18 zufried'		14 (blum die)	Enjambements (Poeterey VII S. 185): 5 6 14 f.
	18 (er helt es für rhümlich)				
			19 (ers) 22 (ists)		
	25 (Gott aber)				
		27			
	30 (zweimal, offtmals nicht mitgerechnet)				Thun zur Umschreibung: 16 (thue siegen).
	31 [2])			31 (in der erst schwer)	Allitteration: 26 (schirm vnd schilt)
		32		32 (stundt mit)	32 (stell' vnd stundt).
II.	33 35				
III.				40 (ein schön wirth: da ist ein schöner Wirth 1624—44)	

[1]) M. Opitzens **Aristarchus** und **Poeterey**. Herausgegeben von G. **Witkowski**. Leipzig 1888. S. 98 ff. Die Dichtungen selbst lasse ich unten folgen.

[2]) Auch den Anfang „ob es gleich in" könnte man hierher ziehen, unbewußt hat Opitz in dieser Zeit noch Päone zu Beginn der Verse für richtig erachtet (–◡◡–), so erklären sich wohl auch 2, 11, 25, 33.

	1. Betonungsgesetz	2. Apostroph		3. Elision des e vor Konsonanten (und Abstoßung der Endung):	4. Verschiedenes:
	verletzt:	gesetzt:	nicht gesetzt:		
IV.	41, 42 (zweimal: in dem) einsilbige Wörter	41 (zweimal) 42 (zweimal) 44 48[1])		47 (ohn falsch, und ein solchen)	Priamelhafte Anaphoren: 41 f. (dadurch die freie Betonung veranlaßt). Enjambements: 45—47. 53. 55. Allitteration: 51 (ein schatten vnd ein schein).
V.					
VI.		54 (gern') 1624	nur' gern 1618 (Druckfehler).	56 (fron des)	
	13 (14)mal in 56 Versen (= 23%), und zwar 9mal in dem ersten Gedicht, nur 4mal in den übrigen.	11mal.	3mal.	8mal.	

B. Auff Herrn Sebastian Namßlers Hochzeit (1618).[2])

1. Betonungsgesetz		2. Elision des e vor Konsonanten	
verletzt:	beobachtet:	zugelassen:	gemieden:
1 denn zuthun pflege	zu thun dann pflege 1624—44.		
5 Venus das ist . . .	Die Venus ist 1624—29: Ja Venus ist 1644.		
5 freundlichen Jungfrawen	Der wolgestalten Frawen 1625—44.		
8 Dannher endlich entspringt	Darauß entspringen muß 1624—44.		

[1]) „halt' ich," freilich erst im zweiten Abdruck des Aristarchus (1624).

[2]) Ich kann meinen Citaten den in Breslau aufbewahrten Einzeldruck der Orchestra Melica für die zu Bunzlau am 26. Februar 1618 gefeierte Hochzeit zu Grunde legen (Euphorion 2, 68). Unter den Proteleia amicorum erscheint Opitzens Beitrag an 6. Stelle, begleitet von vier Jambi claudi (auch in den Silvae p. 110, aber um sechs Verse vermehrt) und einem kleinen Briefchen an den Bräutigam, aus dem ich folgendes hier wegen seiner Beziehungen zum Aristarchus

1. Betonungsgesetz		2. Elision des e vor Konsonanten	
verletzt:	beobachtet:	zugelassen:	gemieden:
(10 Ist nur bloß vnd allein	Ist eintzig [einig] vnd allein 1624—44.)	10 allein wie	allein ob 1625—44.
		11 vor Schmuck sich	ist Schmuckes voll 1625—44.[1])
		15 die Straaß, die	die Straß' vnd 1625—44.[1])
		16 vnser Hertz Cupido	welchen Amor weiß 1625—44.[1])
20 Biß wir endlich eingehn	Biß endtlich wir gemacht 1624: So wird von vns gemacht 1625—44.		
21 f. ... Vnser Mannhafftes Hertze Vnser Weißheit	daß vnser standthafft Hertze, Kunst, Weißheit 1624: daß vnser grosses Hertze, Kunst, Weißheit 1625—44.	22 Lob vnd Ehr, muß 1624	21 Ehr vnd Lob muß 1625—44.
25 f. manchér wil sich ... manchér wil sich	bald wil sich der ... bald wil sich der (vnd jener wil sich 1625—44) 1624—1644.		
		28 voll seufftzen ist das Hertz. Das	Voll seufftzens ist die Brust. Das 1625—44.
(29 O wie glückselig ist, Herr Bräutigam 1618. 1624	Wie gut, Herr Bräutigam, ist aber 1625—1644.)[2])		
		30 mit ewrem Lieb begeben	mit ewrem Lieb' ergeben 1625—44.
		32 von der Fortun gantz (oben S. 30)	von Liebes Pein 1624: von Liebesnoth 1625—44.

(siehe unten) anführe: Habes, Mi Namslere, quod petisti .... Vides ergo versus, tenues illos et inconcinnos: quales ab homine curis distracto proficisci solent. Libuit autem mihi a more usitato secedere et Teutonice loqui (2, 69, Anmerkung 1). Quoniam lingua nostra reliquas et puritate aequat et gravitate procul dubio vincit. Si quis est, qui lepores hos ferre non potest, atroci stylo effodiat quicquid velit. ... Vale cum ipsa et — virum te praesta. — Das Büchelchen ist in demselben Verlage erschienen wie der Hipponax; wenn trotzdem kein einziger Apostroph sich findet, so liegt das wohl daran, daß unter den 16 poetischen Glückwünschen der von Opitz allein in deutscher Sprache abgefaßt war. Da war denn jenes „merkwürdige Zeichen" dem Setzer doppelt ungewohnt. Das Gedicht steht 1624 S. 46; 1625 S. 111; 1629, 2, 205; 1644, 2, 97.

[1]) Sehr zum Schaden des Sinnes.

[2]) Also „glück" erschien dem Dichter zu schwer für die zweite Senkung. Wie wie fast immer, hat er den Sinn mit der Änderung verschlechtert.

1. Betonungsgesetz		2. Elision des e vor Konsonanten	
verletzt:	beobachtet:	zugelassen:	gemieden:
33 ziehen an Venus Wagen	an Venuswagen ziehen 1624—44.		
		34 mit ihrem Joch bemühen 1624	an ihrem Joche mühen 1625—44.
39 was man sonst zuthun pflegt	39 f. sind in 1624 –1644 aus Anstandsgründen ganz umgeformt.	7mal in 1618, 8mal in 1624.	**Verschiedenes.** Volkstümliches geändert: 18 die runden Kügelein; 14 thut vns so sehr bethören; 27 der thränen weite Bach aus beiden Augen quillt (dafür: die rohten Augen sind mit Threnen gantz erfüllt); 14 und 27 erst in 1625. Wiederholungen beseitigt: 25 Mancher wil sich . . . , mancher wil sich, in 1624 noch: bald wil sich der . . . . b. w. s. d.; 31 Ihr liebet ohne Furcht, ihr liebet ohne Neidt, dafür ihr liebet (buhlet 1625—44) o. F. in wahrer Freundligkeit! Rhetorische Epanalepsis: 25 (Anfang) das kan ein Weibesbildt und 28 (Schluß) das kan ein W. Ähnlich Euphorion 2, 70: Ist das der Danck? (Z. 33 und 36.)
43 es lassen jetzt anstehn	die süssen (süsse 1624) Wercke stehn 1624—44.		
(44 Biß es vns dermal eins 1618—25	Biß dermal eins es vns 1629. 1644.)		
15mal in 44 Versen (= 34%).	14mal in 1624, nur Z. 5 unterblieb die Änderung.		

C. Auff Herrn Caspar Kirchners vnd Jungfrawen Martha Queisserin Hochzeit (1619).[1] (Ernst Höpfner: Beiträge zur deutschen Philologie. J. Zacher dargebracht. Halle 1880. S. 301 f.)

Weitere Einzeldrucke aus dem Jahre 1618 sind leider nicht erhalten, ein recht bedauerlicher Verlust, da nur sie uns die allmäh-

[1]) Nach dem Straßburger Gratulationshefte (Argentorati. Excudebat Marcus ab Heyden. 1619. 4°) von Höpfner zum ersten Mal veröffentlicht. Es steht

liche Entwicklung der Opitzischen Rhythmik in unzweideutiger Weise übermitteln würden. Das Gedicht auf M. Ruthards Hochzeit (Euphorion 2, 68 ff.: 11. Juli 1618), das nur in 1624 S. 42 abgedruckt ist, scheint uns freilich in der Originalfassung vorzuliegen, da der Dichter es aus dem 2, 71 angegebenen Grunde für seine Ausgabe (1625) nicht bestimmt und daher auch wohl nicht metrisch umgearbeitet hatte. Es enthält in seinen 72 Versen folgende 15 Verletzungen des Betonungsgesetzes (= 21%): 5 noch Jungfrawen, 6 früh vmbschawen, 10 kan einweihen, 11 Ewer vnmüssig, 14 von der ich, 21 lassen . . . einkehren, 35 Letzlich vor meine Müh, 40 Jungfraw, 42 Vmb das gläserne Feld, 48 in der Welt, 52 die Nacht Tag — der Tag Nacht, 53 mit lebendem Todt, 68 Werdet jhr nemen ein. Etwas früher setze ich ein Gedicht an,[1] das in ziemlich stark veränderter und verkürzter Gestalt aus 1624 in 1625 herüberkam, also in ersterer Ausgabe wohl auch in der ursprünglichen Form vorliegt. Wir fanden in den 42 Zeilen nur folgende vier (= 10%) Verletzungen: 15 Ein Tag ist ein gantz Jahr (Ein Tag der ist ein Jahr 1625—44), [16 Wird mit trübseligkeit: wird ohne Schlaff 1625—44], 27 Oder wie Orpheus (Vnd wie der Orpheus 1625—44), [28 Daß davon vberal: Daß vberal darvon 1625—44], 32 In aller Ewigkeit Stammbuch (fehlt in 1625—44), 41 glantz auffgehet (Sonn' auffgehet 1625—44). Einen ganz zuverlässigen Maßstab zur Kontrolle bietet uns aber erst ein Gedicht aus dem folgenden Jahre 1619, das in der ersten Fassung auf uns gekommene Epithalamium auf den Vetter des Dichters, Caspar Kirchner (Euphorion 2, 60 und 80 f.). Seine metrische Eigenheiten seien daher auch wieder in übersichtlicher Tabellenform mitgeteilt.

1. Betonungsgesetz		2. Elision des e und Abstoßung der Endung		3. Verschiedenes.
verletzt:	beobachtet:	zugelassen:	beseitigt:	
		2 Vnd an der Temse rand sich 3 ein lustig grünes Thal	Vnd an der Temse sich mit 1625—44. ein schönes grünes Thal 1625—44.	Auslassung des regens vermieden: 8 An Winters statt . . . an Sommers (dafür 1625—44: Man sihet nichts als Lust . . .).[2]

in 1624 S. 30. Die Hochzeit fand erst nach dem 18. März 1619 statt, dies Datum bezieht sich vielmehr auf Opitzens Promulsis (2, 81); siehe unten.

[1]) „An den Edlen Johann von LandtsKron, alß er von jhm verreiset“, 1624 S. 97 f., 1644 II 38 f. LandtsKron wurde am 4. Juni 1618 in Heidelberg immatrikuliert. Vorher war er in Frankfurt mit Opitz zusammen. Darnach bestimmt sich die Abfassungszeit.

[2]) Z. 21 ist an statt der Weißheit güter in 1625 in anstatt der wahren güter verwandelt, wohl um die grammatische Beziehung deutlicher zu machen.

1. Betonungsgesetz		2. Elision des e und Abstoßung der Endung		3. Verschiedenes.
verletzt:	beobachtet:	zugelassen:	beseitigt:	
		9 In dieses edel Orth	in diesen edlen Orth 1625—44.	Verkehrung der Worte: 39[1]) das ... ich nicht zuthun beger (ich mir noch nicht be gehr 1624).
18 Auffgabet	Vnd Weisheit 1625—44.	32 ein end. / Laßt Aristoteles (—lem 1624)	ein End'. / Jetzt laßt den von Stagir 1625—44.[2])	Enjambements: 14 mit frischen Pferden / Gereiset.
		34 der hohen Künst der	der hohen Kunst der 1624—44.	
		36 ins Werck gericht	in 1625—44 dafür ein anderer Vers eingesetzt.	18 wie ihr der Lust der Tugend / ... ergabt die Blüt' 1625—44 (ihr auß lust d. T. / Auffgabet ... 1619. 1624).
(40 Daß so ich wolte thun wer' euch	Was aber ich will thun ... 1624).			
		41 offt geschrieben (dagegen z. B. 49: ohn' einige).	vor geschrieben 1625—44.	26 erschöpffen können / Den Grund.
52 hinlauffen wo man kriegt	(wohl deshalb nicht geändert, weil hier hin = dahin ist.)	46 der gülden (gulden 1624) Hesperus	der güldne H. 1625—44.	29 der Sternen / Vnd Himmels (zu beachten) eygenschafft.
				41 geschrieben / mit grosser Höffligkeit.
			(44 wird ... zu Hause bracht, um zu Hauſ' gebracht zu vermeiden).	
2mal in 52 Versen (= 4%).	1mal in 1625—44, keinmal in 1624.	8mal.	8mal, davon nur 1mal in 1624.	

1) 37—40 sind in 1625—44 getilgt; siehe 2, 65.
2) Diese schulmeisterliche Strenge (Poeterey VII S. 37) berührt fast komisch.

D. Schwabes Metrik.[1])

	1. Betonungsgesetz	2. Apostroph vor Vokalen		3. Unerlaubte Elisionen:	4. Verkehrung der Worte:	5. Verschiedenes.
	verletzt:	gesetzt:	nicht gesetzt:			
I.	5 ausstéhet. 8 hertzlíche. 10 schnel trift (letzter Fuß). 11 witzlos. 12 ist, schönheit. trieglíches.	5 in Lieb' 7 hielt'. 8 rew'. 13 rew'.		4 hertz vol (nicht nach Opitz'Norm). 10 Hertz schnel. 12 ohn Tugend (s. o. S. 35). 14 allein wird (s. o. S. 26 zu I 5).	1 die ihr höret an. 14 Auß Tugend wahre lust allein wird zubereitet.	Allitteration: 1 sturmwind wehet. Sprachliches: 2 reimelein. 3 treuelein. 11 herummer. Lesarten: 9 Und fliehet solche brunst (lies: fliehe).
II.	15 nur, dér Sterbliche.				15 Zu dieser zeit nur der Sterbliche dichtet. 18 so sie nicht gar ist Todt.	Sprachliches: 16 heufftig zugerichtet = in Haufen.
III.	19 Möcht' ích	19 Möcht' 20 stimm' köndt' 21 Verstand'			21 was mir hat die Natur ... / Versaget (zugleich Enjambement).	Wortspiel: 19 deines schattens schatten. Sprachliches: 23 heltest.
IV.	23 Weil dás Glück). 26 (heldín).		26 hertz.	24 hertz weil. (26 hertz heldin würde auch Opitz dulden, Poeterey VII S. 39).	23 Weil das Glück vnter dir du heltest ... 25 Weil auch sein trutz dir ist ein schertz.	26 jedes tapffers hertz. Enjambement: 28 Dazu dein Nahme wil, wenn er ... / Auch bringen.
V.	27 Gantz Engelích bistú an géstalt vnd geberden.[2])					

[1]) G. Witkowski, Aristarchus und Poeterey, S. 100 ff. Bekanntlich sind die Schwabischen Verse im Aristarchus erhalten.

[2]) „an gstalt vnd an geberden" steht in der 2. Auflage von 1624; wohl nicht von Opitz, sondern von Zinkgref gebessert (!).

	1. Betonungsgesetz verletzt:	2. Apostroph vor Vokalen gesetzt:	nicht gesetzt:	3. Unerlaubte Elisionen:	4. Verkehrung der Worte:	5. Verschiedenes:
V.	29 wer du inwéndig bist.	(30 ohn' all arg.)	30 ohne arg.[1]			Sprachliches: Durchmengen einen Namen = ein Anagramm bilden.
VI.	31 in dér Welt. 32 vnd géneus. 33 sorglós also.			31 ohn sorgen.		Gradation: 34 vol sorgen, gremen, plagen.
	15mal in 34 Versen (= 44%) bei Weglassung der leichteren Fälle.	9mal.		5mal.	7mal.	

Versuchen wir nunmehr, zunächst mit ein paar Strichen, die Skizzen auszuführen. Was das Hochzeitsgedicht auf Kirchner belangt, so hat bereits Höpfner, dessen Urteil gerade in metrischen Dingen Beachtung verdient, das Richtige gesehen: In den Eigentümlichkeiten, die sein eigentliches Verdienst ausmachen, ist Opitz, im engen Anschluß an die Verskunst und nicht minder an den poetischen Stil des Daniel Heinsius (siehe unten) im Frühjahr 1619 bereits fertig. Gewiß hat er, wie auch unsere Tabelle lehrt, noch im Laufe der Zeit konsequenter das Betonungsgesetz anwenden, strenger, das heißt oft unglaublich pedantisch, in der Wortstellung, in der Zulassung von Elisionen sein lernen, aber eine eigentliche formale Entwicklung hat er nach dem Jahre 1618 nicht mehr durchgemacht, in Heidelberg[2]) so wenig wie in Leiden. Umgekehrt könnte man davon sprechen, daß er in Heidelberg begonnen hatte, zum sangbaren Liede überzugehen und auch sonst mit der Alleinherrschaft des Alexandriners zu brechen. Von diesem, durch den genius loci, vor allem durch die Erinnerung an Schede (Melissus) eingegebenen, umstürzenden Gedanken brachte ihn der Aufenthalt in Holland ab und ließ ihn endgültig für die poetischen Grundsätze des Heinsius sich entscheiden, in ihnen das Heil der

[1]) Nach dem Anagramm „Engel ohne arg" hat offenbar auch in diesem Verse ursprünglich „Engel ohne arg" gestanden, ist aber beim Druck des Elisionsgesetzes wegen von Opitz geändert worden.

[2]) Man sollte also nicht immer Heidelberg als „den Ausgangspunkt der litterarischen Umwälzung, die Opitz brachte" (Höpfner nach W. Wackernagel: J. Fischart von Straßburg, S. 126) bezeichnen; man könnte die Stadt höchstens den Ausgangspunkt seines Einflusses nennen.

deutschen Dichtung erblicken. Man führte als Beweis des Gegenteils bisher die Straßburger Ausgabe (1624) an, die Opitz 1620 in handschriftlicher Form in Heidelberg zurückgelassen hatte. Hier sei das Accentuationsgesetz noch nicht durchgeführt, zu dessen klarer Definition er vielmehr erst 1624 gelangt sei. Deshalb habe er Zinkgrefs Unternehmen nicht gebilligt, ja hätte am liebsten seine früheren Arbeiten unterdrückt. Gewiß, nach dem von Witkowski in seiner Ausgabe (S. 36) zuerst richtig angeführten Briefe Berneggers vom 24. Juli 1623 kann es nicht bezweifelt werden, daß Zinkgref gegen den Willen des Dichters handelte (carmina Germanica... te vel invitum in famae clarioris ore constituent) und dieser Grund zur Unzufriedenheit, jedenfalls zu dem energischen Proteste hatte, den wir in lateinischer und deutscher Fassung besitzen.[1]) Die Hauptstellen muß ich mitteilen.

Poeterey, das V. Kapitel (Braune S. 24): „Welchen buches halben, das zum theil vor etlichen jahren von mir selber, zum theil in meinem abwesen von andern vngeordnet vnd vnvbersehen zuesammen gelesen ist worden, ich alle die bitte denen es zue gesichte kommen ist, sie wollen die vielfältigen mängel vnd irrungen so darinnen sich befinden, beydes meiner jugend (angesehen das viel darunter ist, welches ich, da ich noch fast ein knabe gewesen, geschrieben habe) vnnd dann denen zuerechnen, die auß keiner bösen meinung meinen gueten namen dadurch zu erweitern bedacht gewesen sein. Ich verheiße hiermitt, ehestes alles ... zue rettung meines gerüchtes, welches wegen voriger vbereileten

[1]) Nicht beachtet hat man den zuerst in der Ausgabe von 1625 abgedruckten Vers Gruters:

Utile qui miscet dulci, placet omnibus. Ergo
Quid renuis, Opiti, displicuisse nequis.
Denn: Mercuriusque orbi es alter et alter Amor.

Also auch Gruter hatte davon gehört, daß Opitz sich sträube, seine Dichtungen in Straßburg drucken zu lassen. — Wenn übrigens Witkowski von der Breslauer Originalhandschrift des angeführten Briefes Berneggers spricht, so beruht diese Angabe auf einem Versehen, wie A. Reifferscheid „Quellen zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland während des 17. Jahrhunderts“ 1, Nr. 126 S. 767 nachgewiesen hat. — Daß Opitz an sich gegen die Herausgabe seiner Gedichte durch einen anderen Gelehrten nichts eingewendet haben würde, zeigt das Beispiel des von ihm als unerreichbares Vorbild verehrten Daniel Heinsius, der ebenfalls seine in niederländischer Sprache verfaßten Gedichte durch einen anderen herausgeben ließ: Dan. Heinsii Nederduytsche Poemata. By een vergadert en uytgegeven door P(etrus) S(criverius). Tot Amsterdam. 1616. Offenbar hat sich Zinkgref (wohl nach früherer Verabredung mit Opitz) hiernach gerichtet, vgl. auch den Anfang des Titels: Martini Opicii Teutsche Poemata. — Auch seine lateinischen Dichtungen wurden, was hier erwähnt sein mag, nicht von Opitz selbst, sondern E Museio Bernh. & Guil. Nüssleri veröffentlicht (Francofurti, 1631: Euphorion 2, 78).

edition sich mercklich verletzt befindet, ... jederman gemeine zuemachen."

Opitz an Buchner 5. Oktober 1624 (Geiger, Mittheilungen aus Handschriften, S. 31; Reifferscheid S. 783): Zinegrefius libello, quem ante aliquot annos Heidelbergae concinnaveram, plurima sine discrimine adiecit, [quae] indigna luce publica et mendis plena, cum ab admodum puero conscripta fuissent, merito exposueram. Itaque etiam atque etiam peto, ne ex nugis istis coniecturam de reliquis rebus meis facias, sed donec brevi emendatiora et auctiora prodeant (das geschieht in der Ausgabe von 1625), inque amicum, qui nullo quidem malo animo, intempestive tamen meque inscio (hyperbolisch) ista prodire passus est, culpam omnem reiicias.[1])

Also ganz deutlich unterscheidet der Dichter zwischen den Poesien, die er selbst ausgesucht, verbessert und zusammengestellt, und denen, die Zinkgref eigenmächtig aus der noch unübersehenen und ungeordneten Masse hinzugefügt habe. Nur diesen gebührt der Tadel. Ein Gedicht also, das so korrekt wie das Hochzeitsgedicht auf Kirchner abgefaßt ist, war mit Recht aufgenommen, und der Dichter würde nur sehr weniges geändert haben. Das gleiche gilt von zahlreichen anderen,[2]) gilt auch im ganzen von den Band 2, 87 ff. mitgeteilten Görlitzer Carmina. Sie waren für die Gesamtausgabe von Opitz sorgfältig revidiert worden, nur weniges fand er in rhythmischer Hinsicht in der von ihm selbst veranstalteten Ausgabe von 1625 nachzubessern. Wenn er 1625 vor allem Apostrophe einzusetzen hatte,

---

[1]) Am 6. November schreibt Opitz an Zinkgref (Reifferscheid S. 197): Poematum meorum editionem a Zetznero (so heißt der Verleger der Straßburger Ausgabe) iterari nollem ... ob errata plurima a me (hier vermeidet er also Zinkgref gegenüber in feiner Weise jeden Vorwurf) inibi commissa. Auch in der von Reifferscheid S. 771 mitgeteilten handschriftlichen Dedikation der Straßburger Ausgabe an Georg Rudolf von Liegnitz heißt es: ... hos adolescentiae suae lusus ab aliis collectos et editos, donec maturiora simul et digniora sequantur, d. d. d. M. O.

[2]) Ich habe die sämtlichen Dichtungen von 1624 mit den entsprechenden der folgenden Ausgaben verglichen. Zeit und Raum erlauben es mir nicht, hier genauere Nachweise zu liefern; hoffentlich bekommen wir bald eine historisch-kritische Ausgabe von Opitzens sämtlichen Werken. Verweisen will ich nur auf das metrisch vorzüglich gelungene Hochzeitsgedicht auf Herrn Johann Geißel (1624: S. 44; 1644: 2, 98) und auf die Sonette der Veronica Gambara (1624: S. 16, 30, 49, 55, 63, 66, 72; 1644: Nr. XXII—XXVIII), die zwar sprachliche und stilistische Änderungen erfahren haben, metrische aber fast gar nicht. Immerhin scheint auch der Dichter selber, nach der 1620 in Heidelberg geschriebenen Vorrede zu schließen, manches aufgenommen zu haben, was ihn formell nicht befriedigte. Es heißt dort: „Es werden vielleicht auch hier nit wenig sachen gefunden werden, so dem andern an der güte der wort vnd erfindung nit gleichen, weil sie zum theil vor dieser Zeit geschrieben worden." Über die Gedichte aus den Bloem-Hof sprechen wir noch.

so lag das nicht an seiner früheren Unkenntnis des Elisionsgesetzes, sondern an der Sorglosigkeit des Straßburger Herausgebers oder Setzers. Vielmehr hatte er schon in Görlitz die Regel über den Apostroph richtig erfaßt, wie unsere Tabelle ganz deutlich erkennen läßt und wir unten noch näher ausführen werden. Auch die Auslassung des **e** vor Konsonanten hatte er sich nur an wenigen Stellen gestattet. Der Rigorismus, mit dem er in diesem Punkte später verfuhr, hat ihn allerdings, wie besonders die Änderung von „lebend' Asteriten" (Augen) in „edel Asteriten" zeigt, ganz wunderliche, oft geradezu sinnverderbende Korrekturen vornehmen lassen[1]) (ähnlich wie seine damals zwar durchaus begreifliche, uns Moderne aber meist seltsam anmutende Scheu vor volkstümlichen Fügungen und Ausdrücken; siehe die Tabellen). Was aber das Accentuationsgesetz betrifft, so beweisen die zahlreichen Verletzungen, daß er zum deutlichen Erfassen in Görlitz durchaus noch nicht gelangt war, vielmehr sich begnügte, bei den Cäsursilben und den Versausgängen auf sprachgemäße Betonung mit Strenge zu achten. Auf diese Punkte hat auch Schwabe sein Augenmerk gerichtet: den sprachgemäßen Wechsel von Hebung und Senkung als bestimmendes Prinzip hat er so wenig wie Opitz in jenen Görlitzer Veröffentlichungen (den Gedichten des Hipponax und dem Hochzeitsgedicht auf Namsler) gekannt,[2]) unbewußt angewendet haben es wohl beide zuweilen, weit häufiger freilich der schlesische Dichter.

Kompliziert und eigenartig ist das Verhältnis der von Opitz herrührenden Dichtungen des Aristarchus. Die erste, die an Fortuna gerichtet ist, verdient in formeller Hinsicht das absprechende Urteil, das Höpfner (a. O. S. 299) über „die abscheulichen Verse" gefällt hat, „denen auch der leiseste Anklang an den Meister Heinsius fehlt." Gleich die ersten Verse:

O Fortun, o Fortun, stieffmutter aller frewden,
Anfeinderin der lust, erweckerin der noth,
Du todtes leben, ja du lebendiger Todt,
Durch welcher grimm sich mus manch trewes hertze scheiden . . .

---

¹) Da er „eh," ebenso wie oft, ohn, zween u. s. w., vor Konsonanten später verwirft, so sieht er sich zu zahlreichen Umformungen veranlaßt. Sehr bezeichnend ist folgende: In der 3. Ode heißt es in der zweiten Strophe

Ein hohes Schloß wird von den Schlägen
Das starken Donners eh' berührt (1624 S. 91); . . .

Dies „eh'" mußte gebessert werden, und Opitz konnte es über sich bringen, von 1625 an in allen Ausgaben den Donner die hohen Schlösser nicht „eher", sondern „mehr" berühren zu lassen. Daß er auch Schwabes Gedichte von solchen Gebrechen zu heilen versuchte, scheint mir das Anagramm auf Helena Rogge „Engel ohne arg" zu erweisen, siehe oben S. 37 zu Z. 30, vgl. auch die Note zu Z. 27 auf S. 36.

²) Man vergleiche besonders die Zahl der Verletzungen des Betonungsgesetzes in den verschiedenen Gedichten, wie sie die Tabellen angeben.

lesen sich, als hätte sie der jugendliche Verfasser, was er auch sonst (siehe unten) gethan, aus einem seiner lateinischen Gedichte übersetzt und daraus Substantiva wie „anfeinderin“, „erweckerin“ genommen (vgl. auch die verschiedene Betonung von „Fortun“); ja die erste Zeile ließe sich ohne Schwierigkeit wiederherstellen:

Fortuna, o Fortuna, noverca o laetitiae omnis.

Ganz anders aber[1] hat man in rhythmischer Hinsicht über die übrigen kleinen Gedichte des Aristarchus zu urteilen. Auch hier kann ich mich auf einen Gelehrten berufen, dessen Feingefühl in Fragen der Poetik nicht bezweifelt werden wird, auf Wilhelm Wackernagel. Er hat in seinen „Proben der deutschen Poesie“ (2. Band, S. 247) außer einem längeren Bruchstück aus dem „Trost-Gedichte“ im ganzen nur achtzehn Gedichte von Opitz mitgeteilt: als Nr. I und II aber stehen zwei Epigramme des Aristarchus, die, wie der übrige poetische Inhalt der Jugendschrift, von dem Dichter selbst der Aufnahme in seine Poemata nicht gewürdigt wurden. So abscheulich können also wohl diese Proben nicht sein, denn Wackernagel hat zwar Charakteristisches zu geben sich bemüht, aber Häßliches, Mißlungenes „nicht ohne Not“ aufgenommen. Doch wir werden besser thun, die Dichtungen für sich selber sprechen zu lassen.

I.

37 Die schönheit fleucht hinweg als wer sie nie gewesen;
Wer sie mit Tugend schmückt ist selig vnd genesen:
Als den sieht alles wol vnd siehet hurtig auß,
40 Als den wohnt ein schön wirth in einen schönen hauß.[2]

II.

Was in der welt die Sonn', in der Sonn' ist das licht,
In dem licht' ist der glantz, in dem glantz' ist die hitze:
Das ist vns Menschen auch die wahre libes pflicht,
Vnd ein getrewes hertz': es ist nichts nicht so nütze.

---

[1]) In sofern scheint mir allerdings die Polemik Witkowskis (Aristarchus, S. 16) gegen Höpfner gerechtfertigt: die Verse des Schlesiers sind ihm „gar nicht um so viel kläglicher als viele des Heinsius.“

[2]) Ich gebe den Text und (einige) Varianten nach der sorgfältigen, für diese Zwecke unentbehrlichen Ausgabe Witkowskis, der zum ersten Mal den ersten Druck des Aristarchus benutzt hat. Auch Wackernagel, der I und II aufgenommen, giebt nur die zweite Ausgabe (1624) wieder.

I. 37 fleicht // 38 genesen = unangefochten (die Stelle fehlt bei Grimm) // 39 f. sind in 1624—44 aufgenommen (1624 S. 67, 1625—44 als Epigramma XXXI, siehe unten): Da stehet alles wol, da sieht es lustig auß, / Da ist ein schöner Wirth, da ist (vnd auch 1625—44) ein schönes Hauß Zu „hurtig“ vgl. Schoch, LXXVII. Lied Nr. 11: „Was einem Jäger hurtig stehet, das ist ein grüner Hasel-Straus“ // „Als den“ = alsdenn (alsdann).

O wie glückselig ist auch in dem höchsten schmertzen,
Der dem ein trewer Freund mit liebes brunst von hertzen
Ohn falsch ist zugethan. ein solchen in der noth
Vnd wiederwertigkeit halt ich für einen Gott.[1])

III.

Der liebe brunst bald frewde macht dem hertzen,
Bald lohnet sie mit wehmut vnd mit schmertzen,
Es ist ihr glantz ein schatten vnd ein schein,[2])
Vnd ihre lust ist bitter-süße Pein.

IV.

33 Wollust vnd vppigkeit der welt must du vermeiden,
Vnd treten mit gedult der scharffen dörner weg,
So er dich tragen sol auff den lieblichen steg,
Vnd in das schöne schlos der wahren lust und frewden.

V.

53 Du adeliches blut, der welt vnd ihres hauses
Geh müßig, wie du thust, leid nur gern' an in not,
Vnd schlag der Tugend nach, so wird man dir, nechst Gott,
In künfftig schreien zu: O kron des gantzen Hauses.[3])

Wie erklärt sich nun aber der augenfällige Unterschied, den in rhythmischer und — man vergleiche wiederum die Tabelle — auch in sprachlicher Rücksicht die Gedichte des Aristarchus aufweisen? Zur Beantwortung dieser Frage müssen wir einen Weg einschlagen, der uns zwar schließlich zum Ziele führen wird, aber an so vielen anderen Stationen verweilen läßt, daß der Leser über diese Umständlichkeit zürnen und ungeduldig werden könnte. Aber jene anderen Punkte, die wir so zugleich erledigen, decken sich vollständig mit dem unserer Arbeit gesetzten Ziele, die Entstehungsgeschichte des Aristarchus und Hipponax sowie die Görlitzer und Frankfurter Periode im Leben des Dichters chronologisch und litterarisch genauer zu fixieren. So wird sich denn der Gang unserer Untersuchung, obwohl sie hinsichtlich der Metrik des Dichters nicht direkt auf ihr Ziel lossteuert, hoffentlich durch die unterwegs gesammelten Resultate rechtfertigen.

---

[1]) halt' 1624 (fehlt bei Witkowski). Zu Z. 41 f. vgl. oben S. 31.

[2]) Siehe oben S. 31.

[3]) Anagramm:

Johannes von Landtßkrone der jüngere.
O kron des hauses: leid nur gern an in not.

Ursprünglich hieß es sicher: „gerne“. Aber dem Elisionsgesetz ist das durch das Anagramm geforderte r und damit auch der Alexandriner zum Opfer gefallen. 53 Hauses 1624 (Druckfehler) / 54 nur' gern 1618, siehe S. 31; zu leid an vgl. Grimm, wo freilich wiederum unsere Stelle fehlt, ebenso wie bei müßig gehen // 56 Ins 1624.

Wir erwähnten bereits Euphorion 2, 67 des eigentümlich schwermütigen Tones, der sich durch zahlreiche Dichtungen des jungen Schlesiers zieht und besonders in den lateinischen oft zu rührendem Ausdruck kommt.[1] Ungeschickt zwar und unbeholfen finden wir nun das gleiche Motiv in jener Elegie an **Fortuna** durchgeführt, deren Anfang wir oben brachten. Nach der Anrede an die wandelbare Göttin fährt der Dichter also fort:

Sol deine grawsamkeit denn auch mein junges leben
(Des allen vngeacht das mir Natura mehr
Als ich auch wirdig bin geschencket gunst vnd ehr)
In trübniß vnd gefahr so trawrig lassen schweben?

Du scheutzliche Chimer, sieh wozu du mich bringest,
Da ich von kindheit an mit vnverwandtem sin,
Standhafft vnd vnverzagt alzeit gewesen bin,
Jetzt bitter zehren mich auch zu vergiessen dringest.

Ey bis mit dem zufried': ey las dir doch genügen,
Das deiner stralen brunst an meines alters blum
Die frischen bletter gantz verdörret: diesen rhum
Las dir doch sein genung ......

Ein „freyer heldt“ begnügt sich mit der Niederwerfung des schwächeren Feindes.

Vnd du, o **schnödes weib**, wilst mich so hoch verderben,
Vnd dir ists nicht genung daß du mich so gerührt,
Ja durch **viel creutz vnd leidt**, durch **angst vnnd noth** geführt,
Du denckest dir auch noch bey mir vmb mehr zuwerben.

---

[1] **1.** An **Val. Senftleben**, 31. Januar 1616, Strenarum libellus (Zuschrift): Aeterna tristitia me damnat rerum mearum **tenuitas**, quae tuis beneficiis **nunquam** superesse poterit. **2.** An **Dornau**, Dulc-Amarum T 3 v, 1618 (siehe unten): Nos, viles umbrae, quos conscia numina Divum / Ferre **animum ignavo maiorem viribus aevo** / Et misere angustas **inter sordescere curas** / Non capiente suam mandant re **paupere** mentem. **3.** An **Rüßler**, 1618 (Band 2, 67): At nobis **aetas viridis**, spes magna juventae / Pressa **sub adversae pondere sortis** abit. **4.** An **Jacobi** (siehe 2, 66), 1619: Nos **miseris** vitae florem depascere **curis** / Cogimur et **sortis** de **levitate** queri; / Ingeniumque meum **duro sub pondere** languet. **5.** An **Daniel Heinsius**, 1620, Silvae p. 39: Quo me cunque tamen fata (o **fata aspera**!) ducent. **6.** An **Kirchner**, 1621, Silvae p. 43: Quod si firma mihi, ut **semper**, Fortuna negatur. **7.** An **M. Bartsch**, 7. Mai 1622, Silvae p. 101: Hoc etiam **adversae** par est ascribere **sorti**. **8.** An **Kopisch**, 1622, Silvae p. 52: At nunc Fata negant, mihi **semper iniqua**. **9.** An **Bethlen Gabor**, Neujahr 1623, Silvae p. 32: Non alias mihi divitias Fortuna reliquit (als die Poesie): Ipsius immensas arca **recondit** opes. **10.** An **Lingelsheim**, 1630, Silvae p. 36: Nempe domi fuerat satis haud fortasse malorum; / Quam facio (nach Paris) inveniunt et **mea damna** viam — Stellen wie Has Sors **divitias** (sc. doctrina, ingenium), **haec** mihi **dona** dedit (1618: Ad Germaniam, vor dem Aristarchus), wo Opitz also seine geistigen, poetischen Gaben den ihm versagten Glücksgütern gegenüberstellt, habe ich nicht berücksichtigt. Sie finden sich sehr zahlreich.

Gott aber ist mein schutz, dem wil ich das vertrawen,
Was mir noch vbrig ist: er ist mein schirm vnd schilt,[1]
Wenn ich jhn nur fleh' an, gar keine noth mehr gilt.
Auff jhn wil ich allein in allen nöthen bawen.

Wer sich auff Gott verlest, der mag gar künlich dencken,
Daß er alles vnglück, so vns offtmals zusteht,[2]
(Ob es gleich in der erst schwer vnd gedrang hergeht)
Zu seiner stell' vnd stundt mit frewden werde lencken.

Inhaltlich wird, wie ich glaube, auch Höpfner diese Zeilen nicht „abscheulich“ (oben S. 40) nennen wollen, gehören sie doch zu den wenigen echt lyrischen Stücken Opitzens, in denen das innere Gemütsleben des Dichters zum Ausdruck gekommen ist oder besser nach einer poetischen Gestaltung gerungen hat.[3] So sei denn eine Vermutung über ihren Anlaß gewagt, die zugleich für jene metrische Frage und die Entstehungsgeschichte des Aristarchus einen Ausgangspunkt bieten wird.

Fröhliche und glückliche Tage hatte Opitz in Beuthen verlebt (seit Januar 1616). Hier empfing er in dem Schlosse seines vornehmen Gönners, Tobias Scultetus von Schwanensee (2, 69), dessen Sohn er zu erziehen hatte, in anregendem Verkehr mit den Gelehrten des Schoenaichianum, vor allem mit dem vielgewandten damaligen Rektor, Caspar Dornau, jene ersten folgenschweren Eindrücke, die ihn zum Gesetzgeber und Erneuerer der deutschen Dichtung allmählich werden ließen. Hier las er oder hörte er doch von französischer, italienischer und holländischer Dichtung, hier wurde er auf den Alexandriner aufmerksam gemacht und zu eigenen, wenn auch noch unvollkommenen Versuchen in dieser neuen Versart veranlaßt (2, 65; 69). Hier hörte er von den Bestrebungen des Straßburger Kreises, in den sein Vetter Kirchner (2, 60) schon 1615 eingetreten und durch den dieser dichterisch mannigfach angeregt war,[4] hier hörte

---

[1]) Oben S. 30 zu dem Vers.

[2]) Zusteht = zustößt. Man könnte leicht das Betonungsgesetz herstellen durch die Umstellung: „daß alles vnglück er, so offtmals vns“!

[3]) Ganz anders lautet daher auch das Urteil über die Verse in Bartholds „Geschichte der Fruchtbringenden Gesellschaft“ S. 88: „Sein schmerzvoller Anruf an die Fortuna, die Stiefmutter, versteht zwar noch nicht den Wortton mit dem Fall des Verses zu vereinigen und kennt noch keine Zeitmessung, verrät aber schon ein glückliches Studium.“

[4]) Diese Straßburger Einflüsse hat in Anschluß an W. Wackernagels kurze Bemerkungen („J. Fischart von Straßburg“ Basel, 1874 S. 122 ff.) zum ersten Male E. Höpfner dargelegt: „Straßburg und Martin Opitz“ („Beiträge zur deutschen Philologie“; siehe oben S. 33). Das Gratulationsheft des Straßburger Kreises (1619), in das auch Opitzens Gedicht auf Kirchners Hochzeit (siehe oben S. 33) Aufnahme fand, hat er mit vollem Rechte für seine Ansicht angeführt, desgleichen das Lob, das der Straßburger Professor Bernegger dem deutschen Dichter Kirchner erteilt.

er vor allem und sah er, wie Dornau gegen den Verfall der Muttersprache, gegen das Fremdwörterunwesen auftrat: hier entstand der Plan und gewiß schon ein Stück der Niederschrift des Aristarchus. Aus diesem geistig angeregten, auch poesieverklärten Leben wurde er plötzlich durch einen Umstand herausgerissen, der nirgends, auch von seinem Biographen nicht, genauer bezeichnet ist (vgl. Hoffmann von Fallersleben, Spenden 2, 66, Leipzig 1844). Bei Köler heißt es (Laudatio, in Breslau am 11. November 1639 gehalten, c. XIV): Sed paulo post mutatus status Nostri fortunam quoque involvit: qui exinde in Academiam Francofurtanam concedens, per annum illic cum Nüslero suo vixit. Es ist nicht unmöglich, daß Köler von jener wichtigen Änderung in den Verhältnissen seines Helden, von dem Ereignis, das der Übersiedelung nach Frankfurt (wie er meinte) voraufging, in der That nicht mehr wußte, als er so lakonisch in seinem Panegyrikos vermeldet, aber nicht ausgeschlossen ist es auch, daß er vor seinem aus Schülern und Lehrern des Breslauer Elisabethanum, aber auch aus kaiserlichen Beamten bestehenden Publikum gewisse Dinge zu erwähnen Anstand nahm, die dem Lobe oder, nach den eigentümlichen Anschauungen der Zeit, dem guten Ruf des Dichters Abbruch thun konnten. Nach anderen Quellen haben wir uns also umzusehen: An einigen Stellen seiner lateinischen Gedichte äußert Opitz sein Mißbehagen über das rüde Treiben der Studenten, ihre ausschweifenden Zechgelage wie über die Brüderschaften, die bei solcher Gelegenheit geschlossen würden, die dann freilich ihren Ursprung nicht zu verleugnen vermöchten.[1]) Dies Thema

---

[1]) In dem 1617 in Benthen (unten S. 46) geschriebenen Propemptikon an W. Cothurnus heißt es: „Falschheit und Heuchelei hasse ich wie die Hölle. 19 Non ista nobis, mi Cothurne, mens fuit: Nos corda bina contubernio unico Artissime ligata conservavimus, Diuque nos amavimus bona fide. Et hac manebo mente, dum mi spiritus Fovebit artus. Quem semel mihi eligo, 25 Semper reservo: nescius constantiae Illius inconstantis, inter Liberi Quando calorem se novus miscet calor Condendi amoris intimi: fraternitas, Ructum inter atque faetidam trullam (Schöpfkelle) sata, 30 Quidnam potest olere quam tales locos, unde exilivit; e culina qui venit, Praefert saporem. Nil diutius moras Aevi caduci sustinet quam literas Innatus inter et libros tenax amor. 35 Hic nos catena non solubili (aus Heinsius Poem. p. 143) ligat, Hic nos ligabit: ito, sive Mauriti Herois invidendi Athenaeum placet, Sive alia terra, semper isto pectoris Tamen latebis abditus specu mei". Das bisher unbekannte Gedicht steht in: Guil. Cothurni & Bern. Guil. Nussleri (siehe unten), ornatiss. iuvenum, Propemptica, cum Marpurgum studiorum gratia abirent. Mart. Opitius scripsi. Bethaniae ad Oderam. Literis typog. Joh. Dörferi (Exemplar in Fürstenstein). Ich habe den ganzen zweiten Teil mitgeteilt, weil er für Opitz und seine Treue und Hingebung in der Freundschaft charakteristisch ist. In der Frankfurter Matrikel wird im Winter 1615 als 45. unter 108 Studenten Wilhelmus Cothurnus Fridlandensis Bohemus aufgeführt. Er war also ein Landsmann von Nüßler (2, 60) und wohl durch diesen

wird auch in einer lateinischen Elegie gestreift, die er seinem Vetter Caspar Kirchner kurz nach dessen Rückkehr in die Heimat zusandte (also Anfang 1618, siehe unten):

Felix qui patriis aevum traducit in umbris
  Et laeto notis pectore vivit agris.
Illum non misero plebs importuna boatu
  Terruit et vanos iussit inire dies.
Illum non nimium grandes ursere cululli
  Ebria nec medio mens natat uda mero,[1]
Ille sub illunis torpentia sidera noctis
  Non aliis turbas quas dedit, ipse luit.
Sed placido semper rorantia pocula vultu
  Temperat, Aonidum solus et ipse sui. (Silvae p. 51).

Ich vermag den hervorgehobenen Vers nicht anders zu erklären als durch die Vermutung, daß Opitz unschuldig in studentische Händel verwickelt, eine böse Erfahrung mit der Disziplinargewalt machte, die ihn zum Verlassen der Schönaichischen Akademie veranlaßte. Diese Annahme scheint mir bestätigt zu werden durch einen an sich höchst auffallenden Umstand, der selber ohne sie jeder Erklärung spotten würde. Es finden sich nämlich in dem S. 45 erwähnten Propemptikon an Nüßler vom Jahre 1617 Verse, die in einem späteren Druck fortblieben oder geändert wurden. Zum Teil hatte das einen ganz plausibelen Grund. Nüßler hat nämlich ebenso wenig wie Cothurnus die beabsichtigte Reise nach Marburg (ad Hassiacas Athenas) zum Besuch der Universität ausgeführt. Cothurnus begab sich vielmehr 1618 nach Heidelberg (7. April inskribiert), Nüßler dagegen kehrte nach Bunzlau zurück (2, 60). Opitz tilgte respektive änderte daher alle Anspielungen auf jene Marburger Studienfahrt, manchmal natürlich in etwas gezwungener Weise, und in dieser Umformung findet sich das Gedicht in den von Nüßler 1631 herausgegebenen Silvae p. 43 ss. Aber uns interessieren hier andere Varianten. Es fehlen nämlich von den auf seinen Beuthener Beschützer Tob. Scultetus (oben S. 44) bezüglichen Versen in der späteren Version zwei, 33 f.: Incorrupta illibatae virtutis imago, Dives opum, ast animo ditior ipse suo; und durch die Änderungen beziehungslos geworden sind 55 f.: Sic vivam casto deperditus igne, libellis Heroisque satis tutus amore mei

mit Opitz befreundet. So unterliegt es denn keinem Zweifel, daß die zwei Sonette, die in Nüßlers „Hochzeitliedern" (1624) abgedruckt sind unter dem Namen Wilhelm Bundschuch — sie fehlen bei Welti, Geschichte des Sonetts — eben von unserem Cothurnus herrühren, desgleichen das bei Reifferscheid, Quellen 1, 824 erwähnte vom Jahre 1628 wie die Abschrift einer dacischen Inschrift, ebendort S. 806 (Guil. Pundschuchius Silesius); vgl. noch Reifferscheid S. 900 und Nr. 430 (Epikedia auf seinen Tod, 1632). Weiteres unten.

[1]) Cululli die großen Humpen. Natare von Betrunkenen bei Ovid.

dafür später: Sic lepidis vitae traducam tempora curis. Sic vivam Musis deditus atque mihi; fast wörtlich in dem etwa gleichzeitigen Gedicht an Säuftleben, siehe unten: ..... totus deditus atque sibi"; Epigr. p. 100). Wer Opitzens Art kennt, weiß, daß er solche Weglassungen und Änderungen stets mit großem Bedacht, oft aus persönlichem Anlaß vornahm. Offenbar war er zu der Zeit, für die diese Fassung bestimmt war, nicht mehr tutus amore seines Patronus, und vermutlich hing diese Entfremdung mit jener anderen Angelegenheit zusammen.[1]) Nun wird uns jene melancholische Dichtung verständlich sein auf Fortunas unbilliges Wüten gegen den frommen Jünger Apollos. Wann aber ward er so durch „creutz vnd leid, durch angst vnd noth geführt", und wohin wandte er sich von Beuthen aus? Beide Fragen sind mit ziemlicher Bestimmtheit zu beantworten. Ein und dasselbe Gedicht ist es, das die gewünschte Aufklärung bringt.

Valentin Senftleben, der Rektor der Bunzlauer Stadtschule, der sich um die geistige Entwicklung des Dichters (besonders um seine ausgebreitete Kenntnis der lateinischen Sprache) außerordentliche Verdienste erworben hatte, wurde im Jahre 1617 zum Bürgermeister seiner Vaterstadt erwählt. Zu seiner Einführung (8. September) erschien ein Gratulationsheft der Freunde: Super amplissimi et prudentissimi Dn. Valentini Sänftleben Honoribus, cum Boleslaviensis Consul creatus esset, amicorum carmina. Bethaniae ad Oderam.[2]) Unter den Gratulanten befindet sich auch der dankbare Schüler Martinus Opitius, Candid. Poës. et LL. ac Philol. Studiosus, mit 4 Gedichten, von denen die mittleren beiden (je zwei Distichen) in die lateinischen Epigrammata (S. 100 f.) Aufnahme fanden, während das erste (13 Distichen) und das vierte (29 Skazonten) nicht wieder abgedruckt worden sind. Für uns haben die Skazonten ein besonders Interesse. Sie enthalten nämlich eine von dichterischem Selbstbewußtsein zeugende Huldigung an Bunzlau:

---

[1]) Wenn er im Aristarchus (1618, siehe unten) ihn Dn. ac Maecenas meus aeternum venerandus .... Heros literatissimus nennt, so spricht das natürlich nicht dagegen; ebenso wenig, daß er (Silvae p. 37) sich bei Gruter 1619 einführt durch Berufung auf Scultetus' Gunst. Das Zerwürfnis mag auch vor seiner Abreise nach Heidelberg wieder beigelegt sein; er spricht von ihm (ebendort) als seinem pater ... et si quid dici plus quoque patre potest. Das sei sein größtes Glück.

[2]) Eine andere Sammlung wurde in Görlitz gedruckt, sie bringt das wichtige Datum: Vota Valentino Sänftleben scripta ab amicis, summo in Republ. Bol. honore in ipsum collato, ad VI. Id. Septembr. Anno MDCXVII. Gorlicii. Ioannes RhaMba eXCVDIt. Die „Ratskur" fand in der That am 8. Sept. 1617 statt; Wernicke, Chronik 305.

Ferax Bolesla, grande Slesiae lumen,
Et hortulorum dulciumque rivorum,
Sed & virûm nutricula alma doctorum;[1])
Quos forte nomen inter audiet pulchrum
Opitii non impotens tui Musa[2])
Virgisque committenda paedagogorum
Sed sat virilis, sed decora, sed fulgens
Famaeque plena literariae Musa.

Daß sich die Verse nicht etwa, wie man angenommen hat, auf die Übersiedelung nach Breslau (Herbst 1614) beziehen, also aus früherer Zeit stammen, daß sie vielmehr wirklich die Abschiedsworte des Dichters darstellen, als er Herbst 1617 eine seiner unwürdige Stellung annehmen mußte, beweist nicht nur ihre Gewandtheit, nicht nur ihre Unterschrift, sondern gerade jene ganz und gar mißverstandene Zeile, die die Musa des Dichters, die schon litterarischen Ruhm gewonnen (der Strenarum libellus und vor allem einzelne Beuthener Dichtungen[3]) sind gemeint), als virgis committenda paedagogorum hinstellt. Nicht der Dichter selbst, sondern sein poetisches Talent soll ja von pedantischen Schulmeistern geknebelt werden.[4]) Hätte Witkowski (Aristarchus und Poeterey S. 13) den Hipponax genauer gekannt, er wäre vor dem argen Mißverständnis bewahrt geblieben, das seine Darstellung in diesem Punkte entstellt hat, auf das des weiteren einzugehen übrigens keinerlei Anlaß vorliegt. Denn zu seiner Entschuldigung ist eben hier wie in der ganzen Verkennung der Görlitzer Episode und der an sie sich knüpfenden Folgerungen seine Unbekanntschaft mit der Originalausgabe des Hipponax anzuführen. Eine etwas ausführlichere Darlegung des Inhalts dieser nun schon so oft erwähnten Görlitzer Dichtung, deren Vorrede wie auch der Anhang deutscher Gedichte bereits 2, 60 und oben S. 25 ff. mitgeteilt wurde,

[1]) Poemata 1644, II S. 40: „Buntzlaw ..., die zwar fast kleine Statt, Doch die viel grosser Leut' in sich erzogen hat."

[2]) Ähnlich Euphorion 2, 62 in Bezug auf Görlitz.

[3]) Hierher gehören aus dem zweiten Buche der Silvae: p. 74 Ad Tobiam Scultetum, p. 78 Nisa ecloga, ferner die zwei S. 45 f. genannten Propemptika, endlich p. 75 Daphnis ecloga. Ad Tob. Scultetum. Von letzterer giebt es in Berlin einen bisher nicht beachteten Sonderdruck:

Martini Opitii / Daphnis. / Bethaniae / ad / Oderam. / Literis Joannis Dörferi. / An. CIↃ IↃCXVII. 3 Bl. Auf der Rückseite des Titels steht: Illustri magni/fico et nobilissimo / viro. dn. / Tobiae à Schwannensee / et Bregoschitz, cognomento Scul/teto .... Heroi Literatissimo, Mae/cenati domestico / D. C. Q. / Autor.

[4]) Dadurch ist auch Lindners Ansicht (1, 241), der sich Höpfner und andere anschließen, ausgeschlossen. Er erblickt in den Hinkjamben ein Abschiedsgedicht, „als Opitz nach Frankfurt an der Oder gegangen". Also ist Opitz auch nicht, wie Höpfner annehmen muß, schon „etwa September 1617" nach der märkischen Universität gelangt. Siehe unten.

wird am besten unser Urteil begründen und zugleich die Fragen, die uns beschäftigen, ihrer Lösung ein gut Teil näher führen. Sie wird auch, wie wir hoffen, den Lesern ein deutliches Bild geben von der Kunst, mit der es Opitz auch in seinen lateinischen Gedichten verstand, Fremdes mit Eigenem, Erlebtes mit Erdachtem oder Nachempfundenem zu verknüpfen.

Sein Vorbild war Daniel Heinsius. In der mir vorliegenden sechsten Auflage der Poemata des Niederländers (Lugduni Batavorum 1617) befindet sich als zweite Abteilung eine Sammlung gemischter Gedichte, deren einigendes Band das choliambische Versmaß bildet und die deshalb den Titel Hipponax führen. In der Zuschrift an den gelehrten Arzt Reinerus Bontius spricht der Dichter von des Freundes erhöhter Würde, aber unverändert gebliebener Geringschätzung der äußeren Güter und kommt so auf die firmitas animi zu sprechen, die doch ein viel höheres Gut darstelle, ein unverlierbares. Ein hoher und erhabener Sinn schätze jeden nur nach dem Maßstab dessen, was er sich selber verdanke. So wolle auch er sich in diesem Büchlein ganz so geben, wie er sei, auch seinen perturbationes völlig freien Lauf lassen: Schurken und Banausen wolle er an den Pranger stellen; aber auch die süßen Spiele des Amor sollten nicht fehlen, die den ermattenden Stil am besten zu beleben vermöchten (!). Berühmten Mustern folge er hierin, und weise Lehren habe er überdies überall eingestreut. An Plato (oben S. 25) brauche er nur zu erinnern. — Opitz hat nicht nur einzelne Gedanken, sondern, wie schon der Vergleich mit unserer Wiedergabe 2, 60 ergiebt, ganze Sätze in seine Widmung herübergenommen.[1]) Wie

[1]) Nachweise im einzelnen zu geben darf ich mir wohl ersparen. Wohl aber seien aus Opitzens Vorreden zwei Stellen mitgeteilt, die sich genau an Heinsius' Zuschrift angelehnt haben.

Heinsius.	Opitz.
Scis nonnunquam ludos meos ac amores, quibus more maximorum hominum languentem excitare stylum soleo (nachher: styli causa vel argumenti), non illibenter cantillare ... Cum praesertim saeculorum omnium exemplo id fiat. ... Unum divini Caesaris Scaligeri librum evolve: ubique Lesbias, Adamantias, Lollias, Martias, Crispillas, Pantheas, Telesillas, Pasicompsas et quas non invenies. Quamquam .... sapientiae plurima praecepta hac occasione nobis exciderunt. Ut	Poemata. Zuschrift an Ludwig von Anhalt, 1625 (vgl. 2, 85): Sie (die Tadler) wissen nicht ..., daß in solchen (Liebes) Gedichten jhm ein Poet, die Sprache vnd sich zu vben, wol etwas fürnimpt, welches er in seinem Gemüte niemals meynet; .. so wenig als glaublich ist, daß der Göttliche Julius Scaliger so viel Lesbien, Crispillen, Adamantien, Telesillen, Pasicompsen, vnd wie sie alle heissen, geliebet als gepriesen habe. Teutsche Poemata 1624. An den Leser (geschrieben 1620): der Natur grössešte vnderhalt ist die Liebe ...

eifrig er überhaupt nicht nur den niederländischen, sondern gelegentlich auch den lateinischen und griechischen Dichter Heinsius benutzt hat, zeigen zahlreiche Bearbeitungen und Übersetzungen der Poemata des Holländers (so 1624 S. 51, S. 87 und S. 100), auch die schon genannte Nisa ecloga (Silvae p. 78), auf die des Heinsius „Infelix Amor. Ecloga Bucolica" (S. 578) eingewirkt hat.[1] Ausdrücklich bezeugt wird uns seine Kenntnis und sein eingehendes Studium der Poemata durch die unten noch zu besprechende Stelle des Aristarchus. So wird es denn nicht überraschen, wenn bei der folgenden Inhaltsangabe des Opitzischen Hipponax ad Asterien (puellam formae et animi dotibus longe amabilissimam) sich eine Anzahl Entlehnungen aus Heinsius herausstellen werden.

„Warum verläßt du[2]) mich und fliehest ängstlich vor deinem Dichter, machst seiner Verse Zauberkraft zu nichte? Meine Absichten sind rein; kein Buhler bin ich, kein Verführer (1—22). Das sei ferne![3]) Himmelan führt mich vielmehr mein Flug. Nur deine Gunst laß mir zu teil werden! Nicht bin ich ihrer unwürdig, trotz meiner großen Armut, die ich jedoch, mit wenigem zufrieden und des Glückes Unbestand bedenkend, gerne ertrage (23—50). Das wird auch dich nicht zurückhalten, noch weniger, daß ich nicht in der modischen Luxustracht der Stutzer einherstolziere, die vom Kopf bis zum Fuß wie Weiber fast sich kleiden und putzen[4]) (51—70). Hüte dich vor

omittam quaedam ibi esse, ad quae sanus aspirare nequeam. Recte autem Plato maximum naturae subsidium amorem esse dixit. Quod profani non intelligunt.

Will nichts sagen, daß nit allein die Exempel der Edelsten Poeten von allen Zeiten her für Augen sein: sondern daß auch gemeiniglich die vnderrichtung von Weißheit ... vnder dem betrieglichen Bilde der Lieb verdeckt lieget (vgl. 2, 73).

1) Vgl. auch oben S. 48, Anmerkung 3.

2) Divina virgo, dulcium puellarum flos .... Ähnlich beginnt des Heinsius Hipponax „Ad suavissimam puellam" (p. 158): Dulcis puella (mentis ultimus nostrae Et serus ardor).

3) Nam non adulter impudicus et maechus Obscaenus alta nocte depudicare Accedo, diva, virginem tuum lectum: dazu ließe sich als Analogon anführen Heinsius p. 149: Sed in tuum cubile molior gressum, Si ius piumque est; non procacis aut saevi Raptoris instar, sed precario, diva ..., Quem non libido foeda, fervor infandus ... mente devium iactat. (Hipponax ad Thaumantidem, dieser ist auch im folgenden meist Opitzs Vorlage.)

4) Die Schilderung der Stutzer ist eine nicht übel gelungene, auch kulturhistorisch interessante selbständige Nachbildung von Versen des Heinsius, die freilich flüssiger geraten sind (p. 134 s.); Halbweiber (semifoeminas) nennt er sie p. 137. Von Interesse ist übrigens, daß die Semones, wie in dem Aristarchus die Vorfahren der Deutschen genannt werden (siehe unten), auch hier, aber in spöttischem Sinne und mit Anspielung auf Heinsius' Bezeichnung erscheinen: v. 68 sese gradu librant volante Semones, ebenso ein anderer Ausdruck: v. 68 frangit in gradus crines (Aristarchus S. 93: fractam in gradus comam).

ihnen und überlaß sie den leichtfertigen Dirnen, „die von der Jungfrawschafft nichts als den Namen haben“ (1624, S. 8; Hipponax 71: Nil praeter unum virginis tenent nomen), die mit schimpflichen Künsten die Männer an sich zu locken wissen; ja

Das muster bleich zu seyn wird jetzt auch auffgebracht,
Drumb essen sie nicht satt, verwachen sich bey Nacht,
Ja pflegen offtermals auch Kreyde, Kohlen, Aschen,
Kalck, Essig, vnd so fort, wie fast mit Lust zu naschen;
Ich meyne weil die Scham bey ihnen nicht mehr gilt,
Daß auch die Röte nun, der Spiegel vnd das Bild
Der Scham verächtlich sey.[1])

Solche Unholde darf man fürwahr nicht nachahmen. Denn gewiß, wie der Morgenstern vor allen anderen, wie der Adler vor sämtlichen Vögeln, so leuchtet vor allen Tugenden die Keuschheit; ja, überstrahlte eine Jungfrau selbst Helena an Schönheit:

106 Si sit pudoris nescia, annuli est instar,
Cui gemma non relicta nil locum praeter
Sui reliquit et foramen attritum.[2])

Du aber bist in deinem Leben die verkörperte Castitas und weißt nur sie zu rühmen, selbst harmlosem Spiele abhold. Was schadet ein Küßchen zum Beispiel, das verstohlen der Liebende raubt? Beim Küssen findet doch eine Seelenwanderung statt (Anthologia Pal. V 78, vgl. meine „Griechischen Epigramme“ S. 120 f.), weißt du das nicht? Vergönn's mir drum, bei der hehren Liebe, welche mich in deine Fesseln schlug, mich zum Sklaven deiner Schönheit machte, die, wie das Morgenrot der Sonne Herold, nur ein Abglanz ist deiner schönen Seele. Freilich, wer tiefer schaut, der sieht auch sie, auch deine innere Anmut (109–149). Wie anders dagegen, was das gemeine Volk für schön erachtet!

---

[1]) Aus „Auff Johann Mayers Hochzeit“, 1625 S. 104. Zum Teil wörtliche Übersetzung von Hipponax v. 83, daher hier angeführt; die lateinischen Verse lauten: Hoc namque schema more musteo quodam Natoque nuper obtinet: placet pallor Quaesitus arte pharmacisque vel noctis Jeiunio frequentis: his nocens pruna, His calx cinisque vile sanguen educit Aut acre acetum aut gleba turpis aut creta; Haec nempe cura delicatulas torquet, Ne non pudorem cum superfluo cunctum Rubore proiecisse censeat quisqam. Wiederum läßt sich eine Phrase im Aristarchus nachweisen, S. 93: cui musteum hunc et nuper natum dicendi morem non probari; mit cui ist Dornau gemeint, der also wohl diesen Ausdruck geformt hat. — Chr. Kölers Behandlung des gleichen Motivs teile ich in der „Zeitschrift für Bücherfreunde“ mit.

[2]) Doch Schönheit ohne keusche Scham, dem Ring gleicht sie,
Der seinen Edelstein verlor: man sieht nur noch
Den Platz, den abgenutzten Fleck, wo er steckte.

Die hellen Aeugelein, ein finster böser lust,
Der Leib ist eine Kist erfüllt mit Koth vnd Wust.
Der Mund, ein Thor, darauß sich alle Laster finden,
Der zarten Brüste quell, ein Bronn der Schand vnd Sünden:
Der Freuden port, die schoß, ein Grab der Vppigkeit,
Vnd Wahlstatt, da die Ehr ist blieben in dem Streit.
Wo aber Tugend sich bey Zierligkeit erzeiget,
Ist wie wenn eine Blum durchs Wasser sich ereuget:[1]
Da stehet alles wol, da sieht es lustig auß,
Da ist ein schöner Wirt, da ist ein schönes Hauß (150—165).[2]

So aber ist deine Schönheit, und darum verwundete sie tödlich des unschuldigen Sängers Herz. Leg ab, o holder Stern, den schnöden Stolz! Freilich an Schönheit der Gestalt,[3] an Vornehmheit des Geschlechts, an Reichtum bist du mir weit überlegen,[4] der ich

[1]) Eine Entlehnung ist hier wieder zu konstatieren: 164 Mens pulchra pulchro quippe corpore elucet, Ut flos ab unda; Heinsius p. 150: Quippe ipsa virtus corpore emicans pulchro Maior videri pulchriorque consuevit, Ut flos sub unda ... gratius fulget (Ad Thaumantidem). Siehe die folgende Note.

[2]) 1624, S. 67: „Epigramma. Auß meinem Lateinischen an die Asterien. Was ist dein schöner Leib, du schnöde blinde Jugendt, Wann er nit ist begabt mit Zier der Zucht vnd Tugendt? Die hellen u. s. w." Die zwei ersten und die zwei letzten Verse (jene stark abweichend) finden sich im Aristarchus, oben Epigramm I. Die zahlreichen Varianten von 1625 (Deutsche Epigrammata, XXXI) seien mitgeteilt: Aus des Auctorn Hipponacte an Asterien // 2 Gebricht es (Wann er ist rhythmisch anstößig) jhm an Zier der guten // 3 ... Augen sind ein Fenster (Diminutiva vermeidet Opitz später) // 4 Kist' und so fort // durch 1629—44 // 5 Schand' vnd // 6 ein Brunnen (!) aller // 8 vnsrer Blüt' vnd besten Lebenszeit (!!) // 9 Zier vnd Scham, zwo edle thewre Kronen, Das selten funden wird, in einem Leibe wohnen also die treffliche Übersetzung von v. 164 (siehe oben Note 1) aus Streben nach Korrektheit getilgt // 11 f. siehe oben. // Die Skazonten aber lauten: 151 ... clara fax ocellorum Transenna foeditatis absque virtute est; Os, intimorum dulce sensuum littus, Lasciviae canalis; alvus, optatae Faecunditatis illa pyxis (siehe Aristarchus S. 95: pyxis delitiarum omnium vom Amadis), obscaeni Cloaca faedi coeni, abyssus, infandae Libidinis specusque; fons papillarum, Rivus sororiantium (nach Heinsius p. 150) gemellarum, Scatebra Circes poculi; sinus, vitae 160 Portus severae, centrum amoris et limes, Pruriginis palaestra, fossa peccati, Castrumque velitationis impurae. At quando mens decora corpori juncta est Non indecoro, pulcher in domo pulchra 165 Hospes moratur. Die Verse sind nicht im Anschluß an des Niederländers Hipponax ad Thaumantidem verfertigt (doch siehe zu 158) aber in der Aufnahme der deutschen Übersetzung in seine Werke hatte er in Heinsius einen Vorgänger. Auch dieser hat unter seinen nederduytschen Poemata eine derartige Übertragung aus seinem Hipponax (S. 154 der Ausgabe von 1622): Vyt zijn eygen Latijn, in Hipponacte, „Dulcis puella", geschreven den Thaumantis.

[3]) „C'est un hommelet fort petit, laid de visage et fort gresle" Christian II. von Anhalt über Opitz, 1629, 23. Oktober. Euphorion, 3. Ergänzungsheft S. 7.

[4]) Daß die Tüchlersche Familie zu den angesehenen und einflußreichen der Stadt Görlitz gehörte, zeigen auch die 2, 63 und 83 angeführten Daten. — Fleming und Gloger waren mit Tüchlers zweitem Sohn „Görg" befreundet.

reich nur bin an Schätzen des Geistes (dives sagacis unico ingeni censu). Doch wenngleich Adel nur die Tugend giebt, nicht die Herkunft, meiner Heimat wenigstens brauche ich mich nicht zu schämen: Bunzlau ist es,

186 Bolesla, grande Slesiae decus nostrae,
Et hortulorum fontiumque amoenorum,
Nec non virorum alumna foeta doctorum,
Quos censeat fors, non recenseat quisquam,
Elucet inter caeteros tamen cunctos
Senftlebianae gratia et lepos Suadae
Et Musa nostri delicata Kirchneri![1])

O liebes Paar, wann werd' ich mich eures Verkehrs wieder erfreuen dürfen, als euer Mitbürger, als euer Zechgenosse?[2]) Wann werd' ich in eurer Mitte, die holdselige Asteris an meiner Seite, auf den grünen Matten des Queckbrunnens, an den plätschernden Bächen oder am lauschigen Boberufer mich ergehen? Wie viel heiterer wird dort unser Lachen klingen, die tyrannischen Sorgen verscheuchend (165—208)! Verschmäh des Himmels Kinder nicht, die Dichter! Mich treibt die Ruhmliebe, mich treibt mein Genius aufs Feld der Ehre, mich trennt die glühende Liebe zur Wissenschaft von der Menge niedrigen Sorgen, von der Dichterlinge Schar, die ihren Lorber preisgeben[3]) (209—220). Doch bin ich auch kein lichtscheuer Bücherwurm, mir selber ein Fremdling, wie jener ekele Auswurf der Sprachmeister

---

[1])
Du, unsers Schlesier-Landes Schmuck und Zier, Bunzlau,
Mit Quellen reichlich ausgeschmückt und mit Gärten,
Doch auch Gelehrte barg und birgt dein Schoß reichlich,
Die kaum wer mustern könnte, keiner durchmustern.
Doch über alle andern strahlt hervorleuchtend
In heitrer Anmut deine Suada, Senftleben,
Und voller Liebreiz deine Muse, Freund Kirchner.

Dies sind die Verse, die in kürzerer Form mit einigen Abweichungen schon in dem oben genannten Gratulationsheft vorkommen.

[2]) Durch einen ähnlichen Gedankengang ist Heinsius (Hipp. ad Thaumantidem p. 145) auf das Lob seiner Geburtsstadt Gent gekommen: „Obwohl ich ein Kosmopolit (universi civis, in orbe natus) zu sein behaupten darf und obwohl eigentlich ein einzelnes Land zu eng ist für des Geistes Gaben: Tamen sub auras Ganda protulit primum, Regina quondam flosque Belgicae Ganda . . ." Hiermit und mit dem voraufgehenden Verse: Nec me pudendo mater edidit partu (nachher nec poenitenda mater edidit terra) vergleiche Opitzens (184 s.) Tamen Bolesla nos in aureum Phoebi Non poenitendo lumen extulit partu. — Übrigens beweist Z. 192 und der Wunsch des Dichters, daß er mit Kirchner und Senftleben wieder zusammenleben möchte, zur Evidenz, daß ersterer bereits zurückgekehrt war, als ihm Opitz den Hipponax widmete.

[3]) Nec tu poetas obstinata fastidi Aut extimesce: numini suum et sancto Propago nostra semen imputat coelo: Heinsius p. 152 Nec tu poetas imperita vel dura Coeli ministros Nunciosque divorum . . . more despuas Ineligantis vulgi (bei Opitz: plebi insciae). Ähnlich wie Opitz schildert

(grammatistae), die an ihre eigene Beschränktheit den hehren, himmelentsprossenen Genius mit ehernen Banden fetten möchten. Wahrlich in euch fuhr des Krates Verstand, die Blüte der Bildung seid ihr, Pädagogen! Wir andern sind nur ein Schatten eures Namens: ihr habt des Cicero Beredsamkeit ererbt, ihr begeistert euch allein am Musenquell: wir sind Barbaren nur, ohne Urteil, ohne Bildung, eben erst der Kinderstube entlaufen (transfugae cunarum). Mögen wir auch in unermüdlicher Arbeit bei Tag und Nacht die Schätze der Alten studieren, in den Augen der Schulfüchse (magistelli) haben wir nur „taube Nüsse, zerbrochenes Glas“ in den Händen. Pfui über euch elende Nachteulen, hündische Begeiferer des guten Rufes! Ihr wollt meine himmelan strebenden Gedanken knebeln, einsperren in die Enge eures schläfrigen Geistes? Nein, höher und immer höher strebt die erhabene Seele, weit, weit hinaus aus dem Bannkreis der Schulstube. Von der Flamme des Ruhmes genährt, durchfliegt sie alle Gebiete des Wissens, dem feurigen Rosse gleich, dem man die Zügel schießen ließ und das nun des Lenkers lacht. Wenn ich so mir selber treu bleibe und reinen Sinnes, allein von der Begeisterung geleitet, weiter schreite zu dem hochragenden Tempel der Gelehrsamkeit, dann werde ich, mich selber und die Zeit überlebend, auf dem Flügelwagen des Ruhmes einziehen in die Ewigkeit (220—262)[1]) und mit mir du, Holdselige. Dein Ruhm soll bis zu den Sternen dringen:

Nicht schweigen werd' ich deiner Gaben. Einprägt dich
Der Nachwelt mit Juwelenschrift mein Grabstichel.

---

auch Heinsius seine Ruhmgier (p. 144) und seine Verachtung der Plebs (p. 138); auch die prostituta laurea ist wohl nach Heinsius (prostitutor virginum Camoenarum p. 134) gebildet. Mit v. 215 Me litterarum fervor ... secernit plebe (nach Horaz c. I 1) vergleiche „An die Asterien“ (1624 S. 86): „... so werd' ich von dem hauffen deß Pöfels sein getrennt.“

[1]) Diese vierzig Verse sind nicht nur, wie wir unten sehen werden, in biographischer Hinsicht, sondern auch rein poetisch betrachtet, in hohem Maße beachtenswert. Ein Schwung des Ausdruckes, eine Begeisterung für eine gute Sache herrscht darin, daß jeder Leser höchst sympathisch berührt wird. Trotzdem lassen sich auch hier eine Anzahl Reminiszenzen an Heinsius aufweisen, zugleich aber, was uns nicht weniger interessiert, Anklänge in anderen Schriften Opitzens.

1. 223 ut solet foedo Sentina coeno nata grammatistarum: Heinsius p. 126 Gens inficeta, serua grammatistarum und p. 147 turba paedagogorum ... sordibus nata. 227 polo lapsum ... pectus (des Dichters): An die Asterien (1624, S. 86) ... jhr hoher Sinn vnd Geist Ist von deß Himmels Sitz' in sie herab gereist.

2. 229 Vos scilicet iecur Cratetis intravit: Aristarchus S. 93 en cor Zenodoti, en iecur Cratetis!

3. Die Schilderung der imperita turba paedagogorum (Heinsius p. 126) plena turpis arrogantiae (p. 148) ist ihm offenbar von dem Niederländer eingegeben, aber sie ist ganz selbständig durchgeführt (siehe unten).

Auf den Beding wirst du den armen Sänger freien, der den Tod selbst in die Schranken fordert, noch lebend ihn besiegt: Die Unsterblichkeit soll meine Mitgift sein. Weis sie nicht zurück (262—273)![1] Willst du noch mehr? Wahnsinnige Liebespein hat mich erfaßt, wie der Sturm ein kleines Fahrzeug auf tosendem Meere. Im Aetna rast wilder nicht die Flamme, mich treibt Dione unstät umher wie eine verzückte Bacchantin. Nur dich, dich suche ich,

Gleich wie ein Tigerthier, der Säuglinge beraubet,
Läufft grimmig hin vnd her, es wütet, tobet, schnaubet,
Es heulet, daß die Berg' vnd aller Wald erschallt.
(An die Asterien, 1624 S. 87.)

Thränen bedecken mein Gesicht, Furcht und Hoffnung lösen sich ab um deinethalben, du aller Schönheit Krone:

. . . O du Syren, du feindliche Freundinne,
Du freundliche Feindin, in derer Huldt ich brinne,
Mein Port, uff die allein ich wende mein Gesicht,
Mein Leben vnd mein Todt, mein Schatten, vnd mein Licht (ebendort).

---

4. 238 Qui quidquid erudita relliqui fecit Antiquitas (. . . Ohn einigen Termin die Bücher aller Alten, So durch deß Himmels gunst bißher sind vorbehalten, Zu schliessen in mein Hertz: An die Asterien, 1624 S. 86) cura et labore inexhausto Noctu diuque evolvimus, magistellis Nil fracta praeter vitra vel nuces cassas Quicquam tenemus: Sivae p. 65 (In nuptias Kirchneri. 1619.) Quidquid inexhausto noctuque diuque labore . . . optas: Heinsius p. 157 (In ineptissimum quendam paedagogum. qui soli sibi eloquentiam vindicare solet.) Inepte vecors impudens magistelle: derselbe p. 131 fracta vel tegent vitra.

5. 251 Scientiae omnis atque disciplinarum Decurrit aequor omnium: Heinsius p. 138 Sed disciplinas sed scientias omnes Amoena (Musa) versat.

6. 252 Velut fraenis Equus remissis acer indolem magni Probat vigoris carceresque deridet Hinnitu alacri despicitque rectorem: Heinsius p. 147 Ut ardua cervice cornipes pullus . . . Hinnitibus lacessit sc. coelum . . . stare iam loco nescit (so auch der Dichter): An die Asterien (1624, S. 86) . . . gleich wie ein mutig Pferdt . . . Vnd kan nit stille stehn.

7. 160 Laudisque purae regia via grassor: Heinsius p. 144 Haec (laudis) semita est augusta, regius callis.

[1]) 262 . . . vehens mecum (zum Himmel) Tuas, virago, coelicas venustates: An die Asterien (1624 S. 86) Ich . . . Vnd auch dein Lob mit mir, soll nimmer vndergehn.

Die Verse 264—266: Tuasque dotes non tacebo. te caelo In posterorum corda gemmeo sculpam, Paremque stellis fama tollet aeterna fehlen in den Silvae (durch ein Versehen?). Siehe Band 2, 87 Z. 26: Vnd will dein hohes Lob biß an die Sternen tragen.

268 Quippe provocat letum . . . Qui jam ante vitae fata terminum explevit (vates). . . . Modo celsae Aeternitatis non repelle mercedem: Heinsius p. 139 Jus triste leti temporisque non sentit; p. 152 Nec . . . Aeternitatem, quae tibi manet merces, . . . despuas (die Geliebte, siehe 2, 90).

Ich nahe dir und bete dich an, dich der Grazien vierte Schwester, füge dich der Götter Geheiß, höre auf deines Inneren Stimme, die uns beide zu einem Ziele leitet:

> Sich doch, Asterie, die Meisterin der Zeiten
> Das ewige Geschrey, ihr Hand nach dir außbreiten.
> Dieweil sie nun durch mich zu küssen dich begert,
> Bin ich nit widerumb auch deines Kusses werth? (ebendort).

Besiegele damit unseren Bund!

Nur sei darum mir nicht gram, daß ich mit hinkendem Fuß,[1] wie Vulkan zur Venus, zu dir gekommen! Schling nur erst deine Arme um mich, und holdere Fesseln als diese rhythmischen werd' ich für dich schmieden. Doch wenn du durch Bitten, selbst durch Thränen nicht zu erweichen bist, dann sollen eben diese Jamben mit niederschmetterndem Blitz an dir ihre Wucht erproben (274—323)![2]

---

[1]) 311 quod informi Te choliambo, qui pedem trahit claudum, Ut Mulciber suam Dionen, accessi. Das ist eine Nachahmung von Ovid remedia amoris 378: extremum seu trahat ille (iambus) pedem. Die Bekanntschaft mit der Erotik Ovids ist von Interesse: Venator nennt Opitz in seinem Ehrengedicht Pelignus-Opitius; dieser selbst aber sagt in den von Kaschau aus, Mai 1622, seinem Freunde Michael Bartsch gesendeten Hendekasyllaben (Silvae p. 70): Quamvis Musa meos venusta sensus / Nasonis sapiat, tamen profecto Nil dignum exilio illius patravi — Jener Ovidische Vers ist, wie wenigstens neuerdings behauptet wurde, „ein deutlicher Beweis", daß sich der Hinkiambus nur durch die regelmäßige Länge der letzten Thesis (nicht also rhythmisch) vom Trimeter unterscheidet. Er wäre also dann im Deutschen kaum nachzubilden. — Für die Kenntnis der römischen Elegiker (auch Catulls) ließen sich übrigens noch zahlreiche Belege bringen.

[2]) **1.** 274 Quid quaeris ultra? ... saevior coquit mentem, Quam qui camino insanit ignis Aetnaeo. ... 281 huc et huc curro, Incerta qualis cursibus vagis fertur Succensa Maenas Liberi sui flammis ... Sacroque pectus incitum ferit cultro: Heinsius p. 152 Quid amplius vis? o mare, o solum! accendor, Quantum nec Aetna, ... Quid amplius vis? p. 143 Minorque mentis, qualis impotens Maenas Novo furore plena ... nec tamen cessat, Pertaesa thyrsi, sauciare se thyrso: Opitz, Elegie (1624, S. 7, 1644, S. 301): Ich hitz' vnd bin entzündt wie Etna ...

2. 285 ... ceu suis tygris Crudelis orba liberis, nemus multo Gangeticum moerore lustrat et vastis Terret querelis. Der zweite Vers lautet 1625—44: Jetzt dort, jetzt dahin laufft; es wütet, tobet, schnaubet.

3. 291. In den Koncetti (gegen 20 meist antithetisch gestellte Beinamen der Geliebten) ahmt Opitz wiederum seine Vorlage nach, doch erreicht er sie, quantitativ wenigstens, nicht. Heinsius hat p. 151 gegen 30, p. 156 nochmal sieben derartige Benennungen. Ich gebe nur die wirklichen Entlehnungen und den Text zu den in deutscher Sprache wiedergegebenen acht Koncetti. Letztere sind, was nicht unwichtig, 1625—44, hauptsächlich aus metrischen Gründen, weggelassen: ô venustatis Formaeque cunctae terminos supergressa, Festiva Syren, Scylla mentis et portus, O dulce monstrum ... dos, mulcta, Morbus, medela, lumen, umbra, mors, vita, Amica et hostis, tota flos, lepos tota. Adjuncta Gratiis tribus soror quarta: Heinsius p. 151 O vultus, o rex omnium venu-

Der fast aus 700 Skazonten bestehende Hipponax des Heinsius, den Opitz zur Nachahmung sich erkoren, trägt folgenden Titel:

Hipponax, ad Thaumantidem suavissimam puellam. In quo vita, studia, mores poetae, tum, quae ex eis petitur, animi tranquillitas, describuntur. In equo conceptus (p. 133—156).

Der Zusatz zum Titel ist nicht ganz ohne Beispiel. Auch H. Stephanus erwähnt in der Vorrede zu seinen Epigrammata Graeca selecta ex Anthologia (MDLXX), daß er die meisten zu Pferde (equitans) geschrieben, taedium laboremque viae tacito hoc lusu fallens. Ein wenig Koketterie mag hierin stecken, aber hauptsächlich dienen die Worte einer captatio benevolentiae. Und deren bedarf das Gedicht des Niederländers in der That in hohem Grade. Denn trotz seiner sorgfältig gewählten Sprache, trotz glänzenden Metaphern, trotz feinster Ausführung der Verse ist es ein mißlungenes, höchst unerfreuliches Produkt. Ohne eine feste Disposition zu befolgen, vom Hundertsten ins Tausendste kommend, scheint der Dichter nur „ein bißchen alles“ geben und den Beweis liefern zu wollen, daß er, wenn auch innerlich an dem Geschilderten unbeteiligt, in glatten Versen alles, was ihm grade in den Sinn kommt, geschickt ausdrücken und in lockerem Gefüge zu einem Ganzen vereinigen könne. Opitz ist, wie unsere Inhaltsangabe zeigt, auch in diesem Punkt zuweilen ungünstig beeinflußt worden, im ganzen aber ist seine Disposition klarer und geschlossener, die Übergänge natürlicher, die Sprache zwar einfacher und ungelenker, aber oft wirksamer als die prunkvolle des Niederländers, ja selbst die Verse, so sehr sie auch den Anfänger verraten, sind zuweilen von eigenartigem Reize, von kraftvollem Schwunge. Für den zwanzigjährigen Schlesier handelte es sich eben nicht um die Ausfüllung einiger müßiger Stunden, sondern um Bekenntnisse seiner Seele, um Schilderung von Vorgängen, die ihn aufs tiefste bewegten. Daß er sich aber die

starum ... O blanda Syren ... O scopulus altae mentis ... O Scylla quovis auspicatior portu ... O poena mitis ... O vis amica, laeta noxa, mors, vita ... Festiva labes ... Fatale monstrum; p. 156 O et secunda Cypris et Charis quarta.

4. 301 ... cede cede Fortunae, Dis cede magnis: quidquid imperant, opto: Heinsius p. 151 Nec tu (wie alles vor Venus sich beugt) potentes, Nympha, despuas Diuos.

5. 307 Occurre iussis coelitum: manum fatis, Os dede nobis ... Signum futuri et dulce foederis signum. Die angegebenen deutschen Verse, die das Gedicht An die Asterien schließen, schienen dem später gar sittsam gewordenen Dichter unpassend (siehe 2, 90), er schrieb also 1625: „Vnd dir geneiget sein: nimb sie von Hertzen an, Die ewig deine Ziehr, vnd dich erhalten kan.“

6. 322 Hic ipse iambus fulminans suas discat Probare conscientiae tuae vires: Heinsius p. 137 Et choliambus (ähnlich Opitz 312: Te choliambo) Infiget altos hostibus tamen morsus.

ganze Anlage seiner Dichtung — der ersten umfassenderen, die seiner Feder verdankt wird — ja eine ziemliche Anzahl einzelner Gedanken und Sätze von einem anderen borgte, wird durch seine Jugend entschuldigt und noch mehr durch sein so viel stärker rezeptiv als produktiv beschaffenes Naturell. Über sein Verhältnis zu der jungen Görlitzerin erfahren wir nicht viel Thatsächliches: der Liebhaber kann von Erfolgen seiner Werbungen noch nichts berichten, doch hofft er für die Zukunft. Die claudi iambi, von denen er ja auch im Hochzeitsgedicht an Jacobi (2, 65 Z. 43, vgl. S. 87) spricht, haben der Geliebten natürlich nicht vorgelegt werden können. Daß er einiges zu deutschen Dichtungen benutzte,[1] könnte dafür sprechen, daß er schon in Görlitz für Asterie solche verfertigte. Welche Stellung aber nahm er ein in der Hauptstadt der Oberlausitz? Die von Witkowski (nach der Fassung im Gratulationsgedicht an Senftleben) mitgeteilten, allerdings ganz falsch gedeuteten Verse (besonders virgis committenda paedagogorum sc. Musa, siehe S. 48) im Verein mit dem fulminanten Ausfall gegen die grammatistae und paedagogi (magistelli), die für seine umfassenden Studien, seine weit angelegten poetischen Pläne nur höhnenden Spott, verächtliches Achselzucken hatten, ja sie unnützes und thörichtes Kinderspiel und Zeitvergeudung nannten, endlich die Unterschrift der Vorrede „e coenobio" (2, 61), alles das läßt wohl keinen Zweifel, daß Opitz, nachdem er im Herbst 1617 Beuthen verlassen, als Schüler des Görlitzer Gymnasiums auch mit untergeordneter, pädagogischer Thätigkeit betraut wurde.[2]

---

[1] Seine „Elegie" An die Asterien, die so starke Anklänge an den Hipponax enthält (vgl. die Nachweise oben), ist schon im ersten Aufsatz S. 89 f. kurz besprochen worden. Die Verse: schon zweimal ist der Frühling gekommen, „als Venus zu mir kam Vnd mich, Asterie, von Phoebus Seiten nam Vnd dir zugab" hätten auch zum Rutharbschen Hochzeitslied (2, 69 ff.) vom Jahre 1618 angeführt werden sollen, denn sie zeigen, daß die Schöne, die dem Dichter, „als Venus zu ihm kam" (um ihrem Knaben zum Erlernen des Deutschen Gelegenheit zu verschaffen), „das Hertze anzündete", wirklich keine andere war als die kleine Görlitzerin. — Erwähnt sei an dieser Stelle noch, daß sein Jugendfreund Nüßler ebenfalls in Görlitz sich aufgehalten, um unter Dornaus Leitung seine Gymnasialstudien abzuschließen (1615—Herbst 1616), er wohnte dort bei dem 2, 83 genannten Pastor primarius Gregor Richter (Reifferscheid 1, 709 f., Weiteres unten). Dies ist für Opitz' Entschluß, von Beuthen nach Görlitz überzusiedeln, gewiß von Bedeutung gewesen.

[2] In den untersten Klassen walteten, wie der Schulplan ergiebt, zur Unterstützung und zur teilweisen Vertretung der Lehrer noch eine Anzahl Paedagogi. Gehörte Opitz zu diesen? Das Gehalt des untersten Lehrers (vgl. Neues Lausitzer Archiv 41, 103) betrug 1594: 24 Schock (à 120 [180?] Kreuzer). — Sehr beachtenswert und schwerlich ein Zufall ist der Umstand, daß des Dichters Verwandter und Landsmann, Andreas Tscherning (geboren den 18. November 1611), der im Sommer 1628 zugleich mit Andreas Scultetus und Gothofredus Buchwalder in Frankfurt inskribiert wurde, 1630 nach Görlitz sich wandte und hier, von dem

Aber noch mehr haben wir aus den Choliamben unseres Dichters zu lernen: Eine Anzahl charakteristischer Wendungen ließen sich nachweisen, die sich auch im Aristarchus finden (siehe oben S. 50 f. und S. 54), ohne daß eine nähere zeitliche Bestimmung hieraus gewonnen werden konnte. Auch die bereits (2, 74) erwähnte, beiden Schriften eigene Benutzung von Heinsius' Ausgabe des Maximus Tyrius ist in diesem Betracht nicht entscheidend. Von Wichtigkeit aber und des Genaueren zu erwägen sind drei andere Umstände:

1. In der Nachschrift zum Hipponax heißt es von den angehängten deutschen Gedichten (oben S. 25): ne Latinè solummodo delirem, vel propter argumenti affinitatem Germanica quaedam, donec junctim omnia edantur, adjungere hic libuit. Im Aristarchus S. 101 steht eine ähnliche Ankündigung: „Ejusmodi itaque, ut cernitis, versus (Alexandriner) deduci varie ac instrui possunt: quod & Germanica mea Poëmatia quae aut cum Latinis, aut seorsim aliquando volente Deo prodibunt εἰς γλυκερὸν φάος ἠελίοιο ostendent amplius et edocebunt" (so auch in der zweiten, schon 1620 vorbereiteten Straßburger Ausgabe). Man mag über die Zeit der Herausgabe des Aristarchus denken, wie man will, daß zwischen ihm und dem 1618 gedruckten Hipponax nur wenige Monate liegen, wird man nicht bestreiten dürfen, somit zuzugeben haben, daß die angezogenen Stellen mit Beziehung aufeinander geschrieben sind, ja daß sich dies deutlich in den gleich gebildeten Adverbien junctim und seorsim kundgebe. Dann aber ist es mir wenigstens nicht im geringsten zweifelhaft, daß die Hipponax-Stelle, in der ein gemeinsamer Druck der deutschen und lateinischen Gedichte angekündigt wird, der des Ari-

---

Rektor Süchler unterstützt und gefördert, durch Unterricht seinen Unterhalt erwarb (siehe meine „Griechischen Epigramme" S. 144). Die von Wernicke (Chronik der Stadt Bunzlau, 1884, zu S. 304) mitgeteilte zweite Quittung des Dichters (die erste stammt vom Jahre 1614) über „die, von dem Rothmännischen Legirten, interesse, nemlich 13 thl. vnd 12 w. gl." trägt die Unterschrift: „actum Buntzlaw an Michaël. Im Jhare 1617. Martinus Opitius." Opitz befand sich also an jenem Tage (29. September) in Bunzlau, wo er wohl bei der Übersiedelung von Beuthen nach Görlitz Station gemacht. Daß es übrigens gar nichts Ungewöhnliches war, mehrere Jahre die oberste Klasse eines Gymnasiums zu besuchen, zeigt Wernicke an dem Beispiel des bekannten Dichters Andreas Scultetus, der mindestens vier Jahre in der ersten Klasse des Elisabethanum in Breslau sich aufhielt, und des Joh. Nerger, der sie volle sieben Jahre besuchte. Von Wichtigkeit für unsere Frage ist endlich, daß unter den Gratulanten der Orchestra melica für die Hochzeit Seb. Namslers (26. Februar 1618, oben S. 31) an 16. Stelle mit drei lateinischen Distichen vertreten ist (amicit. & benevol. ergo): Elias Crügerus Bolesl. Sil. (in Bunzlau war er Namslers Schüler gewesen) Gymn. Gorl. alumnus. Er war als puer schon Winter 1615 in Frankfurt immatrikuliert worden!

starchus vorausgeht.[1]) Denn hier läßt der Dichter zwar diese Möglichkeit bestehen, fügt aber mit berechtigter Vorsicht die andere bei, daß er seine Dichtungen einmal nach Sprachen getrennt werde aufmarschieren lassen. Bekannt ist, daß Opitz seine Carmina Latina überhaupt nicht selbst, sondern durch Nüßler erscheinen ließ (2, 78 und sonst); daß er aber 1620 die Absicht hatte auch lateinische Dichtungen zu edieren, wurde 2, 78 f. vermutet.

2. Der Hipponax ist, wie die Noten ergeben, mehrfach in deutschen Gedichten als Vorlage benutzt, am stärksten in dem „An die Asterien" überschriebenen, das ein Jahr später, kurz vor der Heidelberger Reise entstand (2, 89). Aber schon viel früher findet sich eine solche poetische Verwendung jener Skazonten: im Aristarchus (oben S. 52; es ist das also etwas anderes als die eben angezogenen übereinstimmenden Wendungen im Ausdruck). Witkowski, der diese freie Übersetzung erkannte (S. 99), folgerte daraus (S. 13), daß der Hipponax vor der, wie er annimmt, bereits 1617 gedruckten Poetik gedichtet sei, gleichzeitig ungefähr mit dem von ihm in das Jahr 1614 gesetzten Lobgedicht auf Bunzlau (im Gratulationsheft für Senftleben). Dies ist alles zweifellos — bis auf die Jahreszahlen, die wir mit völliger Bestimmtheit richtig stellen können: der Hipponax erschien Anfang 1618 in Görlitz, Herbst 1617 in Beuthen das Heft für den Bunzlauer Bürgermeister — und der Aristarch? Wir wollen diese Frage, obwohl sich ihre Beantwortung nun jedem Leser von selbst ergeben möchte, noch verschieben, bis wir zwei weitere Punkte erledigt haben, die den Ort, wo, und die litterarischen Einflüsse, in Folge deren der Aristarchus beendet wurde, deutlich erkennen lassen werden.

3. Aus dem Hipponax erfahren wir vor allem eines mit Bestimmtheit, das eifrige Studium der lateinischen Gedichte des Heinsius. Wohl mochten Dornau und Scultetus, in deren Bibliotheken der Dichter arbeiten konnte,[2]) ihn auf den Niederländer aufmerksam

[1]) Worauf sollte sich übrigens die Notiz beziehen, wäre der Aristarch bereits 1617 in Beuthen herausgekommen? Welche deutsche Dichtungen hatte er denn damals verfaßt, so daß er an ihre Sammlung denken durfte? Die ersten uns bekannten sind die Görlitzer Liebesdichtungen, doch siehe unten und 2, 69 Anmerkung 3.

[2]) In dem Propemptikon an Nüßler (oben S. 46) heißt es

v. 55 Sic vivam casto deperditus igne, libellis
Heroisque (Scultetus) satis tutus amore mei,

Witkowski weiß „von einem engen Verkehr, den die Beuthener Gelehrten und Opitzens alte Gönner in Breslau mit den niederrheinischen Philologen pflegten" (in einer Polemik gegen Höpfner, S. 16). Von Höflichkeitsbeziehungen zu den Gelehrten und Poeten des Oberrheins erzählt dagegen Höpfner S. 296, und diese sind allerdings nachweisbar. Witkowski hat sich vermutlich nur — allerdings im entscheidenden Worte — versehen.

gemacht haben, aber ein besonderer Anlaß bestand für Opitz, gerade jenem gelehrten Dichter seine Aufmerksamkeit in diesen Jahren zuzuwenden. Sein um fünf Jahre älterer Vetter, Caspar Kirchner, von dem schon zu wiederholten Malen die Rede war, hatte sich (nach Opitzens eigener Biographie, Reifferscheid Nr. 481) 1615 nach Straßburg begeben (oben S. 44), dann vorübergehend nach Basel, wo er von Joh. Jak. Graßer zum Dichter gekrönt wurde, von hier 1617 (biennio post) nach Leiden, captus et loci et virorum doctorum celebritate, quorum praestantissimum quemvis in amicitiam suam pertraxit. Vor allen aber gelang es ihm, in den intimeren Kreis des Daniel Heinsius[1]) zu kommen, ja als er von einer Reise durch England und Frankreich zurückgekehrt, nach Bunzlau als Kantor gerufen wurde, widmete ihm Heinsius ein höchst liebenswürdiges, ehrenvolles Propemptikon, selbst allerdings „pro elegantissimo ei carmine obstrictissimus" (Reifferscheid S. 926). „Mit welcher Verehrung wird der junge Schlesier, als er noch zu Heinsius' Füßen saß, das Wohlwollen des großen Mannes erwidert, mit welcher Begeisterung wird er über denselben nach der schlesischen Heimat geschrieben haben" (Höpfner), wie werden diese Briefe den jungen, so leicht entzündbaren Opitz zur Bewunderung des Niederländers, zum eifrigen Lesen seiner Werke hingerissen haben!

A teneris istaec optavimus ora tueri,
Ora tuis, Xenophon, anteferenda favis,

sagt er in dem Begrüßungsgedicht an Heinsius, das er auf dem Rhein Oktober 1620 verfaßte (Silvae, p. 39).

At nos procul te dissiti salutamus (sc. Batava gens)
Et te tuasque, pulchra Leyda, gestimus
Videre Musas Heinsiumque majorem
(Ignosce verbis, diva) teque Musisque,

heißt es in einem Propemptikon, das er 1620, schon mit den Plänen für die Abreise aus Heidelberg beschäftigt, gedichtet hat. Kirchner also und dessen gewiß von ganz Schlesien angestaunte Freundschaft mit Heinsius wird auf Opitzens Verhältnis zu diesem von nachhaltigstem Einfluß gewesen sein. Wenn wir also „V. C. Casparo Kirchnero" den Hipponax gewidmet sehen, so ist dies wohl auch ein Tribut der Dankbarkeit für die vielfachen Anregungen, die ihm der Verkehr mit seinem Vetter gewährt hatte, und zugleich ein fein-

[1]) „Am 30. Juni 1617 wurde er zu Leiden als Theologe immatrikuliert, er hatte sich als Germanus Silesius eingeschrieben" Reifferscheid S. 925. In dem lateinischen Hochzeitsgedichte für Kirchner (1619; Silvae p. 65) sagt Opitz scherzend: ... repete alma libellos, / Roma, tuos reddique tibi, Grassere, coronae Dona iube, frustra iuvenis miratus es, Heinsi, Doctrinam et dulces numeros.

sinniger Hinweis auf die hierdurch entstandenen eigenartigen Beziehungen seiner Dichtung zu Heinsius. Wenn Opitz aber im Hipponax selbst unter Bunzlaus berühmten Männern nur Senftlebens und Kirchners gedenkt mit dem Wunsche, bald mit ihnen persönlich verkehren zu können (oben S. 53), so hat jene Dedikation außerdem offenbar noch den besonderen Zweck gehabt, dem glücklich und ruhmreich Heimgekehrten eine besondere Aufmerksamkeit zu erweisen. Der Hipponax muß also zu Anfang 1618 erschienen sein.[1] Aber nicht nur zu den lateinischen Poesien des Niederländers, auch zu den niederdeutschen hat Kirchner während seines Aufenthalts in Holland und durch ihn Opitz ein näheres Verhältnis gewonnen: Als „zu Ausgange des CIƆIƆCXXI. Jahres“ die Ursachen anzugeben waren, weshalb des Heinsius Lobgesang Jesu Christi, den er schon 1619 in hochdeutsche Verse gebracht, Caspar Kirchnern zugeschrieben würde, nannte Opitz zunächst das „Gutachten“ des Vetters, auf welches hin er das Gedicht „an den Tag bringe; sehe ich den an, der ihn erstlich getichtet, so ist es ewer Heinsius, welchen ihr vmb seiner fürtrefflichen Gaben willen jederzeit hoch geschätzet, vnd der euch aus ebenmässiger Vrsache, wie ich selber an jhm gespüret, hold ist. Stelle ich mir das Werck für Augen, so ist es Poetisch: in welcher Kunst ich wenig dieser Zeit euch zu vergleichen, keinen vorzusetzen weis. Es ist aus dem Niederländischen vbersetzet: in welcher Sprachen ihr beydes viel gelesen, vnd zu zeiten auch selber geschrieben habet“. In eine vierthalb Jahre zurückliegende Epoche führt uns das Folgende: Das 2, 68 ff. besprochene Hochzeitsgedicht für den Pastor Matthäus Ruthart (Tag: 11. Juli 1618) ist, wie Höpfner (Beiträge, S. 299) erkannte, das erste in Anschluß an Heinsius und in seiner poetischen Manier verfaßte Gedicht. Noch wichtiger aber wird diese Thatsache durch die andere, die ich auch schon 2, 68 f. erwähnte, daß sich mit Opitz zu jenem Feste Kirchner vereinigte und ein Poem beisteuerte, das sich gleichfalls an Heinsius anlehnt, und zwar an das von dem Niederländer auf seine eigene Hochzeit (16. Mai 1617) geschriebene Carmen „ex persona sponsi.“ „ein langes schönes Prachtstück niederdeutscher Poeterei“ (Höpfner).[2] Dies konnte natürlich noch nicht in

[1] „Bei der Schule wurde Caspar Kirchner als Kantor und Elias Hanewald als Auditor feierlich eingeführt am 19. April 1618“ E. Wernicke, Chronik der Stadt Bunzlau, 1884, S. 306. Damit stimmt Opitzens eigenes Zeugnis vom 18. März 1619 überein, an welchem Tage er in der Nuptiarum Promulsis ad Casp. Kirchnerum — es ist nicht der Hochzeitstag, wie ich irrtümlich mit Höpfner und Witkowski annahm 2, 81, vgl. Reifferscheid S. 926 — schreibt: Quod ver praeterito redibat anno Consueto citius, tibi imputabam, Vatum maxime: nam tuo serenis Adventu radiis polus micabat.

[2] Übersehen ist hierbei, daß der größere erste Teil des Gedichts (allerdings mit einigen Änderungen und starken Kürzungen) aus Heinsius' Bruylof-Liedt ent-

die erste Auflage (1616) der niederdeutschen Poemata des Heinsius aufgenommen sein, es findet sich aber auch noch nicht in der Ausgabe von 1618 (wohl aber in der des Jahres 1622). Kirchner hatte also den Einzeldruck jenes Epithalamiums von Heinsius geschenkt bekommen[1]) und daraus sein eigenes, recht dürftig ausgefallenes zusammengestoppelt. Auch Opitz benutzte dies Heftchen zu einem im Jahre 1619 verfaßten Carmen („Auff Joh. Geißels Hochzeit" 1624 S. 44, 1644 II 98), wie leicht gezeigt werden kann.[2]) Steht also hinsichtlich dieses Gedichtes fest, daß Kirchner es nach seiner Rückkehr Opitz mitgeteilt, so dürfte wohl auch Witkowski nicht mehr zweifeln, daß Höpfner und andere mit Recht behauptet haben, der aus Holland eben heimgekehrte Kirchner sei es gewesen, der unserem Opitz von des Heinsius Gedichten zuerst Kenntnis gab und sie ihm zusandte,[3]) besonders wenn er noch die oben erwähnten Widmungen

---

nommen ist, von dem ich eine handschriftlich erhaltene deutsche Übersetzung N. Rittershausens in der Zeitschrift für Bücherfreunde veröffentlichte. Auch dies Liedt ist von Opitz mehrfach an verschiedenen Stellen benutzt worden.

[1]) Carmina epithalamia in nuptias etc. Danielis Heinsii et etc. Ermgardis Rutgersiae celebratas Dordrechti XVI. maij etc. Lugd. Batav. CIↃIↃCXVII. 4. Nach Höpfner (S. 299), der das der Breslauer Stadtbibliothek gehörige Exemplar dieses (in Deutschland sonst wohl nicht vorhandenen) Schriftchens benutzt hat. Ich vermute, daß es das von Kirchner aus Holland mitgebrachte sei.

[2]) So heißt es bei Heinsius gegen Ende: „Zij (Venus) selve ... singt vast over luyt", bei Kirchner (1624 S. 188): „... vnd singet vber laut", bei Opitz dagegen, genau wie bei Heinsius: „Vnd singt fast vber laut" (1625 dafür: „vnd singet vberlaut").

[3]) Daß Opitz schon damals (1617, in Beuthen) Heinsius' Gedichte gekannt habe, zeige der rege Verkehr der Beuthener und Breslauer Gönner Opitzens mit den niederrheinischen Philologen, meint Witkowski. Dafür ist er, wie oben gesagt, den Beweis schuldig geblieben. Er fährt fort: „Da wird ihnen schwerlich ein Buch, welches solches Aufsehen erregte, daß es in drei Jahren viermal gedruckt wurde, unbekannt geblieben sein". Rörsch (Biographie nationale de Belgique VIII) und J. B. Muth kennen nur Ausgaben der Jahre 1616, 1618, 1619, 1622. Doch wie dem auch sei, wir werden im Jahre 1617 die Poemata „selbst in der schönen und wohlgeordneten Bibliothek des Herrn Tobias Scultetus zu Beuthen noch nicht suchen dürfen." Man beachte nur, wie langsam und wie spärlich die Einführung ausländischer Bücher im ganzen damals erfolgte: Im Jahre 1627 war der Aristarchus sacer des Heinsius erschienen (vgl. Archiv für Litteraturgeschichte 5, 349). Buchner hatte das Buch am 16. Dezember 1628 noch nicht gesehen, Opitz hatte wenigstens einen Blick hinein werfen können, bevor das einzige nach Schlesien gekommene Exemplar von dem Buchhändler 1629 an den Herzog von Brieg verkauft ward. — Nachträglich will ich noch bemerken, daß die Frankfurter Meßkataloge zwar schon zur Herbstmesse 1615 unter den libri futuris nundinis prodituri: „Dan. Heinsii Niderteutsche Poemata" (Mit schönen Figuren ... Amsterdam bei W. Janson) ankündigen, aber sie in den folgenden Jahren nicht als erschienen, respektive käuflich registrieren, dagegen den Lof-Sanck van Jesus Christus Ostermesse 1618 und zur Oster- und Herbstmesse 1619 den Hymnus Bacchi anzeigen. Natürlich darf man hieraus nicht ohne weiteres schließen, die nederduyschen Poemata seien nicht nach Frankfurt gekommen. — Bei dieser Gelegenheit sei gleich erwähnt, daß, was

in Betracht zieht. Nun aber heißt es im Aristarchus an einer Stelle, wo die nationalen Dichtungen besprochen werden (S. 97): Belgae quoque eadem virtute stimulati id ipsum tentaverint. Nec infeliciter sane. Extant enim praeter caetera. Danielis Heinsii, hominis ad miraculum usque eruditi, Poëmatia vernacula, quibus ille Latinorum suorum carminum elegantiam non aequavit modo, sed quadamtenus illa et se ipsum fere exsuperavit. In der Beurteilung dieses bemerkenswerten Aperçus muß ich einmal von Höpfner, dem ich bisher fast immer folgen konnte, völlig abweichen. Es mag im voraus bemerkt sein, daß dieser Gelehrte zwar, wie wir, die Gedichte des Heinsius durch Kirchner Opitzen vermittelt, aber den Aristarch schon vor dieser Zeit, Ende 1617 nämlich, entstanden sein läßt, also schon hierdurch verhindert ist, eine Bekanntschaft mit Heinsius' niederdeutschen Poemata zur Zeit der Abfassung jener Jugendschrift anzunehmen. So erklärt sich denn um so eher, was er S. 299 ausführt: „Auf Kirchner wird die altkluge Bemerkung im Aristarchus, daß Heinsius in seinen niederdeutschen Gedichten sich selber übertroffen habe, zurückzuführen sein; denn daß Opitz zu der Zeit, als er jene berühmte Abhandlung herausgab, derlei Gedichte noch nicht kannte, beweisen die abscheulichen Verse eigner Produktion, die er dort mitteilte, denen auch der leiseste Anklang an den Meister Heinsius fehlt und die Opitz bei seinem großen Geschick der Aneignung nicht verübt hätte, wenn ihm ein größeres holländisches Gedicht des Heinsius auch nur einigermaßen bekannt gewesen wäre. Auch bedurfte es in der That, um mehr zu thun, als den Heinsius zu loben, einiger Unterweisung in der holländischen Sprache[1]) und vor allem der niederdeutschen Poemata selber. . . . Aber beides brachte im Frühjahr 1618 der heimkehrende Kirchner mit." Das Epitheton „abscheulich" haben wir schon S. 40f. behandelt, wir haben geglaubt, es einschränken zu müssen auf die rhythmisch allerdings mißlungene, mit Recht als ungelenk, ja hölzern (so J. B. Muth) bezeichnete Fortuna-Elegie, während wir sie inhaltlich ebenso wenig mit diesem „auszeichnenden" Prädikate versehen mochten, wie (von den Anagrammen abgesehen) die übrigen im Aristarch mitgeteilten Dichtungen. Letztere aber schienen uns in formeller Hinsicht völlig anders geartet, bereits mit einem gewissen Bewußtsein der Silbenbetonung und anderer Gesetze ausgearbeitet. Wir wußten uns diesen Unterschied

ich 2, 80 vermutet hatte — Venators Gedichte seien Opitzen durch einen Meßkatalog angekündigt worden — in der That richtig ist: Herbst 1626 werden unter den libri futuris nundinis prodituri „B. Venatoris et Chr. Coleri poemata" angeführt, die „Argentinae apud Rihelios" erscheinen sollten, Reifferscheid. S. 805.

[1]) Schon dadurch widerlegt, daß er vor Heinsius' Poemata den Bloem-Hof kennen gelernt und schon im Hipponax verwertet hat, 2, 85 f.

zunächst nicht zu erklären, nur eines vermochten wir als wahrscheinlich hinzustellen, daß nämlich die Elegie durch einen den Dichter aufs tiefste erregenden Konflikt und die dadurch veranlaßte Trennung von der liebgewordenen Stätte fröhlichen wissenschaftlichen und poetischen Schaffens hervorgerufen wurde. Nun dürfen wir einen Schritt weiter thun: Wir wissen jetzt, das der Hipponax dem eben heimgekehrten Vetter des Dichters gewidmet ist im Anfang des Jahres 1618, wir wissen, daß der Aristarchus später verfaßt oder besser nach der Beendigung des Hipponax redigiert wurde, wir wissen ferner, daß die Bekanntschaft mit Heinsius' holländischen Dichtungen in die Zeit fällt, die zwischen den beiden Werken verstrichen. Der Schluß ergiebt sich also fast mit Notwendigkeit: die Lektüre der Poemata des Heinsius, die Kirchner an Opitz von Bunzlau aus gesendet oder ihm, nachdem er Görlitz verlassen, persönlich überreicht hatte, ging dem Druck jener poetischen Abhandlung voraus; auf ihr beruht jener relative Fortschritt in der Sprache und Metrik gegenüber der Elegie und auch den Hipponax-Gedichten, auf ihr beruht denn auch das angeführte Urteil über Heinsius. Höpfner thut dem jungen Schlesier in der That bitter unrecht, wenn er ihm ein bloßes Nachsprechen einer Äußerung Kirchners zuschreibt. Nein, Opitz kannte die lateinischen Dichtungen des Niederländers aufs genauste: er hatte eben erst einen bei seiner Jugend höchst achtbaren Beweis dafür in seinem Hipponax geliefert; er kannte die Liedekens en dichten des Bloem-Hofs: seine Liebeslieder an Asterie sind ein schönes Denkmal der Beschäftigung mit ihnen (2, 86). Er brauchte also nicht von seinem ihm geistig weit nachstehenden Vetter seine Ansicht über Heinsius zu erborgen, sich mit fremden Federn zu schmücken. Und wer den leicht durch neue Eindrücke bestimmbaren Charakter Opitzens kennt, der wird ihn gerade in diesem Urteil nicht ohne Freude an seiner raschen Begeisterung wiedererkennen. — Mit einigen Worten wenigstens sei bei dieser Gelegenheit die Frage gestreift, wie denn die Kenntnis der Heinsischen Poesie jenen bestimmenden, nachhaltigen Einfluß ausüben konnte, während doch die Regel der neuen Verskunst schon lange vorher[1]) gefunden und auch von früheren, Opitz bekannten Dichtern, so denen des Bloemhofs, beachtet war. Freilich, aber bei ihnen fehlt noch Stetigkeit und Unbedingtheit in ihrer Anwendung.[2]) „Nun aber braucht

[1]) In dem Lehrbuch der Amsterdamer Kammer „In liefde bloeyende" (1584) las man bereits nach Muths Übersetzung („M. Opitz und Heinsius", Leipzig 1872):

Der Takt acht' auf den Klang von kurz und langen Füßen,
Der zu den Versen paßt und kann den Sinn versüßen.

[2]) Hooft hat erst von 1601 an die Regel stetig befolgt. Aus den Gedichten des Bloem-Hofs führe ich aufs Geratewohl eine Anzahl Verletzungen des Accentgesetzes an (Euphorion 2, 87 ff.): S. 88, 2 Rijckdóm Fortuyns gheluck. ceré . . . Schoon-

man Heinsius' niederländische Gedichte nur einmal zu durchblättern, um sich zu überzeugen, daß die durchgehende Regelmäßigkeit, mit welcher das Accentgesetz in denselben beobachtet ist, in damaliger Zeit jedem deutschen Dichter auffallen und ihn zu der Einsicht von einer durchgehends herrschenden Regel bringen mußte." (Berghöffer, M. Opitzs Buch von der deutschen Poeterey. Frankfurt 1888, S. 34. Dies Urteil bestätigt auch L. Roersch, Biogr. universelle de Belgique VIII.) Scriverius, der „Zinkgref" des Heinsius, hat dies in seiner Vorrede zu den Gedichten deutlich bezeichnet:[1]) Gelijck oock (wie die Franzosen nämlich — selbst die ausgezeichnetsten — viele Mißgriffe thaten, niet lettende op den toon ende mate vande woorden, die zy merckelicken geweldt doen) meestendeel de onse, die voor desen in haer moeders tale yet geschreven ende uytgegeven hebben.[2]) Diese Worte mußten, wie Berghöffer richtig erkannte, in der That das metrische Gesetz dem deutschen Dichter fast schon zum deutlichen Bewußtsein bringen. Daß er es noch nicht sofort und strikt anzuwenden vermag, ist freilich nicht zu verwundern. Die theoretische Erkenntnis war hierbei nicht die Hauptsache, sondern die praktische, ununterbrochene Uebung und eine besondere rhythmische Begabung. Beides eignete unserem

héyt ... 4 ... mijn suyvér beleyt ... 5 ... door dés schulp maken siet; S. 89, 26 haer watér vergaren; S. 96 vriendlix vyandinne (das ist im Holländischen einwandsfrei, Opitz hat es zuerst auch im Deutschen geduldet, oben S. 55, ebenso Betonungen, wie S. 96, 6 f. ontfáen ... voortáen, 2 f. ontstéken ... ontbréken); S. 97, 6 Vriendlijcke; weiter aus dem Sonnet (oben S. 26): 6 Peerlén, endlich aus Elegie of Clachte: 3 Ondér den Horizont; 5 Sullén het luy: 8 ... een heel jarich ghetal und anderes.

[1]) Borinski (Die Poetik der Renaissance, 1886 S. 61) findet mit Recht einen Zusammenhang zwischen der bewußten Selbständigkeit der Heinsischen Verstechnik und dem Geiste der jungen Republik. Abr. van der Myle, der sie theoretisch bereits 1612 darstellte, hat seine Lingua Belgica den Generalstaaten gewidmet.

[2]) Es ist ein Verdienst Berghöffers — das von Witkowski nicht genügend gewürdigt ist — daß er auf eine bereits im Jahre 1621 (also drei Jahre vor der Poeterey) von Opitz geschriebene Vorrede aufmerksam machte, in der dieser Satz fast wörtlich wiedergegeben ist. Im Winter des angegebenen Jahres nämlich veröffentlichte Opitz von Görlitz aus seine Übersetzung von Heinsius' Lobgesang Jesu Christi, die er, wie schon bemerkt (S. 62), bereits 1619 in Heidelberg vollendet und handschriftlich Hamilton zugeschrieben hatte. Hier heißt es: „Auff den thon vnd das maß der Syllaben, darinnen nicht der mindeste theil der ziehrligkeit bestehet, habe ich, wie sonsten, auch hier genawe achtung gegeben: wiewohl denselben auch die Frantzosen selber offtmahls gewalt thun: von vns aber noch fast keiner, meines wissens, sich darouff verstanden." Witkowski hat diese Stelle, wie es scheint, nicht beachtet. Er ist der Ansicht, daß gemäß den großen in Holland durch den Verkehr mit Heinsius in seiner Metrik vollzogenen Änderungen Opitz auch den Lobgesang vor dem Drucke habe verbessern müssen (S. 19 f.). Das ist durchaus zurückzuweisen; beachte auch den Zusatz: wie sonsten, was doch wohl nicht nur die Erzeugnisse des letzten Jahres bezeichnet. Zu vergleichen die ähnliche Äußerung in der Poeterey (S. 41).

Opitz, und so erreichte er es, wie wir sahen (S. 37), daß er im Frühjahr 1619 bereits längere Dichtungen ohne irgend erhebliche Verstöße gegen die Betonungsregel erscheinen lassen konnte. Welch imponierende Leistung dies war, zeigen die übrigen Dichter, die das Gesetz entweder überhaupt nicht erkannten oder, wenn sie es erkannt hatten oder durch Opitz darauf hingewiesen waren, es doch noch viele Jahre nicht anzuwenden wußten. (Fortsetzung folgt.)

Altnordische Stoffe und Studien in Deutschland.[1])

2. Abschnitt. Klopstock und die Barden.

I. Klopstock.

Von Richard Batka in Prag.

Mit Unterstützung der „Gesellschaft für deutsche Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen“.

In älteren litterarhistorischen Werken findet man die Angabe, daß Klopstock zuerst die nordische Mythologie in die deutsche Dichtung eingeführt habe. Das ist inzwischen berichtigt worden, und zwar war dabei nicht so sehr das Zeugnis Gerstenbergs, der sich im „Freimüthigen“ (1809, Nr. 2/3) die Priorität zuschrieb, ausschlaggebend, als ein Brief Klopstocks selbst (14. November 1771), worin er dem Dichter des Skalden ausdrücklich den Vortritt zuerkennt.[2]) Gleichwohl ist jene Angabe der älteren Litterarhistoriker keineswegs so ganz leichtfertig hingestellt. Denn schon in mehreren vor 1766 verfaßten Oden Klopstocks finden sich die Ansätze zu seiner späteren

[1]) Vgl. Euphorion. Zweites Ergänzungsheft S. 1—70.

[2]) Zuerst veröffentlicht bei Muncker, Lessings persönliches und litterarisches Verhältnis zu Klopstock. Frankfurt 1880. „Ich bin schuldig, daß ich mich rechtfertige. Es wußten nicht Wenige, daß ehemals griechische Mythologie in meinen Oden gewesen war. Einige von meinen Kopenhagener Freunden, oder vielmehr alle, die sich darum haben bekümmern wollen, wußten, daß ich die Mythologie unserer Vorfahren übernommen hatte, seitdem Sie es im Skalden gethan hatten. Sie erinnern sich vielleicht, daß ich Ihnen einmal mit Vergnügen sagte, daß Sie bei dieser Aufnahme mein Vorgänger wären. Andern, dachte ich, würde die Sache schon bekannt werden, oder ich dachte vielmehr bei der Herausgabe der Oden gar nicht an die Sache.“

bardischen Poesie. Daß ihm der Name der Barden in der Bedeutung „altdeutscher Dichter“ geläufig ist, will allerdings nicht viel besagen, weil er in gleicher Geltung auch bei früheren Dichtern vorkommt. Wir wissen, daß Bodmer 1734 in seinem „Charakter der Teutschen Gedichte“ den Barden einen Nachruf von über 30 Zeilen widmete (vgl. Euphorion a. a. O. S. 31), woraufhin aus dem Kreise der Gottschedianer im „deutschen Dichterkrieg“ (1741) das Thema behandelt wurde. Hier und in Reichels „Bodmerias“ wird Bodmer selbst als „Barde“ angeredet,[1]) es kann also nicht überaschen, daß die Übertragung des Bardennamens auch auf neuere Poeten bereits in einer frühen Ode Klopstocks („An meine Freunde“ 1747) begegnet.[2])

Was sonst noch an „altdeutschen“ Requisiten in Klopstocks Jugendlyrik aufgeboten wird, die Eiche als heiliger Baum, Thuiskon als Stammvater der Deutschen, ist von Scheel (Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 6, 193) als Reminiscenz an Lohensteins „Arminius“, den Klopstock in jungen Jahren gelesen hatte, nachgewiesen. Scheels Aufsatz müßte uns der Mühe entheben, auf das Verhältnis Klopstocks zum germanischen beziehungsweise nordischen Altertum nochmals einzugehen, wenn er die „teutsche“ Vorstellungswelt des Dichters nicht in ihrem fertigen Zustande, sondern in ihrem Werden dargestellt hätte. So aber ist eine neue genetische Betrachtung des Gegenstandes keineswegs überflüssig.

Es liegt in der eigenpersönlichen Genialität Klopstocks und ist ein sprechendes Zeugnis für sie, daß er die ihm von außen zukommenden Elemente seiner Poesie nicht bloß übernahm, sondern sie mit individueller Kraft der Phantasie umbildete und verarbeitete. Er ließ sich von ihnen anregen; aber er operierte mit ihnen nicht wie mit gegebenen, unantastbaren Größen, sondern durchdrang sie mit dem Feuer seines eigenes Empfindens, gestaltete sie nach dem Maße seiner dichterischen Anschauung. Schon der erste Schritt, mit dem er sich einer vaterländischen Mythologie näherte, war ein selbständiger, nicht etwa durch den Einfluß neu empfangener germanischer Kenntnisse veranlaßter Vorgang. Im Jahre 1752 erfand er sich nach Analogie des antiken Musenhaines einen den germanischen Musen geweihten Hain, der wie jener aus Lorbeer, so aus den heimatlichen Eichen besteht und den die Barden

---

[1]) Inwieweit das Beispiel der Engländer hiebei wirksam war, vermag ich nicht nachzuweisen. In Theobalds Vorrede zu Double Falsehood (1728) wird Shakespeare „Barde“ genannt.

[2]) Ausgabe Muncker-Pawel I. 65 f.

Die deutsche Nachwelt, wenn sie der Barden Lied
(Wir sind ihr Barden!) künftig in Schlachten singt.

bevölkern. Dort sagt die deutsche Muse (Thuiskone), das ist die Tochter des Stammvaters Thuiskon, zur britischen:

Ja bey Barden
Wuchs ich mit dir in dem Eichenhain auf.

Die Vorstellung dieses Dichterhaines stand so lebhaft in Klopstocks Geiste fest, dass er bildliche Redewendungen darauf gründete. In der Ode „Der Rheinwein" (1753) bezeichnet er den Akt des Dichtens als einen „Bardengang im Haine", wobei allerdings nicht unvermerkt bleiben darf, dass wir diese Ode nicht aus der ersten Niederschrift kennen und ihre Veröffentlichung erst 1771 erfolgte.

Seit 1754 schweigt Klopstocks Lyrik durch volle zehn Jahre oder trägt einen ausschließlich religiösen Charakter. Erst zu Anfang 1764 brachte ein Aufenthalt des Dichters in der Heimat sie wieder in nationale Bahnen. Von den Barden sang er jetzt nicht; die glaubte er völlig untergegangen. Aber unter dem Einflusse der Griechen und der biblischen Schriften war eine neue deutsche Poesie entstanden, diese feierte er in „Aganippe und Phiala" unter dem Bilde eines Stroms, in den diese beiden Quellen sich ergießen.

Die Entstehung dieser Ode fällt in den Frühling 1764, den Klopstock in Hamburg verlebte. Im nämlichen Jahre erschienen daselbst zwei Übersetzungen Ossianscher Gedichte,[1]) welche Klopstock gleich kennen gelernt haben muß, denn schon seine nächste Ode „Kaiser Heinrich" verräth die Einwirkung Ossians. Aber bemerkenswerterweise bloß in einem Nebenzuge.[2]) Statt des zu erwartenden Ausbruches der Freude, dass nun doch einer der alten Barden entdeckt worden sei — eine Klage über die verlorene Liedersammlung Karls des Großen![3]) Statt die Ossianische Landschaft sich anzueignen und dadurch einen neuen, originellen Hintergrund für die vaterländische Poesie zu gewinnen, knüpft Klopstock wieder an die Antike an, greift auf das von ihm nach ihrem Beispiel geprägte Bild vom deutschen Dichterwalde zurück und zeichnet da hinein die Ossianischen Geistergestalten.

Es scheint, dass Klopstock sich damals der Zugehörigkeit des schottischen Barden zum deutschen Altertume noch nicht bewußt war. Wie vorher in der Ode „Aganippe und Phiala" erblickt er

---

[1]) J. A. Engelbrecht, Fragmente der alten hochschottländischen Dichtkunst. Hamburg 1764. — A. Wittenberg, Fingal ein Heldengedicht in 6 Büchern von Ossian. Hamburg und Leipzig 1764.

[2]) Vers 25 f. Wer sind die Seelen, die in der Haine Nacht
Herschweben? Ließt ihr, Helden, der Todten Thal?

[3]) Sein Ausfall gegen Karl den Großen „welcher uns mordend zu Christen machte" erinnert an Schützes Klage über die „husarenmäßige Bekehrung" der alten Deutschen (Lehrbegriff S. 30).

auch in „Kaiser Heinrich" den Wert der deutschen Poesie nicht so sehr in ihrer Vergangenheit als in den Leistungen der Gegenwart, und wenn er vorher in „Die beiden Musen" den Wettstreit mit der britischen als die Aufgabe der deutschen Dichtkunst hingestellt hatte, so sollte sie es nun kühn mit der griechischen aufnehmen,[1] und selbst dieser glaubte er sie durch die christliche Cultur überlegen.[2]

Mit solchen Gedanken kam Klopstock im Sommer 1764 nach Kopenhagen, wo er an Gerstenberg einen in mancher Hinsicht Gesinnungsverwandten antraf. Auch Gerstenberg interessierte sich, wie wir wissen, für die deutsche Vorzeit, auch ihn beherrschte die Idee einer Rivalität mit den Griechen, allerdings nicht bloß in betreff der Deutschen, sondern auch für die übrigen Hauptvölker. Wenn er ferner das individuelle Genie der Nationen zu erfassen strebte, so besaß er einen weiteren Blick als Klopstock, dem es nur um die Erkenntnis der „Grundanlagen" seines Volkes zu thun war. Auch im Wissen vom germanischen Altertum stand Klopstock dem jüngeren Freunde bedeutend nach. Er, der „Lehrling der Griechen", suchte, da ihm von altgermanischer Poesie nichts Zulängliches bekannt war, innerhalb der griechischen Kunst nach einer, dem deutschen Wesen gemäßen, dichterischen Form. Darin, daß ihm das Problem der Angemessenheit der poetischen Form im Geiste aufdämmerte, lag der principielle Fortschritt seines Strebens gegenüber seinen Vorgängern, die gemäß ihrer Ästhetik, wonach sich der Wert eines Dichtwerkes vor allem durch seinen sittlichen Inhalt, beziehungsweise seinen Gegenstand bestimmte, erst bis zum Postulat nationaler Vorwürfe vorgedrungen waren. Daß Klopstock diese Form in dem Formenschatze des klassischen Altertums zu finden glaubte, erklärt sich aus seiner Erziehung ebenso wie die Anwendung moderner Formen für altnordische Stoffe bei Gerstenberg aus dessen eigentümlichem Bildungsgange.

An Ossian sich zu halten kam Klopstock auch jetzt noch nicht bei. Die Metra desselben waren aus den Übersetzungen nicht ersichtlich,

---

[1]) Vgl. „Kaiser Heinrich" Vers 69 f.

jetzt . . . bey der Deutschen Streit
Mit Hämus Dichtern . . . .

ferner: „Der Nachahmer" Vers 1 f.

Schrecket noch andrer Gesang dich, o Sohn Teutons,
Als Griechengesang . . . . so bist du kein Deutscher!

[2]) Vgl. „Kaiser Heinrich" Vers 31 f.

Des Griechen Flug nur ist uns furchtbar,
Aber die Religion erhöhet
Uns über Hämus . . .

Es entspricht dies ganz dem Geiste der Ästhetik der vorwinkelmannischen Zeit, welche auch die Messiade um ihres Gegenstandes willen über die Ilias setzte.

sein Germanentum, ja überhaupt seine Echtheit zweifelhaft. Aber die motivischen Schönheiten Ossians machten dann immerhin einen starken Eindruck auf Klopstock, so daß er sich einzelne dieser Motive aneignete, freilich nicht als sklavischer Nachahmer, sondern auf seine Weise. Die Zahl dieser nachweisbaren Einwirkungen bleibt aber nach wie vor gering.[1]) Am deutlichsten sind sie in der Ode „Thuiskon" (Sommer 1764), wo Klopstock den Stammvater des deutschen Volkes in der Dämmerung, mit silbernem Schimmer — ganz in der Weise Ossianscher Erscheinungen herabschweben läßt. Er senkt sich in den Eichenhain der Barden, welcher, wie er der griechischen Fabel nachgebildet ist, nun auch, um die Analogie zu vervollständigen, mit einem Dichterquell ausgestattet wird.[2]) Die Barden begrüßen den Ahnherrn mit „Melodien, wie der Leyer in Walhalla" und mitten hinein in das altgermanische Situationsbild fährt ein Hinweis auf — Horaz „den Schwan Venusin". Diese Vermischung der verschiedenartigen Vorstellungskreise ist typisch für Klopstocks vaterländische Poesie.[3]) Aus Bruchstücken germanischen Altertums, wie sie Ossian, Tacitus oder nordische Quellen darboten, aus übertragenen antiken Elementen schuf sich Klopstock eine Phantasiewelt, die wir zur Kennzeichnung mit einem von Klopstock selbst gebrauchten Namen die „teutonische" nennen wollen und vornehmlich auf ihre nordischen Bestandtheile zu untersuchen haben.

Die Ode „Thuiskon" bietet nur „Walhalla" dar. Leider hat sich Klopstocks erste Niederschrift nicht erhalten, so daß man keine sichere Gewähr dafür hat, daß der mythologische Name schon ursprünglich im Gedichte stand. Ist dies der Fall, so dürfte der Übermittler dieses Namens wohl in niemand anderem als Gerstenberg zu suchen sein, der ja mit Klopstock damals schon verkehrte. Übrigens hatte Gerstenberg in seiner Jugendode ganz dieselbe Form, Walhalla (sogar bis auf die seltene Schreibweise mit anlautendem W statt des üblichen V) angewendet.[4])

[1]) Vgl „Rothschilds Gräber" (1766), Vers 49 „Ich hör euch schweben: Wer seyd ihr Seelen der Todten?" ferner „Die frühen Gräber" (1764). Mondbeleuchtung, alte Gräber — das sind Ossiansche Requisiten. Aber wie grundverschieden ist doch die Stimmung der Klopstockschen klaren, warmen Sommermondnacht und der nebelfeuchten, bleichen Mondlandschaft Ossians!

[2]) Eigentlich ist dies schon in „Kaiser Heinrich", Vers 18 f., geschehen, nur daß dort die Zugehörigkeit der Quelle zum Haine (Vers 16) nicht so ersichtlich ist.

[3]) Solche Fälle von Theokrasie erregten ästhetisch noch keinen Anstoß. Heinsius, der im „Herodes" Engel und Furien auf die Bühne brachte und den „Lobgesang auf Christus" mit mythologischem Zierrat ausstaffierte, wurde zwar deshalb getadelt aber mehr aus religiösen als aus ästhetischen Motiven. In den „Lusiaden" erscheinen christliche und heidnische Götter nicht gegen, sondern nebeneinander wirkend.

[4]) Die später bei Gerstenberg übliche Form „Valholl" (masculinum) dürfte er sich erst während der Dichtung des „Skalden" erkoren haben, einerseits um mit

Die spärlichen vier Oden, die in das folgende Jahr fallen, enthalten nichts, was unsere Beachtung herausfordert.[1]) Erst im Sommer 1766 hebt eine Reihe von „teutonischen" Oden an. Kurz zuvor hatte Gerstenberg seinen „Skalden" gedichtet und damit die Anregung zur eigentlichen Bardenlyrik gegeben.

Klopstocks diesbezügliches Zugeständnis kennen wir bereits. Es muß aber nachdrücklich betont werden, daß er trotzdem ja nicht etwa als Nachahmer Gerstenbergs angesehen werden darf. Ist doch die ganze Art und Weise der Beiden, diese Stoffe zu behandeln, verschieden. Gerstenberg hängt an seinem Stoffe; er setzt die poetischen Motive, welche die Quellen ihm darbieten, geschickt, aber doch nur mosaikartig zusammen. Eine gewisse Freude an der Mannigfaltigkeit des nordischen Altertums kennzeichnet seinen „Skalden", eine Menge seltsamer mythologischer Namen wühlt er auf, um den Eindruck der Fülle wachzurufen und die Möglichkeit reicher mythologischer Anspielungen und Umschreibungen, die damals für die Poesie als notwendig galten, aufzuzeigen. Ganz anders Klopstock. Mit der Einführung mythologischer Fremdwörter ist er sparsam; die sorgsam gewählten Motive bildet er um und verschmilzt sie zu einer neuen Einheit. Gleich die erste Ode, die er nach dem Bekanntwerden des Gerstenbergischen Gedichtes verfaßte, steht nicht auf dem Boden des „Skalden", sondern bleibt auf seinem eigenen Gebiete, auf dem Grunde des Bardenhains und baut dessen Vorstellung weiter aus, wobei er neben Gerstenberg auch schon dem Mallet als Gewährsmann folgt. Diese Ode „Skulda" zeigt uns den Dichtergott Braga, auf seine Leier gestützt, am Quell des innersten Haines sitzend. Die Norne Werandi führt an ihm vorbei zehn neue Lieder vor den Richterstuhl der Skulda, welche über ihre Fortdauer entscheidet. Offenbar entspringt diese Scene dem 8. Kapitel der Malletschen Monuments, wo die Hauptmotive gegeben waren.[2]) Daß Klopstock Flügel und Richterstab den Nornen aus Eigenem zuerteilte, will nicht viel sagen gegen die Gewalt der Stimmung, die er über das dürftige Substrat Mallets ausbreitete. Wie anders paßt schon der feierliche Schritt des Metrums, die gewichtige Sprache zu dem

---

einer nordischen Originalform zu prunken, anderseits wegen der leichteren Verwendbarkeit in Vers und Reim.

[1]) Scheel führt an anderem Orte noch Gott Bragor aus „Sponda" (1764) als ein dem Dichter noch vor Erscheinen des „Skalden" geläufiges, mythologisches Element an. Er übersah, daß die betreffende Strophe des Gedichtes in der ersten Niederschrift fehlt, und erst in der Ausgabe von 1771 eingeführt erscheint.

[2]) „Nahe an dem Brunnen unter der Esche ist eine außerordentlich schöne Stätte, wo die drei Jungfrauen (Urda) das Vergangene, (Verandi) das Gegenwärtige, und (Skulda) das Zukünftige genannt, wohnen. Diese sind es, die den Menschen die Lebensjahre austheilen. Man nennt sie Nornen."

Geiste der Voluspa, der in der Ode webt, als Gerstenbergs aufgeregte, schlanke Reimverse. Wenn man Klopstock Mangel an Anschauung vorwirft, so sollte dies dahin bestimmt werden, daß seine starke und lebhafte Phantasie ihm Bilder von plastischer Anschaulichkeit vorzauberte, deren sprachliche Wiedergabe ihm nicht immer und ganz gelang. So liegt auch der „Skulda“ eine wahrhaft großartige Vorstellung zu Grunde, die nur durch einen technischen Mißgriff[1]) nicht voll zur Geltung kommt. Glücklicher gelang die Schilderung des Gottes Braga, den er in dieser irrtümlichen Namensform bei Gerstenberg kennen lernte.[2]) Von Braga weiß schon die nächste Ode „Der Bach“ mehreres zu sagen. Er wird da „Schwan des Glasoor“ genannt. Glasur ist in Gerstenbergs „Wörterbuch“ zum „Skalden“ ein geheiligter Wald in der Nähe des Götterpalastes und Klopstock identifizierte ihn mit seinem Bardenhaine. Nun erfährt man auch, daß der Quell darin von Blumen umsäumt ist, welche Nossas Hand gepflanzt hat.[3]) Hier ist das Gebiet des nordischen Dichtergottes, der in seiner äußeren Erscheinung beschrieben wird. Neben der Leier hat er jetzt auch das kriegerische Horn zur Seite[4]) und führt nach dem Vorbilde Apollos den Reigen. Solche Übertragung hellenischer Vorstellungen war für Klopstock gewiß nicht bloß ein Ausweg, um von Jugend an vertraute Bilder nicht aufgeben zu müssen, sondern auch litterarhistorisch vorbereitet. Schon Saxo und die dänischen Altertumsforscher hatten nicht selten die nordischen Götter durch Vergleichung mit den antiken zu verdeutlichen gesucht, Mallet war ihnen gefolgt und Schütze hatte (Schutzschrift[2] Nr. XII) gelehrt: Die Ähnlichkeit in der Mythologie zwischen Griechen und Germanen herrsche in vielen Bildern, wenn man nur die Namen verwechsle. Von diesem günstigem Verhältnis machte Klopstock denn ohne Bedenken Gebrauch, zumal man die mythologischen Namen in der Poesie seit Gottsched nur als Nomenklaturen für gewisse Naturerscheinungen und abstrakte Begriffe aufzufassen pflegte. Man tauschte

---

[1]) Dieser besteht darin, daß Skulda bereits in der Exposition mit ihrem Gattungsnamen und ihrer Funktion erwähnt, ihr Name und ihre äußere Erscheinung aber erst später, gleichsam anhangsweise vorgeführt wird. Dadurch entgeht dem Leser die unmittelbare Wirkung ihrer Gestalt.

[2]) Nordisch: Bragi. Lateinisch: Bragus. Mallet: Brage. Gerstenberg: Braga.

[3]) Nossa ist, wie Klopstock bei der späteren Ode „Braga“ anmerkt, die schönste aller Göttinnen. „Wenn die Barden den Begriff von Anmuth und Reiz erhöhen wollten, so nannten sie Nossa.“ Diese Erklärung stammt aus Mallet, wo es Kapitel XVIII heißt: „Nossa, die so schön ist, daß man alles, was schön und prächtig ist, nach ihrem Namen nennt.“

[4]) Der „Barden Kriegshorn“ kommt (nach römischen Berichten) schon in der Ode „Kaiser Heinrich“ Vers 51 vor.

von diesem Standpunkt bloß eine vergessene nationale Bezeichnung für ein — wenn auch bereits eingebürgertes — Fremdwort ein. Gerstenberg freilich, der historisch-kritische Kopf, der das Individuelle, für die Nationen Charakteristische hervorzuheben liebte, tadelte im 21. Briefe über die Merkwürdigkeiten der Litteratur (1767) diese Vermengung,[1]) vielleicht mit versteckter Spitze gegen Klopstock, da er seinen Tadel gerade bei Erwähnung Bragas vorbringt, des nämlichen Gottes, der das Jahr 1766 über im Mittelpunkte der bardischen Lyrik Klopstocks steht.

Die der Zeit nach folgende Ode „Unsre Fürsten" erläutert (Vers 17 f.) die Beziehungen Bragas zu dem bekannten Quell, der ursprünglich ein Analogon der Hippokrene, dann mit dem Urdsborn und nun auch mit dem Mimesborn identifiziert wurde. Braga — und die Bardenzunft mit ihm — trinkt daraus Begeisterung und Weisheit.[2]) Der schon in der vorigen Ode erwähnte Tanz (Triumph) Bragas wird jetzt Vers 33 ff. — analog dem Apollon Musagetes — anschaulich geschildert.

Auch die nächste Ode „Braga" hat den Tanz des Gottes zum Gegenstande. Aber diesmal nicht den „liedergeführten Brautlenzreihn" im Haine, sondern den mit dem Schlittschuh auf dem Dezembereise. War Braga einmal Lehrer der Dicht- und Tanzkunst, so lag es nicht allzu fern, ihn auch zum Erfinder des Eislaufes zu machen, den Klopstock nur als eine Abart des Tanzes betrachtete. Der Ursprung des Bildes von Braga, der im Flug über den gefrorenen See sein Lied ertönen läßt, wird sofort durch eine Anmerkung Klopstocks klar, wonach er selbst das Silbenmaß der Ode nach seinen Bewegungen auf dem Eise gebildet habe. Auch in der Schilderung der winterlichen Scenerie merkt man, daß Klopstock nach dem Leben dichtet.[3]) Aber doch ist bezeichnenderweise die Landschaft nicht isoliert, sondern wieder in Verbindung mit dem Bardenhaine gebracht. Der See, auf dem Braga zum Klange der Mundstringa dahinfliegt, ist nach Klopstocks Andeutungen am Rande dieses Hains gelegen und vom Wasserlaufe des Dichterquells gebildet. Diese von einem Punkte ausgestaltete Weise Klopstocks, welche seiner mythischen Vorstellungswelt die innere Einheit verleiht, ist bisher viel zu wenig beachtet

[1]) „Braga wird der Apoll des alten Nordens genannt. Man thut übel, das System der nordischen Mythologie mit dem griechischen zu vermischen, wie fast alle Ausleger gethan."

[2]) Mallet berichtet Kapitel VIII von der „klaren Quelle . . . worin Weisheit und Klugheit verborgen liegen. Der ihn besitzt heißt Mimis. Er ist sehr klug weil er alle Morgen daraus trinkt".

[3]) Vgl. „Die frühen Gräber" und „Sommernacht", wo die Mondscene nicht nach der Ossianschen Tradition, sondern nach eigenem Erlebnis geschildert wird.

worden. Eigenes Erlebnis und eigene (freilich durch griechische Vorbilder angeregte) Phantasiethätigkeit sind die Hauptfaktoren, aus denen seine bardische Lyrik hervorgeht. Was er der nordischen Tradition entnimmt, ist meist nur nebensächlich.

Als solches, ausschmückendes altnordisches Beiwerk ist die Erwähnung des Valholls, der Einherion, der Mundstringa, des Mimer, König Harolds und der beiden göttlichen Wesen Uller und Tialf anzusehen. Die ersten vier Namen muß er durch Gerstenbergs Vermittlung empfangen haben, wie die besonderen Namensformen beweisen.[1]) König Harolds Lied an Elissif, das er Vers 62 f. berührt, lernte er wohl aus Percys englischer Übersetzung in Five pieces of runic poetry kennen, denn dort findet sich die Form Harold, während das Original (bei Bartholin) und die Malletsche Übersetzung Harald hat.[2]) In einer Anmerkung giebt Klopstock an, daß er in dieser Ode „nichts aus der Edda (worunter natürlich Mallets Monuments zu verstehen sind) genommen“ habe. Dies ist jedoch im vollen Sinne unmöglich zutreffend und sollte vielleicht nur besagen, daß das landschaftliche und mythologische Bild Klopstocks eigene Erfindung sei. Bei der Vorführung der Götter Uller und Tialf schließt er sich nämlich deutlich an Mallets Eddaübersetzung an.[3]) —

---

[1]) Einherion geht offenbar auf die Form Einherium im „Skalden“ zurück. Walholl, Masculinum und mit dem Ton auf der zweiten Silbe, deckt sich vollständig mit der Form „Valholl“ im „Skalden“. Mundstringa hat gleichfalls Gerstenberg auf dem Gewissen. Das Wort kann nichts als ein Mißverständnis dessen sein, was im 21. Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur steht: „Mundharp, die Erinnerungsharfe, wovon auch die lyrische Poesie den Namen mundstringar mar, Meer der Gedächtnisregion genannt wird, weil sie sich damit beschäftigt, das Gedächtnis verdienter Männer zu verewigen.“ Mimer, so bei Gerstenberg. Mallet nennt ihn Mimis. Von seinem Weisheitsbrunnen war schon in der vorigen Ode die Rede, aber sein Name blieb noch ungenannt. In unserer Ode wird die Redensart „trunken von Mimer“ für „dichterisch begeistert“ zuerst geprägt.

[2]) Daß Klopstock aus Percy geschöpft habe, vermutete schon Muncker (Klopstocks Leben 2, 378 f.), aber in dem irrigen Glauben, daß Mallet Harolds Lied „nur kurz erwähnt“. Pfau glaubte seine Annahme dadurch zu widerlegen, daß er das Vorhandensein einer Übersetzung bei Mallet nachwies. Der Vergleich der letzteren mit dem Citate bei Klopstock ergiebt aber, daß auch er Unrecht hatte.

[3]) Klopstock nennt als Bragas Schüler zunächst den schönen Sohn Siphias, Uller, dem Fuß und Pfeil blinken. Bei Mallet heißt es „Uller, Sohn der Sifia: er schießt die Pfeile mit solcher Fertigkeit und läuft so geschwinde auf Schlittschuhen, daß Niemand mit ihm kämpfen kann. Sonst ist er von schöner Gestalt (Monuments Kapitel 15). Klopstock nennt ferner Tialf „dem keiner im Laufen voran“ offenbar nach Mallet, wo von ihm berichtet wird „daß er Jedem den Wettlauf auf Schlittschuhen streitig machen wollte“. Auch was Klopstock in seiner Anmerkung anführt: „Tialf, Thorrs Begleiter, der mit dem Geiste des Riesen einen Wettlauf hielt“ entstammt Mallets Kapitel 24. 25, wo der Riesenkönig

Während Gerstenberg in den Briefen über die Merkwürdigkeiten der Litteratur den Charakter der nordischen Poesie darlegte und Klopstock eine teutonische Mythenwelt ins Leben rief, erschien (1766) Lessings „Laokoon“. Gleich zu Anfang wurde darin die naive Empfindlichkeit der Griechen dem Stoicismus der nordischen Barbaren gegenübergestellt und zwar mit solchem Nachdruck, daß es den Kopenhagener Freunden nicht unbemerkt bleiben konnte.[1]) Den Stoicismus lehnte Lessing als Barbarei ab, stellte ihm aber keinen Hedonismus entgegen, sondern ein neues Drittes, ein ideales Griechentum, das natürlich empfindet und nach Grundsätzen handelt. Mit dieser Theorie konnte er freilich weder Gerstenberg noch Klopstock gewinnen. Schon die Bevorzugung der Griechen paßte ihnen nicht in ihre Gedankenrichtung. Die herbe Aburteilung der alten Nordgermanen verletzte sie geradezu in ihrem Stammesgefühle. Auch waren Beide der Meinung, daß ein Nationalcharakter auf angeborenen Eigenschaften beruhe und nicht aus überlieferten Grundsätzen hervorgehe. Was Klopstock am Griechentume schätzte, war auch durchaus nicht „Klarheit und Kälte“. Trug er doch selbst, wo er die Griechen nachahmte, sein warmes Gefühl in die schönen Formen hinein, legte darin sein „Haindunkel des Ausdrucks“ (wie Gerstenberg es einmal nennt) keineswegs ab. Es ist wie eine trotzige Abweisung Lessings, wenn er in der Schlußstrophe gleich einer der ersten Oden des nächsten Jahres (1767) im „Schlachtlied“ den Schlußvers des Ragnar Lodbrogliedes,[2]) auf welchen Lessing als ein typisches Beispiel barbarischer Denkweise hingewiesen hatte, anklingen läßt:

Wir lächelten dem Tode zu!
Und lächeln, Feind', euch zu!

---

schließlich erklärt: „Hugo, der im Laufen dem Tialfe den Preis streitig machte, war mein Geist.“

[1]) . . . . „unsere Urältern waren Barbaren. Alle Schmerzen verbeißen, dem Streiche des Todes mit unverwandtem Auge entgegensehen, unter den Bissen der Nattern lachend sterben, weder seine Sünde noch den Verlust des liebsten Freundes beweinen, sind Züge des alten nordischen Heldenmuts (Th. Bartholinus. De causis contemptae a Danis adhuc gentilibus mortis cap. I.). Palnatoko gab seinen Jomsburgern das Gesetz, nichts zu fürchten und das Wort Furcht nicht einmal zu nennen. Nicht so der Grieche! Er fühlte und furchte sich; er äußerte seine Schmerzen und seinen Kummer; er schämte sich keiner der menschlichen Schwachheiten; keine mußte ihn aber auf dem Wege nach Ehre, und von Erfüllung seiner Pflicht zurückhalten. Was bey dem Barbaren aus Wildheit und Verhärtung entsprang, das wirkten bey ihm Grundsätze. Bey ihm war der Heroismus wie die verborgenen Funken im Kiesel, die ruhig schlafen, so lange keine äußre Gewalt sie wecket, und dem Steine weder seine Klarheit noch seine Kälte nehmen. Bey dem Barbaren war der Heroismus eine helle fressende Flamme, die immer tobte, und jede andere gute Eigenschaft in ihm verzehrte, wenigstens schwärzte.“

[2]) Ridens moriar. Bei Mallet: „Ich sterbe lächelnd.“

wenn er nicht nur die bardische Lyrik immer eifriger pflegt, sondern sogar seine früheren gräcisierenden Oden „teutonisch" umarbeitet und in der poetischen Verwertung der nordischen Mythologie noch weiter geht.

Viel weiter allerdings nicht mehr. Gerstenberg und Mallet brauchten seltener herzuhalten, seit Klopstock in Ossian[1]) und in Tacitus Geschichtsbüchern[2]) neue Fundgruben für deutsches Altertum anschürfte. Mit Mallet zeigt er sich jetzt, veranlaßt durch Gerstenbergs Kritik in den Briefen über die Merkwürdigkeiten der Litteratur unzufrieden. Seine Privatbriefe sprechen geringschätzig von „Mallets Auszug aus der Edda" und enthalten Belehrungen wie: „Wenn Sie nur die Edda von Mallet kennen, kennen Sie die Edda nicht genug." Man hat danach gemeint, daß Klopstock mittlerweile die Originalausgabe der Edda durch Resenius zum Gegenstande seines Studiums gemacht habe. Überzeugend sind die dafür vorgebrachten Beweise freilich nicht.[3]) Eine briefliche Äußerung aus dem Jahre 1768, daß er zwar der nordischen Sprache noch nicht ins Kabinet gekommen sei, sich aber in ihrem Vorzimmer schon aufgehalten habe und hoffe, bald einige bessere Lesarten zur Voluspa zu finden, ist irrelevant und weit eher als das seltene, schwer erreichbare Buch des Resenius dürfte Klopstock den Voluspatext in dem beliebten Werke Bartholins vor sich gehabt haben. Inwieweit sein dilettantischer Wagemut sich mit altnordischer Linguistik einließ, ist bei dem Mangel an sicheren Zeugnissen nicht zu entscheiden. Die Namensformen bieten nur ungenügende Anhaltspunkte, weil sich der Dichter bei ihrer Wahl von anderen als von philologischen Motiven leiten ließ.

Weiter als durch die im ganzen geringen, von außen anschließenden Elemente baut sich die teutonische Mythenwelt durch

---

[1]) Das Verhältnis Klopstocks zu Ossian im Einzelnen darzulegen fällt außerhalb des Rahmens dieser Arbeit, welche es mit den nordischen Elementen seiner Dichtungen zu thun hat. Es genügt festzustellen, daß Klopstock Anfang 1767 Ossian als Deutschen anzusehen begann. Die Kelten überhaupt werden von ihm als alte Deutsche eifrig studiert. (Vgl. auch „Hügel und Hain" Vers 4 und 14.)

[2]) Auf die Taciteischen Schriften lenkten Klopstock seine Vorstudien zur Hermannsschlacht. Die Götternamen der Germania werden alle zum altertümlichen Aufputz verwendet: **Thuiskon**, **Mannus**, die beiden **Alzes** und **Hertha**, worüber Scheel an anderem Orte Seite 204, 205, 207 f. genügend gehandelt hat. Auch die Bezeichnung eines alten Germanen als **Herminoon** geht auf Germania Kapitel 2 zurück.

[3]) Das Hauptargument soll die Form „Bragor" in „Sponda" Vers 8, bilden, die einmal auch bei Resenius sich findet. Aber viel leichter erklärt sie sich aus den bei Gerstenberg vorkommenden Nebenformen Bragar, Bragur. Erstere Form erscheint in „Unsre Sprache" Vers 59. Die Ersetzung des nordischen **u** durch **o** ist Klopstock überhaupt geläufig, vgl. Glasor, Einherion.

Klopstocks eigene Bildkraft aus. Die Ode „Unsre Sprache“ spielt wieder auf wohlvertrautem Boden. Wir hören, daß der Hain auf einem Berge sich befindet — nach Analogie des griechischen Musenhains. Die Fortführung des Bildes aber mit ihrer tiefen Symbolik ist ganz Klopstocks Eigentum. Der dem Bardenquell entströmende Bach bildet am Bergeshang einen Wasserfall. Dort, an der Scheide zwischen Berg und Thal (Poesie und Prosa?), beide Gebiete von da aus beherrschend, erblickt der Dichter die von ihm zur Göttin personifizierte deutsche Sprache. Wieder treten die Nornen auf wie in „Skulda“. Skulda selbst mit dem Richterstabe verleiht wieder Unsterblichkeit. Aber das des Untergangs Würdige wird nicht mehr, wie ehedem ins Thal der Vergessenheit verwiesen, sondern verfällt Wurdis[1]) Dolche. Man sieht, daß Klopstocks Phantasie während seiner Beschäftigung mit der Hermannsschlacht die Richtung auf das Wilde, Barbarische genommen hatte.

Die Bardiete bieten eine größere Anzahl von Göttern auf, freilich nur anspielungsweise. Einigermaßen verlebendigt wird nur Wodan (nur einmal, in der Ode „Thusnelda“ Vers 30 in nordischer Namensform genannt), den Klopstock als kriegerischen Hauptgott, gemäß Mallets Ausführungen (Introduction II. Kapitel 6) aufführt, wie Scheel am angeführten Orte gezeigt hat. Selbständig erfunden sind nur wenige Züge. Wodan fährt in seinem Wagen über das Kampfgefilde;[2]) das Klirren seiner Waffen verkündet Glück oder Unglück; in seinem Schilde hält er die Lose der Schlacht. Thor, der Gewittergott, Tyr der Schwertgott und Hela, die Todesgöttin werden nicht weiter charakterisiert, was keineswegs einer ungenauen Kenntnis zugeschrieben werden darf. Wir wissen, daß sich Klopstock sehr einläßlich mit Mallets Edda abgegeben hatte, und wo seine Darstellung von dessen Berichte abweicht, wo er Ähnliches identifiziert und Identisches trennt, haben wir kein Recht von Unkenntnis des nordischen Altertums und leichtfertiger Kombination zu sprechen: hier waltet einfach die freie Phantasie des Dichters. Klopstock wanderte eben durch die nordische Mythologie weder in der Absicht, sie wissenschaftlich getreu zu übernehmen, noch gewillt, mit vollen Händen aus ihrem Reichtum zu schöpfen und seine Dich-

[1]) In einer Anmerkung sagt Klopstock: „Wurdi, so nennt sie der Sachse, ein Dichter aus Ludewigs des Frommen Zeiten. In der Edda wird sie Urd genannt.“ Den altsächsischen Heliand, auf welchen diese Worte zielen, lernte Klopstock aber erst Ende 1768 kennen und es dürfte also die erste (verlorene) Niederschrift der Ode die nordische Namensform (und zwar des Metrums wegen die bei Mallet vorfindliche Urda) gehabt haben. Später ersetzte sie Klopstock durch das ihm heimatlicher bedünkende, sächsische Wort.

[2]) Reminiscenz an den homerischen Ares oder Übertragung des Thor gehörigen Donnerwagens?

tung damit zu beladen; sondern besonnen nur da und dort eine Blume pflückend, die, wenn er sie auf den fruchtbaren Boden seines selbstgeschaffenen Bardenhains verpflanzte, aufging und weiter gedieh, wenn er sie bloß als Zierat aufsteckte, verdorrte. Wer die teutonische Mythenwelt Klopstocks richtig sehen will, darf sie nicht von Walhalla aus betrachten, sondern vom Bardenhain. Dieser ist ihr eigentlicher Mittelpunkt, alles in ihm voll Deutlichkeit, Gestalt, Farbe und Leben, während der Götterhimmel in unklarer Ferne, gleich einem unwesenhaften Phantom darüberschwebt.

Den Gipfelpunkt erreicht die vaterländische Lyrik Klopstocks in der Ode „Der Hügel und der Hain", einem Tendenzgedichte großen Stiles, gedanklich vorbereitet in der voraufgehenden Ode „Unsre Sprache". Dort ist die Rede davon, daß, wie die Legionen des Varus in die Nacht der Vergessenheit sanken, so auch die Lieder der Barden, welche über jene frohlockten, von Wurdis Dolchen getroffen untergingen.[1]) Ossian aber habe man aus der Vergangenheit hervorgehoben, der vergleiche sich dem Griechen, trotze ihm sogar, und, während Apollo seinem Gesange lauscht, tritt Braga hinzu und blickt ihn freundlich lächelnd an.

Eine solche Gegenüberstellung der griechischen und deutschen Poesie bildet den Grundgedanken von „Hügel und Hain". Wenn die Überlegenheit der Deutschen durch Bragas Lächeln zuvor diskret angedeutet war — in den „beiden Musen" hatte Klopstock die Entscheidung noch nicht einmal anzudeuten gewagt — so erklärte er sich nun entschieden für die deutsche Poesie:

Ich seh an den wehenden Lorber gelehnt
Mit allen ihren goldenen Saiten,
O Grieche, deine Leyer stehn,
Und gehe vorüber!

Das war nicht bloß eine persönliche Absage, sondern der offene Durchbruch der im deutschen Geistesleben seit Jahren unter der Oberfläche wühlenden Opposition gegen den Gräcismus.

Einkleidung und Durchführung gehören ganz Klopstock an. Der Dichter horcht durch die Nacht, ob er nicht einen leisen Nachhall

[1]) Das Bild erinnert an Bodmers Verse über die Barden: „Ob auch der Ausdruck groß, das Maß der Sylben rein; bleibt ewig unbekannt, die grauen Stunden haben den Dichter und Gesang in dunkle Nacht begraben." (Charakter der teutschen Gedichte.) Vgl. Klopstock: „Doch ach verstummt in ewige Nacht ist Bardiet und Skofliod" (Sponda Vers 9) „Vergraben ist in ewige Nacht der Erfinder großer Name zu oft" (Eislauf Vers 1 f.) „Hüllte nicht dauernde Nacht Lieder ein" (Der Bach Vers 23). „Ihr Dichter . . . es hüllt Nacht die Leier der Barden ein" (Die Barden Vers 1). „Lange Jahrhunderte schon hat ihn in ihre Nacht hinab gestürzt die Vergessenheit" (Hügel und Hain Vers 10 f.). Ähnlich übrigens schon Opitz im Trostgedicht: „Viele Helden versanken in die lange Nacht".

des Bardengesanges erlausche. Ein griechischer Poet drängt ihn, vom vergeblichen Bemühen abzustehen und seinem Liede Gehör zu schenken. Aber des Dichters Sehnsucht lassen seine Silbertöne ungestillt. Er bittet den Poeten, ihm einen der alten Barden aus dem Grabe zu beschwören. Es geschieht, und nun beginnt der Wettstreit zwischen Beiden. Der Poet preist die griechische Kunst, die griechische Mythologie, der Barde die Seine. Endlich entscheidet der Dichter:

Weck' ich aus dem alten Untergange Götter
Zu Gemählden des fabelhaften Liedes auf;
So haben die in Teutoniens Hain
Edlere Züge für mich![1])

Damit ist die deutsche Mythologie in Permanenz erklärt und ihre Verwendung, welche noch Gerstenberg nur in besonderen Fällen wünschte, als ein Programmspunkt der vaterländischen Dichtung hingestellt. Klopstocks bardische Nachahmer pflegten sich denn auch auf diese bedeutsame Stelle zu berufen. Aber noch in anderer Hinsicht ging Klopstock über Gerstenberg prinzipiell hinaus. Dieser interessierte sich für die nordischen Poesien als solche, rein litterarhistorisch. Klopstock dagegen wollte aus ihnen für die Kunst der Gegenwart Nutzen ziehen, aus ihnen die Grundanlagen der Nation erkennen und eine dem deutschen Wesen gemäße, ureigene Dichtform gewinnen. In „Hügel und Hain" charakterisiert er die Bardendichtung als „feurigen Naturgesang" (Vers 32), der formalen Schönheit der Griechen gegenüber ausgestattet mit der „schöneren Grazie der seelenvollen Natur" (Vers 77).

Unter sparsamer Hand tönte Gemähld' herab,
Gestaltet mit kühnem Zug;
Tausendfältig, und wahr, und heiß! ein Taumel! ein Sturm!
Waren die Töne für das vielverlangende Herz![2])

Es scheint, daß dieses Bild der altgermanischen Poesie nicht so sehr von den bekannten Beispielen abgezogen, als ein Erzeugnis seines subjektiven Wunsches, sein eigenes poetisches Ideal ist, das bereits mehrere Züge der späteren Stürmer und

[1]) Vgl. die Stelle in „Kaiser Heinrich" über die deutsche Poesie Vers 41:

Himmelan steigen wir
Mit Kühnheit. Urtheil blickt sie, und lenkt den Flug.
Das Maaß in sichrer Hand, bestimmen
Wir den Gedanken, und seine Bilder.

[2]) Vgl. „Die Barden" Vers 11 f.:

Seiner (Bragas) Tritte Ton
Rieselt daher, wie der Bach, rauscht wie der Strom.

Und ebenda Vers 47 ff.

Dränger vorwegnimmt. Nicht minder scheint, was Klopstock über die metrische Gestalt der altgermanischen Poesie äußert, ganz subjektive Annahme zu sein. Schon in der Ode „Sponda" finden wir ihn auf der Suche nach einem deutschen Nationalvers. Das Auffinden eines solchen lag ihm so sehr am Herzen, daß sein Eifer Denis' Tadel hervorrief: „Ich denke, wir sollten uns mehr um den Geist und Ausdruck der Barden, als um ihre Silbenmaße kümmern" (Brief an Klotz 1769). Von Wichtigkeit ist auch der folgende Passus aus einem Briefe an Denis: „Macpherson, der Retter des Barden Ossian wird mir einige Melodien zu lyrischen Stellen des Dichters schicken. Mit Hilfe dieser Melodien, denk ich das Silbenmaß der Barden herauszubringen und diese kleinen Entdeckungen sollen meiner Abhandlung vom Silbenmaß nicht übel lassen." Die vorhandenen Fragmente der metrischen Schriften Klopstocks enthalten indessen nichts Bezügliches; vermutlich ist der Plan nie ausgeführt worden. Es ist merkwürdig, daß Klopstock in seinem Streben nach einem vaterländischen Silbenmaß die ihm bekannten altnordischen Gedichte außeracht ließ. Wie er sich enthielt, altnordische Stoffe zu behandeln, sondern eigene Gefühle und selbstgeschaffene mythologische Vorstellungen wiedergab, so bildete er seine Metra nicht nach der Tradition, sondern nach den Gesetzen seines eigenen musikalischen Empfindens. Von musikalischem Rhythmus beseelt, stellte er sich denn auch die Lieder der Barden vor und es ist danach verständlich, wenn er meint, von Braga „älteren deutschen Ton" gelernt zu haben[1]) (Ode „Stintenburg" Vers 33). Zu den altnordischen Gedichten aber konnte er den musikalischen Schlüssel wohl nicht finden. Man bedenke, in welcher verwahrlosten Gestalt sie sich in den alten Ausgaben präsentierten, ohne richtige Versteilung, voll metrumwidriger Einschiebsel, abgesehen von der fremden Sprache, über deren Betonung man nichts Sicheres wußte. Dann begreift sich auch, warum Klopstock auf den Besitz einer bardischen Melodie solchen Wert legte und warum er in seiner poetischen Praxis nie die Nachbildung eines altnordischen Gedichtes versucht hat. Die bei Klopstock häufigen Alliterationen sind nicht auf nordischen Einfluß zurückzuführen. Sie finden sich in seinen Gedichten vor 1766 (besonders im „Messias") ebensowie in seiner bardischen Lyrik.[2]) Die letztere hatte in „Der

[1]) Vgl. „Der Bach" Vers 53 f.:

Ich hab' ihn heller blitzen gesehn
Den erhabnen, goldnen, lyrischen Stab (Bragas)!

[2]) Besonders markant in „Der Hügel und der Hain" vgl. „**t**hatenvolle **T**elyn . . . ertönt" 61. „**H**aines **H**öh . . . **W**ipfel **w**inken" 66 f. „**w**üthende **W**urdi" 70. „**w**alle der **W**agen" 91. „Des Schildes blutige **B**lume" 132. — Vgl. auch „Unsere Sprache" Vers 23: „Gern höret im **W**alde der **W**andrer das **W**ehn".

Hügel und der Hain" entschieden ihren Höhepunkt erreicht. Danach geht es, nicht nur was die poetische Bedeutung, sondern auch was die Verwendung der Mythologie betrifft, rasch und merklich abwärts. Die folgenden drei Oden vom Ende des Jahres 1767 (Thusnelda; Hermann; Die Kunst Tialfs) bieten nur wenig Mythologisches und von Altnordischem nur zwei Mallet entlehnte Kleinigkeiten.[1]) Seine bildnerische Kraft wirkt auch nicht mehr und 1768 hört er überhaupt fast ganz zu dichten auf. Gewiß spielen da die Aufregungen, welche sein Wiener Plan mit sich brachte, eine Rolle. Die Hauptursache dürfte aber eine gewisse Ermattung des Geistes sein nach den ungemeinen Leistungen der voraufgehenden Jahre. Klopstocks vaterländische Oden waren bis 1771 nur zum Teile und auch nur einem kleinen Kreise von Freunden und Verehrern bekannt. Im Oktober 1771 brachte die langerwartete Gesamtausgabe der Oden sie vollzählig vor das große Publikum. Die Frage, ob die Verwendung der teutonischen Mythologie an Stelle der antiken zu billigen und nachzuahmen sei, wurde jetzt vielfach erörtert. Herder (Allgemeine deutsche Bibliothek XIX) und Merck (Frankfurter gelehrte Anzeigen, Neudruck S. 49) stimmten begeistert zu und überschwänglich war der Beifall der eigentlichen Klopstockianer. Die ablehnenden Kritiken richteten sich insgesamt gegen den Enthusiasmus des Gefolges, selbst Merck, als er in einer für Wielands „Merkur" verfaßten, ungedruckt gebliebenen Recension,[2]) sein früheres Urteil umstieß, hatte mehr die bardischen Nachahmer als den großen Dichter im Auge, als er schrieb: „Warum sollten wir überhaupt die reichmeublirten Gemächer der griechischen Mythologie gegen den dürftigen und russigten Hausrath des nordischen Skaldenbedürfnisses vertauschen; die wir heut zu Tage so erzogen sind, daß wir Vieles bedürfen und hier bei den Griechen für jede Empfindung einen eigenen Gott und ein besonderes Kapellchen finden." Es ist nicht überflüssig, die Oden in ihrer ursprünglichen Gestalt (soweit diese überliefert ist) mit derjenigen zu vergleichen, welche ihnen Klopstock in der Gesamtausgabe gegeben hat. Einzelnes mythologisches Detail ist wieder entfernt, die Überschrift „Bragalioth" ist dem einfachen Titel Braga gewichen; die „Mundstringa" (ebenda Vers 33. 54) durch die Telyn ersetzt;[3]) der Name des Königs Harald (Vers 62)

[1]) Der Titel „Die Kunst Tialfs" ist eine Herübernahme einer Malletschen Kapitelüberschrift: l'art de Tialf (Monuments Kapitel 24). In dieser Ode wird ferner erwähnt „wie die Riesenschlange Midgars im Ocean sich wälzt" Vers 90 = Mallet, Introduction 2, 62.

[2]) Jetzt veröffentlicht von B. Seuffert. Göttinger gelehrte Anzeigen 1895, S. 77 ff.

[3]) In der zweiten Ausgabe der Oden (1798) wird der Gleichartigkeit wegen statt der Leier überall die Telyn eingeführt. Vgl. „Thuiskon" Vers 13. „Die Barden" Vers 2. 14. „Skulda" Vers 11.

unterdrückt; die Anspielung auf die Schlange Midgars (Die Kunst Tialfs Vers 90) gänzlich getilgt. Auch die Namen haben allerlei kleine Veränderungen erfahren, in denen sich das Streben nach Volltönigkeit[1]) oder nach griechischem Klange[2]) kundgiebt. Noch im Frühjahr 1771 hatte Klopstock an Gleim geschrieben: „Nur eines dauert mich, daß mein lieber Gleim griechische Götter in seinen Gedichten hat." Er selbst aber, mehr den Ereignissen der Gegenwart zugewandt, bediente sich hernach nur selten der deutschen Mythologie, ja er scheute sich auch nicht, gelegentlich wieder zur griechischen zu greifen. Nordisches enthalten seine letzten Oden sehr wenig:[3]) er versucht weder den alten Vorstellungskreis zu erweitern, noch stellt er ihn wie ehedem anschaulich heraus. Er bringt eben nur ab und zu ein paar mythologische Namen als Aufputz. Interessant ist nur eine Anspielung in „Unsre Sprache an uns" (1796) Vers 23: „Dann kränze mich nicht ... die Eiche, die Hlyn einst war." Dazu bemerkt Klopstock in einer Anmerkung: „Man will ein skaldisches Fragment gefunden haben, nach welchem der Gott Balder die Göttin der Freundschaft in eine Eiche verwandelte." Worauf Klopstock sich hiermit bezieht, habe ich nicht zu ermitteln vermocht; der nordischen Mythologie ist der angegebene Zug fremd. Eine noch geringere Ausbeute als die Oden gewähren die beiden Bardiete „Hermann und die Fürsten" und „Hermanns Tod". Thor, Tyr und Freya werden einigemale in völlig gleichgiltiger Weise genannt: das ist alles. Auch die Prosaschriften des Dichters tragen nirgends Spuren altnordischen Einflusses, auch die „Gelehrtenrepublik", deren Titel vielleicht der Lektüre Schützes entstammt.[4]) Von dem weiteren Befassen mit der nordischen Vorzeit stand der alternde Klopstock ab und überließ es seinen Schülern, das von ihm Angeregte und Begonnene aufzunehmen und fortzuführen.

---

[1]) Statt Walholl (Braga Vers 35. 51) sagt Klopstock in den späteren Oden Walhall und Walhalla, hat diese Formen auch in der Gesammtausgabe an anderem Orte hergestellt. Walholl stand in „Unsre Sprache" Vers 58 und aus metrischen Gründen vermutlich in „Hügel und Hain" Vers 101. — Vgl. Mallet: Lina, Gerstenberg: Hlyn, Klopstock: Hlyna.

[2]) Statt Einherion (worin man leicht Gerstenbergs Einherium wiedererkennt) sagt Klopstock nun Enherion. (Braga Vers 52). — Vgl. Bragor, Glasor statt altnordisch Bragur, Glasur. Die Schreibung Glasoor soll wohl nur die Länge des o beziehungsweise die Betonung als Paroxytonon bezeigen.

[3]) Deutsche Mythologie zeigen nur folgende Oden: „Die Roßtrappe (1771); „Weissagung" (1773); „Die Krieger" 1773; „Hermann aus Walhalla" (1794); „Unsre Sprache an uns" (1796).

[4]) „Die Republik der Gelehrten" und „die gelehrte Republik" ist ein Lieblingsausdruck Schützes. Klopstock könnte ihn auch aus der Vorrede zur Malletübersetzung S. VI genommen haben.

Stolbergs Ballade „Die Büßende“ (Stoff und Quelle).

Von Wolfgang von Wurzbach in Wien.

Es ist ein grausamer, aller Menschlichkeit Hohn sprechender Gedanke, dem Rachegefühl dadurch Ausdruck zu geben, daß der Beleidiger gezwungen werde, den Schädel einer ihm lieb gewesenen Person beim Mahle als Becher zu verwenden. Unglaublich roh erscheint es uns, sich täglich von neuem an dem Anblick einer so grausamen Buße zu weiden. Nichtsdestoweniger ist dieser Stoff volkstümlich geworden, wie so viele andere, welchen barbarische, unseren heutigen Anschauungen zuwiderlaufende Ideen zu Grunde liegen. Man erinnere sich der grausamen Prüfungen einer Genofeva, einer Griseldis und Anderer.

Paulus Diaconus[1]) erzählt zuerst die bekannte Episode, wie der vom Weine trunkene Alboin seine Gattin nötigte, aus dem Schädel ihres von ihm erschlagenen Vaters, des Gepidenkönigs Künemund zu trinken, dessen er sich selbst beim Mahle als Becher zu bedienen pflegte. Es ist bekannt, wie Rosamunde für den Frevel ihres Gatten Rache nahm.

Die mittelalterliche Poesie bemächtigte sich des entsetzlichen Schädelbechers, umkleidete ihn mit einem neuen Mythus und benutzte ihn als Werkzeug zur Bestrafung der ungetreuen Gattin. Das einmalige Ansinnen Alboins wird ein täglich erneuter Racheakt, aus dem Schädel des Vaters wird der Schädel des schuldigen Geliebten, die stolze Rächerin wird zur büßenden Ehebrecherin. In dieser Gestalt bildet die Fabel mit dem Schädelbecher die Grundlage eines der populärsten Gedichte des Grafen Fr. Leop. von Stolberg: „Die Büßende“ (1777).

In Stolbergs Ballade spricht ein navarresischer Ritter, der auf der Reise nach dem deutschen Hofe begriffen ist, zur Nacht in dem Schlosse eines deutschen Edelmannes vor, und findet bei ihm gastliche Aufnahme. Als sie beim Abendessen sitzen, tritt eine blasse Frau in Trauergewändern, mit geschorenem Haare herein, und nimmt schweigend an dem Tische Platz. Als sie dem Diener winkt, kredenzt ihr dieser einen Trunk Wasser in einem Totenschädel. Sie leert denselben und zieht sich zurück. Da der erstaunte Fremde den Ritter um die Erklärung des Gesehenen bittet, erzählt ihm dieser,

---

[1]) Paulus Diaconus, De origine et gestis rerum Longobardorum libri VI. — I. 27. II. 28.

daß die Dame seine Gattin sei, die er über alles geliebt, und die ihn betrogen habe. Er habe den Ehebrecher getödtet, sie aber zu einer härteren Buße verdammt. Und er führt den Gast hinab in ein finsteres Gemach, wo die Büßende, vor einem Feuer sitzend, ein wehmütiges Lied zur Laute singt. In einem Schranke neben ihr erblickt man das Gerippe des Ermordeten. — Jahre lang läßt sie der Gatte so ob ihres Fehltritts trauern, endlich erweicht ihn ihre stete Buße, und er nimmt sie wieder zu Gnaden auf.

Der erste Schritt zu dieser Umwandlung der Alboinsage findet sich in der Sammlung der Gesta Romanorum im 56. Kapitel „Von dem Andenken an den Tod". Die Fabel ist hier in einer, der moralisierenden Tendenz dieses Buches entsprechenden Weise eingekleidet. Ein Kaufmann erblickt einen reichgekleideten Fürsten auf der Jagd und schließt aus dem Glanze seiner Kleidung und seines Auftretens, daß dieser Mann vollkommen glücklich sein müsse. Dem Fürsten kommt diese Ansicht des Kaufmanns zu Ohren; er beschließt ihn von seinem Irrtum zu überzeugen, und bittet ihn in seinem Schlosse zu übernachten. Die Vorgeschichte ist in den Gesta Romanorum besonders blutig: Nachdem der Fürst den Geliebten seiner Frau getötet hat, rächt dessen Sohn diese That, indem er zwei Verwandte des Gatten ermordet. Die Leichname der beiden werden in einem Saale des Schlosses aufgehängt, wo sie der Fürst täglich erblickt, um zu neuer Rache entflammt zu werden. In demselben Saale läßt er den Kaufmann übernachten, allein der Anblick der beiden Toten läßt diesen kein Auge schließen. Von dem Skelette des Geliebten ist nicht die Rede. Eine weitere Abweichung besteht darin, daß die Dame nicht nur aus dem Schädelbecher trinkt, sondern daß ihr alle Speisen aus dem Totenkopfe gereicht werden. Dagegen spricht sie, und beruhigt sogar den geängstigten Kaufmann. Als dieser scheidet, hat er seine Ansicht über das Glück seines Wirtes geändert, und beschließt die Leute fürderhin nicht mehr nach dem Äußeren zu beurteilen.

Den moralischen Wert der Erzählung erkannte auch Johannes Pauli, der sie unter dem Titel: „Ein jeder hat sein Kreuz mit einem Ritter" in seine bekannte Geschichtensammlung „Schimpf und Ernst" (1522) aufnahm. Durch die zahlreichen Auflagen, welche das Buch des beliebten Franziskanerpredigers und Nachahmers von Geiler von Kaisersberg binnen kurzer Zeit erfuhr, mochte der Stoff ins Volk gedrungen sein. Am 13. Januar 1536 wurde Hans Sachsens Historia „Der Ritter aus Frankreich, den ein Kaufmann selig nennt"[1]) zu Nürnberg aufgeführt. Schon der Titel der Komödie

[1]) Hans Sachs in der Ausgabe Nürnberg 1560. I. Band. Fol. 176.

verrät des Dichters vollkommene Abhängigkeit von den Gesta Romanorum. Interessant ist es, daß zufolge der Hans Sachs-Chronologie auf den folgenden Tag, den 14. Januar 1536, eine, den Alboin- und Rosamunden-Stoff behandelnde Komödie namens: „Historі von einer königin auſs Lamparten"[1] fällt.[2])

Die eleganteste prosaische Version des Stoffes rührt unstreitig von der Königin Margarethe von Navarra, Schwester König Franz' I. her, welche dieselbe Sage in der 32. Novelle ihres Heptameron behandelt. In ihr sehen wir zugleich Stolbergs Quelle. Die Handlung spielt in Deutschland; der Fremde ist ein vom König Carl VIII. dahin abgesandter französischer Ritter, Bernage, sieur de Siuray.[3])

Stolberg fand den Empfang des Fremdlings in der Burg, sowie die Erscheinung der büßenden Gattin in der Novelle vorgezeichnet. Einige Freiheiten erlaubte sich der Dichter in der Ausschmückung des Stoffes. So verdanken wir die flehentlichen Bitten der Schuldigen, lieber sie selbst zu tödten, und den Geliebten zu schonen, sowie die lebhafte Beschreibung des Mordes lediglich seiner Phantasie. Während die Büßende bei Margarethe trauernd vor einem Feuer sitzt, klagt sie bei Stolberg ihr Leid in einem Bußgesange. Hier wie dort bemitleidet der Fremde die Unglückliche, und in beiden Fällen giebt sie ihrer wahren Reue ob ihres Fehltritts Ausdruck. Bei Stolberg, wie bei Margarethe wird erwähnt, daß der Edelmann mit seiner Gattin nach ihrer Versöhnung noch viele Kinder zeugte, doch liegt eine Veredlung in der Auffassung des deutschen Dichters, der die Hoffnung auf Nachkommenschaft nicht als ein Motiv zur Verzeihung bei dem Gatten anführt, wie dies Margarethe thut. Daß Stolberg den Fremden zu einem Navarresen macht, mag seinen Grund gleichfalls in der Erinnerung an sein Vorbild, Margarethe von Navarra, haben.

Einzelne Stellen bei Stolberg gemahnen fast wörtlich an die französische Novelle. So sagt z. B. der Gatte bei Margarethe: „— qu'elle fut amoureuse d'un ieune homme, que j'auois nourry céans." Bei Stolberg heißt es:

---

[1]) Ebenda. I. Band. Fol. 174.

[2]) Die Behauptung Dunlops (Geschichte der Prosadichtungen. Übersetzt von Felix Liebrecht. Berlin 1851. S. 201), daß sich eine Bearbeitung der Version der Gesta Romanorum bei Gower finde, beruht auf einem Irrtum. Gower (Confessio Amantis, edited and collected with the best Mss. by Dr. Reinhold Pauli. London 1857. S. 125 ff.) versifiziert lediglich die von Paulus Diaconus und anderen Historikern überlieferte Erzählung von Alboin und Rosamunde.

[3]) Bernage, ayant connu en quelle patience et humilité une damoyselle d'Alemagne receuoit l'etrange penitence que son mary luy faisoit faire pour son incontinence, gangna ce poinct sur luy qu' oubliant le passé eut pitié de sa femme, la reprind auec foy et en eut depuis de fort beaus enfans.

Ihre Liebe war dahin,
Einem Buben zugeflogen,
Den ich in der Burg erzogen!

Am Schlusse der Erzählung läßt Margarethe die Personen, in deren Kreise die Novellen des Heptameron erzählt werden, ihre Meinungen über dieselbe austauschen, und knüpft daran einige moralisierende Bemerkungen. Eine derselben — „Mesdames, si toutes celles, à qui pareil cas est aduenu, beuuoyent en telz vaisseaulx, i'auroys grand paour que beaucoup de coupes dorées seroient convertyes en testes de mortz" — gab Stolberg genau den Gedanken seiner letzten Verse:

Tausend Schädel, die wir sehn,
Sollten auf dem Schenktisch stehn.

Diese zahlreichen Übereinstimmungen lassen Margarethes Novelle unzweifelhaft als Stolbergs Vorlage erscheinen. Margarethes nächste Quelle ist bis heute noch unbekannt, dürfte jedoch wahrscheinlich in einem altfranzösischen Fabliau zu suchen sein, welches seinerseits auf die Gesta Romanorum zurückführt.

Margarethe legt ihre Geschichte der Witwe Disille in den Mund, und diese bezeichnet sie als „aduenue de mon temps". Die Abfassungszeit des Heptameron ist das Jahr 1542, und in der Novelle selbst erscheint König Carl VIII. (1483—1498). Bernage erzählt, von seiner Reise heimgekehrt, dem König sein Erlebnis, und dieser schickt, veranlaßt durch die Beschreibung, welche ihm der Ritter von der Schönheit der Büßerin giebt, seinen Hofmaler Jéhan de Paris (Jean Perreal) nach Deutschland, um die unterdessen wieder zu Gnaden aufgenommene Dame, mit Zustimmung ihres Gatten zu portraitieren. Diese mit großer Bestimmtheit vorgebrachten Thatsachen gaben zu der Vermutung Anlaß, daß es sich hier um ein historische Ereignis handle, welches sich unter Kaiser Max' I. Regierung in Deutschland zugetragen haben müßte. Eine alte Tradition wußte auch zu berichten, daß Graf Stolberg den Stoff zu seiner Ballade in der Chronik seiner Familie gefunden habe, allein man hat vergebens die Geschichte des gräflich Stolbergschen Hauses in jenen dunklen Zeiten durchforscht, nicht der geringste Anhaltspunkt hat sich hiefür geboten.[1])

Für die Behauptung, daß die Sage deutschen Ursprungs sei, spricht der Umstand, daß wir in **Bodmers** „Altenglischen und Alt-

[1]) F. W. **Barthold** in den „Blättern für litterarische Unterhaltung". 2. Jahrgang 1856. S. 491 ff.

schwäbischen Balladen"[1]) ein Gedicht „Die Büßerin" finden, welches denselben Stoff zum Gegenstande, und einen schwäbischen Dichter spätestens des 14. Jahrhunderts zum Verfasser hat. Die Begebenheit spielt hier in einer Burg am Rhein, und der Fremde ist ein Sänger. Die Dame erscheint beim Abendessen, trinkt aus dem Schädelbecher und verschwindet. Der Sänger wagt es hier nicht, den Schloßherrn um Aufklärung zu fragen. Dieser giebt sie ihm von selbst und führt ihn sodann hinab zu der Büßenden.

Höchst merkwürdig müssen uns einige Übereinstimmungen dieses Gedichtes mit Stolbergs Ballade erscheinen, die der letztere in seiner französischen Quelle keineswegs vorgezeichnet fand, und die so auffallend sind, daß wir nicht umhin können, um ihretwillen eine Kenntnis des schwäbischen unseres Wissens damals allerdings noch nicht gedruckten Gedichtes, bei Stolberg vorauszusetzen. Während die Büßende im Heptameron zu trinken begehrt („Elle demanda à boyre"), winkt sie dort nach einem Trunke, und ebenso heißt es bei Stolberg:

Einem winkt sie, er versteht —

Das andere charakteristische Merkmal ist der Gesang der Büßenden, von welchem Margarethe mit keinem Worte spricht. In dem schwäbischen Gedichte hört der Sänger ihren Bußgesang bereits vor der eisernen Thür ihres unterirdischen Gemaches. Ebenso sagt Stolberg:

Und er führt ihn eine lange,
Steile dunkle Trepp' hinab.
„Ach Du führst mich in ein Grab!"
Rief der Ritter und ward bange.
„Graut Dir schon vor diesem Gange?
Aber horch' dem leisen Klange
Einer Laute! Bei dem Klang
Singt sie ihren Bußgesang."

Nochmals gedenkt Stolberg dieses Bußgesanges:

Sang den frommen Bußgesang
Täglich bei der Laute Klang.

Diese Übereinstimmungen können unmöglich auf bloßen Zufall zurückgeführt werden.

Schön und poetisch ist der Schluß der schwäbischen Ballade. Der Sänger kehrt nach Jahresablauf wieder, und findet die Dame mit schönen Locken und Rosenwangen. Der Ritter hat der Dulderin ver-

[1]) Joh. Jak. Bodmer, „Altenglische und Altschwäbische Balladen. In Eschilbachs Versart. Zugabe von Fragmenten aus dem altschwäbischen Zeitalter und Gedichten." 2. Bändchen. Zürich 1781. S. 140 ff.

geben und Schädel und Gerippe ihres Geliebten beerdigen lassen. „Dem Dichter erglüht die Stirne voll Wonne" und er umarmt „mit Inbrunst den Mann, der in dem Gerichte — Sich, Gott nachahmend, der Büß'rin erbarmte".

Bodmer veröffentlichte das Gedicht 1781, vier Jahre nachdem Stolberg seine Ballade geschrieben (1777), keineswegs in harmloser Absicht. Der 83jährige Zürcher Professor, der bereits im Jahre vorher (1780) unter dem Titel „Der gerechte Momus" eine Satire gegen die deutsche Homerbegeisterung und ihre Hauptvertreter Voß, Bürger und Stolberg gerichtet hatte, mochte besonders dem letztgenannten gram sein, der sich 1778 durch eine Übersetzung der Ilias mit ihm, der die seinige im selben Jahre erscheinen ließ, messen wollte. Er benutzte das schwäbische Gedicht, welches er oder einer seiner Zürcher Freunde demgemäß umgearbeitet hatte, um dem jungen Grafen zu zeigen, wie ein derartiger Stoff in einer Ballade behandelt sein wolle, und ließ sich besonders in den Anmerkungen zu dem Gedichte wiederholt zu Ausfällen gegen ihn hinreißen. Heftig tadelte er Stolbergs Schluß als kalt und unpoetisch. Daß der Dichter denselben fast wörtlich seiner französischen Quelle entnahm, davon hatte Bodmer keine Kenntnis. Die Übereinstimmungen zwischen beiden Gedichten sind sicherlich nicht von Bodmer aus Stolbergs Ballade genommen, da es nicht in seinem Interesse gelegen war, solche zu entlehnen. Wollte er doch Stolberg eines besseren belehren.

Eine andere Gestalt nahm die Sage in der spanischen Litteratur an. 1618 verwertete sie Vicente Espinel in seinem Schelmenroman „Vida y hechos del Escudero Marcos de Obregon" (Relacion III; Descanso 6 und 7), welchem Lesage den Charakter seines Gil Blas entnahm. Espinel folgt der Geschichte in den Hauptzügen, allein das Charakteristikon, der Schädelbecher, fehlt bei ihm, und die Büßerin erscheint nicht bei der Tafel. Der Gatte erzählt die Geschichte des Ehebruchs, die durch nächtliches Einsteigen und anderes ein echt spanisches Gepräge erhalten hat. Er tödtet den Liebhaber, den auch er in seinem Hause herangezogen hat, allein er hat nicht die Kraft den Dolch gegen die eigene Gattin zu erheben, und so muß er sich damit begnügen sie gefesselt neben die Leiche ihres Geliebten zu legen. Den Vorstellungen des Fremden gelingt es, ihn zur Verzeihung zu bewegen. Eine Nachbildung dieser Version findet sich in dem 1743 erschienenen Romane Lesages: „Estevanille Gonzales ou le garçon de bonne humeur" (P. II. L. III. Ch. 8).

Noch abstoßender muß uns derselbe Stoff in einer anderen Umgestaltung erscheinen, welche die leidende Frau als unschuldig hinstellt, und den Gatten in Verblendung und grundloser Eifersucht handeln läßt. Dies ist der Fall in einem spanischen Drama

von Luis Velez de Guevara (geboren 1570; gestorben 1644). Seine Komödie führt den Titel „Cumplir dos obligaciones y Duquesa de Saxonia“[1] (Zweien Verpflichtungen nachkommen oder die Herzogin von Sachsen). Auch hier weist uns der Titel nach Deutschland. Der Gast des Ehemannes ist der Spanier Don Rodrigo de Mendoza, der von König Philipp II. an den deutschen Kaiserhof gesandt, in der Nähe von Wien von Räubern überfallen und von einem Grafen Ricardo gerettet wird. Er verirrt sich des Nachts auf dem Wege, und sieht sich gezwungen in dem nahen Schlosse vorzusprechen. Hier verrät alles tiefe Trauer, und die Dame, welche keine andere ist, als die Herzogin von Sachsen, speist diesmal sogar auf dem Sarge des Getödteten. In der Nacht erscheint die Unglückliche in Rodrigos Gemache (?) und erzählt ihm ihre Geschichte, aus welcher hervorgeht, daß sie in Abwesenheit ihres Gatten von dessen Neffen mit Liebesanträgen bedrängt, und da sie ihn zurückwies, aus Rache von ihm bei ihrem Gemahle verleumdet und des ehebrecherischen Umgangs mit einem Pagen beschuldigt wurde. Seitdem müsse sie neben dem einbalsamierten Leichnam des hingerichteten Pagen allnächtlich ruhen, aus seinem Schädel trinken und auf seinem Sarge speisen. Die Herzogin fleht den Spanier an, ihren Ruf wiederherzustellen, und er verspricht es ihr. Er fordert den Verleumder der Herzogin zum Zweikampfe und erkennt in demselben den Grafen Ricardo. Der Art und Weise, wie Rodrigo seinen beiden Verpflichtungen, der Dankbarkeit gegen seinen Lebensretter und dem treuen Festhalten an seinem der Dame gegebenen Versprechen, nachkommt, verdankt die Komödie ihren Namen. Guevaras Heldin sieht bereits der unschuldig leidenden Genofeva sehr ähnlich.

Zuweit würde es führen, die mannigfachen Abarten der Sage, die sich in allen Litteraturen finden, zu verfolgen. Ihr am nächsten verwandt ist jene Gruppe von Dichtungen, in welchen die Dame gezwungen wird, das Herz ihres Geliebten zu essen; uns Deutschen ist diese Erzählung besonders durch Uhlands Romanze „Der Castellan von Coucy“ (1812) bekannt geworden.

---

[1]) Nach anderen ist das Stück von seinem Sohne D. Juan Velez de Guevara. Es findet sich gedruckt im 7. Bande der „Comedias nuevas escogidas de los mejores ingenios de España“ (1651).

Zu Hölderlin.

Mitteilungen von Carl Schröder in Schwerin.

Im Nachlasse der Erbgroßherzogin Auguste von Mecklenburg-Schwerin, geborenen Prinzessin von Hessen-Homburg, von dem ein Teil erst jüngst ans Licht gekommen ist, befindet sich neben Briefen von Jung-Stilling, Zacharias Werner, Matthisson, M. von Schenkendorf, Fanny Tarnow und Anderen auch ein Paket mit der Aufschrift „Gedichte von Magister Hölderlin". Keines dieser in sauberer Abschrift auf zum Teil goldgerändertem Papier vorliegenden Gedichte, von denen einige die Jahreszahlen 1793 und 1799 tragen, andere ohne solche Bezeichnung sind, ist ganz unbekannt, doch sei hier auf das Gedicht „An die Prinzessin Auguste von Hessen-Homburg" etwas näher eingegangen. Dasselbe zählt bei Schwab 1, 62 (und ebenso in Köstlins Ausgabe) nur drei Strophen. In seinem Aufsatze „Beiträge zur Biographie Hölderlins" in Westermanns Monatsheften Band 30 (1871) S. 662 Anmerkung hat Schwab die Vermutung ausgesprochen, daß die fünf letzten Strophen des Gedichtes „Gesang des Deutschen" (1, 33 f.) dort an falscher Stelle stünden und den Schluß der Verse an die Prinzessin Auguste bilden müßten. Dem hat Carl C. T. Litzmann „Friedrich Hölderlins Leben" S. 323 Anmerkung widersprochen; „jene Strophen," sagt er, „sind offenbar zu einer späteren Zeit — beim Jahresschluß — an die Prinzessin gerichtet." Demnach giebt B. Litzmann in seiner Hölderlin-Ausgabe S. 192 das dreistrophige Gedicht „An die Prinzessin Auguste von Hessen-Homburg" mit dem Datum 3. August 1799 und läßt unter der Ueberschrift „An dieselbe" und mit der Jahreszahl 1799 die von Schwab beanstandeten fünf Strophen als eigenes Gedicht folgen. Und doch ist Schwab im Recht gewesen, denn im Nachlaß der Prinzessin liegt das ihr zu ihrem Geburtstag 28. November 1799 gewidmete Gedicht wirklich in der von Schwab vorausgesetzten vollständigen Fassung, also achtstrophig, mit kleinen Abweichungen von Schwabs und Litzmanns Text, vor; natürlich fehlen in dem gleichfalls abschriftlich vorhandenen „Gesang des Deutschen"[1]) die fünf Strophen.

---

[1]) Mit folgenden Varianten zu Schwabs und Litzmanns Text (nach Litzmanns Verszählung): 14. das holde Grün // 16. auf hellem Gebirg // 19. 20. Nachtigall auf schwanker Weide sang und still auf dämmerndem Grunde die Welle weilte // 25—27. Minervas Kinder? sie wählten sich den Ölbaum früh zum Lieblinge; kennst du sie? Noch lebt, noch waltet // 30. Am alten Strome grünt und der dürftge Mann // 33. 34. o Attika! traf Er doch mit seinem furchtbarn Strale dich auch, so

Nur darin irrte Schwab: jene fünf Strophen bilden nicht den Schluß, sondern den Anfang des Gedichtes an die Prinzessin, welches durch Wiederabdruck nun endlich zu seinem Rechte gelangen möge.

Der Prinzessin Auguste von Homburg.

Den 28sten Nov. 1799.

Noch freundlich zögernd scheidet vom Auge Dir
Das Jahr, und in hesperischer Milde glänzt
Der Winterhimmel über Deinen
Gärten, den dichtrischen, immergrünen

Und da ich Deines Festes gedacht' und sann,
Was ich Dir dankend weihte, da weilten noch
Am Pfade Blumen, daß sie Dir zur
Blühenden Krone, Du Edle, würden.

Doch Andres beut Dir, Größeres, hoher Geist!
Die festlichere Zeit, denn es hallt hinab
Am Berge das Gewitter, sieh! und
Klar, wie die ruhigen Sterne, gehen

Aus langem Zweifel reine Gestalten auf:
So dünkt es mir; und einsam, o Fürstin! ist
Das Herz der Freigebornen wohl nicht
Länger im eigenen Glück; denn würdig

Gesellt im Lorbeer ihm der Heroë sich,
Der schöngereifte, ächte; die Weisen auch,
Die Unsern sind es werth; sie blicken
Still aus der Höhe des Lebens, die ernsten Alten.

Geringe dünkt der träumende Sänger sich,
Und Kindern gleich am müssigen Saitenspiel,
Wenn ihn der Edlen Glück, wenn ihn die
That und der Ernst der Gewalt'gen aufwekt.

Doch herrlicht mir Dein Nahme das Lied; Dein Fest
Augusta! durft' ich feiern; Beruf ist mirs
Zu rühmen Höhers, darum gab die
Sprache der Gott und den Dank ins Herz mir.

O daß von diesem freudigen Tage mir
Auch meine Zeit beginne, daß endlich auch
Mir ein Gesang in Deinen Hainen
Edle! gedeihe, der Deiner werth sei.

---

bald // 41. sie haben uns // 43. Und täglich sühnt der holde klare // 45. Wo sind jezt Dichter // 46. Alten, freudig und fromm // 49. Nun! sei gegrüßt in Deinem Adel, mein Vaterland // 59. erräth der Sohn

Demselben Packet, welches die Abschriften von Gedichten Hölderlins enthält, entnehme ich ein loses Blatt, mit dem etwas unklaren Vermerk: „gefunden auf der Decke Hyperions. Von dem Verfasser selbst geschrieben“ und lautend:

Meist haben sich Dichter zu Anfang oder zu Ende einer Weltperiode gebildet. Mit Gesang steigen die Völker aus dem Himmel ihrer Kindheit ins thätige Leben, ins Land der Kultur. Mit Gesang kehren sie von da zurück ins ursprüngliche Leben. Die Kunst ist der Uebergang aus der Natur zur Bildung, und aus der Bildung zur Natur.

Endlich einen eigenhändigen Brief Hölderlins an seinen unglücklichen Freund Kasimir Ulrich Böhlendorf. Wie dieser Brief in den Besitz der Prinzessin gelangt ist, weiß ich nicht zu sagen.

Von Briefen Hölderlins an Böhlendorf war bisher nur ein einziger bekannt, am 2. Dezember 1802 nach der Rückkehr aus Frankreich geschrieben (abgedruckt bei Schwab 2, 86 ff.; bei Litzmann S. 637 f.). Der nachstehend mitgetheilte ist fast genau ein Jahr früher, kurz vor der Reise nach Bordeaux entstanden.

Nürtingen bei Stuttgardt d. 4. Dez. 1801.

Mein theurer Böhlendorf!

Deine gütigen Worte und Deine Gegenwart in ihnen haben mich sehr erfreut. Dein Fernando[1]) hat mir die Brust um ein gutes erleichtert. Der Fortschritt meiner Freunde ist mir so ein gutes Zeichen. Wir haben ein Schicksal. Gehet es mit dem einen vorwärts, so wird auch der andere nicht liegen bleiben.

Mein lieber! Du hast an Präzision und tüchtiger Gelenksamkeit so sehr gewonnen und nichts an Wärme verlohren, im Gegentheil, wie eine gute Klinge, hat sich die Elasticitaet Deines Geistes in der beugenden Schule nur um so kräftiger erwiesen. Dies ist's wozu ich Dir vorzüglich Glück wünsche. Wir lernen nichts schwerer als das Nationelle frei gebrauchen. Und wie ich glaube, ist gerade die Klarheit der Darstellung uns ursprünglich so natürlich wie den Griechen das Feuer vom Himmel. Eben deswegen werden diese eher in schöner Leidenschaft, die Du Dir auch erhalten hast, als in jener homerischen Geistesgegenwart und Darstellungsgabe zu übertreffen sein.

Es klingt paradox. Aber ich behaupt' es noch einmahl, und stelle es Deiner Prüfung und Deinem Gebrauche frey; das eigentliche nationelle wird im Fortschritt der Bildung immer der geringere Vorzug werden. Deswegen sind die Griechen des heiligen Pathos weniger Meister, weil es ihnen angebohren war, hingegen sind sie vorzüglich in Darstellungsgabe, von Homer an, weil dieser außerordentliche Mensch seelenvoll genug war, um die abendländische Junonische Nüchternheit für sein Apollonsreich zu erbeuten, und so wahrhaft das fremde sich anzueignen.

Bei uns ist's umgekehrt. Deswegen ist's auch so gefährlich sich die Kunstregeln einzig und allein von griechischer Vortrefflichkeit zu abstrahiren. Ich habe lange daran laborirt und weiß nun daß außer dem, was bei den Griechen und uns das höchste sein muß, nämlich dem lebendigen Verhältniß und Geschick, wir nicht wohl etwas gleich mit ihnen haben dürfen. Aber das eigene muß so gut

[1]) Böhlendorffs „Fernando oder Kunstweihe. Eine dramatische Idylle“ erschien 1802 in Bremen. Die unten angeführten Verse stehen auf S. 170.

gelernt sein, wie das Fremde. Deswegen sind uns die Griechen unentbehrlich. Nur werden wir ihnen gerade in unserm Eigenen, Nationellen nicht nachkommen, weil, wie gesagt, der freie Gebrauch des Eigenen das schwerste ist. Das hat Dein guter Genius Dir eingegeben, wie mir dünkt, daß Du das Drama epischer behandelt hast. Es ist, im Ganzen, eine ächte moderne Tragödie. Denn das ist das tragische bei uns, daß wir ganz stille in einem Behälter eingepackt vom Reiche der Lebendigen hinweggehn, nicht daß wir in Flammen verzehrt die Flamme büßen, die wir nicht zu bändigen vermochten.

Und wahrlich! Das erste bewegt so gut die innerste Seele, wie das lezte. Es ist kein so imposantes, aber ein tieferes Schicksal und eine edle Seele geleitet auch einen solchen Sterbenden unter Furcht und Mitleiden, und hält den Geist im Grimm empor. Der herrliche Jupiter ist denn doch der lezte Gedanke beim Untergange eines Sterblichen, er sterbe nach unserem oder nach antiquem Schicksal, wenn der Dichter dieses Sterben dargestellt hat, wie er sollte, und wie Du es sichtbar gewollt, und im Ganzen und besonders in einigen meisterhaften Zügen geleistet hast.

„Ein enger Weg führt in ein dunkles Thal,
„Dahin hat ihn Verrätherey gezwungen."

und sonst. — Du bist auf gutem Wege, behalt ihn. Ich will aber Deinen Fernando erst recht studieren und zu Herzen nehmen, und dann vielleicht Dir etwas interessanteres davon sagen. In keinem Falle genug!

Von mir selber und wie es mir gegangen ist bisher, wie weit ich Dein und meiner Freunde werth geblieben und geworden bin, auch was ich treibe und bringen werde, so wenig es ist. Davon will ich mit nächstem Dir aus der Nachbarschaft Deines Spaniens, nämlich aus Bordeaux schreiben, wohin ich als Hauslehrer und Privatprediger in einem deutsch evangelischen Hause nächste Woche abreise. Ich werde den Kopf ziemlich beisammen halten müssen in Frankreich, in Paris; auf den Anblick des Meeres, auf die Sonne der Provence freue ich mich auch.

O Freund! Die Welt liegt heller vor mir, als sonst, und ernster da! es gefällt mir, wie es zugeht, es gefällt mir, wie wenn im Sommer „der alte heilige Vater mit gelassener Hand aus röthlichen Wolken seegnende Blizze schüttelt". Denn unter allem, was ich schauen kann von Gott, ist dieses Zeichen mir das auserkohrene geworden. Sonst konnt' ich jauchzen über eine neue Wahrheit, eine bessere Ansicht deß, das über uns und um uns ist, jezt fürcht' ich, daß es mir nicht geh' am Ende, wie dem alten Tantalus, dem mehr von den Göttern ward, als er verdauen konnte.

Aber ich thue, was ich kann, und denke, wenn ich sehe, wenn ich auf meinem Wege auch dahin muß wie die andern, daß es gottlos ist und rasend, einen Weg zu suchen, der vor allem Anfall sicher wäre, und daß für den Todt kein Kraut gewachsen ist.

Und nun leb wohl, mein Theurer, bis auf weiteres. Ich bin jezt voll Abschieds. Ich habe lange nicht geweint. Aber es hat mich bittere Thränen gekostet, da ich mich entschloß, mein Vaterland noch jezt zu verlassen, vielleicht auf immer. Denn was hab' ich lieberes auf der Welt? Aber sie können mich nicht brauchen. Deutsch will und muß ich übrigens bleiben, und wenn mich die Herzens und die Nahrungsnoth nach Otaheiti triebe.

Grüße unsern Morbek. Wie lebt er! Er erhält sich gewiß. Er bleibt uns. Verzeiht mir den Undank. Ich hatte euch erkannt, ich sah euch, aber doch durch eine gelbe Brille. Ich hätte euch so vieles zu sagen, ihr Guten! Ihr wohl mir auch. Wo wirst Du künftig bleiben, mein Böhlendorf! Doch das sind Sorgen. Wenn Du an mich schreibst, so addressire den Brief an Kaufmann Landauer in Studtgardt. Er schickt mir ihn sicher zu. Schreibe mir auch Deine Addresse.

Dein

H.

L. Uhlands Benno.

Nach des Dichters Reinschrift, im Besitz von Theobald Kerner, zum erstenmal veröffentlicht.

Von Ernst Müller in Tübingen.

Adalbert Keller hat im Jahre 1877 zuerst Uhlands Benno herausgegeben in seinem Buch „Uhland als Dramatiker“. Das Manuskript Uhlands, das er benutzte, war damals in L. Hollands Besitz; heute ist dasselbe Eigentum der Tübinger Universitätsbibliothek (mit Uhlands Manuskript des Thyest zusammengebunden und als M. d. 526 bezeichnet). Es ist das ziemlich durchkorrigierte, flüchtig geschriebene Konzept Uhlands. Auch die darauf beigefügte Abfassungszeit „Entworfen Dienst. d. 26. Dec. Ausgeführt Mittw. den 27. Dec. 1809“ weist auf die Thatsache hin, daß wir in diesem Manuskript nur Uhlands Konzept vor uns haben.

Bisher war nur diese einzige Handschrift bekannt. Aus „Uhlands Tagbuch“ herausgegeben von J. Hartmann erfahren wir nun, daß der Dichter seinen ersten Entwurf kurz nachher nochmals verarbeitet hat. Unter dem 12. Januar 1810 lesen wir nämlich daselbst folgenden Eintrag: „Das Trauerspiel: Benno ins Reine geschrieben“. Diese „Reinschrift“ — eine zweite wird wohl schwerlich existieren? — befindet sich im Besitz von Justinus Kerners Sohn, Hofrat Theobald Kerner in Weinsberg. Sie ist schön und deutlich geschrieben — es sind 21 Seiten in Quart — und fast ohne Korrekturen, wie dies überhaupt bei Uhlands Reinschriften der Fall ist. Ich bezeichne im folgenden den Entwurf, Kellers Vorlage, mit *A*, die Weinsberger Handschrift mit *B*.

Für die Neubearbeitung hat Uhland natürlich *A* zu Grunde gelegt; er hat verschiedene Änderungen, die in *B* stehen, zuerst in *A* an den Rand geschrieben. In *B* ist das Stück kürzer; Uhland hat hier zusammengezogen und alles weggelassen, was entbehrlich schien. Auch stilistisch hat er vieles verbessert. Neue Zusätze sind in B selten. Die Thätigkeit des Dichters beschränkte sich also bei *B* wesentlich auf ein Verarbeiten des vorliegenden fertigen Stoffes. Aber damit hat das Stück entschieden gewonnen. Die wichtigsten Abweichungen von *A* sind unter dem Texte besonders angegeben.

In der Orthographie und Interpunktion habe ich mich genau an Uhlands Handschrift gehalten.

Benno.

Ein Trauerspiel.

Personen.

Benno, ein Greis.
Berthilde, seine Tochter.
Graf Siegbert.
Ottmar } seine Söhne.
Bertram }
Gräfin Silma.
Hugo, ein Ritter.
Kurd, Ottmars Knappe.
Abt. Mönche. Jäger.

Scene: Waldgegend. Im Vorgrund eine Steinbank unter einer Eiche. Im Hintergrund ein altes, steinernes Haus.

Erster Akt.

Benno (auf der Bank sitzend), Berthilde (neben ihm stehend.)

Berthilde.

Der schöne Herbstmorgen hat dich erheitert, bester Vater!

Benno.

Traue nicht diesem letzten Aufglühen der Natur, über Nacht fällt ein Reif, und sie ist verwelkt. Traue nicht meinem heitern Aussehn. —

Berthilde.

Nicht diese traurigen Worte! wie kann ich mir ein Leben denken ohne dich! Unser beider Leben ist Eines, dein Alter wird von meiner Jugend fortleben.

Benno.

Wir sind zusammen wie ein Apriltag, wo Regen und Sonnenschein, Winter und Sommer sich begegnen, dieser im Kommen, jener im Scheiden. Ich welke, du blühest auf.

Berthilde.

Ohne dich wär' ich eine Blüthe am abgebrochenen Aste.

Benno.

Nicht also! dir ziemt es ins Leben hinaus zu schauen, mir nach dem Grabe. Wohl mir, daß ich ruhig hinblicken kann! Nur Eine Last drückt noch meine Seele.

Berthilde.

Kann ich sie dir abnehmen?

Benno.

Ehe wir scheiden, mein Kind! sollst du erfahren, wer ich bin, wer du bist. Wer über sich selbst im Irrthum ist, fällt leicht in Verwicklungen. — In dem alten, einsamen Hause dort wohnten unsere Voreltern. Bald genügte ihnen nimmer der stille Wald, sie traten ins Leben hinaus, und nach einer Reihe von Jahren erhuben sie auf dem Berge, den du dort über dem Walde siehst, ein festes Schloß, und hießen die Herren von Wildenstein.

Berthilde.

Die Steine der alten Burg sind ins Thal herabgerrollt.

Benno.

Als nach Jahrhunderten die Erbfolge mich traf, beherrschte jene Burg ein ausgebreitetes Gebiete[1]) von Schlössern, Dörfern, Höfen. Mein Leben war ein friedliches im Kreise der Meinigen. Graf Siegbert war mein Nachbar, lange mein trautester Freund. Der Durst nach Macht und Ehre führte ihn von mir weg, führte ihn bald zurück als meinen Feind. Er befehdete mich unter nichtigem Vorwand, in Wahrheit, um mein nachbarliches Gebiete[1]) zu verschlingen. Seine Uebermacht und meine Ungeübtheit im Kriegsspiele verschafften ihm den Sieg. Schröckliche Nacht, da meine Burg in Flammen aufgieng, meine Gattin, von einem Pfeile getroffen niedersank, ich gefangen ward; als der Wütherich in der Trunkenheit des Siegs und wie von höllischer Glut ergriffen, meinen einzigen Sohn, den holden Knaben, von der Mauer herab in die Flammen schleuderte, vor meinen Augen! Ungewohnte Wuth faßte damals mein Gemüth. Mächte des Himmels! schrie ich auf, laßt dieß gebeugte Haupt nicht ungerächt zum Grabe sinken! Mit Hohn ward ich in die weite Welt hinausgestossen, aber nicht ganz elend. Ein treuer Diener hatte meine besten Kleinode und dich, mehr als Kleinod, gerettet. Mit dir irrt' ich Jahre lange umher, bis mich die Sehnsucht zur Heimat zurücktrieb. Von wo unser Geschlecht ausgegangen, dahin ist es zurückgekehrt, in jenes alte Haus. Der Abt des nahen Klosters, der uns oft besucht, verwahrt meine Habe. Die frommen Brüder wissen, wer ich bin, sie werden mich nach meinem Hinscheiden abholen und in ihren Chor zu meinen Vätern bestatten.

Berthilde.

Vater! mein Vater! immer mehr seh' ich ein, wie ich nur bestimmt bin, dein Alter zu stützen und einst als Denkmal auf deinem Grabe zu stehen.

Benno.

Ich danke dem Ewigen, mein Leben war in dieser Abgeschiedenheit glücklich. Tausendmal hab' ich durch inniges Gebet den Fluch zu entkräften gesucht, den ich in der Verzweiflung gegen den Zerstörer ausgestoßen.

Der Himmel hat mich erhört. Nichts als Kunden von dem steigenden Glücke meines ehemaligen Freundes hallen in diese Wälder. Heute braust hier seine Jagd, der Vermählung seines Sohnes zu Ehren. —

Aber noch Eine Frage, mein Kind! liebst du den Jäger Bertram? wirst du einst mit ihm ziehen?

Berthilde.

Mit ihm ziehen? Ach! er gehört zu uns, in dieses stille Waldthal, wo wir zusammen leben und sterben werden.

(Man hört Waldhörner in der Ferne.)

Benno.

Liebe Träumerin, komm! die Jagd nähert sich unsrer Gegend. Wie ist mir wohl! Meine Seele ist entlastet, sie kann aufsteigen zu dem Ewigen.

(Er geht nach den Hause, von Berthilden geführt.)

(Ottmar, Silma, in Jagdkleidern, treten auf.)

Silma.

Wilder Jäger!

---

[1]) So in beiden Handschriften. [Als Nebenform zu „Gebiet" im Deutschen Wörterbuch IV, 1, I, Spalte 1748 vom 14. bis ins 18. Jahrhundert belegt. A. S.]

Ottmar.

Es ist meine Art so.

Silma.

Ich glaube du willt heute noch austoben, ehe dich der Hochzeittag in meine Arme fesselt.

Ottmar.

Süße Braut! auch meine Liebe ist heftig.[1])

Silma.

Liebster! laß uns hier ausruhn! Setze dich zu mir! ich liebe dich so, und kenne dich kaum; auch du kennst mich nicht. Drum laß uns traulich zusammen reden! Ich habe dir so viel zu sagen. Wie bin ich glücklich, daß ich nun den gefunden, dem ich Alles vertrauen darf, was ich in goldenen Abendstunden, in einsamen Nächten empfunden, geheim im Herzen aufbewahrt, ich wußte nicht, für wen. Ach! was mir damals nur einzelne Stunden verschönte, es hat sich jetzt herrlich über meine ganze Gegenwart und Zukunft ausgebreitet. Ich begreife nimmer wie ich an den Festen meines Oheims,[2]) den Tänzen, Turnieren, Jagden, Freude finden konnte. Meine Freude bist nun einzig du, und der Liebeshimmel, der uns glänzend umgibt.

Ottmar.

Ich kann dich nicht täuschen, treue Seele! Du bist nicht die erste, die ich liebe. Wie ich bisher selbst ein Wanderer war, so war auch meine Liebe eine wandernde. Aber all die früheren Gefühle[3]) waren nur bestimmt, mein Herz zu erweitern, daß es die Fülle der Liebe fassen möchte, die ich für dich empfinde.

(Waldhorn.)

Silma.

Schon wieder ruft die wilde Jagd; man gönnt uns keine Ruhe.

Ottmar.

Du bist müde und erhitzt. Vielleicht gibt es hier was zur Kühlung.

(Er geht nach dem Haus und klopft an die Thüre. Berthilde erscheint am Fenster. Ottmar fährt erstaunt zurück.)

Verzeihe, schöne Unbekannte! ich wollte dich um eine Erfrischung für die müde Jägerin dort ansprechen.

Berthilde.

Sogleich.

(Ottmar geht zu Berthilden[4]) zurück. Kurd und mehrere Jäger treten auf; zuletzt kommt Berthilde mit einer Flasche und einem Obstkörbchen aus dem Hause.)

Kurd.

Gnädiger Herr! die Jagd zieht sich links gegen den Fluß hinab.

Ottmar.

Wir kommen gleich. Es hat nicht so sehr Eile.

---

[1]) Der Zusatz, den Keller S. 294 bringt, ist von Uhland in *A* mit Recht wieder ausgestrichen und in der endgiltigen Fassung *B* weggelassen worden; dagegen hat er ihn im Anfang des dritten Aktes verwertet.

[2]) In *A* „Bruders".

[3]) Auch in *A* so; Keller hat (S. 295) fälschlich „Küsse" gelesen.

[4]) So in *A* und *B* irrtümlich statt: „Silma".

Berthilde (der Gräfin einen Becher reichend).

Nehmt vorlieb, edle Dame!

Silma.

Dank, schönes Kind! Welche Lieblichkeit in der Wildniß, welch jugendliches Leben in dem alten Hause!

(Berthilde reicht ihr den Korb hin.)

Äpfel! Äpfel[1]) sind eine schlimme Frucht, sie stiften Zwietracht. Nein! von dir, liebes Kind! bringen sie Seegen. Komm, Ottmar! theilen wir diesen! Wie heißt du denn, freundliche Wirthin?

Berthilde.

Berthilde! ich wohne hier mit meinem alten Vater.

Silma.

Kommst du nicht morgen zu uns aufs Schloß? du bist eingeladen zu unsrem Hochzeitfest; wir werden dich so freundlich aufnehmen, als du uns.

Berthilde.

Die Alterschwäche meines Vaters leidet keine Entfernung. Auch bin ich zu sehr an die Einsamkeit gewöhnt, ich würde vom Geräusche des Festes betäubt werden, und vielleicht ein unruhiges Gemüth in die Einsamkeit zurückbringen.

(Waldhorn.)

Darf ich nicht auch den wackern Jägern einen frischen Trunk bieten?

Kurd.

Die Jagd mahnt schon wieder, wir werden drunten erwartet.

Silma.

So lebe wohl, liebe Freundin! laß mich dich so nennen! Wir besuchen dich bald wieder; nicht wahr, Ottmar?

Ottmar.

Gewiß!

(Ottmar, Silma, Kurd und die Jäger gehen ab. Berthilde nimmt ihr Geräthe zusammen; während dessen kehrt Ottmar schnell zurück.)

Ottmar.

Ich habe meinen Handschuh zurückgelassen, ach! mehr als meinen Handschuh! Lebwohl! du Schönste! Lebwohl auf Wiedersehn!

(Er drückt heftig ihre Hand und eilt ab. Berthilde geht nach dem Hause zurück.)

Zweiter Akt.

(Siegbert und Hugo treten auf.)

Siegbert.

Ich bin zwar selbst kein Jäger, doch freut mich das Getümmel um mich her, es belebt die öden Wälder.

---

[1]) In *A* „Apfel", Keller setzt dazu (S. 296) die Anmerkung: „Im Stuttgarter Idiom ist Äpfel Singular, Äpfel Plural." Das scheint wohl nicht ganz richtig. Gewöhnlich sagt man im Schwäbischen (auch in Stuttgart) „Äpfel" in der Einzahl und Mehrzahl. Das „Apfel" in *A* ist offenbar Schreibfehler, wie *B* zeigt.

Hugo.

Das ist das Vergnügen der Mächtigen, selbst ruhig, auf die freudige Bewegung Vieler herabzusehn.

Siegbert.

Der heutige Tag ist ein schöner Vorabend zu dem morgigen.

Hugo.

Ja! der morgige Tag, edler Graf! krönt Eure rastlosen Bemühungen für den Glanz Eures Hauses. Ich denke gerne zurück, wie Eure Macht sich von Stufe zu Stufe gehoben. Der Sturz der Wildensteiner machte den Anfang.

Siegbert.

Laß das! es ist lange her.

Hugo.

Eroberungen, Käufe, neue[1]) Belehnungen[2]) folgten von Jahr zu Jahr. Und nun habt Ihr Eure Söhne trefflich angewiesen, Euer Werk fortzusetzen. Die Aufnahme Bertrams in den geistlichen Ritterorden reicht Eurem Geschlecht eine Hand, die es zu den ehrenvollsten Stellen aufführen wird.

Siegbert.

Könnt' ich nur in Bertram regeren Antheil an den Welthändeln wecken! Die abgelegnen Wälder sind ihm lieber, als der Hof und das Lager. Doch ich hoffe, es soll sich geben. Ist doch auch Ottmar von seinem wilden Treiben, seinem abenteuerlichen Umherschweifen zurückgekommen.

Hugo.

Die wilde Jugendkraft findet in sich selbst ihren Bändiger. Doch selten haben die Wünsche des Sohnes so zu den Planen des Vaters gestimmt. Ottmar liebt die schöne Silma, die reiche Erbin,[3]) deren Besitzungen, mit den Eurigen vereint, ein Fürstenthum bilden.

Siegbert.

Du thust wohl daran, mir diese einsame Gegend mit solchen hellen Gestalten zu füllen. Ich kann die Einsamkeit schon lange her nimmer vertragen; das Vorwärtsstreben, nicht der rückschauende Stillstand ist meine Sache. Wie mag doch in diesem abgelegnen Hause Jemand wohnen!

Hugo.

Die Bewohner sind mir unbekannt.

Siegbert.

Diese Gegend ist doch allzu öd und unheimlich. Auch ist es jetzt gerade Mittag Der Mittag dünkt mir fast wie die Mitternacht. Das Licht hüllt die Gegenstände in seine blendenden, einförmigen Massen; überall Stille; kein Vogel singt mehr; der Mensch selbst neigt sich zum Schlummer und ist seiner verworrnen Gedanken nicht Meister.

(Die Glocke auf dem Hause wird geläutet. Siegbert erschrickt.)

Was war das?

Hugo.

Es war wie das Zeichen, wenn Jemand stirbt.

---

[1]) Nicht ganz deutlich.

[2]) Keller fälschlich: Belohnungen.

[3]) In A „Erben“. Keller setzt dazu S. 299 eine Anmerkung: ? Erbin.

Siegbert.[1])

Es ist so. Diese Gegend will noch mehr aussterben. Komm! laß uns dieser seltsamen Stimmung entfliehn!

(Sie gehen ab.)

Bertram (tritt auf.)

Endlich ist die Gegend frei, die fremden Gestalten sind vorüber, und der Liebende darf sich nahen. Dünkte mir doch vorhin, als wäre die Glocke gezogen worden. Täuschung! stets wenn ich hieher komme, regen sich Zweifel in mir, mein' ich warnende Stimmen zu hören, aber so bald die Liebliche erscheint, ist Sünde und Furcht von mir genommen. Soll ich denn nimmer in dieses Haus treten? soll einmal das letztemal seyn? doch nicht diesesmal! ich ertrüg' es nicht! Und doch, soll ich ewig dieses treue Kind täuschen? das nie die Meinige werden kann, das ein unauflösliches Gelübde von mir trennt. Ach! um nicht mein reizbares Herz der Liebe[2]) blos zu geben, gieng ich in die tiefsten Wälder und eben hier mußte mir die Liebe begegnen, einsam, traulich, unbefangen sich an mich schmiegend. Ich bin auf ewig in diese Wälder verirrt und jeder Pfad führt mich nur nach diesem Hause.

(Berthilde kommt aus dem Hause mit dem Zeichen des heftigsten Schmerzes.)

Berthilde.

Bist du da, Bertram! o laß mich an deinem Herzen vergehen, und vergehe du mit mir!

Bertram.

Gutes Kind! ich fasse dich nicht.

Berthilde.

Faß' ich es doch selbst nicht! meines Vaters Augen auf ewig geschlossen, sein Mund auf ewig verstummt! Keine Antwort auf seines Kindes Fragen. Bertram! du erbleichst! willt auch du sterben? o bleibe, bleibe! du bist mir nun das Einzige auf dieser Welt.

Bertram.

Wehe mir und dir![3])

Berthilde.

Komm herein, Bertram! verliere keine Zeit! bald werden sie ihn wegtragen. Komm! vielleicht ist er erwacht, wenn wir hinein treten, grüßt uns, streckt uns die Arme entgegen. Ach nein! Todt ist er, todt!

(Sie gehen dem Hause zu.)

Dritter Akt.

(Nacht. Ottmar und Kurd treten auf.)

Ottmar.

Wir sind an der Stelle.

Kurd.

Gnädiger Herr! Ihr wißt, ich mein' es treulich. Wollt Ihr gewaltsam Euer Glück zerstören? Morgen sollte Eure Hochzeit gefeiert werden mit der reichen,

---

[1]) In der Handschrift aus Versehen: Siegfried.

[2]) Auch in *A* so. Keller setzte dafür (S. 300) das dort durchstrichene „Verführung".

[3]) Steht so schon, durchstrichen, in *A*; dann korrigiert in: weh uns, ärmstes Kind.

schönen Gräfin; Ihr reitet in der Nacht davon, um ein Mädchen zu entführen das Ihr Einmal gesehn.

Ottmar.

Meine Leidenschaft ist unaufhaltbar wie der Schritt der Zeit. Das ist wieder neue, frische Liebe. Diese Flamme hat mich noch nie durchglüht; dieses Bild noch nie in meiner Seele gelebt. Das fehlte zu meinem Leben.[1]) Sie hat mich kaum angesehn, hat mich wohl schon vergessen, und doch muß ich sie so feurig lieben; ha! wenn sie erst erglühte, liebevoll mich anblickte! Sie mag mich lieben, oder nicht, sie muß mein seyn. Auf mein Roß will ich sie schwingen und in seliger Umarmung mit ihr durch die Welt hinstürmen.

(Er will dem Hause zu gehen.)

Kurd.

Nicht so eilig! Laßt mich erst sehen, wie's drinnen steht! Die Thür ist offen.

(Er geht ins Haus, nach einer Weile kommt er zurück.)

Herr! es ist mehr als Kirchenraub, wenn Ihr diese entführt. Drinnen liegt ein todter Greis, an seinem Haupte betet ein Mönch und zu seinen Füssen kniet die Jungfrau.

Ottmar.

Es muß seyn. (Er klopft an die Thüre.)

Abt (am Fenster.)

Seyd ihrs, fromme Brüder?[2])

Ottmar.

Wir sinds.

Berthilde (tritt an die Thüre).

Kommt ihr schon, die theure Leiche abzuholen?

Ottmar.

Die Leiche werden die schwarzen Träger abholen, wir kommen, dich hinzuführen, du süsses Leben! Ja! du sollt nimmer dem todten Greis angehören! mein bist du, des liebeglühenden Jünglings. Komm, Liebchen! zu Pferde!

(Er umfängt sie.)

Berthilde.

Wehe! wer rettet mich!

Bertram (tritt auf, in einen schwarzen Mantel gehüllt.)

Welche Stimme! Zurück, Verruchter!

(Er geht mit gezogenem Schwerd auf Ottmar los. Sie fechten. Bertram fällt.)

Abt (mit einer Fackel aus dem Hause tretend.)

Was ists? Welch Getümmel!

Ottmar (gegen Bertram.)

Siehst du! sie gehört mir! Wer bist du denn, unglücklicher Nebenbuhler?

(Nimmt dem Abt die Fackel aus der Hand und beleuchtet den Gefallenen.)

Ich sollte dich kennen.

Kurd.

Der Todeskrampf entstellt seine Züge.

---

[1]) In *A*, etwas verändert, am Rand.

[2]) Auch in *A* so, nicht: „frommer Bruder", wie Keller fälschlich gelesen S. 302.

Ottmar.

Es gibt sich. Bertram! mein Bruder!

Berthilde.

Auch dieser. (Sie sinkt zurück.)

Abt (sie haltend.)

Wie wird dir! armes Kind! komm herein!

(Er führt sie, wankend, in das Haus.)

Kurd.

Mein Herr! Ihr blutet.

Ottmar.

Man mordet den Bruder nicht ungestraft. Heb' ihn auf, setz' ihn auf diese Bank!

(Kurd thut es. Ottmar setzt sich neben den Leichnam auf die Bank.)

Kurd.

Ihr seyd verwundet! wie helf' ich Euch, bester Herr?

Ottmar.

Mir hilft nichts mehr, ich bin getroffen, tief, innig, brüderlich.

Kurd.

Habt Ihr mir nichts mehr aufzutragen? ich möcht' Euch auch nach Eurem Tode noch dienen.

Ottmar.

Nimm diesen Ring von meinem Finger! er gehört der Gräfin Silma; auch als ich ihr untreu geworden, blieb er an mir haften, wie die strenge Pflicht. Sag' ihr, ich habe sie geliebt! Geh! Eile!

Kurd.

Ach! bester Herr! soll ich Euch einsam sterben lassen?

Ottmar.

Ich bin nicht allein; mein Bruder ist bei mir. Er war immer so stille.[1]) Geh! Lebewohl!

Kurd.

Gott erbarme sich Euer!

(Er geht ab.)

Ottmar.

Mein Bruder! wir sind versöhnt. Und du da droben, Berthilde! Meine Füsse tragen mich nimmer zu dir hinauf.[1]) Fleug du hinauf mein Geist! Berthilde!

(Er stirbt.)

(Siegbert, Hugo, eine Laterne tragend, treten auf.)

Siegbert.

Nach dieser Gegend soll Ottmar geritten seyn?

---

[1]) Dieser Satz steht in *A* am Rande in Klammern.

Hugo.

Der Pförtner machte mir gleich nach seinem Austritt die Anzeige. Ich sah noch Beide den Berg hinabreiten, weiterhin, da sie die Nacht einhüllte, hört' ich ihren Hufschlag deutlich dem Walde zu.

Siegbert.

Es ist kein Zweifel, seine alte Wildheit hat ihn ergriffen. Er hat seine Kostbarkeiten mitgenommen. Sollten so meine schönsten Hoffnungen zerstört werden! Es liegt Alles daran, daß wir ihn einholen.

Hugo.

Aber seht, was sitzen dort für zwei Männer im Dunkeln? Ein sonderbarer Gelust, so in der rauhen Nacht dazusitzen!

Siegbert.

War mir doch vorhin, als hört' ich Jemand seufzen.

Hugo.

Sie sind stumm. Schlafen sie wol? Sie sind dicht in ihre Mäntel und Hüte gehüllt.[1])

Siegbert.

Es regte sich einer.

Hugo.

Nur der Nachtwind in seinem Mantel.

Siegbert.

Sie sind mit dürrem Laube von dieser Eiche überstreut.[2])

Hugo

Ich will sehen, wers ist.
(Er tritt näher, leuchtet dem Bertram unters Gesicht und fährt zurück.)

Siegbert.

Wer ists? sprich!

Hugo.

Weh! ich darfs nicht sagen.

Siegbert.

Laß mich sehn!

Hugo.

Erblinde, Vater!

Siegbert.

Bertram! mein Sohn! bleich! blutig! todt![3]) Wach auf, mein Sohn! Vergebens! ha, die starren Augen! kein Feuer drin, als der Schein unsrer Leuchte. Und der Andre hier, ist das der Mörder? kann er so ruhig daneben schlafen, wie

---

[1]) Diese letzten Worte „Sie sind ꝛc." spricht in *A* Siegbert und zwar etwas später.

[2]) Spricht in *A* Hugo in der nächsten Rede.

[3]) Vgl. dazu die interessante Parallelstelle aus K. Gerols Gedicht „Die Rosse von Gravelotte":

Kam zur Reveille frisch noch und rot,
Liegt beim Appell bleich, blutig und tot.

nach wohlvollbrachtem Werk?[1]) Wach auf! oder bist du auch todt! Wach dennoch auf! du bist berufen zum Weltgericht. Ha! auch du mein Sohn! Hab' ich keinen Sohn mehr, der sterben könnte? Ottmar! morgen ist dein Hochzeittag. Aber wer wird dich heurathen, du bleicher, stummer Bräutigam?

(Mönche kommen mit einem Sarg und gehen in das Haus.)

Was machen sie hier? Tödtet, begräbt man meine Söhne, und um den Vater kümmert sich Niemand?

(Silma, Kurd und einige Jäger treten auf.)

Kurd.

So mußtet Ihr mir begegnen, daß die Schreckensbotschaft Euch früher erreichte!

Silma.

Aus den schönsten Träumen weckte mich der Lärm im Schlosse. Nicht Vater, nicht Sohn mehr da, Alles dem Walde zu! ich folgte nach. Wo ist er? ist er todt?

Siegbert.

Hieher, schöne Braut![2]) Tritt herein in den Lichtkreis dieser Lampe! er reicht nicht weit, aber er faßt unendlichen Jammer; zwei gemordete Brüder, einen verzweifelnden Vater, eine traurende Braut. Willt du erlöschen, Lampe?

Silma.

Ottmar! mein Ottmar! wie anders fassest du hier diesen Morgen!

(Berthilde; Abt; Mönche, die Bahre tragend, mit Fackeln, treten aus dem Hause.)

Berthilde.

Liegt er nimmer hier? wo ist er? war es ein Trug der Nacht?

Abt.

Macht, daß wir vorüberkommen, gute Berthilde!

Berthilde.

Ha! dort sitzt er im schwarzen Mantel. Er versprach dir zu Grabe zu folgen, mein Vater! er wird es halten.

Siegbert.

Haltet an! steht Rede.

(Die Mönche setzen die Bahre nieder.)

Wer sind die Mörder dieser Jünglinge?

Kurd.

Sie selbst, einer des andern, im Kampf um diese Jungfrau.

Siegbert.

Wer bist du? Vertilgerin meines Geschlechts!

Berthilde.

Dieses Todten Tochter, jenes Todten Geliebte.

---

[1]) Die Stellen von: „wie nach — Werk" und „und um den Vater — Niemand" stehen in *A* am Rand in eckigen Klammern.

[2]) Von hier an stehen Siegberts Worte in *A* am Rande in eckigen Klammern.

Silma.

Berthilde! meine Freundin! find' ich so dich wieder! Laß den Sarg nicht weiter tragen! Die Lust des Lebens ist mir dahin. Ich lernte das Edlere kennen und als ich es kannte, verschwand es. In dieser Einsamkeit möge von nun an meine Wohnung seyn! Man wird mir vergönnen, hier ein Kloster zu bauen, über den Gräbern unsrer Lieben.

Berthilde.

Ich nehme den Schleier, ist doch schon über meine Seele ein Schleier gesunken, durch den mir Alles trüb erscheint.

Siegbert.

Laßt mich Eure Leiche sehen! ich bin des Anblicks der Todten gewohnt. (Die Leiche wird aufgedeckt.)

Siegbert.

Benno!

Berthilde.

Benno von Wildenstein.

Siegbert.

Gerichte Gottes!

(Er bleibt schweigend mit gesenktem Haupte stehen.)[1]

Miscellen.

Amor und Tod.

(Nachtrag zu Euphorion, Band 5, S. 731.)

Im 19. Jahrhundert hat Pierre Lachambeaudie (Fables livre 6, Nr. 4 = 9. édition 1851, S. 94) nochmals das alte Motiv unverändert in wohlklingende Verse gegossen:

La Mort et l'Amour.

Munis de l'arc et du carquois,
La Mort et Cupidon voyageaient une fois.
Aussitôt que la nuit vint déployer son aile,
Les compagnons lassés se couchèrent tous deux,
Posant sur le gazon leurs flèches pêle-mêle.
S'éveillant quand l'aurore illumina les cieux,
L'Amour, par une erreur, source de mille larmes.
Prit des traits à la Mort, et la Mort, à son tour,
De l'enfant de Vénus emporta quelques armes.
Souvent la Mort, depuis ce jour,
Lance au coeur des vieillards les flèches de l'Amour,
Et, de son côté, l'Amour blesse
Des flèches de la Mort le coeur de la jeunesse.

Berlin. J. Bolte.

[1] Auch in *A* endet das Stück so. Die Reden Silmas und Berthildes, mit denen Keller S. 308 schließt, stehen zwar in *A* am Schluß des Dramas, aber durch ein Verweisungszeichen, das Keller übersehen hat, werden sie an derselben Stelle eingereiht wie hier in *B*.

Zu Heines Harzreise.

An zwei Stellen der Harzreise finde ich parodistische Klänge, deren Spitze sich gegen Goethe zu richten scheint, zugleich jene Stimmung ausdrückend, in der Heine gegen die früher von ihm bewunderte Romantik Front macht. Da wo die beiden Jünglinge auf dem Brocken ihrem Gefühlsdrang Luft machen „Meine Seele ist traurig u. s. w." haben wir ganz offenbar eine Persiflage des Ossianischen Stils vor uns. Im Eingang der Harzreise heißt es auch einmal: „ein Schneidergesell, — — so dünn, daß die Sterne durchschimmen konnten, wie durch Ossians Nebelgeister". Gleich darauf heißt es dann: Er sang auch ein Lied, wo „Lottchen bei dem Grabe ihres Werthers" trauert. Es ist das Lied, das mit den Worten beginnt „Ausgelitten hast du — ausgerungen", das schon 1775 in Wielands Merkur erschienen war. Das Lied selbst ist ernst, aber der Umstand, daß Heine es dem Schneidergesellen in den Mund legt, der „vor Sentimentalität zerfließt", ist geeignet, die ganze Werther-Schwärmerei lächerlich zu machen. Möglich, daß der kalte Empfang, den Heine bei Goethe fand, ihn zu diesen Invectiven veranlaßt hat.

Bonn. Hans Hofmann.

Vorträge und Reden Wilhelm Hauffs.

Wilhelm Hauff ist als Tübinger Student in der „Compagnie", einem studentischen Freundschaftsbunde, dessen Feste er durch manche Gedichte verherrlichte, auch öfters als Redner aufgetreten. Zwei Reden hat Dr. Karl von Riecke in seinem Buche „Meine Eltern, ihre Geschwister und ihre Freunde" (als Handschrift gedruckt. Stuttgart, W. Kohlhammer 1897) in größeren Bruchstücken mitgeteilt. Beide haben durch ihren Inhalt eine enge Beziehung auf den Kreis und die Bestrebungen der jugendlich begeisterten Freunde. In der ersten untersucht Hauff die Frage: „Warum steht die Freundschaft in den späteren Tagen nicht mehr auf dem hohen Standpunkt, auf dem sie in den Tagen der Vorzeit stand?" Er sucht zu zeigen, daß durch die höhere Stellung, die das Christentum dem Weibe einräumte, die Liebe eine edlere und reinere Form gewann und die Freundschaft davor zurücktreten mußte. „Einer der geistreichsten Schriftsteller unserer Zeit sagt, indem er die Jugend und das Alter vergleicht: ‚In jener Zeit wohnt die Freundschaft noch in heiteren offenen griechischen Tempeln, nicht wie später in einer engen gothischen Kapelle.' Sehr wahr ist diese Vergleichung und sie läßt sich auf den Unterschied der Freundschaft im Altertum und bei uns sehr gut anwenden. Ja, damals, in der Jugendzeit der Menschheit, wohnte die Freundschaft in einem heiteren griechischen Tempel; aber ich möchte hinzusetzen — war sie auch in jenem jugendlichen Tempel, in jenem milden Klima erwärmender, so ist doch die Freundschaft späterer Tage geheiligter; denn wie im gothischen Tempel unserer späteren Tage heiligere Religion verehrt wird, so opfert auch die Freundschaft im Allerheiligsten dieses Tempels, auf dem Altar des Herzens heiliger, sich selbst bewußter."

Der Beitritt Hauffs zu einer Vereinigung „Fidolia" trübte für kurze Zeit das Verhältnis zu den Freunden. Es trat eine Spannung zwischen der Fidolia und der Compagnie ein, die aber bald durch die Auflösung der neuen Verbindung ihren Abschluß fand. Hauff notiert auch in seinen „Memorabilien": „Auflösung der Fidolia und Folgen davon. Ihr Begräbnis. Aussöhnung mit dem Kränzchen." Dieser Aussöhnung verlieh Hauff im Kränzchen bei der ersten Gelegenheit Ausdruck, nach Rieckes ansprechender Vermutung zu Beginn des Sommersemesters 1822. In einer Rede, die das Motto trägt: „Das Leben ist kurz, die Kunst ist lang", stellt er zugleich Vaterlandsliebe und Begeisterung für die Wissenschaft als Bundesideale fest. „Auch unter uns gab es Irrungen, unselige Mißverständnisse,

die die treuesten Herzen trennen können. Doch — unser Schuldbuch sei vernichtet, ausgesöhnt die ganze Welt — und so biete ich Euch die Hand in dieser geweihten Stunde; hinter uns liege die Qual des Mißtrauens, vor uns liege Vertrauen und Treue, fest wie der Druck unserer Rechten. Einigkeit und Vertrauen mögen uns verbinden zum Kampf für alles Gute, zum Kampf gegen alles Böse. Viel kann das Vaterland verlangen, von uns, die wir uns hier nicht für Schulweisheit, sondern für das Leben bilden; und viel kann und wird zu dieser Bildung auch unser kleiner Bund beitragen. Um so lebendiger erwache daher in uns der Entschluß, nicht zurückzubleiben in einem Kampfe, in welchem es den ewigen Besitz der schönsten und edelsten Güter gilt, in welchem das Leben nicht verloren, sondern gewonnen wird. Ernst, wie das Leben, ist die Wissenschaft und viele Anstrengung und Prüfung muß der Jüngling bestehen, der sich ihr weihen will. Aber wer sich einmal der hohen bemächtigt hat und in ihr Heiligtum eingedrungen ist, den erfüllt sie mit der süßen Lust, die mit keiner Sinnenlust gemessen werden kann; mit einer solchen, die die Alten dem zuschrieben, der, eingeweiht in die Mysterien, den höchsten Grad derselben erlangt hat. Er ist in eine neue Welt versetzt, ein wunderbares Licht ist ihm aufgegangen, das ihm nicht mehr verschwindet, sondern ihn durch das Leben begleitet und die Nacht erleuchtet, in der die große Menge gedankenlos umherirrt."

Derselben Quelle verdanke ich die Kenntnis einer Rede, die Hauff am Neujahrsfeste 1826 im Stuttgarter Liederkranz „über die Wirkung des Gesanges" hielt. Er preist die geheimnisvolle Magie des Gesanges: „Sie verbindet sich mit allen Freuden der Phantasie, steigt hinein in die Tiefe der menschlichen Brust und lockt eine Welt von schlummernden Gedanken an das Licht. Sie stählt die Kräfte des Geistes, sie leiht der Andacht, der Liebe, der Freude, der Trauer, sie leiht jeder Art der Begeisterung ihre Schwingen, sie hebt die Seele mit sich empor über jedes irdische Verhältnis." Es mutet uns eigentümlich an, wie Hauff dann den Übergang zur alleinigen Verherrlichung des Männerchores findet: „Sollte nicht der am heiligsten singen, der die Geheimnisse der Töne durchdringt, hinwegthut, was nur die Sinne reizt und lockt, der das Herz dem inneren Leben öffnet, das die ewige Macht der Töne ausströmt? Und dies ist der Gesang der Männer. Wo Männer walten und wirken, da ist Ernst und Kraft, wo sie Reines und Lauteres wollen, da kann sich das Unreine nicht unter ihnen halten, weil sie ihm ernst und prüfend in das Auge schauen." Hauff leugnet nicht, daß es größere, ergreifendere Wirkungen des Gesanges giebt, „aber sie gehören nicht dem Reiche des Gesanges allein an. Wer lauscht nicht gerne einer süßen Frauenstimme, wenn sie in den Schöpfungen großer Geister auf- und niederschwebt? Aber knüpft sich nicht an diesen Genuß so leicht die Vorstellung der Sängerin selbst, verknüpft sich nicht damit die Erinnerung an schöne Lippen?" Der Dichter verhält sich hier ebenso ablehnend gegen Frauengesang, wie sein Kapellmeister Bohlnau im 8. Kapitel der Novelle „Die Sängerin", die im Frauentaschenbuch für 1827 zuerst erschien. Bohlnau voll Wuth über die scheinbare Treulosigkeit seiner geliebten Giuseppe (der Titelheldin) versucht den Charakter beider Geschlechter auf seinem Flügel musikalisch darzustellen. „Wo Männer wirken ist Kraft und Wahrheit; hier kann nichts Unreines aufkommen, es sind heilige, göttliche Laute! Er hämmerte mit großer Macht auf den Tasten umher!" Diese Übereinstimmung ist gewiß nicht zufällig. Wir werden auch die Deduktion des Festredners als einen Ausfluß seiner humoristischen Laune auffassen müssen.

Pola. Gustav Wilhelm.

Recensionen und Referate.

Texte und Forschungen zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in den Ländern deutscher Zunge. Im Auftrage der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte herausgegeben von Karl Kehrbach. I. A. Bömer, Die lateinischen Schülergespräche der Humanisten 1. Berlin 1897. 2 M.

Die äußerst rührige Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte eröffnet mit diesem Hefte eine neue Reihe von Publikationen, die dem Umfange nach in die Mitte treten zwischen die Monumenta Germaniae Paedagogica und die in die Mittheilungen der Gesellschaft aufgenommenen kleineren Abhandlungen und Aufsätze. Die vorliegende Arbeit, deren erste Hälfte das erste Heft bringt, ist von Kehrbach selbst angeregt. Es behandelt die Schülergespräche von acht verschiedenen Verfassern aus der Zeit von etwa 1480—1520 (Manuale scholarium bis Hegendorffinus); der zweite Theil (Barlandus bis Corderius) wird ebenfalls einen Zeitraum von 40 Jahren umfassen. Ihre Vorläufer haben die humanistischen Schülergespräche in den lateinischen Gesprächbüchern, von denen einzelne aus dem Mittelalter und Altertum überliefert sind. Bömer giebt auch über diese eine Übersicht. Bei der großen Sorgfalt, Genauigkeit und Vollständigkeit erstrebenden Fülle der bibliographischen Angaben ist es auffällig, daß Bömer der schöne Aufsatz E. Martins über „die Heimat der altdeutschen Gespräche“ (Zeitschrift für deutsches Altertum 1895, 39, S. 9 ff.) unbekannt geblieben ist.

Von den einzelnen Dialogen sind knappe Inhaltsangaben gegeben (nur weniges ist vollständig abgedruckt), da diese Schülergespräche, nicht beschränkt auf das Schulleben und nicht beschränkt auf das, was für Schüler passend ist, nicht bloß eine Quelle für die Geschichte des Schullebens, sondern der Kulturgeschichte überhaupt geworden sind. Vom litterarhistorischen Standpunkt fällt das Hauptinteresse auf Paulus Niavis

und seine Schriften und die Colloquia familiaria des Erasmus. Der erstere hieß eigentlich Paul Schneevogel und stammt aus Eger. Er kann „recht eigentlich der Vater der Gesprächbücher unter den Humanisten genannt werden". Seine Bedeutung für die Geschichte des Humanismus ist noch nicht hinlänglich gewürdigt. Tritt er doch in einer Zeit gegen die Verwendung der mittelalterlichen Schulbücher auf, wo selbst in Italien nur ganz wenige Stimmen sich gegen diese erhoben. Er zeigt eine bedeutende Kenntnis der Klassiker, hat selbst eine Reihe ihrer Schriften ediert, ist aber freilich in seinem Latein noch keineswegs frei von der „mittelalterlichen Barbarei". Wolkan hatte ihn, „ohne irgend einen thatsächlichen Grund anzuführen", auch für den Verfasser des Manuale scholarium erklärt. Bömer stimmt nicht zu, was sich schon daraus ergiebt, daß er das Manuale nicht unter Niavis bespricht, ist aber in seinem Urteil noch nicht völlig sicher. Er stellt eine Monographie über Niavis in Aussicht (S. 31, Anmerkung), die der Mann in der That verdient. — Die Colloquia familiaria des Erasmus hat A. Horawitz 1887 im historischen Taschenbuch einer genauen Analyse unterzogen; mit Beziehung darauf unterläßt hier Bömer die vollständige Inhaltsangabe, geht aber der Entstehung des Werkes weiter nach, indem er zeigt, wie erst nach und nach diese Gespräche zu dem Umfange anwuchsen, in welchem wir sie in den Gesamtausgaben der Werke des gefeierten Humanisten finden. Gerade in den Anfangsstadien haben sie vielfach zur Nacheiferung angeregt und als Muster gedient. Von 1518—1533 sind nicht weniger als 77 Drucke angeführt; für die weiteren Jahre ist auf die Bibliotheca Erasmiana verwiesen, die 246 Gesamt-, 150 Einzel- oder Auswahlausgaben anführt. Für die Geschichte des allmählichen An- und Auswachsens der Gespräche genügt es, die bei Froben in Basel gedruckten Ausgaben zu vergleichen, welche Bömer alle zu Gebote standen. Nebenbei hat Bömer auch festgestellt, daß die Angabe, die Colloquia seien zuerst 1516 erschienen, nur auf einem Druckfehler (statt 1518) bei Panzer beruht. Die erste von Erasmus selbst besorgte Ausgabe erschien im Februar 1519; eine vollständige Überarbeitung, die zuerst wirkliche Gespräche, nicht bloß Gesprächsformeln bringt, erfolgte 1522; von da ab erfolgen immer weitere Zugaben, die über den Kreis des Schullebens weit hinausgehen, und es tritt immer schärfer der Charakter der Satire neben dem didaktischen Zweck hervor. In den Schulen wurden sie viel benutzt, wie aus einer großen Reihe von Schulordnungen, die Bömer anführt, ersichtlich ist.

So bringt das Heft auf Grund quellenmäßiger Forschung allenthalben reiche Belehrung und steht würdig und vielverheißend an der Spitze des neuen Unternehmens, dem wir nur den glücklichsten Fortgang wünschen können.

Prag. W. Toischer.

Bauch A., „Barbara Harscherin", Hans Sachsens zweite Frau. Mit sieben Abbildungen. Nürnberg 1896. Joh. Phil. Raw.

Die vorliegende litterarhistorische Arbeit Bauchs ist augenscheinlich hervorgegangen aus archivalischen Funden, und soweit solche in Betracht kommen, finden wir in der That eine Reihe neuer interessanter Feststellungen, die Familie des Hans Sachs und zumal seine zweite Frau betreffend. Wir erfahren, daß Hans Sachs nicht, wie man bisher glaubte (der Irrtum rührt von Goedeke her), eine siebzehnjährige Jungfrau, sondern eine siebenundzwanzigjährige Witwe, die schon sechs Kinder geboren hatte, in zweiter Ehe heimführte. Die Stelle, in welcher Hans Sachs das richtige Verhältnis anzudeuten scheint Keller-Goetze 20, 520:

Auch werden mütterlich unterwisen
Ire Kinder auff Zucht und er,

ist bisher von der Hans Sachsforschung nach dieser Richtung hin noch nicht beachtet worden. Die vier Enkel des Hans Sachs — seine Kinder waren damals schon alle tot — können mit jenem Verse nicht gemeint sein, wie man glaubte, denn sie wurden nicht beim Großvater, sondern in dem Hause ihres noch lebenden Vaters, des Messerschmieds Hans Pregel des Jüngeren erzogen (S. 28). Die Mutter dieser Kinder hieß ferner, wie Bauch nachweist (S. 26 f.), nicht Margaretha, sondern Katharina. Die bekannte Margaretha Pregel ist nicht die Tochter des Hans Sachs, sondern deren Schwiegermutter, die Gattin Hans Pregels des Älteren. — Bezüglich Hans Sachsens erster Heirat berichtigt Bauch auf Grund der damaligen Bedeutung des Wortes vermähelen = zu der ee verheißen, verloben, vgl. Deutsches Wörterbuch 6, 1455; 12, 835, den Verlobungstag auf den 1. September, den Hochzeitstag auf den 9. September[1]) 1519. Goetzes und Anderer Annahme einer neuntägigen Hochzeitsfeier wird mit Recht zurückgewiesen, eine so ausgedehnte Festlichkeit war nach damaligen Nürnberger Vorschriften nicht möglich. — Zum Meister wurde Sachs nach Ausweis des Meisterbuches im Januar 1520, also nach seiner Verheiratung, nicht vorher, wie er in seinem Valete angiebt (Keller-Goetze 21, 339: „Macht mein Meisterstück. Nachdem ward mir vermähelt drin rc.") Es ist dies eine der zahlreichen ungenauen Angaben, wie sie Hans Sachs gelegentlich auch über sein Alter (S. 41) oder über den Todestag seiner ersten Frau — hier finden sich drei verschiedene Angaben — macht (S. 13). Es ist aber mehr als kühn, infolge solcher Wahrnehmungen zu behaupten, daß Hans Sachs

[1]) Oder vielmehr auf den 10. September. Die Stelle (Valete, Keller-Götze 21, 339) besagt, daß Kunigunde ihm am Sanct Egidientag (1. September) vermähelt ward, und er am „neundten tag der hochzeit pflag". Diese Angabe geht doch wohl auf die freilich sehr kurze Verlobungszeit, nicht auf das Datum.

„schon in seinem Mannesalter an Gedächtnisschwäche litt“ (S. 7). Die einzig richtige Erklärung ist vielmehr die, daß Hans Sachs die Genauigkeit derartiger Mitteilungen gar nicht in erster Linie im Auge hatte, sondern sie auch wohl nach augenblicklichem poetischen Bedürfnis und Neigung berichtete. Hans Sachs besaß naturgemäß keine Spur einer kritischen Natur und hat gewiß am allerwenigsten daran gedacht, welchen Wert spätere Forschung seinen autobiographischen Mitteilungen beilegen würde. Und so können wir aus solchen Erfahrungen füglich nur schließen, daß Hans Sachsens autobiographische Angaben stets nachzuprüfen sind. Das aber überrascht uns nicht mehr, denn wir haben ähnliche Erfahrungen schon bei seinen Quellenangaben und bei den Angaben über besuchte Örtlichkeiten in seinen Gedichteingängen gemacht. — Im Anhange (S. 88 ff.) wird die Nachkommenschaft von Hans Sachsens Tochter Katharina Pregel soweit als möglich weiter verfolgt und Aufschluß gegeben, wie die nachgelassenen Handschriften des Dichters nach Zwickau verschlagen wurden. Ferner finden wir gelegentlich auch in die Darstellung nicht direkt hierhergehörige Feststellungen von Interesse eingestreut, so betreff des Todesjahres des Hans Folz und Nunnenbecks (S. 46 f.) und anderes.

Über Barbara selbst nun erfahren wir, daß sie 1534 geboren, eine Tochter des Nagelschmiedes und Pulvermachers Konrad Harscher war. Leider läßt sich dessen Zusammenhang mit der bekannten Nürnberger Familie — wenn auch wahrscheinlich — doch nicht bestimmt nachweisen. Das ausführliche Eingehen auf diese (S. 30 ff.) war also überflüssig. Im Jahre 1550 heiratet sie den Kandelgießer Jakob Endres, wird Mutter von sechs Kindern und 1561 Witwe. Vier Monate nach dem Tode des ersten Gatten verheiratet sie sich mit Hans Sachs. Sie war unserm Dichter eine treue Gattin, aber ebenfalls nur vier Monate nach seinem Tode vermählte sie sich, jetzt 41 Jahre alt, zum dritten Male, und zwar mit einem jüngeren Manne, dem 34 Jahre alten, verwitweten Bader und Wundarzt Hans Lentkircher. Ihre beiden letzten Ehen blieben kinderlos, Barbara starb im Frühjahr 1583.

So bietet Bauchs Schrift eine Reihe von interessanten Feststellungen und Berichtigungen im einzelnen, als Ganzes macht sie jedoch keinen guten Eindruck. Hätte Bauch seine Materialien auf zwei Bogen einer Zeitschrift veröffentlicht, so hätte er uneingeschränkten Dankes für das Gebotene sicher sein können. So aber ist er leider einer weitverbreiteten Neigung erlegen, aus einem Funde oder einer neuen Feststellung gleich ein „Buch“ zu machen. Sowie er sich nicht mehr auf sein Material stützt und den Boden der eigentlichen Hans Sachsforschung betritt, zeigt sich Bauch in wenig vorteilhafter Weise als Neuling. Die Originalgedichte des Hans Sachs werden nach einem unkritischen Texte citiert, bei dem gelegentlich das Hans Sachsische Versmaß durch Auflösungen von Kürzungen wie bschließen, durchleuchtign, bscheidenheit oder durch Fehler, wie zenelein statt zeenlein

S. 21), gutwillig statt gutwilliglich (S. 22) sogar direkt geschädigt ist. Und wozu erscheinen in den Citaten die Nürnberger oder gar noch die Kemptener Ausgabe neben der doch jetzt als Grundlage geltenden von Keller-Goetze? — S. 19 werden ohne Kritik alle Hans Sachsbiographien gleichwertig ctiert, ob sie nun wissenschaftlichen Anspruch erheben oder nicht, bis zu Genées unglücklichem Buche, das den Citaten nach für Bauch besonders maßgebend gewesen zu sein scheint, und weiter bis zu Schumann oder gar Viktor Kiy. Und für welche Leser schreibt denn Bauch, wenn er noch besonders zu versichern nötig hält (S. 36): „Endres oder Andres ist identisch mit Andreas“ oder S. 44 ausdrücklich angiebt, was man unter „Singschule“ zu verstehen hat? Längstbekanntes und oft Wiederholtes wird nochmals gebracht, so die Vorgänge bei Hans Sachsens Tod (S. 55), die Provenienz von Spruchbuch 14 und Meistergesangbuch 16 wird sogar noch zweimal angegeben (S. 14 und 37), auch Hans Sachsens Gedicht „das künstlich frawen-lob“ erscheint fast vollständig wiederabgedruckt (S. 20 ff.). — Falsch ist die Behauptung Bauchs, daß das Verbum „thun“ bei Hans Sachs stets mit th geschrieben werde. Man darf sich eben bei solchen Feststellungen nicht kurzweg auf die gedruckten Texte der Gesamtausgaben verlassen, denn diese zeigen überall eine von Hans Sachsens Eigenschrift abweichende Orthographie, sondern man muß stets auf die Handschriften selbst oder die von Goetze nach den Handschriften wiedergegebenen Abdrücke zurückgehen. Und thut man dies, so findet sich ebenso auch dw (= thu), duet, dut, ducz (= thut sie), det, dette, detten, dettens u. s. w. sehr zahlreich. — Als Druckfehler verzeichne ich „Eucharion“ statt „Euphorion“ (S. 44) und F. Kainz statt Keinz. — Ganz unzutreffend und willkürlich ist die Behauptung, das achtzehnte Spruchbuch sei nicht das letzte gewesen, in das Hans Sachs seine poetischen Erzeugnisse zu Papier brachte. Gerade der Umstand, daß Hans Sachs nach Abschluß des achtzehnten Spruchbuches entstandene Gedichte auf leere Blätter älterer Spruchbücher eintrug (vgl. S. 93), zeigt schon für sich allein, daß er ein neunzehntes Spruchbuch nicht mehr zu beginnen dachte. Außerdem nimmt Bauch noch an, Hans Sachs habe 34 selbständige Bände eigener Dichtungen hinterlassen, doch hat Recensent schon länger (Hans Sachsforschungen, Nürnberger Festschrift 1894, S. 225 f.) den Nachweis geführt, daß der erste Gedichtband unter fortlaufender Paginierung Meisterlieder und Spruchdichtungen gemeinsam enthielt, die poetische Hinterlassenschaft des Dichters also nur 33 gesonderte Bände aufwies. In der zweiten Vermutung (S. 94), der besagte 35. Band könne auch die gesonderte, gebundene Dramensammlung des Hans Sachs sein, spukt, ohne Kritik nachgeschrieben, Herrmanns verfehlte Behauptung in seinem Aufsatze, Nürnberger Festschrift 1894, S. 414 ff. Herrmanns Ansicht ist aber vom Recensenten in dieser Zeitschrift 1895, 2, 380 ff., 830 ff. ausdrücklich als unhaltbar nachgewiesen worden. Dramenabschriften zu Bühnen-

zwecken hat es gegeben, wir besitzen sogar eine solche von Hans Sachs, den Mucius Scaevola (Wiener Hofbibliothek), aber diese ist gerade ein Einzelexemplar und die Annahme einer gebundenen Sammlung, deren Existenz Herrmann aus dem Generalregister ableiten wollte, ist, wenigstens soweit Herrmanns Gründe in Betracht kommen, verfehlt.

Diese Ausstellungen mögen genügen. Der Tadel wäre nicht so scharf geworden, wenn Bauchs Buch nicht in gewissem Sinne typisch wäre. Es zeigt, wie viel an Hans Sachs gesündigt wird. Ohne genügende Vorbereitung glaubt man das weite Feld Hans Sachsischer Dichtung mitbestellen zu können. „Wissenschaftliche" Arbeiten ohne rechte Grundlage auf der einen Seite, auf der andern ein oberflächliches Ästhetisieren, eine feuilletonistische Betrachtungsweise, die sich nur zu oft schon zu Biographien verdichtete, sind die Folge. Im vorliegenden Falle hat sich Bauch selbst durch sein „Buch" um die reine Wirkung seiner Funde gebracht.

Bonn a. Rh. Karl Drescher.

Nürnberger Meistersinger-Protokolle herausgegeben von Karl Drescher.

Die Auffindung von Hans Sachsens Gemerkbüchlein in der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar durch Edmund Goetze (Cod. Weim. O. 151) ist für K. Drescher der Anlaß gewesen, weiterem handschriftlichen Material zur Geschichte des Meistergesangs in der Weimarer Bibliothek genauer nachzuspüren. Das Ergebnis dieser Nachforschungen und Durchprüfungen überstieg weit die gehegten Erwartungen: die authentischen Protokolle sämtlicher Singschulen der Nürnberger Meistersinger aus den Jahren 1576—1583 und 1605—1689 wurden von Drescher zu Hans Sachsens Gemerkbüchlein, das die Protokolle der Jahre 1555—1561 bietet, hinzugefunden (Codd. Weim. O. 152, Q. 577 b, 575, 578 und 579). Wie Goetze in des alten Volksdichters Jubeljahr 1894 in der Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte (7, 439 ff.) über die neue Hans Sachs-Handschrift berichtet hatte, so machte seinerseits Drescher bereits 1895 im Euphorion (2, 836 ff.) aus den von ihm entdeckten, das heißt in ihrer Bedeutung erkannten fünf Weimarer Protokollbänden die ersten Mitteilungen. Im folgenden Jahre (1896) wies dann F. W. E. Roth in Steinhausens Zeitschrift für Kulturgeschichte (3, 261 ff.) auf eine Handschrift der Mainzer Seminarbibliothek hin, welche die Nürnberger Singschulprotokolle aus den Jahren 1595—1605 enthalte. Nur die Handschrift M. 197 der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden mit den Protokollen von 1583—1594 war bereits früher bekannt gewesen, von Schnorr von Carolsfeld in Schnorrs Archiv (3, 49 ff.) näher beschrieben und auch von anderen Forschern gelegentlich benutzt worden.

Von der Bedeutung dieser Handschriften für die Geschichte des Meistergesangs und die deutsche Kulturgeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts durchdrungen, hat sich Drescher dann der mühevollen Aufgabe unterzogen, ihren Inhalt durch Drucklegung und Publikation weiteren Forschungskreisen zugänglich zu machen, und in drei Bänden liegt uns nunmehr das Resultat seines Fleißes, die unverkürzte Wiedergabe alles dessen, was uns jene Handschriften in Weimar, Dresden und Mainz bieten, vor. Von den drei Bänden sind zwei als Publikationen des Litterarischen Vereins in Stuttgart (Band 213 und 214) erschienen. Sie enthalten die von Drescher selbst aufgefundenen, oben näher bezeichneten Meistersinger-Protokolle, sowie den Abdruck der Dresdner Handschrift M. 197. Zu ihnen tritt ergänzend hinzu ein Band (Nr. 149—152) der „Neudrucke deutscher Litteraturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts" (Halle a. S. Max Niemeyer. 1898), enthaltend „Das Gemerkbüchlein des Hans Sachs (1555—1561) nebst einem Anhange: Die Nürnberger Meistersinger-Protokolle von 1595—1605" — dieser Anhang der wortgetreue Abdruck eben jener Mainzer Handschrift, die erst nach Beginn der Drucklegung der anderen Protokollbände aufgetaucht war.

Was enthalten nun diese Meistersinger-Protokolle, die uns nunmehr also von 1555—1689 abgesehen von einer die Jahre 1561—1576 umfassenden Lücke vollständig vorliegen, und worin beruht ihr historischer Wert, welche Bedeutung ist der neuen Publikation als solcher zuzumessen? Auf die erste dieser Fragen giebt uns der Herausgeber selbst in dem Vorwort, das er dem zweiten Bande der Protokolle vorausgeschickt hat, kurz zusammenfassend Antwort. „Es ist," sagt er, „aktenmäßiges Material einer Geschichte des Meistergesanges von Nürnberg, die Originalprotokolle der von den Meistersingern dort gehaltenen öffentlichen Singschulen, Zechen und Freisingen mit Angabe der Namen der Singer, der Töne und Textanfänge, der gesungenen Lieder, dem Ausfall der Preisverteilungen, der Singeinnahmen und -ausgaben, all dies durchbrochen von einer Reihe von Notizen allgemeinen Inhalts, ebenfalls die Geschichte der Nürnberger Singschule betreffend." Allerdings beziehen sich die Protokolle zum weitaus größten Teil auf einen Zeitraum, wo der Meistergesang und seine Erzeugnisse auf litterarische Bedeutung nur noch ganz geringen Anspruch erheben können. Mit Hans Sachsens Anteil und den Leistungen einiger weniger anderer, sich mit ihrer Begabung über die große Masse ihrer Mitbrüder erhebender Meistersinger, eines Hans Vogel, Georg Hager, Hans Deisinger, endlich mit dem Interesse, das die in zahlreichen Handschriften aufbewahrten Lieder nach der stofflichen Seite, für die Sagen- und Schwankforschung und dergleichen bieten, erschöpft sich so ziemlich der litteraturgeschichtliche Wert der Erscheinung seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Von vornherein, namentlich aber in dieser Spätzeit überwiegt die kulturgeschichtliche Bedeutung, und wie

hoch man diese veranschlagen darf, wird auch bei der Beurteilung des historischen Wertes der Nürnberger Protokolle maßgebend sein müssen.

Zwar lassen sich über Wichtigkeit und Unwichtigkeit, über den größeren oder geringeren Wert eines Fundes, einer Publikation als Beitrags zur Kenntnis der Vergangenheit keinerlei Normen aufstellen. Dieselben würden, falls man den Versuch für die historischen Disziplinen machen wollte, je nach dem Standpunkt des klassischen Philologen, Geschichtsforschers, speziellen Kulturhistorikers, Litterarhistorikers und so fort ohne Zweifel sehr verschieden ausfallen, denn „wo dem Einen Rosen lachen, sieht der Andre dürren Sand," dem Einen mangelt nur zu häufig für die Interessen und Bestrebungen des Andern das richtige Verständnis.

Dennoch sollten Arbeiten, wie die vorliegenden umfangreichen Veröffentlichungen Dreschers wohl auf eine allgemeinere Anerkennung rechnen dürfen. Gewähren uns doch die Geschichte und die Erzeugnisse des Meistergesangs einen tieferen Einblick in das geistige Leben des deutschen Handwerkers und Kleinbürgers früherer Jahrhunderte als sonst irgend welches geschichtliches Quellenmaterial. Memoiren, Tagebücher und dergleichen sind aus diesem Kreise kaum hervorgegangen, noch weniger auf uns gekommen. Ebenso selten haben sich hier Briefe oder gar ganze Briefwechsel erhalten. Die zahlreich vorhandenen geschriebenen und gedruckten Ordnungen, der oft weit zurückdatierende Inhalt alter Handwerksladen und Zunfttruhen und sonstige Archivalien beziehen sich entweder nur auf den Beruf, das Handwerk oder die Innung als solche oder sind der offizielle Niederschlag anderer Rechtsverhältnisse (Erwerbung des Bürgerrechts, Hauskauf ꝛc. ꝛc.). Über das innere Leben, das Denken und Fühlen des Einzelnen geben sie selten oder nie näheren Aufschluß. Dazu bietet, wie gesagt, fast einzig und allein der Meistergesang den Schlüssel dar, und eine wie wichtige Handhabe wir damit besitzen, folgt allein schon aus der Rolle, die der Handwerkerstand namentlich im 15. und 16., doch auch noch im 17. Jahrhundert, nicht sowohl im öffentlichen als im geistigen Leben der Nation gespielt hat. Seine Gesinnungen sind die Gesinnungen der großen Masse des Volkes überhaupt, nicht des Pöbels, und eben diese dokumentieren sich am reinsten und unverfälschtesten in den gesamten Hervorbringungen des Meistergesangs.

Auf alle diese Beziehungen habe ich selbst in früheren Arbeiten bereits mehrfach hingewiesen und ebenso häufig auch die ethische Bedeutung des Meistergesangs hervorgehoben, die etwa mit der unserer heutigen Gesangvereine verglichen werden könnte, aber bei der mehr oder minder freien Produktion der Meistersinger wohl noch größer gedacht werden muß. In jeder Hinsicht gebührt Nürnberg die erste Stelle, und danach bestimmt sich auch der kulturgeschichtliche Wert der veröffentlichten Protokollbücher als ein ungemein hoher, der in richtigem Verhältnis steht zu dem für die dreibändige Publikation aufgewandten Fleiß.

Am knappsten gehalten sind die Aufzeichnungen, die von Hans Sachs als Merker herrühren. Dem Datum der betreffenden Singschule folgt in der Regel eine Angabe über das vorgeschriebene Gemeß. Nach der Schulordnung sollte stets ein kurzes mit einem langen Gemeß abwechseln, was auch zu Hans Sachs' Zeiten noch mit fast vollkommener Regelmäßigkeit durchgeführt worden ist. Es folgen alsdann die Namen der in feierlicher Singschule um den Preis ringenden Meistersinger, je mit der Angabe des Tones, in dem sie gesungen haben, und der ersten Zeile des vorgetragenen Liedes. Die besten Singer, die gleich gut gesungen haben, thun sich dann aufs neue zum Wettstreit zusammen, über den vom Gemerk in derselben Weise wie beim ersten Gange — bei Hans Sachs regelmäßig unter der Überschrift „Gleicht auf der schůel" — Protokoll geführt wird und so fort („Gleicht zům andren mal", „Gleicht zum 3 mal" ꝛc.). Sodann werden die Gewinner der Krone und des Kranzes kurz namhaft gemacht, worauf das Zechsingen, in welchem um den Zechkranz gerungen wird, mit Aufzählung der Teilnehmer an den Gängen und wiederum unter Andeutung der vorgetragenen Pare folgt. „Auf der Schul" durften nur Meisterlieder, die ihren Stoff der Bibel entnahmen, zum Vortrag kommen, „an der Zech" überwiegen die weltlichen Themata weit. Den Beschluß macht ein Vermerk über das übrig gebliebene Schulgeld. Sonstige Notizen finden sich bei Hans Sachs noch nicht eingestreut. Um so zahlreicher sind sie in den späteren Protokollen, die dadurch vornehmlich ihren nicht geringen kulturgeschichtlichen Wert erhalten. Da finden wir Angaben über das weniger offizielle Komödienspiel der Meistersinger, Notizen über kleinere und größere Stiftungen und Verehrungen, die ihnen gemacht werden, über das Inventar der Gesellschaft, über mehrfachen Wechsel des Lokals und vieles andere, wie beispielsweise auch über Veruntreuungen und Zwistigkeiten innerhalb der Genossenschaft, die in der Spätzeit schon äußerlich den allmählichen Verfall bezeichnen. Dieser tritt auch in den mehr und mehr ins Wanken geratenden guten alten Traditionen deutlich zu Tage. Waren ehedem das stets nur leihweise anvertraute Schulkleinod, sowie Schul- und Zechkranz die einzigen Siegespreise gewesen, war also lediglich um die Ehre gesungen und gerungen worden, so treten später neben diesen Gewinsten noch andere Gaben, ein Tuch, ein Kännlein, Leuchter, Messer, Uhr, Zinngeschirr und dergleichen oder auch Geld, als Preise auf, „werden gelegentlich Schulkleinod und Kranz, jene früher so begehrten Ehrenzeichen, erst hinter den andern Preisen aufgeführt, dann sogar in einzelnen Fällen als Gaben überhaupt verschmäht, und 1638 beschließt die Gesellschaft, dem David (Schulkleinod) stets noch eine Gabe zuzulegen". Die neu hinzukommenden Töne werden wie ihre Benennungen immer unnatürlicher und geschraubter, die Zahl der Singer schmilzt mehr und mehr zusammen, die Beziehungen zu den Meistersingergenossenschaften anderer Städte, von denen die Protokolle früher nicht

selten Kunde geben, scheinen schließlich ganz aufgehört zu haben, das Interesse am Meistergesang und der Dichtkunst allmählich so gut wie völlig erloschen zu sein. Nur noch aus alter Gewohnheit und aus Pietät gegen den Brauch der Väter wurden um der Gewinne willen die Singschulen fernerhin abgehalten. Von 1689 an bis zum gänzlichen Eingehen des Nürnberger Meistergesangs im Jahre 1778 scheint dann auch über die Leistungen der Genossenschaft nicht mehr Protokoll geführt worden zu sein.

Im Anschluß an diese Charakteristik der Protokolle der Nürnberger Meistersinger wird vielleicht der Hinweis auf eine andere Handschrift nicht unwillkommen sein, die ebenfalls Singschulprotokolle und zwar der Augsburger Meistersinger enthält, bisher jedoch so gut wie unbekannt geblieben ist. Es handelt sich um den cod. Aug. 4° 217, einen Lederband mit circa 300 unnumerierten Blättern, von denen indessen nur zwei Dritteile, also etwa 200 Blatt beschrieben sind. Auf der Rückseite des zweiten der beiden vorderen Schutzblätter steht von späterer Hand geschrieben: „Gemerk Buch der Meistersänger von 1609 bis 1699. 1702.“ Auf Blatt 1 a folgt dann der gleichzeitige Eintrag: „Actum Primo Augusti Anno 1610. Als inn disem jar Abraham Riggel vnd Lucas Gsell mercker vnd Rudolph Boszhart vnd Jonas Hödinger bichsenmaister waren, wurde dises gemerck buech angefangen, inn wölches auf allen schuelen, alle text so gesungen, auch was ein jeder versungen hat vom jüngern cronmaister sollen vleiszig eingeschriben werden. Gott geb gnad zum anfang mitel vnd ende Amen.“ Als Beispiel der Aufzeichnungen mag das Protokoll der ersten Singschule hier auszugsweise wiedergegeben sein:

Actum Primo Augusty Anno 1610.

Hab ich Vlrich Rößlin der jung ainer e. gesellschafft das schuel cleinodt alß die cron widerumb zuegestelt, war ein 7. schuel [gesiebente Schul, das heißt: alle Bare mußten sieben Gesätze oder meistersingerische Strophen haben], auf wölcher volgende gesungen haben:

Genesis 16. Johannes Göz sang im kupferthon an Galatas sier ad Galatas. sure für sur. sechzeenden für sechzechenden. 8 silben [versungen].

7 wort: Jonas Ridinger sang inn der knaben weiß I equivoca, den thon inn alle gsez 3mal verfüerth: thuet 25 silben.

2c. 2c.

[Bl. 3 als Schluß dieser Singschule:]

Vnder disen obgemelten singern hat Hans Hainrich Windbusch die beste kunst fürgebracht, ist deßwegen mit der cron begabt worden, fürs ander Andreas Boßhart mit dem cranz.

Die pürgen für die cron seind gewesen Daniel Spaz zimerman vnd Hanß Wickauf weber.

Abraham Riggel mercker
Lucaß gsell mercker
Benedict Hofer altter
cronmaister
Vlrich Reslin der jung
cronmaister.

Es sind fast durchweg Lieder geistlichen Inhalts, die gesungen werden. Nur bei den jedesmal besonders sorgfältig protokollierten „Freischulen“, die in der Regel jährlich einmal stattgefunden zu haben scheinen, überwiegen die weltlichen Stoffe. Hier werden gelegentlich auch „gwünneter“ erwähnt, z. B. Zinngeschirr (29. September 1630). Zuweilen finden „Schärfschulen“ (scherpff schuel) statt, bei denen die Merker an den einzelnen Leistungen strengere Kritik zu üben hatten (vgl. Adam Puschman Gründlicher Bericht herausgegeben von Jonas. Halle, Niemeyer 1888. S. 11 ff.). Auf die sonstige Geschichte des Augsburger Meistergesangs bezügliche Notizen sind nur spärlich eingestreut. Zum letztenmal — soweit die Protokolle reichen — hat am 1. August 1701 „alß an eines hoch wol edel und ehrsamen raths wahltag“ Tobias Pratsch, Meßner der evangelischen Pfarrkirche zu St. Ulrich als Kronmeister einer ehrbaren Gesellschaft der Meistersinger das Kleinod oder die Krone wiederum zu versingen gegeben. Pratschs „vor mal gewester lehrjung“ Johannes Ludwig errang im zweiten „Umgange“ die Krone, Johann Sommerer das Kränzlein.

Was diese Augsburger Meistersinger-Protokolle von den nürnbergischen vornehmlich unterscheidet, ist die Hinzufügung und Spezialisierung der Fehler, welche sich die Singer beim Vortrag haben zu Schulden kommen lassen, wie: „2 equivoca, kenfftig für künfftig, 1 zuckher. 10 silben“ oder „ist von aim gsaz inn das ander komen, auch sonsten vil versungen“ oder „hat 2 mal gestuzt, vnd entlich vom stuel gesprungen“ und so fort. Insbesondere wegen der zahlreichen hierbei vorkommenden sprachlichen Ausstellungen, welche den Meistergesang eifrig im Dienste der Schriftsprache zeigen, würde sich vielleicht ein unverkürzter Abdruck auch der Augsburger Protokolle lohnen.

Wir haben uns nunmehr noch mit dem Wie der von Drescher besorgten Edition der Nürnberger Meistersinger-Protokolle zu befassen, worüber unser Urteil gleichfalls nur günstig ausfallen kann. Die Protokolle sind wortgetreu und, wie bereits erwähnt wurde, unverkürzt zum Abdruck gebracht. Was die Orthographie betrifft, so hat sich der Herausgeber bei der Wiedergabe von Hans Sachsens Gemerkbüchlein in dankenswerter Weise ganz besonderer Sorgfalt befleißigt, z. B. die u und o mit und ohne Haken auch im Druck genau unterschieden. Auch hinsichtlich der übrigen Protokolle hat er sich nur ganz geringe Freiheiten (leichte Modernisierung der Interpunktion, u für v, wo dieser Buchstabe den u-Laut bezeichnet und so weiter) gestattet, die das Maß der sonst in den Publikationen des litterarischen Vereins üblichen Veränderungen des Textes nicht erreichen und hinter den doch allzu wenig skrupulösen Weizsäckerschen Grundsätzen glücklicherweise weit zurückbleiben. Wo ein neuer Schreiber einsetzt, ist dies jedesmal in einer Fußnote vermerkt, schwer verständliche oder verderbte Worte und Ausdrucksweisen überhaupt zumeist durch An-

merkungen erläutert. In dem Vorwort, das dem zweiten Bande der Protokolle beigegeben ist, und demjenigen zu Hans Sachsens Gemerkbüchlein ꝛc. werden die benutzten Handschriften in Kürze beschrieben und — freilich mehr aphoristisch als erschöpfend — der Inhalt der Protokolle und ihre Bedeutung charakterisiert, mit ihrer Ausbeutung zu litteraturgeschichtlichen, sprachlichen und kulturhistorischen Zwecken der Anfang gemacht. Ebenso findet sich in den reichlich beigegebenen, umfangreichen Registern (Verzeichnis der angewandten Töne, Verzeichnis der Liederanfänge, Personenregister und Sachregister), welche die Benutzung und Ausbeutung des reichen Materials natürlich ganz wesentlich erleichtern, bereits manches eigene Forschungsergebnis beiläufig mit verwandt.

Allerdings wird sich gerade nach dieser Richtung namentlich aus den Meistergesangbüchern Dreschers Arbeit noch vielfach ergänzen oder auch in Einzelheiten berichtigen lassen, und es mag gleich hier eine kleine Reihe solcher Ergänzungen und Berichtigungen angeführt sein, wie sie sich mir bei flüchtiger Durchprüfung des Verzeichnisses der angewandten Töne in Band 2 der Protokolle S. 197 ff. ergeben haben:

G[eorg] Amon (auch Aman, Amman geschrieben) erscheint in Meistergesangbüchern gelegentlich mit dem Zusatz „von Straßburg“ (vgl. Euphorion 4, 35, Anmerkung 2 nach cod. Nor. bibl. Will. III, 784 Blatt 445 b, A. Hartmann, Deutsche Meisterliederhandschriften in Ungarn S. 11 und öfter).

Dürr, einer der zwölf ersten Augsburger Meister und nicht ganz ohne poetisches Talent, hieß mit Vornamen Martin.

Johann Faulhaber war zu Anfang des 17. Jahrhunderts Bürger und Rechenmeister in Ulm (cod. Ulm. 4° 257, wo in der aus 11 Blättern bestehenden vierten Abteilung eine von ihm selbst in seiner „jungen Schulknabenweis“ verfaßte Schulkunst als Abschluß einer wohl ebenfalls von ihm gedichteten Reimchronik steht, und cod. Ulm. 12° 259 Blatt 48 a).

Hans Findeisen lebte 1580—1620, war ein Zapfenmacher in Nürnberg und zog von dort „von seiner narung wegen“ nach Wien, wo er am 27. August 1620 starb (vgl. das von Hans Winter auf seinen Tod gedichtete Klagelied in Wolf Bautners Handschrift, cod. IV. F 88 B der Breslauer Universitätsbibliothek, Band 2, S. 383 ff.).

Bei Augustin Leschenbrand darf hinter Ulm das Fragezeichen gestrichen werden (vgl. Euphorion 4, 35, Anmerkung 2 nach cod. Nor. bibl. Will. III, 784 Blatt 449; ein Lied von „Augustinuß Leschenbrand In Ulm“ auch im cod. 258, fl. 2° der Ulmer Stadtbibliothek).

Michel Lorenz wird in der Handschrift Nr. 1668 der Erlanger Universitätsbibliothek auf Blatt 74 a von dem meist gut unterrichteten Benedikt von Watt als „Pfarrherr zu Eybach“ (bei Nürnberg) bezeichnet.

Mit „**marrnweis luscher**" ist ohne Zweifel die von den Meistersingern verschiedentlich angewandte kurze Narrenweise Balthasar Loschers gemeint.

Erhard Mair war vermutlich aus Basel gebürtig (vgl. Euphorion 4, 33, Anmerkung 3 nach cod. Berol. germ. fol. 25, S. 375), scheint aber der Straßburger Meistersingergesellschaft angehört zu haben, denn im cod. Berol. germ. fol. 24 Blatt 197 zählt Benedikt von Watt ihn unter den Straßburger „Nachdichtern" auf.

Jeronimus Schmid gehört wohl nach Augsburg. In Heibergers Handschrift wird er zu den 12 alten Augsburger Meistern gerechnet (vgl. Schröer, Germanistische Studien 2, 222); in Magister Johann Sprengs Verzeichnis erscheint anstatt seiner Michel Franck.

Der **Mathes Schneider**, von dem der „erwählte Ton" herrührt, war nicht der im Augsburger Meistersingerverzeichnis unter Nr. 73 angeführte „Balbierer", sondern „ein schuhmacher zu Steyer" und 1562 des älteren Hans Hager (des Vaters von Georg Hager) „Schuhknecht". So berichtet uns Georg Hager im Register zu cod. Dresd. M. 6, wo außer dem erwählten Ton noch die Steyerweis von Mathias Schneider angeführt wird (vgl. auch Schnorr von Carolsfeld, Zur Geschichte des deutschen Meistergesangs S. 34).

Hans Schreyer, Zan genannt wird im cod. Dresd. M. 6 Blatt 347 a jedenfalls richtig als „von Nürnberg" bezeichnet.

Einen **Josef Schreyer** hat es unter den Meistersingern schwerlich gegeben. Gemeint ist aller Wahrscheinlichkeit nach, wie das auch Drescher (2, 210) bereits andeutet, Joseph Schmierer (nicht Johann, wie Keinz, Hans Sachs-Forschungen S. 343 schreibt), ein Schreiner zu Straßburg (cod. 1668 der Erlanger Universitätsbibliothek Blatt 144 b, vgl. auch Keinz a. a. O.), dessen „geblümte Paradiesweis" ziemlich beliebt war (vgl. auch das Töneregister zu cod. Nor. bibl. Will. III, 783, wo von Joseph Schmierer noch zwei weitere Töne, die fröhliche Paradiesweis und die fröhliche Gesellschaftweis angeführt werden). Sein Name erscheint freilich mehrfach verderbt oder mißverständlich. So ist in der Erlanger Meisterliederhandschrift Blatt 124 b von der „geplümbten paratis weiß Joseph schreiners von Straßburg" die Rede, wobei der Zuname, den der Schreiber dieses Teils der Handschrift, Hans Deisinger (vgl. Euphorion 4, 31 f.), wohl kannte (siehe oben), fortgelassen ist. Auf einem der beiden von Wolfskron besprochenen Straßburger Anschläge oder Postenbriefe erscheint unter den 12 alten Straßburger Meistern ein Joseph Schnyter, der wohl zweifellos mit unserem Singer identisch ist (vgl. Schriften der historisch-statistischen Sektion der k. k. mährisch-schlesischen Gesellschaft des Ackerbaues 2c. Brünn 1854, Heft VII, S. 15).

Daniel Unhoff — der Zuname wird meist Umhof oder Umbhof geschrieben — ein fleißiger Singer der Augsburger Genossenschaft, erscheint

in dem oben citierten Gemerkbuch (cod. aug. 4⁰ 217) zuerst zum 1. April 1612 (als „Donie Vnchoff").

Der Name Hans Vogels findet sich bei Drescher (S. 211) mit dem Zusatz „von Augsburg" versehen, und in der That wird ja im Verzeichnis der Augsburger Meistersinger unter Nr. 19 ein Hans Vogel mit der ehrenden Bezeichnung „Dichter", die der witzige, freilich oft derbe und reimgewandte Singer gar wohl verdient, angeführt. Richtig bemerkt indessen Fr. Keinz (a. a. O. S. 347) hierzu, daß Gedichte eines Augsburgers Hans Vogel nirgends vorkommen und daher der „Dichter" des Augsburger Verzeichnisses wohl mit einem Hans Vogel, der Taschner zu Nürnberg war, identisch sein werde. Von diesem rührt eine größere Zahl flott gedichteter Lieder, zumeist Schwankdichtungen, her, die durch ihre ganze Diktion den unmittelbaren Einfluß Hans Sachsens verraten und sich gelegentlich auch durch Nennung von Nürnberger Lokalitäten (das Wirtshaus „Zum Halbwaren" in dem Schwank „Die Halshemden" cod. Berol. germ. 4⁰ 410 Blatt 280 mit dem Schlußvers: „also Hans Vogel spricht" und so fort) auf das deutlichste als Erzeugnisse eines Nürnberger Singers ausweisen. Ohne Zweifel ist dieser Nürnberger Hans Vogel, den ich aus eben diesen Überlegungen in meiner Arbeit über das alte Nürnberger Theaterwesen (Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg, XII. Heft, S. 167; S. 83 der Buchausgabe, die im Laufe dieses Jahres bei J. L. Schrag in Nürnberg erscheinen wird) als den nach Hans Sachs begabtesten unter den Nürnberger Meistersingern aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts bezeichnen zu dürfen geglaubt habe, auch der Schöpfer der zahlreichen, namentlich in späterer Zeit so sehr beliebten Töne (vgl. Drescher 2, 211 Anmerkung). Daß es noch einen zweiten Augsburger Dichter dieses Namens gegeben habe, ist mir, wie gesagt, ebenso wie Keinz wenig wahrscheinlich. Hätte ein solcher länger der Augsburger Singschule und Genossenschaft angehört, so würde seinem Namen in dem mehrfach citierten Verzeichnis jedenfalls auch eine Notiz darüber, wie oft er Kronmeister gewesen, hinzugefügt worden sein. Es wird sich also wohl nur um einen vorübergehenden Aufenthalt des Nürnberger Taschners und Meistersingers in Augsburg handeln (vgl. auch Keinz a. a. O.), Hans Vogel aber in der Hauptsache der Nürnberger Meistersingergenossenschaft zugerechnet bleiben müssen. Eine Sammlung seiner Schwänke wäre aus mancherlei Gründen lohnend und dankenswert, auch ein Vergleich seiner Kunst mit derjenigen Hans Sachsens von Interesse. Keinz kennt Lieder von ihm aus den Jahren 1539—1554. Auch mir sind später datierte nicht bekannt. Er ist also vielleicht um das Jahr 1554 gestorben. Jedenfalls würde es sich durch diese Annahme am einfachsten erklären, daß er in Hans Sachsens Gemerkbuch, das ja erst mit dem Jahre 1555 einsetzt, unter den Singern nicht mehr figuriert.

Ambrosius Weinmann war ein Rotschmied in Nürnberg, der sich auch sonst als Dichter bethätigt hat, wie aus folgendem Nürnberger Ratsverlaß vom 6. Dezember 1570 hervorgeht: „Ambrosi Weinman dem rotschmidt sol man vmb seine reumen vom key[serlichen] einrit 6 f. verehren. Ine auch schweren lassen, alle abschriften davon meinen herren zuzestellen, nichs davon andern geben noch drucken lassen." Die letzteren Verfügungen sind gewiß kein Zeichen für die besondere Güte der Reimereien Weinmanns.

Zu den ohne Namen des Dichters aufgezeichneten Tönen (Drescher 2, 214) bemerke ich noch, daß der „hohe verschlagene Ton" von Lorenz Wessel herrührt (Erlanger Meisterliederhandschrift Blatt 252 b). — Mit der „verwechselten gundlweis" ist wohl die „verwechselte Gümpelweis" gemeint, die Martin Gümpel von Straßburg zum Autor hat (vgl. cod. Berol. germ. 2⁰ Blatt 179). — Die „flamweis" wurde von den Meistersingern Wolfram von Eschenbach zugeschrieben (cod. Berol. germ. 4⁰ 410 Blatt 153, und öfter). — Die „stumpfe schloßweis" ist der einzige von dem Straßburger Schlosser und Meistersinger Hans Müller (der mit dem Nürnberger Rotschmied und Gewichtmacher gleichen Namens nicht zu verwechseln ist) erfundene Ton (vgl. Euphorion 4, 33 Anmerkung 3 nach cod. Berol. germ. fol. 25, S. 441 und cod. Berol. germ. fol. 24 Blatt 191 a). — Die „hauswiselweis" ist einer der Töne des Magister Ambrosius Metzger, die, 114 an der Zahl, in dem Töneverzeichnis am Schluß des cod. Nor. bibl. Will. III, 783 aufgezählt werden. — Die „überlang löwenweis" rührt von dem bekannten Augsburger Meistersinger und Dramatiker Sebastian Wild her (cgm. 5103 Blatt 195 b). — Die „kurze jünglingweis" ist vermutlich mit der abgekürzten Jünglingsweis des Straßburgers Hans Selinger identisch (cod. Berol. germ. 2⁰ 24 Blatt 193 b und öfter).

Schließlich sei es mir gestattet, hier anhangsweise und als eine weitere Ergänzung der so wertvollen Publikationen Dreschers aus dem reichen Schatze der im Kreisarchiv Nürnberg verwahrten alten reichsstädtischen Ratsverlässe diejenigen mitzuteilen, welche sich auf öffentliche Singschulen und die Meistersinger als solche beziehen. Soweit die Notizen das Komödienspiel der Meistersinger zum Gegenstande haben, sind sie bereits in meinem oben citierten Buch über die Entwicklung des Theaterwesens in Nürnberg nutzbar gemacht worden.

Auszüge aus den Nürnberger Ratsverlässen:

[Jahrgang 1503, Faszikel VI, Blatt 7 a] Sexta post festum Marie Magdalene (28. Juli) 1503:

Den singern des meystergesangs sagen, on erlawbnuß kein offene singschul halten. So in aber ettwo gemeidt were, schul zu halten. (Vgl. Mitteilungen aus dem germanischen Nationalmuseum 1894 S. 31 und Anmerkung 10.)

[1506, XII, 23a] Sabato post Gregory (13. März) 1507:
Die gesangkschul, so ettlich zurichten wollen, zuuersuchen welcher das peßt (das 45 H[eller] ist) erlangen mög, soll man zugeben.
Ein frühes Beispiel für das Wettsingen um Geld!
[1522, X, 24a] Secunda post Antoni (19. Januar) 1523:
Vff unser lieben f. tag purifi[cati]onis ist den kursnern vff ir begern ein singschul zu halten erlaubt. (Vgl. Mitteilungen aus dem germanischen Nationalmuseum 1894 S. 27.)
[1524, VI, 2b] Quinta post assumpcionis Marie (15. August) 1524:
Hannsen Nachpaurn von Augspurg vergönnen, auff morgen aine singschul zehalten.
[1524, VI, 17b] Sabato post Bartholomei (27. August) 1524:
dem maistersinger von Augspurg sein begern leinen, sonder soll bey der alten singmaister entschid pleiben.
[1524, VIII, 23a] Tercia post Leonhardi (8. November) 1524:
einem peutler ein singschul auff den nechsten sontag vergönnen.
[1526, IX, 4a] Sabato den 17 Nouembr. 1526:
Eine singschul ist auff sontag negst zuhalten vergonnt.
[1526, IX, 26a] Secunda 3 Decembr. 1526:
Den messerer gesellen ist zugegeben am cristag zů vnser frawen lieder aůs der heiligen schrifft zusingen, doch das sie es dermaß furnemen damit mit erberkeit gehanndelt vnd kein gespott daraus werd.
[1526, XIII, 7b] Quinta den 14. Marci 1527:
den singern ist auff ostern ein singschuel zuhalten erlaubt.
[1527, IV, 8b] Sexta 26 Juli 1527:
Hinfür sol ein yeder bürgermeister gewalt haben, singschulen der geistlichen lieder zu erlauben.
[1527, X, 4b] Sabbato 5 Januari 1528:
Den personen so singschul halten ist vergonnt, zu solichen die poeten schuel zu sand Lorentzen zu gepranchen auff eins rats widerruffen.
[1527, XIII, 11b] Quinta 2 Aprilis 1528:
Den singern ist im spital zu singen erlaubt.
[1528, V, 11b] Quarta 19 Augusti 1528:
Bis sonntag ist ein singschůel zu halten vergonnt.
[1528, VII, 9a] Dinstag 13 Octobris 1528:
Den meistersingern ein singschule vff sontag erlauben.
[1528, VIII, 10b] Mitwoch 11 Nouembris 1528:
Dem Schotten ist auff suntag ein fechtschul erlaůbt.
Deß gleichen ein singschul.
[1528, III, 3b] Dinstag 1 Decembris 1528:
Den singern vf den cristag zusingen erlauben zu vnser frauen wie ferdt [das heißt: wie voriges Jahr].
[1528, XII, 12b] Donerstag 4 Marcij 1529:
Den maistersingern vf ostern zu singen erlauben.
[1529, IV, 1b] Samstag 26 Junij 1529:
Den singern ein singschul erlauben.
[1529, IV, 17b] Mittwoch 21 Julij 1529:
Ein singschul vf negsten sontag zuhalten ist erlaubt
[1529, VI, 2b] Samstag 21 Augustj 1529:
Vf morgen ist ein singschule erlaubt zu halten.
[1529, XI, 6a] Donnerstag 13 Januarij 1530:
Hansen Sachssen vnd andern ein singschul erlauben.
[1529, XIII, 13b] Dinstag 22 Marcij 1530:
Ein singschul vf ostern erlauben im spital.

[1530, I, 21a] Freittag adi 13 Maii 1530:
dem Scheiten soll man vf den nechsten sonntag ein fechtschul erlauben.
Item den maistersingern ist vergundt vff sontag ein offne gemeine singschul zu halten.
[1530, V, 20a] Sambstags 3 Septembr. 1530:
den maistersingern ein singschul auff morgen erlaubenn.
[1530, IX, 1b] Donerstag 1. Decembris 1530:
Den singern zum spital vf weynacht erlauben.
[1530, XIII, 1a] 23. März 1531:
Den singern ist ein singschul vff ostern im spital erlaubt.
[1531, I, 14a] 27. April 1531:
Biß sontag ein singschul erlauben.
[1531, IX, 8a] Sexta 1. Decembris 1531:
den maistern der singer ist vergunnt, auff den nachsten christag ain singschul zu halten.
[1531, X, 12a] Quinta 4 Jaunarij 1532:
den masterſingern ist auff trium regum ain singschul vergönnt.
[1532, VI, 7a] 29. August 1532:
Ettlichen teutschen theologen ist vff den konftigen sontag ein singschul vergont. (Vgl. Mitteilungen aus dem germanischen Nationalmuseum 1894 S. 27.)
[1532, XIII, 1a] Quinta 6 Martii 1533:
Den maistersingern ist auff nächsten sonntag ain singschul erlaubt.
[1532, XIII, 21b] Quinta 27 Martij 1533:
Den maistersingern ablainen ine vmb ain wonung vmbzusehen sonnder sie selbs zu den predigern oder an anndern orten darnach sehen lassen. (Vgl. Mummenhoff in Stiefels Festschrift Hans Sachs-Forschungen S. 284.)
[1533, IX, 13b] Tertia 23 Decembris 1533:
Ettlichen singern ist vergonnt, in der christnacht ettliche maisterlieder im spital zu singen.
[1534, V, 17a] Freytags 14 Augusti 1534:
Denen singmaistern ist ein singschul auff den suntag vergunt.
[1534, VIII, 13a] Dunnstag 3. Novembris 1534:
Den synngern ein syngschule zu erlauben.
[1535, V, 18b] Freitag 6. Augustj 1535:
Den meister sengern ist vergennt ein singschul biß sontag, doch mit guter beschaidenheit zuhalten.
[1535, XIII, 17b] Donerstag 16 Martij 1536:
Den singern auf nechstkunfftigen sontag auch zu ostern singschulen ze halten vergönnen.
[1536, IV, 16b] 28. Juli 1536:
den singern biß sontag ein singschul ze halten vergonnen.
[1536, V, 14b] 23. Aug. 1536:
Den singern vergönnen biß sontag ein singschul doch mit guter bescheidenheit zehalten.
[1536, VII, 13b] 19. Oktober 1536:
den singern vergönnen biß sontag ein singschul zehalten, doch mit bester bescheidenheit.
[1537, XIII, 5a] Samstag 9. März 1538:
Auf morgen ein singschul zulassen.
[1539, III, 21b] 19. Juni 1539:
den maister singern biß sontag ein singschul zehalten vergonnen.
[1539, XI, 14b] 23. Januar 1540:
Den maister singern biß sontag ein singschul zuhalten erlauben.

[1540, VIII, 13a] 26. Oktober 1540:
Hans Pesler ist ein singschul begunstigt.
[1541, XI, 3b] 27. Januar 1542:
den singern biß sontag ein schul erlauben, doch sollen es bescheidenlich halten
[1542, IV, 34a] Samstag, 29. Juli 1542:
den maister singern auf morgen ein singschul erlauben.
[1542, XII, 25b] 2. März 1543:
Dem ansuchenden maister ein singschul zuerlauben, doch daz ers beschaidenlich halte.
[1542, XIII, 12a] 21. März 1543:
Die begert singschul zu erlauben, doch daz bescheidenheit gehalten werd.
[1543, VII, 21a] 28. September 1543:
den maister sengern ir begern vmb ein singschul ableinen, dweilen der sterbleufft halben nit gut, das vil versamlungen seien.
[1543, XI, 6a] Samstag 5. Januar 1544:
Den maister singern zulassen auf morgen in der kirchen zun predigern zu singen.
[1545, VII, 2a] 24. September 1545:
den maister singern dj gebeten singschul der sterbleuft halben ableinen.
[1545, XIV, 23a] 21. April 1546:
den maister singern erlauben aufn ostertag im spital altem prauch nach zesingen.
[1546, I, 44a] Samstag 22. Mai 1546:
Den maister singern auf morgen ein singschul erlauben.
[1546, IV, 37a] 13. August 1546:
den maister singern auf sontag ein singschul zehalten erlauben, doch das sie niemant schmehen sollen.

Von hier an finden sich durch etwa zwei Jahrzehnte hindurch in den Ratsprotokollen schlechterdings keine einschlägigen Notizen mehr und auch später treten sie nur noch so spärlich auf, daß wir annehmen müssen, es habe seit jener Zeit zur Veranstaltung der gewöhnlichen öffentlichen Singschulen an den hohen Festen einer besonderen Genehmigung von Seiten des Rates nicht mehr bedurft. Nur, wenn der Meistergesang eine zeitlang geruht, ließ man sich, wie es scheint, die Erlaubnis dazu erneuern. Von den auf Singschulen und die Genossenschaft der Meistersinger bezüglichen Ratsverläßen aus der zweiten Hälfte des 16. und dem 17. Jahrhundert sind die meisten bereits von Mummenhoff (Hans Sachs-Forschungen S. 281 ff.) von mir (Hans Sachs-Forschungen S. 404, Euphorion 4, 21 Anmerkung 1) und anderen veröffentlicht worden. Unpubliziert sind davon meines Wissens nur noch folgende, die ich der Vollständigkeit wegen hier gleichfalls wiedergebe, obgleich sich aus ihnen neue Gesichtspunkte kaum mehr gewinnen lassen:

[1573, VIII, 34a] 2. Nov. 1573:
Lienharten Ferber sein begern, ime vf kunftigen sontag ein singschul zu erlauben, ableinen vnd sagen, es sei zu frue.
[1580, X, 10b] 20. Dec. 1580:
Veiten Fesselman webern vnd anderen mitsupplicirenden maister singern, soll man das maistersingen an den gewonlichen hohen festen in jar wie von alters widerumb verstatten vnd zulassen, doch sagen, nichts dann geistliche gesang aus heiliger götlicher schrifft, vnd nichts schampars oder sonst leichtfertigs oder ergerlichs

zu singen, auch ire stim mit dem singen dermassen zu moderiren, das es gesungen vnd nicht geplerrt haiße, oder man wurd inen das singen den negsten wider darnider legen.

[1601, XII, 63a] 6. März 1602:

Den maistersingern soll man erlauben, das sie alle vier wochen wie von alters herkhummen ire gesenng bei S. Marta verrichten mogen.

[1624, V, 48a] 4. August 1624:

Vff Jobst Zollners, Hannsen Winters, Simon Wolffen, Balthasar Fischers für sich vnd an statt andrer 16 maistersinger supplication, darinnen sie sich wider die andern maistersinger beschweren, das dieselbe sie von der gesellschafft wollen ausschließen vnd gleichsamb für stumpler achten, vnd Caspar Enderle, Jörgen Haagers, Thoma Gril- [48b] lenmairs vnd Wolff Baudners an statt der alten funffzigjärigen maistersingergesellschafft alhie darauff gegebnen gegenbericht, mitt begern, sie bey ihrer hundertjärigen singkunst zuerhalten, Ist befohlen, sie ferner mundlich gegen einander zu hören, ihre ordnung anzusehen, vnd wo muglich miteinander zuuergleichen.

[1624, V, 99a] 17. August 1624:

Die getroffene vergleichung zwischen den allhiesigen maistersingern soll man von ratswegen ratificirn vnd solches auch also in ihre ordnung bringen lassen.

(Über diesen Streit innerhalb der Nürnberger Meistersingergenossenschaft vgl. auch Zeitschrift für Kulturgeschichte 1859 S. 382 und 385, Mitteilungen aus dem germ. Nationalmuseum 1894 S. 39 f. &c.)

[1638, X, 79b] 31. Dec. 1638:

Weilen die maistersinger bitten, weilen ihnen zue denen zwischen ihnen vorfallenden strittigkeiten vor jahren gewieße herren deß rhats decretirt worden, vnd sich in mehr jahren bey ihnen kein wiederwertigkeit eraignet, aber aniezo sich dergleichen anspinnen wolle, als ist, wie vor jahren gebreuchlich gewesen hierzu beschaiden L. Grundtherr.

Dies ist abgesehen von einigen Verlässen, die noch weiterhin auf das Komödienspiel der Meistersinger Bezug haben, die letzte Notiz, die ich in den Nürnberger Ratsprotokollen über die Genossenschaft oder über stattgehabte Singschulen gefunden habe.

Nürnberg. Th. Hampe.

Hamelius P., Die Kritik in der englischen Litteratur des 17. und 18. Jahrhunderts. Leipzig, Grieben 1897. 3 M.

Das vorliegende Buch giebt eine Geschichte der Kritik und des litterarischen Geschmacks in England von der Renaissance an bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Mit großer Gelehrsamkeit und Gründlichkeit schildert es den Kampf der beiden Hauptrichtungen in der Litteratur jener Epoche, des sogenannten Neo- oder Pseudoklassizismus, der die Antike nachahmt und von Frankreich beeinflußt und verstärkt wird und der freieren nationalen Geschmacksrichtung, die an die heimische ältere Litteratur anknüpft, zeitweise beeinflußt von der italienischen Renaissance und später von der Bibel und dem christlichen Geiste, und die man zusammen-

fassend gewöhnlich als Romantik bezeichnet. Der Verfasser giebt die Ansichten der Kritiker nach den Quellen, dabei auch die solcher, die wie Rymer, Dennis, Henley und andere heute vergessen sind, zu ihrer Zeit aber einen wichtigen Einfluß auf die Bildung des Geschmackes und dadurch auch auf die Litteratur ausgeübt haben. Er ergänzt und berichtigt in vielen Punkten, was Hettner in seiner Litteraturgeschichte über die Kritik im 18. Jahrhundert sagt.

Doch liegt eine gewisse Schwierigkeit und Mißlichkeit darin, bedeutende Schriftsteller in die Rubrik irgend einer Ansicht zu zwängen, ihnen den Stempel einer Schule aufzudrücken. Bei Dryden erweist sich dies von vorneherein als unmöglich, und der Verfasser kann hier nur einen beständigen Wechsel der Ansichten konstatieren. Aber auch Ben Jonson kann doch kaum als Neoklassiker bezeichnet werden, wie dies Hamelius thut. Wenn er auch im allgemeinen das römische Drama sich zum Muster nimmt, so verwirft er doch die Einheiten des Ortes und der Zeit und faßt selbst die der Handlung im weitesten Sinne. Auch warnt er ausdrücklich, was Hamelius allerdings erwähnt, davor, dem Altertume zu sklavisch zu folgen. Und wie wären wohl Lustspiele von der Mannigfaltigkeit und reichen Symbolik von „Bartholemew Fair" und „The Devil is an ass" in dem engen Rahmen des Neoklassizismus unterzubringen? Die Sucht, zu katalogisieren verleitet den Verfasser auch oft zu falschen Schlüssen, so wenn er behauptet, daß die moralischen Zeitschriften „der religiösen Bewegung ihre Entstehung verdankten und stets im Dienste derselben blieben", sowie daß sie „puritanischen Anschauungen nahestanden". So sehr Addison auch Milton verehrt, so ist doch seine Haltung im Spectator dem Puritanismus durchaus abgeneigt und feindlich. Er bekämpft den „religiösen Enthusiasmus," wie er den Puritanismus nennt, mit Geist und Witz (vgl. Nr. 201 und 494 des Spectator) und stellt die englische Staatskirche als das richtige hin, da sie zwischen dem Aberglauben des Katholizismus und dem Enthusiasmus der Sekten die Mitte halte. Der Verfasser beachtet eben zu wenig den Zusammenhang zwischen der litterarischen Kritik und der allgemeinen Kulturentwicklung, die sich in ihr spiegelt, und mit der sie innig verwachsen ist.

Dennoch verdient das Werk als ein wertvoller Beitrag zur englischen Litteraturgeschichte bezeichnet zu werden. Am Schlusse weist der Verfasser auf den großen Einfluß hin, den die englische Litteratur des 18. Jahrhunderts, besonders die moralischen Zeitschriften, auf die deutsche und französische Litteratur ausgeübt haben, und erklärt es für wünschenswert, daß besonders der letztere noch genauer untersucht würde. Vielleicht unternimmt der Verfasser selbst diese dankenswerte Arbeit, die jedenfalls wichtigen Aufschluß geben würde über die Wechselwirkung der Ideen am Vorabend der Revolution und Romantik.

Berlin. Phil. Aronstein.

Düsel F., Der dramatische Monolog in der Poetik des 17. und 18. Jahrhunderts und in den Dramen Lessings. („Theatergeschichtliche Forschungen" herausgegeben von B. Litzmann, Band 14.) Hamburg und Leipzig, Leopold Voß, 1897. 2.40 M.

Die Tage der spekulativen Ästhetik, die aus den Tiefen der Metaphysik heraus unumstößliche Gesetze der Kunst aufstellen zu können vermeinte, sind gezählt. Die Methode der Naturwissenschaften hat auch in der Ästhetik mächtige Spuren hinterlassen und aus der synthetischen, normativen Ästhetik eine Wissenschaft gemacht, die in dem Beobachten und Analysieren komplizierter psychologischer Vorgänge ihre Hauptaufgabe sucht. Geht man doch so weit, von „Kunstphysiologie" (Georg Hirth), „physiologischer Ästhetik" (Karl Woermann) oder „ästhetischer Naturgeschichte" (Hermann Bahr) zu sprechen. Dazu kommt nun ein Zweites. Man ist sich bewußt geworden, daß man es bei den ästhetischen Problemen zum größten Theile mit etwas Gewordenem, etwas entwicklungsmäßig Hervorgegangenem zu thun hat, für dessen richtige Beurtheilung die bloße psychologische Analyse nicht genügen kann. Wie man sich heute in der Ethik von einer „Geschichte der moralischen Beurteilung" willkommene Hilfe erwartet (vgl. Deutsche Rundschau 1898, 4, 225), so ist man auch zu der Überzeugung gelangt, daß einer Diskussion über ästhetische Fragen nothwendig eine geschichtliche Darstellung der künstlerischen Theorie und Praxis vorhergehen müsse.

Diesem allgemeinen Zuge verdankt die Schrift Düsels in erster Linie ihre Entstehung. Er sagt selbst, daß „Sporn und Zweck dieser Arbeit" in der „unmittelbaren Gegenwart" liegen. Der Kampf um den Monolog tobt heute heftiger denn je. Denn jeder fühlt sich heutzutage berufen, in Sachen der Kunst ein abschließendes Urteil zu fällen und sein spärliches Lichtlein leuchten zu lassen. Wenn man nun sieht, wieviel Papier und Druckerschwärze auf diese Art unnütz vergeudet wird, und wie diese Dilettanten der schlechtesten Sorte in sogenannten „litterarischen" Zeitschriften ihre ganz intuitiv gewonnene unreife Weisheit ablagern, ohne die Jahrhunderte alte Frage auch nur einen Schritt der Entscheidung näher zu bringen, muß der Ernst und die Sachlichkeit des Verfassers geradezu wohlthuend berühren. Düsel ist weit davon entfernt, von seiner Untersuchung, die nur den Anfang einer von ihm geplanten „Geschichte des Monologs in dem neueren Drama der Deutschen" bildet, eine endgiltige Lösung zu erwarten. Auch in der Ästhetik gilt ja der rücksichtslose Grundsatz des politischen Kampfes, daß das Recht des Lebenden stärker sei als die Berufung auf historische Traditionen. „Die schöpferische Dichtung hat das Recht, sich ohne langes Besinnen neue Formen zu schaffen, wenn sie glaubt, die alten taugten oder genügten ihr nicht mehr" (S. V). Das macht aber die Kenntnis der Vergangenheit noch nicht entbehrlich. Denn

wie der Politiker ihrer bedarf, um aus ihr die Gegenwart richtig zu verstehen, so wird auch der Kunstkritiker bei der Beurteilung ästhetischer Probleme erst durch sie einen festen Rückhalt gewinnen.

Düsels Arbeit zerfällt in zwei Abschnitte. Im ersten behandelt er die im 17. und 18. Jahrhundert in Frankreich und Deutschland maßgebenden Theorien über den Monolog im Drama, ohne deren Kenntnis die Monologpraxis Lessings nicht recht beurteilt werden kann. Er geht aus von Hédelin d'Aubignac, dessen Ablehnung des dramatischen Selbstgespräches vom Standpunkte der vraisemblance auf Jahrzehnte hinaus maßgebend wurde. Daß auch Du Bos und Batteux mit ihrem Grundsatze der Naturnachahmung für den Monolog nur sehr kühl eintraten, ist selbstverständlich. Erst Diderot, der dem lendenlahmen ut pictura poesis scharf zu Leibe rückte, legte auch für den Monolog eine Lanze ein. Marmontel erklärte schließlich ganz offen, es sei vollkommen natürlich, mit sich selbst zu sprechen. Auch bei den Deutschen finden wir getheilte Lager. Gottsched steht auf Seite des ihm geistesverwandten d'Aubignac, Ramler ist auch hier der Nachbeter Batteux', mit Diderot berühren sich die Anschauungen Nicolais, die auf Lessing und Mendelssohn befruchtend einwirkten. Erst bei Mendelssohn begegnen wir einer tieferen Auffassung des Monologs. Sonnenfels leistet Marmontel unbedingte Gefolgschaft, weiß aber vom Standpunkte des gewiegten Bühnenpraktikers manches Neue beizubringen. Johann Jacob Engel endlich ist der erste, der auf das dramatische Element des Monologs das Hauptgewicht legt und somit zu Lessing hinüberleitet. Mit diesem beschäftigt sich der zweite, beiweitem umfangreichere Abschnitt. Die Monologe in den einzelnen Stücken Lessings werden hier durchbesprochen und in ihnen der Fortschritt in der dramatischen Technik Lessings aufgezeigt. Aus einem „dramaturgischen Nothbehelf im Dienste der französischen Ortseinheit und Scenenverknüpfung“ entwickelt sich der Monolog Lessings in den späteren Dramen zu einem für Handlung und Charakteristik wesentlichen Bestandtheile.

Die sorgfältige Arbeit Düsels bildet eine wertvolle Bereicherung für den Litterarhistoriker, für den sie einer Rechtfertigung ihres Daseins durch den Hinweis auf den gegenwärtigen Streit um den Monolog erst gar nicht bedarf. Über diesen Streit sei mir zum Schlusse eine kurze Bemerkung gestattet. In dem Für und Wider des Meinungsaustausches wird, wie mir vorkommt, gewöhnlich etwas übersehen: daß nämlich die Frage um Sein oder Nichtsein des Monologs etwas sekundäres ist, daß sie von den Grundanschauungen über Wesen und Stil des Dramas überhaupt abhängt. Wer z. B. den Konflikt als das Wesen des Dramatischen ansieht, wird folgerichtig dem Monolog — dem wirklich dramatischen natürlich, nicht dem bloß rhetorischen — als einem Mittel, seelische Konflikte zu verdeutlichen, volle Berechtigung zugestehen müssen. Wer, wie etwa Jean Jullien, in der Handlung die Hauptsache des Dramas erblickt, wird

ihn als hemmendes Element empfinden dürfen. Mit diesem vom Wesen des Dramas ausgehenden Standpunkte kann sich ein anderer kreuzen. Der Anhänger des stilisierten Dramas wird den Monolog vielleicht als eine Art Ersatz für den Chor der Griechen betrachten, der Naturalist, dem die Darstellung des wirklichen Lebens auf der Bühne oberstes Gesetz ist, wird ihn als Faustschlag gegen die Lebenswahrheit, als ein Rudiment aus einer künstlerisch überwundenen Epoche ansehen. Hier müßte man also einsetzen, um Klarheit zu schaffen, bevor man der Frage des Monologs näher rückt. Wenn es gelingt, einen einzigen maßgebenden Standpunkt zu schaffen, von dem aus die Berechtigung oder Nichtberechtigung des Monologs zu prüfen ist, dann wird das Problem sich von selbst lösen. Ob dies aber gelingen wird, möchte ich bezweifeln. Denn nirgends hat die alte Pilatusfrage mehr Bürgerrecht als im Reiche der Kunst.

Prag. Sp. Wukadinović.

Zum 24. Juni 1898. 74 SS. gr. 4°.

Unter diesem Titel haben die Leiter der großherzoglichen Staatsarchive, der Bibliothek, der Kunstsammlungen und des Goethe-National-Museums, sowie die Besitzer der Hofbuchdruckerei in Weimar zum 80. Geburtstage des von dem lebhaftesten Interesse für die deutsche Litteratur alter und neuer Zeit beseelten Großherzogs von Sachsen eine Festgabe gewidmet, die nun auch, in zwei Teile getrennt, in den Buchhandel kommt. Das prächtig ausgestattete Werk ist mit vorzüglichen Tafeln (autotypische Wiedergabe nach photographischen Aufnahmen) geschmückt, deren eine mit dem Bilde Karl Augusts nach einer noch unveröffentlichten Zeichnung von Heinrich Kolbe voransteht.

Im ersten Teil „140 Jahre weimarischer Geschichte in Medaillen 1756—1896“ werden von P. von Bojanowski auf 4 Tafeln 62 Medaillen, zumeist in Vorder- und Rückseite, abgebildet und historisch erläutert, indem über die die Prägung veranlassenden und die dargestellten Personen das Nötige vorgetragen, die Entstehung der Medaillen aus Briefen erörtert, ihre Verfertiger aufgedeckt werden. Bojanowski knüpft da an, wo Burckhardts Münzen- und Medaillengeschichte endet, beschränkt sich mit Übergehung der Münzen im engeren Sinne auf die Medaillen und wählt unter diesen die Stücke aus, die einen engen Bezug zu Weimar haben. Seine Auslese führt von Ernst August Constantin und Anna Amalia bis zu dem regierenden Carl Alexander. Gewiß hat der Vorredner Recht zu sagen, die Darstellung veranschauliche, „wie vielseitig und weit ausstrahlend die wissenschaftlichen, künstlerischen und litterarischen Beziehungen Weimars sich gestaltet haben“; sie lasse erkennen, „wie die Fürsten und Fürstinnen des Landes, unterstützt von ausgezeichneten Räten, die Förderung der Wohlfahrt, die Pflege wirtschaftlicher Interessen, die einsichtige Fürsorge

für politische Freiheit und evangelischen Geist, unverbrüchlich zur Richtschnur ihres Handelns genommen haben". Und wirklich ist dafür die Übersicht sehr lehrreich; denn die Anlässe, zu denen die Medaillen geprägt wurden, beweisen immer, was der Fürst für verewigenswert hielt und was er für die Hauptereignisse seiner Regierung ansah. Daß eine solche Zusammenstellung auch eine hübsche Porträtsammlung der Regenten in verschiedenen Altersstufen giebt, versteht sich ebenso von selbst, wie daß sie der Geschichte der Medaillierkunst dient. Für die Leser dieser Zeitschrift mag besonders hervorgehoben werden, daß Bojanowski häufig Goethes Anteil an den Prägungen nachweisen kann, und daß er dabei Urteile Goethes anführt, die zuweilen über die Medaille hinaus die dargestellte Person treffen.

C. Ruland publiciert „Medaillons und Bildnisse des Weimarischen Kreises 1800—1830" auf drei Tafeln, die neun ausgezeichnete Porträts bringen und eine Ansicht des Weimarer Schlosses. Hat Bojanowski sechs Medaillen auf Goethe, vier auf Schiller, je zwei auf Herder und Wieland, je eine auf Heinrich Meyer und Böttiger gebracht, so giebt Ruland neben den Porträts von Carl August, Anna Amalia (nach Tischbein) und Luise in großen Medaillons Schiller, Goethe, Wieland, Herder, W. und A. von Humboldt und vereinigt so in enger umgrenztem Rahmen die Personen, die „der Weimarischen Periode ihre Universalität, ihre Weltbedeutung gegeben haben". Auch er fügt die wünschenswerten Erläuterungen bei.

Selbständig wird die dritte Abhandlung ausgegeben: „Die Entstehung des Weimarischen Parkes 1778—1828" von H. Burckhardt, auch sie nicht nur für die Lokalgeschichte von Wert. Vier Tafeln bringen einen Grundriß und fünf Ansichten des Parkes, in den Text sind noch vier Grundrisse und sechs Ansichten eingeschoben. Goethes hervorragender Anteil an der Entstehung des Parkes wird hier in den einzelnen Stadien gezeigt, von der Zeit an, wo ihm daran lag, zu seinem Gartenhause Wege zu bahnen, bis zu der Periode großer Thätigkeit von 1784 an, worin der Schattulier des Herzogs J. J. Bertuch, bis 1800 Parkverwalter, sich nützlich erwies. Bodenerwerbungen mußten vorangehen, ehe 1789—1799 die Hauptausbildung der Anlagen vollzogen werden konnte. Alles hat Burckhardt aus den Akten dargelegt und die Denkmäler, die in dem Parke errichtet wurden, beschrieben.

Es sei gestattet, zu den in dieser Festschrift veröffentlichten Medaillen Wielands einige briefliche Notizen vorzulegen.

Ruland beschreibt ein Bronzemedaillon mit Wielands Kopf und der Inschrift: „An Wieland zum LXXVIII Geburtsfeste d. V. September MDCCCX von seinen Freunden in Weimar" und fügt bei: „wir wissen über die Entstehung so gut wie nichts." Auch Weizsäcker, Die Bildnisse Wielands, Stuttgart 1893, hat das Medaillon beschrieben. Die Entstehung

wird durch folgende Briefe erhellt: C. Bertuch jun. an Böttiger, o. O. u. J., in den Anfang Januar 1809 zu setzen, als Kügelgen in Weimar malte und modellierte (vgl. Weizsäcker S. 42): „Unseres wackeren von Kügelchens trefliche Gemälde nähern sich Ihrer Vollkommenheit — Ich sah sie gestern; Goethe ist herrlich aufgefaßt, eben so genial als wahr — Wieland wird es noch werden — Die kleinen bossierten Medaillons von Goethe und Wieland sind sehr gelungen, wir arbeiten daran, daß sie von Straube in Bronze gegossen werden.“ — 30. August 1810: Den 4. September sei Vorfeier für Wielands Geburtstag in der Loge. „Den 5. September werden wir Wielands 78. Geburtsfest in Belvedere fröhlich begehen.“ — Wieland an Böttiger 6. September 1810 (Frauenzimmeralmanach für 1819, S. 22 ff.): Am 4. abends sei die Logenfeier gewesen [ich hebe dies aus, damit erhellt, daß die Loge an dem Medaillon keinen Anteil hat]: „am 5. abends gegen 5 Uhr wurde ich (in Belvedere) von einer glänzenden Gesellschaft von Damen und Herren überrascht, die mich und die Meinigen zu einem großen Thee einluden, und mir ihre lebhafte Theilnahme auf die freundlichste und verbindlichste Art zu bezeigen sich beeiferten. Unter andern wurde mir auch durch die Frau Hofmarschallin von Egloffstein ein Medaillon in vergoldetem Bronze, im größten Format, mit meinem, erkennbar getroffenen Bildnis en haut relief überreicht, wovon ich Ihnen mit Gelegenheit ein Exemplar der Abgüsse, welche davon verfertigt werden sollen, übermache.“ — C. Bertuch an Böttiger 8. September 1810: „Gegen Abend (des 5.) gab ihn [!] der Kreis seiner Freunde eine kleine fête im Wald und Schloß von Belvedere. Die Damen überreichten ihm eine nach Kügelgens schönem Medaillon von Straube gegossne Bronze-Medaille, welche ich veranstaltet hatte. Sie fiel gut aus; das Wielandische Exemplar war stark-matt-vergoldet. Die übrigen Exemplare in Bronze werden diese Woche fertig.“ — Am 22. September schickte Bertuch ein solches an Böttiger. (Die Briefe Bertuchs sind meines Wissens ungedruckt und befinden sich in der königlichen Bibliothek in Dresden.)

Eine jüngere Medaille mit Wielands Brustbild beschreibt Bojanowski; auf dem Revers in einem Rosenkranz die Sphynx auf einem Postament, mit maurerischen Attributen; Umschrift: „Dem LXXX. Geburtstage die Loge Amalia.“ „Weimar d. V. Sept. MDCCCXII.“ Sie sei gefertigt von Frdr. Wilhelm Facius. Nach Wielands Tod sei die Medaille mit einem andern Revers wieder aufgelegt worden: in einem Lorbeer- und Rosenzweig eine Leier zwischen den Flügeln einer Psyche; über der Leier ein Stern; Umschrift: „Dem unsterblichen Sänger.“ Weizsäcker hat auch diese Stücke verzeichnet und mit Recht Grubers Behauptung zurückgewiesen, die zweite Auflage sei für die Logenbrüder verfertigt worden. Auch über die Entstehung dieser Medaillen geben Briefe Aufschluß: C. Bertuch an Böttiger 6. August 1812: „Unsere Loge will

diesen festlichen Tag (den 80. Geburtstag) nicht unbeachtet vorübergehen lassen. Im Verein mit meinem Vater machte ich der Loge einen Vorschlag zu einer Medaille, welche unser Facius gravirt, und die nach genommener Rücksprache mit dem Münzmeister in Saalfeld geprägt werden soll, wo sie gut ausfallen wird. Unser Vorschlag ist: Avers. Des Gefeierten Portrait nach Kügelgens Medaillon; darüber blos der Name Wieland. Revers. Das Egyptische Sphynx ruht in der Mitte auf 3 Stufen und hält in den Tatzen einen △. Ein Kranz von Rosen umgiebt es; den Dichter der Liebe und Grazien eben so wohl als den Ursprung unserer Loge von den 3 Rosen andeutend. Die einfache Umschrift oberhalb würde seyn: seinem LXXX. Geburtstage die Loge Amalia. Unterhalb mit kleinerer Schrift: Weimar d. V. Sept. MDCCCXII .... Der Preis der Medaille in Silber ist 1 Speciesthaler." — 13. September 1812: „Der 80. Geburtstag von Wieland wurde dieses Mal in Jena (wo Wieland bei Griesbachs weilte) sehr heiter gefeyert. Am Morgen brachten ihm die Studenten ein griechisches Gedicht (vom jungen Göttling verfaßt), dann kamen als Deputation von der Loge Riedel, der Vater und ich und übergaben ihm die goldne wohl gerathene Medaille. Wir fanden Wieland sehr heiter und vergnügt von Blumen umgeben in Griesbachs Garten. Als wir da waren, kam auch ein Expresser von Weimar, mit einem gar innigen lieblichen Brief (teutschen) der guten Großfürstin. Mittags hatte Knebel auf der Rose ein Diner veranstaltet, wo man sich auf 40 Couverts beschränkt hatte, und wo ein gar heiterer, geselliger Ton herrschte .... Abends gaben die Studenten einen Ball .... Die goldne Logen Medaille ist ein eigentliches Unicum. Als sie treflich geendet war und (in Saalfeld) die silbernen geprägt werden sollten, sprang der Avers-Stempel. Diesen graviert Facius noch einmal, und in 3 Wochen sind hoffentlich auch die silbernen Exemplare fertig." — 3. December 1812: „Endlich steht der 3te Stempel und Facius prägt nun die bestellten Medaillen, die ich hoffentlich in 8 Tagen Ihnen senden werde. Nach Beendigung der maurerischen Medaillen will Facius zum Portrait einen profanen Revers arbeiten, und wünscht dazu einige leichte Embleme zur schnellen Ausführung. Mit Figuren kömmt er nicht zu Recht, sonst wählten wir die Grazien. Nun ist guter Rath theuer, was wählen? — Ließen sich mehrere der Hauptwerke so gut wie Oberon andeuten, so vereinigte man mahlerisch einige dieser Embleme. — Doch was nimmt man für Musarion? ꝛc. ꝛc. Geben Sie uns daher, Sie Vielerfahrner, auch Ihren gütigen Rath, und zwar baldigst, damit das Werk befördert werde." — 7. December 1812: „Der Revers mit Psychen—Lyra, Rosenzweig und Oberons Lilie leuchtet mir sehr ein, und soll benuzt werden." Facius habe bisher nur wenige Medaillen ausgeprägt.

Graz. B. Seuffert.

Harnack O., Schiller. Berlin, Hofmann 1898. (Bettelheims Geisteshelden 28, 29.) 4.80 M.

Über der wissenschaftlichen Schillerbiographie waltet ein böser Stern. Drei Männer verschiedenster Geistesrichtung stellten es sich ungefähr gleichzeitig zur Aufgabe, die fast unübersehbare Litteratur, die sich um Schiller und seine Werke gruppiert hat, zu einem wissenschaftlich sicher begründeten und mit historischer Phantasie verlebendigten Gesamtbilde zusammenzufassen, und haben uns die Anfänge dreier Biographien vorgelegt, von denen eine jede ihre besonderen Vorzüge hat. Aber weder Weltrich, noch Brahm, noch Minor haben bisher trotz vieljähriger Pause ihre Darstellungen abgeschlossen und sind gerade mit der für die Litteraturgeschichte überhaupt, wie für den Helden selbst weitaus wichtigsten Lebensperiode Schillers, dem Dezennium seiner Verbindung mit Goethe, noch im Rückstande. An ein größeres, nicht so streng nach wissenschaftlicher Befriedigung strebendes Publikum wendet sich Wychgrams gut lesbares, durch die reichen künstlerischen Beigaben besonders wertvolles Werk. Für denselben weiteren Leserkreis von Gebildeten ist auch Bettelheims Sammlung und somit Harnacks Schiller bestimmt und durch eben diese Bestimmung erklären sich vielleicht manche der Mängel, die an dem Buche zu bemerken sind. Harnacks Name ist durch seine Bücher über Goethe in der Epoche seiner Vollendung, über die klassische Ästhetik, über das römische Kunstleben im klassischen Zeitalter und durch seine Beteiligung an der Weimarischen Goetheausgabe als der eines ernsten und geschmackvollen Forschers vorteilhaft bekannt, dessen denkende Phantasie es versteht die Einzelthatsachen der Wissenschaft zu Bildern zu vereinigen. Das vorliegende Buch über Schiller steht nicht ganz auf der Höhe dieser vorangegangenen Leistungen, weder in der Auswahl, Verarbeitung und Formung des Materials, noch im Stil, der stellenweise Flachheiten aufweist (ich erinnere an den für mein Gefühl geschmackswidrigen Gebrauch von Citaten, wie S. 80. 162).

Der Hauptmangel des Werkes erklärt sich durch die persönlichen Neigungen des Verfassers. Harnacks frühere Schriften zeigen deutlich seine begeisterten Sympathien für Goethe als den unvergleichlichen Gipfelpunkt deutscher Dichtung und für die ästhetisch-litterarischen Anschauungen, wie sie sich in Goethes und Schillers Geistesbündnis und in den Arbeiten ihrer gleichstrebenden Genossen zu festeren Formen konsolidierten. Diese Betrachtungsweise verführt ihn in der Biographie Schillers zu einer Einseitigkeit, die ihre Schatten über Schillers Lehrjahre wirft. Erst mit seiner Annäherung an Goethe scheint Schiller für Harnack das rechte Interesse zu gewinnen und auch dann wird trotz des gegenteiligen Ausspruchs Goethes selbst etwas zu ostentativ immer und immer wieder hervorgehoben, daß Schiller auch hier eigentlich nur der Empfangende gewesen sei. So ist es gekommen, daß sich die erste Hälfte des Buches, die sichtlich mit

geringerer innerer Anteilnahme dargestellt ist, beiweitem magerer und kühler ausnimmt als die zweite. Von der Entwicklungsgeschichte des Dichters, von dem Wege, auf dem er der wurde, als der er nach langem Ringen Goethen als ein ebenbürtiger, wenn auch anders gearteter Genosse gegenübertrat, bekommt man kein Bild. Schon das so verschiedenartige Milieu der Orte und Gesellschaftskreise, in denen Schiller lebte, Stuttgart, Mannheim, Leipzig, Dresden, ist nirgends zu einer anschaulichen Lebendigkeit gestaltet; aber auch ein zum liebevollen Ausmalen förmlich zwingender Lebensabschnitt, wie das von Brahm so fein behandelte Sommeridyll von Volkstädt, ist hier farblos geblieben. Auch die Stufen der geistigen und dichterischen Entwicklung hat Harnack nicht zu einem lebensvollen Drama zu gestalten versucht, wozu ihn freilich zwei psychologische Irrtümer verführt haben mögen, auf die ich nachher zu sprechen komme. Ich führe einiges von dem an, was man bei Harnack vergeblich sucht, und greife nur Wichtigeres heraus. Für die Ludwigsburger Zeit erfährt man nichts von der Einrichtung der Lateinschule und dem grimmen Landexamen, von der Wirkung des Theaters und den Eindrücken des Hofgepränges, von den ersten biblischen Dramen und Gedichten; die gut verbürgten Anekdoten und kleinen Züge aus der Jugendzeit sollten in keiner Schillerbiographie fehlen. Von dem Leben in der Militärakademie wird kein auch noch so knappes Bild entworfen; Haller, Wieland, Ossian, Virgil, Schillers erstes Gedicht „Der Abend" werden nicht erwähnt, die durch die zweijährige medizinische Pause und durch ihren veränderten Charakter geschiedenen zwei poetischen Perioden des Jünglings werden nicht charakterisiert, die Anthologiegedichte für diese Zeit nicht verwertet. Von der Entwicklung der philosophischen Ansichten erfährt man gar nichts; freilich hält Harnack, worauf ich nachher komme, die Theosophie des Julius mit Kuno Fischer fälschlich für ein Produkt der Dresdener Zeit. Das Stuttgarter Liebesleben, das für manche Dichtungen der Anthologie und für den „Venuswagen" den realen Hintergrund gegeben haben muß, die schwerlich ohne Erfahrung rein aus der Luft gegriffen sein können, und ähnliche Mannheimer Erlebnisse bleiben unerwähnt, wie die Besuche berühmter Fremder, die der Dichter der Räuber schon damals empfing. Oggersheim kommt überhaupt nicht vor, ebenso wenig die theoretischen Studien in Bauerbach. Vom Mannheimer Theater, den Schauspielern und Schauspielerinnen, Schillers intimen Beziehungen zu dieser Welt, von den sonstigen Mannheimer Freunden und Feinden, von den schließlichen Krisen und Konflikten erfährt man nur ungenügendes oder nichts; auch die Darstellung der Beziehungen zu Charlotte von Kalb befriedigt nicht. Ähnlich lückenhaft ist das Leipziger und Dresdener Milieu behandelt. Mit dem Beginne der Jena-Weimarischen Existenz wird dieser Mangel an Anschaulichkeit bedeutend weniger fühlbar, alles gewinnt unwillkürlich mehr Leben und Farbe, die Darstellung wird geschlossener, lückenloser und befriedi-

gender. Das ästhetische Gedankengebäude des reifen Mannes hat Harnack ebenso wie die philosophischen Überzeugungen, wie er selbst S. 407 sagt, absichtlich nur sehr kurz, nach meinem Gefühle zu kurz behandelt. Diese Dinge könnten gerade heute wieder in der allgemeinen ästhetischen Anarchie anregend und befruchtend wirken; nicht mit Unrecht hat z. B. Hoffmeister seinem Werke auch den gedanklichen Extrakt des Goethe-Schillerschen Briefwechsels eingefügt. Alles, was ich hier vermißt habe, würde freilich den Umfang des Buches nicht unerheblich erhöht haben; das wäre aber schwerlich zum Schaden des Ganzen geschehen. Es wäre wohl angemessen gewesen, Schiller in dieser Sammlung von Biographien denselben Raum wie Goethe zu gewähren.

Ich sprach oben von zwei merkwürdigen psychologischen Irrtümern, die sich Harnack in der Beurteilung von Schillers Wesen zu schulden kommen läßt. Schillers überreizte Jugendpoesie soll nicht sein wahres Innenleben abspiegeln (S. 33. 62) und in seinem Empfinden soll das Moment der sinnlichen Leidenschaft gänzlich mangeln (S. 191). Beide Behauptungen halte ich für falsch und den Thatsachen gegenüber nicht zu rechtfertigen. Daß Schillers Jugendarbeiten, viele Gedichte der Anthologie und manche Stellen der ersten Dramen, überstiegene und überreizte Empfindungen aussprechen, ist nicht zu leugnen; aber was sollte den Dichter bewogen haben, sein wahres Innenleben, wenn es nicht so himmelstürmend und überschäumend war, auf gewaltsame Weise in die Höhe zu schrauben? Man erinnere sich auch an Streichers sicher nicht ausgeschmückte Schilderung, wie Schiller sich in Momenten dichterischer Arbeit benahm. Schillers Empfindungs- und Ausdrucksweise hat ja doch zeitlebens etwas originell- und individuell-pathetisches gehabt; dies fing mit einem Übermaß, das durch die engen Verhältnisse und die Zwangserziehung der Akademie zum Überstiegenen gedrängt wurde, an und wurde durch Leben und Erfahrung auf ein noch immer eigenartiges Maß heruntergeführt. Die Gedichte der Anthologie malen so treu die überstiegene, wie die Gedichte der Horen die abgedämpfte pathetische Empfindung, wie sie in den beiden Perioden wirklich war. Mit Recht hat Humboldt den innersten Wesenskern der Schillerschen Individualität in der Verschmelzung des poetischen und philosophischen Genies gefunden, in dem Bande von Gedanke und Empfindung; ihn zeigt die Anthologie so gut wie die reifere Gedankenlyrik, den Lebens- und Geistesepochen entsprechend verschieden, aber immer psychologisch wahr. — Unter der vorgefaßten Meinung, daß Schiller die sinnliche Leidenschaft nicht gekannt habe, leiden alle Stellen des Harnackschen Buches, die von Schillers Verhältnissen zu Frauen handeln. Für diese merkwürdige Anschauung spricht nichts, dagegen alle Zeugnisse und Thatsachen. Die Betonung des Sexuellen, die Schillers Jugenddichtung so deutlich zeigt, hat der medizinische Gesichtskreis zwar begünstigt, aber nicht eigentlich erzeugt; sie ist nichts als der nothwendige Rückschlag der kräf-

tigen Natur, die dem asketischen Akademieleben entronnen war, und Sexuelles hat nothwendigerweise im Leben Schillers in Stuttgart und Mannheim einen großen Raum eingenommen. Schiller selbst hat das niemals verhehlt: er bekannte aus Erfahrung, daß ihn jede Kokette bestricken könnte, und sprach von einer miserabeln Leidenschaft, die er in Mannheim im Busen getragen habe. In dem seltsamen Doppelverhältnis zu den Schwestern Lengefeld sehe ich gerade im Gegensatz zu Harnack eher zu viel und verworrene sinnliche Leidenschaft, als deren Mangel. Und wie will man von diesem Fundament aus das Verhältnis zu Charlotte von Kalb verstehen (vgl. auch Speidel und Wittmann, Bilder aus der Schillerzeit S. 283)?

Die kritische Behandlung der Schillerschen Werke verdient im allgemeinen Anerkennung. Besonders gelungen ist die Betrachtung des Wallenstein, bei der man sich besonders freut dem landläufigen Tadel der Theklaepisode nicht zu begegnen. Auch Tell ist in seinen großen Vorzügen fein entwickelt, ein Drama, das man heutzutage meist recht scheel anzusehen pflegt. Die Behandlung einiger anderer Dramen reizt zum Widerspruch. Bei den Räubern hätte das subjektive Element in den beiden Hauptcharakteren mehr betont und auf die gesamte revolutionäre Zeitströmung als den Mutterboden des Dramas mehr Rücksicht genommen sein sollen; Franzens Tod in der Bühnenbearbeitung wird S. 70 sonderbarerweise mit Beifall besprochen. Sicher stark unterschätzt wird Kabale und Liebe, wenn es S. 96 ein „bloßes Intriguenstück ohne tieferen tragischen Gehalt“ genannt wird. Was über den Carlos gesagt wird, macht mehrfach den Eindruck des Kleinlichen; hier bringt es der Verfasser fertig, die große Posascene in Hinsicht auf ihre persönliche und ideelle Bedeutung gänzlich mit Stillschweigen zu übergehen. Die Behandlung und Beurteilung der Schillerschen Gedichte ist bei aller Kürze überall befriedigend: Gedankenlyrik, Balladen und Romanzen, die letzten, psychologisch fein erläuterten lyrischen Seufzer werden treffend charakterisiert. Für die Schätzung des Lieds an die Freude ist es aber nach meinem Gefühl gänzlich belanglos, daß es von Beethoven am Schluß der neunten Symphonie, „seiner höchsten Schöpfung“ (?), verwertet wurde (S. 129).

Ich füge eine Reihe Einzelheiten an. S. 16 wird der verlorene „Student von Nassau“ als Erzählung bezeichnet. Es handelte sich dabei allerdings um eine Nachahmung des Werther, aber um eine dramatische, wie Conz (Goedeke 1, 38) ausdrücklich bezeugt, der einzige, dem wir die Nachricht darüber verdanken. — S. 23: Es ist nicht richtig, daß schon Ende 1779 Schiller auf Grund seiner „Philosophie der Physiologie“ die Akademie hoffte verlassen zu können. Am Schluß der beiden letzten Jahre mußten Probeschriften eingereicht werden, deren Gedrucktwerden mit der Entlassung an sich nichts zu thun hatte (vgl. Minor 1, 267. 566). Die „Entscheidung des Herzogs“ (Goedeke 1, 73), Schiller solle noch ein Jahr

auf der Akademie bleiben, beruht auf einem Mißverständnis, das auch andern Biographen zugestoßen ist. Des Herzogs Satz „Dahero glaube ich“ u. s. w. ist gar nicht so zu verstehen; vielmehr will er sagen, das noch bevorstehende Jahr werde Schillers noch zu heftiges Feuer zu dämpfen gerade recht gut sein. — S. 64. Minors Nachweis von Beziehungen Schillers zu Wilhelmine Andreä ist durch Langs Abhandlung im Euphorion 2, 735 doch mindestens zweifelhaft geworden. Eine Bemerkung darüber war also in einem Texte, der so manches andre Wichtigere übergeht, besser zu unterdrücken. — S. 93 heißt es, der Plan eines „Friedrich Imhof“, in dem kirchliche Unduldsamkeit und Gewissensdruck gegeißelt werden sollten, sei fallen gelassen, als Carlos dem Dichter Gelegenheit bot, seine diesbezüglichen Empfindungen dramatisch zu äußern. Die Angabe über den Ideengehalt des Imhof stimmt nicht zu den brieflichen Zeugnissen (Goedeke 3, 178): danach verlangte Schiller für sein Stück Bücher über Jesuiten und Religionsveränderungen, über Bigottismus, Inquisition und Opfer des Spiels. Mit Sicherheit haben wir nun auf denselben Plan die Nachricht Streichers (Schillers Flucht S. 192) zu beziehen, Schiller habe neben der Arbeit am Carlos sich mit einem tragischen Plan eigener Erfindung beschäftigt, in welchem, wie er wenigstens eine Zeit lang vorhatte, die Erscheinung eines Gespenstes die Entscheidung herbeiführen sollte; durch ein Mißverständnis des Streicherschen Gedankenzusammenhangs hat Minor (2, 522) dieses Gespenstdrama mit dem Carlos identifiziert, was bei genauerem Hinsehen ganz ausgeschlossen ist. Es kann, wie mir scheint, nicht zweifelhaft sein, daß wir nach dem zwingenden Zeugnis beider Nachrichten nicht im Carlos, sondern im Geisterseher die Motive des Imhofplans wiederzuerkennen haben. Daß Imhof nicht um des Carlos willen fallen gelassen, sondern dieser wegen des ewigen Schwankens zwischen Imhof und Maria Stuart gewählt wurde, schreibt Schiller selbst an Reinwald (Briefe 1, 107). Dann fällt natürlich auch Harnacks Behauptung (S. 131. 172), daß der Geisterseher „ursprünglich nur als ein Tribut für die Sensationslust des Publikums gedacht“ war. — S. 134 erklärt Harnack die Theosophie des Julius fälschlich für ein Werk der Dresdener Zeit. Dem widerspricht zunächst direkt das 57. Gedicht der Anthologie und seine Überschrift. Wie Harnack selbst S. 173 sagt, ist das philosophische Gespräch im Geisterseher eine Widerlegung der Theosophie; beide würden bei obiger Annahme, die sich auch sonst nicht mit dem vereinigen läßt, was wir von Schillers philosophischer Entwicklung wissen (auch die Darstellung Kuno Fischers, Schiller als Philosoph S. 56 befriedigt hier nicht), viel zu nahe aneinanderrücken. Es ist anzunehmen, daß die Theosophie vor dem Druck stilistisch überarbeitet wurde; aber der Gedankengehalt und die erste Aufzeichnung gehören in die Stuttgarter Zeit. — Der „Menschenfeind“ wird S. 202 bedeutend zu spät angesetzt; nach den Zeugnissen der Briefe ist er mehrere Jahre

früher entstanden. — S. 230. Die Zeit der berühmten Unterredung zwischen Schiller und Goethe läßt sich durch Jenenser neuaufgefundene Manuskripte annähernd bestimmen. Der Museumsschreiber Färber hat in seinen Schreibkalendern regelmäßig notiert, wann bedeutende Weimaraner im Jenaer Schlosse gewohnt haben. Goethe wird im Jahre 1794 bis zu Schillers erstem Brief vom 13. Juni an folgenden Tagen als in Jena anwesend bezeugt: 5.—9. Februar, 8.—13. März, 20.—22. Mai. In diesen Maitagen (Mitte des Monats war Schiller aus Schwaben heimgekehrt) dürfte die denkwürdige Unterredung über die Urpflanze stattgefunden haben. — S. 273. Daß wir Reste der von Schiller 1795 geplanten größeren novellistischen Dichtung besitzen, ist nur eine noch unbewiesene Vermutung Goedekes (11, 207 Anmerkung) und durfte nicht als sicher hingestellt werden. — S. 322. Bemerkenswert ist der Nachweis (vgl. auch Harnack, Die klassische Ästhetik der Deutschen S. 49 Anmerkung 2), daß der Aufsatz über das Erhabene in enger gedanklicher und wohl auch zeitlicher Beziehung zu Schillers Brief an Süvern steht. — S. 335 wiederholt Harnack Scherers Ansicht von einer 1801 zwischen Schiller und Goethe eingetretenen Spannung oder Entfremdung. Für eine solche Annahme liegt keinerlei thatsächliche Unterlage vor; auch aus Goethes Worten über die Jungfrau von Orléans wird man schwerlich mit dem Verfasser einen derartig gewagten Schluß ziehen mögen.

In dem kleinen kritischen Anhang, der eine Übersicht über die wichtigsten Erscheinungen der Schillerlitteratur enthält, ist auf Hoffmeisters doch recht doktrinäres und veraltetes Buch zuviel Lob ausgeteilt; der Briefwechsel mit Körner sollte neben denen mit Goethe und Humboldt an erster Stelle genannt sein. Die beigegebenen Bildnisse sind Danneckers erste Büste und eine Zeichnung von Bolt aus dem Jahre 1804, die einen etwas philiströsen Zug zeigt. — Störend ist der Druckfehler S. 81, wo Schillers Flucht 1783 angesetzt wird. Schillers Antrittsvorlesung erscheint S. 182. 418 unter dem falschen Titel „Was heißt und warum studiert man Universalgeschichte?", Goedekes Grundriß S. 402 als „Goedekes Litteraturgeschichte".

Jena. Albert Leitzmann.

Schriften über Schillers Jugend.

1. Krimmel O., Beiträge zur Beurtheilung der hohen Karlsschule in Stuttgart. Cannstadt 1896. (Beilage zum Programm der Realanstalt in Cannstadt.)
2. Müller Ernst, Schillers Jugenddichtung und Jugendleben. Neue Beiträge aus Schwaben. Stuttgart, Cotta 1896. 2 M.
3. Möller M., Studien zum Don Carlos. Nebst einem Anhang: Das Hamburger Theatermanuskript (erster Druck). Greifswald, Abel 1896. 4.80 M.

1. Mehr und mehr hat sich seit den Arbeiten von Wagner und namentlich von Kluber eine vorurteilsfreiere und darum günstigere Vorstellung von Wesen und Bedeutung der Lehranstalt Bahn gebrochen, in der der junge Schiller seine wissenschaftliche Bildung empfangen hat. Das Programm Krimmels, ursprünglich eine Festrede, ist der Vorläufer eines größeren Werkes über den Aufbau und die didaktischen Eigenthümlichkeiten jener komplizierten Anstalt. Es behandelt kurz und übersichtlich die Entwicklung der Schule, die Lehrpläne der einzelnen Jahre, die Schiller dort zubrachte, und die wichtigsten ideellen und praktischen Erfolge. Mit Recht wird betont, daß Schiller in noch werdende und unfertige Verhältnisse trat und daß die gewaltigsten und wohlthätigsten Wirkungen der Anstalt in das Dezennium nach seinem Austritt fallen. Für die eigentliche Schillerforschung bringt das Programm wenig Neues. Dankenswert sind die beigegebenen drei Pläne der Stockwerke der Stuttgarter Militärakademie, zumal das Haus demnächst vom Erdboden verschwinden soll. Daß in einer Rede Kielmeyers von 1793 der Keim des biogenetischen Grundgesetzes ausgesprochen wird (S. 30), dürfte nicht allgemein bekannt sein.

2. Eine Reihe kleiner Bemerkungen zu Leben und Werken des jungen Schiller stellt Müller in seinem Buche zusammen; der wissenschaftliche Ertrag ist gering; vielfach sind Kleinigkeiten mit einer unverhältnismäßigen Ausführlichkeit behandelt. Sechs von den zwölf kleinen Aufsätzen behandeln Einzelheiten aus Schillers schwäbischem Leben oder Persönlichkeiten seiner Heimat, zu denen er in Beziehungen stand. Das Verhältnis Schillers zur Laura-Vischerin soll nach Müllers Ansicht nur von Seite der Frau ins Sinnliche hinübergespielt haben; Müller gehört zu denjenigen, die das sexuelle Element der Schillerschen Jugendpoesie ohne Annahme praktischer Erfahrungen rein aus der Beschäftigung mit der Medizin heraus genügend erklärt glauben; das ist Ansichtssache, über die schwer zu streiten ist; über Luise Vischers Leben werden genaue Daten S. 56 mitgeteilt. Ein Aufsatz über Wilhelmine Andreä beschäftigt sich etwas zu ernsthaft und zu ausführlich mit den Publikationen Haaks, die soviel Aufmerksamkeit nicht verdienen; durch Langs Aufsatz im Euphorion 2, 735 ist die Frage wohl endgültig erledigt. Schillers Beziehungen zu Oberst Rieger, dessen Patenschaft eingehend behandelt wird, zu Schubart, zu Kapf und zu Lempp behandeln die übrigen biographischen Miszellen: von Kapf werden interessante Briefe besprochen, die ihn als einen leichtsinnigen und dem Lebensgenuß ausgiebig ergebenen Menschen schildern, was Rückschlüsse auf seinen Einfluß auf den lange mit ihm zusammenwohnenden Dichter gestattet (sehr wahrscheinlich ist die S. 124 ausgesprochene Annahme, daß mit dem Briefe 1, 91 erwähnten Offizier, gegen den Luise Vischer eine Indiskretion mit einem Schillerschen Briefe beging, Kapf gemeint ist); Lempps Einfluß auf Schillers philosophische Entwicklung wird durch Auszüge aus einem philosophischen Briefwechsel

desselben mit einer Dame, der reife Anschauungen in geschmackvoller Form vorträgt, wahrscheinlich gemacht und so Scharffensteins Bericht bestätigt (an diesen ist nach S. 135 der bei Jonas 1, 135 gedruckte Brief gerichtet). Mit Schillerschen Jugendwerken beschäftigen sich vier Aufsätze: zwei davon behandeln „Kabale und Liebe", sind aber nur polemische Bemerkungen gegen Frick und Kettner; der behauptete nähere Zusammenhang einiger Anthologiegedichte mit demselben Drama ist nicht recht wahrscheinlich gemacht (die richtige Erklärung der „Grabschrift" hat inzwischen Krauß im Euphorion 4, 98 gegeben); eine Miszelle über die von Göritz erwähnte Komödie über die akademische und Universitätsfreiheit kommt zu einem negativen Resultat (in der S. 15 citierten Stelle aus „Kabale und Liebe" bedeutet aber „Akademie" zweifellos nicht die Karlsschule, sondern einfach „Universität"). Der Versuch, Einflüsse von Möllers Sophie und Marmontels Zemire auf Schillers bürgerliches Trauerspiel nachzuweisen, scheint mir mißlungen. Das Wertvollste in dem Buche sind die im Anhang mitgeteilten beiden Briefe Lempps an Schiller von 1784 und 1802, denen ein Brief von Schillers Mutter an Christophine beigefügt ist.

3. Möllers Buch ist die Arbeit eines schlechtunterrichteten Anfängers. Elsters aufschlußreiche Abhandlung über Don Carlos scheint der Verfasser gar nicht zu kennen: Citiert wird sie nirgends, dagegen manches besprochen, was Elster bereits viel genauer dargelegt hat. Die Einzelvergleichung der verschiedenen Carlosfassungen und die Charakteristik der Prosabearbeitung von 1787 (die aber S. 78 ganz ohne Beweis dem Schauspieler Reineke zugeschrieben wird) enthalten einige brauchbare Bemerkungen; dagegen ist das Kapitel über den Menschenfeind als vermeintliche Vorstudie zu Carlos verfehlt, die Bemerkungen über Erlebtes und Erlerntes im Carlos recht dürftig. Über den Wert der als Anhang abgedruckten Hamburger Theaterhandschrift hat sich auf Grund ihrer Vorlage, die zur Zeit noch unveröffentlicht ist, jetzt Elster im Anzeiger für deutsches Altertum 24, 192 eingehend geäußert. Jedem, der sich durch die schwer auffindbaren Scenencitate Möllers hindurchwindet, wird das Bedürfnis einer Parallelausgabe der Carlosbearbeitungen wieder neu entgegentreten.

Jena. Albert Leitzmann.

Schillers Werke, herausgegeben von Ludwig Bellermann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. 14 Bände. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, ohne Jahr (1895—1898). 28 M.

Die Neubearbeitung der Schillerausgabe des Bibliographischen Instituts hat Ludwig Bellermann besorgt, dessen wertvolles Buch über Schillers Dramen soeben in zweiter, verbesserter Auflage erschienen ist.

Von den 14 Bänden umfassen die ersten acht alles das, was für den weiteren Kreis gebildeter Leser wichtig oder interessant erscheint, und sind gesondert käuflich; die andern sechs enthalten diejenigen Werke, welche mehr für eine wissenschaftliche Betrachtung des Dichters von Bedeutung sind; eine Trennung, die für den buchhändlerischen Vertrieb ihre Vorteile haben mag, aber wissenschaftlich schwer in jedem einzelnen Punkte zu rechtfertigen sein würde. Die Bearbeitung ist nach den Grundsätzen ausgeführt worden, die auch für die andern Klassikerausgaben desselben Verlages gelten: der Text ist in der letzten vom Dichter endgültig festgestellten Form gegeben; Sprache und Ausdruck sind von der Modernisierung der Orthographie unberührt geblieben; die Interpunktion ist nach modernem Bedürfnis gestaltet; die Erläuterungen unter dem Text erklären Einzelheiten und suchen das Verständnis schwieriger Stellen zu fördern; die Anmerkungen am Schluß der Bände geben Litterar- und Quellenhistorisches, sowie Parallelstellen und dergleichen; die Lesarten sind auf das nothwendigste Maß beschränkt worden, so daß sie, ohne durch erdrückende Mengen von Einzelheiten zu verwirren, doch eine klare Übersicht über die Textgeschichte geben. Die Ausgabe verdient im Ganzen und Einzelnen volles Lob und bedeutet in mehrfacher Hinsicht, namentlich in Betreff der historischen Schriften Schillers, eine wesentliche Förderung unserer wissenschaftlichen Erkenntnis. Die überall durchgeführte vernünftige Verszählung wird die sonderbaren Zählungen Goedekes hoffentlich für immer aus dem Felde schlagen. Neben Bellermann sind eine Reihe jüngerer Forscher, Paul Kerckhoff, Theodor Kükelhaus, Paul Kaiser, Hans Zimmer, Karl Hoppe, in gleich näher zu spezifizierender Weise an der Ausgabe beteiligt. Ohne auf alles Einzelne eingehen, namentlich ohne Umfang und Wert der unter den Texten gegebenen Erläuterungen Seite für Seite nachprüfen zu wollen, möchte ich über die einzelnen Bände folgendes bemerken.

Band 1 enthält eine kurze Biographie „Schillers Leben und Werke“ und die Gedichte. Die biographische Skizze entspricht allen hier zu stellenden Anforderungen und gewährt einen gut durchdachten und wohl disponierten Abriß der Lebens- und Geistesgeschichte des Dichters als Einleitung zu seinen Werken. Unklar ist mir, warum das eigentümliche Doppelverhältnis zu den Schwestern Lengefeld gar nicht erwähnt ist. Fehlerhaft ist nur die Behauptung S. 18 (vgl. auch 2, 5), daß Schiller schon im Jahre 1779 auf Grund seiner „Philosophie der Physiologie“ seine Entlassung aus der Militärakademie erwartet habe; vgl. meine Bemerkungen oben S. 138. — Die Gedichte sind überaus sorgfältig erläutert, was besonders den Gedankendichtungen sowohl der Laura- wie der Horenzeit zu gute kommt. Unter der Masse des Guten und Brauchbaren finden sich nur kleine Anstöße: der „elende Stab“ (Flüchtling, Vers 32) ist wohl schwerlich der „in die Verbannung führende“, da man Schiller

kaum diese etymologische Kenntnis zutrauen kann, sondern eine Reminiszenz an Genesis 32, 10, welche Stelle Schiller auch sonst zitiert; die alexandrinische Anmerkung, daß im „Abend“, Vers 8 und Semele, Vers 209 Schiller Thetis fälschlich für Tethys geschrieben habe, hätte nicht wiederholt werden sollen im Hinblick auf Hero und Leander, Vers 96. Unrichtig ist die Behauptung S. 6, daß Schiller vor 1795 keinen einzigen Hexameter geschrieben habe; man denke an den „Sturm auf dem Tyrrhener Meer“. S. 322 war neben Stolzens auch Forsters Replik auf Stolbergs Tadel der „Götter Griechenlands“ anzuführen. Als Quelle des „Ritter Toggenburg“ (S. 343) ist seitdem durch Köster (Anzeiger für deutsches Altertum 23, 299) Benedikte Nauberts Erzählung „Elisabeth, Erbin von Toggenburg“ nachgewiesen worden; bestätigt wird diese Annahme durch den Umstand, daß Schiller noch im Jahre 1803 zwei Exemplare dieses ihm wohl von früher her bekannten Buches, vielleicht zu Geschenkzwecken, gekauft hat.[1]

[1] Anfang 1896 übergab mir die Hoffmannsche Buchhandlung in Weimar, die schon Goethes und Schillers Lieferantin war (vgl. für Schiller den Kalender S. 254, wo Hamburg irregehende Vermutung Müllers ist), auf meinen Wunsch ein aus ihren Geschäftsbüchern zusammengestelltes Verzeichnis der von Schiller in den Jahren 1800—1805 gekauften Bücher. Ich benutze die Gelegenheit, diese Titel mit einigen Bemerkungen zu veröffentlichen, da eine Reihe interessanter Namen darunter sind. Schiller kaufte:

1800, 22. September: Homeri opera Wolfii.
24. Dezember: Schlegel, Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theaterpräsidenten von Kotzebue. (Am selben Tage hatte er die Schrift von Goethe zugeschickt bekommen; vgl. Briefe 6, 232.)
Trendelenburg, Griechische Sprachlehre.
1801, 20. Juni: Suetonius, Fuldae.
27. Juni: Taciti opera herbipolitana.
26. Oktober: Fülleborn, Museum deutscher Gelehrten Nr. 4 und 5, Breslau 1801—1802. (Nr. 4 enthält einen Aufsatz über Schiller; vgl. Goedekes Grundriß ^{2}5, 111.)
3 November: Dittersdorfs Lebensbeschreibung von ihm selbst, Leipzig 1801.
1802, 8. Juni: Bröders kleines lateinisches Wörterbuch.
22. Juli: Suetonius, Norimbergae.
4. November: Aischylos' Tragödien von Stolberg, Hamburg 1802. (Vgl. Briefe 6, 428. 432. 7, 2. 14.)
22. November: Gellerts Fabeln. (Lottens Geburtstag.)
24. Dezember: Äsopische Fabeln. (Wohl Weihnachtsgeschenk für Karl.)
1803, 27. Januar: Schillers dreißigjähriger Krieg, 2 Teile, gebunden.
1. Februar: Fabri, Abriß der natürlichen Erdkunde, Nürnberg 1800.
4. April: Voß, Zeitmessung der deutschen Sprache, Königsberg 1802. (Vgl. Briefe 7, 41.)
9. April: Virgilius, Norimbergae. (Vgl. auch Briefe 7, 62.)
23. April: Cornelius Nepos. (Vgl. auch Briefe 7, 62.)
1. Juni: Schillers Gedichte, 1. Teil.

Band 2—5 enthalten die großen Dramen in chronologischer Folge, von der leider einmal aus äußerlichen Gründen abgewichen ist. Band 2 bringt die drei Prosadramen, Band 3 Don Carlos und Maria Stuart, Band 4 die Wallensteintrilogie, Band 5 die Jungfrau von Orléans, die Braut von Messina, Wilhelm Tell, die Huldigung der Künste und das fertige Stück des Demetrius. Die Lesarten des dritten und vierten

---

	21. Juni:	Müller, Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft, 4 Bände. (Wichtig als terminus a quo für die Exzerpte daraus bei Goedeke 14, VII.)
	5. Juli:	Elisabeth, Erbin von Toggenburg, oder Geschichte der Frauen von Sargans in der Schweiz. Dasselbe Buch 15. November. (Vgl. oben.)
	19. August:	Gita-Govinda von Dalberg, Erfurt 1802. (Vgl. Briefe 6, 356.)
	3. September:	Schillers Braut von Messina, Velin. (Etwa für die Kaiserin Mutter von Rußland? Vgl. Schillers Kalender S. 150.)
	20. Dezember:	Funke, Moralisches Bilderbuch, schwarz, Nürnberg 1804.
	22. Dezember:	Auswahl äsopischer Fabeln. (Wohl wie das vorige Weihnachtsgeschenk für Karl oder Ernst.)
	27. Dezember:	Cooks Reisen, 3 Teile, Wien 1803.
1804,	7. Februar:	Nieupoort, Rituum, qui olim apud Romanos obtinuerunt, succincta explicatio, Berlin 1783.
	1. März:	Sparrmann, Reise ans Kap der guten Hoffnung, deutsch von Forster, Berlin 1784.
		Campe, Die merkwürdigsten Entdeckungsreisen 1, 1. (Enthält: Mackays Schiffbruch bei Arakan, Schiffbruch der Gräfin von Burke, Böhls Schreiben aus Algier, Turners Gesandtschaftsreise nach Tibet.)
		Wimpfen, Neuste Reisen nach St. Domingo, Erfurt 1798—1799.
	5. April:	Campe, Neue Reisen, 3. Band. (Enthält: Prenties Schiffbruch im St. Lorenz, Boyds Gesandtschaftsreise nach Ceylon, Barrows Reise ins Kaffernland.)
	6. Juni:	Campe, Neue Reisen, 6. Teil. (Enthält: Campes Rückreise von Paris nach Braunschweig, Barrows Reise ins Buschmannland. Diese Reisebeschreibungen dürften zum „Schiff", zum „Seestück" und zu den „Flibustiers" in Beziehungen zu setzen sein, für die dann ein chronologischer Anhalt gewonnen wäre. Leider fällt kein Licht auf den „tüchtigen Seemann" Briefe 7, 119.)
	14. Juli:	Elfriede. (Bertuchs Stück, anonym 1775 in Hoffmanns Verlag erschienen. Auch diese Notiz ist chronologisch für den Elfrideplan wichtig.)
	16. Juli:	Schwan, Dictionnaire français-allemand, extrait, 4 volumes.
	7. August:	Fischer, Physikalisches Wörterbuch, 5 Bände. (Vgl. schon Briefe 5, 399.)
1805,	15. Januar:	Bröders kleine lateinische Grammatik.
	8. März:	Curtius, Norimbergae.

Zahlungen leistete Schiller am 25. April 1801, 19. April 1803 und 19. April 1804; die dritte ist im Kalender S. 162 verzeichnet.

Bandes hat Paul Kerckhoff bearbeitet. Die Einleitungen geben eine genaue Geschichte der Entstehung jedes einzelnen Dramas und schließen daran eine knappe ästhetische Würdigung, die natürlich denselben Standpunkt der Betrachtung innehält, wie des Herausgebers größeres oben erwähntes Werk über Schillers Dramen. Im zweiten Bande fehlt auffälligerweise wie bei Goedeke die Widmung von „Kabale und Liebe" an den Intendanten Dalberg. Der in den Räubern (20, 30) erwähnte Howard ist sicher einer der Herzöge von Norfolk aus dem 16. Jahrhundert. Unrichtig ist die Anmerkung zu Kabale und Liebe 336, 4, wo nach „Edelsteine wie diese da" keine Aposiopese anzunehmen ist, sondern direkte appositionelle Anknüpfung an die vorige Rede des Kammerdieners. Unverständlich ist mir die Anmerkung zu Wallensteins Tod 2.[1])

Band 6 enthält den Verbrecher aus verlorener Ehre, den Geisterseher, die Vorlesung über Universalgeschichte und den Abfall der Niederlande. Die epischen Stücke hat Paul Kerckhoff, die historischen Theodor Kükelhaus bearbeitet. Leider sind die Anmerkungen zu den historischen Werken dieses Bandes erst in Band 14, also in der zweiten Abteilung nachgeliefert, was sehr zu tadeln ist; die Stärke dieses Bandes hätte wohl auf eine rationellere Weise vermindert werden können als durch die Trennung der Anmerkungen von ihrem zugehörigen Texte. Der Geisterseher weist einen vorzüglichen Einzelkommentar auf, der tiefere Einblicke in Schillers Arbeitsweise gestattet; in der Einleitung vermisse ich den wichtigen Umstand, daß wir wohl zweifellos im Friedrich Imhof und in dem von Streicher erwähnten Drama mit einem Gespenst die Urzelle des späteren Geistersehers zu sehen haben (vgl. oben S. 139). Ausgezeichnet ist die kurze Übersicht „Schiller als Historiker" (S. 167), bei der am Schluß hätte erwähnt werden sollen, daß Schiller sich nach Humboldts Bericht für den Abend seines Lebens bei erlahmender Dichterphantasie eine erneute Beschäftigung mit der Geschichte vorgenommen hatte und speziell die Geschichte Roms zu bearbeiten wünschte. In der Einleitung zu der Antrittsrede über Universalgeschichte konfrontiert Kükelhaus mit Glück Schillers Text und den vor einigen Jahren durch Erich Schmidt veröffentlichten Bericht Niethammers über die wirklich gehaltene Vorlesung: Schiller hat eine ganz andere Rede gehalten als die später veröffentlichte und lehnte sich, wie der Herausgeber (14, 15) sehr wahr-

[1]) Anmerkungsweise will ich hier das Schriftchen von Evers, Die Tragik in Schillers Jungfrau von Orléans in neuer Auffassung dargelegt (Leipzig, Teubner 1898) erwähnen, das für eine besondere Besprechung mir nicht wichtig genug erscheint. Evers polemisiert gegen den Angriff, den Richter in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht gegen seine Auffassung der tragischen Schuld Johannas gerichtet hat. Es ist ihm nicht gelungen seine, zweifellos spitzfindige und gezwungene Deutung durch den großen Aufwand von Worten wahrscheinlicher zu machen, durch den vereinzelte gute Bemerkungen gänzlich überwuchert werden. Auch beeinflußt der gereizte Ton der Darstellung den Eindruck der Arbeit sehr zu ihrem Nachteil.

scheinlich macht, an einen im Oktober 1788 im Merkur erschienenen Aufsatz Hufelands „Über den Wert und Nutzen der Geschichte des Mittelalters“ an, was durch Niethammer bestätigt wird. Besonderen Wert haben die Anmerkungen zum Abfall der Niederlande durch die eingehende Quellenuntersuchung, in der Kükelhaus vielfach über seine Vorgänger hinausgegangen ist; auch eine Polemik gegen Janssen und eine Übersicht über die moderne Forschung sind beigefügt.

Band 7 bringt den Dreißigjährigen Krieg, von Theodor Kükelhaus nach denselben Principien wie der Abfall der Niederlande bearbeitet. Auch hier wird eine genaue Quellenuntersuchung und eine Darlegung der heutigen Forschungsresultate gegeben. Im Gegensatz zu Boxberger erweist Kükelhaus, daß Herchenhahns Buch über Wallenstein den Quellen Schillers nicht beizuzählen ist. Was die Ansichten der heutigen Historiker anlangt, so stellt sich der Herausgeber auf den Standpunkt Felix Stieves, der die Darstellung der Persönlichkeiten in Schillers Werk ebenso sehr tadelt als er seiner Auffassung der allgemeinen Verhältnisse Lob spendet.

Band 8, der Schlußband der ersten Abteilung, enthält die philosophischen Schriften der Reifeperiode in chronologischer Folge, bearbeitet von Paul Kaiser, der bereits einen kleinen Beitrag zu Schillers projektierter Schrift vom ästhetischen Umgang in der Festgabe an Karl Weinhold S. 130 veröffentlicht hat. Es ist dies der einzige Band der Ausgabe, der recht stiefmütterlich behandelt worden ist. Die Einleitung „Schillers philosophische Weltanschauung“ geht nirgends in die Tiefe und nimmt den schwierigen Stoff doch etwas zu leicht. Es wäre nicht allzu schwer gewesen, aus den vorzüglichen Werken über Schillers ästhetisch-philosophische Ansichten, die wir besitzen (in seinem Verzeichnis derselben S. 444 Anmerkung vergißt der Herausgeber Harnacks wertvolles Buch und die Schriften Kühnemanns, die doch nicht fehlen durften), eine lebensvollere und eindringlichere Skizze herauszugestalten. Auch der Einzelkommentar ist in diesem Bande äußerst mager. Daß gerade Schillers ästhetische Arbeiten von diesem Mißgeschick in der neuen Ausgabe betroffen sind, ist doppelt bedauerlich, indem die von ihnen zu erhoffende Befruchtung der modernen Kunsttheorie dadurch nicht unwesentlich erschwert wird.

Band 9 bringt die zweite Abteilung der Gedichte nebst den fragmentarischen und zweifelhaften; daran schließen sich Semele, Körners Vormittag, der Menschenfeind und die Thaliafassung des Don Carlos. Die Hauptmasse der hier abgedruckten Gedichte entstammt der Anthologie, über deren Verfasser neue Vermutungen oder Untersuchungen nicht vorgetragen werden, und den Xenien, deren Kommentar natürlich auf Erich Schmidts Anmerkungen beruht; die von mir im Euphorion 2, 637 veröffentlichten authentischen Deutungen sind nicht benutzt.

Band 10 enthält den gesamten dramatischen Nachlaß nach Kettners Anordnung, von der nur in einigen wenigen Fällen abgewichen ist; als

Anhang sind die Fragmente von Oberon und Racines Britannicus angefügt, das letztere ohne Hinweis auf Bernays' Aufsatz. In der Betrachtung der einzelnen Pläne kommt Bellermann nirgends über das bisher Bekannte hinaus; im Gegenteil geht mancherlei mangelhaft Begründetes traditionell wieder weiter mit, wie die Beziehung des „tüchtigen Seemanns" (Briefe 7, 119) auf Rochon (so ist S. 269 für Rochow zu lesen), die gänzlich in der Luft schwebt, oder die Zurückführung der Demetriusexzerpte S. 355 auf Connor, obwohl die Seitenzahl eingestandenermaßen nicht stimmt. Speziell für Demetrius konnten meine Darlegungen (Euphorion 4, 528 ff.) nicht mehr benutzt werden, weshalb Kettners Textfehler nun auch in diese Ausgabe übergegangen sind.[1])

Band 11 und 12 enthalten die Übersetzungen und die Theaterbearbeitungen eigener Stücke, während die von Goedeke aufgenommenen Bearbeitungen fremder Stücke mit Recht fortgelassen sind. Band 11 bringt die Übersetzungen aus Vergil und Euripides, Macbeth und Phädra, Band 12 Turandot, die beiden Lustspiele Picards und die Bearbeitungen der Räuber und des Fiesko für Mannheim. Herausgeber beider Bände ist Hans Zimmer. Die sehr umfänglichen Lesarten zu den beiden Theaterbearbeitungen werden in Band 13 nachgeliefert. Auch in diesen beiden Bänden sind die erläuternden Zugaben etwas mager ausgefallen, obwohl sich darunter auch einige recht fördernde Bemerkungen befinden, namentlich bei Gelegenheit der Vergilübersetzungen.

Band 13 und 14 endlich enthalten die kleineren prosaischen Aufsätze und zwar Band 14 die historischen, Band 13 die übrigen. In Band 13 fehlt die „Philosophie der Physiologie", was nicht zu billigen ist, da sogar die Akademiereden, die für Schillers geistige Entwicklung bei weitem weniger Bedeutung haben, aufgenommen sind. Der Bearbeiter des historischen Bandes ist wieder Theodor Kükelhaus; an den Lesarten ist Karl Hoppe mitbeteiligt. Auszuscheiden war die Verschwörung des Bedemar, die Huber und nicht Schiller gehört (vgl. schon Goedeke 15, 2, 602); Kükelhaus hätte hier ruhig seiner Überzeugung folgen sollen, die auch, was ihm entging, von litterarhistorischer Seite schon seit Dezennien geteilt wird. Die äußerst lehrreiche Einleitung enthält mancherei beachtenswerte neue Resultate, z. B. über Schillers Anteil an der Anna Komnena, über die noch von Goedeke aufgenommene Geschichte der französischen Unruhen von 1572—1574 u. s. w. Bei den „Kulturstufen" (S. 472)

[1]) In Albert Cohns Autographenkatalog Nr. 21 ist unter Nr. 349 eine Handschrift Schillers verzeichnet, die eine Liste von zwölf „Stoffnamen" enthält. Als Nr. 1 wird genannt „Die Erbschleicher", als Nr. 7 „Macbeth", als Nr. 11 „Der Hofmeister", als Nr. 12 „Marianne". Hier kann nichts weiter vorliegen als ein Verzeichnis von für das weimarische Theater zu bearbeitenden fremden Stücken, nicht etwa eine Liste eigener Dramenpläne: Nr. 11 ist offenbar Lenzens Stück, Nr. 1 und 12 sind Dramen Gotters. Die anderen acht Titel sind nicht genannt; es wäre wünschenswert, daß der jetzige Besitzer das Blatt veröffentlichte.

war Schillers Originaltext (vgl. S. 538), nicht Humboldts ungenaues Citat in seinem Briefe an Wolf zu Grunde zu legen; daß übrigens diese Notiz von Humboldischer Geschichtsauffassung beeinflußt sein soll (S. 34), ist gänzlich unerwiesen. Sehr dankenswert sind zwei der „Belagerung von Antwerpen" beigegebene Karten (S. 513).

Bellermanns Ausgabe verdient durchweg Lob bis auf den philosophischen Band, der als ungenügend zu bezeichnen ist. Ihren wissenschaftlichen Schwerpunkt hat sie in den drei historischen Bänden. Möchte sie anregend und befruchtend auf unser Schillerstudium wirken!

Jena. Albert Leitzmann.

Busse C., Novalis' Lyrik. G. Maske, Oppeln 1898. 3 M.

Wenn ein Dichter über einen anderen Dichter schreibt, so hat das nicht immer etwas Gutes zu bedeuten. Eine Poetennatur von entschiedener Eigenart wird sich in eine fremde Dichterseele schwerer hineinversetzen, als ein willig sich ergebendes Philologenherz. Nicht nur im Urteilen, auch schon im Auffassen wird der Poet von seiner Eigenheit mehr in den Gegenstand seiner Betrachtung tragen, als die objektive Forschung wünschen kann. Lehrreich und anregend wird aber auch solches Irren sein, wenn es nur von ernstem Streben erfüllt ist.

Ein solcher Fall liegt, wie ich glaube, in Busses interessanter Schrift vor. Ein Dichter von ausgesprochenstem Formtalent wird jener lieblichen Formlosigkeit nicht gerecht werden können, die nun einmal gerade den besten Produkten der Romantiker anhaftet. Er wird die sicherlich zutreffende Censur des „Mangels an poetischer Energie" bei der ganzen Gruppe (S. 18) auch auf Stücke übertragen, die wir uns nicht tiefer durchgearbeitet zu denken vermögen. Indem er aus seiner eigenen Begabung heraus erklärt: „diese unsterblichen Klänge der Lyrik sind immer Lieder" (S. 129), verliert er nicht nur den Maßstab für alles Höchste der Lyrik von nicht rein liedmäßigem Charakter, für Pindar und Leopardi, für Goethes freie Rhythmen und Heines Nordsee, sondern er wird auch dazu getrieben, lyrische Leistungen, deren Form ihm nun nicht genügt (S. 21. 34 f. 69), zur Liedform zu „vervollkommnen". Auf diese Weise wohl entstand in Busse die geistreiche, aber meines Erachtens verfehlte Hypothese, die „Hymnen an die Nacht" seien ursprünglich auf metrische, strophische Redaktion angelegt (S. 12 f.). Für die vier ersten Hymnen scheint man das zwar nach Minors Feststellung (Deutsche Litteraturzeitung 1888, Nr. 12 Spalte 433), auf die Sauer mich freundlichst aufmerksam macht, zugeben zu müssen; Busse will es aber allgemein erhärten und seine Argumente scheinen mir keineswegs einwandsfrei. Sein Hauptargument ist das plötzliche Eintreten von Versen, ja Strophen (S. 13). Dafür seien, meint er, sonst nur zwei Erklärungen möglich: instinktiver Übergang in Verse oder

absichtliches Hervorheben einer Einzelstelle. Beides lehnt er ab; mit Recht. Aber er übersieht die einfache Erklärung: daß Novalis hier einfach ein älteres Gedicht eingeschoben haben kann, in dessen Stimmung er gerieth, wie schon Goethe („Der Schäfer schmückte sich zum Tanz“) es wiederholt gethan hat. Dann aber ist dieser plötzliche Übergang ja etwas keineswegs Seltenes; und der Ton der Hymnen ist auch nicht so unerhört, wie Busse meint. Das Hohe Lied, Ossian, manche Stellen bei Goethe schweben nicht minder zwischen „Prosa“ und Poesie. Und selbst das Nebeneinander von Strophen und Prosa war ja in der Anakreontik beliebt. Busse hat (S. 109 f.) ihre Einwirkung auf Novalis lehrreich besprochen und ist selbst (S. 106) vor der Vergesellschaftung des Namen Voß und Novalis nicht zurückgeschreckt; er hätte noch erwähnen mögen, daß das Gedicht „Es färbte sich die Wiese grün“, für das er (S. 106) Anregungen der Hainbündler nachweist, offenbar auch von dem berühmten „Schön Suschen“ Bürgers beeinflußt ist. Nun, aus diesem ganzen Gebiet der Anakreontik und ihrer Fortwirkungen hat außer Bürger kaum Jemand größeres Ansehen genossen als J. G. Jacobi, zumal in Novalis' engerer Heimat. Der Dichter, auf den Youngs „Nachtgedanken“ so stark wirkten (S. 26 und in den Anmerkungen), konnte ein ebenso betiteltes, wenn auch ganz anders geartetes Gedicht von Jacobi schwerlich übersehen, das Strophen in poetische Rede einmischte; ist es doch schon durch Nachwirkungen von anderer Art berühmt genug geworden. An Mustern fehlte es also Novalis' nicht, wenn er, sogar ohne die Absicht besonderen Markierens, Strophen einflechten wollte.

Was Busse weiter über die Entstehung der Hymnen in längerem Zeitraume (S. 6), über die Kreise, in die sie sich zerlegen lassen (S. 9), über die fünfte Hymne, die eigentlich zu den Geistlichen Liedern gehöre (S. 15), ausführt, ist sehr gut, beweist aber nichts für seine Lieblingshypothese. Sie dünkt mich unhaltbar. Wenn ein Romantiker etwas in Versform behandeln wollte, so machte er Verse und oft sehr schlechte Verse; ein Vorbereiten, ein Thesaurieren in der Art Lessings oder Schillers lag schwerlich Jemandem ferner als Novalis, den schon am Roman das Innehalten der festen Punkte, der „bouts rimés“ verletzte. Auch der geistreiche Versuch, aus dem „Ofterdingen“ eine Bestätigung der Vermutung herauszulesen (S. 36), wird wohl beweisen können, daß Novalis die bei den Romantikern seltenste Eigenschaft besaß, die Selbstkritik — nicht aber, daß sie sich auf dies einzelne Lieblingsprodukt richtete.

Auch bei den „Geistlichen Liedern“ beirrt den Liederdichter Busse seine natürliche Parteilichkeit. Wie er die Nachthymnen entschieden zu niedrig stellt, so überschätzt er (S. 45 f.) diese Gedichte und besonders das freilich sehr schöne „Wenn ich dich nur habe“. Er spricht selbst zutreffend über das Verhältnis der Romantik zum Volke (S. 45): diese Schule war nun einmal trotz aller platonischen Liebe zum Volk zu sehr

exklusiv aristokratisch, als daß ihr Bestes in die Gesangbücher hätte eingehen können. Dazu führt Busse, der über das Christenthum des Novalis (S. 46 f.) vortrefflich urteilt, die Meinung irre, ein christlicher Dichter könne nicht Pantheist sein (S. 51), und so bemüht er sich so eifrig als vergeblich nachzuweisen, Novalis sei kein Pantheist (S. 50 f.), sei es nicht einmal in der Hymne (S. 59) und dem zwölften Liede (S. 62). Ganz vortrefflich ist dagegen (S. 63 f.) die Behandlung der Marienlieder, besonders (S. 63) der Hinweis auf die Sixtinische Madonna.

Sehr glücklich scheint mir endlich die Besprechung der meisten Gedichte der dritten Gruppe, besonders die Deutung des Gedichtes an Tieck (S. 102), und sehr beachtenswert die Vermutung, daß die Ode „An meine sterbende Schwester" (S. 114) dem Bruder Karl gehöre; überzeugend ist die Erklärung des Weinlesegedichtes (S. 120).

Durchwegs findet man kluge Bemerkungen zur Technik (Geistliche Lieder S. 56), über Epitheta (S. 23. 77. 124), Vergleich (S. 24), Satzbau (S. 25), Metrum (S. 94), Reime (S. 70); hübsche Vergleiche mit anderen Liedern (Macht des Gesanges S. 79, „Chor der Toten" S. 90) und Nachweise litterarischer Einflüsse (J. Böhme S. 27; Schiller S. 29; die „mehr als billig verlästerte" Lucinde S. 30, Stolberg S. 33; Schleiermacher und Tieck S. 104; Voß S. 106) sind in Fülle über das Buch zerstreut, die Anmerkungen bringen zu Petrichs „Drei Kapiteln" reiche Belege und Erweiterungen. Aber die Gesamtauffassung von Novalis scheint uns verfehlt. Immer wieder betont Busse (S. 52. 59. 85. 100, besonders S. 38), Novalis sei ein grundfröhliches Gemüt gewesen. So gern ich zugebe, daß die Verehrer ihn zu sehr ins Melancholische stilisierten, so wenig kann ich diese Auffassung billigen. Heiterkeit gebe ich zu; Fröhlichkeit nicht. Aber in seinem Eifer zieht Busse hier Alles heran, sogar daß der Student gern die Kur machte (S. 119; denn nur dies steht Nachlese S. 86 — Druckfehler bei Busse S. 84 — nicht, daß er sich häufig verliebt habe. Auch sonst will Busse mit Citaten zuviel beweisen, z. B. S. 28 erweist die citierte Stelle keineswegs, daß J. Böhme nicht vor 1800 auf ihn wirkte). Der Vergleich mit Hölty (S. 130) hätte hier Busse warnen sollen. Die ernste Heiterkeit eines im Höchsten lebenden Gemütes durfte nicht für weltliche Fröhlichkeit genommen werden. Mehr als die Romantiker hat hier der moderne Dichter unsern Novalis umgedichtet und unter die Autoren, auf die Novalis' Eigenart stark gewirkt hat (S. 131), wird man den geistreichen Verfasser dieser anregenden Schrift nicht zählen können.

Berlin. Richard M. Meyer.

Herzfeld G., William Taylor von Norwich. Eine Studie über den Einfluß der neueren deutschen Litteratur in England. (Studien zur englischen Philologie herausgegeben von Lorenz Morsbach. II). Halle, Niemeyer 1897.

William Taylor ist der Verfasser der ersten deutschen Litteraturgeschichte in englischer Sprache und hat als Übersetzer und Kritiker für die Verbreitung der deutschen Litteratur in seinem Vaterlande bahnbrechend gewirkt. In England hat sein Name heute noch einen guten Klang. Fast jede größere einschlägige Arbeit beschäftigt sich mit ihm, und sein Freund und engerer Landsmann J. W. Robberds hat in einer zweibändigen Biographie ein Quellenmaterial über ihn zusammengetragen, wie wir es für manchen weit bedeutenderen Mann nicht besitzen (Memoir of the Life and Writings of the late W. Taylor of Norwich. 1843). Bei uns hingegen ist Taylor so gut wie unbekannt. Herzfeld hat sich nun in der vorliegenden Studie der dankbaren Aufgabe unterzogen, uns diesen Mann näherzurücken.

Der Verfasser folgt im Großen und Ganzen der Darstellung bei Robberds, deren Resultate er gedrängt wiedergiebt. Doch tritt er wohlgewappnet mit dem Rüstzeuge der Kritik an seine Aufgabe heran und prüft sorgfältig, was als feststehende Thatsache verzeichnet werden darf, was zu verwerfen oder als bloße Hypothese hinzustellen ist. So läßt er zum Beispiel die Frage, ob Taylor in Weimar mit Goethe zusammengetroffen sei, die sein englischer Vorgänger (und auch Brandl in E. Schmidts Charakteristiken S. 245) ohne weiteres bejaht, vorsichtig offen. Nur selten läßt er sich auf Irrwege führen. So wenn er das politische Kampflied der liberalen Partei von Norwich „The trumpet of liberty" William Taylor zuschreibt, während der Hymnendichter und Komponist John Taylor, gleichfalls aus Norwich, aber mit William in keiner Weise verwandt, der Verfasser ist (vgl. Dictionary of National Biography ed. by S. Lee, 55, 444). Herzfeld giebt in knappen Umrissen die Biographie Taylors, legt aber naturgemäß den größten Nachdruck auf die Darstellung seiner litterarischen Thätigkeit. Diese setzt ungefähr 1790 mit der Übertragung von Bürgers „Lenore" ein, die, erst 1796 gedruckt, eine ganze Reihe von Übersetzungen der Ballade hervorrief. Schon ein Jahr später (1791) waren die Übertragungen von Lessings Nathan und Goethes Iphigenie in der Handschrift vollendet, erschienen aber zunächst als Privatdrucke. Im Buchhandel kam die Iphigenie 1794, der Nathan erst 1805 heraus, was Herzfeld anzuführen unterläßt. Durch diese drei Übersetzungen hatte sich Taylor mit einem Ruck auf die Höhe seiner Berühmtheit geschwungen. Was er später auf diesem Gebiete leistete, bewegt sich in absteigender Linie und erntete bei weitem nicht mehr den Beifall der Erstlinge. Auch seine vielseitige Thätigkeit als Kritiker, bei der Herzfeld auf Grund selbst-

ständiger Forschungen ausführlicher verweilt, ist vorzugsweise der Verbreitung deutscher Dichtung in England gewidmet. Den Abschluß dieses Wirkens bildet aber sein Hauptwerk, der Historic Survey of German Poetry, das 1828—1830 erschien, und in dem die Übersetzer- und Recensentenarbeit langer Jahre abgelagert ist, — a jail-delivery nennt es Carlyle, der auf das Buch überhaupt schlecht zu sprechen war.

Das alles hat Herzfeld, Lob und Tadel vorsichtig abwägend, in anschaulicher Weise vorgeführt. Er ist dabei nicht blind gegen die Fehler seines Helden, aber er unterläßt es auch nicht, ungerechte Anschuldigungen gebührend abzuweisen.

In einem einleitenden Abschnitte verfolgt Herzfeld die Bestrebungen vor Taylor, unsere Litteratur jenseits des Canals durch Übersetzungen und Nachahmungen einzubürgern. Er will ein möglichst getreues Bild des Tiefstandes dieser Bestrebungen entwerfen, damit die Bedeutung Taylors umso stärker hervortrete, aber hier bleibt er weit hinter seinem Wollen zurück. Freilich darf man nicht vergessen, daß der Verfasser dabei meist auf lückenhafte Vorarbeiten angewiesen war, — denn dieser Zeitraum harrt noch einer gründlichen zusammenfassenden Darstellung, wie wir sie für das sechzehnte Jahrhundert in dem trefflichen Buche von Herford besitzen, — ferner daß diese Einleitung nur den Hintergrund für das eigentliche Thema bilden soll. Da aber Herzfeld sich bis zu dem Zeitpunkte von Taylors Auftreten einer annähernden Vollkommenheit bestrebt, darf nicht verschwiegen werden, daß in seinen Ausführungen manches zu berichtigen und zu ergänzen bleibt, ja daß eine Reihe von Männern, von denen einzelne oder mehrere Werke bis zum Jahre 1790, oft mehrfach, ins Englische übersetzt wurden, gar nicht genannt sind, wie Möser, Campe, E. v. Kleist, Zachariae, Zimmermann, Pfeil, Engel, Lavater und andere. Erst wenn diese Lücken und Mängel beseitigt sind, können wir eine richtige Anschauung von der Verbreitung unserer Litteratur in England vor Taylors erfolgreicher Wirksamkeit erhalten.

In einem Anhange schließt Herzfeld „Bemerkungen über die nordischen Stoffe in der englischen Poesie des vorigen Jahrhunderts" ziemlich äußerlich an, die manche Ergänzung zu den Arbeiten von Steffánsson und Phelps enthalten.

Trotz eines stattlichen Druckfehlerverzeichnisses am Schlusse ist noch eine große Zahl häßlicher Druckfehler unberichtigt geblieben. —

Durch alle diese Ausstellungen wird aber die Anerkennung, die der Hauptabschnitt, die Biographie und kritische Würdigung Taylors, verdient, nur wenig beeinträchtigt. Ein Lob, das die ganze Schrift betrifft, habe ich mir für den Schluß aufgespart: Das Buch Herzfelds ist — kleine Unebenheiten abgerechnet — fließend und geschmackvoll geschrieben, ein Vorzug, den man bei wissenschaftlichen Darstellungen heutzutage nicht genug hervorheben kann.

Prag. Sp. Wukadinović.

Kayserling M., Ludwig Philippson. Eine Biographie. Mit Porträt und Faksimile. Leipzig, Hermann Mendelssohn, 1898. 4 M.

Das Leben Philippsons wird begrenzt durch die Jahre 1811 und 1889. Nach einer harten, kümmerlichen Jugend, die ihm mütterliche Fürsorge möglichst angenehm zu machen trachtete, gelang es ihm, sich eine Existenz zu schaffen. Sein Leben ist voller Arbeit gewesen, alle diese Arbeit hat er für das allgemeine Judentum getan. Es giebt wohl kaum eine in den jüdischen Reformbestrebungen, an der er nicht lebendigen Anteil genommen hätte. Er gründete die Allgemeine Zeitung des Judentums, ihm ist das Institut zur Förderung der israelitischen Litteratur zu danken. Zu vielem, was erst später ins Leben trat, hat er den Anstoß gegeben.

Philippsons Standpunkt der Judenfrage gegenüber war von dem Geigers und Holdheims verschieden. Geiger sah als das Wesen des Judentums „die freie Entfaltung der inneren sittlichen Kraft“ an, Holdheim wünschte das Politische vom Religiösen im Judentum getrennt. Von Anfang an war für Philippson „das wahre Lebensprincip des Judentums die geschichtliche Entwicklung des Judentums auf dem Boden der Thora und der heiligen Schrift“. So stand er den Orthodoxen wie den Reformjuden gegenüber. Er war ein geschichtlicher Jude, wie er selbst sagt: „Ich stehe als Jude auf einer viertausendjährigen Geschichte und bin nur Jude durch diese Geschichte. Nehme ich diese Geschichte unter mir hinweg, so bin ich nichts in religiöser Beziehung, am wenigsten Jude. Durchblicke ich nun diese Geschichte, so lehrt sie mich, daß von Abraham ab, mehr aber noch von den Verkündigungen durch Moses her unveränderliche Lehren und Principien über Gott, Welt und Mensch, über Sittlichkeit und Heiligung durch alle Jahrhunderte des Judentums gehen und in allen Phasen und Umwälzungen des inneren und äußeren Geschickes meines Stammes klar und unzweideutig erscheinen; ja ich sehe auch, daß selbst in der Ausprägung dieser Lehren und Principien eine sich gleichbleibende, charakteristische Richtung durch alle Zeiten hindurch sich darlegt. Zugleich aber drängt es sich mir unwiderleglich auf, daß . . . die konkrete Gestalt, die reale Erscheinung dieses Judentums in einer immerwährenden Entwicklung begriffen war . . . Diese Erkenntnis lehrt mich nun, daß das orthodoxe Judentum . . . eine Fiktion ist und daß das Reformjudenthum nicht minder eine Fiktion ist. Das Wesen des Judentums wird immer sein: seine ewigen Lehren und Principien in der geschichtlichen Entwicklung zu erhalten und auszuprägen. Das war seine Auffassung und danach hat er gehandelt.

Neben zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten hat Philippson Zeit und Lust gefunden, Romane — „Sepphoris und Rom“ ist bekannter geworden — Novellen, Dramen und Gedichte zu schreiben.

Er hat für die Rechte der Juden in Rußland, Spanien, im Orient gekämpft. Er ist gegen Strauß und Renan aufgetreten, als sie die Fundamente der Bibel untergraben wollten. Er hat Worte der Abwehr und Verteidigung gesprochen, als Treitschke die Juden angriff.

Bis in das hohe Alter war er im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte. Er arbeitete, als sei ihm noch ein langes Wirken bestimmt. Ohne die Leiden, die das Sterben furchtbar machen, nahm ihn der Tod plötzlich von der Erde.

Es wäre eine dankbare Aufgabe gewesen, Ludwig Philippsons Leben in angenehmer, lesbarer Form zu schildern. Ich kann nicht behaupten, daß Kayserling diese Aufgabe gelöst hat. Den Fleiß, mit dem das Material zusammengetragen ist, verkenne ich nicht. Allein damit ist doch nur die Arbeit zum Teile getan, und zwar zum kleineren. Kayserling hat sich bestrebt, das bewegte, arbeitsreiche Leben des Magdeburger Rabbiners erschöpfend, nach allen Seiten hin darzustellen. Dies Bestreben war löblich, ist aber erfolglos gewesen. Was wir vor uns haben — ich nehme an, daß das Buch für weitere Kreise bestimmt ist — ist nicht sowohl eine Lebensbeschreibung als das Material zu einer solchen — eine Anhäufung von Nachrichten und Notizen, in denen das Wichtige vom Überflüssigen nicht genügend gesondert ist, eine Anhäufung von Stoff, in dessen Verarbeitung doch erst die Lösung der Aufgabe bestanden hätte. Kayserling hat seine Biographie Philippsons — das Werk hat 337 Seiten — in zehn Bücher oder 69 Kapitel eingeteilt, eine Äußerlichkeit, die doch einen Schluß ziehen läßt auf die mangelhafte Disposition. Vielleicht hat die Liebe zum Gegenstande den Verfasser veranlaßt oder sage ich verführt, allzuviel zu geben; dies Allzuviele ist aber unverarbeitet.

Berlin. Alfred Semerau.

Falke Jakob von, Lebenserinnerungen. Mit dem Bildnis des Verfassers. Leipzig, Verlag von Georg Heinrich Meyer 1897. 7.50 M.

Diese Erinnerungen sind nicht nach Tagebüchern geschrieben. Das treue Gedächtnis, das nur die entscheidenden Augenblicke festhält, hat die Feder geführt. Auf Reisen, die der Gesundung des Körpers und der Genesung der Seele galten, sind diese Aufzeichnungen entstanden.

Am Ausgang des Lebens, wo Kraft und Hoffnung den müden Leib allmählich verlassen und nur die Erinnerung an verschollene schöne Tage wie die sinkende Sonne alles, woran wir uns erfreut haben, in goldenes Licht taucht, hat der Einundsiebzigjährige zusammengerafft, was das Leben ihm bot an Schätzen der Vergangenheit: er hat Rechenschaft von seinem Thun abgelegt.

Wie allen auf der Erde ist ihm Leid und Glück zu Teil geworden, Leid aber mehr als Glück. Wenn ihm auch lange Jahre ohne Trübung

dahingegangen sind, so hat doch das Schicksal dann wieder reichlich ausgeglichen, was es ihm etwa zu viel gab. Und das Buch schließt mit den entsagenden Worten:

Alles war dahingegangen,
Hoffnung, Mut und Lebenslust
Ließen scheidend nur Verlangen
Einsam ach! in meiner Brust.

Es ist ein nicht gewöhnliches Lebensbild, das wir betrachten, das Leben eines Mannes, der nach mannigfachen Zufällen erst zu dem gekommen ist, was ihm Herz und Geist ausfüllte; der aus eigener Kraft sich emporgearbeitet hat, der als Fachmann auf seinem Gebiete der erste oder einer der ersten sich eine führende Stellung errungen, anregend und ratend große Verdienste erworben hat.

Das Buch Falkes, das im Publikum die größte Verbreitung gefunden hat, ist wohl die „Geschichte des modernen Geschmacks“, ein Werk von mäßigem Umfang, das fließend geschrieben von den Wandlungen des Geschmackes in der neueren Zeit erzählt — ein Buch, das wie alle, die Falke geschrieben, nach seinen eigenen Worten mehr auf Lebenserfahrungen als auf Bücherstudien beruht.

Ich hatte seit geraumer Zeit nichts wieder mehr von Falke gelesen, jetzt kamen mir die Lebenserinnerungen des nun Verschiedenen in die Hände. Alle Vorzüge, die mir von den anderen Büchern bekannt waren, kann ich diesem letzten Buche nachrühmen. Es liest sich leicht und angenehm, der Stil wechselt nach seinem Gegenstande. Das Schönste im ganzen Buche sind die „Erinnerungen an Irland“. Gerade dies Kapitel ist mit besonderer Liebe und Wärme geschrieben, denn aus Irland ist ihm die Gefährtin seines Lebens gekommen, die treue Genossin und Trösterin, und in Irland an ihrer Seite hat er die schönsten Tage verbracht. Auf Sorrento grounds am Hügel von Killarney hat er oft in glücklicher Ruh gelegen zwischen gelbem Ginster und roter Erika, die Blicke gingen hinaus auf das Meer mit seinen Segeln, auf die am Felsenufer brandenden Wogen, und die kräftige Luft von der See kam herüber. — Und dann die Killarney-Seen! Die Erinnerung an diese Seen ist Falke für Lebenszeit geblieben. „Kühn geschwungene oder weiche Linien der Berge, dunkle Schluchten und lachende Felder, stürzende oder sanft abfließende Bäche, Inseln felsig unnahbar oder lieblich unter dem Schirmdach der hohen Kronen dichtbelaubter Bäume, moderne Villen und mächtige, überwachsene Ruinen von Kirchen und Schlössern, blanke Wasserspiegel und eine saftiggrüne Pflanzenwelt, wie man kaum anderswo ihresgleichen sieht, alles kommt hier zusammen, um aus dieser Gegend von wenig Stunden Weite den entzückendsten Erdenwinkel zu machen, den die Natur hat schaffen können.“

So lebendig stand dem Rückwärtsschauenden das Bild noch vor den Augen und er ruft der grünen Insel ein „Fahre wohl“ zu. „Fare well,

Erin! Du schönes, lustiges und doch so trauriges Eiland, wo ich Glück und Liebe fand, ich seh dich niemals wieder ... Niemals wieder werde ich deine schönen Kinder bewundern dürfen, ihren Scherzen lauschen und ihr helles Lachen hören. Fahre wohl, Erin! Ich liebe dich." — —

Am Tage der Sonnenwende, am 21. Juni 1825, ward Falke geboren zu Ratzeburg auf einer Isola bella des Nordens, einem Inselchen, das man der Länge nach in wenigen Minuten durchschreiten konnte. Das Eiland liegt mitten im See und seiner lieblichen Umgebung wie ein in Email gefaßtes Juwel. „Sanft steigt es von beiden Seiten her aus dem Wasserspiegel empor, ein Haufe kleiner aus grellroten Ziegeln erbauter Häuser mit roten Ziegeldächern rings vom Grün der Gärten umgeben, ein Anblick, der dem alten Robinson-Campe den etwas prosaischen, doch nicht unpassenden Vergleich einer Schüssel roter von grüner Petersilie umgebener Krebse entlockte. Saftig grüne, von Quellen durchzogene Wiesen bilden zunächst die gegenüberliegenden Ufer, darüber leichte, mit den schönsten Buchen bestandene Höhen, die ihrerseits von Dörfern unterbrochen sind, deren wendische Namen noch an die alte, seit langem völlig germanisierte slavische Bevölkerung erinnern. Unter die dichten Laubgewölbe der hohen weißen Buchenstämme locken uns Waldwege, an stillen Bächen entlang ziehend oder wechselvoll über Anhöhen und Senkungen führend, Philosophengänge, deren feierlichem Dunkel, deren tiefem Schatten, deren Kühle und Stille nur die Philosophen fehlen. Liebliche Ausblicke gewähren sie in den Lichtungen auf den blanken See, auf das Häuflein grünumgebener Häuser und den alten Dom. So liegen Stadt, Insel und See lieblich und reizvoll, still und friedlich abseits vom Verkehre, vergessen von der Weltgeschichte, ein Idyll nach Natur und Leben."

Ein Wochenblättchen „Der Anzeiger" — Redakteur und Drucker waren ein und dieselbe Person — vertrat die Intelligenz, soweit sie journalistisch war. Es brachte eine gestohlene Erzählung, die Mitteilungen des hohen Rates und einige Anzeigen, so über die Ankunft neuer Heringe. Für weitere geistige Bedürfnisse sorgte der Buchbinder, der auch eine Leihbibliothek hielt: Paul de Kock, Bulwers Romane, vor allem Rinaldo Rinaldini, damals die beliebteste Lektüre. Politik gab es noch nicht. Die schleswig-holsteinsche Frage war noch nicht aufgeworfen. Von dem, was draußen in der Welt vorging, erfuhr man nur durch den „Hamburger Korrespondenten", der von Haus zu Haus, von Hand zu Hand ging und so wochenlang verspätete Nachrichten den Bewohnern überbrachte, die nicht mehr aufregten. Das einzige, was in diese eintönigen Tage eine Abwechslung brachte, war das Schützenfest. Dann gab es viel Böller- und Flintengeknall, das von Ufer zu Ufer hallte und die Kugeln fuhren wohl auch über den Kirchhof. Man war damals noch nicht so sentimental wie heute.

So gingen dem jungen Jakob, dem zweitjüngsten von elf Geschwistern, die Tage der Kindheit hin. Der Vater war Ende des Jahrhunderts nach

Ratzeburg gekommen und hatte eine Hamburgerin geehelicht, nach deren Tod war er wiederum mit einer Hamburgerin den Bund fürs Leben eingegangen und aus dieser Ehe stammte Jakob. Oft und lebendig erzählte der Vater von der Franzosenzeit. Seine Geschäfte hatten ihn mit vielen französischen Generälen in Beziehung gebracht. Die Mutter ergänzte diese Erzählungen, denn als junges Mädchen hatte sie die Belagerung Hamburgs 1813 und 1814 miterlebt. Die älteren Brüder verließen bald das Haus, nur die Kinder der zweiten Mutter blieben lange. Von der Kinder- und Mädchenschule durch die Volks- oder Bürgerschule kam der zwölfjährige Knabe ins Gymnasium der sogenannten Domschule, die, mecklenburgisch, zum Fürstentum Ratzeburg gehörte. Die Schüler waren meist Lauenburger, die Lehrer meist aus Mecklenburg-Strelitz. Die letzteren waren nicht geschult oder im Seminar gebildet, sondern Kandidaten der Theologie, die auf ein Amt warteten. Von Methodik des Unterrichtes u. s. w. war nie die Rede. Patriarchalisch wie das Regiment in Stadt und Land war auch das Schulwesen. Der Schüler waren wenig und so konnte der Unterricht mehr individuell sein, das Beste lernte man in der Schule selbst. Auf die alten Sprachen ward das Hauptgewicht gelegt, dann kam Geschichte, Religion und Mathematik, von Naturwissenschaften hörte man gar nichts. Von Deutsch war nicht viel die Rede.

Man stand noch ganz unter dem Eindruck der Freiheitskriege. Der 18. Oktober war das große Fest der Schule. Falke wurde der letzte Abiturient der Domschule — dann im Herbst 1845 ward sie aufgehoben. Nun ging es zur Universität nach Erlangen. Das Wetter war schlecht, Regen und Sturm wie im Herbst, das gelbe Laub fiel von den Bäumen. Es ging zu Wagen nach Boitzenburg an der Elbe, von da mit Schiff nach Magdeburg, dann mit der Eisenbahn nach Leipzig und mit der Post über die Höhen des Vogtlandes und durch die grünen Thäler ins Fichtelgebirge. Das Wetter wurde besser und nun ward die Reise zu Fuß fortgesetzt. Die Universität war nur klein, kaum mehr als 300 Studenten. Das echte unverfälschte orthodoxe Luthertum hatte seinen wissenschaftlichen Sitz in Erlangen und nicht bloß in der theologischen Fakultät. „Vielmehr durchtränkte dieser Geist die ganze Universität, so daß z. B. ein Professor der Mineralogie und Geologie die Erschaffung der Welt mit den sechstausend Jahren der Bibel in Einklang zu bringen versuchte, und von einem Professor der Pathologie behauptete man, er lehre seine Wissenschaft vom christlich-germanischen Standpunkt aus. Selbst der vortreffliche Philologe Nägelsbach las nicht homerische oder griechische Mythologie, sondern homerische und griechische Theologie, das heißt die Nachweisung, wie weit Homer und die Griechen in der (unbewußten) Erkenntnis der christlichen Grundlehren gekommen wären."

Weshalb Falke gerade nach Erlangen ging? Er folgte den andern und gern, da es ihn nach dem Süden zog. Dann sollte das Leben in

Erlangen billig und heiter sein, das eine war ihm notwendig, das andere entsprach seinem Temperament. Die Theologie lag ihm fern, aber ein Brotstudium mußte er ergreifen. So entschloß er sich für die Philologie und zur Laufbahn des Gymnasiallehrers ohne besondere Neigung weder für das Sprachstudium noch für das Lehrfach. In der Philologie erfreuten ihn die alten Schriftsteller und die Realien, für die er allein Sinn und Neigung hatte. Seine wirkliche Neigung gehörte der Geschichte, aber sie war kein Brotstudium. Er las was ihm Vergnügen machte von den Alten, lernte Horaz auswendig, vertiefte sich in die Elegien Catulls und hörte bei Nägelsbach Kollegien über Juvenal und Aristophanes. So ging er seinen eigenen Weg. Systematisch trieb er weder die Philologie noch sonst ein Studium. Die drei Semester gingen vorüber und er hatte für seine specielle Wissenschaft nicht allzu viel „profitiert". Das lag auch wohl am dortigen Leben. „Erlangen ist keine Studier- oder Arbeitsuniversität wie etwa Göttingen und Leipzig."

Im Sommer 1846, dem heißen, durch seinen Wein berühmt gebliebenen, zog Falke in die historisch bekannten, viel besungenen Gegenden Württembergs und Badens. Im Kinzigthale sah er die überaus seltsamen Trachten der Männer und Frauen, die heute wohl ganz verschwunden sind, die ihm später bei seinen Studien über Volkstrachten interessant wurden.

Von Professoren Erlangens zogen am meisten den jungen Studenten an der geistreiche Philosoph Karl von Schaden und der Mineraloge Karl von Raumer, dessen Lieblingsfach Pädagogik war.

Sorglos und angenehm verflossen so die drei Semester in Erlangen. Falke hatte von der akademischen Freiheit das zu thun und zu treiben, was ihm eben gefiel, allzureichen Gebrauch gemacht und wohl nur wenig an den eigentlichen Beruf gedacht. Nun fühlte er das Bedürfnis eines regelrechten und gewissenhaften Studiums und ging nach Göttingen, das seine große Zeit schon lange hinter sich hatte — die berühmten Sieben waren noch nicht ersetzt — aber es hatte sich den Ruf seiner Wissenschaftlichkeit und des Fleißes bewahrt. Es war ein angenehmes Leben dort, obwohl die Stadt wenig Anregung, Reiz und Unterhaltung, weder zum Sehen noch zum Hören bot. „Poesie lag nicht über dem Thal der Leine." — Die Staatswissenschaften, die Geschichte, die Rechtsgelehrsamkeit und neben ihnen die Philologie hatten den ersten Rang behauptet im 18. Jahrhundert, und der Ruf erhielt sich auch im 19., obwohl die Universität nicht mehr auf der alten Höhe und die Zahl der Studenten geringer geworden war. Philologie lehrte hier Karl Friedrich Hermann, alte Philosophie Krische, die beiden Schüler des damals verstorbenen Ottfried Müller, Schneidewin und Leutsch, standen ihrem großen Meister in der Richtung nicht fern. — Für Falke war die Philologie in erster Linie „eine historische Wissenschaft, die Lehre von dem Leben und den Zuständen

der Griechen und Römer, in zweiter Linie kamen die Schriftsteller, in dritter stand Sprache und Grammatik". So kam er auch zur Philosophie des Altertums und zu ihrem größten Vertreter Plato, dem er Jahre eindringender Arbeit widmete. Das Symposion stand ihm auf gleicher Höhe mit Faust oder den besten Dramen Shakespeares und dem Don Quixote. Auch die moderne Philosophie blieb Falke nicht fremd und Hegel, der damals noch der Alleinherrscher im Reiche des Denkens war, wurde auch für ihn der Philosoph. Über die Lernjahre dauerte der Einfluß der Philosophie nicht, aber einen Gewinn hatte er doch aus diesen Studien davongetragen: sie hatten ihn Klarheit des Gedankens und präzise Kürze des Ausdrucks gelehrt. Die geheime Neigung Falkes für Geschichte wurde auch gefördert in Göttingen durch Havemann, den Verfasser einer guten „Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg". Diesem trat Falke näher. Es war Sitte, daß die Professoren sogenannte Sozietäten hielten, in denen ihre Wissenschaften frei betrieben wurden. In Havemanns Sozietät las Falke seine erste selbständige Geschichtsarbeit über Julian Apostata vor. —

Dann kam das Jahr 1848, „wo alle Welt groß und klein Politik trieb, wo auf einmal die Staatsmänner zahllos aus dem Dunkel auftauchten, wo jedes Land und Ländchen, jedes Städtchen seine eigene Revolution haben mußte".

Auch die Göttinger Studenten hatten die ihre, bis die hannoversche Regierung ihre bescheidenen Forderungen bewilligte.

Im Herbst 1849 bestand Falke das Oberlehrerexamen. Bald danach erhielt er die Aufforderung, die Stelle eines dauernd beurlaubten kranken Lehrers in Hildesheim zu übernehmen. Er hätte keinen angenehmeren Ort im ganzen Königreiche Hannover finden können, „eine größere Stadt mit zwei Gymnasien, . . . einem Bischofssitz und verschiedenen königlichen Behörden, dazu höchst anmutig auf Hügeln gelegen, mit waldigen Höhen, um nicht zu sagen Bergen, in der Nähe und hübschen Thälern, einladend zu Spaziergängen. Historisch in mannigfacher Weise interessant, war sie die reichste Stadt an Denkmälern der alten oder ältesten deutschen Kunst und ihre Straßen dazu malerisch mit den buntverzierten Häusern im Riegelbau".

Auch alte Freunde traf Falke hier. Der Unterricht machte ihm keine Schwierigkeiten, nur für die deutsche Litteratur bedurfte er besonderer Vorbereitung. Am Ende des Probejahres lehnte er eine Berufung nach Celle ab. Unerwartet kam ihm der Antrag des Prinzen Wilhelm zu Solms-Braunfels in dessen Haus als Erzieher einzutreten. Er nahm an.

Im Mai 1851 trat er die neue Stellung an. Die Familie Solms, die sich einer weiten und hohen Verwandtschaft erfreute, befand sich damals in Hannover. Ernst August war der Stiefvater des Prinzen Wilhelm. Zum achtzigsten Geburtstage Ernst Augusts kamen viele Fürstlichkeiten,

als erster und höchster Friedrich Wilhelm IV., „damals noch frisch und gesund, obwohl bereits ein starker Trinker; die Gläser Champagner verschwanden vor ihm, . . als hätte sie ein Taschenspieler weggezaubert“. Der König war wohlbeleibt, gerötet im Gesicht, mit raschen Bewegungen und lebhaft sprechenden Augen. Falke sah auch den blinden Kronprinzen Georg. Nur das körperliche Auge schien erloschen, das geistige schien frisch und belebt. Der Kopf war schön und edel gebildet, die Gestalt groß und kräftig, von königlich aufrechter Haltung. — Falke hatte viel Freude an seinen beiden Zöglingen, Bernhard und Albrecht. Düsseldorf war zwar der feste Wohnsitz der Familie Solms, doch ward häufig der Unterricht unterbrochen durch Reisen und Besuche, in Hannover, in Braunfels, Dresden oder sonst. Den regierenden Fürsten von Braunfels Ferdinand lernte Falke auch kennen, einen Herrn, der zwei Passionen eifrig oblag, der Jagd und der Kunst. Auch nach Liechtenstein führte ihn ein Besuch und nach Schloß Eisgrub (in Mähren), das ein eigentümlich anziehendes Bild bot. Ohne Eisgrub und seine Umgebung genau zu kennen, hätte Falke kaum sein Buch über den Garten schreiben können. Bei den auf der Liechtensteinischen Herrschaft angesiedelten sogenannten Kroaten gab es hübsche Kostüme und mancherlei Sitten zu beobachten. — 1854 übernahm Falke die Stelle eines Erziehers in einer Wiener Bankiersfamilie, denn Wien hatte es ihm angethan. Jetzt lernte er auch Ungarn kennen und manche Eigentümlichkeiten und Sitten, die nun wohl kaum mehr zu finden sind. — Noch nicht heimisch geworden in Wien, nach kaum einem Jahre überfiel ihn ein schwerer Typhus, dem eine langsame Genesung folgte. Danach nahm er eine Stellung als Konservator der Kunstsammlungen am neu gegründeten germanischen Museum in Nürnberg an.

Falke sagt selbst: „Nicht der Wille hat mich zur Kunst geführt, sondern der Zufall, der Gang meines Lebens, vielleicht auch eine besondere Anlage, die sich erst herausbilden mußte und daher lange verborgen und unbewußt Geist und Neigungen leitete.“ Es gab damals noch keine kunstgeschichtlichen Vorlesungen und die „Kunsthistoriker“ waren durch ihr reges Interesse und ihren Eifer das geworden, was sie waren. Schnaase wie Kugler hatten ein festes Amt, das ihre Thätigkeit in Anspruch nahm und die Kunst füllte nur ihre Muße aus. Man mußte sich damals eben allein helfen. Es gab nicht Schulen, Lehrer oder für den Unterricht geordnete Sammlungen. — Ein Künstler von Bedeutung wäre Falke wohl nie geworden, wenn er auch in früher Jugend hätte Hand und Auge bilden dürfen; wie er sagt, war seine Phantasie nicht erfindender, nicht schöpferischer Natur, sondern aufnehmend, kombinierend, reproducierend, sie besaß gewissermaßen Gedächtnis. Allmählich hatte er sich so eine Sammlung von Bildern, von künstlerischen Erinnerungen im Geiste angelegt und die Sammlung vermehrte sich ständig.

Der Dom von Ratzeburg ist es wohl gewesen, der dem Knaben die erste Ahnung von Kunst und Altertum, wenn auch unbewußt in die Seele gepflanzt hat. Nächst dem Dom ist es dann Lübeck gewesen, die die Bildergallerie im Kopfe bereichert hat. — Memlings Gemälde mit den Darstellungen aus dem Leben Christi, der Totentanz und Overbecks Einzug Christi in Jerusalem. In Erlangen hatte Falke mit gleichgesinnten Freunden die Romantiker gelesen, „diese heute vielgeschmähten Poeten, die dennoch in jungen Herzen, in allem, was jung ist und jung bleibt, sich einen Lieblingsplatz bewahrt haben und auch behaupten werden". Die Kunst bildete einen beliebten Gesprächstoff. Sie lasen Wackenroders von Tieck herausgegebene Phantasien eines kunstliebenden Klosterbruders und lernten die Kunstideen der Romantiker kennen.

Sie gingen nach Nürnberg und bewunderten die Kunstschätze ohne doch beim Mangel materieller Kenntnisse zu tieferem Verständnis zu kommen; denn die wissenschaftliche Erkenntnis und geschichtliche Bearbeitung der mittelalterlichen Kunst war noch in den Anfängen. So blieb ihnen die „Himmelsleiter" und das „Bratwurstglöckle" ebenso wert und wichtig als das Sebaldusgrab und Sakramentshäuschen. Mit wachsendem Interesse kam Falke nach Hildesheim in die Stadt der altdeutschen Kunst, die man als frühromanisch bezeichnet. Doch auch hier kam er nicht dazu, tiefer einzudringen, es fehlte ihm die Zeit, das Amt nahm ihn vollständig in Anspruch. Erst in Düsseldorf vermochte Falke in manchen künstlerischen Dingen sich zurechtzufinden, er war noch kein Kunstkenner, aber er begann es zu werden. Der alte Wilhelm von Schadow leitete noch die Düsseldorfer Akademie, aber er konnte nur die Jugend noch anfeuern durch seine Worte; seine Schüler waren die eigentlichen Lehrer: Mügge, Sohn, Hildebrand, Lessing und Schirmer. Alle standen in den besten Jahren und hatten so viele Schüler, die der Stadt treu blieben, daß Düsseldorf das Recht hatte, sich die erste Malerschule Deutschlands zu nennen. Der große Stil in der Kunst herrschte damals nicht vor.

Die Zeit der berühmten oder berüchtigten Düsseldorfer Romantik war eben vorüber — jetzt war das 16. und 17. Jahrhundert in Mode. Camphausen begann seine Puritanerbilder zu malen; die Stoffe nahm man aus Beckers Weltgeschichte, die man fleißig las. Hildebrand schuf seine „Söhne Eduards". Der alte Sohn nahm seine Motive aus Tasso. Aber das alles schmeckte noch nach Romantik. Dann kam Lessing mit seinem „Huß" und „Luther", wirklich großen historischen Bildern, die auch Protest einlegten gegen die katholische Richtung in der religiösen Malerei in Düsseldorf, an deren Spitze Deger stand. Der junge Knaus war nach Paris gegangen, um sich weiter zu bilden, man hatte in Düsseldorf nur ein humoristisches Bild von ihm, aber Vautier malte bereits seine frischen, hübschen Mädchen aus dem Elsaß. Andere suchten ihre Stoffe am Meer in den Fischerdörfern. Der Sinn das Malerische zu

suchen, war geweckt, man kehrte seine Augen der Gegenwart zu. Alle Landschaftsmaler Düsseldorfs waren Schüler des alten Schirmer. Andreas Achenbach stand schon auf der Höhe seines Ruhms, viele folgten seinem Beispiele. — In den Ateliers und Kunstsalons lernte Falke sehen, aber noch mehr förderte ihn der Verkehr mit Künstlern, so mit Otto Knille, Georg Bleibtreu, Heinrich Petri und Kaspar Schenren. Falke lernte neben anderen bedeutenden Persönlichkeiten auch Bogumil Goltz kennen, der ausgezeichnet reden konnte. — Diesem freundschaftlichen Verkehre in erster Linie verdankte es Falke, daß er, ohne Künstler zu sein und ohne bisher Kunstunterricht genossen zu haben, doch dazu kam, wie ein Künstler vor dem Kunstwerk zu denken und zu empfinden. Er nahm auch Zeichenunterricht und zog großen Gewinn daraus; im Zeichnen lernte er sehen und konnte seinem Gedächtnis zu Hilfe kommen. In Wien aber erst begann ein eigentliches Galeriestudium, mit Rubens beschäftigte sich Falke eingehend. Dann kam er nach Nürnberg, wo alles nürnbergisch geblieben war, wie vor Jahrhunderten — Wesen, Treiben, Sitte und Lebensart. Es hatte seine eigene Sprache, Ausdrucks- und Anschauungsweise. Falke fühlte sich nie sonderlich heimisch hier. Er trat dem litterarischen Verein bei, der aber in der Hauptsache ein Vergnügungsverein „mit Winter- und Sommerfesten, Bällen und Ausflügen“ war. Das germanische Museum hatte sich bereits trotz seines kurzen Bestehens eine gewisse Stellung geschaffen. Der Freiherr Hans von Aufseß hatte es geschaffen, gegründet. „Seine That ist eine rein patriotische, von der reinsten Vaterlandsliebe eingegeben, in schwerer Zeit mit Opfern begonnen und mit Opfern ins Leben geführt.“ Alle Hindernisse und Schwierigkeiten waren überwunden durch die Begeisterung, den Willen, die zähe Ausdauer eines einzigen Mannes. Das germanische Museum umfaßte die Bibliothek, das Archiv und die Sammlungen. Die Arbeit Falkes war nicht anstrengend, aber geisttötend, die Arbeit bestand wesentlich im Anfertigen von Verzeichnissen, „die einzige Erholung dabei war es, wenn der Bäckerjunge um 10 Uhr mit den Semmeln kam“. Später übernahm Falke das Kupferstichkabinet, das heißt, die Sammlung von Stichen, Holzschnitten, fliegenden Blättern, Kostümblättern, überhaupt Einzelblättern“.

Unter den Collegen herrschte freundliches Einvernehmen, es waren meistens jüngere Gelehrte, die ihre Stellung am Museum nur als eine Stufe auf weiterer Lebensbahn betrachteten. Johann Heinrich Müller, ein Philologe aus K. Fr. Hermanns Schule, Verfasser einer deutschen Münzgeschichte und Karl Bartsch waren wohl die bedeutendsten unter ihnen. Durch August von Eye war die Berufung Falkes nach Nürnberg vermittelt worden und mit ihm gab Falke zwei Werke zusammen heraus „Kunst und Leben der Vorzeit“ und „Meisterwerke der Holzschneidekunst“. In Nürnberg lernte auch Falke den Chemiker und Novellisten Baron Bibra, Varnhagen von Ense und dessen Nichte Ludmilla von Assing kennen,

„ein echt norddeutsches Dämchen mit scharfen und klugen Gesichtszügen". — —

Zwei Bücher vor anderen sind für Falkes Bildungsgang entscheidend gewesen „Joh. v. Müllers Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichte der Menschheit" und Schnaases „Niederländische Briefe". Müllers Buch gewann ihn für die Geschichte, Schnaase für kunst- und kulturhistorische Dinge. Die politischen Ereignisse, die diplomatischen Schachzüge, ließen ihn kalt.

In der Richtigstellung der Thatsachen war für ihn die Geschichte nicht beschlossen. „Neben jenen Thatsachen, welche nur den politischen Stand der Dinge, die Verhältnisse der Völker und Länder zu einander verändern, schienen mir noch andere zu bestehen, welche der Geschichtsschreibung wert und würdig sind, die Thatsachen nämlich, an denen wir das Werden und Wachsen des Menschengeistes erkennen, an denen wir seinen Lebensgang, seine Entwicklung von den untersten Stufen, von der Roheit des prähistorischen Menschen bis auf den heutigen Zustand verfolgen. Man nennt das gewöhnlich Kulturgeschichte, oder wie die Franzosen sagen, Geschichte der Civilisation. Ich möchte lieber sagen Biographie des Menschengeistes oder der Menschheit, letztere Bezeichnung wäre allumfassend, Kriege und Politik einschließend, aber diese eben nur als einen Teil der Geschichte, nicht als die Geschichte." Dieser Auffassung gemäß ist auch die gelehrte Thätigkeit Falkes gewesen. Die Kulturgeschichte stand ihm in erster Reihe. Für ihn ist Th. Buckles Buch das bedeutendste Geschichtswerk des 19. Jahrhunderts, „von da an ist die Kulturgeschichte anerkannte Wissenschaft geworden". Karl Biedermann in Leipzig veranlaßte die jungen Gelehrten des Nürnberger Museums einen Verein für Kulturgeschichte zu gründen. Dieser schuf sich bald ein Organ, eine Monatschrift für Kulturgeschichte unter der Redaktion von Joh. H. Müller und Johannes Falke. In dieser Zeitschrift erschienen auch Falkes erste Arbeiten über Kostüm- und Sittengeschichte. „Monsieur Alamode" und die „Staatsperücke und ihre Zeit". Das Kostüm zog ihn damals am meisten an und so entstand sein erstes Buch „Deutsche Trachten und Modenwelt". Je mehr er sich mit der Geschichte der Tracht und Mode beschäftigte, wurde ihm klar, daß der Wechsel und Wandel kein Werk des Zufalls sei, nicht von der Laune und Willkür einzelner Personen abhänge oder sprungweise von einer Form zur anderen umschlage. So ist unser Frack im Grund nichts anderes als die römische Tunika, allerdings mit den Veränderungen einer zweitausendjährigen Geschichte; unsere Mäntel sind die direkten Nachkommen des römischen Pallium. Der Wechsel in der Tracht ist in den Wandlungen der Zeit und ihres Charakters begründet; wenn auch die Moden ihre scheinbar gleichgiltigen Spielformen haben, so stehen sie doch unter dem Einfluß, dem Geist einer Epoche. „Die Zeit, die Geschichte ist es, welche die Trachten und Moden schafft, nicht die

Schneider, noch die Stutzer, noch die Phantasie der Modedamen. Was diese etwa erfinden, sind nur nebensächliche Dinge, die an dem großen Ganzen nichts ändern und in denen die Erfinder auch nicht unabhängig sind. So giebt es also eine vollständige Parallele zwischen dem Charakter des Kostüms und der allgemeinen Zeitgeschichte." — Auch in Wien blieb Falke der Kulturgeschichte treu. Der beliebte Volksschriftsteller Ferdinand Schmidt in Berlin lud Falke ein, auch etwas zu seiner „Bibliothek kleinerer populär geschriebener Geschichtswerke beizusteuern, Falke schrieb „Die ritterliche Gesellschaft im Zeitalter des Frauenkultus".

Schon begann Falke mit Studien über die Geschichte des fürstlichen Hauses Liechtenstein, einem Werke, zu dem ihn der junge Fürst Johannes aufforderte, das dann zu drei Bänden anwuchs. Im August 1858 war Falke nach Wien übersiedelt, als Bibliothekar des Fürsten Alois von Liechtenstein, so war der sehnlichste Wunsch Falkes erfüllt, in einer Stadt zu leben, die er sich selbst bei voller Freiheit und Unabhängigkeit erwählt hätte und seinen schriftstellerischen Neigungen nachzugehen, von einer großen und guten Bibliothek unterstützt. Nun war auch Falke in der Lage, seine Braut, die er in Nürnberg kennen gelernt, eine Irländerin, heimzuführen und eine Fahrt nach der grünen Insel unterbrach sein Leben. Der Verkehr in Wien war anregend. Auch mit Hebbel führte ihn das Schicksal zusammen, aber zwei Jahre danach starb schon der Dichter. Die Arbeit in Wien war groß, aber eine angenehme, weil selbstgewählte. Für die „Wiener Zeitung" schrieb Falke eine Reihe von Artikeln über kunstgewerbliche Fragen und legte seine Gedanken darüber dar. Es folgte eine Anzahl Feuilletons für den „Wanderer" und „Westermanns Monatshefte". Er gründete die „Gewerbehalle" und sein Name wurde populär.

Im Frühling 1864 ward das k. k. österreichische Museum für Kunst und Industrie eröffnet. Das South-Kensington Museum war zum Vorbild genommen. Eitelberger wurde Direktor, Falke sein Stellvertreter. Langsam ward das Publikum herangezogen. Es wurden Vorlesungen gehalten, es wurde eine Zeitschrift des Museums, „Mitteilungen", herausgegeben. Ausstellungen wurden veranstaltet, eine Kunstgewerbeschule ward gegründet. An allem nahm Falke lebendigen Anteil. Nach Eitelbergers Tode 1885 ward er Direktor. Allmählich ward auch das Kunstgewerbe reformiert. Man lernte verstehen, was das Gute und Schöne in den Gegenständen des Kunstgewerbes sei. Die Form eines Gegenstandes, der gebraucht werden soll, muß zweckmäßig sein. Das zweite Moment in der Gestaltung eines Gebrauchsgegenstandes ist das Material. Als drittes kommt hinzu die künstlerische Phantasie, die Gestaltungskraft im Sinne der Schönheit. Aber gegen diese Prinzipien wurde in allen Zweigen des Kunstgewerbes gesündigt. Erst langsam kam das Verständnis. Falke schrieb zahlreiche Aufsätze, aus denen dann seine „Ästhetik des Kunstgewerbes" erwuchs. Ein Büchelchen, „Die Kunst im Hause", fand weite Verbreitung.

— Ein neuer origineller Stil ist aber nicht aus der modernen Reform des Geschmacks hervorgegangen. Man half sich so gut man konnte durch den sogenannten deutschen Renaissancestil oder sonst. Auch die japanische Kunst wurde nicht der Messias für das ratlose Kunstgewerbe. Unser Geschmack heute wendet sich wieder den Stilarten des 18. Jahrhunderts zu, dem Ludwig XV. und Ludwig XVI. — Sehr interessant ist das Kapitel „Von den Ausstellungen". Doch gestattet es mir der Mangel an Raum nicht, ausführlicher darüber zu sprechen. Reisen unterbrachen das Leben Falkes, dreimal ist er nach Irland gefahren und die grüne Insel ist ihm besonders wert geblieben. Dann hat ihn Karl XV. nach Schweden gerufen. Der König wünschte einen Katalog von seinen Kunstsammlungen und hatte Falke ausersehen. Der König war selbst ausübender Künstler, ein anerkannter Landschaftsmaler. Er hatte ein gutes Urteil in Kunstdingen. Es ging ziemlich leger im Schlosse Ulriksdal, wo Falke wohnte, zu. „Der König ging allen in Liebenswürdigkeit und Herzlichkeit des Verkehrs voran. Imponierend in seiner Erscheinung, groß, stattlich und eisenstark, von ausgeprägter Physiognomie, hatte er doch nichts Aristokratisches in seinem Wesen, wollte es auch nicht haben. Den Adel hatte er wegen der Verfassungsänderung großentheils gegen sich, dafür war er wahrhaft populär. Seine reiche Begabung und vielseitige Bildung, sein Geist und Witz hätten ihn in jedem Stande und Beruf als bedeutenden Menschen erscheinen lassen. Er war mit Eifer Regent und Staatsmann, er war Soldat und Militärschriftsteller, er war Dichter und Maler, und verständnisvoll für jeden Zweig der Kunst, er war Landwirt mit Passion und hatte seine Musterwirtschaft in der Nähe von Ulriksdal auf einem Gute, genannt Schweden". — Wie wir alle hat auch Falke in Italien erst ein reifes vollkommenes Urteil in Sachen der Kunst erlangt. Auch ihn hat Italien von der Einseitigkeit und Kleinlichkeit der Betrachtung, von dem Verweilen und Sichgenügenlassen an Nebendingen befreit. Auch ihn hat Italien den Blick auf das wirklich Schöne richten gelehrt.

In Italien hat er auch an seinem Buch über den Garten zu schreiben begonnen. — Zur großen Pariser Ausstellung fuhr er im Jahre 1867. Nach Rumänien führte ihn eine Einladung des Königs nach Schloß Pelesch, wo er bei Carmen Sylva schöne Tage zubrachte. — So hat das Leben ihm viel gegeben an Ehre und Ruhm, auch viel genommen an Hoffnung und Mut. Daß das Schicksal ihm seine Lebensgefährtin nahm, war dem alten Mann ein harter Schlag. Das hat er nicht mehr überwinden können, und das Leben hatte keinen Wert mehr. Das Licht war geschwunden. Doch erst im Jahre 1895 schied er aus dem Amt. Am 8. Juni 1897 ist der Zweiundsiebzigjährige in Lovrana gestorben.

Berlin. Alfred Semerau.

Bibliographie.[1]

1. Zeitschriften.

Bearbeitet von A. Hauffen in Prag.[2]

Philologische und litterarhistorische Zeitschriften.

Verhandlungen des 8. allgemeinen deutschen **Neuphilologentages** vom 30. Mai bis 2. Juni 1898 zu Wien.

Farinelli A., Über Leopardis und Lenaus Pessimismus.

The American Journal of Philology. Vol. XIX. 2.

Keep R. P., Ernst Curtius.

Wilberforce Lyon Dorothy, „Christe, qui lux es et dies" and its German, Dutch and English Translations II.

Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der **germanischen Philologie.** 19. Jahrgang 1897. Zweite Abteilung.

X. Schullerus A. und Bolte J., Mythologie und Volkskunde. (Fortsetzung. Nr. 160 ff. Volkskunde. Nr. 309 ff. Volkslied. Nr. 415 ff. Volksschauspiel. Nr. 436 ff Sprüche, Volkswitz. — XV. Bolte J. und Luther J., Das 16. Jahrhundert. — XVII. Seelmann W., Niederdeutsch. — XVIII. Bremer O., Friesisch. — XIX. Seelmann W., Niederländisch. — XX. Petsch R., Latein. Nr. 28 ff. Humanisten Nr. 56 ff. Jubiläumslitteratur über Melanchthon. — XXI. Minde-Pouet G. Geschichte der germanischen Philologie.

Jahresberichte für **neuere deutsche Litteraturgeschichte.** 7. Band (Jahr 1896.) 1. Abteilung.

I. Allgemeiner Teil. — I, 1. Muncker F., Litteraturgeschichte. — I, 2. Reifferscheid A., Geschichte der deutschen Philologie. — I, 3. Schwenke P., Schrift- und Buchwesen 1895. — I, 4. Schultz A., Kulturgeschichte. — I, 6. Naumann E., Die Litteratur in der Schule. — I, 7. Golther W., Geschichte der neuhochdeutschen Sprache. — I, 8. Saran F., Metrik. — I, 9. Bolte J., Stoffgeschichte. — I, 10. Stötzner P., Geschichte des Unterrichts- und Erziehungswesens 1895, 1896.

III. Vom Anfang des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. — III, 1. Reifferscheid A., Allgemeines. — III, 2. Drescher K., Lyrik. — III, 3. Reifferscheid A., Epos. — III, 4. Bolte J., Drama. — III, 5. Pariser L., Didaktik.

---

[1] Wo die Jahreszahl fehlt, ist 1898 zu ergänzen.

[2] Die mit H.-K. gezeichneten Artikel hat E. Hoffmann-Krayer in Zürich beigesteuert.

Zeitschrift für **deutsche Philologie.**

Band 30. Heft 4. Saran F., Die Einheit des ersten Faustmonologs.

Köhler W., Zur Datierung und Autorschaft des Dialogs „Neu-Karsthans". II.

Band 31. Heft 1. Kauffmann F., Zur Geschichte der Siegfridsage.

Bruinier J. W., Untersuchungen zur Entwicklungsgeschichte des Volksschauspiels von Dr. Faust. — VI. Die Hof-Szenen. — VII. Erscheinungs-Szene. — VIII. Das Festmahl. — IX. Mephistos Warnung. Excurse.

Düntzer H., Goethes Werke. Weimarer Ausgabe. I. Band 38. 39. — Mit Untersuchungen über Goethes Anteil an den Frankfurter Gelehrten Anzeigen.

Wolff Eugen, Waniek: Gottsched. — Mit Ergänzungen.

The Journal of Germanic philology. Band 2. Nr. 1.

Hatfield J. T., Uhlands earliest ballad and its source.

Kern P. O., Das starke Verb bei Grimmelshausen.

Monatsschrift für neue **Litteratur** und **Kunst.** Jahrgang 2.

Heft 10. Lublinski S., Grillparzers Esther und Rahel von Toledo.

Heusermann E., Otto Erich Hartleben.

Heft 11. Schultze E., Volksbildung.

Jaffé R., Der Naturalismus.

Heft 12. Friedrich H., Ludwig Jacobowski. Essay.

Zeitschrift für den **deutschen Unterricht.** Jahrgang 12.

Heft 9. Scheel W., Zur Würdigung der Grammatik Albert Ölingers und ihrer Quellen.

Schöntag F., Die That des Prinzen von Homburg, ihre Beurteilung durch den Kurfürsten und die aus der Dichtung sich ergebende Lösung der grundsätzlichen Frage. — Vgl. auch Grünwald in Heft 10, S. 669.

Thamhayn W., Zur Erklärung der Uhlandschen Rolandslieder.

Unbescheid H., Anzeigen aus der Schillerlitteratur 1897—98.

Löschhorn K., Zur Auffindung von Schillers Adelsdiplom.

Henkel H., Nachtrag zum Aufsatz über rhythmische Prosa in der deutschen Dichtung des vorigen Jahrhunderts. XII, 6, 397.

Heft 10. Mühlhausen A., Etwas von Schulausgaben deutscher Dramen im allgemeinen und von einer Schulausgabe des Faust im besonderen.

Wülfing J. E., Einige sprachliche Eigentümlichkeiten bei Gottfried Keller und bei Adalbert Stifter.

Heft 11. Zehme A., Zur Behandlung der germanischen Heldensage und Mythologie im deutschen Unterricht der Tertia und Sekunda.

Zart G., Die Rückertsche Parabel vom Mann im Brunnen. — Vergleich mit der Quelle Rückerts und mit anderen Fassungen dieses Stoffes.

Löschhorn K., Zwei neue Briefe Karls von Holtei. — Aus Graz 18. Februar 1863 und Breslau 13. Januar 1864 an einen Vetter in Zenkuhnen.

Kern R., Ein ungedruckter Brief Herders. — Zu Gleims 79. Geburtstag.

Löschhorn K., Ein neuaufgefundener Brief Eichendorffs. — Schlägt als Inschrift auf eine Ehren-Medaille für Minister von Schön vor die Verse: „Dem König treu, des Landes Hort, das überdauert Zeit und Ort."

Heft 12. Windel R., Einige interessante Urtheile aus Balthasar Schupps lateinischen Schriften über die deutsche Sprache und das deutsche Anredepronomen.

Wenzig K., Systematische Darstellung des Gedankenzusammenhanges in Schillers „Lied von der Glocke."

Heine G., Zur Einführung in die nachklassische Litteratur.

Sahr J., Franz Magnus Böhme.

Gast E. R., Bemerkungen zu einigen Schulausgaben von Lessings Nathan dem Weisen.

Zeitschrift des Allgemeinen **deutschen Sprachvereins.** Jahrgang 13.
Nr. 10. F. Über Verdeutschungen auf dem Gebiete der Heeressprache.
Weise O., Die deutsche Dichtung und die Fremdwörter.
R. E., Christian Thomasius und die Sprachreinigung.
Nr. 11. Kr., Amtliche Verdeutschungen der Heeressprache I.
Buchner W., Freiligrath und das Fremdwort.
Nr. 12. Jahncke R., Begriffe und Wörter.
Hagen O., „Substituieren.“ Ein Beitrag zu der Frage der Fremdwörter in der Rechtssprache.
Buchrucker, Zur Sprache der Sachwörterbücher. (Konversations-Lexika.)

Wissenschaftliche Beihefte zur **Zeitschrift** des **allgemeinen deutschen Sprachvereins.** Heft 14/15.
Scheffler K., Der verhüllende oder euphemistische Zug in unserer Sprache.
Behaghel O., Zur Lehre von der deutschen Wortbildung.
Frederking A., Unsere Muttersprache unter Fremdherrschaft. Ein geschichtlicher Rückblick.
Gartner Th., Die Nachsilben -chen und -lein.

Beiträge zur **Geschichte** der **deutschen Sprache** und **Litteratur.** Band 23.
Heft 1. Goetze A., Zum Narrenschiff. — 10, 21 bezieht sich auf 3 Mos. 19, 18.
Bramne W., Brunhildenbett.
Heft 2/3. Napier A. S., Werwolf.

Jahrbuch des Vereins für **niederdeutsche Sprachforschung.** Jahrgang 1897. XXIII.
Loewe R., Niederdeutsche Spuren in Görlitz.
Reifferscheid A., Briefe Jakob Grimms an J. G. L. Kosegarten. — Fünf Briefe aus den Jahren 1841, 1842 und 1857.
Beck H., Idiotikon von Nordsteimcke bei Vorsfelde.

Abhandlungen der **Gesellschaft** für **deutsche Sprache** (in Zürich).
Tappolet, E., Wustmann und die Sprachwissenschaft. H.-K.

Americana Germanica. Vol. II.
Nr. 1. 2. Wiener L., Popular Poetry of the Russian Jews.
Learned M. D., From Pastorius' Bee-Hive. Fortsetzung Nr. 39—94. Auch deutsche Gedichte.
Nr. 1. Learned M. D., Historische Anmerkungen. A Schwenkfelder Chronikle (1750—1784).
Learned M. D., Schwenkfelder School Documents.
Collitz H., Zu Goethes Faust. 1. Eine misverstandene Stelle im Vorspiel auf dem Theater. „Was macht ein volles Haus euch froh?“
Ethnographical Data. Circular. No. 2. Ballads and Rimes.
Nr. 2. Miller C. R., The preposition in Hans Sachs. Part I.
Proceeding of the First Meeting of the Association of the Teachers of German in Pennsylvania.
Ethnographical Data. Circular. No. 3. Sentence Accent.

Mitteilungen aus dem **Litteraturarchive** in **Berlin.** 1898.
Briefe von Friedrich de la Motte Fouqué an Adolph Wagner. — Adolph Wagner, geboren am 15. November 1774 in Leipzig, gestorben in Großstädteln bei Leipzig am 1. August 1835, Oheim Richard Wagners, hatte an Hitzig ein günstiges Urteil über Fouqués „Eginhard und Emma“ geschrieben. Diese Gelegenheit benutzte letzterer zu einem kurzen Dankesbriefe an Wagner, datiert vom 17. Juni 1811. Wagner muß bald darauf geantwortet haben. Sein erster Brief ist nicht erhalten

geblieben; seine andern Briefe an Fouqué bis zum 12. Juli 1814 sind in den „Briefen an Fouqué“ Berlin 1848, S. 539—587 gedruckt. Zu ihnen bilden die hier mitgeteilten 14 Briefe Fouqués aus den Jahren 1811 bis 1817 eine Ergänzung. Sie sind für Fouqués Weltanschauung, für sein Verhältnis zum Christentum von großer Wichtigkeit; auch über seine in diesem Zeitraum entstandenen Werke verbreitet er sich ausführlicher. Von Einzelheiten sei Folgendes hervorgehoben. S. 93 (14. Dezember 1811): „Meinen ihm [Reimer] früher angebotenen Zauberring wies er auch zurück, und schrieb mir dabei — was ich auch in der That glaube — unsre Literatur werde sich bald wieder, großen Theils wenigstens, in eine handschriftliche verwandeln.“ — S. 96 wird eine Polemik zwischen dem Stuttgarter Morgenblatt und A. G. Eberhard über Kleists Tod erwähnt, S. 112 ein nicht nachweisbarer Aufsatz von Falk über Kleist. — Die Stelle S. 116 (18. Oktober 1814): „Mit meinem napoleonitischen Karl wird es nun, da unser Freund Hitzig vom Buchhandel zurücktritt, gar nichts. Ohnehin wäre mein Antheil daran wohl nur ein sehr bedingter gewesen“ kann sich unmöglich auf den 1808 erschienenen ersten Band der „Versuche und Hindernisse Karls“ beziehen, den die Anmerkung dazu citiert. A. S.

Chronik des Wiener Goethe-Vereins. Band 12.

Nr. 9—12. Burkhardt C. A. H., Zur Kenntnis der Goethe-Handschriften. IX. X. 31. Heinrich Ernst Weber. — 32. Michael Färber. — 33. Johann A. F. John. — 34. E. C. M. Schuply. — 35. G. H. Aderhold. — 36. J. F. A. Eylenstein. — 37. Johann Christian Müller. — 38. Christian E. F. Weller. — 39. J. Carl W. Stadelmann. — 40. S. F. Spillner. — 41. Rinaldo Bulpius. — 42. Wilhelm Rehbein. — 43. J. D. G. Compter. — 44. Joh. Theoph. Bayer. — 45. F. J. Soret. — 46. K. W. Goettling. — 47. J P. Eckermann. — 48. Gottlieb F. Krause. — 49. Joh. Christian Schuchardt. — 50. Alexander Roeckel. — 51. Joh. C. H. Ehnlich.

Nr. 9. Rollett H., Zu den Goethe-Bildnissen. — Über die Beziehungen der Silhouetten von 1774 und 1786. Das Bild „Goethe im Maskeradenanzug“ scheint den Dichter in einer ungarischen Hofuniform darzustellen. Eine Idee, die durch die Pläne von Hompesch (vgl. Nr. 8 Wertheimers Aufsatz) angeregt worden sein dürfte.

P., Der Pegasus im Revers der Schadowschen Goethe-Medaille.

Nr. 10—12. Pollak V., Goethe im Lager vor Mainz 1793. — Vortrag. Vgl. Goethe-Jahrbuch XIX, S. 261 ff.

Murko M., Goethe und die serbische Volkspoesie. — Vortrag. Eine erweiterte Studie über dieses Thema behält sich der Verfasser vor.

Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. 8. Jahrgang.

Jodl Fr., Grillparzer und die Philosophie. (Auf Grundlage eines Vortrages.)

Berger A. Freiherr von, Der Purpurmantel. (Plan einer Grillparzerschen Tragödie.) Werke 12^5, 78.

Castle E., Der Dichter des „Soldatenbüchleins“. — Eine umsichtige Monographie über Zedlitz.

Wurzbach W. von, Das spanische Drama am Wiener Hofburgtheater zur Zeit Grillparzers.

Weilen A. von, Briefe Franz Dingelstedts an Friedrich Halm — Ein Brief Dingelstedts an Deinhardstein 30. April 1840; die Briefe an Halm stammen aus den Jahren 1844—1868 und beziehen sich vor allem auf die Aufführungen Halmscher Stücke, besonders des „Fechters von Ravenna“ und auf die Vorgeschichte der Berufung Dingelstedts nach Wien.

Minor J., Charlotte Wolter 1834–1897.

Necker M., Marie von Ebner-Eschenbach. Eine Studie. Mit einem Briefe von Grillparzer (an die Gräfin Dubsky 1847). Der Abschnitt über „Maria Ebners Künstlernovellen“, aus einer größeren Monographie über die Dichterin.

Kleine Beiträge zur Biographie Grillparzers und seiner Zeitgenossen. I. Glossy C., Grillparzers Vater. 1. Wenzel Grillparzer an den Fiskaladjunkten Franz von Manner (1793). — 2. Gesuch des Dr. Wenzel Grillparzer an die niederösterreichische Landesregierung (1804). — 3. Bericht der Kammerprokuratur an die niederösterreichische Landesregierung (2. August 1804). — II. Glossy C., Grillparzer und die Ludlamshöhle. Dekret des Regierungspräsidenten an den Polizeidirektor Persa, 20. September 1826. — III. Vancsa M., Zu Grillparzers Beamtenlaufbahn. Brief Grillparzers an den Finanzminister, 15. Juli 1826. — IV. Glossy C., Briefe von Franz Grillparzer. 1. An Frau Karoline von Kalovska, 22. Februar 1864. — 2. An Marie Gräfin von Dubsky, 22. Dezember 1864. Ueber G. Freytags Roman „Die verlorene Handschrift". — 3. An Medizinalrat Preuß, 8. Juli 1865. — 4. An unbekannte Adresse zu Gunsten Prechtlers. — V. Batka R., Zur Geschichte der „Melusine". Darin ein Brief C. Kreutzers an Spohr, Wien, 16. September 1823. — VI. Glossy C., Ferdinand Raimund. (Aus dem Tagebuche des weiland k. k. Hofschauspielers Josef Schmidt.)

Glossy C., Aus den Lebenserinnerungen des Joseph Freiherrn von Spaun. 1. Anton von Spaun. 2. Claudius von Fuljod. 3. Theodor Körner. 4. Franz Schubert. 5. Moriz von Schwind. 6. Johann Mayrhofer. 7. Franz von Schober. 8. Joseph von Spaun (der Sohn).

Glossy C., Joseph Schreyvogels Projekt einer Wochenschrift. Erster Plan zum Sonntagsblatt. A. S.

Litteraturblatt für **germanische** und **romanische Philologie.** XIX.

Nr. 8/9. Behaghel O., Holder: Geschichte der schwäbischen Dialektdichtung.

Schlösser R., Zimmermann: F. W. Zachariae in Braunschweig.

Harnack O., Sulger-Gebing: Die Brüder Schlegel in ihrem Verhältnis zur bildenden Kunst.

Nr. 11. Drescher K., H. Devrient: J. F. Schönemann und seine Schauspieler-Gesellschaft.

Muncker F., E. Schlesinger: Johann Rautenstrauch (1746—1801).

Archiv für das Studium der **neueren Sprachen** und **Litteraturen.** Band 101.

Heft 1. 2. Schmidt Erich, Ludwig Uhland als Dolmetsch Lopes de Vega.

Geiger L., Ein kunsthistorischer Aufsatz Goethes und eine Polemik Schlegels wider die Weimarer Kunstausstellung.

Heft 3. 4. Köster A., Über Goethes Elpenor. — Mit dem sorgsam ausgeführten Versuch einer Rekonstruktion. Leider ist Schlössers Aufsatz Euphorion 2, 588 ff. übersehen.

Lehmann R., Schiller in der heutigen Schule.

Wackernell J. E., Ältere Volkslieder und volkstümliche Lieder aus Tirol I. 1. Regenlieder. Lied von der Ewigkeit. Herberglieder. 2. Hirtenlieder und Krippenlieder.

Die neueren Sprachen. Band 6.

Heft 4/5. 6. 8. Finck F. N., Acht Vorträge über den deutschen Sprachbau als Ausdruck deutscher Weltanschauung.

Meyer Ernst A., Die Silbe.

Modern Language Notes. Vol. XIII.

Nr. 7. 8. Valentin V., Goethes Homunculus. Erwiderung auf Gerbers Aufsatz in Nr. 2.

Nr. 7. Hempl G., The editions of Minna von Barnhelm published during Lessing's Lifetime.

Tijdschrift voor **Nederlandsche Taal** en **Letterkunde.** N. R. IX. 3.

Kleerkooper M. M., Een vergeten catalogus. (Samuels Costeri.)

Taal en Letteren. VIII. 6—9.
Koopmans J., Vondel-Studieën.
Meester J. de, Aug. P. van Groeningen en de Epiek.
Franck J., Schriften zur limburgischen Sprache und Litteratur
Heeckeren J. A. van, Nog een en ander over Voudel.
Worp A., Nederlandsche Don Juan dramas.

Revue de philologie française et de **littérature.** XII. 2.
Betz L. P., Fin du Supplément à l'essai de bibliographie des quéstions de littérature comparée.

Revue Hispanique. Tome V.
Farinelli A., Guillaume de Humboldt et l'Espagne, avec un Appendice sur Goethe et l'Espagne. (Auch selbständig erschienen.)

Der gelehrte Verfasser hat sich schon durch eine Reihe größerer und kleinerer Arbeiten als gründlichen Kenner der deutschen wie namentlich der romanischen Litteraturen ausgewiesen; man wird daher selten eines seiner Bücher aus der Hand legen, ohne viel neues gelernt zu haben. Ein früherer vortrefflich orientierender Aufsatz behandelte die litterarischen Beziehungen zwischen Deutschland und Spanien; augenblicklich arbeitet der Verfasser an einer Fortsetzung dieser Studien und an einem Werke über Calderon in Deutschland, dem man mit großen Erwartungen entgegensehen darf. In der vorliegenden Arbeit werden Wilhelm von Humboldts Beziehungen zu Spanien, seine Reise dahin und seine brieflichen Urteile über Land und Volk, sowie seine Spanien betreffenden Schriften, die Reiseskizzen aus Biscaya, der Aufsatz über den Montserrat, der über das antike Theater in Sagunt, das Buch über die Urbewohner Spaniens eingehend behandelt. Farinelli beherrscht seine Quellen vollständig und sicher, so daß ihm keine kleinste Anspielung auf den von ihm geschilderten Vorstellungskreis in der sehr zerstreuten Humboldtlitteratur entgangen ist (nur von den spanischen Briefen an Henriette Herz behauptet er S. 46 fälschlich, daß sie verloren seien; einen aus Madrid vom 11. November 1799 hat Haym in den Preußischen Jahrbüchern 1, 91 abgedruckt), und hat eine lebhafte farbenreiche Darstellungsgabe, die ihm allerdings zuweilen verführt etwas weitschweifig zu werden. Die Hauptquelle für Humboldts erste spanische Reise war ihm allerdings nicht zugänglich: das genaue Tagebuch Humboldts, dessen Verlust S. 53 beklagt wird, hat sich, ein starker engbeschriebener Oktavband, in seinem Nachlaß unversehrt und vollständig erhalten und wird von mir zur Herausgabe vorbereitet. Ein Anhang behandelt Goethes Beziehungen zur spanischen Litteratur mit Ausschluß Calderons. — Ein paar Berichtigungen sei mir erlaubt hier noch anzufügen. S. 6 Anmerkung 1. Der Vergleich Humboldts mit der kalten klaren Dezembersonne stammt nicht von Challemel-Lacour, sondern aus Görres' Rheinischem Merkur; vgl. Briefe von Chamisso, Gneisenau, Haugwitz 1, 10. — S. 34 Anmerkung ist ein Irrtum über die Edition der Briefe Humboldts an Schlabrendorf untergelaufen, während S. 48 Anmerkung 1 das richtige steht. — Die S. 35 Anmerkung 1 citierte Stelle entstammt einem Briefe an Forster, nicht an Wolf. — S. 47 Anmerkung 2. Brinckmanns Urteil über die „große Nation" geht natürlich nicht auf Spanien, sondern auf Frankreich. — S. 71 Anmerkung 3. Die Stellen aus Schillers Kalender sind mißverstanden. — S. 88. Der von Humboldt in Hamburg besuchte spanische Reisegenosse war Bokelmann, nicht Gropius, wie auch Haym in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen 1893 S. 657 fälschlich annimmt; vgl. Assing, Aus Rahels Herzensleben S. 130. — Die S. 215 citierte Stelle eines Gesprächs Goethes mit Eckermann geht nicht auf Wilhelm, sondern auf Alexander von Humboldt. — Georg Forster heißt zweimal „Förster", Karoline von Wolzogens Roman S. 136 „Agnes von Lilienthal". Albert Leitzmann.

Archiv für slavische Philologie. 20. Band. Heft 2/3.
Sčepkin E., Wer war Pseudodemetrius I.?
Bleček J., Murko: Deutsche Einflüsse auf die slavische Romantik. I.

Zeitschriften für Pädagogik und Schulgeschichte.

Neue Jahrbücher für das **klassische Altertum, Geschichte** und **deutsche Litteratur** und für **Pädagogik.** 1. Jahrgang. 1. und 2. Band.

Heft 6/7. Fries K., Schiller und Plutarch. (Schluß.)

Bötticher G., Neue deutsche Litteraturgeschichten. — Bespricht zunächst die Litteraturgeschichte von Vogt und Koch. ... „Nicht ganz auf gleicher Höhe steht der zweite von M. Koch bearbeitete Teil". ... Ferner Kögel, dann die deutsch-österreichische Litteraturgeschichte von Nagl und Zeidler, und die schwäbische von R. Krauß.

Steinhausen G., Freytag, Burckhardt, Riehl und ihre Auffassung der Kulturgeschichte.

Pettersdorf H. von, Heinrich von Treitschke und seine Vorlesungen über Politik.

Pluß Th., Goethe und Antigone.

Petersen R., Der Unterricht in der deutschen Grammatik auf der Unter- und Mittelstufe des preußischen Gymnasiums.

Schulze O., Allerhand Sprachdummheiten.

Heft 8. Hirt H., Sprachwissenschaft und Geschichte.

Diestel G., Der große Kurfürst.

Schwabe E., Die Fürstenschule zu St. Afra und das Jahr 1848.

Zernial U., Schillers Wallenstein und Shakespeare. — In Ergänzung zu: Jahrbücher 1897 S. 553 ff. vermutet Zernial eine Beeinflußung von Richard II. Akt V, 3. auf Wallensteins Tod V, 11.

Heft 9. Valentin V., Mephistopheles und Erdgeist. Eine methodologische Studie zu Goethes Faustdichtung.

Ermisch H., Herzog Moritz von Sachsen.

Heft 10. Vogel Th., Über das Vorspiel auf dem Theater zu Goethes Faust.

Lorentz P., Geibel als politischer Dichter.

Dörwald P., Zur Behandlung von Schillers idealer Lyrik im Unterrichte.

Zeitschrift für das **Gymnasialwesen.** Jahrgang 52. (der neuen Folge 32. Jahrgang).

November. Groß P., Eine Verwendung von französischen Schriften, die auf deutsche Litteratur Bezug nehmen, in dem deutschen Unterrichte der Prima.

Zeitschrift für das **Realschulwesen.** 23. Jahrgang. Heft 12.

Kleller K., Zur Geschichte der österreichischen Realschule unter der Regierung Kaiser Franz Josefs I.

Blätter für das **Gymnasial-Schulwesen.** 10. Band.

Heft 10. Vogel F., Historiker und Philologen.

Heft 11 und 12. Höger Ch., Ein alter Fehler im Texte von Schillers Braut von Messina.

Zeitschrift für die **österreichischen Gymnasien.** 49. Jahrgang.

Heft 7. Bittner L., Die „Protokolle" des Concils von Basel und ihre jüngste Ausgabe.

Walzel O. F., G. Klee: Grundzüge der deutschen Litteraturgeschichte. — Schillers Briefe. Herausgegeben von F. Jonas. VII. Band. — K. Hähnel: Die Behandlung von Goethes Faust in den oberen Klassen. — G. Neudecker: Die innere Komposition in Goethes „Hermann und Dorothea".

Hannak E., Die Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte und ihre Publikationen.

Heft 8/9. Blumer J., Über eine Gruppe von Ortsnamen. Im Anschluß an G. Burghauser, 48. Jahrgang S. 964 ff.

Mayer F., Nikolaus Lenaus Briefe an Emilie von Reinbeck und deren Gatten Georg von Reinbeck. Herausgegeben von A. Schlossar. — Eine sehr bemerkenswerte Rezension, die das Bedeutsamste aus dem Briefwechsel geschickt hervorhebt (namentlich was den Einfluß der Freundin auf den Menschen und Dichter Lenau betrifft), Bemerkungen zur genaueren Datierung, sowie Nachträge und Berichtigungen bringt.

Spengler F., Hilfsmittel für den deutschen Unterricht. a) Schullektüre. b) Schülerbibliothek.

Heft 10. Ammann J. J., J. E. Wackernell: Altdeutsche Passionsspiele aus Tirol.

Spengler F., Hilfsmittel für den deutschen Unterricht. a) Aufsatzbücher. b) Grammatik. c) Varia.

Heft 11. Weilen A. von, M. Bernays: Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte. II.

Vrba C. F., F. Thalmayr: Goethe und das klassische Altertum.

Heft 12. Das österreichische Gymnasium vor und seit dem Jahre 1848.

Weilen A. von, A. Bartels: Gerhart Hauptmann. P. Schlenther: Gerhart Hauptmann.

Frank A., O. Willmann: Geschichte des Idealismus. 3. Band.

Österreichische Mittelschule. XII. Jahrgang. Heft 2/3

Spengler F., Adalbert Stifter als Erzieher.

Bayerische Zeitschrift für **Realschulwesen.** VI. 3.

Die Hauptwerke über bayerische Landesgeschichte vom Zeitalter des Humanismus und der Reformation bis zur Gegenwart.

Rheinische Blätter für **Erziehung** und **Unterricht.** Band 72.

Heft 5. Laukamm W., Phantasiebilder. Eine psychologische Studie.

Hoffmann H., Das Lehnwort in der deutschen Sprache.

Heft 6. Linde E., Zur pädagogischen Würdigung und Behandlung der Märchen.

Neues Korrespondenzblatt für die **Gelehrten-** und **Realschulen Württembergs.** 5. Jahrgang. Heft 11.

Miller, Carlyles Geschichtsauffassung.

Zeitschrift für **Philosophie** und **Pädagogik.** Band 5. Nr. 5.

Lobsien M., Zur Urgeschichte der elementaren Sprachmittel.

Pädagogisches Archiv. Band 40.

Heft 7/8. Hermann E., Fausts Ende in der Geschichte, Sage und Dichtung.
Heft 9. Hochhuth, Über Jugendzeitschriften.
Heft 10. Hermann E., Zur Geschichte und Philosophie der Pädagogik.

Pädagogische Abhandlungen. Neue Folge.

II. Band. Heft 9. Budde K., Die Theorie der Seelenvermögen nach Kant, Herbart, Lotze und Beneke.

III. Band. Heft 1/2. Günther F., Die Bedeutung der Ortsnamen für die Kulturgeschichte.

Pädagogisches Magazin.

Heft 110. Honke J., Friedrich Eduard Beneke (1798—1898). Ein Wort zur Erinnerung und Verständigung.
Heft 112. Bliedner A., Zur Erinnerung an Karl Volkmar Stoy.
Heft 114. Schulze Otto, A. H. Franckes Pädagogik.

Sammlung pädagogischer Vorträge. 11. Band. 9. Heft.

Nebe A., Zwei berühmte Bilderbücher für den Unterricht.

Beiträge zur **Lehrerbildung** und **Lehrerfortbildung.** (Aus: „Pädagogische Blätter für Lehrerbildung".)

6. Heft. Herbart J. F., Ungedruckte Briefe. Mitgeteilt von K. G. Brandis.
9. Heft. Knoke K., Zur Geschichte der biblischen Figur-Spruch-Bücher.

Mitteilungen der **Gesellschaft** für **deutsche Erziehungs-** und **Schulgeschichte.** Jahrgang 8.

Heft 1. Weniger L., Weimarische Schulordnung von 1610.

Zimmer H., F. Küchelbecker. Ein Beitrag zur Studiengeschichte Wittenbergs und Leipzigs im 18. Jahrhundert.

Tetzner F., Zur Geschichte der Stadtschule in Werdau um die Mitte des 18. Jahrhunderts.

Heft 2/3. Grillnberger O., Zur Pflege der Briefsteller und Formularbücher-Litteratur im Cistercienserorden.

Minges P., Franziskaner in Bayern.

Duhr L., Die ältesten Studienpläne des Jesuitengymnasiums in Köln.

Endl F., Über die wissenschaftliche Heranbildung der Piaristen im 17. und 18. Jahrhundert.

Wehofer W., Der Dominikaner und Wiener Universitäts-Professor Gazzaniga über den pädagogischen Werth der scholastischen Methode des 18. Jahrhunderts.

Schauerte F., Die Klosterschulen der Ursulinerinnen in Erfurt seit 1667.

Heimbucher M., Die gegenwärtig im deutschen Reiche thätigen Frauengenossenschaften für Unterricht und Erziehung. Mit historischen Bemerkungen.

Monatshefte der **Comeniusgesellschaft.** 7. Band.

Heft 1/2. Thudichum F., Der Trostbrief der Brüdergemeinde zu Worms vom Jahre 1524.

Romundt H., Die Verwandtschaft moderner Theologie mit Kant.

Heft 5/6. Dreising W. J., Zur Erinnerung an August Hermann Francke.

Hampe Th., Meistergesang und Reformation.

Keller L., Neuere Waldenserforschungen.

Heft 7/8. Bickerich W., Die Geistesrichtung des Comenius.

Reber, Der Briefwechsel des Comenius.

Heft 9/10. Beck J. von, Georg Blaurock und die Anfänge des Anabaptismus in Graubündten und Tirol.

Die „Trompete des Bauernkrieges" und ihre Urheber.

Vorträge und **Aufsätze** aus der **Comeniusgesellschaft.** 5. Jahrgang. 3.

Lasson A., Jakob Böhme. Rede.

Lehrproben und **Lehrgänge** aus der Praxis der **Gymnasien** und **Realschulen.** Heft 57.

Biese A., Zur Behandlung Goethescher Gedichte in Prima.

Schmidt G., Der kontradiktorische Gegensatz im deutschen Aufsatze in der Oberstufe.

Der praktische Schulmann. 47. Band.

Heft 6. Hähnel C., Die einheitliche deutsche Aussprache und ihre Pflege im Unterrichte.

Heft 7. Zierow W., Volksschule und Volksetymologie.

Müller C., Über Ethik und ihr Verhältnis zur Pädagogik.

Laukamm W., Bedeutung und Pflege der Phantasie.

Monatsschrift für das **Turnwesen.** Jahrgang 17. Heft 7/8.

Euler C., Schülerregeln aus dem Ende des 15. Jahrhunderts.

Philosophische Zeitschriften.

Archiv für **Philosophie.** II. Abteilung. Archiv für systematische Philosophie. Band 4. Heft 4.

Bergmann J., Seele und Leib.

Helwig P. J., Die kombinatorische ästhetische Funktion und die Formeln der symbolischen Logik.

Jahresbericht: Lipps Th., Dritter ästhetischer Litteraturbericht. I.

Tönnies F., Über die Erscheinungen der Soziologie aus dem Jahre 1895/96.

Philosophisches Jahrbuch. 11. Band.

Heft 2. Seitz A., Zusammenhang des Leibnizschen Monadensystems mit dem Determinismus.

Heft 3. Seitz A., Die Freiheitslehre der lutherischen Kirche in ihrer Beziehung zum Leibniz-Wolffschen Determinismus.

Philosophische Studien. 14. Band. Heft 1. 2.

Richter R., Der Willensbegriff in der Lehre Spinozas.

Zeitschrift für **Philosophie** und **philosophische Kritik.**

112. Band. Heft 2. Eucken R., Die Stellung der Philosophie zur religiösen Bewegung der Gegenwart.

113. Band. Heft 1. Richter R., Die Methode Spinozas.

Lülmann C., Fichtes Anschauungen vom Christentum.

Ethische Kultur. Jahrgang VI. Nr. 42.

Tönnies F., Theodor Storm, Festrede zur Einweihung des Storm-Denkmals.

Kantstudien. III. 1. 2.

Vorländer K., Villers Bericht an Napoleon über die Kantische Philosophie.

Maier H., Die Bedeutung der Erkenntnistheorie Kants für die Gegenwart. (Schluß.)

Menzer P., Der Entwicklungsgang der Kantischen Ethik in den Jahren 1760/85. II.

Vorländer K., Kant, Schiller, Goethe.

Berner Studien zur **Philosophie** und ihrer Geschichte.

XI. Rothenberger Ch., Pestalozzi als Philosoph.

XII. Bensow O., Zu Fichtes Lehre vom Nicht-Ich. H.-K.

Theologische Zeitschriften.

Archiv für **Religionswissenschaft.** 1. Band. Heft 4.

Polivka G., Nachträge zur Polyphemsage.

Theologischer Jahresbericht. 17. Band, enthaltend die Litteratur des Jahres 1897.

3. Abteilung. Mayer E. W., Troelsch, Sulze, Dreyer, Systematische Theologie.

4. Abteilung. Marbach, Lülmann, Woltersdorf, Hering, Everling, Hasenclever und Spitta, Praktische Theologie und kirchliche Kunst.

Theologische Rundschau. Jahrgang 1. Heft 12.

Bonus A., Aus der schönen Litteratur.

Neue kirchliche Zeitschrift. 9. Jahrgang.

Heft 8. Lange P., Bibelinschriften Luthers und anderer Reformatoren.

Keller S., Noch einmal das protestantische Christusdrama und die Kritik.

Heft 12. Schubart F. W., Martin Luthers Name.

Zeitschrift für **wissenschaftliche Theologie.** Band 41. 3.

Runze G., Zur Interpretation des Lutherliedes. „Ein' feste Burg".

Theologische Studien und **Kritiken.** 1898. 4.

Latendorf F., Melanchthoniana in Mecklenburg.

Zeitschrift für **Kirchengeschichte.** Band 19.

Heft 1. 2. Friedensburg W., Beiträge zum Briefwechsel der katholischen Gelehrten Deutschlands im Reformationszeitalter.

Rosenfeld, Beiträge zur Geschichte des Naumburger Bischofsstreites.

Heft 3. Tschakert P., Ein neuer Beitrag zur Lebensgeschichte des Reformators M. Antonius Corvinus.

Clemm O., Bemerkungen zu dem Schmähgedicht gegen die Bettelmönche.

Freytag H., Ein Empfehlungsbrief Ph. Melanchthons für Josias Menius aus Stolp.

Bibliographie der kirchengeschichtlichen Litteratur. 1898. I.

Beiträge zur **bayerischen Kirchengeschichte.** Band 4. Heft 5. 6.

Dietlen W., Beiträge zur Geschichte der Reformation in Schwaben.

Rieder O., Kirchengeschichtliches in den Zeitschriften der historischen Vereine in Bayern.

Zeitschrift für **katholische Theologie.** XXII. Band.

Heft 3. Duhr B., Die Etappen bei der Aufhebung des Jesuitenordens.

Heft 4. Hirschmann A., Religionsgespräch zu Regensburg 1601. III.

Stimmen aus **Maria-Laach.** Jahrgang 1898.

Heft 6. Hammerstein L. von, Die deutschen Universitäten der Gegenwart.

Kreiten W., Über Gerh. Hauptmanns „Hanneles Himmelfahrt".

Heft 9. Kreiten W., P. Roseggers religiöse Tendenz. — Rosegger antwortete kurz im Heimgarten, Dezemberheft.

Heft 10. Kreiten W., Die katholische Kritik und ihr Kritiker Veremundus.

Baumgartner A., E. von Steinles Briefwechsel.

Der Katholik. 3. Folge. Band 17.

August—November. Roth F. W. E., Beiträge zur Mainzer Schriftstellergeschichte des 15. und 16. Jahrhunderts.

Rody, Die Macht der Presse.

Dezember. Görigk E., Die Einführung des Protestantismus in Hildesheim.

Studien und **Mitteilungen** aus dem **Benediktiner-** und dem **Cistercienser-Orden.** Jahrgang 19.

Heft 2. 3. Endres J. A., Beiträge zur Biographie und den litterarischen Bestrebungen des Oliverius Legipontius. (Schluß.)

Willems G., Scholae Benedictinae sive: de scientiis, opera monachorum ordinis S. Benedicti auctis, excultis, propagatis et conservatis; libri quatuor a D. Odone Cambier.

Allgemeine evangelisch-lutherische Kirchenzeitung.

Nr. 26. Das geistliche Drama im deutschen Mittelalter.

Nr. 29—36. Aus der Geschichte der deutschen Nationallitteratur.

Nr. 38. 41. Ein neues „evangelisches Gesangbuch für Elsaß-Lothringen".

Nr. 44. Die Legende von der Raben-Aaß-Strophe.

Der Protestant. Jahrgang 2.

Nr. 29—32. Die Heiligsprechung der Jungfrau von Orleans.

Nr. 33. Ein geistliches Volkslied.

Nr. 37. Bismarck als Christ nach seinen Reden und Briefen. 2.

Nr. 49—53. Die Bedeutung des Jahres 1848 für die Entwicklung der preußischen Landeskirche.

Nr. 51. Unsere Witzblätter.
Fuhrmann Henschels Schuld.
Nr. 53. Max Klingers religiöse und sittliche Dichtungen.

Deutscher Merkur. 29. Jahrgang.
Nr. 32. 34. 35. 37. Herder und der Romanismus.
Nr. 48—51. Martin Boos.

Protestantische Monatshefte. 2. Jahrgang. Heft 7.
Grimm E., Wissenschaft und wissenschaftliche Methode.

Beweis des Glaubens. XXXIV.
7. Eine neue deutsche Volksbibel.
11. Zukunftssorgen der Naturalisten.

Katholische Schweizer Blätter. XIV.
Küchler, Bruder Klaus. — Abdruck des nur noch in Heideggers Kopie vorhandenen Nürnberger Druckes von 1488.
Waßmer L., Albrecht von Haller als Apologet.
Portmann A., Dantes Divina Commedia und Goethes Faust.
v. Liebenau Th., Der Humanist Ulrich Zasius als Stadtschreiber von Baden im Aargau. H.-K.

Theologische Zeitschrift aus der **Schweiz.** 1898. Nr. 1.
Christ P., Über Friedrich Nietzsche. H.-K.

Revue de theologie et de philosophie. 1898. No. 4.
Tissot R., Encyclopédie théologique de Schleiermacher (suite). H.-K.

Kunstzeitschriften.

Repertorium für **Kunstwissenschaft.** Band 21.
Heft 3. Weizsäcker H., Nikolaus Knüpher und Adam Elsheimer.
Heft 4. Kautzsch R., Des Christoph Scheurl Libellus de laudibus Germaniae.
Heft 5. Justi L., Jacopo de Barbari und Albrecht Dürer. 1.
Zucker, Zu den Handzeichnungen Dürers.

Zeitschrift für **bildende Kunst.**
Band 9. Heft 8. Lange K., Dürers ästhetisches Glaubensbekenntnis. (Fortsetzung.)
Heft 9. Matthaei A., Hans Brüggemann.
Bach M., Ein neuer Meister der Ulmer Schule.
Heft 10. Weisbach W., Einiges über Hans Pleydenwurff und seine Vorgänger.
Nuáry A., Karl Lotz.
Band 10. Heft 2. Haarhaus J. R., Die Bildnisse des Erasmus von Rotterdam.

Kunst und **Kunsthandwerk.** I. Jahrgang. Heft 9.
Volbehr Th., Ästhetische Urteile und kunstgeschichtliche Würdigung.

Das Kupferstichkabinet. II. 2.
Holzschnitte von 1591 aus J. Wimpfelings „De fide concubinarum".
10. Brosamer, Hans Sachs.

Deutsche Kunst.
Jahrgang 2. Nr. 8. Marschall H., Friedrich Gesellschap.
Nr. 22. Triesmans H., Accentverteilung.
Jahrgang 3. Nr. 3. Kjellant A., Kunst und Kunstsinn.

Zeitschrift für **christliche Kunst.** Band XI. Heft 5.
Haendcke B., Über Entwürfe und Studien zu ausgeführten Werken Dürers.

Leipziger Kunst. Jahrgang 1.
Nr. 1/2. Gottschall R. von, Die Lage der heutigen Schauspielkunst.
Nr. 3. Rudolf von Gottschall als Dramaturg in Königsberg.
Witkowski G., Der Faust des Leipziger Stadttheaters.

Jahrbuch der königlich **Preußischen Kunstsammlungen.** Band 19. Heft 3. 4.
Dobbert E., Das Evangeliar im Rathause zu Goslar. I.
Dodgson C., Das Original des früheren Holzschnittes Hans Holbeins.
Haendcke B., Dürers Beziehungen zu Barbari, Pollaiuolo und Bellini.

Ver sacrum. Organ der Vereinigung bildender Künstler Österreichs. Jahrgang 1.
Heft 1. Huch Ricarda (Aus einem noch unvollendeten Werke über die Romantik), Symbolistik vor hundert Jahren.
Heft 8. Bartels A., Was ist zeitgemäß?
Heft 10. Holzamer W., Stil und Individualität.
Heft 12. Bahr H., Fernand Khnopff.

Zeitschriften für Musikgeschichte.

Monatshefte für **Musikgeschichte.** Jahrgang 30.
Nr. 6. 7. Aktenmaterial aus dem städtischen Archive zu Augsburg. — Aus dem 15.—19. Jahrhundert. Manches über Opernaufführungen. Eine Liste der in Augsburg angestellten Musiker. Neun Eingaben, die sich auf theatralische Vorstellungen beziehen: 1551 will Schullehrer Hanns Rogell seine Schüler durch Komödienaufführungen im Reden üben. 1562 wollen die Meistersänger am Ostermontag spielen. Im 17. Jahrhundert (18. Oktober ohne Jahreszahl) führen die Meistersänger das „Teutsche Schau-Spihl auf: Die vomm Himmel beschützte belohnte Unschuld und Tugend oder der Kampf zwischen einem Ritter und ungeheuren Riesen in der wilden Insel". — Dezember 1602 kommt Ruppert Braun aus London mit seiner Gesellschaft nach Augsburg und erhält die Erlaubnis, geistliche Schauspiele aufzuführen. — Oktober 1613 Peter Gilch aus Paris Erlaubnis zu französischen Komödien. — November 1786 kommt Emanuel Schikaneder mit seiner Truppe nach Augsburg. — Johann Nießer, der 1771 in München das Nationaltheater errichtete, stellt am 2. August 1778 dem Stadtrat in Augsburg den Antrag, ein Theater zu eröffnen.
Nr. 8. 9. Handschriften des 15. Jahrhunderts.
Nr. 10. Bernhard Christian Weber und Johann Sebastian Bach.
Nr. 11. Michael Weyda und Heinrich Albert.
Bolte J., In dulci jubilo. Neues zu Text und Melodie.
Nr. 12. Prüfer A., Zur Familiengeschichte des Leipziger Thomas-Kantors J. H. Schein.

Siona, Monatsschrift für Liturgie und Kirchenmusik 1898, 3.
Herold, Vorführung der Bayreuther Chorordnung 1724.
Geyer, Ein neu entdecktes Lutherlied?
Aus der Passion des Mancinus.

Die Lyra (Wien). XXII. Jahrgang.
Nr. 4. N. [Naaff], Volkskunst und Gipfelkunst.
Nr. 7. Zur Erinnerung an Robert Hamerling. — „Der Seelenverkäufer". Eine Jugendgeschichte Hamerlings.

Neujahrsblatt der **Allgemeinen Musikgesellschaft** in **Zürich** auf 1898.
Steiner A., Johannes Brahms. I. H.-K.

Zeitschriften für Bibliothekswesen.

Beiträge zur **Theorie** und **Praxis** des **Buch-** und **Bibliothekswesens.** (Sammlung bibliothekswissenschaftlicher Arbeiten, Heft 11.)

Heft 4. Eichler F., Die Autorschaft der akademischen Disputationen. II. Teil.

Falckenheimer W., Einblatt-Kalender aus Douai für das Jahr 1585.

Molsdorf W., Die Photografie im Dienste der Bibliographie mit besonderer Berücksichtigung älterer Drucke.

Dziatzko K., Die modernen Bestrebungen einer Generalkatalogisierung.

Schwenke P., Zur Erforschung der deutschen Bucheinbände des 15. und 16. Jahrhunderts.

Centralblatt für **Bibliothekswesen.** 15. Jahrgang.

Heft 3. 4/5. Beck R., Die Beziehungen des Florentiners Antonio Magliabechi zu Christian Daum, Rektor zu Zwickau. I. Allgemeine Bemerkungen über ihre Korrespondenz. Poeti diversi. II. Brief und Postverkehr zwischen Italien und Sachsen am Ende des 17. Jahrhunderts. III. Der bibliographische Inhalt der Magliabechibriefe.

Falk, Kommentar zu des Trithemius Catalogus scriptorum ecclesiasticorum.

Zucker, Die ehemals in Altdorf befindliche Schwarzsche Büchersammlung.

Heft 6. Bauch G., Drucke von Frankfurt a. O. Erweiterungen zu Panzer. Annales Typographici VII 54. und IX 464.

Heft 7. Bauch G., Die Urdrucke der Epistolae obscurorum virorum. I. Die drei Ausgaben des ersten Teils.

Heft 8. Kück E., Über zwei Doppeldrucke des Jahres 1522.

Heft 9. Falk, Zur Entwicklung und zum Verständnis des Speculum humanae salvationis.

Heft 10/11. 12. Steiff K., Wo ist die Editio princeps der Epistolae obscurorum virorum gedruckt worden? — „bei Heinr. Gran in Hagenau."

Beiheft 20. Milkau F., Centralkataloge und Titeldrucke. Geschichtliche Erörterungen und praktische Vorschläge im Hinblick auf die Herstellung eines Gesamtkataloges der preußischen wissenschaftlichen Bibliotheken.

Beiheft 21. Heiland K., Die Lutherdrucke der Erlanger Universitäts-Bibliothek aus den Jahren 1518—1523.

Mitteilungen des **österreichischen Vereins** für **Bibliothekswesen.** II. 2—4.

Ahn F., „Newe Zeytungen" aus Johann Manuels Druckerpresse. (Schluß und Nachtrag).

Schubert A., Eine altösterreichische Bibliotheks-Ordnung. 1791.

Weinberger W., Wiener Aesop-Handschriften.

Anhang. Weilen Alexander von, Zur Wiener Theatergeschichte. Die vom Jahre 1629 bis zum Jahre 1740 am Wiener Hofe zur Aufführung gelangten Werke theatralischen Charakters und Oratorien. — Dieses reichhaltige bibliographische Verzeichnis wird sieben Heften der Mitteilungen beigegeben werden und dann als selbstständige Schrift erscheinen.

Zeitschrift für **Bücherfreunde.** Jahrgang 1898/99.

Heft 2. 3. Buchholtz A., Die Berliner Litteratur von 1848.

Heft 4. Witkowski G., Chodowieckis Werther-Bilder. — Mit Porträt und 13 Abbildungen.

Zobeltitz F. von, Eduard Grisebach.

Bulthaupt H., Die bremischen Theaterzettel von 1688. — Mit zwei Faksimiles: „Der Wallensteiner". „Erzzauberer Johannes Faustus."

Ring M., Zur Geschichte des „Kladderadatsch". Mit Zusätzen von F. von Zobeltitz.

Heft 5/6. Frick G., August Hermann Francke und die Buchhandlung des Waisenhauses in Halle.

Wolff Eugen, Inwieweit rührt die Familie Schroffenstein von Kleist her? — Mit 6 Faksimile-Tafeln. „Nur die auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin aufbewahrte Handschrift ist als Eigentum Kleists anzuerkennen und darf allein als Grundlage für fernere Editionen dienen." Eine Entgegnung veröffentlichte Geppert in der Beilage der Allgemeinen Zeitung Nr. 276.

Heft 7. 8/9. Weinitz F., Ein Berliner Jugendschriftenverlag und sein Illustrator.

Schreiber W. L., Die Totentänze.

Klette A., Noch ein Wort über Heines Geburtsjahr. — Tritt entschieden für 1799 ein.

Schulze A., Eine neue deutsche Bibliographie. — „Bibliographie der deutschen Zeitschriften-Litteratur." Band I.

Boettcher G., Die Münchener „Fliegenden Blätter" und ihre Geschichte.

Heidenheimer H., Johannes Gutenberg in den Schöfferschen Drucken des deutschen Livius.

Goebel Th., Die großen deutschen Verlagsanstalten. I. Das bibliographische Institut in Leipzig.

Zobeltitz F. von, Eine Bibliographie der Robinsonaden.

Revue des Bibliothèques. Juin-Juillet.

Dorez L., Une lettre de Gilles de Gourmont à Girolamo Aleandro (1531), suivie des documents nouveaux sur Aleandro.

Picot E., Des Francais qui ont écrit en italien en 16e siècle (suite).

Zeitschriften für Volkskunde.

Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. Band 8. Heft 4.

Haase K. E., Volksmedizin in der Grafschaft Ruppin. (Schluß.) — Mit vielen gereimten Sprüchen und Beschwörungen gegen allerlei Krankheiten.

Raff H., Aberglauben in Bayern. — Mit gereimten Gebeten und mehreren mundartlichen Hostiensagen.

Reichhardt R., Abzählreime aus der Grafschaft Hohenstein.

Gerhardt M. und Petsch R., Uckermärkische Kinderreime. — Mit vergleichenden Bemerkungen.

Bünker J. R., Heanzische Schwänke, Sagen und Märchen. (Schluß.)

Beck H., Aus dem bäuerlichen Leben in Nordsteimke (Braunschweig). — Hochzeit, Taufe, Begräbnis, Pfingsten.

Weinhold K., Aus Steiermark. Volkstümliches in alphabetischer Reihe.

Kleine Mitteilungen: Maurer K., Das Elbenkreuz. — Eyin Marie, Reifichthäufung in Niederösterreich. (An Mordstellen.) — Dirksen C., Personennamen auf Kamp (= Feld). — Bolte J., Pol de Mont en Alfons de Cock: Dit zijn Vlaamsche Vertelsch uit den Volksmond. Mit reichen Nachträgen von Parallelen.

Mitteilungen der **Anthropologischen Gesellschaft** in Wien. Band XXVIII. 1. Heft.

Bancalari G., Forschungen und Studien über das Haus. III. Volksmäßige Benennungen von Gegenständen in der Landwirtschaft.

Der Urquell. Der Neuen Folge Band II. Heft 1—10.

Perez L., Judendeutsche Volkslieder aus Rußland.
Asmus und Brunk A., Volksrätsel aus Pommern.
Achelis Th., Socialpsychologische und geographische Perspektive.
König F. und Schöll O., Sagen aus Niedergebra und der Burg Lohre.
Heilig O., Alte Sagen.
Caland W., Von der Wiedergeburt Totgesagter.
Höfler M., Perchta.
Robinsohn J., Judendeutsche Sprichwörter aus Ostgalizien.

Das Land.

Jahrgang 6. Nr. 22. Bei Roseggers.
Nr. 23. 24. Wie wird der Geschichtsunterricht ein Mittel zur Pflege der Heimatliebe und der Seßhaftigkeit.
Bruchmüller W., Die Colonisation Friedrichs des Großen in der Mark Brandenburg.
Schalk G., Über Volks- und Jugendspiele.
Müller-Guttenbrunn A., Die Macht der Heimat.
Jahrgang 7. Nr. 2. Tanneil-Jersleben, Noch einige Weihnachtsfestspiele.
Nr. 5. Schalk G., Von unserer modernen Dichtkunst.
Nr. 6. Dittmar Th., Dramatische Volksfestspiele. Ein Weg zur Belebung des religiös-sittlichen und vaterländischen Sinnes unserer Bevölkerung.
Traudt V., Georg Volk, der Dichter des Odenwaldes.

Mitteilungen und **Umfragen** zur **bayerischen Volkskunde.** 4. Jahrgang. Nr. 1—3.

Petsch R., Aus der älteren Volkslitteratur.
Spiegel K., Ueber Schatzsagen.
Schmidkonz J., Aberglaube aus alten Gerichtsbüchern.
Petsch R., Unterfränkische Rätsel.
Englert A., Zur Lenorensage.

Unser Egerland. Blätter für Egerländer Volkskunde. Jahrgang 2. Heft 2—6.

Binhack F., Volkstümliches aus dem Stiftslande Waldsassen. II. Rätsel.
Köhler J., Die Hochfläche am Landrain. Ein Beitrag zur Egerländer Volks- und Heimatskunde.
John A., Der Streit zwischen Sommer und Winter.
John A., Egerländer Volkslieder. — Meist aus der Sammlung von Rath S. Grüner. Schöne alte Stücke.
John A., Die Sonnwendfeier.
John A., Egerländer Volksaberglaube.
J., Kinderspiele.
Müller M., Volkstümliche Ausdrücke und Namen im Egerlande. 1. Krankheiten.
John A., Egerländer Hofnamen.

Zeitschrift für **österreichische Volkskunde.** Jahrgang 4.

Heft 6/8. 9/10. Urban M., Ältere Egerländer Volkslieder.
Bünker J. R., Niederösterreichische Schwänke, Sagen und Märchen. — Auch einige Sagen über Kaiser Josef. Mehrere Schwänke über Eulenspiegel.
Piger F., Scheibensprüche aus Grünburg in Oberösterreich.
Dörler A. F., Schätze und Schatzhüter in Tirol.
Branky F., Der Text und der Verfasser des Binderliedes.

Jaworskij J., Südrussische Parallelen zu Doktor Allwissend.

Kleine Mitteilungen: Reiterer K., Volkslieder. Grabinschriften. Vom Diebebannen und Lebenabbeten. — Marx A., Kinderlieder. — Peiter W., Die Feder-Prowenda im deutsch-böhmischen Mittelgebirge.

Blätter für **Pommersche Volkskunde.**

6. Jahrgang. Nr. 2/12. Haas A., Volkstümliche Tänze und Tanzlieder aus Pommern.

Manzeck E., Zwei Singspiele.

Haas A., Liebesorakel und Liebeszauber in Pommern.

Knoop O., Volkstümliches aus der Tierwelt.

Haas A., Volkstümliche Spottverse und Neckereien auf einzelne Stände und Gewerke.

Brunk A., Volksrätsel aus Pommern.

Knoop O., Zwergnamen in Pommern.

Haas A., Das Haus in Glaube und Brauch der Pommern.

Weineck O., Rügensche Sagen.

Haas A., Essen und Trinken im Pommerschen Sprichwort.

Brunk A., Volkslieder aus Pommern.

Karbe U. und Andere, Volksmärchen aus Pommern.

7. Jahrgang. Nr. 1/2. Haas A., Sagen und Erzählungen von Stettiner Kirchen und Klöstern.

Knoop O., Volkstümliches aus der Thierwelt.

Brunk A., Volkslieder aus Pommern.

Mitteilungen des Vereins für **sächsische Volkskunde.** 1898. Nr. 5—7.

Pfau C., Beiträge zur sächsischen Sittengeschichte nach gerichtlichen Buchungen. 16. und 17. Jahrhundert.

Pfau C., Alte Volksrezepte.

Müller R., Das Sachsenlied.

Meiche A., Johannisfeuer.

Walther O., Über die wichtigsten Familienfeste in Lungau vor etwa sechzig Jahren.

Mitteilungen der **schlesischen** Gesellschaft für **Volkskunde.** Heft 5.

Nr. 2. Jantzen H., Der Streit zwischen Sommer und Winter in der Volkspoesie.

Liebich B., Marlborough-Lied im schlesischen Gebirge. — Ergänzungen hierzu in Nr. 5.

Nr. 3. Koch M., Karl von Holtei.

Hulwa, Ein ungedrucktes Gedicht Holteis. „Zur Seelenkunde.“

Nr. 4. Olbrich C., Deutsche Schlangensagen.

Nr. 5. Drechsler P., Streifzüge durch die schlesische Volkskunde. II. Alte Bräuche und Sagen aus Sprottau in Niederschlesien.

Gusinde K., Schlesische Pfingstbitte.

Eichner A., Verbrecher-Poesie.

Nr. 6. Scholz O., Der Spinnabend zu Herzogswaldau. Mit vielen Liedern und Spielen.

Schweizerisches Archiv für **Volkskunde** Jahrgang 2.

Heft 2. Ithen Anna, Über Hexen und Hexereien.

Muoth J. C., Nachrichten über bündnerische Volksfeste und Bräuche.

Zindel-Kressig A., Volkstümliches aus Sargans und Umgebung.

Furrer J., Alter Fastnachtsgebrauch aus Uri.

Rüttimann P. A., Einige Gebräuche aus Vals (Graubünden).

Heft 3. 4. Hirzel P., Aberglauben im Kanton Zürich.

Bürli J., Volkstümliches aus dem Kanton Luzern.

Spiller H., Aschermittwoch in Elgg.
Hoffmann-Krayer E., Ein Zauberprozeß in Basel 1719.
Waldis K., Schwänke des „Jör-Lieni" aus dem Muotathal.
Jmesch T., Alpengebete in Goms (Oberwallis).

Mitteilungen der Gesellschaft für **jüdische Volkskunde.** Heft 2.
Märchen und Sagen der deutschen Juden. — Der Wind. — Deutsch-Hallel.

Revue des traditions populaires. Tome XIII.
Nr. 4/5. Chauvin V., Le rêve du trésor sur le pont.
Lacuve R. M., A propos d'un passage de Rabelais. II, 26.
Nr. 6. 12. Gargantua dans les traditions populaires. XII.
Marlot H., Petites légendes chrétiennes.
Nr. 12. S. P., Légendes contemporaines. IX. Le blé jeté à la mer. X. La ressurection de l'archiduc Rodolphe.

Zeitschriften für Geschichte, Geographie und Kulturgeschichte.

Zeitschrift für **Kulturgeschichte.** Band 6. Heft 1. 2.
Lamprecht K., Ueber die Entwicklungsstufen der deutschen Geschichtswissenschaft. — IV. Möser. Kant. Schiller. Schelling und Hegel. Die Identitätsphilosophie. Wilhelm von Humboldt. Leopold von Ranke. Gervinus. — V. Die neueste Zeit. Die statistische Methode. Historische Forschung in den Einzeldisziplinen. Comte und Buckle. Karl Marx. Die kulturgeschichtliche Auffassung der Gegenwart. Soziologie. Ethnologie.
Otto E., Alchimisten und Goldmacher an deutschen Fürstenhöfen. (Mitteilungen aus dem Thesaurus Picturarum der Darmstädter Hofbibliothek.)
Distel Th., Miscellen. (Zu Klaus Narrs Historien. Aus Müllners „Umgang mit Menschen".)

Historische Zeitschrift. 82. Band. Heft 1.
Meinecke F., Zur Geschichte des Gedankens der preußischen Hegemonie in Deutschland.

Historisches Jahrbuch. Band 19. Heft 4.
Schroeder F., Aus der Zeit des klevischen Erbfolgestreites. II.
Lunsenmayer A., Die Predigten des Franziskaners Johannes Pauli. Ein Beitrag zur Geschichte der Predigt am Ausgange des Mittelalters. — Der Verfasser von „Schimpf und Ernst" stammt nicht von jüdischen Eltern ab. Seine zuweilen derbe Sprache ist „trotz mancher Züge von schalkhaftem Humor und kindlicher Naivetät, wie sie namentlich in seinen ‚Exempeln' sich offenbart, durchaus eine des erhabenen Gegenstandes würdige".

Historische Vierteljahrsschrift. Neue Folge der Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. 3. Jahrgang 1898. Der ganzen Folge 9. Jahrgang.
3. Heft. Rieker K., Staat und Kirche nach lutherischer, reformierter, moderner Anschauung.
Haake P., Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans an ihre Schwägerin Kurfürstin Wilhelmine Ernestine von der Pfalz.
4. Heft. Häbler K., Die Stellung der Fugger zum Kirchenstreite des 16. Jahrhunderts.
Beilage: Maßlow O., Bibliographie zur deutschen Geschichte 1898.

Biographisches Jahrbuch und **deutscher Nekrolog.** 2. Band.
Luther J., Übersicht der Bibliographie der biographischen Litteratur. 1897.
Deutscher Nekrolog vom 1. Januar bis 31. Dezember 1897. — Vetter: Jakob Baechtold. — Peyet: Michael Bernays. — Trog-Basel: Jacob C. Burck-

hardt. — Rudolf Krauß: Johann Georg Fischer. — F. Brümmer: Johannes Dietrich Adolar Gerhard. — Rudolf Krauß: Karl Hecker. — D. Jacoby: Ludwig Hirzel. — W. Ranisch: J. P. J. Hoffory. — Lipps: Jürgen Bona Meyer. — Euglia: Anton F. Mitterwurzer. — Bojanowski von: Sophie Großherzogin von Sachsen. — Bayer W.: Wilhelm Wattenbach. — Franz X. von Wegele. — Bettelheim A.: Charlotte Wolter.

Ergänzungen und Nachträge zum Nekrolog 1896.

Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland. Band 122.

Heft 2. 3. Grupp G., Nietzsches Bedeutung für unsere Zeit.

Bellesheim A., Wissenschaftliche Thätigkeit im Orden der Serviten.

Heft 5. Kardinal Matthäus Lang.

Heft 6. 7. Grupp G., Moderne Dichter als Zeitspiegel.

Paulus: Kaspar Schatzgeyer.

Heft 8. 9. Arens E., Zwei Balladen von Annette von Droste-Hülshoff. Eine Quellenstudie. 1. Der Tod des Erzbischofs Engelbert von Köln. — 2. Das Fegefeuer des westfälischen Adels.

Heft 10. Hoeber K., Briefe von Luise Hensel an Professor Andreas Räß. — Aus den Jahren 1826 und 1828.

Heft 12. F. B., Ringseis Bettina: Nachgelassene Gedichte von Emilie Ringseis.

Archivalische Zeitschrift. Neue Folge. 7. Band. 1897.

Baumann F., Zur Geschichte der deutschen Personennamen.

Leipziger Studien aus dem Gebiete der **Geschichte.** Vierter Band.

Heft 2. Oppermann O., Das sächsische Amt Wittenberg im Anfang des 16. Jahrhunderts auf Grund eines Erbbuches vom Jahre 1513.

Heft 4. Friedrich F., Politik Sachsens 1801—1803. Ein Beitrag zur Geschichte der Auflösung des heiligen römischen Reiches.

Revue historique. Band 68. 1.

Bojanovski P., Quelques lettres inédites de J. J. Mounier.

Stern A., Ch. E. Oelsner, Notice biographique, accompagnée de fragment des ses mémoires relatifs à l'histoire de la révolution française.

Das Leben. II. Jahrgang. Heft 4.

Feldegg F. von, Der moderne Bildungsbegriff.

Möbius P. J., Psychiatrische Goethe-Studien.

Lory K., Die Frau und die Kunst der Gegenwart.

Kralik R. von, Zur Philosophie der Geschichte.

Monatsblatt der heraldischen **Gesellschaft „Adler"** (Wien). Band IV.

Nr. 208. Schullern von, Romeo und Julie in der Geschichte.

Nr. 216. Wertner M., Zur Familiengeschichte des Helden von Sziget. (Nikolaus Zrinyi.)

Mitteilungen aus dem **germanischen Nationalmuseum.** Jahrgang 1898.

Hampe Th., Autographen Bugenhagens, Crucigers und Melanchthons in einem Gebetbuch der Kirchenbibliothek zu St. Lorenz.

Bösch H., Das Nürnberger Geschlechterbuch von 1563.

Lauffer O., Zwei historische Lieder. 1. Über die polnische Königswahl Heinrichs III. 1573. — 2. Werbelied Heinrich Friedrichs von Oranien um die Stadt Hertogenbusch 1629.

Schmidt R., Ein Brief Jean Paul Friedrich Richters. — An den Bürgermeister Köhler in Hof 9. April 1786. Bittet um ein Darlehen für seine Mutter in sehr origineller und sinniger Weise.

Geschichtsblätter des deutschen **Hugenotten**-Vereins. VII. Zehnt.
Heft 6. 7. Paret, Geschichte der reformierten Gemeinde Cannstatt, Württemberg.
Bonet-Maury G., Die französische reformierte Kirche zu Emmerich.
Heft 9. Schöttler A., Die französische Kolonie in Müncheberg.
Heft 10. Tollin P., Urkunden zur Geschichte hugenottischer Gemeinden in Deutschland, und Register.

Deutsche Rundschau für **Geographie** und **Statistik.** XXI. Jahrgang.
Heft 1. 2. Axelsen, Die Nordfriesen.
F. J. Bertuch.
A. Kerner von Marilaun.
Heft 4. J. R. Lorenz Ritter von Liburnau.

Geographische Abhandlungen. Band 6. Heft 3.
Penck A, Friedrich Simony, Leben und Wirken eines Alpenforschers. Ein Beitrag zur Geschichte der Geographie in Österreich.

Münchener geographische Studien. 6. Stück.
Piris R., Kepler als Geograph. Eine historisch-geographische Abhandlung.

Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des **Judenthums.** 6. Jahrgang
Heft 6—11. Wolf A., Ein Gutachten des Senats der Universität Jena.

Populärwissenschaftliche Monatsblätter zur Belehrung über das Judentum. Jahrgang 18. Nr. 9.
Ein Gedicht und ein Brief Heinrich Heines.

Historische Provinzial- und Lokalzeitschriften.

Zeitschrift des **Aachener** Geschichtsvereins. 20. Band.
Teichmann F., Neue Beiträge zur Fastradasage.
Brüning W., Ein Beitrag zur Würdigung des Bürgermeisters Dauven.
Teichmann E., Die Ableitung zweier Wörter der Aachner Mundart. 1. Der Hiel. 2. Die Pollevij.
Teichmann E., Ein Aachener als Darsteller der Titelrolle in zwei Mysterien. — 1485. Leben und Leiden der heiligen Barbara. 1486. Mysterium von der heiligen Katharina.

Aus Aachens Vorzeit.
IX. Lersch B. M., Christliche Auslegung einer bösen Karlssage.
X. Wacker K., Max von Schenkendorf am Rhein und in Aachen.
Fey J., Ein Brief E. M. Arndts an Maler Salm.

Alemannia. Jahrgang 26. Heft 2.
Marriage M. E, Poetische Beziehungen des Menschen zur Pflanzen- und Tierwelt im heutigen Volkslied auf hochdeutschem Boden. — I. Pflanze und Mensch. Vergleiche. Das Leben der Pflanze. Beseelung. Der Mensch als Pflanze. II. Thier und Mensch. Ihre Verwandtschaft wird in Redensarten abgespiegelt. Vergleiche. Spott- und Kosenamen. Der Mensch als Thier (Verwandlung und anderes). Das Thier mit menschlichen Eigenschaften. Eine hübsche auf breiter Grundlage durchgeführte Untersuchung.
Clemm O., Eine fast verschollene Streitschrift Thomas Murners. — Abdruck der Prosaschrift: Antwurt vnd klag mit entschuldigung doktor Murners wider bruder Michel stifel von eßlingen. Straßburg 1522.

Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in **Böhmen.** Jahrgang 37.

Nr. 1. Hallwich H., Der Herzog von Reichstadt. — Mit bisher ungedruckten Briefen.

Hallwich H., Ein ungedruckter Tagesbefehl Wallensteins.

Zeißberg H. von, Zur Gelehrtengeschichte im XVIII. Jahrhundert.

Jahnel C., Einige Nachrichten über den Maler Fabian Polierer und über den Literatenchor zu Aussig.

Mach F., Die „Weiner"-Innung und der „Gurkenkönig" in Saaz.

Nr. 2. Zeißberg H. von, Erzherzog Karl in Böhmen (1798).

Mayer W., Neu aufgefundene Briefe Adalbert Stifters. — Zwei Zettel an seine Gemahlin (1847 und 1867) und ein Brief an Heliodor Truska (8. Februar 1854).

Mach F., Ein Christspiel im westlichen Nordböhmen.

Baltische Monatsschrift. Jahrgang 40.

Heft 8. 9. Diederichs B., Zu dem Tagebuch des Grafen Gotthard Manteuffel 1783).

Heft 11. 12. Aus dem Briefwechsel zwischen Viktor Hehn und Georg Berkholz.

Baltische Studien. 1. Folge. Ergänzungsband.

Lange E., Die Greifswalder Sammlung Vitae Pomeranorum. Alphabetisch nach Geschlechtern verzeichnet.

Jahresbericht des Vereins für das **historische Museum** in **Basel.** 1898.

Burckhardt-Finsler A., Die Stammbücher des historischen Museums. H.-K.

Neujahrsblatt der **litterarischen Gesellschaft** in **Bern.** 1898.

Geiser K., Land und Leute bei Jeremias Gotthelf. H.-K.

Jahresbericht des historischen Vereins zu **Brandenburg** a. d. Havel. XXIX—XXX.

Jork O., Brandenburg im Jahre 1848.

Gebauer J., Das evangelische Hochstift Brandenburg und die Restitutionspläne Kaiser Ferdinands II.

Rasmus E., Joachim Fromme, Kaspar Gottschling, Daniel Fincke, drei Brandenburgische Schulrektoren und Lokalchronisten.

Werner Anna und Andere, Sagen aus der Gegend von Brandenburg a. d. Halle.

Werner Anna, Gebräuche aus dem Kreise Zauch-Belzig.

Forschungen zur **Brandenburgischen** und **Preußischen** Geschichte. Band 11. 2. Hälfte.

Borchak C., Johann Jakob Moser als Professor in Frankfurt a. d. Oder.

Prutz H., Zur Geschichte des Konfliktes zwischen dem Großen Kurfürsten und dem Kurprinzen Friedrich 1687.

Doebner R., Aktenstücke betreffend die Vernichtung der Briefschaften Sophie Charlottes, Königin von Preußen 1705.

Brandenburgia. VI, 10.

Pieper H., Kläterpolt.

E. F., Nochmals die Berlinen.

Friedel E., Vom ‚Böten', ein Beitrag zum Volksglauben in Berlin.

Braunschweigisches Magazin.

1897. Nr. 11. Schüddekopf C., Eine wandernde Schauspielertruppe (Schönemann) in Braunschweig. — Mit Ergänzungen zu Devrients Buch.

1898. Nr. 19. 20. Schüddekopf C., Friedrich Wilhelm Zachariä in Braunschweig. — Ergänzungen zu P. Zimmermanns Buch. I. Zachariä und Johann Adolf

Schlegel. Drei Briefe 30. Oktober und 26. Dezember 1749; 1. Februar 1770. II. Zachariä und Gleim. Brief vom 10. Oktober 1766. III. Zachariä als Buchhändler. Mit Briefen an J. G. Jacobi, Oeser und Andere.

Carinthia I. Mitteilungen des Geschichtsvereines für Kärnten. 88. Jahrgang.

Nr. 1. P. V., Sagen von den Heiden im Gebiete des Millstätter-Sees.

Hann F. G., Die Sage vom heiligen Blute in Wolfsberg und die auf dieselbe sich beziehenden Gegenstände.

Nr. 5. Hann F. G., Über die Ziele der archivalischen Thätigkeit in Kärnten und die Bedeutung der Archive für die heimische Kunstgeschichte.

XXVI. Jahresbericht des Vereins für **Erdkunde** zu **Dresden.**

Beilage: Richter P. E., Litteratur der Landes- und Volkskunde des Königreiches Sachsen. Nachtrag 3.

Dresdener Geschichtsblätter. VII. Jahrgang.

Nr. 1 4. Aus Julius Schnorrs Tagebüchern. X. XI.

Nr. 2. Wolter J., Ein Brief Hebbels die Aufführung der „Judith" am Dresdener Hoftheater betreffend.

Die Martinsgans. Reime vom Jahre 1690.

Nr. 4. Drei Jugendbriefe Ludwig Richters.

Jahrbuch des **Düsseldorfer** Geschichtsvereins. Band 13.

Marseille G., Studien zur kirchlichen Politik des Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Neuburg.

Pauls E., Zauberwesen und Hexenwesen am Rhein.

Mitteilungen des Geschichts- und Altertumsforschenden Vereins zu **Eisenberg.** 13. Heft.

Clemm O., Die Schösserin von Eisenberg.

Beiträge zur Geschichte **Eisenachs.** IX.

Kahle K., Aus Eisenachs guten und bösen Tagen. 1. Heft. 1801—1810.

Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Litteratur **Elsaß-Lothringens.** XIV. Jahrgang.

Lewy H., Kulturgeschichtliche Beiträge. 1. Ei im Fundament eines Hauses. 2. Zum Elsässer Judendeutsch.

Hartmann E., Zaubersegen.

Schöll Th., Pfeffel und Lucé 1785—1796, 1801—1808. Briefwechsel. Beigabe: ein Brief Pfeffels an einen Bürgermeister Kriegelstein.

Martin E., Herder und Goethe in Straßburg. Vortrag. — Mit neuen Bemerkungen zu Goethes Aufzeichnung der elsässischen Volkslieder. Zum Herrn von Falkenstein meint Martin: Goethe konnte die Veränderungen der Weimarer gegenüber der Straßburger Handschrift „vornehmen, ohne daß ihm eine neue Quelle oder eine bessere Urschrift vorlag. Ich komme also von der Ansicht zurück, welcher ich in Goethes Werken (Weimar) Band 37 beistimmte, daß die Straßburger und die Weimarer Handschrift gemeinsam aus einer dritten uns verlorenen stamme."

Martin E., Daniel Martin. (Nachtrag zu XIII S. 203.)

Bolte J., Historische Lieder aus dem Elsaß. 1. Schaffner von Alspachs liedt. 2. Von der Schlacht im Elsaß 1589.

Lienhart H., Die Kunkelstube. 2.

Spieser J., Schriftdeutsche Wörter mit abweichendem Sinn in der Mundart des Dorfes Waldhambach.

Winckelmann O., Zur Geschichte des deutschen Theaters in Straßburg unter französischer Herrschaft. — Gastspiele der Gesellschaft Karoline Neuber. Konrad Ernst Ackermann. Döbbelin. Löpper. Karl Friedrich Abt. Abdruck eines Prologes zur Minna von Barnhelm von Döllin 1771. 29. Mai 1779 Aufführung von „Johann Faust, Trauerspiel in fünf Aufzügen von Lessing". Winckelmann hält

Karl Lessing für den Verfasser. Direktion Koberwein. Beigegeben sind Nachbildungen von Theaterzetteln von 1779—1781.

Martin E., Die Aufführung von Goethes „Fischerin" in Sesenheim.

Mitteilungen des Vereins für die **Geschichte** und **Altertumskunde** von **Erfurt.**

Pick A., Eine Quelle für Lessings Riccaut de la Marlinière. — Gespräch eines Franzmanns mit seinem Kousin, Mons. de la Kohlenbrenner im Erfurter „Hinkenden Staats-Boten" 1708.

Pick A., Wieland an Gebrüder Ramann in Erfurt (1808).

Erzgebirgs-Zeitung. 19. Jahrgang.

Nr. 1. 2. Urban M., Goethe im Schlosse Hartenberg und in der Stadt Falkenau. — 1821—1823. Bei dem Grafen Josef Auersperg und bei dem Mineraliensammler J. Lößl. Nachrichten über den von Goethe gewürdigten Naturdichter Anton Fürnstein aus Falkenau.

Urban M., War Goethe auf dem Wolfsberge bei Tschernoschin? — Wird in einer Zuschrift von C. Ruland mit „Nein" beantwortet.

Nr. 3. Janota E., Einiges über Goethes Aufenthalt in der Stadt Falkenau und seine Begegnung mit dem Naturdichter Fürnstein. — Kurzer Nachtrag zu Urbans Aufsatz.

Urban M., Beschwörungsformeln aus dem Erzgebirge.

Nr. 4—11. Wilhelm F., Volkstümliche Pflanzennamen am südlichen Hange und Fuße des mittleren Erzgebirges.

Nr. 10. Weber G. L., Der Wassermann.

Nr. 12. Urban M., Über einstiges Weihnachtsspiel im Erzgebirge.

Beiträge zur Kunde **Ehst-, Liv-** und **Kurlands.** Band 5. Heft 3.

Westling G. O. F., Mitteilungen über den Volksunterricht in Ehstland 1561—1710.

Westling G. O. F., Die Kirchenverfassung in Ehstland zur Zeit der schwedischen Herrschaft.

Mitteilungen vom **Freiberger** Altertumsverein. 34. Heft.

Knebel K., Künstler und Gewerken der Bau- und Bildhauerkunst in Freiberg 1380—1800.

Schau-ins-Land. Freiburg im Breisgau. 25. Jahrbuch.

Mayer Hermann, Aus dem akademischen Leben des 15. und 16. Jahrhunderts.

Lemeyer O., Der Magistrat (Bürgermeister und Rath) zu Breisach in den vergangenen Jahrhunderten.

Baumgarten F., Die sieben freien Künste in der Vorhalle des Freiburger Münsters.

Freiburger Geschichtsblätter. III.

Büchi A., Die historische Sprachgrenze im Kanton Freiburg.

Aus der Heimat. Blätter der Vereinigung für **Gotha**ische Geschichte und Altertumsforschung. I. Jahrgang. Heft 2—4.

Schneider M., Zur Geschichte des Gymnasiums in Gotha.

Zeitschrift des **Harz-Vereins** für Geschichte und Altertumskunde. XXXI. Jahrgang.

Weber G., Der Bericht des Feldpredigers Georg Berkhemeyer über die Belagerung und Einnahme der Stadt Braunschweig 1671.

Küstermann O., Zur Geschichte von Mücheln an der Geisel.

Jacobs E., Johann Liborius Zimmermann und die pietistische Bewegung in Wernigerode.

Neues Archiv für die Geschichte der Stadt **Heidelberg** und der **rheinischen Pfalz.** III. 3. 4.

Thorbecke, Mitteilungen aus Heidelberger Kirchenbüchern: Eine Verordnung von Karl Philipp gegen das Bettler-, Zigeuner- und Räubergesindel vom 14. April 1720.

Sillib R., Ein englischer Reisebericht über Heidelberg aus dem Jahre 1617.

Jahrbuch des deutschen Gebirgsvereins für das **Jeschken-** und **Isergebirge.** 8. Jahrgang.

Taubmann J. A., Das deutsche Volk im Jeschkengebirge.

Hübler F., Auszählreime aus dem Iser- und Jeschkengebirge.

Taubmann J. A., Volks-Märchen und -Sagen.

Neues Lausitzisches Magazin. Band 74. Heft 2.

Jecht R., Hoffmann von Fallersleben in seinen Beziehungen zur Oberlausitz und der Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften

Mitteilungen des Geschichts- und Altertumsvereines zu **Leisnig.** 11. Heft

Zesch M., Die geschichtliche Entwicklung des Leisniger Stadtschulwesens bis zur Wende des 16. Jahrhunderts. Beitrag zu einer sächsischen Schulgeschichte.

Mannsfelder Blätter. 12. Jahrgang.

Größler H., Reisen und Erlebnisse des Sittichenbacher Klosterverwalters Hans Schreck (1550—1582).

Kötteritz C., Lebenserinnerungen des Kantors Joachim Braune zu Ober Wiederstedt 1680—1718.

Könnecke M., Die evangelischen Kirchenvisitationen des 16. Jahrhunderts in der Grafschaft Mannsfeld.

Zeitschrift des Vereins für die Geschichte **Mährens** und **Schlesiens.** 2. Jahrgang.

Heft 1—4. Lechner K., Beiträge zur Frage der Verläßlichkeit des „Codex diplomaticus et epistolaris Moravie".

Heft 1/2. Wotke K., Augustinus Olomucensis. Augustinus Käsenbrot von Wssehrd. Mährischer Humanist 1467—1513.

Wotke K., Zu den Moralitates Caroli quarti imperatoris.

Kux J., Ein Beitrag zu den Religionsverhältnissen Nordmährens um das Jahr 1600

Hawelka E., Die Besiedlung des politischen Bezirkes Sternberg. — Auf Grund des urkundlichen Materials und der deutschen Orts- und Flurnamen.

Zeitschrift des historischen Vereins für den Reg.-Bezirk **Marienwerder.** 36. Heft.

Conrad, Zwei Visitationsrezesse der evangelischen Kirchen zu Groß-Tromnau und Niederzehren 1568 und 1576.

Rosenow L., Karl Jakob Rosenow, Abgeordneter der Stadt Graudenz auf der ständischen Versammlung zu Königsberg 1813.

Annalen des Vereins für **nassauische** Altertumskunde und Geschichtsforschung. 29. Band. 2. Heft.

Michel F., Beiträge zur Geschichte des Märkerwesens in Niederlahnstein.

Mitteilungen: 1898/99 Nr. 1. Otto F., Goethe und der Verein für Nassauische Altertumskunde und Geschichtskunde.

Nr. 2. Pagenstecher, Riehls Novelle „Gräfin Ursula" und ihre historische Grundlage.

Otto F., Zur Geschichte des Grafen Johann von Nassau-Idstein und Wiesbaden. Mit Briefen.

Nr. 3. Zedler, Der nassauische Publizist Johannes Weitzel.

Zur Vorgeschichte der Landesbibliothek zu Wiesbaden.

29. **Bericht** der wissenschaftlichen Gesellschaft „Philomathie" in **Neisse**.

Koehler F., Über die unter dem Titel „Mein Vermächtnis" hinterlassenen Gedichte des Oberlehrers am Realgymnasium in Neisse August Pohl.

May O., Der Dichter August Graf Platen-Hallermünde. Ein Beitrag zur Beurteilung und Würdigung seiner Dichtungen. — Allgemeine Charakteristik.

Cimbal, Der Kräutermarkt in Neisse. Ein Kapitel aus der Volksmedizin vergangener Zeit.

Schriften des Vereins für Geschichte der **Neumark**. Heft VII.

Berg G., Zwei Beispiele für die Sagenbildung in der jüngsten Geschichte der Neumark.

Niederlausitzer Mitteilungen. Band 5. Heft 5—7.

Gander K., Sagen aus dem Gubener Kreis.

Blätter des Vereins für Landeskunde von **Niederösterreich**. Neue Folge. Jahrgang XXX.

Nr. 1—4. Müller R., Wien und Schottwien. — Stimmt den Etymologien von Grienberger und Nagl nicht zu, ohne eine neue Hypothese zu versuchen.

Nr. 8—10. Haselbach K., Finanzielle Zustände in Niederösterreich im 18. Jahrhundert.

Der niederösterreichische Landesfreund. VII. 4.

Volkskundliches aus Altenmarkt an der Triesting.

Zeitschrift des historischen Vereins für **Niedersachsen**. Jahrgang 1898.

Weber G., Der Bericht des lüneburgischen Feldpredigers Georg Berckemeyer über die Feldzüge von 1674 bis 1679.

Roscher Th. Philipp Manecke. Lebensbild eines Syndikus der Stadt Hannover.

Brandes O., Ein Brief von Werthers Lotte. — Vom 30. December 181[illegible] an Lottes Schwester Amalie Ridel in Weimar gerichtet, ohne direkten Hinweis auf Goethe, berichtet über Lottes und deren Kinder Ergehen. Beigegeben sind sorgfältige Zusammenstellungen der Beziehungen von Lottes Kindern zu Goethe.

Thimme F., Neue Mitteilungen zur Geschichte der hohen und höchsten Polizei des Königreichs Westfalen.

Geisenhof G., Corviniana.

Beiträge zur Geschichte des **Niederrheins**. Jahrbuch des **Düsseldorfer** Geschichtsvereins. Band 13.

Marseille G., Studien zur kirchlichen Politik des Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Neuburg. Anhang: Ausgewählte Briefe des Pfalzgrafen an seine Gemahlin.

Pauls E., Zauberwesen und Hexenwahn am Niederrhein. — Hauptsächlich für 1490—1738.

Mitteilungen des nordböhmischen Exkursionsklubs. 21. Jahrgang. Heft 1—4.

Paudler A., Unsere Lyriker. — Besprechung der nordböhmischen Lyriker der Gegenwart.

Jahnel C., Luther und Wolf von Salhausen.

Fischer J., Lieder vom alten Fritz. – Drei Lieder gegen Friedrich den Großen und eines gegen die Sachsen aus der Zeit des bayerischen Erbfolgekrieges (1778) nach einem handschriftlichen Liederbuche vom Ende des vorigen Jahrhunderts mitgeteilt.

Kögler A., Diebssegen.

Gerthner E., Pathenbriefe.

Urban M., Zur Volksheilkunde.

Ankert H., Haus und Zaubermittel aus Nordböhmen.

Paudler A., Johann Hilles, „Bauernhölle". — Ein sehr verbreitetes nordböhmisches Dialektgedicht

Wenzel F., Das Todaustreiben.

Paudler A., Mundart und Schriftsprache.

Haudeck J., Bauernpraktiken.

Klapper Mirza, Die Rockstube.

Zeitschrift der **historischen Gesellschaft** für die Provinz **Posen.** XIII. 2.

Schmidt E., Reklameblätter zur Heranziehung deutscher Kolonisten im 17. und 18. Jahrhundert.

Kupke H., Die akademische Schule zu Posen im Jahre 1775.

Monatsschrift des historischen Vereins von **Oberbayern.** VII. 5—8.

Krallinger J. B., Über den Inhalt und den Aufbau des Ludus de adventu et interitu Antichristi.

Trautmann K., Altbayerische Visitenkarten des 18. Jahrhunderts.

Archiv für Geschichte und Altertumskunde von **Oberfranken.** 2.

Wirth Ch., Laut- und Formenlehre der sechsämterischen Mundart.

Zeitschrift für die Geschichte des **Oberrheins.** Neue Folge. Band XIII.

Heft 1. 2. Kalkoff P., Jakob Wimpfeling und die Erhaltung der katholischen Kirche in Schlettstadt. (Schluß.)

Heidenheimer H., Urkundliches über Philipp Melanchthons Eltern.

Martens W., Eine neuentdeckte Chronik des Bistums Konstanz.

Albert P., Johannes Meyer, ein oberdeutscher Chronist des 15. Jahrhunderts.

Marckwald E., Elsässische Geschichtslitteratur des Jahres 1896.

Obser K., Zur Reform der Heidelberger Universitätsstatuten unter Karl Ludwig.

Heft 3. Hinneschiedt D., Montesquieu in Heidelberg und Mannheim im August 1729.

Varrentrapp C., Die Straßburger Universität in der Zeit der französischen Revolution.

Winkelmann A., Badische Geschichtslitteratur des Jahres 1897.

Fischer W., Die Hinrichtung K. L. Sands.

Heft 4. Schneider E., Johann Reuchlins Berichte über die Krönung Maximilians I.

Jakob K., Französische Bemühungen um Straßburg im April 1519.

Toepke G., Reinhold Blum.

Schoell Th., Pfeffel und Nieder. Ein Beitrag zu Pfeffels Lebensgeschichte in den Jahren 1798—1800.

Werminghoff A., Zur Lebensgeschichte des Ulrich Zasius.

Mitteilungen des Instituts für **österreichische** Geschichtsforschung. 19. Band. Heft 3.

Grienberger Th. von, Zur Kunde der österreichischen Ortsnamen. — Ergänzungen und Berichtungen zu Richard Müllers Arbeit über die topographischen Benennungen in Wien.

Jahrbuch der Gesellschaft für die **Geschichte** des **Protestantismus** in **Österreich.** 19. Jahrgang.

Skalský G. A., Zur Geschichte der evangelischen Kirchenverfassung in Österreich. (Schluß.)

Bibl V., Der Briefwechsel zwischen Flacius und Nidbruck. (Fortsetzung.)

Buchwald G., Beiträge zur Kenntnis der evangelischen Geistlichen und Lehrer Österreichs aus den Wittenberger Ordiniertenbüchern seit dem Jahre 1573.

Schmid J., Des Kardinals und Erzbischofs von Salzburg Matthäus Lang Verhalten zur Reformation.

Loesche G., Bibliographie über die den Protestantismus in Österreich betreffenden Erscheinungen 1897.

Mitteilungen des historischen Vereins der **Pfalz.** XXII.

Roth F. W. E., Volkslieder auf die Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm und Friedrich V.

Roth F. W. E., Jakob Theodor von Bergzabern.

Altpreußische Monatsschrift. Neue Folge. Band 35. Heft 5/6.

Töppen M., Johann Bochmann und sein Kalendarium.

Freytag H., Zur Lebensgeschichte des Hanns Nimptsch, Danziger Stadtschreibers und späteren Kammerrates des Herzogs Albrecht.

Ketrzyński E., Ein ungedruckter Brief Philipp Melanchthons. — An Johannes Dantiscus 1533.

Toeppen R., Nachtrag zum Leben des Bürgermeisters Samuel Wilhelmi.

Reutlinger Geschichtsblätter. IX. Jahrgang. Nr. 1—5.

Schön Th., Die Reutlinger Patrizier- und Bürgergeschlechter.

Schön Th., Die Reutlinger Revolution vom Jahre 1749.

Bossert, Beiträge zu Albers Biographie.

Neues Archiv für **sächsische Geschichte** und **Altertumskunde.** 19. Band.

Bömer A., Paulus Niavis. Ein Vorkämpfer des deutschen Humanismus.

Joël F., Herzog August von Sachsen bis zur Erlangung der Kurwürde.

Kroker E., Leibnizens Vorfahren.

Clemm O., Andreas Frank von Kamenz.

Archiv für Landes- und Volkskunde der Provinz **Sachsen.** 8. Jahrgang.

Reischel G., Das thüringische Bauernhaus und seine Bewohner.

Mitteilungen der Gesellschaft für **Salzburger** Landeskunde. XXXVIII. Vereinsjahr.

Hittmair A., Die Verfasser anonymer Salisburgensien.

Prinzinger der Ältere A., Altsalzburg. Mit einem Anhange über die Grundworte Au und Gau, Ache und Bach, über salzburgische Geographie und Salzachursprung.

Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. Band VII. Heft 3.

Förster R., Neue Cranachs in Schlesien.

Wernicke E., Beiträge zur schlesischen Künstlergeschichte.

Buchwald C., „Inse Bruder Malcher". — Eine Holzschnitzerei zu diesem Kinderliede. Erk-Böhme Nr. 1754.

Wutke K., Urkundliche Beiträge zur Geschichte des schlesischen Kunstgewerbes.

75. Jahresbericht der **schlesischen** Gesellschaft für vaterländische Kultur. Ergänzungsheft. 1898.

Partsch J., Litteratur der Landes- und Volkskunde der Provinz Schlesien. 6. Heft.

Zeitschrift der Gesellschaft für **Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte.** Band 27.

Witt F., Geschichte des Schulwesens in Preetz.

Claussen J., Gerhard Rantzaus Wittenberger Stammbuch 1570 bis 1572.

Zeitschrift des historischen Vereins für **Schwaben** und **Neuburg.** 24. Jahrgang 1897.

Radlkofer M., Die künstlerischen und schriftstellerischen Leistungen des Hans Rogel.

Anzeiger für **schweizerische** Geschichte.

28. Jahrgang. Nr. 5. Hoppeler R., Die älteste Landesgerichtsordnung des Thurgau.

Tobler G., Die sogenannte Haslerchronik.

Liebenau Th. von, Fastnacht in Bern 1565.

Fluri Ad., Ein Brief des Chronisten Sebastian Franck an Eberhard von Rümlang, Seckelschreiber in Bern.

29. Jahrgang. Nr. 2. Bernoulli A., Zur Sammlung der älteren eidgenössischen Abschiede.

Iselin L. E., Walliser Ortsnamen und Walliser Urkunden.

Nr. 3. Häne J., Ein historisches Volkslied wider die Schweiz aus der Zeit des Konstanzersturmes 1548.

Steck R., Die Entstehung der helvetischen Trikolore.

Nr. 4. Häne J., Die Hauptquelle Vadians über die Burgunderkriege.

Bernoulli A., Zum Vertrag von Dijon vom 13. September 1513.

Bernoulli A., Zur Luzerner Tagsatzung vom 24. März 1528.

Korrespondenzblatt des Vereins für **siebenbürgische** Landeskunde.

XX. Jahrgang. Nr. 5—12. Groß J., Kronstädter Chroniken und Tagebücher.

Fulz J., Tiperusch Bitvaß. — Märchen in der Mundart.

Schullerus A., Kleine Studien zur siebenbürgisch-deutschen Litteraturgeschichte. II. Johann Samuel Keßler 1771—1796. — Vgl. jetzt in Goedekes Grundriß² 7. Band in Sauers § 298 P. Siebenbürgen S. 154, 38.

III. Ein Einwanderungsdrama aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts. — Handschriftlich erhalten. Der Verfasser unbekannt.

Herbert H., Ein gleichzeitiger Bericht über die Belagerung von Temesvár durch Prinz Eugen von Savoyen.

Kinderspiele und Kinderreime.

Fisi K., Volksglauben und Aberglauben aus Birk.

Meier J., Das Siebenbürgische Jägerlied.

Mangesius K., Ein Heidendorfischer Brief.

Schullerus A., Erster Bericht über den Fortschritt der Vorarbeiten zum siebenbürgisch-deutschen Wörterbuch.

Wonner A., Zur Volkskunde aus Zied. 1. Die Spinnstube und ihre Bräuche. 2. Die Hochzeit. 3. Aufnahme der Neuvermählten in die Nachbarschaft.

XXI. Jahrgang. Nr. 1. Höchsmann J., Verheiratete römisch-katholische Geistliche in Siebenbürgen noch in der Mitte des 17. Jahrhunderts.

Nr. 2—4. Wolff J., Materialien zur Etymologie siebenbürgischer Ortsnamen.

Schullerus Pauline, Zum siebenbürgisch-deutschen Wörterbuch. Pflanzennamen aus Alzen.

Walesch M., Volkstümliche Erzählungen und Schwänke.

Nr. 5—7. Schullerus A., Kleine Studien zur siebenbürgisch-deutschen Litteraturgeschichte. IV. Siwa in M. Alberts Schauspiel „Die Flandrer am Alt". Der Wald bei Hermannstadt. V. Zur Volksliedlitteratur. (Goethe im Volksmund: „Kleine Blumen, kleine Blätter". Nochmals das „Siebenbürgische Jägerlied". Volksballaden.)

Walesch M., Festkalender und Aberglaube aus Deutsch-Tekes.

Binde Lotter, Volkssagen aus Katzendorf.

Nr. 10. 11. Schobel Klotilde, Sagen und Aberglauben in Minarken.

Schullerus A., Michael Albert-Bibliographie.

Archiv des Vereines für **siebenbürgische** Landeskunde. Neue Folge.

27. Band. Heft 2. 1897. Teutsch Fr., Rede zur Eröffnung der 48. Generalversammlung des Vereines für siebenbürgische Landeskunde (A. L. Schlözers Kritische Sammlungen zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen).

Teutsch Fr., Briefwechsel über Entstehung und Herausgabe der kritischen Sammlungen zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen.

28. Band. Heft 1. Teutsch F., Denkrede auf Josef Andreas Zimmermann.

Scheiner A., Wredes Berichte über Wenkers Sprachatlas des Deutschen Reiches und unsere Dialektforschung.

Schullerus A., Michael Albert. Sein Leben und Dichten. — Inzwischen in Buchform erschienen.

Schuller F., Urkundliche Beiträge zur Geschichte Siebenbürgens 1529—1534. Fortsetzung.

Festschrift des **historischen Vereins** von **Solothurn.** 1898.

Gisi M., Französische Schriftsteller in und von Solothurn. H.-K.

Mitteilungen des historischen Vereins für **Steiermark.** Heft 46.

Levec V., Ein Tagebuch aus dem Jahre 1809. — Geschrieben von der Gräfin Antonia Welsersheim, geborenen Suardi, über die Grazer Kriegsereignisse vom 20. Mai bis 31. Juli 1809.

Ilwof F., Zur Charakteristik des Erzherzogs Johann. — Mit Briefen des Erzherzogs an den Verwalter Stary von 1823—1828.

Lang F., Die Durchführung der Aufhebung des Jesuitenordens in Graz.

Mayer M., Beiträge zur Geschichte Steiermarks im Franzosenzeitalter.

Krones F., Hermann J. Biedermann.

Zeitschrift des Ferdinandeums für **Tirol** und **Vorarlberg.** Dritte Folge. 42. Heft.

Redlich O., David von Schönherr. Ein Lebensbild.

Hintner V., Noch einmal die Iss-Namen.

Klaar K., Zu Jakob Stainers Lebensgeschichte.

Zeitschrift des Vereins für **thüringische** Geschichte und Altertumskunde. 10. Band. Der ganzen Folge 18. Band. 1897.

Heft 3. 4. Weniger L., Ratichius, Kromayer und der Neue Methodus an der Schule zu Weimar. Ein Beitrag zur Thüringischen Gelehrten- und Schulgeschichte.

Heß H., Eine Reiserechnung aus dem Jahre 1527.

Wünscher, Die Einführung der Reformation in Neustadt a. O.

Kunze P., Die Gegend zwischen Buttstädt und Apolda und insbesonders Nirmsdorf in den Heimsuchungen der Jahre 1806—1814. Mitgeteilt aus Tagebüchern und Akten der Gemeinde Nirmsdorf aus dieser Zeit.

Westdeutsche Zeitschrift für **Geschichte** und **Kunst.** Jahrgang 17.

Heft 1. Richter P., Die Schriftsteller der Benediktinerabtei Maria-Laach. Studien zur rheinischen Kloster- und Litteraturgeschichte, mit Textbeilagen.

Heft 2. Hansen J., Der Malleus maleficarum, seine Druckausgaben und die gefälschte Kölner Approbation vom Jahre 1487.

Zeitschrift des **westpreußischen** Geschichtsvereins. Heft 39.

Freytag H., Zwei Danziger Armenordnungen des 16. Jahrhunderts.

Arnold R. F., Drei politische Gedichte aus der Zeit des polnischen Erbfolgekrieges. — Handschriftliche Lieder aus einem (in Danzig nicht später als 1740 zusammengetragenen) Sammelbande der Berliner Königlichen Bibliothek. I. Das Vatter unser, so auff den Kron-Begirigen Stanislaum ... II. Die mit einem München spielende und verspielende Meguuda. III. „Ein Münnich der muß fort Und soll nach Moscau eilen; Zur Danckbarkeit macht ihm ein Bauer diese Zeilen."

Günther O., Ein Nachtrag zu den Danziger Gustav Adolfsliedern. — Gespräch Gustavi mit Echo.

Töppen M., Historische Lieder. — Aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Nachtrag zu der Altpreußischen Monatsschrift. IX. „Volkstümliche Dichtungen".

Berichte und **Mitteilungen** des Altertumsvereins zu **Wien.** Band 23.
Trost A., Beiträge zur Geschichte der Bilder Tanhausers.
Trost A., Franz Schuberts Bildnisse. (Mit 4 Textbildern und 1 Tafel.)

Alt-Wien. 7. Jahrgang.
Nr. 8—12. Wien vor 50 Jahren. Originalbericht aus den Tagebüchern eines alten Wieners. Fortsetzung und Schluß.
Wolfgang von Wurzbach, Alte Wiener Volkslieder. Nr. 44—71.
Nr. 10—11. Schandl K., Ein vergessenes Dichtergrab (Alexander Baumann).
Jaden H. K. Freiherr von, Aus dem Jahre 1848. Nach den Schilderungen meines verewigten Vaters. A. S.

Württembergische Neujahrsblätter. Neue Folge. 4. Blatt.
Schön Th., Die Staatsgefangenen von Hohenasperg.

Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. Jahrgang 7.
Heft I/II. Krauß R., Die englischen Komödianten im heutigen Württemberg.
Greiner, Der Briefwechsel Konrad Mocks, des Gesandten Rottweils zu Augsburg 1530.
P. von, Soldatenbrief aus dem Feldzug 1812.
Heft III/IV. Schneider, Das Tübingische Collegium illustre.
Bossert, Zur Geschichte des Buchhandels in Stuttgart unter Herzog Christoph und in den ersten Jahren des Herzogs Ludwig.
Heyd von, Joh. V. Andreae und Joh. Bernh. Unfried Ein Beitrag zur schwäbischen Historiographie. — Joh. Oechslin, Arzt und Dichter in Göppingen (1552—1616).
Bossert, Die historische Liberei unter Herzog Ludwig.
Weizsäcker, Nachlese zu den Bildnissen Wielands. (Mit einer Lichtdrucktafel und drei Abbildungen in Zinkdruck.)
Nägele A., Ulmer auf der Universität Erfurt und Freiburg.
Fischer, Zur Geschichte der Grafen und Fürsten von Hohenlohe.
Beilage: Festschrift zum 50jährigen Jubiläum. 1897.
Kolb, Des Haller Chronisten Georg Widmann Leben.
Kolb, Die Handschriften der Widmannschen Chronik.

Neujahrsblatt der **Stadtbibliothek** in **Zürich** für 1898.
Vetter Th., Joh. Heinr. Waser, Diakon in Winterthur (1713—1777), ein Vermittler englischer Litteratur. H.-K.

Neujahrsblatt zum Besten des **Waisenhauses** in **Zürich** für 1898.
Finsler G., Lavaters Beziehungen zu Paris in den Revolutionsjahren 1789—1795. H.-K.

Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1898.
Lavater J. C., Andenken an liebe Reisende 1787. — Das handschriftliche Original ist im Besitze des Herrn R. von Diesbach in Bern. Ihm sind die Worte vorgesetzt: „Ich habe mehrere wichtige Gründe zu wünschen, zu bitten, zu fordern, daß von diesem Andenken ohne mein Wissen keine Abschrift weder genommen, noch gegeben, noch gestattet, viel weniger dasselbe jemals, unter welchem Vorwand es geschehen möge, ohne meine ausdrückliche Erlaubniß publiciert werde.“ Die Schrift (eine Kopie?) ist am 12. Dezember 1789 einer Frau Oberst Pestalozzi gewidmet worden. Den Inhalt bilden 200 allgemeine Lebensregeln, die sich nur stellenweise, und oft sehr lose an das Reisen anknüpfen.
Die Chronik der Lesegesellschaft Wädensweil über die Ereignisse der Übergangszeit 1797/98. Mitgeteilt von O. Hunziker. H.-K.

Allgemeines.

Deutsche Rundschau.

Jahrgang 24. September. Dilthey W., Otto Ribbeck.

Jahrgang 25. Oktober. Schmidt Erich, Aus Gottfried Kellers Briefen an Jakob Bächtold. — Mit Nachrichten über Leuthold.

Bölsche W., Georg Ebers.

November. Jerusalem W., Wahrheit und Lüge. — Philoktet. Grillparzers „Weh dem der lügt". Ibsens Volksfeind u. s. w.

Schmidt Erich, Theodor Fontane. Ein Nachruf.

Hübner E., Wilhelm von Humboldt in Spanien. — Farinelli: Humboldt et l'Espagne.

Dezember. Fournier A., Franz Josef I.

Grimm H., Goethe aus nächster Nähe. — Burkhardt: Goethe und Kanzler Müller.

Buchholtz A., Aus der Geschichte des Berliner Buchhandels. — Besprechung von Jubiläumsfestschriften.

Steig R., Theodor Körner und die Seinen. — Peschel und Wildenow: Körner.

Nord und Süd. Band 86.

Heft 258. September. Kohut A., Viktor Blüthgen.

Rover J., Die Septembergreuel des Jahres 1848.

Ewert M., Willibald Alexis.

Heft 259. Oktober. Ruville A. von, Zum Ursprung des siebenjährigen Krieges.

Wünsche A., Der Lebensquell in den Mythen der Völker.

Schücking L. L., Vier Briefe Justinus Kerners an Levin Schücking. — Mit ungedruckten Versen Kerners und einer Zeichnung.

Brömse H., Zur Psychologie des Kunstgenusses.

Heft 260. November. Rubinstein F., Sterbende Völker.

Ebiger Pauline, Eine Stunde Realistik.

Band 87. Heft 261. Zimpel Helene, Heinrich von Kleist und die beiden von Eugen Wolff ihm zugeschriebenen Jugendlustspiele. — H. Zimpel hält die Hypothese von Wukadinović, daß Ludwig Wieland der Verfasser der betreffenden Lustspiele sei (Beilage der Allgemeinen Zeitung Nr. 145) für erwiesen (S. 362) und sucht ihrerseits die von Wukadinović gegen die Autorschaft Kleists vorgebrachten Bedenken zu ergänzen. Die zahlreichen Berührungen zwischen dem Dialog der Lustspiele und Kleists Briefen an seine Braut (auf die Wolff in seiner Entgegnung, Beilage Nr. 152 hinweist) sucht sie durch die Vermutung zu erklären, es habe eines jener „Proverbs", die Kleist nach Bülows Bericht in Frankfurt für Wilhelmine und Luise von Zenge gedichtet hatte, etwa mit dem Titel „Die Kunst zu lieben", besonders dem ersten Stücke „Koquetterie und Liebe" zu Grunde gelegen.

Deutsche Revue. Band 23.

September. Deiters H., Künstler, Kunstschreiber und der gesunde Menschenverstand.

Auspitz, Heinrich Heines Denkmal.

Oktober. Gottschall R. von, Der Dialekt im Drama.

November. Philippson M., Die innere Entwicklung im norddeutschen Bunde. Aus Max von Forckenbecks ungedruckten Briefen.

Funck-Brentano F., Die Marquise von Brinvilliers. Nach neuen Dokumenten.

Meisner H., Ernst Moritz Arndts ungedruckte Fragmente über Leben und Kunst.

Dezember. Einige ungedruckte Briefe Bismarcks.

Preußische Jahrbücher.

Band 93. Heft 3. September. Jonas F., Zu Büchmanns geflügelten Worten

Band 94. Heft 1. Oktober. Sandvoß Fr. (Xanthippus), Goethe und Maria Paulowna.

Heft 2. November. Lorenz M., Theodor Fontane als Dichter und Kritiker.

Meyer Cr., Ein Kulturbild aus dem Reformationszeitalter. (Der Augsburger Reichstag im Jahre 1548 nach einem fürstlichen Tagebuch.)

Kewitsch G., Mustergiltiges Deutsch.

Heft 3. Dezember. Kunzemüller O., Das Hannoversche Zeitungswesen vor dem Jahre 1848.

Lorenz M., Gerhart Hauptmann.

Ribbeck W., Phädra und Messalina.

Sandvoß F. (Xantippus), Goethe als Landschaftsgärtner. — Burkhardt: Der Weimarische Park.

Neue deutsche Rundschau, der freien Bühne 9. Jahrgang.

Heft 8. Wolzogen von, Das Wunderbare.

Heft 9. Key E., Bildung.

Heimann M., Autobiographisches von Th. Fontane.

Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte. Jahrgang 42.

Heft 504. Winterfeld A. von, Franz Grillparzer und die Musik.

Fürst L., Sympathie und Antipathie.

Bartels A., Julius Grosse. Ein Nachwort zu seinem siebzigsten Geburtstage.

Heft 505/6. Kleinschmidt A., Fürstin Dorothea Lieven.

Rosenberg A., Peter Paul Rubens.

Foerster W., Das neue Jahrhundert und der Kalender. Mit einem Schlußwort über das Osterfest.

Heft 507. Hagen Luise, Deutsche Handwerkkünstler im Zeitalter der Reformation. I. Adam Krafft

Velhagen & Klasings Monatshefte. Band 13.

Heft 1. Grube M., Die Geschichte eines Theatermanuskripts.

Heft 2. Weber Elisabeth, Erinnerungen an Gustav Freytag und Friedrich Wilhelm Weber. — Mit Briefen Freytags und bisher unbekannten heinesierenden Spottversen Webers.

Heft 3. Wichert E, Richter und Dichter. Biographische Mitteilungen.

Geiger L., Iffland in Berlin.

Heer J. C., Das schweizerische Landesmuseum in Zürich.

Heft 4. Rosenberg A., Hermann Prell.

Genée R., Der alte Gubitz. Aus der Zeit meiner Lehrjahre. — Über Gubitz als Wiedererwecker der Holzschneidekunst, als Herausgeber des „Volkskalenders" und anderer weit verbreiteter periodischer Druckwerke und als Theaterkritiker der Vossischen Zeitung.

Langenberg M., Prinz Louis Ferdinand.

Vom Fels zum Meer. Jahrgang 17.

Heft 22/23. Heer J. C., Das schweizerische Landesmuseum in Zürich.

Heft 26. Das Knappschaftsfest in Rüdersdorf.

Österreichisch-ungarische Revue. Band 24. Heft 2.

Werner R. M., Ein österreichischer Romanschriftsteller. — Karl Baron Torresani.

Heimgarten. Jahrgang 22. Dezember.

Rabenlechner M., Hamerling-Erinnerungen. Bisher Unbekanntes von, an und über Hamerling. — Brief Hamerlings an Bruckner über den Tod Feuchterslebens. Mehrere kurze Briefe von A. Grün und Anzengruber an Hamerling. Kleine Gedichte verschiedener Autoren auf Hamerling. Kleine Gelegenheitsgedichte Hamerlings.

Die Gesellschaft. Jahrgang 14.
Heft 14. Werner R. M., Dehmels Lyrik.
Heft 16. Goldschmidt A., Max Stirner, sein Leben und sein Werk.
Falke, Ibsen und das Burgtheater.
Heft 17. Winter G., Karl Lamprecht.
Heft 19. Fuchs G., Nationale Kunst.
Himmelbauer F., Martin Greif.
Heft 20. 21. Conrad M. G., Angewandte Kunst.
Elsenhans P. Chr., Die moralische Beurteilung der Geschichte.
Sosnosky Th. von, Karl Baron Torresani.
Heft 23. Holm K., Arno Holz und seine Schule.
Falckenberg O., Das Deutsche in der Malerei.
Heft 24. Werneck O., Was Weiber lesen.

Cosmopolis.
Band 11. Nr. 33. Lee E., A German novelist on German women.
Dollivet L., Quelques ouvrages allemands.
Band 12. Nr. 34. Robertson John G., The literary movement in Germany. — Über Nietzsches Einfluß.
Rzewuski St., La philosophie de Nietzsche.
Bettelheim A., Deutsche Bücher.
Nr. 35. Sharp W., Rembrandt.

Bibliotheque universelle et Revue suisse. No. 11.
Muret M., Une âme d'aristocrate (Fred. Nietzsche). H.-K.

Revue des cours et conférences. VI. 30—35.
Lichtenberger H., Fréd. Schlegel.

Revue de Paris.
1. Mars. Carré A., Les théâtres en Allemagne et en Autriche.
15. Juin. Schirmacher Käthe, Le féminisme en Allemagne.
15. Septembre. 15. Novembre. Andler Ch., Le prince de Bismarck. C. Senil.

Revue Bleue.
17. Septembre. Faguet E., Un essai sur Goethe (d'apres le livre de E. Rod).
19. Novembre. Faguet E., Sur Richard Wagner. C. Senil.

Revue des Revues.
Novembre. Scharf R., L'oeuvre posthume de Bismarck. C. Senil.

Der Volksbibliothekar. Band 3.
Nr. 7—9. Gallerie katholischer Erzähler: F. S. Proschko.
Nr. 10. Hermine Proschko.

Nuova Antologia. Volume CLXI
16. August. Ferraris M., v. Bismarck.
Frizzoni G., Jacopo Burckhardt, nella persona, neï pensieri, nelle opere.
1. Oktober. Treves E., La poesia femminile Tedesca. — Johanna Ambrosius.
Lollis C. de, Il nuovo dramma di G. Hauptmann. — Fuhrmann Henschel.

The quarterly Review. July.
Johann Reuchlin.

Deutsche Dichtung.
Band 24. Heft 1—12. Franzos K. M., Ein Liebeshandel à l'empire. Aus ungedruckten Tagebüchern, Gedichten und Briefen Ernst Schulzes.
Heft 9—12. Aus dem 18. Jahrhundert. Ungedruckte Briefe und Gedichte. — Katharina Auguste Dorothea von Schlegel an A. H. Francke, Cöthen, 18. März

1726. — Stammbuchblatt von J. Chr. Gottsched, Lipsiae D. XXVIII Febr. 1752. — Samuel Lau an Joachim Justus Breithaupt, Wernigerode, 17. September 1730. — Fr. von Hagedorn an einen jungen Theologen, 25. April 1753. — Stammbuchblatt von Adam Struensee, Halle, 22. März 1757. — Christian Ludwig von Hagedorn an Adam Friedrich Oeser, 17. März 1764. — Rabener an den Kupferstecher Bause, 23. September 1769. — E. von Kleist an Ewald, Halle, 19. März 1759. — Gellert an eine Freundin, 16. und 17. September 1761. — Ein Brief von Johann Melchior Goeze vom 14. Juni 1775 in Angelegenheit der vorlutherischen Bibeln. — Gleim an Weiße, 29 Juli 1768. — Ein Brief von Kästner. — Joh. Adolf Schlegel an Joh. Arnold Ebert 4. September 1788. — Christlob Mylius an A. von Haller, Berlin 4. November 1752, über die Subskription zu seiner wissenschaftlichen Reise. — Joh. Arnold Ebert an Göschen, 16. Oktober 1788 über die Trauerspiele der Stolberge, besonders über Christians „Wilhelm Tell“). — Ramler an Bause, 24. April 1792. — Geßner an einen befreundeten Kunsthändler, 20. November 1766. — Nicolai an einen Fürsten, 11. Mai 1767. — Wieland an Gleim, Dezember 1787. — Ein Stammbuchblatt Joh. Konrad Grübels, 12. März 1808. — Pfeffel an einen jungen Freund, 22. April 1780. — Ein Brief von Klotz, Göttingen, 1. September 1763 — Merck an Bertuch, 26. November 1777. — Garve an Elise von der Recke, 14. April 1788 (über ihren Streit mit Joh. Aug. Stark). — Ein Brief von Lichtenberg, 26. Mai 1781. — Boie an Göschen, 23 April 1792. — Heinse über seinen Roman „Hildegard von Hohenthal“, 27. Juli 1797. — Chr. L. Heyne (Anton Wall) an die Weidmannsche Buchhandlung, Kloster Geringswalde, 31. Oktober 1797. — Ein Brief von Tiedge, 5. März 1828. — Joh. Friedrich Schink an Göschen, 5. Januar 1788 mit einer charakteristischen Notiz Göschens. — Friedr. Christian Schlenkert an einen Verleger 10. Juni 1791. — Gottlieb von Leon an von Sengel, 14. Juli 1825. — A. F. Langbein an Deinhardstein 30. Januar 1833. — K. L. Reinhold an Schütz, 2. April 1812. — J. P. Hebel an Legationsrat Kölle. — Ein Brief von Matthisson, 11. Oktober 1810. — Ein Scherzgedicht von Haug. — Falk an einen Verleger (4. Juli 1790); an den Oberpostdirektor Hüttner (22. September 1824).

Band 25. Heft 1. Elster E., Heinrich Heines erstes Gedicht. — „Deutschland ... Geschrieben 1815“ (Allgemeine Unterhaltungs-Blätter zur Verbreitung des Schönen, Guten und Nützlichen, Band 5, S. 246 f. 1829).

Meyer R. M., Motiv-Wanderungen. I. Der erzwungene Ritt. — II. Neunzehn Augen mit drei Würfeln. — III. Fichtenbaum und Palme.

Heft 3. Ein Brief Charlottens von Schiller (Weimar, 1. April 1818.)

A. S.

Litterarisches Centralblatt.

Nr. 19. K. (Koch) M., Fürst: Vorläufer der modernen Novelle. — Krauß: Schwäbische Litteraturgeschichte.

Nr. 20. K. (Koch) M., Bellermann: Schillers Werke.

Nr. 21. K. (Koch) M., Gerold: Werthes und die Zriny-Dramen.

Nr. 22. Pr. (Pröscholdt) L., Döring: Hamlet. — Blankenburg: Sprache Abrahams a. St. Clara.

Nr. 24. Harnack: Schiller.

Nr. 26. Kerner: Justinus Kerners Briefwechsel.

Nr. 29. Arndt B.: Der Übergang vom Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen in der Sprache der Breslauer Kanzlei.

Nr. 30. H. O. von, P. Heitz: Frankfurter und Mainzer Drucker- und Verlegerzeichen.

Nr. 32. B. (Bartels) A., Ludwigs Werke. Herausgegeben von V. Schweizer.

Nr. 36. Uhl: Die deutsche Priamel.

Nr. 37. Brdch. (Burdach) K., Knauth: Goethes Sprache und Stil im Alter. — Mit wichtigen allgemeinen Bemerkungen über sprachliche und stilistische Untersuchungen.

Nr. 38. Brdch. (Burdach) K., Waniek: Gottsched und die deutsche Litteratur seiner Zeit.

Nr. 40. K. (Koch) M., Joseph: Das Heidenröslein. — „Seine Konstruktion des Verhältnisses zwischen Goethes und Herders Gedicht ist als geistreich ausgeklügelte, jedoch völlig unhaltbare Kombination zurückzuweisen."

Nr. 44. K. (Koch) M., Bellermann: Schillers Dramen.

Nr. 48. —yg—, Möbius: Über das Pathologische bei Goethe.

Nr. 49. Fr. (Fränkel) L., Ullrich: Robinson und Robinsonaden.

Rubensohn: Griechische Epigramme (Sauers Bibliothek Nr. 2—5).

Deutsche Litteraturzeitung. Jahrgang 19.

Nr. 33. Walzel O. F., F. von Saar: Novellen aus Österreich. — Mit einer Charakteristik des Novellisten.

Nr. 34. Cohrs F., F. Menčik: Über ein Wiedertäufergesangbuch.

Nr. 35. Meyer R. M., Echtermeyer: Auswahl deutscher Gedichte. 32. Auflage.

Nr. 36. Hauffen A., Thimme: Lied und Märe.

Nr. 38. Necker M., Minor: Ferdinand von Saar.

Nr. 39. Meyer Richard M., Bruchmann: Poetik. Lacombe: Introduction à l'histoire littéraire.

Nr. 42. Steig R., Schwinger: Nicolais Roman „Sebaldus Nothanker".

Nr. 43. Meyer Richard M., Ehrlich: Goethe und Schiller.

Nr. 45. Spitzer H., O. Nieten: Lessings religionsphilosophische Ansichten.

Pniower O., A. Hoffmann: Goethe in Breslau und seine Werbung um Henriette von Lüttwitz. — Die Hypothese von der Werbung wird durch Pniower widerlegt.

Nr. 47. Fürst R., L. Geiger: Aus Alt-Weimar.

Friedländer M., K. Voßler: Das deutsche Madrigal.

Nr. 49. Walzel O. F., Nassen: Neue Heinefunde. Buchheim: Heines Lieder und Gedichte. Englische Ausgabe.

Nr. 51/2. Burdach K., H. Kaiser: Der collectarius perpetuarum formarum des Johann von Gelnhausen. — Mit Berichtigungen und urkundlichen Mitteilungen über Gelnhausen.

Österreichisches Litteraturblatt. Jahrgang 7. Nr. 19.

Bischoff H., Erk-Böhme: Deutscher Liederhort. Böhme: Volkstümliche Lieder.

Revue critique.

Nr. 32/33. A. F. Litzmann: Das deutsche Drama.

Nr. 43. Bloch E. H., Rabenlechner: Hamerling. I.

Nr. 46. A. C., Waniek: Gottsched.

Nr. 48. H. L., Bruchmann: Poetik.

Nr. 49. Henry V., Martin und Lienhart: Elsässisches Wörterbuch. — Mit Ergänzungen.

Nr. 53. Bloch E. H., Précis d'histoire de la littérature allemande

Die Zukunft.

Jahrgang 6. Nr. 52. Tille A., Goethes Weltanschauung.

Schlaf J., Weshalb ich mein letztes Drama zerriß.

Jahrgang 7. Nr. 1. Rosegger P., Meraner Volksschauspiele.

Nr. 4. Holz A., Johannes Schlaf.

Der Thürmer. 1. Halbjahrband.

Heft 1. Grotthuß J. E. von, Goethe und Bismarck.

Heft 2. Lienhard F., Th. Fontane.

Wiener Rundschau. Band 4.
Heft 17. Schick F., Wiener Freie Bühne.
Schmitt E. H., Zur Kritik des Marxismus.
Tomassin Ch. von, Jakob Böhme.
Landauer G., Zur Psychologie aktiver Naturen.
Heft 18. Messer M., Max Stirners Leben und Werk.
Heft 21. Graf M., Das Wiener Kouplet.
Heft 23. Bleibtreu K., Die menschliche Wahrheit über Bismarck.
Lanzky P., Friedrich Nietzsche als Mensch.
Jahrgang 3. Heft 1. Schmitz O., Hellenismus und Gothik.
Heft 3. Basedow Hans von, Konrad F. Meyer.
Heft 4. Levetzow Karl von, Stefan George.

Die Grenzboten. Jahrgang 57.
Nr. 33. Jentsch C., Friedrich Nietzsche. (Schluß.)
Tschirch O., Wilibald Alexis. Ein Gedenkblatt zum hundertsten Geburtstag.
Nr. 34. Tolstoj L., Wagners Musik.
Nr. 36. 39. 42. Anders F., Skizzen aus unserm heutigen Volksleben.
Nr. 36. Der technische Chiliasmus in der neueren Dichtung.
Nr. 39. Betrachtungen über den Zusammenhang zwischen dem deutschen Boden und der deutschen Geschichte.
Eine Zwickauer Dramaturgie. (Steiger.)
Wustmann R., Below gegen Lamprecht.
Nr. 40. 41. 42. Betrachtungen über das Drama, insbesondere das deutsche.
Nr. 42—46. Theodor von Bernhardi als Nationalökonom.
Nr. 42. Lobe A., Noch einige gedruckte Briefe von Robert Schumann.
Gedanken eines Franzosen über Goethe.
Ratzel F., Die deutsche historische Landschaft.
Rosenberg A., Ein neuer Streiter wider den Naturalismus.
Aßmus R., Paul Lang als Erzähler.
Nr. 47. Steht die katholische Belletristik auf der Höhe der Zeit? — Besprechung einer gleichnamigen Schrift von Veremundus und mehrerer Gegenschriften. Der Verfasser kommt mit Veremundus zu einem verneinden Ergebnis.
Nr. 49. Lange E., Eine plattdeutsche Dichterin. — Alwine Wuthenow, geborene Balthasar, geboren 1820 zu Neuenkirchen bei Greifswald. Besprechung auf Grund der Auswahl ihrer Gedichte von M. Möller 1896.
Nr. 52. Zur äußeren Geschichte unsrer Sprache.

Deutsche Bühnenkunst. Monatsschrift für dramatische Kunst und Litteratur. 1. Jahrgang.
Heft 4. 5. Ein Kaiserwort über die Aufgaben der deutschen Bühne.
Möller M., Die Entwicklung der Handlung im Drama aus dem Charakter der Hauptfigur.
Lavverenz B., Ein bürgerliches Schauspielhaus in Berlin.
Valentin V., Dramaturgische Splitter.
Schreyer H., Gerhart Hauptmanns Dramen im Lichte der Kritik.

Die Kritik. XIII. 168.
Rüst, Der Autor, seine Person und seine Werke.

Der Kunstwart.
Jahrgang 11. Heft 13. Bartels A., Vom litteraturhistorischen Prokrustesbett.
Heft 19. 20. 21. Bartels A., Die neuere deutsche Lyrik.
Nodnagel, Die Halligen in Dichtung und Musik.
Batka R., Melodramatisches.
Heft 22. 23. 24. Koch M., Aus der schwäbischen Schule.
Lier L., Neue Dramen.

Weitbrecht K., Die Ästhetik des täglichen Lebens.
Bartels A., Neue Gesammtausgaben.
Schumann P., Über die Erhaltung der Volkstrachten
Batka R., Allerlei von Franz Schubert. — Mit einer hübschen Erklärung von Grillparzers Gedicht: „Franz Schubert."
Jahrgang 12. Heft 1. Volks- und Gipfelkunst.
Lier L., Dramen, die wir wünschen.
Heft 2. Bartels A., Zukunftslyrik.
Schumann P., „Die Verwirrung der Kunstbegriffe".
Es hat noch keinen Begriff. Romanbruchstück von Otto Ludwig. Mit einer Vorbemerkung von A. Stern. — Das erste Kapitel eines nicht ausgeführten Romans aus der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre.
Heft 3. Kallschmidt E., Schauspielkunst und Theaterschulen.
Bartels A., Grotthußens Probleme und Charakterköpfe.
Urspruch A., Die Technik des Sprechens.
Schultze P., Über Kunstpflege im Mittelstande.
Heft 4. Bartels A., Hauptmanns „Fuhrmann Henschel".
Hardenberg K. G., Die Dekadenten.
Heft 6. Batka R., Hugo Wolfs Mörike-Lieder.

Bühne und Welt. Jahrgang 1.
Nr. 1. Schaumberg G., Ernst von Possart.
Werner R. M., Friedrich Hebbel als Dramatiker.
Horovitz-Barnay Ilka, Erinnerungen an Franz Lißt.
Nr. 2. Stümcke H., Theodor Fontane.
Wolff E., Über den künstlerischen Wert der neu entdeckten Jugendlustspiele von Heinrich von Kleist. — Trotz aller vorgebrachten Bedenken von verschiedenen Seiten hält Wolff noch immer an seiner unhaltbaren Hypothese fest.
Gaudy Alice Freiin von, Wandertheater in Österreich.
Bleibtreu C., Zur Aufführung von Grabbes „Napoleon".
Nr. 3. Zimmer H., Theodor Körner und die Wiener Bühnen.
Gumppenberg H. von, Der letzte Akt.
Nr. 4. Grieg E., Was kann Mozart für unsere Zeit bedeuten?
Nr. 5. Beetschen A., Die dramatische Kunst in der Schweiz.
Ewert M., Willibald Alexis und das Theater.
Kirchbach W., Redetechnik und Bühne.
Nr. 6. Teuber O., Kaiser Franz Josef und das Burgtheater.
David J. J., Die Privattheater Wiens.
Eisenberg L., Etwas über Sonnenthal.
Garr M., Wiener Komiker.

Der Kynast. Ostdeutsche Monatsschrift für Volkstum und Kunst. Jahrgang 1, Heft 1. Achelis Th., Der Begriff einer nationalen Kultur.
Rohlfs W., Die deutschen Nationalfeste.
Wolzogen Hans von, Musikalisches Drama und Volksschauspiel der Zukunft.
Müller-Guttenbrunn, Volksbühnen in Wien.
Alexis W., Der Kynast. Ein Gemälde aus dem frühen Mittelalter. Mit einem Vorwort von M. Ewert. — Eine ungedruckte Knabenerzählung, vollendet am 17. Dezember 1813.
Peter J., Dorftanz im Böhmerwalde Ein Bild aus dem Volksleben.

Die Gegenwart. Jahrgang 27.
Nr. 32. Wenck H., Ludwig Tieck als Dramaturg.
Schulze Lüder, Franz Lißt und die Frauen
Nr. 33. Bismarck im Urteil seiner Zeitgenossen Gutachten.
Stelter K., Erinnerungen an Georg Ebers.

Nr. 36. Kohut A., Richard Wagner und Lilli Lehmann. — Mit ungedruckten Briefen Richard Wagners.

Nr. 39—41. Zolling Th., Friedrich Wilhelm IV. und Georg Herwegh. Nach den Akten des Geheimen Staatsarchivs.

Theodor Fontane über sich selbst. Nach ungedruckten Briefen.

Nr. 43. Moldenhauer E., Ein berühmter Pechvogel. — Seume nach Planer und Reißmann.

Nr. 44. Metz J. R., Goethe bei Napoleon. Nach neueren Untersuchungen.

Nr. 46. Obst A., Der Untergang der plattdeutschen Komödie. — Im Anschluß an das Buch von Gaedertz wird konstatiert, daß seit dem Jahre 1882 ein trauriger Rückgang in diesem Kunstzweige eingetreten ist.

Nr. 47. Miller F. W., Amerikanische Humoristen.

Nr. 48. 49. Groth Kl., Meine Lehr- und Wanderjahre. — Mit hübschen Bemerkungen über Arndt, Simrock und andere.

Nr. 49. Robert Blum als Schriftsteller. Allerlei Ungedrucktes.

Nr. 50. B., Erinnerungen an Konrad Ferdinand Meyer.

Nr. 52. Landau M., Abermals Genie und Wahnsinn?

Blätter für litterarische Unterhaltung.

Nr. 28. Schlossar A., Zur deutschen Kulturgeschichte und Volkskunde.

Nr. 29. Berg L., Max Stirner.

Nr. 30. Lier L., Wilhelm von Polenz.

Nr. 31. Kraeger H., Johanna Spyri.

Nr. 35. Lothholz G., Jakob Burckhardt.

Heinemann K., Neue Goetheschriften.

Nr. 38. Berger K., Eine neue Schiller-Biographie. — O. Harnack.

Nr. 39. Opitz R., Zur Geschichte der deutschen Litteratur.

Nr. 40. Weitbrecht R., Felix Dahn.

Achelis Th., Zur Kulturgeschichte.

Nr. 41. 42. Lier L., Vom modernen Drama. — Eloesser. Steiger. Sittenberger.

Wychgram J., Zur pädagogischen Litteratur.

Nr. 43. Necker M., Theodor Fontanes Selbstbiographie.

Nr. 47. 48. Berger K., Johann Gottfried Seume.

Krüger H. A., Zur neueren Litteraturgeschichte.

Schlossar A., Ein Prachtwerk über Theodor Körner. — Peschel und Wildenow.

Nr. 49. Berger K., Aus Rudolf von Gottschalls Jugend.

Nr. 50. Berger K., Eine schwäbische Litteraturgeschichte. — R. Krauß.

Nr. 51. Berger K., Zur deutschen Litteraturgeschichte.

Das Magazin für Litteratur. Jahrgang 67.

Nr. 41. Eckart R., Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen.

Nr. 42. Steiner R., Litterarische Bildung.

Nr. 43. Steiner R., Ein wirklicher Jünger Zarathustras. — Eugen Heinrich Schmitt.

Nr. 44. Brausewetter E., Eine Idealistin des Denkens und der That. — Malwida von Meysenbug.

Nr. 45. Aram M., Gerhart Hauptmann als Ethiker.

Nr. 48. Eltz J., Eine berühmte Dichterin. — Scharfe Angriffe auf Johanna Baltz in Westfalen. Erwiderung darauf von Paulitzky in Nr. 52.

Nr. 49. 50. Remer P., Frauendichtung. — Allgemeine Bemerkungen über dichtende Frauen, dann über Maria Janitschek, Marie Eugenie delle Grazie, Ricarda Huch, Marie Stona, Anna Ritter, Thekla Lingen.

Nr. 51. 52. Steiner R., Hochschule und öffentliches Leben.

Aram M., Dichter als Helden.

Dramaturgische Blätter. Jahrgang 1.
Nr. 41. Stezl S., Die Première der elsässischen Volksbühne.
Nr. 42 Hoßberger S. E., Über die Wirkung der Massen-Scenen.
Nr. 43. 44. Michel H., Die Ästhetik Heinrichs von Stein.
Schober J., Der Zwischenakt.
Nr. 45. 46. Michel H., Eine Geschichte des Breslauer Theaters. — Über das Buch Maximilian Schlesingers.
Nr. 49. Selten F., Über die Verwertbarkeit des Dialekts für die Poesie. — Im Anschluß an den „Fuhrmann Henschel" wird die Verwertung der Mundart auf der Bühne verteidigt.
Nr. 51. 52. Landsberg H., Deutsche Litteraturkomödien.

Die Zeit. Band 14.
Nr. 203/4. Frankl-Hochwart B., Aus Bechers letzten Tagen. (Fortsetzung.) Schöchtner F., Aus Alexander Baumanns Freundesmappe.
Nr. 211. Ubell H., Arthur Schnitzler.
Nr. 212. Servaes F., Impressionistische Lyrik. — Besprechung von Gedichten von Arno Holz, Georg Stolzenberg, Paul Ernst und Anderen.
Nr. 213. Mongré P., Max Stirner.
Nr. 216. 217. Frankl-Hochwart B. von, Hermann Jellinek und Amalie Hempel.
Bahr H., Das Wort im Drama.
Nr. 219. Jellinek G., Hermann Jellinek.
Grieg E, Mozart.
Nr. 220. Harzen-Müller A. N., Twardowski, der slawische Faust.
Nr. 221. Pastor W., Die Weltanschauung Fechners.
Servaes F., Bismarck, der Künstler.
Nr. 222. Meyer R. M., Eine Verkannte. — Gräfin Ida Hahn-Hahn.

Deutsches Wochenblatt. XI.
Nr. 38. Egelhaf, G. Freytags Gesammelte Werke. — Brief von Freytag 5. Januar 1892 über seine Ballade „Der Nachtjäger". — Aus einem Brief vom 10. Februar 1889.
Nr. 41. Mauerhof E., Der große Idealist. — Heinrichs von Kleist Armin.
Nr. 42. Valentin V., Die Goethische Faustdichtung in litterarhistorischer und ästhetischer Behandlung.
Nr. 45. Ebner Th. und Busse C., Vom Österreichertum in der Litteratur.
Nr. 46. Craemer O., Kants philosophischer Entwurf vom ewigen Frieden.
Voretzsch C., Der ewige Friede des Abbé de Saint Pierre.
Mayne H., Die Unsterblichkeit des Genius.
Nr. 48. Ewald F., Ein Neu-Romantiker. — Prinz Emil von Schönaich-Carolath.
Nr. 50. 51. Tyrol F., Goethe als Politiker.

Die Nation.
Jahrgang 15. Nr. 42. Sokal E., Zur Geschichte und Psychologie der Hexenprozesse.
Nr. 43. Meyer A., Theodor Fontane.
David J. J., Das dramatische Schaffen in Österreich.
Nr. 45. Fitger A., Gesellschap und Gehrts.
Pniower O., Eine litterarische Entdeckung. — Gegen Wolffs Annahme, daß die von ihm entdeckten Lustspiele Heinrich von Kleist zuzuschreiben seien.
Nr. 46. Aldenhoven C., Karl Gehrts.
Wolff E., Nochmals „eine litterarische Entdeckung". — Erwiderung auf Nr. 45.
Nr. 47. Busse C., J. G. Seume.

Meyer R. M., Friedrich Hebbels Kunstlehre.
Nr. 49. 50. Busse C., Naturgefühl und moderne Dichtung
Blei F., Bodmer.
Nr. 52. Poppenberg F., Theodor Fontane.
Jahrgang 16. Nr. 1. Horwitz H. J., Theodor Fontane.
Kirchbach W., Zur Berichtigung über Schiller.
Nr. 4. Bolin W., Zu Goethes Schauspiel „Die natürliche Tochter".
Nr. 5. Heilborn E., Dr. Charlotte Lady Blennerhasset.
Werner R. M., Zwei Briefe Theodor Fontanes.
Nr. 6. Widmann J. V., Bernische Kiltgangsitten. — Nach Jeremias Gotthelf.
Nr. 10. Meyer Rich. M., Conrad Ferdinand Meyer.
Elias J., Volkskunst.
Nr. 11. Philippson M., Metternich und das Zeitalter der Befreiungskriege.
Evans E. P., Ein schwäbischer Bauerndichter. — Weltrich: Fr. Christian Wagner.

Die Umschau. 2. Jahrgang.
Nr. 31. Über das Pathologische bei Goethe.
Nr. 34. Lory K., Lamprechts „Deutsche Geschichte".
Nr. 40—42. Bruinier J. W., Die Heimat der Indogermanen und die Möglichkeit ihrer Feststellung.
Berg L., Theodor Fontane.
Nr. 46/47. Berg L., Die Geschichte der Litteratur des 19. Jahrhunderts.
Achelis Th., Eine Geschichte der Menschheit.

Leipziger Illustrierte Zeitung.
Nr. 2874. Klein H., Eduard von Bauernfeld.
Nr. 2883. Das Theoder Storm-Denkmal in Husum.
Die Honterus-Feier in Kronstadt.
Nr. 2886. Süßmann-Ludwig Anna, Bei der Schwester Heinrich Heines.
Weisfert J. M., Die Palaestra Albertina in Königsberg i. Pr.
Nr. 2890. Blum H., Robert Blum.
Sahr J., Franz M. Böhme.
Nr. 2895. Winterfeld A. von, Ludwig H. Ch. Hölty. Zur 150jährigen Wiederkehr seines Geburtstages.

Die Gartenlaube.
Nr. 33. Ring M., Oberschlesische Zustände im Jahre 1848.
Nr. 42. Necker M., Karoline von Günderode. Ein Lebensbild.
Nr. 52. Platter J. C., Das Kinder-Neujahrssingen in Tirol.

Über Land und Meer.
40. Jahrgang. Nr. 49. Zum 50jährigen Jubiläum der deutschen Verlagsanstalt (vormals Eduard Hallberger) in Stuttgart.
41. Jahrgang Nr. 7. Benzmann H., Detlev von Liliencron.

Daheim.
34. Jahrgang. Nr. 44. Luthmer H., Auf Adalbert Stifters Pfaden durch den Böhmerwald.
Nr. 49. 50. Delphikus, Vergilbte Tagebuchblätter aus dem französischen Kriege.
Nr. 52. Eine Revue unter Friedrich dem Großen 1781. Nach den Tagebuchblättern des Generals von Loebell.
35. Jahrgang. Nr. 10. König R., Umschau in der Christlichen Litteratur.

Das litterarische Echo. 1. Jahrgang.
Heft 1. 2. Gottschall R. von, Litterarische Bildung.
Zobeltitz F. von, Ein deutscher Romandichter.
Marti F., Neuere schweizerische Litteratur.

Schlaf J., Adalbert Stifter.
Paetow W., Zu Theodor Fontanes Gedächtnis.
Beetschen A., In Paul Heyses Heim.
Wolff W., Moderne religiöse Litteratur.
Heft 3. Krauß R., Die Schwaben im Winkel
Busse C., Anna Ritters Gedichte.
Sittenberger H., Das historische Drama und seine Stellung in der Gegenwart.
Heft 4. Wunderlich, Deutsche Redekunst im Jahre 1848.
Fulda L., Th. Fontane.
Hegeler, Max Halbe.
Heft 5. Biese A., Schleswig-holsteinische Erzähler.
Muncker F., Eine neue Litteraturgeschichte.
Meyer Erich, Vom historischen Roman.
Heft 6. Peschkau E., Spielhagen und die moderne Frau.
Schott S., Carl Spitteler.
Kilian E., Kleist und Österreich.
Seliger P., Neues von Theodor Körner.
Marti F., Ein schweizerischer Klassiker.
Heft 7. Meyer R. M., Goetheschriften.
Alberti C., Hans Hopfen.
Bolza W., Konrad Ferdinand Meyer.

Reclams Universum.

XIV. 22. 23. Reißer R., Alexandra Feodorowna, Kaiserin von Rußland, Prinzessin Charlotte von Preußen. Zu ihrem 100. Geburtstage.
Kohut A., Joh. Jak. Bodmer.
XV. Nr. 7. Gottschall R. von, Friedrich W. Webers Dreizehnlinden.

Die Wage. Jahrgang I.

Nr. 33. 35. 40. 41. 47. Hofdamen über das Jahr 1848.
Nr. 39. Hart J., Die künstlerische Erziehung des Volkes.
Nr. 40. David J. J., Fontane.
Nr. 42. Zamboni F., Der moderne italienische Doktor Faust. — Rapisardis Epos Lucifero.
Nr. 46. Hart, Hauptmanns Fuhrmann Henschel.
Nr. 48. Karpeles H., Heine-Apokryphen.
Nr. 50. Schlenther P., Über das Burgtheater.
Lothar, C. F. Meyer.
Nr. 52. Lier L., Vom Milieu.

Sonntagsbeilage zur **Vossischen Zeitung (Berlin).**

Nr. 1. 2. Trog H., Jacob Burckhardt (1818—1897).
Nr. 2. Bachmann H., Die Anfänge der „Allgemeinen Zeitung".
Bunsen Marie von, Stefan George, Ein Dichter und seine Gemeinde.
Nr. 3. Eloesser A., Minna von Barnhelm und das patriotische Drama des 18. Jahrhunderts.
Nr. 4. Genée R., Karl von Holtei.
Bachmann H., Zur Geschichte von 1866.
Nr. 5. Granichstaedten E., Wandlungen des Wiener Humors.
Wagner Ph., Die „Genealogie als Wissenschaft".
Pastor W., Heyse als Lyriker.
Nr. 7. Luther J., Stand und Aufgaben der sprachlichen Lutherforschung.
Blumenthal M., Gräfin Voß und die Berliner Universität.
Nr. 8. Ewert M., Jakob Josef von Görres.
Nr. 10—12. Mai E., Achtundvierziger in Bann und Kerker.

Langguth A., Zur Geschichte der deutschen Burschenschaft. — Besprechung der Festschrift „Die Burschenschaft Germania in Jena" von Heinr. Schneider.
Berg L., Aloys Blumauer.
Nr. 13. Conrad H., Eine mythische „Jungfrau von Orleans".
Schultz K. Th., Feuerbach-Reliquien.
Nr. 14. 15. Ellinger G., Hoffmann von Fallersleben. (Zum 100. Geburtstage.)
Meisner H., Ramler, der poetische Exerziermeister seiner Zeit.
Sterne C., Der große Christoph mit dem Hundskopf.
Nr. 16. Berg L., Wilhelm Raabe.
Nr. 17—22. Ellinger G., W. H. Riehl als Novellist.
Gruppe O. F., Berlin vor 70 Jahren.
Bruchmüller W., Eine Fehde zwischen Reformirten und Lutheranern in der Neumark Ende des 17. Jahrhunderts.
Sterne C., Die drei gestrengen Herren (11.—13. Mai).
Schulte E., Die Erinnerungen an Frau Asta Heiberg.
Tulls H., Verleger und Schriftsteller im 18. Jahrhundert.
Nr. 23. 24. Rühl F., Aus den Beilagen zu der Selbstbiographie Theodor von Schöns.
Nr. 25. 26. Meyer Rich. M., Willibald Alexis.
Spiro H., Das Königsberger Friedrichs-Kollegium.
Nr. 26—28. Tschirch O., W. Alexis als Politiker und seine Beziehungen zur Vossischen Zeitung.
Nr. 29. 30. 31. Seliger P., Joh. Jak. Bodmer.
Schulte E., Melchior Grimm.
Schalk G., Über Volks- und Jugendspiele.
Nr. 33. Schlaf J., Adalbert Stifter.
Wessely R., Unsere Sprache im Spiegel altdeutschen Lebens.
Nr. 34—37. Brückmann A., Savignys Schüler und Bekämpfer.
Ein Brief von G. Ebers an P. Nerrlich.
Ellinger G., Neues über Seume.
Nr. 38. 39. Sittenberger H., Das historische Drama in seiner Stellung zur Gegenwart.
Wissowa F., Philipp II. von Spanien in Geschichte und Poesie.
Weiß A., Die Gegenreformation in Inner-Österreich.
Nr. 40. Euler K., Fr. L. Jahn in der deutschen National-Versammlung zu Frankfurt am Main 1848 und 1849.
Nr. 41. Goethe und das studentische Duell. — Nach dem Goethe-Jahrbuch.
Nr. 43. Buchholtz A., J. D. H. Temme.
Nr. 44. Sterne C., Basilius Valentinus, die Leuchte der Alchemisten.
Genée R., Konrad Grübel, der Nürnberger Volksdichter.
Nr. 46. Eule R., Die Muttersprache in Deutschland und Frankreich.
Nr. 47. Parisius L., Briefe von Schulze-Delitzsch aus der National-Versammlung vom November und Dezember 1848.
Ottmann S., Jakob Casanova von Seingalt.
Nr. 48. Kerber G., Zur Erinnerung an Christian Garve.
Nr. 49—51. Wagner Ph., Voltaire und die moderne Geschichtschreibung.
Ewert M., Franz Wörther und Margarethe Wilhelm. (Die beiden neuesten „Dichter aus dem Volke".)
Lent C., Konrad Ferdinand Meyer.

Beilage zur Norddeutschen Allgemeinen Zeitung (Berlin).

Nr. 115. Danksagung Julius Grosses.
Nr. 120. Dr. Z., Asmus Jacob Carstens.

Nr. 121. Beufert, Deutsches und französisches Volksmärchen. — Vergleicht die Grimmschen Märchen mit denen Perraults und sucht den Zusammenhang in der französischen Abstammung der Grimmschen Märchenfrau Katharina Dorothea Viehmann, geborene Pierson.

sp. (Speidel), Ein Schiller-Jahrbuch? Der Plan des schwäbischen Schillervereins in Stuttgart, ein Schiller-Jahrbuch herauszugeben, ist vorderhand abgelehnt worden.

Nr. 125. Schäfer W., Eine Ehrenschuld der Reichshauptstadt. — Regt ein Denkmal für H. von Kleist an.

Nr. 133. 144. 165. 190. 202. 216. Krug C., Der Sondershäuser Schriftstellerkreis („Kreis derjenigen Schriftsteller, welche von 1838 bis 1844 an dem in Sondershausen herausgegebenen Standard-Werke ‚Thüringen und der Harz' mitgearbeitet haben"). — 1. Einleitendes. — Friedrich von Sydow. — 2. L. Bechstein. — G. von Heeringen. — H. Döring. — 3. Ludwig Storch. — Heinrich Schwerdt. — 4. C. Düval. — L. F. Hesse. — 5. Wilhelm Schönichen. — Adolf Bube. — 6. H. E. R. Belani. — Friedrich Nebe. — Schluß.

Nr. 142 1, Wolfgang Menzel.

Nr. 145. Neumann-Strela K., Großherzog Karl Alexander von Weimar.

Nr. 148. Neumann-Strela K., Goethes „Fischerin". Erinnerungen an Tiefurt.

Nr. 149. Speidel F., Wilibald Alexis.

Nr. 150. Persönliche Erinnerungen an Wilibald Alexis.

Nr. 158. Ueber Hermann Gilms letzte Augenblicke.

Nr. 166. Sp[eidel], Johann Jacob Bodmer.

Nr. 172. Zum Gedächtnis Albert Knapps (geboren 25. Juli 1798).

Nr. 191. Fiege R., Das deutsche Lied seit Wagner.

Nr. 203 sp. (Speidel), J. G. Seume.

Nr. 204—206. Briefe der Erbprinzessin Auguste von Sachsen-Koburg aus Petersburg vom Jahre 1795.

Nr. 228. Marshall H., Bonaventura Genelli. Zu seinem 100. Geburtstage

Nr. 232. 233. 235. 240. 246. Kahle A., Der Einfluß Homers und der Bibel auf die Entwicklung der Kunst.

Nr. 237. Fontane-Bildnisse.

Nr. 238. Paul Bourget über Goethe („Figaro").

Nr. 240 rr., Ein ungedruckter Briefwechsel Fr. von Schillers. — Kirms an Schiller mit dem Honorar für den „Wallenstein" 6. August 1799; Schillers Antwort 27. August 1799.

Nr. 245. Löhn-Siegel Anna, Ein ungedruckter Brief Gutzkows.

Nr. 252. Brausewetter E., Eine deutsche Dichterin der Lebensfreude. (Adalbert Meinhardt.) Skizze.

Nr. 258. Vollmar H., Zum Gedächtnis Friedrich Geselschaps.

Nr. 265. Brausewetter E., Eine Lebensoptimistin. (Hermine Villinger.) Skizze.

Nr. 275. Klein R., Übergangskunst.

Nr. 284. 285. Bornemann W., Conrad Ferdinand Meyer.

Nr. 294. Terburg-Arminius G., Städtewahrzeichen. Kulturhistorische Plaudereien. Bremen. (Vgl. 1895 Nr. 545 und 551 und 1897 Nr. 82. Beilage.)

Nr. 296 a. Brömse H., Zur Ästhetik der Gegenwart. (Ref. Lipps.)

Nr. 298. A. L., Der Hohenasperg mit seinen Staatsgefangenen. Ein 400-jähriges Jubiläum in Württemberg. A. S.

Belletristisch-Litterarische Beilage der **Hamburger** Nachrichten. 7. August Nr. 32.

Kohn Maximilian, Ernst Moritz Arndt als Erzieher. (Nach handschriftlichem Material der Hamburger Stadtbibliothek.) — Brief an Ch. Villers, Greifswald

8. Juli 1810 mit einem gedruckten Plan zur Errichtung einer Erziehungsanstalt. A. S.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung (München).

Nr. 171 f. Langguth W., Zur Geschichte der deutschen Burschenschaft.

Nr. 180. Crusius O., Zur Erinnerung an O. Ribbeck.

Nr. 183. Werner Karl, Ein Roman vor 100 Jahren. „Franz Sternbalds Wanderungen."

Nr. 187. 188. M. M., Dorfgeschichte. — Volksleben und Bräuche. Zu den Siebenbürger Sachsenfesten.

Nr. 191. Goetze E., Theodor Körner und die Seinen.

Holzhausen P., Litteratur- und Stimmungsbilder aus den ersten Koalitionskriegen. I. Kriegsgedicht auf Clerfayts Sieg 1795.

Nr. 199. Stilgebauer E., Sudermann und Hauptmann. IV.

Nr. 204. 205. Eucken R., Ein neuer Durchblick der Weltgeschichte. — Besprechung von Willmann: Geschichte des Idealismus.

Heyck E., König Ludwig I. von Bayern als Deutscher.

Nr. 210. Hampe Th., Ein Nürnberger Volksliederdichter des 16. Jahrhunderts. — Charakteristik Jörg Graffs im Anschluß an die urkundischen Nachrichten im Euphorion 4, 457 ff.

Nr. 211. K., Aus der Würzburger Universitätsbibliothek.

Nr. 213. Schneider K., Ein Wittenberger Stammbuch aus den Jahren 1570—1572.

Nr. 215. Schulze A., Die Litteratur über deutsches Erziehungswesen.

Nr. 220. Weilen A. von, Neue Erzählungen.

Nr. 224. Robert von Zimmermann.

Nr. 226. Meier John, Volkstümliche und kunstmäßige Elemente in der Schnaderhüpfelpoesie.

Nr. 227. Jensen Chr., Zur Charakteristik der Nordfriesen.

Nr. 234. Holzhausen P., Litteratur und Stimmungsbilder aus den ersten Koalitionskriegen. II. Die Anfänge Bonapartes im Spiegel der zeitgenössischen deutschen Dichtung.

Nr. 235. Krauß R., Paul Pfizer als Dichter.

Nr. 242. Riß F., Theodor Fontane.

Nr. 243. Rubensohn M., Wolfgang Hunger, ein antiklerikaler Freisinger Kanzler aus der Reformationszeit.

Müller Ernst, Theobald Kerner als lyrischer Dichter.

Nr. 249. Schrader B., Die Wiederbelebung der musikdramatischen Kunst G. F. Händels.

Nr. 250. Goetz L. K., Jesuitische Belletristik.

Nr. 252. 253. Reiter S., Johann Jakob Reiske. — Besprechung von Förster: Reiskes Briefe.

Nr. 254. 255. Kohlfeld, Über die utopischen und phantastischen Elemente in der deutschen Dichtung.

Nr. 257. 258. Simonsfeld H., Wilhelm Heinrich Riehl als Kulturhistoriker.

Nr 261. 262. Goetz L. K., Ignaz von Döllinger. — Besprechung des Buches von Friedrich.

Nr. 262. Kilian E., Zur Geschichte der deutschen Schauspielkunst. — Besprechung von Oberländer: Die geistige Entwicklung der deutschen Schauspielkunst im 18. Jahrhundert.

Nr. 263. Seliger P., Rudolf von Gottschall.

Nr. 267. Bachmann F., Volkslied und Volksgesang.

Nr. 271. 272. Fischer H., Hermann Kurz. Ein Gedenkblatt.

Nr. 274 Albert H., Das Melos der Sprache.

Nr. 275. E. (Ellinger) G., Die Anfänge des Humanismus in Nürnberg. — Besprechung des Buches von Max Herrmann.
Nr. 279. Muncker F., Novellen und Märchen von E. E. Ries.
Nr. 282. Zeiß K., Hebbel und Dawison.
Nr. 283. Trog H., Conrad Ferdinand Meyer.
Nr. 284. Sittenberger H., Der Wiener Bernardon.
Nr. 288. Müller Ernst, Ein Brief Hölderlins an seine Mutter.
Nr. 290. S. F., Neue Romane und Novellen.
Nr. 293. 294. Voretzsch C., Zum Jubiläum des Reinke vos.
Nr. 296. Fischer H., Die kritische Ausgabe von Uhlands Gedichten.

Beilage zur **Bohemia (Prag).** 1898.

25. November. Nr. 325. Ehlen Ottilie, Die Brüder. (Briefwechsel Robert Hamerlings mit einer Unbekannten.)

29. November. Nr. 329. Sauer A., Marie von Ebner-Eschenbach. — Referat.

14. Dezember. Nr 344. J. E., Vom Haustheater des Grafen Clam-Gallas. Ein Beitrag zur Prager Theater-Geschichte mit einigen Originalbriefen des Grafen Clam-Gallas. — Aus den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts.

Sonntags-Beilage der **Allgemeinen Schweizer Zeitung.**

Nr. 48. 49. Oswald J., Martin Greif als Lyriker.
Nr. 51. R. L., Joseph Joachim. H.-K.

Helvetia. Band XXII.

Engell-Günther J., Ein ausgezeichneter Handelsherr. (Hans Caspar Zellweger, Schwiegersohn Sal. Geßners.) H.-K.

Die Schweiz. II. Jahrgang. Nr. 10.

Waser H., Zu J. J. Bodmers zweihundertstem Geburtstage. H.-K.

Deutschland (Weimar). 8. und 9. Oktober

Schüddekopf C., Wallensteins Lager vor hundert Jahren.

Wiener Zeitung.

Nr. 280. 282. Jodl Fr., Grillparzers ästhetische Anschauungen.
Nr. 291—293. Guglia E., Goethe und Gentz.

Neue Freie Presse (Wien).

12. Juli. Nr. 12171. H. (Hanslick) E., W. J. von Wasielewskis Lebenserinnerungen. — Mit Briefen von Klara Schumann über Wasielewskis Schumann-Biographie.

10. August. 12200. Lier H. A., Briefe des Freiherrn von Zedlitz. — Fünf Briefe an Böttiger 1827—1833.

25. August. Nr. 12214. Blum H., Briefe von Julius Mosen an Robert Blum. — Der mit „Dein Julius" unterzeichnete Brief „Breslau 24./25. April 1837 rührt nach dem Abendblatt der „Neuen Freien Presse" Nr. 12260 nicht von Julius Mosen, sondern von dem Studierenden der Breslauer Universität Julius Stein" (geboren 1818 in Naumburg) her.

Nr. 12217. 12224. 12231. Schreiber Klara, Bauernfeld und seine Tagebücher 1848—1850.

20. September. Nr. 12240. Blum H., Aus Robert Blums Nachlaß. — Karl Vogt und dessen „Bierzeitung" für die Linke des Frankfurter Parlaments von 1848.

27. September. Nr. 12247. Schlenther P., Theodor Fontane. — Mit persönlichen Erinnerungen.

6. Oktober. Nr. 12256. Crüwell G. A, Max Müllers Erinnerungen an deutsche Dichter. — Ein Stammbuchblatt Justinus Kerners in das Album von Crüwells Großmutter „Sieh! wie in wunderbarer Pracht" Weinsberg im August 1838.

11. Oktober. Nr. 12261. Fournier A., Schillers „Wallenstein" und die österreichische Censur.

18. und 19. Oktober. Nr. 12268. 12269. Rosner L., Aus den Papieren eines Oktober-Flüchtlings. Ein ungedruckter Brief Ferdinand Kürnbergers.

5. November. Nr. 12286. Abendblatt. Medicus W., Über deutsche Pflanzennamen.

8. November. Nr. 12289. Blum Ida, Erinnerungen an Robert Blum.

10. November. Nr. 12291. Müllner L., Zu Robert Zimmermanns Gedächtnis.

26. November. Nr. 12307. Thaler K. von, Neue Lyrik.

30. November und 14—16. Dezember. Nr. 12311. 12325—12327. Wittmann H., Wiener Theater zur Zeit des Kongresses.

2. Dezember. Nr. 12313. Sp. (Speidel) L., Im Zeitalter Franz Josefs. — Übersicht über die österreichischen Dichter seit 1848.

24. Dezember. Nr. 12335 Das Jubiläum des Konversations-Lexikons.

25. Dezember. Nr. 12336. Sp. (Speidel) L., Neues von Gerhart Hauptmann Fuhrmann Henschel.

Weihnachts-Beilage. Blum H., Briefe von Konrad Ferdinand Meyer.

29. Dezember. Nr. 12339. Thaler K. von, Hans Grasberger.

Das Vaterland (Wien).

Nr. 301. Kreschnicka J., Beda Weber, Ein Blatt der Erinnerung.

Kaiserblatt. 1848—1849. Festschrift des **Wiener** Journalisten- und Schriftstellervereines Concordia. Dezember 1898.

Hartel W. von, Universität und Akademie.
Sueß E., Naturwissenschaftliche Reisen.
Guglia E., Die Reichshaupt- und Residenzstadt Wien.
Wagner O., Architektur.
*, Die Gesellschaft.
Hevesi L., Plastik, Malerei, Kunstgewerbe.
*, Burgtheater
Groß F., Die Privattheater.
Hanslick E., Musik.
Chiavacci V., Volksbelustigungen.
Steinbach G., Die Concordia. A. S.

Journal des Débats politique et littéraire.

6. Avril. Barine A., Goethe et le dillétantisme

21. Août. Les maisons de Goethe et de Schiller à Weimar. C. Senil.

Le Temps.

24. Avril. Dechamps G., Le pontife du dilettantisme allemand.
C. Senil.

Nachrichten.

In dem Verlage von Walther Fiedler in Leipzig ist für 1899 ein äußerst praktischer und reichhaltiger Schriftsteller- und Journalisten-Kalender, herausgegeben von Emil Thomas (Preis M. 2.50), erschienen, der aufs beste empfohlen werden kann Aus den Mitteilungen seien hervorgehoben: Die wichtigsten Bestimmungen des Urheberrechts- und Preßgesetzes, Dauer des Urheberrechts in den verschiedenen Ländern; Die Berner Konvention; Verbreitung und Richtung der größeren politischen Zeitungen; Honorarsätze von Zeitungen und Zeitschriften; Kritikerliste; Korrekturtabelle; Schriftstellerische Vereinigungen; Verzeichnis der Buch-

verleger mit Angabe der Richtung ihres Verlages; Buchhändlerische, litterarische und verwandte Zeitschriften. — Ein langathmiges und schlechtgeschriebenes Vorwort ist dem Buch eher abträglich als förderlich; die fehlerhafte Konstruktion „mangels Raum" sei ebenso hervorgehoben wie die Überschriften: „Korrekturversandt-Liste" und „Manuskript-Versendungsliste", „Außenstehende" und „Vereinnahmte" Honorare.

Die „Gesellschaft für deutsche Litteratur" zu Berlin hat die Begründung einer „Bibliothek deutscher Privat- und Manuskriptdrucke", das heißt: solcher Drucke aus dem Gebiet der deutschen Litteratur, die nicht in den Buchhandel gelangt sind, beschlossen. Sendungen und Zuschriften sind zu richten an: Dr. Max Herrmann, Berlin W., Augsburgerstraße 47.

Mit Beginn des Jahres 1899 ist eine „Gesellschaft der Bibliophilen" begründet worden. Jahresbeitrag 8 M. Schriftführer: Viktor Ottmann in München, Theresienstraße 54. Organ der Gesellschaft ist die „Zeitschrift für Bücherfreunde".

Aufruf und Bitte. Salomon Hirzels Goethe-Bibliothek ist bekanntlich durch letztwillige Verfügung ihres Besitzers im Jahre 1877 der Universitäts-Bibliothek zu Leipzig übergeben und damit der öffentlichen Benutzung zugänglich gemacht worden. Was diese kostbare Sammlung für die Goetheforschung geleistet hat und leistet, ist bekannt; zu ihrer Fortsetzung wurde durch eine neuerliche dankenswerte Schenkung der Familie Hirzel ein erfreulicher Anfang gemacht. Das schon vorhandene zu ergänzen und die Sammlung weiter fortzuführen, hält die Bibliotheksverwaltung für ihre Pflicht. Aber freilich, wie schon Ludwig Hirzel im Vorworte zum „Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek" es aussprach: groß sind die Schwierigkeiten „eine bedeutende Anzahl teils nur in wenigen Exemplaren erschienener, teils der flüchtig verrauschenden Tageslitteratur angehörender Schriften zusammenzubringen". Daher richtet, dem Beispiele L. Hirzels folgend, die unterzeichnete Direktion an alle Freunde der Litteratur, welche neues von Goethe bekannt zu machen in der Lage sind, die Bitte, ihre hierher gehörigen Veröffentlichungen der Leipziger Universitäts-Bibliothek geneigtest zugehen lassen zu wollen. Die Direktion der Universitäts-Bibliothek in Leipzig.

Aus Anlaß von Goethes 150. Geburtstag soll dem jungen Goethe in Straßburg ein Denkmal errichtet werden. Die Kassenverwaltung in dem geschäftsführenden Ausschuß hat die Bankkommandite Kauffmann, Engelhorn & Co. in Straßburg übernommen.

Ludwig Anzengruber soll in Wien ein Denkmal errichtet werden. Adresse für Zuschriften: Direktor E. von Bukovics, Wien, VII. Deutsches Volkstheater. Sammelstellen: a) für Österreich: 1. Bankhaus Dutschka & Comp., Wien, I. Mölkerbastei 3. 2. Felix Fischer, Fabriksbesitzer, Wien, III. Reisnerstraße 57. 3. Bauräthe Fellner und Helmer, Wien, IX. Servitengasse 7. 4. Cassaverwaltung des Deutschen Volkstheaters, Wien, VII. b) für das Deutsche Reich: Deutsche Bank, Berlin, und ihre Filialen.

Dem am 16. März 1874 in Davos verstorbenen Volksschriftsteller Heinrich Schaumberger soll in seinem Geburtsort Neustadt im Herzogtum Coburg ein Denkmal errichtet werden.

Der im Zweiten Ergänzungshefte dieser Zeitschrift erschienene Aufsatz „Der deutsche Philhellenismus" von Robert F. Arnold in Wien ist auszugsweise in neugriechischer Übertragung von der *Παλιγγενεσία* (Athen) veröffentlicht worden.

Die „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen" veranstaltet im Rahmen der von ihr herausgegebenen „Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen" eine kritische Gesamtausgabe der Werke und Briefe Adalbert Stifters und bittet alle Besitzer von Handschriften des Dichters (Dichtungen, Entwürfe, Briefe, Tagebücher) um freundliche Unterstützung. Auskünfte erteilt der Leiter der Ausgabe: Professor Dr.

A. Sauer, Smichow bei Prag 586. — Zunächst erscheint ein Band mit unbekannten kunst- und litterarkritischen Aufsätzen Stifters, herausgegeben von Dr. Adalbert Horčička in Wien.

In Bern ist Anfang September 1898 der Professor der Philosophie Karl Hebler, dem unsere Zeitschrift einen wertvollen Beitrag zur Hamletkritik verdankt, im 77. Lebensjahre gestorben. Ein ausführlicher Nekrolog auf ihn und ein nachgelassener Aufsatz über Hamlet von ihm folgen in den nächsten Heften.

Erwiderung.

Im dritten und vierten Heft der Berichte des Freien Deutschen Hochstifts pro 1898 befindet sich eine Anzeige meiner Schillerbiographie von Max Koch, die verschiedene irrige Beobachtungen und Behauptungen enthält, die ich hier zurückweisen und berichtigen möchte.

Seite 348 schreibt Koch: „Nicht recht verständlich ist, wie Harnack Schillers Rezension der Goethischen Iphigenie unbedeutend und unselbständig nennen kann, da der allein bekannt gewordene erste Teil ja bloß von Euripides 'Iphigenie' handelt, der zweite, Goethe bestimmte, aber nie erschienen ist." Dies ist falsch, fast die Hälfte der Schillerschen Kritik handelt von Goethes Drama, wenngleich noch eine Fortsetzung folgen sollte.

Ebenda wirft Koch die Frage auf: „Worauf zielt Harnack mit der Bemerkung: „„Es gibt Handschriften, in denen beide abwechselnd die Resultate ihrer Besprechung niedergeschrieben haben."" Für den Goethe-Schillerischen Briefwechsel wäre das eine sonderbare Bezeichnung, über bisher unbekannte Handschriften aber wäre doch eine weniger geheimnisvolle Mitteilung geboten." Es scheint mir nicht „geheimnisvoll", wenn man auf etwas „zielt", was am gehörigen Ort veröffentlicht worden ist. Im 47. Band der Weimarer Ausgabe habe ich das von Goethe und Schiller gemeinschaftlich verfaßte, in der Handschrift viele Bogen zählende „Schema über den Dilettantismus" herausgegeben und genau über den Anteil beider Dichter berichtet.

Auf der gleichen Seite erklärt Koch meine angebliche Behauptung, Dalberg habe außer „Fiesco" und „Luise Millerin" noch drei Stücke von Schiller verlangt, für einen „Irrtum". Ich habe aber ausdrücklich auf Seite 108 gesagt: „Also außer dem Fiesco und der Luise Millerin noch eines."

Welche Einflüsse den Rezensenten dazu gebracht haben, auf einer Seite die so völlig unbegründeten, positiv unrichtigen Vorwürfe zu erheben, weiß ich nicht; jedenfalls waren es Einflüsse, die ich in seinem eigenen Interesse nur für sehr ungünstige erklären kann.

Darmstadt. O. Harnack.

Nachträge und Berichtigungen.

Ergänzungsheft zu Band 2, S. 61); Band 2, S. 850; Band 3, S. 161. Eine Uebersetzung des Wolfeschen Gedichts von Kohlhauer („Nicht ein Trauergesang, keine Trommel erscholl Als zum Wall mit dem Leichnam wir schritten") steht in dem von Paul Wigand herausgegebenen Lyrischen Album aus dem Lahngau. Gießen 1858. Wieder abgedruckt in den Blättern für litterarische Unterhaltung 1859 Nr. 8, S. 149 f. Alfred Rosenbaum.

Band 5, S. 812, Zeile 1 lies Wünsch. Band 5, S. 817, Zeile 3 lies Babuder.

In der Handschrift abgeschlossen am 1. Januar, im Satz am 7. April 1899.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien

Die Synekdoche.

Von Emil Stern in Wien.

An die farbenprächtige, phantastische Metapher[1]) reiht sich die glanzlose, nüchterne Synekdoche. Allein auch diese Art bildlichen Ausdruckes hat eine weit über ihre ehemalige Bewertung hinausragende Wichtigkeit und verdient unter Beachtung derjenigen Gesichtspunkte, die man bei der Metapher jetzt allgemein im Auge hat, sorgfältig untersucht zu werden.

Der landläufigen Erklärung gemäß ist die Synekdoche ein Tropus, bei dem der Teil für das Ganze oder das Ganze für den Teil, die Art für die Gattung oder die Gattung für die Art eingesetzt wird. Man sagt z. B. einerseits „Nicht betritt sein Fuß die Hallen" statt „Er betritt nicht", andererseits „Zobel", „Hermelin", wo es sich bloß um das Fell dieser Tiere handelt. Man nennt Lerche und Nachtigall, statt die Gattungsbezeichnung „Singvögel" anzuführen, und spricht von „Waffen", wo man im besonderen „Schwerter und Lanzen" meint.

Mit Recht wird dann noch in einzelnen Stilistiken hervorgehoben, daß es nicht gleichgiltig ist, durch welches Besondere ein Allgemeines ausgedrückt wird,[2]) und daß das Hervorheben dieses Besonderen durch den Zusammenhang der Rede gerechtfertigt sein müsse. „Der Ausdruck ‚Du betrittst meine Schwelle nicht mehr' meint das Haus, aber unter dem alleinigen Gesichtspunkt, daß es zu mir, der ich darin wohne, Zutritt gewährt. Der Besitzer des Hauses kann nicht etwa ‚Besitzer der Schwelle' heißen."[3])

Wenn wir nach der Ursache der bei der Synekdoche vorliegenden Vertauschung fragen, erhalten wir fast nirgends eine befriedigende

[1]) Euphorion 5, 217 ff.

[2]) K. F. Becker, Der deutsche Stil. 2. Ausgabe, S. 98.

[3]) Gerber, Die Sprache als Kunst. 2. Auflage 2, 32.

Antwort. Nur Becker[1]) weist darauf hin, daß der Teil und das Besondere der sinnlichen Anschauung näher steht als das Ganze und das Allgemeine, daß die Synekdoche also lebendiger und individueller macht. Becker trennt nämlich die Fälle totum pro parte und genus pro specie von der Synekdoche gänzlich los.

Sehen wir von dieser vielleicht willkürlichen Vereinfachung des Problemes ab, so fallen uns zwei scharfgesonderte Gruppen von Synekdochen auf, zu deren Veranschaulichung typische Beispiele dienen mögen:

I. Wunderlichster der Menschen, Du! Jetzt spottest Du meiner,
Und wie viel Thränen sind doch still Deiner Wimper entflohen![2])
(Heinrich von Kleist.)

Dido vagatur, qualis coniecta cerva sagitta, quam nemora inter Cresia fixit pastor agens telis-illa fuga silvas saltusque peragrat Dictaeos.[3])
(Vergil, Än. IV. 68 ff.)

II. Ὀμφάλη τὸν λέοντα τοῦ Ἡρακλέους περιβεβλημένη.[4])
(Lucian, Quom. hist. conscr. 10.)

Am sorgfältigsten verbarg ich ihm das Interesse an gewissen Gegenständen, die sich bei mir eingewurzelt hatten und sich nach und nach zu poetischen Gestalten ausbilden wollten. Es war Götz von Berlichingen und Faust. Die Lebensbeschreibung des ersteren hatte mich im Innersten ergriffen. Die Gestalt eines rohen, wohlmeinenden Selbsthelfers in wilder, anarchischer Zeit erregte meinen tiefsten Antheil. (Dichtung und Wahrheit. X. Buch.)

Die erste Gruppe giebt etwas Anschaulicheres, Konkreteres, als das Eigentliche wäre, sie individualisiert und übt, wenn man vor einem so überschwenglichen Ausdruck nicht zurückschreckt, eine künstlerische Wirkung. Die zweite Gruppe rückt die Vorstellung mehr ins Begriffliche, Abstrakte, sie generalisiert und trägt etwas vom Charakter wissenschaftlichen Denkens an sich. Man würde sich fast versucht fühlen, für zwei so verschiedene Erscheinungen auch zwei verschiedene Namen zu verlangen.

Den beiden Arten der Synekdoche ist jedoch eine charakteristische Eigentümlichkeit gemein, welche sie zu einer Einheit höherer Ordnung zusammenschließt. In beiden Fällen wendet sich nämlich die Aufmerksamkeit einer bestimmten Seite des Begriffes zu und wird diese Seite durch den sprachlichen Ausdruck in helleres Licht gesetzt.

Sein Fuß, der die Hallen nicht betritt, steht nicht etwa vom Körper getrennt und amputiert vor meinen Augen, vielmehr habe ich durch die Synekdoche von dem ganzen Menschen eine anschaulichere

[1]) A. a. O.
[2]) Minde-Pouet, Heinrich von Kleist. Seine Sprache und Sein Stil. S. 155.
[3]) Gerber, S. 41.
[4]) Ebenda, S. 37.

Vorstellung, in welcher die Aufmerksamkeit sich einem Teile des vorgestellten Objektes, dem Fuß, besonders zugewendet hat. Voraussetzung bleibt dabei natürlich stets, daß man die Vorstellung wirklich in anschaulicher Weise vollzieht, die Synekdoche also noch nicht verblaßt ist.

Das Gleiche gilt, wenn die bestimmtere Art statt der unbestimmteren Gattung genannt wird. Hier sind es die determinierenden Merkmale, auf die der Blick sich richtet, ebenso wie bei der Vertretung der Art durch die Gattung die Aufmerksamkeit auf jene Merkmale hingelenkt wird, welche die betreffende Art mit anderen Arten gemeinsam hat und durch die sie mit der Gattung zusammenhängt.

Der Fall totum pro parte, der übrigens selten genug vorkommt, ist jedoch wohl gänzlich auszuscheiden, da es ziemlich ausgemacht erscheint, daß hier die Vorstellung keinerlei Veränderung erleidet und bloß der sprachliche Ausdruck eine durch die Tradition gerechtfertigte Ungenauigkeit aufweist.

Gegen die synekdochische Einsetzung eines allgemeineren Begriffes an die Stelle eines specielleren ließe sich anführen, daß allgemeine Begriffe, wie die neuere Psychologie lehrt, überhaupt nicht vorstellbar sind, sondern stets nur durch konkrete Einzelvorstellungen vertreten werden können. Wir hätten also auch hier bloß einen Unterschied im Sprachlichen, nicht im Psychischen vor uns. Dieser Einwand ist jedoch nicht stichhaltig. Auch der speciellere Begriff ist als solcher nicht vorstellbar und bedarf der konkreten Vertretung. Die Wirkung einer solchen Ausdrucksweise besteht aber darin, daß das als Synekdoche gebrauchte Wort in diesem Falle einen abstrakteren, von der lebendigen Anschaulichkeit weiterabstehenden Charakter aufweist.

Die Synekdoche hat mit der Metapher gemein, daß beide, wie alle ästhetischen Apperceptionsformen,[1]) eine Bethätigung der Subjektivität sind. Während aber die Metapher auf Grund von Übereinstimmung in einigen Merkmalen eine Vorstellung an die Stelle der eigentlichen setzt, also fremde Vorstellungselemente einmengt, giebt die Synekdoche kein unwahres, sondern bloß ein modificiertes Bild. Tritt die Metapher als Schauspielerin auf die Bühne des Bewußtseins, um die eigentliche Vorstellung darzustellen, so spielt die letztere bei der Synekdoche sich selbst und wählt nur diejenige unter den auch sonst an ihr wahrzunehmenden Posen und Trachten, welche der augenblicklichen Situation am meisten entspricht.

Da bei der Synekdoche der ursprüngliche Begriff immer mitgesetzt wird, wäre es bisweilen eine recht schwierige Aufgabe zu erweisen, daß im speciellen Falle ein Bild vorliegt und der eigentliche

[1]) Elster, Prinzipien der Litteraturwissenschaft 1, 362 f.

Ausdruck so und so lauten müßte. Überall erhebt sich hier die Frage: Hat der Sprechende bloß deshalb den determinierteren Begriff statt des abstrakteren oder den abstrakteren statt des determinierteren gesetzt, um die Aufmerksamkeit auf bestimmte Merkmale zu lenken, oder hat er schon ursprünglich sagen wollen, was er gesagt hat. Wir haben demnach in der Synekdoche bloß die Richtung zu sehen, die man bei der Wortwahl, sei es nach oben, dem Abstrakteren, sei es nach unten, dem Determinierteren,[1]) eingeschlagen hat. Diese Art bildlichen Ausdruckes beruht auf einer Vertauschung logisch über- und untergeordneter Begriffe, die Metapher hingegen hat es mit coordinierten Begriffen zu thun, mögen diese einem noch so verwunderlichen Gattungsbegriffe unterstehen.

Wie die Metapher spielt auch die Synekdoche in der Etymologie eine große Rolle, ja sie besorgt mit jener gemeinsam fast ausschließlich das Geschäft, für die Dinge Namen zu liefern.[2]) Ganz neue Wörter werden in den seltensten Fällen geschaffen, vielmehr bedient man sich entweder der Gattungsbezeichnung — so namentlich bei Personen und Örtlichkeiten (Bruck, Haag) — oder man benennt nach einer Eigenschaft, indem man das diese Eigenschaft im allgemeinen bezeichnende Wort dem zu benennenden Ding im speciellen zuweist (Specialisierung, Synekdoche: Wolf = der Räuberische).

Auch der Fall pars pro toto ist nicht gänzlich ausgeschlossen (Rothkehlchen). Sehr häufig wird jedoch ein schon gebräuchliches Wort von ungefähr ähnlicher Bedeutung herbeigezogen und dessen Umfang erweitert. (Generalisierung, Metapher: Rappe-Rabe.)

Hierbei muß allerdings darauf aufmerksam gemacht werden, daß wir bei der etymologischen Synekdoche meist jene Unterart vor uns haben, welche die Alten Autonomasie nannten. Dictio per accidens proprium significans nach der Erklärung Quintilians. Einem einzelnen Merkmale wendet sich die Aufmerksamkeit zu, und dieses wird zur Bezeichnung des ganzen Begriffes verwendet.[3]) Wäre dieses Merkmal stets das genus proximum oder irgendein genus remotius, so würde die Autonomasie mit der Unterabteilung genus pro specie zusammenfallen. Da jedoch ganz andere, bisweilen zufällige Eigenschaften herausgegriffen werden, besteht das Wesen der Autonomasie darin, daß das durch sie Bezeichnete einer willkürlichen Gattung

---

[1]) In gewissem Sinne, wenn auch vielleicht nicht im logischen, liegt in jenem Hinlenken der Aufmerksamkeit auf einen bestimmten Teil, wie es in dem Falle pars pro toto stattfindet, sicherlich auch eine Determination.

[2]) Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte. 3. Auflage, S. 67 ff.

[3]) Die Umsetzung der Autonomasie in das Eigentliche ist das Epitheton ornans mit dem Substantiv. Die Autonomasie verhält sich also zum Epitheton ornans wie die Metapher zum Vergleich.

zugewiesen wird und nicht der natürlichen wie in dem Falle genus pro specie.

Wie die anderen Tropen verblaßt auch die Synekdoche in kürzester Zeit, eine Eigenschaft, die überhaupt bei Betrachtung dieser Ausdrucksformen die größte Schwierigkeit bildet. Wir haben bereits vergessen, daß Mond „Zeitmesser“ und Schnecke die „Kriechende“ bedeutet. Aber auch dichterische Synekdochen versagen oft, ja sie werden bisweilen geradeso wie in Prosa bloß dazu verwendet, bequeme und wenig nuanzierte Synonyma zu liefern. Man denke an Stellen wie:

Er selber auf seines Knappen Thier
Vergnüget noch weiter des Jagens Begier,

oder

Gib das Schwein
Und nimm den Vogel (= Gans).[1]

Wollte man jedoch darangehen, die etymologischen Metaphern und Synekdochen, die sogenannte innere Sprachform, wiederaufzufrischen, so würde man gar sehr gegen die Absichten der Natur verstoßen, welche dieses Zwischenglied als unnöthige Mehrbelastung des Denkens über Bord geworfen hat.[2]

Während man bei der Namengebung wirklich an das Eintreten von Synekdochen denken kann, ist eine solche Annahme, glaube ich, bei Bedeutungsübergängen geradezu abzuweisen. Verengerungen der Bedeutungssphäre wie die Wörter hôchzît, muot oder nît seit dem Mittelhochdeutschen erfahren haben, müssen im Gegenteil als ein Absterben und Hinschwinden der ursprünglich auf dem Gegensatz der occasionellen Bedeutung zur usuellen beruhenden Synekdoche aufgefaßt werden. Zum Wesen jedes Tropus gehört es ja, daß eine Vorstellung durch Vorwalten der Subjektivität in eine andere hineingeschaut wird. Hier aber ist die allgemeine Vorstellung, welche in ihrer Anwendung auf den speziellen Fall eben die Synekdoche ausmachte, vollständig geschwunden. Auch eine Erweiterung des Bedeutungsumfanges, wie sie etwa paraveredus (= Zelter) erfahren hat, entbehrt der psychischen Grundlage, welche die Synekdoche zur Voraussetzung hat. Man kann sich nicht denken, daß man zu irgendeiner Zeit eine Entsprechung des Wortes paraveredus mit vollem Bewußtsein ihres Bedeutungsgehaltes, Zelter, auf ein beliebiges Pferd angewendet hätte. Die Erklärung solcher Bedeutungsübergänge ist anderwärts zu suchen.[3]

---

[1] Chamisso (Hans im Glück).

[2] Martinak, Zur Psychologie des Sprachlebens. Zeitschrift für österreichische Gymnasien 1898.

[3] Paul, S. 83.

Ähnlich der Metapher ist die Synekdoche eine Formung des Gedankens, die sich auch bei komplizierteren geistigen Gebilden findet. Wenn der Dichter einmal bloß das wichtigste aus dem ihm vom Leben gebotenen Stoff auswählt (typisierender Stil), das anderemal auch nebensächliche Einzelheiten festhält (individualisierender Stil),[1]) so fühlen wir uns lebhaft an die Synekdoche erinnert, welche in ganz ähnlicher Weise mit der einzelnen Vorstellung verfährt. Aber auch die Auffassung einer Person oder Sache, die Einreihung in einen Typus, wie wir sie sowohl im wissenschaftlichen Denken als auch in dem des gewöhnlichen Lebens beobachten können, gehört hierher. Je nach dem Standpunkt des Betrachtenden ist die Sonne das glänzende Gestirn des Tages, ein Fixstern oder eine unentbehrliche Hilfskraft bei seiner Arbeit.

Die Neigung überhaupt, bei den Erscheinungen, welche uns die tägliche Erfahrung bietet, entweder das Typische oder das Individuelle im Denken hervorzukehren, kann als eine Synekdoche höherer Art gefaßt werden. Vielleicht ließe sich sogar der Philosophie der Metapher eine Philosophie der Synekdoche an die Seite stellen.[2]) In der Psychologie wenigstens wäre dafür ein Anhaltspunkt zu gewinnen. Begriffe als solche können niemals durch die Sprache direkt in uns hervorgerufen werden, sondern müssen sich durch Einzelvorstellungen vertreten lassen (species pro genere), die wieder nichts anderes als Metaphern jener Einzelvorstellungen sind, welche im Sinne des Sprechenden bestanden.

Man sieht, daß jener philosophische Nimbus, der das Symbol umgibt, vielleicht mit Unrecht den anderen Arten bildlichen Ausdruckes bis jetzt vorenthalten blieb. Hier geht an der Oberfläche der Gedankenmasse und durch den sprachlichen Ausdruck jederzeit kontrolierbar vor sich, was sonst tief im Innern sich der unmittelbaren Beobachtung entzieht.[3])

---

[1]) Elster, S. 45.

[2]) Biese, Die Philosophie des Metaphorischen. Für Biese ist die Synekdoche bloß eine Art der Metapher.

[3]) Dilthey, Die Einbildungskraft des Dichters. (Philosophische Aufsätze. Eduard Zeller zu seinem 50jährigen Doktor-Jubiläum gewidmet.) S. 464.

Der junge Opitz.[1])

Von Max Rubensohn in Berlin.

2. Hipponax und Aristarchus.

Ernst Schwabe von der Heiden.

(Fortsetzung.)

Unser Beweismaterial für die Entstehungszeit des Aristarchus ist hiermit aber noch keineswegs erschöpft. Noch zwei Instanzen sind geltend zu machen, vielleicht die wichtigsten, zumal durch ihre Behandlung auch der Ort der Herausgabe des Aristarchus erschlossen werden kann. Um so mehr begrüße ich es, daß ich hier, in der Hauptsache wenigstens, die glückliche Forschung des scharfsinnigen Geschichtsschreibers der voropitzischen Reformbestrebungen wiedergeben kann.[2])
Einzelne Nachträge und nicht unbedeutende Modifikationen sind freilich notwendig. Wir beginnen sofort mit solchen Ergänzungen zu dem ersten Punkte.

Am 26. Februar 1618 feierte, wie wir 2, 68 bereits berichteten, Sebastian Namsler, Schulkollege in Bunzlau (1619 Korrektor daselbst), seine Hochzeit mit Ursula Weigel. Für die in Görlitz bei Rhambaw erschienene Orchestra melica der proteleia amicorum dichtete Opitz außer 10 Jambi claudi (Silvae p. 100, damals hatte er also eine besondere Neigung für jene Versart) 44 deutsche Alexandriner (oben S. 31). Hier heißt es von dem verhängnisvollen Einfluß der Weiber:

> 23 Das Griechisch vnd Latein wirdt vns gar vnbekandt,
> Für Plato nehmen wir den Amadis zur Hand.

Also schon zu Beginn des Jahres 1618 (und nicht erst 1619, wie Höpfner, der den Einzeldruck nicht kannte, aus der Diktion erschloß)[3]) gedenkt Opitz des Amadis „als eines selbstverständlich

---

[1]) Vgl. oben S. 24.

[2]) E. Höpfner: Amadis, nicht Bienenkorb. Zeitschrift für deutsche Philologie 8, 467—477. 1877. Wenn man an dem trefflichen Aufsatz etwas ausstellen darf, so ist es sein, zwar nicht irre führender, aber doch nur für bereits in die eigentliche Frage Eingeweihte verständlicher Titel. Er hat es jedenfalls bewirkt, daß die Höpfnerschen Resultate bisher von niemandem (auch nicht von Witkowski, der die vorhandene Litteratur sonst gewissenhaft berücksichtigt hat) beachtet wurden, sehr zum Schaden der Opitz-Forschung.

[3]) Dieser frühere Termin ist Höpfners Beweisführung noch günstiger, wie wir sehen werden.

bekannten Buches". Wer den jungen Opitz kennt, der wird aus dieser Erwähnung (ähnlich wie aus der Bemerkung über Heinsius, oben S. 64) allerdings das eine noch folgern müssen, daß er damals gerade den Amadis zur Hand genommen hatte und von dem frischen Eindruck des galanten Romanes, seinem Temperament entsprechend, selbst dies Hochzeitsgedicht Zeugnis ablegen ließ. Es sollte nicht das einzige bleiben. In einem oben aus bestimmten Gründen noch nicht besprochenen (übrigens von Höpfner übersehenen) Sonett spricht er von demselben Werke (vgl. 2, 97 Anmerkung).

Sonnet.

Als jhm seine Asterie geschrieben.

WEr solte dieses wol in sein Gemüthe bringen,
Daß vnder weiß vnd schwartz verborgen solche Freudt?
Daß nur ein einig Brieff nemm' alle Traurigkeit?
Kan auch der Augenlust so weit ins Hertze dringen?

Ich weiß die Sinne fast nicht höher mehr zuschwingen,
Vnd habe wol mit fleiß gelesen jederzeit,
Was von der Liebe nur gefunden weit vnd breit,
Es hat mich aber nichts vermocht so sehr zuzwingen,

Der Grich Anacreon, der Sappho schön Gedicht,
Vnd auch Ovidius sind jhm zugleichen nicht,
Der künstlich Amadis ist nie so hoch gegangen.

Glückseelig ist die Hand, die diesen Brieff gemacht,
Glückseelig ich die Dint vnd auch die Feder acht,
Vnd mehr glückseelig mich, der ich jhn hab empfangen.[1])

Der Dichter weilt nicht mehr in Görlitz. Wieder einmal steht er im Banne jener melancholischen Stimmung, die seine Seele so oft schon verdüstert hat. Da trifft ein Brief von der Geliebten ein, der ihn aller Traurigkeit entreißt, ihn erhebt und beglückt und in seinen schlichten Worten so wunderbar beruhigend wirkt, daß Opitz selbst die großen Liebesdichter, die er sonst als seine Tröster im Kummer zu lesen pflegt, Sappho, Anakreon, Ovid, ja selbst den „so hoch gehenden künstlichen Amadis" damit nicht vergleichen möchte.

---

[1]) Nur 1624, S. 70. Warum der Dichter das Sonett später nicht beachtete, läßt sich nicht leicht erkennen. Eine Verletzung der Betonungsregel findet sich nicht, das Elisionsgesetz ist zweimal übertreten: 3 einig Brieff, 2 Freudt (beachte Z. 9!). Die Stellung ist zuweilen etwas gezwungen (8, 14). Der Schluß ist in der Klimax vielleicht dem griechischen Epigramm des Rufinus Anth. Pal. V 93 (meine „Griechischen Epigramme" S. 54 f.) nachgebildet:

3 εὐδαίμων ὁ βλέπων σε · τρισόλβιος ὅστις ἀκούει ·
ἡμίθεος δ' ὁ φιλῶν · ἀθάνατος δ' ὁ γαμῶν.

An der Echtheit des Gefühls, der Innigkeit der Freude des Dichters scheint mir ein Zweifel nicht berechtigt, wohl aber leider an seiner Fähigkeit, sie zum poetischen Ausdruck zu bringen. Vor dem Streben nach Korrektheit ist das Herz, ist der echte Ausdruck seiner Stimmung schnöde zurückgesetzt worden, doch nicht so sehr, daß man nicht den erhaltenen Brief, der seinem Empfänger so viel Freude bereitete, als den ersten oder einen der ersten nach der Trennung von Görlitz bezeichnen dürfte. Und wenn wir in den aufgezählten (und benutzten?) antiken Schriftstellern jene erkennen, die er in Görlitz bei Cüchler studiert hatte (die griechischen Lyriker, die Epigrammatisten und Ovid, oben S. 56 zu Hipponax 311), so werden wir daraus, daß neben ihnen einzig der Amadis genannt und gelobt wird, mit Recht folgern dürfen, daß, als der Dichter den Brief empfing, gerade dieser Roman ihn beschäftigte und er noch (ebenso wie bei der Abfassung des Hochzeitsgedichtes) ganz unter dem Einfluß seiner Lektüre stand. Demnach hatte Opitz in seiner „Amadis-Zeit“ Görlitz eben verlassen. Dies Ergebnis ist für die dritte Erwähnung des Romans von größter Wichtigkeit.

Seiner deutschen „Muttersprache Pracht und Herrlichkeit“, ihre Ebenbürtigkeit mit den anderen nationalen Sprachen unwiderleglich zu erweisen, führt Opitz in seinem Aristarchus (S. 95) einzig die deutsche Übersetzung des Amadis an und verbindet mit ihrem überschwänglichen, aber für seine damalige Geistesrichtung höchst charakteristischen Lobe die Aufforderung, Weiteres und womöglich noch Größeres zu leisten. Ich muß die ganze Stelle hier wiedergeben: Cujus rei unicam Amadaei historiam[1]) in nostrum idioma conversam, optimae fidei testem arcessere possumus. Quem quidem librum, quod quidam ita atroci stylo & indignanti pungunt ac confodiunt (ganz ähnlich die etwa gleichzeitig geschriebene Wendung oben S. 32), causam profecto non habent. Nihil sane est in tam festivo opere, quod non & ad morum comitatem praecepta ingerat, & honesta suavitate conditum vim quasi asperiobus naturis faciat, ac nil tale cogitantes expugnet. Delitiarum omnium pyxidem (oben S. 52 zu Z. 155) dixerim, myrothecium Gratiarum, curarum medelam, lenam morum: absque

[1]) Am Rande des Euphorion 1, 59 f. beschriebenen Exemplares der Straßburger Ausgabe, das Nikolaus Rittershausen gehörte, hat letzterer zu den angeführten Worten folgendes vermerkt: Priores quidem / septem libri a / Johanne Fischard / translati. Die Notiz ist 1628 in Straßburg niedergeschrieben. In der Vaterstadt Fischarts konnte in der That damals noch ein größeres Interesse für ihn herrschen (vergleiche Zinkgrefs bekanntes Lob) und so auch jene Nachricht, die freilich, trotzdem das 6. Buch des deutschen Amadis (1572) die Chiffern J. F. M. G. trägt, das größte Bedenken erregen muß, sich erhalten haben. Weiteres mögen Berufenere ermitteln.

quo nec ipsa Venus satis venusta.[1]) Verba singula majestatem spirant singularem ac elegantiam, & sensus nostros non ducunt, sed rapiunt. Adeo inusitata facilitas, gratia inexhausta ac lepos ita lectorem detinet, ut quo magis eadem repetat, eo minus fastidium relectionis ullum sentire sibi videatur. Quae omnia & pellicere nos ad se & invitare ad excogitanda plura paris elegantiae ac festivitatis debent.

Hier spricht ein begeisterter Bewunderer des Romans, der ihn wieder und wieder gelesen und immer größeren Genuß dabei empfunden hat, der nun seinen Ruhm verkünden, seine zelotischen Gegner widerlegen und alle Welt zu der Lektüre des Werkes bekehren möchte. Den galanten Inhalt beschönigt er und spricht nur euphemistisch von dem opus honesta suavitate conditum, von der Wirkung, die das Buch selbst auf sittenstrenge Naturen, die von ihm anfangs vielleicht nichts wissen wollten, ausübe. Im Sturm würden auch diese erobert. Die Würde und dann wieder die Leichtigkeit der Sprache, die Feinheit und Lieblichkeit der Gedanken sei bezaubernd, eine wahre lena morum. Dieser Ausdruck ist sehr bezeichnend. „Eine Verführerin zu feinen Sitten“ übersetzt ihn Witkowski, doch gar zu harmlos: ich sehe in der „Kupplerin der Sitten“ eine beabsichtigte Zweideutigkeit. Und die und überhaupt ein so keckes Lob eines vielen Leuten Ärgernis bereitenden Romanes hätte sich ein Beuthener Student erlauben dürfen, ein Zögling der Anstalt, deren „frommer Stifter und Patron“, der Freiherr Georg von Schönaich, eben deswegen seine hohe Schule als Gymnasium eingerichtet hatte, um von den jungen Leuten die strengste Zucht, einen sittsamen Wandel und natürlich auch einen sittsamen litterarischen Geschmack[2]) verlangen zu können. Schon diese Erwägung führt darauf, das die angezogenen Worte nicht mehr in Beuthen von Opitz geschrieben sein können. Doch wenn auch nicht niedergeschrieben, gedruckt sind sie doch jedenfalls in Beuthen, wie das Titelblatt bekundet (Bethaniae excudebat Johannes Dörfer), und zwar in der Druckerei der Anstalt, die der Aufsicht des jeweiligen Rektors unterstand.[3]) Damals nun (1617—1618) bekleidete dies Amt

---

[1]) „Und ohne das ist ja die Göttin der Schönheit selbst nicht schön genug“ übersetzt Witkowski statt „ohne das — opus — es selbst Venus an Anmut gebrechen würde“: absque ist eine Präposition.

[2]) In dem von Hering (Geschichte des Gymnasiums zu Beuthen an der Oder. Breslau. Nachlese 3. 1786) im Auszuge mitgeteilten Stiftungsbrief äußert Schönaich sein Mißfallen an der übermäßigen Freiheit auf den Universitäten und sagt, daß er eben darum ein Gymnasium und nicht eine Akademie zu fundieren sich vorgenommen.

[3]) Johann Dörfer aus Wittenberg zog 1617 nach Beuthen. Die Rede, mit der Dornau 1617 sein Amt als Professor morum antrat (vorher hatte er, wie Hering vermutet, die Stelle des Professors der Beredsamkeit mit zu ver-

gerade des Verfassers Gönner und Lehrer, Caspar Dornau, der professor morum, der als solcher eine besonders dringende Veranlassung hatte, die Zensur recht strenge auszuüben. Er hat es denn auch gethan: denn, wie Höpfner unwiderleglich nachgewiesen, ist es Dornau gewesen, der in dem ersten Beuthener Druck des Aristarchus an Stelle der oben hervorgehobenen Worte (die nur in dem Straßburger Abdruck stehen) einsetzte: unicum Marnixii apiarium, in nostrum idioma conversum und nachher et ad aeternam salutem praecepta. „Hier ist also all das Lob dem Bienenkorb (der von Fischart übersetzt ist) gespendet. Wer nun Fischarts Bienenkorb kennt und andrerseits weiß, wie um das Jahr 1617 Freunde und Feinde des Amadis über dies Buch und die Romane überhaupt dachten, der wird zugeben, daß die wortreiche Charakteristik, um die es sich handelt, mit jenen Lesarten noch lange nicht auf den Bienenkorb paßt,[1]) daß sie aber in der anderen Fassung getreulich widerspiegelt, was modern gestimmte Kinder der Zeit über den Amadis urteilten. . . . Also schon damals, nicht erst im Straßburger Abdruck, hatte es Opitz auf das Lob des Amadis abgesehen: Marnixii apiarium ist gegen seinen Willen in sein Erstlingswerk gedrungen. Des Amadis gedenkt er als eines selbstverständlich bekannten Buches auch sonst, die Spuren einer Vertrautheit mit Fischart werden dagegen vermißt (siehe aber die Note). Wie aber ist die gewaltthätige Änderung vollführt worden? Schwerlich unter den Augen des jungen Dichters, der schon im Jahre 1617 ein recht erkleckliches Selbstbewußtsein besaß

sehen: erst Ende 1616 kam Jonas Melideus aus Cassel als Lehrer der Beredsamkeit und Dichtung nach Beuthen), war das erste, was aus der Druckerei herauskam: Charidemus, hoc est de morum pulchritudine . . . ., oratio auspicalis. Primitiae chalcographicae Joannis Dörferi Witebergensis, typographi Schoenaichii. Bethaniae Elysios. 1617 (am 30. Januar gehalten). Witkowski verwechselt diese Rede mit derjenigen, die Dornau am 18. August 1616 hielt zur feierlichen Einweihung der Anstalt (die schon 1614 eingerichtet war), siehe unten S. 231. Sie wurde noch in Görlitz gedruckt. Alles dies berichte ich nach Hering: Zwote Nachlese. Mir stehen die Reden nicht zur Verfügung.

[1]) Es ist beachtenswert, daß Witkowski alles Ernstes die Beiworte auf Fischarts Werk bezieht, dessen „geniale Härten“ und „völlige Vernachlässigung der äußeren Form“ doch schon allein das Opitzische Urteil ausschließen, ganz abgesehen davon, daß leidenschaftliche Angriffe gegen Fischarts Übersetzung weder uns bekannt sind noch Opitz bekannt sein konnten. Witkowski muß natürlich annehmen (S. 24), daß „1620 Fischart dem Dichter nicht mehr als Vorbild für die neue hoffähige Poesie gelten konnte, und da man noch kein eigenes größeres Werk aufweisen konnte, der Amadis eingesetzt wurde, der wenigstens durch seinen galanten Inhalt dem verfeinerten Sinne der jungen Generation entsprach.“ Die Sache liegt gerade umgekehrt: Fischart ist erst in Heidelberg dem schlesischen Dichter bekannt und sogar von ihm benutzt worden, wie in Bezug auf das „Lob des Feldbaus“ von Dr. Opitz in der Zeitschrift für deutsche Philologie 8, 477 nachgewiesen ist; siehe auch Wackernagels „Joh. Fischart von Straßburg“ 125 ff.

und sich die Verballhornung seines zwar kompilatorischen, aber von echter Begeisterung für eine gute Sache beseelten Schriftchens wohl nicht hätte gefallen lassen, wäre der Druck von ihm besorgt worden .... Der Autor des Aristarchus war, als dies Büchlein gedruckt wurde, nicht mehr in Beuthen und darum, was den Text betraf, der unbedingten Zensur und Korrektur des Mannes unterworfen, dem er die Gunst des Gedrucktwerdens in diesem Falle zu verdanken hatte. Dieser Mann war Caspar Dornau, gerade damals (siehe oben S. 224) Rektor des Gymnasiums, wohl der bekannteste Gelehrte, den Schlesien in jenen Tagen sein nannte ..., derselbe, der Opitz die Hauslehrerstelle bei Tobias Scultetus verschaffte, ihm auch die Ehre erwies, in seinem stattlichen Folianten, dem Amphitheatrum, ihn als Sänger der Rose einzuführen.[1] Eine gute Zahl der im Aristarchus ausgesprochenen Gedanken ist nichts anderes als der Widerhall Dornauischer Äußerungen. Das Werkchen mußte ihm ausnehmend gefallen; kam es doch auch gewissermaßen an seine Adresse, indem es einem von ihm erzogenen Edelmann, Friedrich von Kreckwitz, zugeschrieben war.[2] Hatte es aber seine, des akademischen Rektors, Zensur zu passieren, so mußte er zusehen, daß es frei von Makeln bliebe .... Dazu rechnete er sicherlich eine Lobpreisung des Amadis. Hier also war für den Rektor Grund vorhanden zu ändern, was nun freilich im letzten Moment, jedenfalls mit flinker und flüchtiger Hand geschah. Die Änderung mußte nach der Bekanntschaft, die Dornau von deutscher Litteratur besaß, und nach der Geschmacksrichtung ausfallen, die bei dem bereits vierzigjährigen Mann fest geworden. Über beides sind wir mindestens nicht ganz im Unklaren. Zu seinem Amphitheatrum Sapientiae Socraticae joco-seriae ließ er Fischarts Flöhhatz und des Tharaeus „erbermliche Klage der lieben Frau Gerste“[3]) abdrucken, und im Charidemus (1617, siehe

---

[1]) Amphitheatrum Sapientiae Socraticae joco-seriae. Hannoviae. MDCXIX. Über Martini Opitii Silesii Rosa ad Rosillam siehe 2, 83 f.

[2]) „Magnificis et nobilissimis viris, dn. Friderico à Kreckwitz & Austen in Deuchwitz etc. (an ihn ein Gedicht: Silvae p. 15) et dn. Wigando à Gerßdorff in Lindaw, Equitibus Splendidissimis.“ Opitz scheint mit beiden verkehrt zu haben, denn er sagt in der Zuschrift: immerentem me favore vestro et benevolentia amplecti ac erigere voluistis ..., und am Schluß: Valete, Nobilissimi Heroes, cum amabilissimis vestris conjugibus (lectissimo sororum pari) ac liberis charissimis .... Die beiden Schwestern waren Elisabeth und Anna von Landscron (letztere hatte sich am 24. November 1615 vermählt), deren Bruder aber ist Opitzens Freund Johannes von Landscron (vergleiche das im Aristarch mitgeteilte Anagramm und das Abschiedsgedicht, oben S. 34 und 42). Wir sehen also, wie diese Beziehungen sich entwickelt haben. Sie scheinen gleichfalls dafür zu sprechen, daß der Aristarchus 1618 entstanden ist

[3]) Witkowski giebt S. 15 ebenfalls eine Liste der von Dornau seinem Unterricht zu Grunde gelegten deutschen Werke. Sie ist aber nicht vollständig. — Auch

S. 225 Anmerkung) teilte er einen syllabus autorum ad ethopraxian pertinentium mit, worin unter anderen „Sapiens stultitia Deutsch“, „Renicke Fuchs“ „der Froschmeußler“, „Kirchhoffs Wendunmuth“, „Erquickstunden“, „Fabulae Alberi Erasmi“ empfohlen werden.“ Die Aufklärung des Curiosum scheint mir Höpfner in jeder Beziehung gelungen,[1]) man wird in der That nicht zweifeln können, daß „Marnixii apiarium“ und „ad aeternam salutem“ Worte Dornaus sind, gegen den Willen oder besser ohne Wissen des abwesenden Verfassers eingesetzt. Und nun beachte man und verbinde mit Höpfners Beweisführung, was wir oben als deutliche, ja zwingende Indizien dafür anführen durften, daß wenigstens einige Partien des Aristarchus nicht früher als 1618, nach der Vollendung des Hipponax, also keineswegs mehr in Beuthen geschrieben sein könnten, ja daß eben das Lob des Amadis in die Zeit zu setzen sei, da Opitz bereits auch Görlitz verlassen und in einer anderen Stadt den (ersten) Brief seiner Asterie erhielt. Diese gegenseitige Ergänzung der an sich schon beweiskräftigen Argumente sollte, so müßte man meinen, auch Höpfner willkommen sein. Aber weit gefehlt! Gerade aus dem Gratulationsgedicht an Senftleben, das für uns von unschätzbarem Werte war, um die Zeit zu fixieren, zu der Opitz von Bunzlau nach Görlitz sich begab, glaubt er folgern zu dürfen, daß der Aristarchus zwar nicht mehr in Beuthen niedergeschrieben, aber doch noch in dem Jahre der Übersiedelung, das heißt 1617, in Beuthen der guten Verbindungen wegen, die der Autor dort hatte, gedruckt wurde. Ohne die Möglichkeit dieses Schlusses würde, das zeigt seine ganze Darstellung, Höpfner seine geistvolle Erklärung jener Stelle des Aristarch fallen gelassen und selbst als falsch bezeichnet haben. Wie kommt das? S. 105 der Zinkgrefschen Ausgabe beginnt der Abdruck von Aristarchus sive de contemptu linguae Teutonicae .... Rechts neben diesem Titel hat nun Opitz selbst in ein Exemplar der Straßburger Ausgabe, „das nachher in Christ. Gryphii Bibliothek kam und jetzt in der Rhedigerschen Bibliothek zu Breßlau ist“ folgende Bemerkung einge-

---

die Artussage war ihm bekannt, wie die Nachschrift zum Dulc-Amarum an die Verfasser der mitgeteilten Lobgedichte zeigt: Videmini enim mihi sic animos inducere: ad mensam Arthuri Vos omnes in corona sedere: ubi alter alterius praeoccupare sessionem minime videatur.

[1]) Auf eines hätte er wohl noch hinweisen sollen: Warum wird Fischarts Übersetzung unter der Bezeichnung „Marnixii apiarium in nostrum idioma conversum“ erwähnt? Opitz kannte den Verfasser nicht, meint Witkowski S. 23, das wäre möglich, wenngleich ihn Dornau ihm dann wohl hätte nennen können. Wenn letzterer aber bei der Korrektur für die namenlose Amadis-Übersetzung den Bienenkorb einsetzte, so lag es allerdings nahe, auch nunmehr den Übersetzer zu verschweigen.

tragen: Dissertatiuncula / haec a me ao / 1617 edita nun quam posthac in / lucem proferen/da est, cum / plena / sit / mendar(um).[1]) Dies absprechende Urteil erinnert an ein anderes, das er Buchner in einem vom 16. Februar 1625 datierten Schreiben (vgl. Euphorion 1, 58) mitteilt: Aristarchum totum expunxi, ante multos annos ab admodum adolescente conscriptum et plures fere mendas habentem quam verba. Die handschriftliche Notiz haben wir gleichfalls in die Zeit nach dem Erscheinen der Poeterey zu setzen, wo ihm in der That „das unvollkommene Jugendwerk" ebenso verwerflich erscheinen mochte wie so viele „Liebesgeticht der ersten Jugendt", von denen er manche völlig unterdrückte. Erinnern wir uns nun des Umstandes, daß ein Teil dieses Büchleins wirklich durch Beuthener Einflüsse 1617 entstanden und unter den Augen Dornaus niedergeschrieben worden ist (siehe unten), so möchte ein Versehen um so entschuldbarer sein, als es selbst für gewissenhafte Schriftsteller keineswegs leicht sein dürfte, nach längerer Zeit das Jahr einer undatierten Jugendarbeit aus dem Gedächtnis zu bestimmen. Zu den in solchen — zumal nicht für den Druck bestimmten — Angaben gewissenhaften Autoren ist aber Opitz durchaus nicht zu rechnen. So finden wir in seinen Briefen eine ganz erhebliche Anzahl falscher Daten und sonstiger Versehen (vgl. Palm, Beiträge S. 145 und 175), ja was schwerer wiegt, selbst das an Nikolaus Henel im Jahre 1635 (5. August) gerichtete Schreiben, in dem er für dessen Silesia Togata eine Vita seines Vetters Caspar Kirchner liefert (also für ein „urkundliches" Sammelwerk, Reifferscheid Nr. 481), enthält in den Jahreszahlen Irrtümer und Auslassungen: So erfahren wir aus der Frankfurter Matrikel, daß 1610 (Reminiscere, nundinis) Casparus Kirchner Boleslaviensis Silesius unvereidigt inskribiert wurde; Opitz weiß von der Frankfurter Zeit nichts, er läßt den Vetter vielmehr in seinem 18. Jahre (geboren 1592), also eben 1610 (vgl. Höpfner — der die Matrikel noch nicht kennt — Beiträge, S. 295) nach Breslau zum Besuche des Magdalenäums gelangen. Charakteristisch für die Unzuverlässigkeit des Dichters ist auch die von Palm (Beiträge, S. 256) zusammengestellte, fast wie eine Humoreske sich ausnehmende Geschichte des Buchner versprochenen Bildnisses, die im Jahre 1627 mit einer fast sicheren Zusage beginnt, 1628 in zwei Briefen fortgesetzt, 1629 trotz weiteren Ermahnungen des Freundes noch nicht zu einem Ergebnis gelangt, dann 1630 im Herbst mit neuen Präliminarien aufgenommen, dennoch auch

[1]) So auf einem Zettel, der in ein der Königlichen Bibliothek gehöriges Exemplar der Straßburger Ausgabe hineingelegt ist. Aus der Rhedigerschen kam, wie ich aus Höpfner ersehe, das Buch in die Breslauer Stadtbibliothek (4 E. 513).

1631 und 1632 noch immer nicht beendet ist, so daß Palm zweifelt, ob Buchner auch nur den Heydenschen Kupferstich — auf das Ölbild hatte er schließlich selbst verzichtet — erhalten hat. Doch der Wittenberger Professor wird das Naturell des Dichters gekannt und ihn trotz dieser dilatorischen Behandlung nicht zu hart beurteilt haben. Um so weniger haben wir einen Grund, ihm diese Schwäche zu verübeln, aber auch keinen Anlaß, seinen Angaben, mögen sie auch noch so positiv gegeben sein, ein unbedingt entscheidendes Gewicht zuzugestehen.[1]) Wir werden unten von diesem Ergebnis unserer kleinen Abschweifung noch einmal Gebrauch machen, für die vorliegende Streitfrage aber lernen wir daraus das eine, daß jene eigenhändige Eintragung des Dichters uns nicht zu beirren braucht, zumal sie ja in einem Betracht auf einer auch von uns anerkannten Thatsache beruht. Es bleibt bei dem Ergebnis, das aus zahlreichen Argumenten gewonnen wurde: der Aristarchus kann in der uns überlieferten Fassung nicht in Beuthen, kann auch nicht mehr im Jahre 1617 niedergeschrieben sein.[2]) Damit sind wir zu dem letzten Abschnitt unserer Untersuchung gelangt, zu der Frage, wo und wie denn die endgiltige Redaktion erfolgte.

Pfadfinder und Wegweiser ist uns für das wo? wieder Höpfner gewesen (oben S. 221). Ihm gebührt das Verdienst, zuerst auf ein Buch die Aufmerksamkeit gelenkt zu haben, das für Opitz und seinen Freundeskreis von beträchtlicher Wichtigkeit ist.[3]) Caspar Dornau, dessen anregende Lehrthätigkeit den Plan des Aristarch erst eigentlich hervorgerufen und so den Grund zu einer folgenreichen Entwicklung gelegt hat, bekleidete das Rektorat des Görlitzer Gymnasium Augustum von 1608—1615. In diesem Jahre resignierte er, am

---

[1]) Mit welcher Willkür und Leichtfertigkeit Opitz für seine eigenen Werke die Entstehungsjahre angab und bei Gelegenheit änderte, zeigt Reifferscheid S. 762: Das Symbolum Cunradi (Silvae p. 24, siehe unten) läßt er das eine Mal 1622, das andere Mal 1624 entstehen, thatsächlich bezeugt er selbst in einem Briefe das Jahr 1623 für die Niederschrift des Gedichts. — Leider ist diese wichtige Parallele von mir zu spät bemerkt worden, um sie noch in den Text zu bringen.

[2]) Auf einen Umstand sei wenigstens an dieser Stelle hingewiesen: Höpfners Erklärung der Korrektur beruht auf der Voraussetzung, daß Dornau sie als Rektor vornehmen konnte und im Interesse des guten Rufes der Anstalt vornehmen mußte (oben S. 225). Nun aber versichert Hering, 2. Nachlese S. 4, daß Dornau sich 1618 und 1619 in den mit den Reden zusammengedruckten Programmen allerdings Rector Gymnasii nenne, 1616 und 1617 aber bloß Morum Professor ohne Rector. Dies würde entschieden gegen das Jahr 1617 sprechen. Da mir aber die Reden Dornaus nicht zur Verfügung stehen und Palm (deutsche Biographie, vgl. auch Hoffmann, Spenden 2, 55) mit Höpfner in jener Zeitangabe übereinstimmt, so darf ich jener Notiz des sonst zuverlässigen Gelehrten nicht allzu sehr vertrauen

[3]) Nach ihm hat es Reifferscheid, Quellen 1, 741 ff., kurz besprochen.

5. Juni.[1]) Die große Arbeitslast und seine geringe pädagogische Befähigung hatten ihm das Schulamt verleidet (Reifferscheid 55, 21; 57, 5; S. 725). Unter den zahlreichen Anerbietungen, die ihm infolgedessen gemacht wurden, schien ihm das von dem Freiherrn von Schönaich angetragene Professorat die günstigste,[2]) gewährte ihm doch diese Stellung eine sehr reichliche Besoldung (300 Fl. und 8 Kl. Holz) und bei nur 4 bis 5 wöchentlichen Stunden genügend Muße für seine litterarische Thätigkeit. Ein böser Stern schien zunächst über diesem Wechsel zu schweben. Als er sich noch in Görlitz befand,[3]) starben ihm kurz hintereinander die zwei jüngsten seiner fünf Kinder (ein Knabe am 4., ein Mädchen am 7. Oktober). Auf einer Reise, die er darauf mit seiner Familie nach Böhmen unternahm, um seine trübe Stimmung zu bannen, verfiel er in den Sudeten in eine äußerst gefähr-

---

[1]) Neues Lausitzer Magazin 41, S. 103: „Zu seiner Zeit wurden Schulämter noch als besondere Ehrenstellen angesehen, um welche sich Männer von allen Fakultäten, auch Rechtsgelehrte und Mediciner, bewarben". Hering, 1. Nachlese, S. 11: Dornau hatte sich „eigentlich auf die Arzeneikunst gelegt und sich in Basel 1604 den medicinischen Doctorhut aufsetzen lassen." Sein für sein ganzes Wesen in der That bezeichnendes Symbolum lautete: *ἀρετῇ καὶ χάριτι*. Er starb 1632 als fürstlich Briegischer Rat und Leibarzt. Das Nähere sehe man bei Reifferscheid, der eine ziemliche Anzahl Briefe mit wertvollem Kommentar veröffentlicht hat.

[2]) Aus der Bibranschen Briefsammlung (auf der Bibliothek der Ritter-Akademie in Liegnitz) teilt Hering folgende Stellen mit (4. Nachlese, S. 9): Dornau an von Bibran, 28. Oktober 1614. A Sereniss. Elect. Brandeb. in Viadrinam vocor, ut et historias illic doceam publicitus et gentis Brandeburgicae opera privata contexam. (Der ganze Brief jetzt bei Reifferscheid Nr. 51; die Unterhandlungen scheitern an der Geldfrage, ebendort 55, 19). An denselben (Reifferscheid 57). VIII. Kal. Quinctil. 1615 . . . Tempori cedam, et oblatum, sed et exploratum suis conditionibus ocium, ingratus sim, ni acceptem. Equidem Pragae tuo consilio obsecutus viverem splendide et potuissem iam diu stipendio perhonorifico, potuissem ampliori, et adhuc patet accessus, in Moravia. . . . Bethaniola illa placet propinquis meis, uxori etiam (Elisabeth, einer Tochter des Görlitzer Bürgermeisters Johannes Glich von Miltitz: 2, 62); quid contra moliar? Cathedram medicam (in Beuthen, nicht in Prag, wie Reifferscheid annimmt S. 1011) nolui, nolo: quod et salario sit longe inferior et loco hac professione, quae quidem morum est, sed non ethica . . . . Eine ganz neue Art von Professur übrigens, die nirgends sonst sich zu finden scheint: die Anwendung der „Tugend" auf das geschäftliche Leben und den bürgerlichen Umgang, also Erlernung der „feinen Sitten" (cuius partes sunt non ex philosophis virtutis naturam explicare, sed, verbo dicam, tradere conversationem civilem cuilibet in vita homini). Im Charidemus (siehe oben S. 225) entwickelt er sein Programm. Aus einem Briefe des Glogauer Kanzlers Johannes Specht in Hennersdorf vom 10. März 1617 entnehmen wir, daß peregrinorum reprehensio nutusque das neue Professorat trafen, quorum tela adeo suspicionibus et invidia armata acerbissime in cervices suas recident. (Dulc-Amarum O 2ᵛ).

[3]) Die Organisation der Akademie war erst 1616 vollendet, der Antritt des Amtes brauchte also nicht notwendig mit der Berufung zusammenzufallen; Cüchler, sein Nachfolger in Görlitz, wurde denn auch erst 1616 im Januar eingeführt: 2, 61.

liche Krankheit. Der Baron Wenzel von Budowa[1]) nahm sich seiner an, ja, er ließ den schwer Heimgesuchten und dessen Angehörige — ihre Zahl vermehrte sich sogar um einen neuen Sproß während der Krankheit — fast ein halbes Jahr auf seinem Schloß an der Isar wohnen und verpflegen. Im März des Jahres 1616 kehrte Dornau nach Görlitz zurück, um seine Freunde und Verwandten zu begrüßen und seine Angelegenheiten zu ordnen. Die Übersiedelung nach Beuthen erfolgte im Sommer desselben Jahres. Dornau erhielt hier den ehrenvollen Auftrag, das Gymnasium durch eine Rede (Parallela morum Seculi . . . habita in illustri Bethaneo ipso inaugurationis suae die: 18. August) feierlichst einzuweihen. Da sollte er, eben an der Stätte seiner neuen Wirksamkeit angekommen, am eignen Leibe erfahren, „wie wenig wir unserer Gesundheit sicher sind gerade dann, wenn wir es zu sein glauben." Ein Recidiv trat ein mit solcher Heftigkeit, daß er drei Monate, oft zwischen Leben und Tod schwebend, auf dem Krankenbette liegen mußte. Das Gerücht von seinem Tode verbreitete sich unter seinen Verehrern. Ja, einer derselben, Gregor Richter der Jüngere (1588—1633: 2, 83), schreibt am 20. September an seinen Vater, den Görlitzer Prediger von Heidelberg aus in jugendlichem Überschwange, er wolle nun nicht mehr nach Schlesien zurückkehren, das seiner Krone beraubt sei. Doch so weit sollte es nicht kommen. Der Gelehrte genas wiederum und konnte nach überstandener Krankheit im Januar 1617 in der schon oben angeführten oratio auspicalis (de morum pulchritudine) seine Professur wieder aufnehmen.[2]) Wer den eigenartigen Personen-Kultus jener Zeit kennt und ihren überschwänglichen Gefühlsausdruck, wer die fast naive Eitelkeit selbst hervorragender Geister — die der Gelegenheitsdichtung jene verhängnisvolle Vorherrschaft verschaffte — in Betracht zieht, wird es nicht verwunderlich finden, daß auch Dornau seine Krankheitsgeschichte, so wenig sie für weitere Kreise ein Interesse beanspruchen oder gar die dichterische Phantasie anregen konnte, zum Ausgangspunkte einer größeren Veröffentlichung nahm. Wie Opitzens Breslauer Gönner, Caspar Cunrad, die Muße von 26 Jahren darauf verwandte, für die poetische Darstellung seines Symbolum „Domini est salus" Beiträge von Gelehrten zu sammeln — fast

[1]) „Wenzel Budowec, Freiherr von Budowa, kaiserlicher Rat, bei dessen Sohn Dornau Hofmeister gewesen. Am 21. Juni 1621 wurde er als Teilnehmer am Prager Aufstande in Prag enthauptet" (Reifferscheid S. 717).

[2]) Daher schreibt ihm auch Abr. von Mezeradt, Syndikus der Oberlausitz, am 6. März 1617: De recepta igitur pristina sanitate et felicibus auspiciis inito munere publico ex animo tibi gratulor. — Aber Oktober 1619 versichert er Abr. von Bibran, daß er überhaupt in den vier Jahren seines Aufenthaltes in Beuthen fast ununterbrochen leidend gewesen (Reifferscheid Nr. 79).

1000 Gedichtchen brachte er so zusammen[1]) — so vereinigte auch Dornau in einem Sammelwerke alles, was er selbst bei jenen Anlässen geschrieben und was andere ihm teils aus freien Stücken, teils von ihm und Freunden aufgefordert[2]), Prosaisches und Poetisches — dies ist bei weitem in der Überzahl — zugesandt, unter dem Titel: Casparis Dornavii Dulc-Amarum, h. e. De dulcedine ex amaritie crucis, morborum et mortis haurienda, Soliloquia cum Episodiis argumenti haud absimilis. Bethaniae. Typis Joan. Dörfferi. Wie aber Cunrads Sammelschrift zwar poetisch keine größere Bedeutung hat (obwohl beispielsweise Opitzens Verse, Januar 1623, oben S. 229, mit seine beste lateinische Dichtung darstellen), wohl aber von unschätzbarem Werte ist als biographische Quelle (die Namen von etwa 1000 Gelehrten mit ihren Titeln, Aufenthaltsort, Zeit der Eintragung sind darin aufbewahrt), so hat auch das Dulc-Amarum wesentlich historisches und biographisches Interesse. Das gilt auch von Dornaus eigenen Leistungen in diesem Buche, von denen wir die 78 Grabschriften auf ihm befreundete Männer und Frauen und auch die Gedichte auf seine verstorbenen Kinder sehr oft als zuverlässiges Material benutzen können.[3]) Die Glückwünsche der Freunde aber, die das letzte (5.) Buch bilden unter dem etwas affektierten Titel „Exequiae viventis", sind für unsere Opitz-Forschung von ganz hervorragendem Werte. In dem an seine Gönner und Freunde gerichteten Schreiben (datiert: Bethaniae prid. Paschae an. CIↃ.ICCXIIX.), womit das Ganze schließt, spricht er sich über die Anordnung der ihm zugesandten Gratulationen aus, wie folgt: In Exequiis viventis id egi: ut pro tempore missi συγχάρματος locum autori designarim. Daher werde die Reihe (und zwar eben in diesem Nachworte) geschlossen von dem eben erst eingetroffenen Beitrag des Theologen Simon Crnnaeus. Leider wird diese für die

[1]) Theatrum Symbolicum, in quo sacrum illud Davidicum: **Domini est salus a viris** .... celeberrimis per IX integras centurias vario enodatum carmine visitur. Olsnae Siles. (1625). Eine 10. Centurie ist etwas später hinzugefügt, sie reicht bis 1630.

[2]) So schreibt ihm der um die spanische Epigraphik verdiente **Abraham von Bibran** (1575—1625) Kal. Quinct. CIↃIↃCXVII: Jubeo hic amicos *Ζωάγρια τίνειν:* quod a morte feliciter redux nunc inter vivos ambules.

[3]) Von einem gewissen litterarischen Interesse ist es, daß er einen an den Freiherrn Georg von **Schönaich** — gelegentlich seiner in der Karwoche durchgemachten Krankheit — gerichteten lateinischen Gedicht (7 Disticha) ein deutsches Tetrastichon beifügt, das einzige uns bekannt gewordene Erzeugnis seiner **deutschen** Muse (bisher nicht beachtet, D 8):

HAlt hier mit Christo Marterwoch,
Vnd nim gedultig auff sein Joch:
So wirstu droben Osterfreud
Mit jhm halten in ewigkeit.

Chronologie der Beiträge so erfreuliche Angabe erheblich eingeschränkt durch den folgenden Zusatz: Disposui quoque loca interdum: ut aetas, ut officium, ut coelum cuiusque requirebat. So folgen denn auf die beiden Briefe der Barone von Budowa (Vater und Sohn, oben S. 231), die er nach seiner Rückkehr nach Görlitz in der That als die ersten Glückwünsche im Jahre 1616 empfangen hatte, eine größere Anzahl, die adelige Bekannte an Dornau geschickt, aber nicht nur nach der ersten, sondern auch (meistenteils sogar) 1617, nach der zweiten Erkrankung. Wir sind daher zu äußerster Vorsicht veranlaßt in der chronologischen Verwendung dieser Sammlung und werden aus dem Umstand, daß des Opitz drei Gedichte als Nr. 71 (von im ganzen 75 Gratulationen, die 6 Anagramme am Schluß nicht mitgerechnet) Aufnahme gefunden, zunächst nur entnehmen, daß Dornau seine letzten Schüler ihrem Range entsprechend an den Schluß seiner Schrift verwies. Dazu paßt, daß die neben Opitz an dieser Stelle aufgeführten: Chrysostomus Nusler (70), Bernhardus Guilielmus Nusler (72), Noa Unwirde (73), Gulielmus Cothurnus (74), Valent. Theban (75) nicht nur hinsichtlich der aetas eine zusammengehörige Gruppe bilden, sondern auch durch das coelum des Aufenthaltsortes zusammengehalten werden: sie alle sandten von Frankfurt a. O. aus ihre Beiträge ein.[1]) Höpfner, der sich übrigens bei

[1]) **70.** 1. Francofurti March. Chrysostom. Nusler, Friedl. Bohem. (Inskribiert wurde März 1607 ein Chrysostomus Nusslerus Fridlandensis Silesius — die beiden Friedland werden von den Eintragenden öfter verwechselt — ohne vereidigt zu werden, unserer ist das nicht, denn in seinem zweiten Gedichte heißt es: Nec studiis faveat post coeptis dexter Apollo). 2. Officiosiss. scrib. Idem C. N. **71.** 1. (Vor der Zuschrift:) Caspari Dornavio v. c. M. Opitius S. 2. Francofurti Martinus Opitius Boleslauiensis. 3. Id. Opitius. 4. Idem. **72.** 1. Deproper. Francof. Marchion. Bernhardus Guilielmus Nusler Friedland. 2. Purus Jambus. Eidem. STRENAE VICEM MISSVS ... Ab eodem. 3. Idem Bernhardus Guil. Nuslerus (dies letzte Gedicht wichtig, weil daraus zu ersehen, daß N., inskribiert April 1614, vereidigt 1616, schon in Görlitz Dornaus Schüler gewesen [1615—1616, oben S. 58]: Nos alacres ergo, quos non incognita fovit Gorlicium, quos ambrosia, quos nectare linguae Pavisti, es stammt aus früherer Zeit: 1616?). **73.** 1. NOA Vnwirde Sprotta Siles. (Sommer 1614 immatrikuliert, 1621 Präzeptor in Beuthen am Pädagogium). Anacreontes. 2. Scazon (Neujahrsgedicht). Idem qui supra N. U. **74.** 1. Scazon. Francofurti Gulielmus Cothurnus Fridlandius (oben S. 45). 2. (Begrüßungsgedicht bei der Übersiedelung Dornaus nach Beuthen). Adponeb. Idem G. C. **75.** (1 wie 2 Neujahrsgedichte: 1617 und 1618?). Francofurt. in March Valent. Theban. Gorlicio-Lusatus (inskribiert Sommer 1616). Auch inhaltlich zeigen sich einige durch den Verkehr der Verfasser miteinander zu erklärende Übereinstimmungen: Opitz sagt in der Vorrede „Saluti, cum qua in gratiam rediisti, ARAS statuimus", Cothurnus in seinem Scazon „Tuae saluti ponimus perennantes / Aras"; bei Opitz heißt es im zweiten Carmen „Qui nostris saevam defendant jugiter oris Barbariem", bei Cothurnus „Ut dira barbaries facessat hoc orbe"; bei Opitz im ersten Gedicht „Mens aevi

seinen Ausführungen um den übrigen Inhalt des Dulc-Amarum weniger bekümmert, hat die drei Gedichtchen von Opitz in dankenswerter Weise abdrucken lassen[1]): wir können uns also hier auf einige Bemerkungen über ihren Inhalt beschränken. Sein nahes Verhältnis zu Dornau,[2]) die Förderung, die er auch in materieller Hinsicht ihm verdankt (vgl. oben S. 44), berührt der Dichter in einem prosaischen mit einer Empfehlung an den Ill. Scultetus (oben S. 46) schließenden Vorwort: ... Accedit, quod privatis nominibus tantum tuae benevolentiae devincti sumus, quantum quisque suo proprio parenti. Die drei Carmina selbst habe ich wiederholt mit großem Interesse gelesen, ja, was Opitz vom Amadis sagt, das gilt fast auch von ihnen: quo magis eadem repetit lector, eo minus fastidium relectionis ullum sentire sibi videtur (S. 95). Sie fallen ganz aus dem Rahmen der übrigen Dichtungen jenes Buches heraus, man hat das Gefühl, daß hier wirklich ein Dichter spricht, freilich ein jugendlicher, der seinen Empfindungen, dem, was sein Herz bewegt, in bilderreicher Sprache, in überströmender Fülle Ausdruck giebt und von dem äußeren Anlaß nur so nebenher Notiz nimmt, ganz im Gegensatz zu des Schlesiers späterer, oft so seelen-

vindex prorsus collapsa jacebat", bei Nüßler im Jambus „Adesto Tu quoque, ô volucre Seculum, Adesto Vindici tuo." Dies bezieht sich auf Dornaus Rede: Parallela Morum Seculi, s. diss., qua probatur vitia nostrae tempestatis prisci item aevi fuisse (also die oben S. 231 erwähnte Einweihungsrede vom Jahre 1616). Dazu paßt, was Nüßler weiter dichtet „Is ipse te petitum atrocibus probris, Quasi impiissimum fores, Tuetur atque comparationibus Vetus fuisse idem docet." Wenn er fortfährt „Nec hoc putat sat esse, Sed novum tibi Decus parare jam parat, Et anteire te vetusta secula Brevi asseret stylo suo", so deutet er damit auf Casparis Dornavii Felicitas Seculi, hoc est, Oratio, quâ probatur, artes et liberales et mechanicas nostra aetate cultiores esse, quam multis retro seculis. Bethaniae. Die Dedikation (Reifferscheid S. 737) datiert: Bethan. Kl. Sept. an. 1617. Von dieser Rede hatte er offenbar, noch ehe sie ihm gedruckt vorlag, durch Opitz, der sie mit angehört, Kunde erhalten, aber vindex (siehe oben) bezieht sich auf die Parallela morum; Höpfner hat beide nicht richtig geschieden. Der Jambus ist also Strenae vicem Neujahr 1618 abgeschickt.

[1]) Nur hätte er im Anfang des zweiten Gedichtes ändern müssen: Si quid adhuc divi patriis jam restat in oris, ... Hoc uno genios patriae probet esse benignos, Qui nostris saevam defendant jugiter oris Barbariem, placidoque velint nos surgere cultu. Omnibus hoc uno majus commisimus uni Bethaniae.... Es muß heißen hoc unum (Druckfehler sind, wie Dornau selbst zugiebt, zahlreich vorhanden). Siehe unten.

[2]) Ganz aufgehört hat der Verkehr auch in den folgenden Jahren nicht. Vgl. den Brief Dornaus an Gruter vom 5. April 1620 (Archiv für Litteraturgeschichte 14, 109): Sakium ex me quaeso salutes et Gebhardum (den Herausgeber des Catull, von ihm ein Gratulationsgedicht im Dulc-Amarum) et Opitium. Atque hunc miror, dedignari me alloquio suo. N(uncia) patronum suum [Scultetum] Bethania migrare Vratislaviam: excitum a Rege (dem Winterkönig), ut munere Directoris Camerae Silesiacae perfungatur.

loser Gelegenheitsdichtung. Phöbus beschwört er bei seiner Liebe zu Hyacinthus, ihn zum Dichten zu begeistern mit nektarischen Weisen, nicht, wie es jetzt so viele andere thun, durch Bacchus' Gabe berauscht (oben S. 45 Anmerkung), nicht in unkeuscher Liebesglut verzehrt. Nur sich selbst und den Musen will er sich anvertrauen bei dem Werke kindlicher Dankbarkeit, das er plant. Dornau ist ihm, dem Vaterland, der Welt wiedergegeben: der beredte Anwalt seines Jahrhunderts (siehe S. 234) wäre fast dem Tode verfallen, schon freuten sich die himmlischen Heerscharen, ihn zu sehen. Für seine Errettung sei nun der Salus dieser Altar errichtet! Wie das Mädchen, das in züchtiger Treue den fernen Geliebten erwartet hat und nun, nach seiner endlichen Rückkehr, durch die Freuden der Liebe entschädigt werde, so auch Dornaus Schüler und Freunde nach seiner Genesung. — Ganz unerwähnt bleibt dagegen die Krankheit in den andern Gedichten: Wenn durch göttliche Gnade noch etwas vom alten Ruhm sich bei uns erhalten hat, so mögen es jene gütigen Genien erweisen, die die Barbarei tapfer abwehren (oben S. 233). Beuthen sind sie anvertraut, dem neuen Athen, wie dem alten der einzige Sokrates. Stolz möge man Dornau in das Buch der Ewigkeit einzeichnen. Er, der Dichter, freilich sei nur ein leerer Schemen, dem ein tückisches Geschick einen himmelstürmenden Geist (oben S. 54), aber niedergebeugt von nagenden Sorgen verliehen, er könne sich, wenn er Dornaus gewaltige Geistesarbeiten betrachte, nur mit dem Gedanken trösten, daß er sie alle einst rühmen und preisen dürfe.[1]) Ein ἐλεγείδιον heißt das letzte Gedichtchen, das die Biene schildert, wie sie auf ihrem Fluge in eine Harzperle gerät und nun die Heliadenthränen schmücke und selbst durch sie erst kostbar werde: Sic dum Bethaniae, Dornavi, vivis in oris, Nostra tibi grata est patria, tu patriae.

Ein doppelter terminus ante quem für den Beginn des Frankfurter Aufenthalts des Dichters ist in diesen Dichtungen gegeben. Zunächst sind sie natürlich vor Ostern 1618 verfaßt worden: das zeigt die prid. Paschae geschriebene Nachschrift Dornaus. Daß sie nicht viele Monate vorher eingeschickt zu sein brauchen, lehrt die pindarische Ode des Jonas Milde (Melideus, Nr. 47), des 1617 von der schola illustris in Cassel nach Beuthen berufenen Professors der Beredsamkeit und Dichtung, sie trägt das Datum: m. Mart. A. Ep. Chr. CIↃIↃCXIIX (oben S. 225). Das lehrt aber auch Opitzens eigene Bemerkung in der Zuschrift (siehe oben), daß er Größeres und Besseres nicht haben dichten können nunc per angustias temporis, was im Verein mit dem von Rüßler in seiner subscriptio gebrauchten Ausdrucke

[1]) Omnia sint nostrae laudi cessura parenti: mit diesen nicht eben deutlichen Worten schließt das Gedicht. Vorangehen jene schon oben (S. 43) angeführten, nicht geringes Selbstbewußtsein und zugleich tiefe Melancholie bekundenden Verse.

„Deprop. Francof. Marhion." und der von Dornau beliebten Reihenfolge (oben S. 232) doch nur bedeuten kann, daß kurz vor der beabsichtigten Drucklegung noch die in Frankfurt studierenden Schüler zu Beiträgen aufgefordert worden waren. Aber auch einen terminus post quem bietet uns diese Gelegenheitsdichtnng: Nicht im Weinrausch, auch nicht von schimpflicher Leidenschaft erfaßt, wollte Opitz, wie wir sahen, seiner Pietät für den Lehrer Ausdruck leihen. Und doch sei ersteres jetzt gäng und gäbe, wie er selbst bezeugen könne;[1]) was aber Cupido und seine Macht über die Dichter betreffe, so könne er auch hier als Expert sprechen: Non ego facundas vires in vincula stringam / Turpia, et in flammas, vane Cupido, tuas: / Sim licet Idaliae cultor non degener arae, / Et Venus in concha me vehat alma sua. So konnte ein Dichter nicht schreiben, der gelegentlich, „die Sprache und sich zu üben" (oben S. 49), mit dem Eros getändelt, etwa nach Catullischen Motiven ein Erotopaegnium Schediasticum einer fingierten Melissa zu Ehren (Strenarum Libellus, Jannar 1616) verfaßt hat oder, wie er es in Beuthen hielt, bald eine Neaera, bald eine Corinna, bald eine Lesbia, bald eine römische, bald eine griechische Göttin verehrte (2, 65), so konnte aber wohl ein Dichter sich ausdrücken, der einer leibhaften Asterie seine Huldigungen dargebracht, der eine wirkliche Liebe in zahlreichen lateinischen und deutschen Dichtungen besungen hatte und noch immer in ihren Banden sich befand. Mit einem Wort, wir haben in den angezogenen Versen einen deutlichen Hinweis auf des Dichters Görlitzer Liebesleben, von dessen Eindrücken er sich noch nicht frei machen kann, zugleich einen weiteren Beleg für unsere Annahme, daß Opitz etwa Februar 1618 von Görlitz nach Frankfurt an der Oder sich wandte.[2]) Hier muß demnach auch

---

[1]) Non ego fatidici lymphatus flore Lyaei Torquebo rapidis ebria metra sonis: / Quamvis hoc soleat gens nostra humescere rore, / Et mea mens medio saepe nat icta mero. In dem Frühjahr 1618 dem heimgekehrten Kirchner übersandten Poem (oben S. 46) heißt es v. 6: Ebria nec (und so wohl auch oben statt et) medio mens natat uda mero (dessen nämlich nicht, der friedlich in der Heimat wohnen darf). Unsere Fassung ist meines Erachtens die spätere.

[2]) Durch die Freundlichkeit des Herrn Professor Witkowski bin ich in der Lage, eine von diesem entdeckte „Bestätigung" meiner Vermutung über Opitzens Aufenthalt in Görlitz und zugleich eine bestimmte zeitliche Grenze für die Übersiedelung nach Frankfurt mitteilen zu können. In dem in Wernigerode aufbewahrten Stammbuch des Görlitzers Valentin Rottschütz (sein Bruder? Gotfr. Rotschuz Gorlic. wurde im Sommer 1614 in Frankfurt immatrikuliert, aber vereidigt erst 16. Maii anno 1621; Valentin hat dagegen nicht in Frankfurt studiert) befindet sich die folgende Eintragung:

Αἰὲν ἀριστεύειν καὶ ὑπείροχον ἔμμεναι ἄλλων.

Vidi qui facili narraret stoa puellae / Dogmata, ut in tenero scita severa sinu: / Ast haec nescio quid stoum (unklar, wohl obscön, vergleiche

der Aristarch vollendet worden sein, der ja, wie wir gezeigt haben, die Publikation des (in Görlitz geschriebenen und Anfang 1618 gedruckten) Hipponax zur Voraussetzung hat. Hierfür hat nun aber bereits Höpfner ein weiteres Moment geltend gemacht, und wir können uns hierbei umso kürzer fassen, als wir die entscheidende Stelle schon eimal besprochen haben (Jahrgang 1, S. 59 Anmerkung und S. 385) und andererseits die weiteren Folgerungen aus Höpfners richtiger Beobachtung uns länger aufhalten werden.

Um die Fähigkeit der deutschen Sprache darzuthun, gleich den andern eine eigene Dichtung erstehen zu lassen und die von diesen angewendeten Formen nachzubilden, führt Opitz bekanntlich außer seinen eigenen Versuchen nur eine Anzahl Alexandriner und vers communs von Ernst Schwabe von der Heiden an. Er gedenkt seiner als eines politissimi hominis et mira suavitate (1, 58) morum commendatissimi, und über seine Germanica quaedam carmina lesen wir die später — aus dem Band 1 S. 59 f. angegebenen Grunde — getilgte Note (Dornaus?)[1]: Francofur, Marchic. typis descripta. So „ist denn am natürlichsten die Annahmet daß Opitz beide erst in Frankfurt kennen lernte" (Höpfner, Zeitschrif. für deutsche Philologie 8, 472; persönliche Bekanntschaft wird auch von P. Schultze, ingleichen von Strehlke und Tittmann angenommen, siehe die Note 1, 59). Das tragische Geschick, das seinem Leben und seinem litterarischen Schaffen ein frühes Ende bereitete, beschäftigt uns hier nicht, auch die andere von uns gemachte Entdeckung, daß

---

durius) sperabat, ut ipsis / Si quid stoicis durius esse potest. / 5 Stultum olet haec sapientia: qui pro tempore vafre / Desipit atque loco cum ratione furit Martinus Opitius Silesius, illibatae amicitae sacramentum deposuit Dn. Possessori Anno CIƆDCXVIII., Prid. Cal. Februar. — Amandaudus amoris amarus amaror (Bitterkeit) amore (ein scherzhafter versus memorialis). — Demnach war der Dichter noch am 31. Januar in Görlitz; vielleicht war er es auch noch, als er für die Namslersche Hochzeit (26. Februar 1618) zugleich mit mehreren Görlitzern (oben S. 31 und 59, die beiden Bunzlauer Opitz und Krüger haben diese wohl geworben) sein Gedicht einsandte, siehe oben S. 221.

[1] Natürlich konnte auch Opitz selbst, dem ja, wie wir schon mehrfach sahen (so oben S. 229), eine gewisse Voreiligkeit eignet, die Bemerkung angefügt haben; auch wir pflegen ja „herausgegeben" „gedruckt" von Büchern, die noch nicht erschienen, deren Erscheinen aber erwartet wird, unbedenklich zu schreiben. Da aber Dornau jene eigenmächtige Änderung mit dem Amadis-Citat vorgenommen, so schien mir auch hier eher ein Eingriff Dornaus vorzuliegen, den dann Opitz in der zweiten Auflage beseitigte. Der Schluß, daß der Dichter und sein Freund damals in Frankfurt miteinander verkehrten, wird bei beiden Annahmen nicht modifiziert, wie mich dünkt, sogar bündiger, als wenn wir — mit Höpfner — eine wirkliche Veröffentlichung statuierten. Nochmals sei hier darauf hingewiesen, daß Jes. Rumpler, der einzige, der etwas von Schwabes Leben weiß, ausdrücklich bezeugt, daß „das sinnreiche werck durch unglück ersitzen geblieben und nicht auch in den truck gegeben worden."

Ernestus Schwab von der Heidenn Borussus, wie er in der Matrikel genannt wird, erst 1622 im Winter in Frankfurt inskribiert wurde und bei dieser Gelegenheit eine für damalige Verhältnisse ungewöhnlich hohe Summe (4 Thaler, die übliche Gebühr war 9 Groschen)[1] erlegte, sei hier nur erwähnt, um nochmals hervorzuheben, daß wir es mit einem vornehmen, sehr vermögenden[2] Herrn aus Preußen zu thun haben, der 1618 offenbar noch in recht jugendlichem Alter stand, daß also umso weniger glaubhaft erscheinen kann, was von Scherffer (1652) berichtet und unbedenklich von Neueren nachgeschrieben wurde, daß Schwabes poetisches Büchlein schon 1616 in Frankfurt a. d. O. erschienen sei. Ein Umstand aber möge an dieser Stelle erwähnt werden, da er zugleich auf den Dichter und auf sein

---

[1]) 1, 384 habe ich behauptet, daß auch Martin Opitz diese Gebühr bezahlt habe und stützte mich dabei auf die Notiz der Matrikel, daß inskribiert wurde (im Februar) 1613: Martinus Opitius Bodeslaviensis (so) Silesius ... 9 (gleichzeitig mit drei anderen Bunzlauern). Opitz stand damals im sechzehnten Lebensjahre; „daß er nicht als puer bezeichnet ist, beweist also wohl nichts“ (so schreibt mir freundlichst Professor Paulsen). Andererseits sahen wir an dem Beispiele Nüßlers (2, 60 und S. 233) und Krügers (oben S. 59), denen wir andere (vgl. S. 45) beigesellen könnten, daß damals die Unsitte bestand, daß Gymnasialschüler lange, ehe sie die Universität bezogen, sich einschreiben ließen, vielleicht um, wie es Opitz Herbst 1617 that, sich schon vorher des stolzen Titels Studiosus bedienen zu dürfen (2, 84). Nun aber feiert Opitz in dem Ende 1615 gedichteten Strenarum Libellus an 15. (viertletzter) Stelle einen Martinus Opitius Medicinae Cand., dessen Kunst er einst selbst erprobt: sensi ego cum tristi quondam languore iacebam et sanis privus viribus atque mei. ... Der wird wohl kaum — so aber nimmt Witkowski S. 17 an — erst 1613 immatrikuliert sein. Jedenfalls wäre das Fehlen des Dichters in der Matrikel bei der Länge seines Aufenthalts in Frankfurt (über ein Jahr) durchaus unerklärlich.

[2]) Ich habe es nicht verschmäht, die Jahrgänge 1610—1630 der Frankfurter Matrikel genau durchzusehen, um über die Gebührenfrage eine urkundlich begründete Ansicht mir bilden zu können: Unter den 6619 Studierenden dieser vierzig Semester bezahlten (statt der üblichen 9 Groschen) 233 Adelige und 66 Bürgerliche 1 Thaler; 61 Adelige und 10 Bürgerliche (von letzteren 7 aus Preußen) mehr als einen Thaler und von diesen wieder über zwei Thaler (von den 7 in dem genannten Zeitraum inskribierten Fürstlichkeiten abgesehen): 9 Adelige und 2 Bürgerliche und endlich über drei Thaler: 3 Adelige (4 Thlr., 4 tal., aureus Ungaricus) und 1 Bürgerlicher (4 tal.). Beachtenswert ist dabei, daß eben im Winter 1622, wohl wegen des Rektorats des Herzogs Georg von Liegnitz, nicht weniger als 16 Bürgerliche einen Thaler und ferner 9 Adelige und 2 Bürgerliche eine höhere Summe bezahlten, und daß zugleich mit unserem Schwabe (als 12.) ein „Casparus Zeizmannus Pleierodensis Brunsvicensis 4 tal.“ als 11. inskribiert wurde (vielleicht der Freund, respektive Ephorus des Dichters). Zu erwähnen ist übrigens noch, daß unmittelbar auf Schwabe zwei Elbinger (Lebbaus und Holst) in der Liste folgen und endlich daß im Sommer 1512 immatrikuliert wurde ein: Dominicus Schvabe de Elbinck 10 (gr.). — Der Vollständigkeit halber sei hier noch des Straßburger Kupferstechers Jacob von der Heyden gedacht, von dem Opitz im Herbst 1630 auf der Heimreise von Paris gemalt wurde (oben S. 239). War er mit dem Dichter verwandt?

Schriftchen ein Streiflicht wirft. Auf den im Jahre 1592 in Heidelberg zum Magister promovierten Professor des Hebräischen Johannes Rogge (1, 63) aus Emden verfaßte Schwabe das eine der uns erhaltenen Anagramme; zwei andere beziehen sich auf „Helena Roggen", den „Engel ohne arg", wie sie bei „Durchmengung" der Buchstaben heißt und an „Gestalt und Geberden" dem Dichter wenigstens erschien. Erotisch ist auch das von Opitz mitgeteilte Epigramm in Alexandrinern; und die Übersetzung des Sonetts des Petrarca von den Schmerzen, die man durch Amors Tücke ausstehet, und der „herzlichen Reue", die sein Dienst verursacht, ist gewiß kein bloßes Übungsstück. Lesen wir nun noch unter den von Schwabe als Ausnahmen vom Elisionsgesetz angeführten Beispielen (Poeterey S. 177, Witkowski, vgl. 1, 59) die beiden Eigennamen „Helene, Euphrosine", so gehört in der That nicht viel Einbildungskraft dazu, um zu erkennen, daß auch diesen jungen Dichter, wie Opitz, innerlich Erlebtes, Liebesschmerzen zunächst, zu poetischen Versuchen geführt, in deren einem er seine Holde gar mit der Grazie Euphrosyne verglich. So verstehen wir es auch erst recht, weshalb Opitz, wo er von des ehemaligen Freundes Büchlein spricht, in dem Brief an Buchner vom 16. Februar 1625 (Euphorion 1, 58), emphatisch mit den Worten schließt: Lyrae, lyrae! Er gedachte offenbar der gewiß recht überschwänglichen Lieder an Helene,[1]) vielleicht auch des Einflusses, den Schwabe einst auf ihn selbst ausgeübt hatte, in jener Zeit, als er den vornehmen preußischen Poeten kennen lernte, als er selbst noch in den Banden seiner Görlitzer Asterie lag. Längst ist diesem Einflusse

[1]) In M. Joh. Plavii Hochzeitsgedichten („Dantzigk, gedruckt bei Georg Rheten, in Verlegung des Dichters. 1630"; der Haupttitel der Sammlung fehlt in dem Berliner Exemplare) steht, was in mehrfacher Hinsicht von Wichtigkeit, S. 20: „Auff Hn. Hans von Bergen vnd fraw Helene Roggen hochzeitlichen Ehren-Tag" (6 Alexandriner und dann ein längeres Lied „auff vorige Weise, das ist: Si c'est pour mon pucelage" — auf dieselbe Weise Opitzens: „O du Gott der süssen Schmertzen," Zinkgref S. 56 —, ein „Gegen-Liedt" auf das vorangehende Gedicht). So sehen wir, daß nach Schwabes Tod (1626, 4. Juni) die von ihm geliebte Helene Rogge einem anderen Adeligen die Hand reichte, zugleich aber ergiebt sich so auch die Möglichkeit, Plavius und Schwabe als die ersten Vertreter der poetischen Renaissancebestrebungen Danzigs — denn nunmehr ist jeder Zweifel gehoben, daß auch Plavius aus Danzig stammt, siehe unten — zusammenzubringen. Beide stehen außerdem in Verbindung mit Opitz. Denn auch Plavius gehörte — was Lemcke S. 168 entgangen — zu Opitzens Bewunderern: „Reliqua abunde exponet do. Rittershusius et quem hic habeas in hac urbe eruditionis tuae aestimatorem et imitatorem. Plavium quendam, de quo velim audias narrantem do. Rittersh." J. Mochinger an Opitz, Dantisci ao 1629 die X Sept. Mochinger vermuteten wir 1, 62 als den Vermittler der Marginalnote Rittershausens über Schwabes tragischen Tod. — Ein Hinweis auf die polnische Litteratur, die damals eine Blüteperiode hatte und auf Danziger Dichter gewiß nicht ohne Einfluß blieb, sei an dieser Stelle wenigstens gegeben.

nachgespürt worden, mit vielem Scharfsinn (in dem nur etwas zu breiten Aufsatze von P. Schultze, Archiv für Litteraturgeschichte 14, 241), aber doch ist der Kernpunkt der Frage nicht erkannt, konnte freilich auch nicht erkannt werden, weil man Opitzens Entwicklung, weil man Opitzens Leben noch nicht ganz überschaute. Wir müssen die Untersuchung unter dankbarer Benutzung der bisherigen Forschung demnach noch einmal aufnehmen.

Der Titel der Opitzischen Jugendschrift „Aristarchus sive de contemptu linguae Teutonicae"[1]) verspricht eine Erörterung, die im Sinne des berühmten Homerkritikers aus Samothrake Reinheit und Proprietät des Ausdrucks als notwendig erweist und treue Pflege der vaterländischen Sprache im Gegensatz zu der herrschenden Teilnahmlosigkeit, ja völligen Verachtung dieses hohen Gutes mit allem Nachdruck fordert. Mit jener von uns schon oft erwähnten, trotz aller Überschwänglichkeit die Herzen seiner Leser rasch gewinnenden jugendlichen Begeisterung stimmt Opitz im ersten Abschnitt in freiem Anschluß an Tacitus das hohe Lied von der Reinheit, Freiheitsliebe, Hoheit der alten Germanen an, überträgt dies Lob auf ihre edle, Jahrhunderte lang rein von aller Verderbnis und Vermischung erhaltene Sprache. Keine andere könne es in dieser Hinsicht mit ihr aufnehmen: Verschwunden sei die Pracht der griechischen Sprache, die männliche Kraft der römischen. Ja, selbst die wunderbaren Geistesdenkmäler, die sie hinterlassen, seien jetzt der Geringschätzung, der Vergessenheit verfallen. Die griechischen Quellen verstünden nur noch wenige, Latein werde freilich noch viel geschrieben, aber ein willkürliches, monströses, das den Todeskeim in sich trage.[2]) Auch die modernen Sprachen stünden vor einer ähnlichen Katastrophe.

---

[1]) Vgl. z. B. den Doppeltitel der schon oben S. 63 einmal genannten theologischen Schrift des Daniel Heinsius: Aristarchus sacer sive ad Nonni in Johannem metaphrasin exercitationes. 1627.

[2]) Die guten alten Muster werden verachtet, ja Cicero, praeclarus ille quidem Orator, sed qui perpetuo hoc laborat vitio, quod intelligi non erubescat. Quae calamitas ac invidia Ovidium etiam, poetarum omnium longe ingeniosissimum, deprehendit. Man meint den dozierenden Professor Dornau selbst zu hören, wenn man jene sarkastischen Worte über Cicero liest. Die Beurteilung des Ovid ist dagegen höchst charakteristisch für Opitz selbst [oben S. 51[1])]. „Mit phrasenhafter Überschwänglichkeit, mit jugendlichem Mangel an Überlegung, mit gewagten Behauptungen" läßt Witkowski den Verfasser den Verfall der klassischen Studien in der Gegenwart schildern (S. 27). Ich kann dem nicht beipflichten. In diesem Punkt, dem Niedergang der griechischen Studien und der Verwilderung des lateinischen Stiles, hat Opitz nur zu sehr recht. Leider darf auch sein Aristarch als ein Beweis dafür gelten. Durch strenge Selbstzucht hat er allerdings allmählich eine bewundernswerte Leichtigkeit und Sicherheit im Lateinschreiben gewonnen (Palm, Beiträge S. 228). Die Bemerkung über die neuen Sprachen ist dagegen wirklich eine „gewagte Behauptung".

So sei in reiner Form nur das Deutsche bewahrt. Aber diesen Vorzug wollten jetzt die eigenen Kinder des Landes aufgeben. Weite Reisen unternähmen sie, eigneten sich fremde Sprachen an, und, statt die eigene zu ehren und auszubilden, schämten sie sich ihrer gar und brächten sie so in Verachtung. Prahlsucht, Eitelkeit sei die Ursache und, was noch mehr zu beklagen, Mangel von Gefühl für die Würde des deutschen Volkes.[1]) So lasse man es denn ruhig geschehen, daß während andere Nationen ihre Sprachen pflegten und vervollkommneten, die unsere durch die fremden verdorben, ja zum Sammelbecken werde, in das der Unrat aus allen anderen sich ergösse: französische, spanische, italienische, lateinische, selbst griechische Brocken streue man überall ein und sei noch stolz auf diese scheußliche Sprachmengerei, ja jeder wolle es dem anderen zuvorthun mit thörichtem Eifer. Möchten doch, wie es einzelne schon thäten, alle redlichen Deutschen kraftvoll hiergegen auftreten, ihre Sprache vor solcher schimpflichen Entstellung schützen und so den Römern nacheifern, die gegen das Eindringen griechischer Worte mit Erfolg sich gewehrt hätten![2]) So müßten auch wir erbarmungslos jene aufgesetzten Flicken,

---

[1]) In den Herbst 1619 zu Geißels Hochzeit geschickten Jamben (oben S. 63) heißt es genz ähnlich, nur drastischer (2, 69): Hier ein deutsches Gedicht! . . . Nam quid hos moros morer, Qui rure natas Teutonum voces putant, Sibique probro ductitant lingua sua Alta expedire sensa mentis. (Nunc pudet patriae, et saepe hoc agimus, ne nihil minus quam Teutonicum idioma callere videamur: Arist.). Sie essen und trinken und lieben à la Römer (nach Juvenal 6, 190). Non inaequales iis Quorum catervas hic videre tot licet, Qui nec pedem extulere finibus Alpium, Et mentiuntur se tamen Gallos meros Veste atque voce (Si quis strabo saltem oculo Alpes transmisit, interesse suae existimationis autumat, ne quis tam horribile secretum ignoret: Arist.); qui mihi galli quidem Damnentur absque testium auxilio velim!!

[2]) Witkowski ist im Irrtum, wenn er vermutet (S. 92 und 94), daß Opitz seine Beispiele zum Teil aus A. Clapmari (1574—1604 Professor in Altorf) „De Arcanis Rerum Publicarum Libri Sex . . . Francofurti. 1605 (III c. 22) entlehnt habe. Valerius Maximus II 2 ist, wie die gleiche Zusammenfassung der Sätze lehrt — Clapmar giebt die Stelle unverkürzt — aus Wower (Polymathia 1604) herübergenommen. Das Citat aus Sueton de grammat. 22 (S. 94) hat Opitz diesem Schriftsteller selbst entnommen, Clapmar berichtet die Anekdote nach „Phavorinus" in ganz anderen Worten. Also nur zum Vergleiche hat Opitz in der zweiten Ausgabe das Kapitel aus Clapmar am Rand notiert, er war durch Tornaus Charidemus (Witkowski S. 22) darauf aufmerksam gemacht worden. Die unten S. 242 folgende, von Opitz nachgeahmte Auseinandersetzung Tornaus ist fast wörtlich aus Clapmar genommen, worauf freilich Tornau selbst durch eine Randbemerkung hinweist. Die betreffenden Worte lauten: (Überschrift: Linguae Germanicae dignitas) „. . . . cuius linguae, quidquid Ariaemontanus calumniatur, tanta est majestas tantaque dignitas, ut cum aliis fere omnibus, non tantum de elegantia, verum etiam de exquisitorum verborum circumductione et periodorum decenti amplitudine atque tractu certare possit." Jener Zusatz der zweiten Ausgabe des Aristarch kann, das ist nicht unwichtig, nur von Opitz herrühren (vgl. Euphorion 1, 59, Witkowski

jene ungeheuerlichen Wortungetüme und „wuchernden Auswüchse“ mit Stumpf und Stiel ausrotten; denn die machen den Eindruck, als ob unsere Sprache gar dürftig und arm wäre. Dann erst wird die alte, herrliche, des deutschen Heldengeistes so würdige deutsche Sprache sich wieder in ihrer ganzen Pracht zeigen und allen voranleuchten. Ihr widmet eure Kraft, ihr eure Liebe, wenn anders ihr euer Vaterland liebt, würdig sein wollt seines Ruhmes und des Ruhmes eurer Ahnen. Deutsche Tapferkeit, deutsche Treue, deutsche Gesinnung habt ihr als ihr schönstes Erbe unversehrt bewahrt; in lauterer deutscher Sprache bezeugt diese Tugenden und pflanzt sie so, erhöht durch den Adel reiner deutscher Rede, fort auf eure Nachkommen!

Schon oben (S. 44 f.) konnten wir darauf aufmerksam machen, wie Dornaus Unterricht und die unter seiner Aufsicht abgehaltenen Disputationen auf diese Ausführungen im Aristarch eingewirkt haben.[1]) G. Witkowski, der verdienstvolle Herausgeber der Jugendschrift des Schlesiers, ist es, dem wir diesen wertvollen Nachweis verdanken. Er hat gezeigt, daß der Beuthener Gelehrte durch seinen Charidemus Politicus, dessen Disputatio II quae est de linguis — abgehalten im September 1617 — von Opitz (S. 93) citiert wird, die von letzterem entwickelten Gedanken von der Ebenbürtigkeit der deutschen Sprache mit den übrigen in Phraseologie und Satzbau, ingleichen die feurige Philippica gegen die ebenso lächerliche wie unwürdige Verwälschung mannigfach angeregt hat, daß auch der Stil starke Übereinstimmung aufweise „bis zur schülerhaften Nachahmung gesuchter Wendungen“.[2]) Wir können aber noch einen Schritt weiter

S. 31). — Die Stelle aus Sueton Tiberius c. 71 ist auch in der Zuschrift an Ludwig (1625) angeführt.

[1]) Es wäre im höchsten Grade erwünscht, wenn sich zwischen der Gründung der Fruchtbringenden Gesellschaft (24. August 1617) und dem Auftreten von Dornau und Opitz ein mehr als allgemeiner Zusammenhang nachweisen ließe. Bis jetzt gelang es noch nicht.

[2]) Auf einiges habe ich schon oben hingedeutet. S. 94 f. heißt es: Haud enim nobis quicquam, quod quidem necesse ad rem sit, deesse potest. Ingenium certe verborum nostrorum et tractus sententiarum ita decens est, ita felix: ut neque Hispanorum majestati, neque Italorum decentiae, neque Gallorum venustae volubilitati concedere debeat. In den Thesen, die die Frage beantworten: An lingua Germanica sit inferior Hispanica liest man unter anderem: cum Deo ob majestatem Hispanice, ... cum foeminis ob gratiam Gallice; cum hostibus, ob terrorem, Germanice loquendum esse. Meo quidem judicio vernaculae nostrae linguae nihil deest, quo minus conjunctim praestare possit omnia, quae seorsim illae aliae ... In phrasi certe et verborum ambitu ita est felix, ut cum Hispanica et quavis alia periodorum decenti tractu atque circuitu (oben S. 241) ... paria facere possit. Das Citat aber „der monsieur als ein brave cavallier, erzeige mir dz plaisir“ (S. 93) ist aus Dornau wörtlich ge-

gehen: Es ist schon mehrfach (so von Barthold S. 87, von Lemcke S. 187) die Behauptung aufgestellt worden, wir hätten im Aristarchus eine zum Vortrag (besser hätte man gesagt, für eine der Dornauschen Disputationen) ausgearbeitete Rede zu erkennen. Da aber Zuhörer an keiner Stelle vorausgesetzt zu sein scheinen, die Widmung an zwei schlesische Adelige das Werk einen immaturum foetum et natum paene citius quam conceptum, unius et alterius dieculae studium nennt,[1]) so hat man hiervon Abstand genommen (Witkowski S. 30 f.). Trotzdem ergiebt eine genauere Betrachtung, daß einzelne rudimentäre Bestandteile, Spuren der ursprünglichen Bestimmung zurückgeblieben sind. Wie Opitz gleich pathetisch beginnt: „Quotiescunque majores nostros Germanos, viros fortes ac invictos, cogito", so bedient er sich der ersten Person Pluralis mit nos und noster nicht weniger als sechzigmal auf den wenigen Seiten, die wir oben besprochen haben (in Zinkgrefs Ausgabe sind es nur sechs), auch an Stellen, wo eine nichtoratorische Darstellung durchaus die dritte Person bevorzugen würde. Einzelne Verbindungen (wie vir literatissimus et Germaniae nostrae singulare ornamentum Casparus Dornavius, S. 93, oder die adhortativen „Id nos imitemur" S. 94, „utinam candidi omnes Germani ... linguam nostram servaremus, qui virtutem nondum amisimus" S. 93, „Exstirpemus saltem spurias istas ... formulas" S. 96) hier anzuführen hat keinen Zweck, man muß das Ganze auf sich wirken lassen, gerade die Häufung von Ausdrücken in der ersten Person ist das Bezeichnende. Aber auch an Anreden in der zweiten Pluralis fehlt es nicht: S. 90 Pauci, quod pace vestra liceat,

---

schöpft und mit ähnlichen Ausführungen wie von diesem begleitet. Was diesem voraufgeht: „Vidi quoque, qui ne a Graecis quidem se abstineret. Talis illa vox, quae sine risu non excipiebatur: Jungfraw, sie muß auch das τὸ πρέπον observiren", zeigt, daß Freund Opitz den Schalk im Nacken führte. Denn das wunderliche Dictum ist von ihm nur zur Hälfte mitgeteilt, vollständig lautet es, wie ich Euphorion 3, 766 aus Tschernings „Lob des Weingottes" (1636) angegeben, etwas anders pointiert: „Man muß hier das τὸ πρέπον obſervieren, sagte jener Schoßhans zu seiner Liebsten, die es von dem „To—pff Brett" verstand." So versteht man, freilich fast zu deutlich, das non sine risu. Auch Joh. Wower († 1612) „De polymathia" eifert gegen die Vorliebe für fremde Sprache. „Nam et aliud agenti possunt haec accedere," was Opitz hieraus entlehnt hat (S. 91), bedeutet übrigens „denn derlei lernt man nebenbei" („denn solcherlei kann auch Leuten begegnen, die andere Dinge betreiben" Witkowski).

[1]) Hieraus schließt Witkowski, es sei „in zwei kurzen Tagen" entstanden (S. 27): Von Schwabes Anagrammen führt Opitz drei, unum et alterum, an (S. 103). Über seine Heidelberger Lieder schreibt er (29. Februar 1628) an Köler: quae in compitis quoque uno alteroque obolo (für ein paar Groschen) venduntur. — Von seinem festinus aestus spricht er auch in der poetischen Widmung des Aristarchus „Ad Germaniam".

amamus Bonam Mentem, S. 93 Jam opem nostram, jam auxilia implorat deturpata ... Fingite vobis adesse liberalis faciei virginem ... Colligite ipsi fractam in gradus comam (oben S. 50), aedificate superne, anulo gemmeo cacuminis (ut sic dicam) extremitatem includite ... Ventrem cyclade Gallica ... circumtendite .... Entscheidend ist in dieser Rücksicht der mit einer feurigen Paränese endigende Schluß (S. 104): Hanc (linguam), si qui coelo vestro, hoc est, vobis ipsis non invidetis, amate, hanc expolite, hic viros vos praestate (oben S. 32, vom Bräutigam). ... Per ego vos dilectissimam matrem vestram Germaniam, per majores vestros praegloriosissimos oro et obtestor, ut nobilitate vestra gentisque dignos spiritus capiatis;[1]) ut eadem constantia animorum, qua illi fines suos olim tutati sunt, sermonem vestrum non deseratis. Proavi vestri, fortes et inclyti Semones,[2]) animam pro aris ac focis efflare non dubitaverunt. Vos ut idem praestetis, necessitas minime iam flagitat. Facite saltem, ut qui candorem in generosis mentibus vestris servatis illibatum, oratione quoque illibata proferre eundem possitis. Facite, ut quam loquendi dexteritatem accepistis a parentibus vestris, posteritati relinquatis. Facite denique, ut qui reliquas gentes fortitudine vincitis ac fide, linguae quoque praestantia iisdem non cedatis. Wie man diese kräftige, auch im Ausdruck wohlgelungene Peroration auf Leser beziehen zu können vermeint, nicht auf Zuhörer, ist mir nicht recht verständlich, noch weniger freilich, wie man in Wendungen wie nobilitas vestra gentisque, majores, proavi vestri praegloriosissimi, inclyti Semones ... (siehe oben, vgl. auch generosae mentes vestrae) keine Anspielung hat erkennen können auf die adeligen Alumnen des Schönaichianum,

---

[1]) „Bei eurer vielgeliebten Mutter Deutschland, bei euren glorreichen Ahnen flehe ich euch an, beschwöre ich euch, bekundet den hohen Sinn, der eures Adels würdig ist und des Adels eures Geschlechtes". Witkowski läßt ein Wesentliches weg, wenn er übersetzt: „... zeigt eine Gesinnung, würdig eures edlen Volkes".

[2]) Ein seltsames Mißverständnis ist hier mehreren Forschern unterlaufen. Tittmann (Dichter des 17. Jahrhunderts 1, 18) übersetzt: (Diese Mahnung richtet sich vor allem an Opitz' Landsleute — auch Höpfner spricht von den „Männern an der Oder" —). „Die Semnonen besannen sich nicht, für Altäre und Vaterland in den Tod zu gehen. Ein solches Opfer ist nicht mehr erforderlich." Witkowski S. 118: „Eure Vorfahren, die tapfern und weitberühmten Semnonen ... (Schon die Not fordert jetzt von euch, daß ihr dasselbe leistet!)". Semones sind vielmehr für Opitz, der das Wort auch sonst verwendet (oben S. 50), Halbgötter, Heroen, sehr passend von den ritterlichen Ahnen seiner Zuhörer, die 1241 unter Heinrich von Liegnitz bei Wahlstatt gefallen.

die Nachkommen der Helden von Wahlstatt.[1]) Die stark rhetorische Form beruht demnach auf der ursprünglichen Bestimmung des Aristarchus: ob er von Opitz in dieser Gestalt in Beuthen noch vor seiner plötzlichen Abreise hat vorgetragen werden können, ist nicht mehr zu ermitteln. Die Parallele zu Klopstocks Abschiedsrede in Schulpforta (Lemcke S. 187) scheint nun aber wohl angebracht.

Monate lang blieb nun dieser schwungvolle Lobgesang der reinen deutschen Sprache unverändert liegen. Gott Amor, dem er schon auf der Beuthener Akademie in lateinischen Versen seinen Tribut gebracht, sollte nach des Dichters Absicht oder, wie er es ausdrückt, auf ausdrückliches Geheiß der Venus (2, 69) auch die deutsche Sprache lernen, die ja — so hatte er schon von seinem Breslauer Gönner Caspar Cunrad hören können (Höpfner, Beiträge S. 296, unten S. 255) — bei genauerer Beachtung der Elision und der Accentverhältnisse „poetischer Darstellung und ihren Gesetzen keineswegs sich entzieht". Gerade zur rechten Zeit war ihm ein niederländisches Liederbuch in die Hände gefallen, Liebesgedichte fand er in beträchtlicher Zahl darin (2, 86 f.). An ihrer Bearbeitung versuchte er sich in Görlitz, wo er eine Unterkunft

---

[1]) Vgl. Hering, Geschichte des ehemaligen berühmten Gymnasiums zu Beuthen an der Oder, 2, 1785, S. 4: Der Zulauf zu dieser großen Schul-Anstalt wurde, sonderlich nach der solennen Einweihung derselben (18. August 1616, siehe oben S. 231) sehr stark. Viele junge Edelleute nicht nur aus Schlesien, sondern auch aus Böhmen, Mähren, Lausitz, Pohlen, Brandenburg und Preußen fanden sich ein, um in derselben zu studieren." Belehrender und, da sie die Anschauung eines Zeitgenossen und „Kollegen" wiedergeben, auch authentischer sind die Anfangszeilen eines am 23. Oktober 1615 von Melchior Agricola, Rektor des Gymnasiums zu Sobeslau, an Dornau gesandten Funerale: „Schon längst hatte ich im Sinne, den Musen zu opfern,

Ut, qui novellis Musagetae Incluti
Schoenaichl Athenis munus ad insolens,
Dornave, dignus destinaris,
Nobiliori Ephorus juventae,
Te gratulabundo exciperem emmetro.

Über das munus insolens ist bereits oben gesprochen worden, nobilior juventus aber wird, wie bei Opitz, das adelige Alumnat genannt. Ebenso heißt es in einem Brief des Syndikus Abr. von Mezeradt an Dornau vom 6. März 1617: Wieviel erwarten (nach deiner Genesung) von dir Ecclesiae, Scholae, nobilis Juventus litteris dedita. Bezeichnend ist ferner das Thema einer noch erhaltenen Disputation des Beuthener Professors: „Mercurius Nobilis, h. e. quaestio politica, An adolescenti principi aut praeclarae familiae peregrinari liceat, in illustri Gymnasio Schoenaichio novem orationibus adversariis a totidem Juvenibus tractata (offenbar doch selbst nobilibus) auspiciis et ductu Caspari Dornavii. Gorlic. Io. RhaMba eXCVDIt. 4. Von Opitz benutzt S. 90.

im Gymnasium gefunden.[1]) Bei diesen Bemühungen passierte es ihm freilich, daß der Liebesgott zwar lernte, was er lernen sollte, die deutsche Sprache — Opitz also auf diese Weise der Begründer der neuen deutschen Lyrik wurde (2, 71 f.) — aber zugleich von seinem Herzen Beschlag nahm, in Banden es schlug, die sich fester erwiesen, als der Dichter wohl selbst vermutet hatte und wir bei seinem beweglichen Naturell vermuten möchten. So konnten denn jene lyrischen Dichtungen von ihm auf eigene Erlebnisse bezogen und, wo es not that, umgeformt werden (2, 88 f.). Aber auch eigene, freie Schöpfungen ließ diese für Opitz so bedeutsame Zeit entstehen, einige kleinere in deutscher Sprache (Epigramme und Sonette 2, 90 ff., oben S. 39), eine größere, den Hipponax, in lateinischen Skazonten, sein hervorragendstes poetisches Werk in dem fremden Idiom. Die poetische Entwicklung Opitzens wurde aber in diesen wenigen Wintermonaten noch weiter angeregt, ja entscheidend beeinflußt. Eben als er von Görlitz nach Frankfurt übersiedelt war, erhielt er von seinem gerade aus Holland heimgekehrten Vetter C. Kirchner, den ein günstiges Geschick in Leiden die Bekanntschaft des Daniel Heinsius hatte machen lassen, des letzteren niederländische Dichtungen (oben S. 62 f.). Ihre Lektüre und Nachahmung sollte, wie wir dargelegt haben, in metrisch-prosodischer Beziehung der Ausgangspunkt der geregelten Opitzschen und, wenn man will, überhaupt der neuhochdeutschen Dichtweise werden. Wohl um dieselbe Zeit lernte endlich der junge Dichter, wenn anders wir oben (S. 223) richtig argumentierten, auch den Moderoman jener Epoche, den Amadis, in deutscher Übersetzung kennen und wurde sein eifrigster Bewunderer. So werden wir nicht zu viel sagen, wenn wir behaupten, daß die wenigen Monate zwischen Herbst 1617 und Ostern 1618 Opitz zu einem ganz anderen haben werden lassen, daß er in dieser Zeit als Mensch und als Poet Erfahrungen gemacht hat, die bei seinem Naturell sich in etwaigen litterarischen Produkten unbedingt äußern mußten (siehe 2, 84). Die Gelegenheit dazu sollte nicht lange auf sich warten lassen. In Frankfurt war es ja, wo Opitz Ernst Schwabe von der Heiden, jenen jungen Dichter aus Preußen, kennen lernte, dessen glückliche persönliche Verhältnisse uns zu der Vermutung Anlaß gaben (1, 385), daß er die Stelle des vornehmen Gönners versah, den wir auch für die Frankfurter Zeit annehmen möchten, wie sich solche „Patrone" sonst überall in Opitzens

[1]) Im Frankfurter Meßkatalog vom Herbst 1608 wird, was von Interesse ist für die Verbreitung des Buches in Deutschland, Seite E 3 genannt: „Den Bloemhoff van de Nederlantsche Jeught beplant. Amsterdam. Bei Janson. 4°", also die erste Auflage des Bloem-Hofs (2, 86 Anmerkung). — Übrigens gehört auch Borinski (Poetik der Renaissance, S. 62) zu denen, die Opitz' Hinweis auf den Bloem-Hof (2, 85) mißverstanden haben.

Leben nachweisen lassen. Auch von dem Inhalt seiner lyrischen Dichtungen glaubten wir uns an der Hand der erhaltenen Reste eine, wenn auch nicht ganz ausreichende Vorstellung verschaffen zu können. Aber auch die Form, in der er sie darbot, besser die Gestalt der Sammlung läßt sich noch ermitteln. Es war, wie Schultze zeigt, „eine [wohl nach Ronsards Muster — siehe unten — ausgearbeitete] Poetik, wenn auch noch so unvollkommener Art, mit eingestreuten Gedichten zur Erläuterung der gegebenen Regeln" über den Bau gewisser Verse (des Alexandriners und des Vers commun), über die Verschränkungen des Reimes, über die Anagramme, über die Elision und den Apostroph. Dies selbst geschriebene Heft legte nun der poetisch beanlagte junge Danziger dem ihm als Dichter (durch den Hipponax?) bekannten Bunzlauer „Candidaten der Poesie" (2, 84) vor zur Begutachtung. Opitz las es natürlich mit dem regsten Interesse. Er beschloß, dem für ihn so wertvollen neuen Bekannten sich gefällig zu erzeigen, ihn und sein Buch bei passender Gelegenheit öffentlich zu nennen und zu loben.[1]) Darauf aber konnte sich gemäß seiner ganzen, so leicht und so rasch durch äußere Einwirkungen bestimmbaren Art der Einfluß dieser Schrift nicht beschränken. Hatte er nicht selbst ähnlich wie Schwabe Liebesgedichte in Alexandrinern verfaßt, freilich mit tieferer Einsicht in die eigentümlichen Gesetze dieses Versmaßes, mit glücklicher Benutzung holländischer Vorlagen, die diesem, so schien es, nicht bekannt geworden? Hatte er nicht auch Vers communs in kurzen Epigrammen (2, 91 und oben S. 27) zu verwenden gewußt und wie von den Alexandrinern, so auch von ihnen im Hipponax öffentlich eine Probe gegeben (so auch, wie Schwabe, ein Sonett) und hierbei das Schema des Verses und seine Cäsuren aufs genaueste beachtet und mit größter Sorgfalt nach dem Vorbild seiner Holländer (siehe unten) die Hiate vermieden durch Anwendung des neumodischen Apostrophes?[2]) Hatte er also nicht

[1]) Daß er ihn S. 100 politissimum hominem nennt und die mira suavitas morum (oben S. 237) hervorhebt, ist charakteristisch für den Schüler des Beuthener professor morum. — S. 103 sagt er von Schwabes Anagrammen: „effinxit non pauca et quaedam (bei Zinkgref et quidem) haud ita infelici genio"; auch das ist bezeichnend, denn es zeigt, wie er, der Ältere, jedenfalls Erfahrenere, sein Lob wohl abzumessen versteht und so nicht unhöflich, aber auch nicht unbedachtsam erscheinen möchte (vgl. nec infeliciter sane S. 97 von den belgischen Dichtern und S. 102 non infeliciter sane von den deutschen Anagrammen überhaupt).

[2]) Deutsche Anagramme in der Art, wie er sie bei Schwabe fand, mochte Opitz allerdings erst durch diesen kennen und bilden gelernt haben, obwohl sie sich eigentlich von dem längst von lateinischen Dichtern befolgten Schema nicht unterschieden. Sein Anagramm auf Scultetus S. 102 ist dagegen nach Art der aus den Hochzeitsgedichten für Margaretha Rindfleisch (19. Januar 1616, darin 29 Verse von Opitz) mitgeteilten bereits in Beuthen verfaßt; vielleicht folgte ursprünglich noch

guten Grund, aus seiner poetischen Praxis, seiner reiferen prosodischen Durchbildung eine kleine Poetik nach Anleitung der Schwabeschen zu verfassen und so an seinem Teile dahin zu wirken, daß man auch im Deutschen jene fremden Formen, die von anderen Völkern mit solchem Erfolge gepflegt wurden, auszubilden suche? Und weiter: wenn er in dieser Weise das noch nicht durch den Druck bekannt gewordene Buch des Ernst Schwabe empfahl und zugleich auf seine eigenen poetischen Bemühungen in deutscher Sprache hinwies, ließ sich das nicht alles unter dieselbe Tendenz bringen wie jene einst in Beuthen niedergeschriebene Philippica gegen die Sprachverderber, die von dem begeisterten Lob der deutschen Sprache ausging und in einer begeisterten Aufforderung, sie zu pflegen, sie rein zu halten von Verwälschung, ausklang? Mußte sie nicht an Gewicht und Eindrucksfähigkeit gewinnen, wenn er den Nachweis führte, daß diese edle deutsche Sprache auch in litterarischer Hinsicht wohl liebevolle Pflege verdiene, da auch sie, wie die übrigen, Werke in Prosa und in poetischer Form hervorgebracht habe und weiter hervorzubringen vermöge, wenn nur der gute Wille vorhanden? So entstand denn in engem Anschluß an das ihm zur Beurteilung von Schwabe übergebene Heftchen der zweite Teil des Aristarchus. Ihn hat man früher trotz seiner geringeren Originalität weit mehr als den ersten beachtet, bis Witkowski (obwohl er die alte Ansicht über die gleichzeitige Entstehung beider Teile vertritt) eine bessere Schätzung anbahnte durch die S. 33 und S. 26 gegebenen feinsinnigen Bemerkungen. Er macht mit Recht darauf aufmerksam, daß der Titel der Schrift eigentlich diesen poetischen Teil nicht erwähne, daß man also in die Verachtung der Sprache auch die der Poesie einzuschließen habe. Das war gewiß auch des Dichters Ansicht, als er den Titel in der alten Fassung beließ. Wir aber sehen in dieser Inkongruenz ein deutliches Überbleibsel jener ursprünglichen Gestalt des Aristar-

---

eine lateinische Erläuterung. Johannes von Landskrone aber (oben S. 34 und 42), dem das vierzeilige Opitzische anagrammatische Gedicht gilt S. 102, studierte von Sommer 1616 bis Ostern 1618 in Frankfurt, nur hier also konnten jene Zeilen geschrieben sein. Daß Schwabe aber „sich darüber erklärt habe, wie Anagramme anzufertigen seien" und Opitz sich dadurch erst jene Gattung angeeignet und seine Versuche (es kommt aber nur das eine Gedicht in Betracht) alsdann im Aristarchus mitgeteilt habe (so Schultze), ist nicht ganz richtig und jedenfalls auch unsicher, zumal Opitz ja im Gegensatz zu Schwabe einen richtigen Alexandriner (O kron des hauses: leid nur geru[e] an in not, oben S. 42) als Überschrift benutzt, den er dann im Gedicht auf zwei Stellen verteilen muß. — Ein Versehen Witkowskis ist es übrigens, wenn er meint (S. 39), daß Opitz später die Anagramme nicht mehr beachtet hätte. Das bei Zinkgref S. 99 abgedruckte auf Katharina Emmrichen ist beispielsweise für die am 4. Februar 1619 (2, 62) erfolgte Hochzeit gedichtet, auch S. 49 (an G. von Künrath, das gelungenste) und S. 32 (auch vom Jahre 1619) stehen Anagramme.

chus und eine der Folgen der erst nach einigen Monaten erfolgten Erweiterung. Es wird nicht schwer halten, auch andere Spuren dieses nachträglichen Zusatzes zu erkennen. „Möchten wir doch alle," heißt es S. 93 ff., „mit deutschem Mannesmut diesem so weit verbreiteten Unwesen der Sprachmengerei entgegentreten, statt sie zu pflegen und immer weiter zu verbreiten; möchten wir doch der Römer Eifer für die Reinheit ihrer Sprache nachahmen!" Nichts dazu Notwendiges könne uns fehlen, denn hinter keiner Sprache stünden wir zurück, alle Vorzüge der übrigen fänden sich bei unserer vereinigt. Dafür sei der göttliche deutsche Amadis ein schlagendes Beispiel, das selbst Widerwillige überzeugen müsse, aber auch zum Ersinnen ähnlicher Werke anfeuere. Exstirpemus saltem, fährt er S. 96 fort, spurias istas et furtim irrepentes loquendi formulas, neque hanc maculam inuri nobis patiamur, quasi laboremus „inopia, vel potius" ut Plinius noster ait (epist. 4, 8, 1), „egestate patrii sermonis." Ringantur et invideant: nec soluta nec astricta oratione cedimus ulli linguarum. Jam pridem majores nostri .... Die Amadiszeit, das zeigte uns die Besprechung des Hochzeitsgedichtes und des Sonetts auf Asteries Brief (oben S. 222) fällt etwa in den Anfang des Frankfurter Aufenthalts des Dichters (Februar 1618). Unsere Stelle könnte demnach schon aus diesem Grunde nicht in Beuthen (zugleich mit der ursprünglichen „Disputatio") geschrieben sein. Das scheint nun auch eine Betrachtung des Zusammenhangs zu ergeben: „Wir haben uns in den Bestrebungen für die Reinheit unserer Muttersprache den Römern anzuschließen, die — hoch und niedrig — sich dem Eindringen griechischer Wörter widersetzten, sie auch von oben sich nicht aufdrängen ließen. Unsere Sprache ist so schön, anmutig und auch würdevoll wie irgend eine (siehe den Wortlaut S. 242). Das zeigt die einzige, mit Unrecht so viel getadelte Amadisübersetzung, die durch Feinheit und Würde, Leichtigkeit und Anmut die Leser gebannt hält." Wir wissen, daß der Vergleich der deutschen Sprache mit den übrigen modernen von Dornau herrührt, der dadurch in seinem Charidemus beweisen wollte, daß das Spanische dem Deutschen nicht überlegen sei. Gegen die Fremdwörtersucht wendet er sich dagegen mit einer anderen (4.) Thesis und mit treffenderen Beweisen: Singulae vero dictiones, heißt es hier, tam nobis sunt elegantes plenaeque et venustae emphasis: ut illi stomachum merito nobis moveant: qui quum vocabula linguae vernaculae habeant aeque significantia nescio quo amore meretricio infatuati peregrina adsciscunt; domi nata aspernantur atque contemerant. Quorsum enim ista formula, quae meris dictionibus Germanicis poterat exprimi, non minori vel gravitate vel

elegantia? Der Monsieur, als ein brave Cavallier, erzeig mir dis plaisir. Auditum admissi risum teneatis amici. Warum operiert Opitz, der doch ein Citat aus der Thesis mitteilt (siehe oben S. 242), nicht mit solchen sehr überzeugenden Gründen, warum führt er statt dessen aus derselben Vorlage an, was für einen anderen Zusammenhang geprägt war: das Vorhandensein aller dazu notwendigen Eigenschaften — voran geht die Aufforderung „id (der Römer Verhalten) nos imitemur" —[1]), den Geist unserer Worte, den schönen Fluß der Perioden und die Ebenbürtigkeit mit den anderen Sprachen, lauter Vorzüge, die mit der Entbehrlichkeit der Fremdwörter und dem Kampf gegen dieselben nach dem Vorbilde der Alten doch eigentlich in sehr lockerer, ja künstlicher Beziehung stehen? Die Erklärung ist leicht zu finden Das hohe Lied des Amadis, das der Bewunderer des Ritterromanes unter dem frischen Eindruck der Lektüre anzustimmen gedachte, paßte nicht wohl in eine Abhandlung, die sich gegen die Sprachverderbnis richtete: aus dieser deutschen Übersetzung konnte man in der That nicht lernen, die Sprache von unnützen Fremdwörtern rein zu halten. Angeknüpft aber an ein allgemein gehaltenes Lob der deutschen Sprache, war der Hinweis auf den Amadis wirkungsvoll und konnte im Geiste jener Zeit als ein treffendes Beispiel gelten.[2]) Daß das Ganze aber nur ein Einschiebsel ist und eine Verschiebung des Themas sich unmerklich vollzogen hat, zeigt die Schlußapostrophe dieses Abschnitts: „Diese Übertragung muß uns zu weiteren Versuchen veranlassen. Denn keineswegs hat sich in ihr die Kraft unserer Sprache erschöpft, so daß sie nichts Ähnliches, nichts Größeres wagen dürfte. Laßt uns wenigstens mit Stumpf und Stiel ausrotten (exstirpemus saltem) jene unvermerkt sich verbreitenden Bastardworte- und Wendungen, die uns das Brandmal der Armut aufdrücken!" Der Gedankenfortschritt: „Laßt uns ähnliche Werke wie die Amadisübertragung schaffen, laßt uns wenigstens die Fremdwörter ausrotten" wäre mehr als originell, ich glaube, daß wir ihn einem logisch so gut begabten Manne wie Opitz nicht zutrauen dürfen als ursprünglichen Ausdruck seiner Darstellung. Er schrieb vielmehr in der von uns vorausgesetzten Disputatio: ... Neque timidior

---

[1]) Die Worte „Haud enim nobis quicquam, quod quidem necesse ad rem sit, deesse potest" entbehren so meines Erachtens einer deutlichen Beziehung und verraten dadurch die spätere Einschaltung dieses und der folgenden Sätze.

[2]) Ähnlich urteilt auch Tittmann (Dichtungen von M. Opitz S. 15): „Wunderlich genug wird eine Übersetzung des Amadis als Beispiel angeführt; aber daß diese ihm eben in die Hände geraten war, macht die Sache erklärlich. Er konnte darauf rechnen, daß der größte Teil seiner Leser mit diesem berühmten und berüchtigten Buche bekannt war."

alterius ad Imperatorem vox: Tu quidem, Imperator, peregrinis hominibus dare civitatem potes, verbis non potes. Id nos imitemur (S. 94). Exstirpemus [saltem?] spurias istas et furtim irrepentes loquendi formulas neque hanc maculam inuri nobis patiamur . . . (S. 96). So ergiebt sich ein lückenloser, untadeliger Zusammenhang. Jene erste Einschaltung aber bereitet nur eine zweite, größere vor: das Deutsche, als Sprache der Litteratur, hat nicht nur zur prosaischen Darstellung, sondern auch zur poetischen alle erforderlichen Eigenschaften. An die Apostrophe, die zur Ausrottung der ausländischen Redensarten ermahnt (den ganzen Wortlaut oben S. 249), schließt sich nämlich unvermittelt (höchstens könnte die Pliniusstelle den Übergang ein wenig erleichtern) mit „Ringantur et invideant: nec soluta nec astricta oratione cedimus ulli linguarum" der poetische Teil des Aristarchus an, der mit der Philippica gegen die Sprachverderber gar nichts mehr zu thun hat, wohl aber eine Fortspinnung der mit der Amadis-Hymne eingeleiteten Gedankenreihe darstellt.[1]) Auch äußerlich zeigt sich der Unterschied: Statt der auffallend großen Zahl der nos und noster des ersten Abschnittes finden sich in diesem nur vereinzelte Anwendungen der ersten Person Pluralis,[2]) ja, S. 102 liest man „quia vero mos hic novus est Germanis et inusitatus", wo es im ersten Teil unbedingt nobis geheißen haben würde, und ebendort „nullum . . . genus reperitur, quod Germanica (statt nostra) lingua, utut rudem eam vocitent ac asperam, aemulari nequeamus". Kurz, hier ist eine so objektive Darstellungsform gewählt, daß man auf den Gedanken, eine Rede vor sich zu haben, überhaupt nicht kommen könnte.[3]) Doch ist eine kurze

---

[1]) Die beiden Erweiterungen brauchen daher nicht gleichzeitig erfolgt zu sein, jedenfalls ist, wie wir sahen, die zweite durch die Bekanntschaft mit Schwabe hervorgerufen. Mehr als diese Andeutung möchte ich nicht geben. Daß er aber in der Amadiszeit, vielmehr bereits in Görlitz sich wiederum seinem Aristarch zuwandte, zeigen die oben S. 32 angeführten Wendungen aus der prosaischen Zuschrift an Namsler (Februar 1618), die ähnlich im Aristarchus wiederkehren (vgl. oben S. 242). Wenn es aber dort heißt lingua nostra reliquas et puritate aequat et gravitate procul dubio vincit, so möchte man nach dem Standpunkt, den er in seiner Abhandlung einnimmt, vermuten, daß Opitz gravitate aequat et puritate vincit geschrieben. — Vgl. auch S. 50 ff. zu Hipponax v. 68, 60, 83, 155, 229.

[2]) Von den 66 Fällen, die wir zählten, kamen auf die ersten sechs Seiten 60 (oben S. 243), auf die letzten sechs, die freilich zu einem nicht geringen Teil von den Gedichten angefüllt werden, der Rest. Daß sich S. 101 (also in der Poetik) auch einmal die zweite Person findet (ejusmodi itaque, ut cernitis, versus deduci varie ac instrui possunt), ist immerhin beachtenswert. Weitere Folgerungen wird daran keiner knüpfen wollen.

[3]) Auch „non degenerem patriae incolam praestare me volui" S. 98 ist bemerkenswert, vgl. 2, 64 Anmerkung 1.

Übersicht über den Inhalt auch dieses Teiles, der eigentlichen Poetik, unerläßlich, damit wir Opitzens Arbeitsweise bei dieser Erweiterung deutlicher erkennen.

Für das ehrwürdige Alter der deutschen Dichtung beruft er sich auf Tacitus, an den er sich schon bei dem Lobe der Germanen angeschlossen hatte, eine Stelle des Marner wird als Probe der älteren Poesie aus Goldasts Paraenetici angeführt. Schon diese Verse würden zeigen, was wir hätten leisten können, wäre nicht leider die glücklich begonnene Entwickelung unterbrochen und, bis jetzt wenigstens, ohne Fortsetzung geblieben. So aber müßten wir uns schämen vor den Italienern, Franzosen, Niederländern. Unter letzteren sei vor allen des hochgelehrten Heinsius zu gedenken, der mit den Gedichten in seiner Muttersprache seine lateinischen, ja sich selber übertroffen habe. Und doch brauchten wir nur die Augen aufzuthun, um zu erkennen, daß wir nicht zurückzustehen hätten, daß wir mit unseren Gedichten (carmina nostra) nicht bloß den gleichen Erfolg erzielen, sondern sie auch mit denselben Rhythmen, mit derselben eindrucksvollen Würde ausstatten könnten. — Hier möge einen Augenblick innegehalten werden! So eng diese Ausführungen, wie schon gesagt, mit der Verteidigung des deutschen Stiles und besonders der Amadisübersetzung zusammenhängen, so schwer ist es, eine Verbindung mit dem ursprünglichen Thema zu finden, der Ermahnung, nicht durch weitere Geringschätzung die alte reine Heldensprache von fremden Bestandteilen ganz überwuchern zu lassen. Das Gemeinsame ist einzig das Ethos des Schriftstellers, der die Deutschen tadelt wegen ihrer Indolenz in Bezug auf die Reinheit ihrer Sprache und die Erhebung ihrer Dichtung. Aber gerade weil dies Einigende zwar vorhanden, vom Verfasser aber in keiner Weise benutzt ist, um aus den aneinander gesetzten Teilen ein einheitliches, geschlossenes, fortschreitendes Werk zu gestalten, ist es nur ein weiterer Beleg für unsere Ansicht, daß die Vollendung des Aristarchus mehrere Monate nach der Niederschrift des einzig dem Titel entsprechenden Hauptteiles erfolgte. Diese zeitliche Bestimmung war besonders aus der Erwähnung der Gedichte des Heinsius, die in den mitgeteilten Sätzen enthalten ist, zu erschließen; wir brauchen hier nur auf die betreffende Untersuchung (oben S. 73 f.) zu verweisen. Die Schlußworte unserer Stelle, die wir wörtlich wiedergegeben haben, sollen — das sei noch bemerkt — nicht überhaupt zum Dichten in deutscher Sprache auffordern, als wäre das bisher nicht geschehen, sondern zum poetischen Schaffen im Renaissancestil: pari successu, iisdem numeris, gravitate non dissimili, wie die Dichtungen der modernen Völker. Belegen konnte Opitz einen solchen Satz nicht wohl durch Übersetzungen, sondern durch selbständige Werke in deutscher Sprache; das ist wichtig für die Auswahl der Proben. Er

beginnt aber mit einer Darstellung seiner eigenen Entwickelung: Er entsänne sich noch recht wohl seines ersten Versuches, eines Gratulationsgedichtes für den Sohn seines hohen Gönners Tobias Scultetus von Schwannensehe,[1]) der die ihm dargebotenen, in französischer Manier (2, 86) gedichteten Verse in liebenswürdigster Weise gelobt und ihn in seinem Bestreben bestärkt habe. So habe er denn, durch die Leichtigkeit und eine gewisse natürliche Begabung kühn gemacht, sich zuerst in den von den Franzosen als Alexandriner bezeichneten Versen versucht. Ein Beispiel gestatte er sich mitzuteilen. Die Fortuna-Elegie ist es, die offenbar zeigen soll, wie gut sich das Versmaß gerade „loco Hexametrorum Latinorum" verwenden lasse. Dafür scheint auch der Umstand zu sprechen, daß wir wenigstens in den ersten Versen noch die lateinische Fassung zu erkennen glaubten, die Opitz ursprünglich für diesen lyrischen Erguß gewählt haben mochte. So würde sich denn ihre Mitteilung an jener Stelle trotz ihrer ungelenken rhythmischen Form (siehe oben S. 40 f. 43 f.) umso eher rechtfertigen, abgesehen davon, daß Opitz, so weit ich sehe, in der That bis Ostern 1618 andere selbständige deutsche Elegien nicht verfaßt hatte.[2]) Gerade bei so stark persönlich gefärbten Stücken (oben S. 65) pflegt zudem ein jugendlicher Autor leicht einer Selbsttäuschung zu verfallen und, was ihm als ein adäquater Ausdruck seines Empfindens erscheint, in seinem Werte zu überschätzen. Umso mehr aber ist der Dichter von dem Vorwurf einer anderen Selbsttäuschung, deren man ihn bezichtigt, zu befreien. Er sagt von seinen ersten Dichtungen: „primum itaque illud versuum genus tentavi, quod Alexandrinum ... Gallis dicitur. Das soll nach Witkowski (S. 29) den Anspruch der ersten Anwendung dieses Versmaßes involvieren, und auf diesen Satz soll Hübners Animosität gegen Opitz beruhen, der ja schon 1613[3]) mit Alexandrinern hervorgetreten sei (S. 63 Anmerkung 1). Das würde richtig sein, wenn Opitz nicht primum, sondern primus geschrieben

[1]) Er nennt ihn Dn. ac Maecenas meus aeternum venerandus, siehe oben S. 47 Anmerkung. Hätte er damals noch in seinem Hause gelebt, er würde wohl, wie in der Dedikation des Daphnis (1617) Maecenas domesticus gesagt haben (oben S. 48). Dazu stimmt auch, daß er schreibt: Memini ... Germanicos quosdam meos, Gallico more effictos, versiculos non ita pridem fuisse oblatos. „Vor nicht gar langer Zeit habe ich ... gewidmet" übersetzt Witkowski statt: „Ich erinnere mich noch, daß ich vor nicht allzu langer Zeit ... dargeboten (gezeigt) habe." Die Verse waren „in natalem ... filioli eius, paternae virtutis effigiei" gedichtet; auf die Geburt (!) eines Söhnleins, sagt Tittmann S. 16.

[2]) Die 2, 87 mitgeteilte Elegia (womit das Lied S. 94 zu vergleichen) ist bereits mit Benutzung eines Motivs des Heinsius gedichtet, fällt also nicht mehr in die Görlitzer Periode. Proben der Bearbeitung der Gedichte des Bloem-Hofs konnte er aus dem angegebenen Grunde nicht anführen.

[3]) Konrad Rittershausens Alexandriner (meine „Griechischen Epigramme" S. 67) sind sogar „aliquot annis ante 1610" veröffentlicht.

hätte, so aber stellt er nur rein genetisch seine poetische Entwicklung dar, ohne auf die gleichzeitigen Versuche anderer — die er damals wenigstens wahrscheinlich überhaupt nicht kannte — sich einzulassen. Das primum bezeichnet sein erstes poetisches Stadium; es läßt eine Fortsetzung erwarten, und eine solche bringt das folgende in der That. In derselben Reimstellung wie die Elegie wird zunächst ein Epigrammation (oben S. 42 Nr. IV) dargeboten, dann als Probe der möglichen Variationen zwei weitere kleinere Gedichte (Nr. I und II). An sie schließt sich, eingeführt mit „Aliter rursum ista Ernesti Schwaben von der Heyde" das Sonnet Schwabes (nach Petrarca, was Opitz freilich nicht erkennen konnte, frei übersetzt, oben S. 239). Es folgt die gleichfalls schon (S. 59) besprochene Ankündigung der sämtlichen Gedichte in einer besonderen Sammlung und dann die kurze Entwicklung des Schemas des Alexandriners (Silbenzahl, Versschluß, Cäsur). Nun erst wird durch das korrelative „Est et aliud genus, quod Franci Vers communs appellant" auf jenes „primum versuum genus, quod Alexandrinum Gallis dicitur" Bezug genommen. Auch der Bau dieser Verse wird mit wenigen Worten angedeutet[1]) und durch ein eigenes Epigramm (Nr. III) und ein von Schwabe verfaßtes erläutert. Besonders aufmerksam wird der Leser noch auf eine wichtige Regel gemacht, die Elision des e[2]) und seinen Ersatz durch den Apostroph, „was übrigens auch Schwabe lehre[3]) und durch Beispiele erhärte". Eines teilt er mit. So vermöchten wir denn im Deutschen jede fremde Dichtungsart nachzuahmen. Selbst Anagramme hätten wir jüngst in deutschen Versen zu bilden gelernt, und zwar nicht ohne Glück (oben S. 247). Beispiele der einfacheren älteren Art aus den Hochzeitsgedichten für Margaretha Rindfleisch (Bucretius) und aus seinem eigenen Vorrat folgen. Eine größere Anzahl der kunstvolleren, in deutschen Alexandrinern erläuterten fand Opitz bei Schwabe. Drei „besonders gelungene" (oben S. 247 f.)

---

[1]) Decem ac undecim syllabarum, quod (genus) post quartam respirat semper & interquiescit; hiermit vergleiche Poeterey c. VII S. 186: Wie aber die Alexandrinischen verse auff der sechsten sylben, so haben diese auff der vierdten jhren abschnitt und Ronsard, Abbregé de l'Art Poétique François (Paris 1565) VII 331: Les vers communs sont de dix à onze syllabes, les masculins de dix, les foeminins d'onze, et ont sur la quatriesme syllabe leur repos ou reprise d'haleine, ainsi que les vers Alexandrins sur la fin des six premieres syllabes. Den hervorgehobenen Worten entspricht „respirat et interquiescit" so genau, daß eine Benutzung Ronsards unzweifelhaft ist, allerdings nicht durch Opitz — der sich gewiß sonst auf ihn berufen hätte — sondern durch Schwabe (siehe unten S. 259 und 271). Witkowskis Frage S. 29 erledigt sich so.

[2]) S. 115 der Zinkgrefschen Ausgabe steht zu E vocalem am Rand: E vocalis, nicht E vocalim (so Witkowski), also Inhaltsangabe.

[3]) Zu quod & Schwabius docet ac observat vgl. Poeterey c. VII S. 184: Wie auch ein vornemer Mann (T. Hüebner) ... erinnert.

werden daraus angeführt und auch ein von ihm selbst in dieser Art verfaßtes (oben S. 42, Nr. V). Den engen Anschluß an Schwabe beweisen diese „frivolen Spielereien" allerdings besonders deutlich. Bezeichnender aber noch, vielmehr lehrreicher ist die Art, wie das Elisionsgesetz hier citiert ist. „Völlig abgerissen und an den Haaren herbeigezogen" (Schultze) möchte ich es allerdings nicht nennen, es war vielmehr ein so wesentliches Stück der neuen deutschen Dichtkunst und von Opitz selbst schon in den Hipponax-Gedichten so geflissentlich, so konsequent in Anwendung gebracht (21mal in 53 Versen, oben S. 23 f.), daß es verwunderlich wäre, hätte er seiner in einem auch noch so unvollkommenen Lehrbuche der Poetik nicht Erwähnung gethan.[1]) Daß er auch hierin (in der Anführung des Gesetzes) dem Vorbilde Schwabes folgt, ist längst beachtet worden, aber ein wesentliches Moment hat man übersehen. Quod — heißt es S. 102 von dem Gebrauch des Apostrophes — et Schwabius docet ac observat. Ejus exemplum hoc est. Es folgen nun vier Verse, in denen nicht weniger als vier Elisionen vorkommen.[2]) Das übersetzt nun Witkowski (S. 116) folgendermaßen: „Auch Schwabe giebt dies an und beobachtet es. Hierfür diene folgendes als Beispiel." Er hält also die Verse für Opitzisch, und er zählt denn auch statt 48 im ganzen 52 Alexandriner (S. 29), das Anagramm nicht mitgerechnet. Schon die Art, wie in dem folgenden Abschnitte die Anagramme (anagrammatismi) citiert werden, belehrt uns eines Besseren: Tale est hoc nostrum (exemplum nämlich). Item hoc. Tale illud alterius cuiusdam. Somit haben wir unzweifelhaft zu übersetzen „sein (sc. Schwabes) Beispiel ist dies" und die Verse für solche des preußischen Dichters zu halten. Hätte P. Schultze, der doch die Verse als Schwabes Eigentum erkennt, den Zusammenhang richtig verstanden, er hätte über den Sinn von docet ac observat nicht zunächst schwanken, vielmehr sofort konstatieren dürfen, daß Schwabe wirklich die Regel genauer angegeben und zu ihrer Erläuterung ein passendes Beispiel angeführt hatte,[3]) daß wir es also mit einer richtigen Poetik zu thun haben, deren einzelne Bestimmungen an eigenen Dichtungen praktisch dargelegt werden. Daraus durfte dann ohne weiteres gefolgert werden,

---

[1]) Schon in Caspar Cunrads oben S. 245 citiertem Werke (1611) hatte Opitz einen Hinweis auf den concursus vocalium in verborum connexu in der deutschen Dichtung lesen können.

[2]) Vgl. Poeterey c. VII S. 176: Zum exempel wil ich nachfolgendes Sonnet setzen, weil diese außenlassung zu sechs malen darinnen wiederholet wird. — Über den Bloem-Hof siehe unten.

[3]) Die Stelle der Poeterey S. 177 (hiervon werden außgeschlossen, wie auch Ernst Schwabe in seinem Büchlein erinnert, die eigenen namen ...) ist schon oben S. 239 angeführt worden.

daß Schwabe auch den Alexandriner, den fünffüßigen Jambus und das Anagramm besprochen und mit zahlreichen Dichtungen belegt habe. So ist es denn in der That so gut wie erwiesen, daß der prosodisch-metrische Teil des Aristarchus ein getreues Spiegelbild des poetischen Büchleins darstellt, das dem Verfasser bei der Niederschrift vorlag. Dies Ergebnis ist hauptsächlich der Untersuchung Schultzes zu verdanken, die also schon deshalb verdienstlich ist. Trotzdem stehe ich nicht an, alle Folgerungen, die er daran knüpft, für verfehlt zu erklären, geeignet, ein völlig unrichtiges Bild von Opitzens Wirken und reformatorischer Bedeutung zu geben.

Doch dieser Punkt wird sich am ehesten im Rahmen einer zusammenfassenden Schlußbetrachtung erledigen lassen. Es sei also gestattet, den eigentümlichen Epilog (S. 244) der Opitzischen Jugendschrift vorher zu besprechen. Schon die Inhaltsangabe (S. 242) zeigte uns, wie dieser durchaus das im ersten Teil angeschlagene Thema festhält, in feurigen Worten und in prophetischem Schwunge die herrliche Zukunft der unverfälscht erhaltenen deutschen Heldensprache verkündet, ihre treue Pflege und Beschützung vor jener schimpflichen Sprachmengerei allen ans Herz legt, auf daß man künftig, wie von deutscher Treue und Tapferkeit, so rühmend auch sprechen könne vom Adel deutscher Rede. Man wird begierig sein zu hören, wie denn mit dem vorangehenden poetischen Teil diese begeisterte Schlußrede verknüpft sei. Es geschieht mit folgenden Worten: Nemo igitur ignorare diutius potest nihil obstare, quo minus nostra etiam lingua emergat imposterum ac in lucem protrahatur: lingua venusta, lingua decens, lingua gravis ac patria sua, tot ingentium heroum nutrici, dignissima, lingua quae integra et incommista „tot jam labentibus annis" ad nos pervenit. Hanc ... amate, hanc expolite ... Im Anschluß an die poetischen Versuche Opitzens und seines Bekannten und nun gar nach den unmittelbar vorhergehenden anagrammatischen Spielereien[1]) macht diese feierliche Prophezeiung und die begeisterte Lobpreisung der deutschen Sprache einen wunderlichen Eindruck, und das gesteigerte Selbstgefühl ihres Verkünders wirkt beinahe unsympathisch, das nochmalige Hervorheben aber aller Vorzüge des Deutschen scheint ganz unmotiviert aus der Einleitung wiederholt. Und warum werden die Volksgenossen, wenn wirklich litterarisches Schaffen die Vorbedin-

[1]) Das hat Borinski (Poetik der Renaissance S. 59) ganz richtig gefühlt, wenn er spöttisch schreibt: „Es scheint vorbedeutend, daß der Aristarch grade am Schluß diese Anagramme bringt zugleich mit der Aufforderung an das deutsche Volk — damals noch nicht das der Dichter und Denker, sondern der fortitudo und fides — auch linguae praestantia den übrigen Nationen nicht zu weichen".

gung für die große Zukunft sein soll, nicht hierzu, sondern zur Verteidigung, Erhaltung und Veredlung der Sprache aufgefordert? Wie trefflich aber fügt sich alles ineinander, wie harmonisch wirkt das Ganze, wie packend der Schluß vor allem, wenn wir uns den ganzen zweiten Teil fortdenken und den Verfasser, der dagegen geeifert hatte, daß die von fremder Befleckung länger als jede andere rein erhaltene deutsche Sprache infolge der unbesonnenen Vorliebe für das Ausland von den Gebildeten vernachlässigt und verachtet, und so zu einer „Kloake" werde für die ekeln Abfälle aller übrigen, nun zum Schluß an die Aufforderung: „Exstirpemus spurias istas ... loquendi formulas neque hanc maculam inuri nobis patiamur, quasi laboremus ... egestate patrii sermonis" (oben S. 249) jene schwungvolle Verkündigung der dann — wenn die patriotische Pflicht ihrer Verteidigung und Pflege erfüllt werde — sicher aufsteigenden Pracht und Herrlichkeit der deutschen Sprache knüpfen lassen. Eine Sprache von solchem Alter, solcher Reinheit, solcher Erhabenheit bedarf, um, statt verachtet, vielmehr von allen in ihren Vorzügen erkannt, ja bewundert zu werden, nichts als ein wenig Liebe und Hingabe der Kinder des Landes, und dazu eben, zur Selbstachtung, zum Bewußtsein ihrer eigenen Würde werden die Nachkommen der tapferen „Semonen" (oben S. 244) in den letzten Sätzen aufgefordert. So kommt der Lobpreis der deutschen Sprache erst recht zur Geltung, so wirkt er nicht mehr wie eine müßige Wiederholung, er giebt nun die glänzende Folie für des Dichters Verkündigung von der ruhmvollen Zukunft unserer deutschen Sprache. Wie letztere an die Imperative „exstirpemus neque patiamur" angeschlossen war, ist nicht mehr zu ermitteln. Vielleicht hieß es einfach: Nemo tum (statt igitur) ignorare diutius potest nihil obstare, quo minus nostra etiam lingua emergat imposterum ac in lucem protrahatur: lingua venusta .... Doch ist mir ein wirkungsvollerer Übergang wahrscheinlicher, auch mochte das Zukunftsbild noch deutlicher ursprünglich gezeichnet sein. Jedenfalls fehlte noch jede Beziehung auf die neue deutsche Dichtung und die deutsche Prosa (Amadis), die an sich als ein Argument „wieder die verachtung teutscher Sprach" (die Opitz als eine Folge der Mißachtung ihrer Würde seitens der eigenen Landeskinder beim Sprechen und Schreiben betrachtet) und insbesondere als ein Argument für die Notwendigkeit, sie nicht durch fremde Redeweisen verunzieren zu lassen, nicht wohl zu gebrauchen waren.

Wie Opitz zunächst durch ein persönliches Erlebnis, die Bekanntschaft nämlich mit Schwabe, zu dieser weiteren Ausgestaltung seiner Schrift gekommen, haben wir oben angedeutet. Schon die Art aber, wie er den prosodisch-metrischen Teil mit dem eigentlichen Thema

verbunden hat und auch die eben vollendete Lektüre des Amadis und die Kenntnis der älteren deutschen Poesie und vor allem sein begeistertes Lob der ihm von Kirchner übermittelten Gedichte des Heinsius geschickt anzubringen weiß, zeigt uns deutlich, daß der Dichter es wahrlich nicht nötig hatte, bei einem anderen, und gar noch bei einem Jüngeren (siehe unten), Anleihen zu machen — aus Mangel an Selbständigkeit. Und doch gipfelt in dieser Behauptung die schon so oft angezogene Abhandlung P. Schultzes. „Warum, so fragt er, erwähnt Opitz außer seinen eigenen Dichtungen nur solche von Schwabe? Kannte er keine anderen bedeutenderen deutschen Dichter? Offenbar war Schwabe der erste, bei dem er die von ihm allein behandelten ausländischen Versarten (Alexandriner, vers communs, Anagramme) vorfand. Bei einer dieser Versarten ergiebt sich dieser Zusammenhang ohne weiteres. Anagramme zu machen, hat Opitz, wie er selbst sagt, erst neuerdings gelernt: Schwabe war in diesem Genre sein Lehrmeister, sein ein Jahr vor dem Aristarch herausgegebenes Büchlein hatte ihm die Anweisungen geboten; das Resultat seiner Bemühungen veröffentlichte er dann passend im Aristarch. Aber da er stets nach seinen eigenen Produkten Bemerkungen oder Gedichte von Schwabe anführt, so hat überhaupt der ganze zweite Teil des Aristarch unter dem direkten Einfluß Schwabes gestanden. So ist dieser auch für die Veröffentlichung von Alexandrinern für Opitz maßgebend gewesen. Gewiß hat er sie schon bei Ronsard kennen gelernt (?), ja sich auch schon selbst darin versucht, aber für die Veröffentlichung dieser Versuche und für seine Bemühung, den Alexandriner zum deutschen Modevers zu machen, ist es sicherlich von entscheidender Bedeutung gewesen, daß er bei Schwabe Alexandriner bereits gedruckt sah. So ist — da auch eine Erklärung des Silbenschemas der bis dahin ungebräuchlichen Versgattung nicht gefehlt haben wird — Schwabe für den ganzen zweiten Teil des Aristarch Quelle und Vorbild gewesen; daher begreifen wir, warum nur Schwabe und die bei ihm sich findenden Versarten angeführt werden. Auch die Anordnung der einzelnen Materien ist dieselbe. Wie sklavisch er dabei vorging, zeigt die völlig ohne Zusammenhang mit dem vorhergehenden eingeschobene (aber nicht vollständig wiedergegebene, siehe oben S. 255) Regel über das e, er nahm sie einfach aus Schwabe mit herüber, trotzdem sie an dieser Stelle, ja eigentlich überhaupt nicht in den Aristarch gehörte. Die Schwabesche „Poetik“ also lag Opitz bei der Abfassung seiner Schrift vor, und er hat sie mit dem Autoritätsglauben eines zwanzigjährigen Jünglings benutzt. Das einzig Originelle bei ihm ist nur dies, daß er es verstand, seine entlehnten dürftigen Bemerkungen unter eine berechtigte Tendenz zu stellen und in klug gewählter Form ein

weiteres Publikum anzuregen". Ich fürchte, Schultze hat, was den Umfang der Entlehnungen betrifft, aus der Mücke einen Elefanten gemacht. Die in Betracht kommenden metrisch-prosodischen Bemerkungen nehmen nur 13 Zeilen ein, also ungefähr den dritten Teil einer Druckseite. Sie betreffen das Silbenschema des Alexandriners und des vers commun und das Elisionsgesetz. Ich gehe aber hinsichtlich der Abhängigkeit von Schwabe sogar noch weiter als Schultze. Dieser möchte nämlich, um die auffällig geringe Verbreitung zu erklären, annehmen, Schwabes Büchlein sei in deutscher Sprache abgefaßt und daher nicht recht beachtet worden. Für diese Ansicht spricht nicht das Geringste, vieles aber dagegen: erst Opitzens Beispiel in der Poeterey gelang es, der deutschen Sprache auch für deutsche Grammatik und Poetik zu ihrem Rechte zu verhelfen (Witkowski S. 32 f.); vorher hatte wohl niemand des Deutschen sich zu bedienen gewagt. Ferner glaubte ich (oben S. 254) auf einen (aus Ronsard[1]) geschöpften Satz hinweisen zu können, der eine wörtliche Entlehnung aus dem Büchlein Schwabes voraussetzen würde. So nun scheint es mit dem ganzen metrisch-prosodischen Exkurs zu stehen. Daß sich Opitz damit nach der Anschauung jener Zeit nichts vergab, auch von seiner Selbstständigkeit nichts einbüßte, scheint mir sicher. Wie unbekümmert wirtschaftet er z. B. mit fremdem Gute in seiner Poeterey, wo sich ganze Seiten „mosaikartig" aus Sätzen Ronsards und Scaligers zusammensetzen! Also, von dem Autoritätsglauben des Zwanzigjährigen legt der Aristarch kein Zeugnis ab, ganz abgesehen davon, daß höchstwahrscheinlich Opitz der Ältere war (oben S. 247). Was hätte er denn überhaupt von dem preußischen Herrn lernen können? Alexandriner verfertigen? Nun, er hatte ja bereits in Görlitz, wie wir sahen, diese Versart gepflegt, hatte nach einem holländischen Vorbild, dem Bloemhof, Elegien, Sonette u. a. verfaßt, auch Selbständiges begonnen und bereits durch das Studium der Heinsischen Gedichte und der Vorrede des Scriverius (S. 66) eine tiefere Einsicht in die Gesetze der neuen Verskunst erlangt. In formeller Hinsicht konnte er, wie unsere Tabelle ergiebt, auf Schwabes ungelenke Versuche herabblicken.[2]) Er hatte zudem schon im Anhang seines Hipponax Alexandriner und vers communs veröffentlicht. Schwabes Gedichte waren in diesem

[1]) Vgl. Schlössers Aufsatz unten S. 271. Auch andere Entlehnungen aus Ronsard hatte ich inzwischen gefunden. Sie zu notieren ist nun nicht mehr von nöten.

[2]) Als ob er derartige Anzweiflung vorausgesehen, hat übrigens Opitz bei der ersten Erwähnung Schwabes ausdrücklich seine Priorität und seine Selbständigkeit hervorgehoben S. 100: cujus tamen Germanica quaedam carmina longe post vidi, quam de hoc scribendi modo cogitaveram. Daß ihn die achtungsvollen Anführungen Schwabes später verdrossen (Borinski S. 60), daß er unwillig einen

Punkte ohne jeden Einfluß, und was Schultze von der Bedeutung des preußischen Dichters für die Einführung des Alexandriners als „Modevers" schreibt, ist einfach falsch, durch sichere Thatsachen widerlegt, die ihm, wie ich hinzufügen will, allerdings unbekannt waren. Oder war es das Elisionsgesetz, das Opitz erst bei Schwabe, in dessen Fassung er es anführt, kennen lernte? Die Frage habe ich schon oben beantwortet. Urkundlich läßt sich nachweisen, was ich auch C. Burdach gegenüber bemerke,[1]) daß, bevor er noch mit Schwabe bekannt wurde, Elision und Apostroph mit der größten Strenge von Opitz nach holländischem Muster beachtet wurden. Endlich, was das Anagramm betrifft, so beruht Schultzes Darstellung zum Teil auf einem Mißverständnis. Schon in Breslau hatte er deutsche Anagramme kennen gelernt und dieses Genre dann in Beuthen und in Frankfurt weiter ausgebildet. Nuper didicimus heißt nicht „habe ich", sondern „haben wir — Deutsche — in letzter Zeit gelernt": so erklärt sich der sonst auffällige Zusatz „non infeliciter sane" und die Anführung von drei Beispielen eines Ungenannten und dreien Schwabes, während er nur mit zweien vertreten ist.

Also es bleibt dabei: Opitz hatte aus Schwabe nichts zu lernen. Und doch bleibt jene Thatsache bestehen, daß im Aristarch neben Opitz nur Schwabe angeführt wird. Ihre Erklärung haben wir bereits vorweggenommen. Um dem vornehmen, poetisch veranlagten Freunde sich gefällig zu zeigen, sein noch nicht publiziertes Werk zu empfehlen und bekannt zu machen, erwähnt er seiner, citiert

---

Vorgänger anerkennen mußte (Tittmann S. 16), daß dessen Büchlein einen belebenden Einfluß auf unseren noch lateinisch-verpuppten Dichter, etwa wie der erste warme Frühlingssonnenstrahl auf den verhüllten Schmetterling, ausübte (Barthold S. 87), beruht alles auf derselben irrigen Voraussetzung.

[1]) Zur Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache, in den „Forschungen zur deutschen Philologie". Festgabe für R. Hildebrand. 1894. S. 311: „Aus der französischen Schriftsprache entlehnte Opitz Elision und Apostroph"; (aber seine ersten Quellen sind holländische, die Angabe: Germanici mei Gallico more effecti versiculi ist ganz unbestimmt, bezieht sich zudem auf ein unbekanntes Gelegenheitsgedicht, auch war aus dem Französischen der Apostroph nicht zu entnehmen) „aber auch Heinsius führte beides streng durch. Dieser wird Opitz Ronsard vermittelt haben, Schwabes Versuche traten bestärkend und bestätigend hinzu. Doch ist ihre Bedeutung für Opitz unklar." In dieser Darstellung ist wohl das meiste erledigt durch meine Beobachtungen. Ich will aber zum Überfluß noch einige Elisionen des Bloem-Hofs anführen: twee levend' Asteriten (wörtlich mit dem Apostroph bei Opitz, oben S. 25); die Aerd'en Locht: met t'Jas ... daer d'Emstel; met d'eerste; my had'ontsteelt; sterr'en blinckt: Daer die siend'hem sond'verliesen; d'uren; hebb'ick; end'haer; vlot'u baren; in s'herten ... T'is s'bemels; liefst'in u; Ick sond'een u. s. w. Elisionen vor Konsonanten haben diese Holländer noch nicht vermieden, auch Opitz damals noch nicht (oben S. 28 ff.). Auch im Accentgesetz hat er ja, wie wir sahen, erst allmählich nur für das Holländische berechtigte Eigenheiten sich abgewöhnt.

eine Anzahl Gedichte daraus und giebt deshalb dem letzten Teil seines Aristarch eine Gestalt, die im wesentlichen ein Abbild darstellt von dem Büchlein des Freundes. Auch darin konnte nach den damaligen Anschauungen Schwabe eine besondere Ehrung erblicken, wir sind in diesem Punkte freilich strenger, um nicht zu sagen pedantischer.

Umso mehr aber müssen wir es anerkennen, wie geschickt — wenn auch nicht mit völliger Beseitigung der so entstehenden Diskrepanzen — Opitz es verstanden hat, diesen neuen Abschnitt seiner Beuthener disputatio „de contemptu linguae Teutonicae" anzugliedern, die Schutzschrift der deutschen Sprache auszubauen zu einer Rechtfertigung deutscher Dichtung und das Persönliche, was ihn zunächst zu diesem Schritt bewogen, zurücktreten zu lassen vor allgemeineren Gedanken, vor dem großen Plane, der sein Herz schon damals bewegte, dem deutschen Volke eine nationale Kunstdichtung im Sinne der Renaissance erstehen zu lassen und selbst ihr Pfadfinder, ihr erster Dichter zu werden. Auch für die frische, jugendliche Begeisterung, für die warme Liebe, die er in seinem Jugendwerke, wie alle Zeit, deutscher Sprache und Dichtung entgegenbrachte, müssen wir ihm Anerkennung zollen, Anerkennung auch dafür, daß er im Aristarchus zwar kein einheitliches Werk, wohl aber ein Denkmal hinterlassen hat, das uns die Bestrebungen seiner Beuthener Jahre wie die Eindrücke seiner Görlitzer und Frankfurter Periode, seine Schwärmerei für den Amadis, sein Interesse für die ältere deutsche Dichtung, bemerkenswerte Proben seiner frühsten deutschen Gedichte, endlich die allmählichen Fortschritte seiner metrischen Kunst auf wenigen Seiten in abwechslungsvollen Bildern, in belebter Sprache vor Augen führt.

Genauer den Zeitpunkt festzustellen, wo Opitz in seiner metrischen Durchbildung bereits soweit gelangt war, daß er die Fortuna-Elegie, die den Ausgangspunkt unserer Betrachtung bildete (S. 42), nicht mehr als eine Probe seiner Dichtung hätte gelten lassen, ist kaum möglich. Sicherlich liegt er lange vor dem Hochzeitsgedicht auf Kirchner (1619), das den Dichter bereits in Hinsicht auf das Betonungsgesetz als fertigen Meister zeigt (S. 33 f.), aber vielleicht war schon zur Zeit der Abfassung des Carmens auf Rutharts Hochzeit (11. Juli 1618, oben S. 34) der Unterschied in der metrischen Behandlung der mitgeteilten Proben zu stark fühlbar, als daß der Dichter ihn innerhalb eines und desselben Werkes, das vorbildlich wirken sollte, hätte ertragen können. So mag die Annahme, mit der wir auch im obigen meist gerechnet haben, der Wirklichkeit entsprechen, daß Ostern 1618 die Veröffentlichung des Aristarchus erfolgte.

Zugabe.

Vom Hofmeister zum Rittergutsbesitzer.

Zwei Metamorphosen nebst zahllosen Variationen.

1. Chr. Coleri „Laudatio Opitii" (1639) c. 20: ... Moto rerum statu et incendio Bohemico late faces spargente Palatinatuque ex contagio viciniae attacto Opitius flammis se his publicis subterduxit[1]) ac cum quodam Equite Dano migravit in Belgium.... c. 21: Hinc cum comite suo Dano Equite in Cimbriam citeriorem profectus[2]) in illo nidulo et halcyoniis pacis (in jenem ruhigen, friedlichen Winkel) ... tempus suum scribendis de constantia libris fefellit....

2 a. Kaspar Gottlieb Lindner, Arzt zu Hirschberg, „Umständliche Nachricht von ... M. Opitz' Leben, Tode und Schriften" 1 (Hirschberg 1740) übersetzt dies so (S. 163): K. 20. ... Als aber die böhmischen Unruhen herfürbrachen und als die Pfalz aus der

---

[1]) „Scimus enim, quam in Palatinatu superioribus annis fortiter per ignes, ut proverbium habet, transieris", so in einem Briefe desselben Köler vom 8. März 1627 aus Straßburg an Opitz (Reifferscheid Nr. 235). Der Dichter selbst schrieb, als er Oktober 1620 den Rhein hinunter nach Holland fuhr, in einem Gedicht ad Dan. Heinsium (perscriptum in Rheno flumine m. VIIIbr. an. 1620, Silvae p. 39): Illa diu Phoebi longe acceptissima sedes, Quae de myrthorum culmine nomen habet, Territa fortunae praesentis imagine, iussit Carpere diversas numina docta vias: Cara Palatini, cras forte Hispanica tellus, Maesto dicebat murmure turba, vale. Nos quoque Gruterum, sed non reliquimus ultro Et Lingelshemii, limina grata, lares. Weiteres unten. — In der vier Monate nach der Flucht „an der kalten Cimbersee" gedichteten Ode „Galathee" erzählt der Dichter übrigens, daß er „ungescheut der Kriegesnoth" geblieben wäre, hätte es „bey ihm gestanden" (siehe unten). Auch sei er von Frankfurt noch einmal zum Abschiednehmen zu seiner Liebsten heimgekehrt, aber, wie sein Schäfergenosse Tityrus bezeugen könne, „immer ärger kranck" geworden, so daß er des Thyrsis Kräuterkunst habe erproben müssen (Strophe 5—7). Verbirgt sich hinter dem Schäfernamen Tityrus der dänische Begleiter?

[2]) Schon vor den Pfälzer Kriegeswirren hatte Opitzens alter Frankfurter Freund, Joh. von Landskron (oben S. 226 und sonst), in Verein mit David von Schweinitz (Reifferscheid S. 919) Heidelberg verlassen, um in Leiden weiter zu studieren. Schon damals wünschte der Dichter, desselben Glückes teilhaft zu werden. Haec si tamen, — so schließt er sein Propempticon — quod nescio, meis votis fata invidebunt, pareo tibi, numen. Ducique cupio patriaque, si mandas, Extorris ipsa et ultimos petam Cimbros Ac si quid ipsis est remotius Cimbris (Silvae p. 69). Also schon vor jenem plötzlichen Aufbruch aus Heidelberg hatte Opitz die Eventualität der „Flucht" nach Jütland ins Auge gefaßt. Auch Heinsius gegenüber beklagt er es, daß er in Leiden nur kurz sich aufhalten werde: Errandum et forsan nec Cimbria vasta nec illa Quae terris olim nunc mihi finis erit (Silvae, p. 39).

Nachbarschaft durch die Pest[1]) angesteckt wurde, so entzog er sich diesen Unglücks-Flammen und reisete mit einem dänischen Edelmann nach den Niederlanden. — Dazu fügt er nun die folgende Fußnote (Nr. 37): Dieser Dänische von Adel war Heinrich Albert Hamilton, dessen erst oben c. 17 gedacht worden. [Hier heißt es nämlich: Etiam familiares quaesivit et invenit, quales erant ... Casp. Barthius, cuius ille contubernio aliquamdiu[2]) usus est, Henricus Albertus Hamilton, speratum Daniae suae decus, nisi fato praeventus fuisset, Julius Zincgrefius ..., Janus Gebhardus, apud Groninganos historicus (siehe unten) et, quem prae ceteris genio plane suum interiori affectui seposuerat, Balthasar Venator[3]) ....] K. 21. Von hier aus reisete er mit seinem dänemarkischen Edelmanne nach Holstein[4]) und lebte daselbst in aller Ruhe und Stille .... Er vertrieb sich hier die Zeit unter anderem mit Verfertigung seiner Bücher von der Beständigkeit (des Trostgedichtes).

---

[1]) Daß das contagium vielmehr vom Kriege zu verstehen, ergiebt der Zusammenhang, außerdem eine ähnliche Wendung c. 21: cum alias in Bohemia exortae turbae lento contagio per totam Germaniam, immo Europam serperent. Trotzdem wird die „Pest" als Ursache der Flucht auch bei Neueren erwähnt.

[2]) Fehlt — was wiederum nicht immer beachtet ist — in Lindners Übersetzung.

[3]) Sie alle bis auf Barth haben in Zinkgrefs Anhang zu den Gedichten Opitzens (Straßburg 1624. Hallesche Neudrucke Nr. 15) Aufnahme gefunden; von Hamilton rühren her: „Uff der Allerliebsten Nase" S. 177, „Uff zwo Schwestern. An Janum Gebhardum" S. 177 und „An ein gewisse Jungfraw, daß sie nit mehr nach ihrem Allerliebsten sehen soll" S. 211. — Über Venator handle ich in der Zeischrift für Bücherfreunde.

[4]) Auch diese geographische Angabe haben Neuere Lindner nachgeschrieben: Jördens, Jöcher-Rotermund, W. Müller, H. Döring, H. Palm, W. Braune; aber auch schon Gottsched (Lobrede 1739, danach das Universal-Lexikon 1740) spricht von Opitz' Fahrt nach Holstein, während er von Hamilton noch nichts zu berichten weiß. Von der „Nordlands-Reise" erzählt Opitz selbst in der bereits erwähnten Ode „Galathee": „Nachmals" — nachdem er das Niederlandt verlassen — „kam ich zu den Friesen, Sah' ihr schönes Vieh da stehn Vnd im feisten Grase gehn", dann aber „nach dem hin vnd wieder ziehen Kam ich endlich doch hieher, Galathee, weit vber Meer; Weiter kan ich nun nicht fliehen, Weiter fliehen kan ich nicht, Weil mir Wind und See gebricht". Denn die „kalte Cimbersee, Wo die Schiffe vor geflossen ... Hat der Winter ganz verschlossen". Die Cimbria citerior ist daher zweifellos das südliche Jütland (Juthia sagt Opitz selbst) im weiteren Sinne, und zwar, wie aus der Route der Heimreise (siehe unten) sich ergiebt, das östliche Gestade. Auch Barthold ist also im Irrtum, wenn er den Dichter „tief in Schleswig am Gestade der Nordsee", einen Ruheplatz suchen läßt. — In einem zuerst 1625 abgedruckten Gedicht („An seiner Freunde einen, als derselbe zu Basel Doctor worden") bezeichnet Opitz, was hier noch erwähnt sein mag, die kalte Cimbersee genauer: „In dem der wilde Mars mich hat deß Neckers Reben Vnd meine Sylvien (das ist Galathee, Euphorion 2, 82) ver-

2 b. Bodmer-Breitinger (1745), Jördens (1809), Jöcher-Rotermund (1816), W. Müller (1822), H. Döring (1833), Koberstein (Bartsch), Goedeke, Strehlke (1856), J. Tittmann (1869), Lemcke (1871), H. Palm (1877), Brümmner (1877), W. Braune (1879), Borinski (1886), Fr. Muncker (1887), Witkowski (1888), H. Oesterley (1889), Vogt-Koch (1897), sie alle und gewiß noch zahlreiche andere[1]) bis herab zu den Schulbüchern von Hopf und Paulsiek und Kluge lassen Opitz gemäß jener Lindnerschen Note, mit ganz geringen Abweichungen im einzelnen, in Begleitung des dänischen Edelmannes Heinrich Albert Hamilton nach Holland und dann nach Jütland (respektive nach Holstein) fliehen und hier auf den Gütern seines Freundes sein „Trostgedicht" schreiben. Nur einer, ein Historiker allerdings, der geist- und humorvolle Geschichtsschreiber der Fruchtbringenden Gesellschaft Fr. W. Barthold (1848), hat nicht mitgethan, sich nicht dupieren lassen.[2])

Der Däne Heinrich Albert Hamilton, dessen Vorfahren übrigens aus Schottland stammten,[3]) kann, da er bürgerlicher Herkunft ist, schwerlich jener eques quidam Danus sein. Schon deshalb ist Lindners Vermutung kaum diskutabel, thatsächlich widerlegt wird sie nun aber dadurch, daß wir bestimmt wissen, daß Hamilton, der am 14. Dezember 1619 als ephorus, als Hofmeister also, zugleich mit seinem noch jugendlichen — daher als iniuratus bezeichneten — Schüler Fridericus à Bochwald, nobilis Holsatus,[4]) in Heidelberg immatrikuliert wurde, sich Herbst

---

ursacht zu begeben ... In dem ich irrender bin hin vnd her gezogen, Von mancher rawen Lufft, von Schnee vnd See durchflogen, Da gegen Mitternacht der nimmerstille Belt Auff seinem kalten Eiß' auch Roß' vnd Wagen helt ..." Eine für diese geographische Frage zu verwendende Notiz enthält auch die Zuschrift des Trostgedichtes an Ulrich von Holstein, den Sohn Christians IV., „In Chersoneso Cimbrica, regni paterni provincia (also nicht in Holstein), natus est hic foetus."

[1]) Gervinus erwähnt die Reise nicht ausdrücklich, er verweist für die Einzelheiten der Biographie auf Strehlke und andere.

[2]) „Mit einem jungen dänischen Edelmanne wich er der Kriegsflamme in die Niederlande aus" S. 147, das weitere Reiseziel giebt er freilich nicht richtig an, siehe oben.

[3]) Flos iuvenum, proavi quem Scotum, patria Cimbrum ... fecit, redet ihn Opitz an, cum illi D. Heinsii Hymnum Jesu Christi Kal. Jan. an. 1620 Heidelbergae primum offerret. Über ihn ein übrigens unbrauchbarer Artikel im Dansk Biogr. Lex.

[4]) Janus Gebhard (geboren 1592 zu Schwarzhofen in der Oberpfalz, Gruters Lieblingsschüler, sein γνήσιος, und sein Nachfolger in der Verwaltung der Heidelberger Bibliothek, seit 1621 stellenlos umherirrend, bis er, kurz vor seinem Tode 1632, in Groningen eine Professur erhielt, siehe oben S. 263 und Reifferscheid S. 757 und sonst) ließ 1621 in zweiter Auflage die Gedichte des Properz, Catull

1620 infolge der kriegerischen Ereignisse nach der Schweiz und dann nach Frankreich begeben hat.[1])

3. Aber indem man den bürgerlichen Dichtersmann zum adeligen Gutsbesitzer avancieren ließ, wollte man doch der Thatsache Rechnung tragen, daß so ein Poet doch eigentlich nur einen schlechten Landwirt abgeben kann, und so ließ man — dies ist die letzte Metamorphose — Hamilton zu einem „notleidenden Agrarier" werden und den armen Opitz sieben Monate auf den Gütern seines dänischen Dichtergenossen unter Entbehrungen jeder Art verleben.[2]) Die

und Tibull in Frankfurt erscheinen (Euphorion 1, 297); er widmete sie (Mense Sextili adulto 1621) eben diesem nobilissimo Friderico a Buchwald, equestris ordinis ex Holsatis splendidissimo, er erwähnt in der Zuschrift auch seinen „studiis praefectum, virum praestantissimum Henr. Hamiltonum ... ephorum doctissimum": er solle es, als Hamiltons Schüler, seinen Brüdern gleich thun (so Detlev von Buchwald, der Oktober 1610 in Heidelberg immatrikuliert wurde). Wie in der deutschen Poesie („Lied" bei Zinkgref S. 208), so versuchte sich Gebhard auch vielfach in der Lateinischen. So findet sich ein Elegidion in eiusdem (das heißt Buchwalds) natalem XVII. anno 1619 (so statt 1617 zu lesen) 28. Decembr. αὐτοσχεδιαστί confectum hinter der Widmung.

[1]) Die Ausgabe der Elegiker vom Jahre 1621 enthält als Zugabe: Joannis Livinei (gestorben 1599 in Antwerpen) notae numquam antehac editae. Sie widmete (mense Sextili 1621) Janus Gebhard seinem Freunde (siehe oben S. 263 den Titel des deutschen Gedichtes) Henrico Albertio Hamiltono. Er rühmt seine Gelehrsamkeit und feine Bildung, die er bei ihrem intimen Verkehr in Heidelberg kennen gelernt: Schade nur, daß „intra initia fortunae invidia me Musarum ac Gratiarum tuarum deliciis depulit. Eiecit scilicet te in Allobrogas et Galliam partim bellorum incendium in florentissimo Germaniae tractu excitatum, partim propria visendi cultissima regna destinatio." Trotz diesem praeceps abitus bewahre er ihm ein treues Gedenken und bringe ihm daher, in longinquis regionibus posito, diese Notae Livinei dar. Der am Schluß geäußerte Wunsch: „vive quam optime ac diutissime Daniaeque tuae illustre sidus exorere" ist nur zum Teil in Erfüllung gegangen. Zwar wurde der dänische Dichter an den Hof des Königs gezogen (Regis Hamiltonus Cimbri ... splendida tecta colit, Opitz an Hübner 1625 in der Widmung der Oden), aber er starb, wie uns Köler berichtet (oben S. 263), schon in frühen Jahren. — Übrigens gedenkt Hamilton seiner plötzlichen Abreise auch in dem ersten seiner nach Heinsius' Muster verfaßten Gedichte: „Ach wie bin ich vmbsonst! Jetzt alles thut erkalten, Deß Winters Boreas kein Blümlein kan erhalten, Keiner Viol Geruch vnd keiner Rasen schon (= Schön') Mein wunsch erfüllen mag, dann ach ich muß darvon" (S. 177). Die „gewisse Jungfraw" aber im letzten Gedichte, deren „Buhlen gar weit vber Meer der Nort führen" wird, die daher gebeten wird, „ihrer selbst zu schonen", d. h. „das klar Gesicht nicht so vberflüssig zu spitzen, nicht beim vielen Sitzen die Rame zu vernutzen und die Zimster vergeblich zu beschweren", vielmehr sich mit seinem „zur letzt verlassenen Bildnuß zu erlustrieren", ist vielleicht Opitzens Galathee (oben S. 263); der schlesische Dichter wäre dann selbst jener von Hamilton geschilderte „Allerliebste" mit dem schneidigen „Bart, vom Eisen krauß gemacht, Der ihm Jungfrawen Lieb zuwegen hat gebracht."

[2]) Diese ausführlichere Darstellung bei J. Tittmann (Deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts. 1. M. Opitz. 1869. S. XXI f.); die Späteren lassen sie offenbar gelten, sprechen aber nur allgemein von „der bewegten und unglücklichen Zeit", die

Kost sei kaum menschlich gewesen, das Land öde, . . . mit spärlichem Rasen bedeckt, er selbst der Sprache unkundig und von allen Hilfsmitteln für seine Studien entblößt, . . . alles wohl geeignet, den Jüngling, vielleicht zum ersten Mal, zur Einkehr in sich selbst zu stimmen, seinen Gedanken eine höhere Richtung zu geben. So schrieb er das groß angelegte „Trostgedichte in Widerwertigkeit des Krieges". An dieser Schilderung ist sehr wenig Wahres, einiges beruht sogar auf geradezu schülerhaften Fehlern.

Als Opitz nach siebenmonatigem Aufenthalt in Jütland, „beladen zwar nicht mit den Schätzen, die der Pöbel achtet, aber reich versehen mit den holden Geschenken der Musen und Apollos" (dem Trostgedichte) auf einem Segelschiffe nach Lübeck zurück in die Heimat fuhr[1]) und, etwa eine Tagereise von der Stadt entfernt, von trägen Winden festgehalten wurde — schon sechs Tage hatte der Schiffer unter der Windstille zu leiden gehabt —, da schrieb er ein aufschlußreiches, inhaltlich wie formell trefflich gelungenes Gedicht „De reditu ex Chersoneso Cimbrica suo. an. 1621" (Silvae p. 41): Während andere ein rauhes Geschick aus der Fremde in die Heimat treibe, um hier, was dort nicht länger möglich war, in Frieden leben zu können, wolle er umgekehrt aus der sicheren Ferne mitten in die Gefahren des Krieges heim in das Vaterland ziehen. So bezeuge er seine Liebe und Treue für die Heimat, nur sie — oft genug habe er das seinen Cimbrischen Gastfreund (Cimber hospes) versichert — sei der Anlaß zur Abreise gewesen (nulla mihi ... tu nisi. se. patria. discessus causa colorque fuit). Gewiß, für einen verzärtelten Geschmack sei Jütland (Juthia) nicht gerade ein idealer Aufenthalt; rauh sei die Gegend, und viel noch von der alten Einfalt und Plumpheit (rusticitas) bewahrten die Einwohner. Wälder und fröhlich grünende Saaten seien selten, das übrige mit wertlosem Rasen bedeckt, wertlos, soweit man ihn nicht wie Holz (ligni loco) als Brennmaterial benutze.[2]) Doch er habe sich in den sieben Monaten an Land und Bewohner schon ganz gut

---

er „im unwirtlichen Norden" verbrachte, oder erzählen, daß er „des wenig erfreulichen Aufenthalts satt" heimgekehrt sei. Eine Andeutung auch schon bei Lindner (1740).

[1]) In der „Galathee" (siehe oben), im vierten Monat nach der Flucht aus Heidelberg gedichtet, heißt es: „Manches Land muß ich noch sehen Vnd mich lassen hin vnd her Durch das weite wilde Meer Manche rauhe Winde wehen, Eh' ich, reicht mir Gott die Hand, Schawen kan mein Vaterland". Die oben S. 263 angeführten Verse aus derselben Ode und die lateinischen, die wir S. 262 citierten, lassen die Auffassung zu, daß er ursprünglich mit seinem Edelmann noch „weiter fliehen" wollte, aber infolge des ungünstigen Winters auf dessen Besitzung zu verbleiben gezwungen wurde.

[2]) Also Torfmoor.

gewöhnt, ja auch dem harten Winter wacker standgehalten.[1]) Aber nun werde es ja Sommer, nun könne er auf den weiten Ebenen sich tummeln, im wohl bewässerten Park im Strahl der Lenzessonne sich ergehen, die Berge erklimmen, in den Flüssen angeln. Auch die Sprache verstünde er nun, durch den fortwährenden Verkehr sei sie ihm vertraut geworden. Und auch Bücher habe er zur freien Benutzung (adde libros) und, was das Höchste, auch seine süßen Musen, für die eine solche einsam idyllische Gegend wie geschaffen sei. So hätte er zufrieden in der Stille leben können, aber er könne es nicht, könne nicht bei dem allgemeinen Unglück seines Vaterlandes, seines heißgeliebten Schlesiens vor allem, allein im Glücke schweben. So habe er denn die lange Fahrt angetreten, das friedliche Nest verlassen, und nun koste er in den Strapazen der langwierigen Seereise, in den schlaflosen Nächten auf hartem Lager, in der kaum menschenwürdigen Ernährung auf dem Schiffe, in der Ungewißheit endlich, wie es jetzt wohl zu Hause bei seinen so schwer heimgesuchten Lieben aussehen möge, bereits im voraus etwas von den Leiden seines armen Vaterlandes. Wäre er doch erst wieder auf deutschem Boden, um sein Geschick mit dem der Heimat zu vereinen![2])

Man wird aus der kurzen Inhaltsangabe ersehen haben, wie wunderliche Versehen auch hier den Litterarhistorikern unterlaufen sind. Der Sinn des Gedichts ist fast in sein Gegenteil verkehrt: Nicht weil er „des wenig erfreulichen Aufenthalts satt war" (so H. Palm), kehrte er zurück, sondern weil er des bequemen, behaglichen Lebens auf dem Gute des dänischen Adeligen inmitten des trostlosen Jammers in Deutschland sich geschämt haben würde. Und im einzelnen welche Mißverständnisse! Die kaum menschliche Kost auf dem Segelschiffe hat ihm angeblich Freund Hamilton auf seinen Gütern vorgesetzt! Der dänischen Sprache soll er unkundig geblieben sein, während der Dichter doch das Gegenteil versichert, und dasselbe gilt von den litterarischen Hilfsmitteln. Das letztere ist Opitzens eigenem späteren Zeugnis zum Trotz (in der Widmung an Uldericus, Daniae regis filius, heres Norwegiae ... XI. Kal. Sept. 1633: „Sine ullo librorum subsidio ... libellos hos deproperavi") für die Quellenfrage des „Trostgedichts" von ent-

[1]) Oben S. 264 und „Galathee" Strophe 25: „Gantz verstarret vnd erfroren Durch den Schnee vnd strengen Nort, Irr' ich offters vm den Port." Die hiemis durissimae inclementia hebt er auch Ulrich von Holstein gegenüber hervor, siehe unten.

[2]) Ingenium fervore tui sine fine laborans sagt der Dichter, wie man zugeben muß, mit Recht von sich schon in der Ode „ad Germaniam" vor dem Aristarch (1618).

scheidender Bedeutung.[1]) Die Kenntnis der dänischen Sprache aber ist insofern litterarhistorisch verwertbar, als dadurch auf eine Bemerkung der Poeterey (c. IV) über „die alten Cimbrer oder Dänen, die von jhren Helden schöne vnd geistreiche Lieder ertichtet haben, deren nicht wenig von alten jahren her in Dennemarck noch verhanden sind, vnd von vielen gesungen werden“ Licht zu fallen scheint. Denn daß Opitz sie selbst gehört habe,[2]) bezeugt der Schluß des dritten Buches des „Trostgedichts“: „Vnd wie (Lieder auf die alten Helden) man auch jetzund in Cimbrien hier findt, Da sehr viel Reimen noch von alters vbrig sind.“ So hat sich Opitzens treffliche philologische Bildung und reges germanistisches Interesse auch hier, bei der nordischen Poesie, bewährt.

Der dänische Dichter und Hofmeister Hamilton aber und seine Güter in Jütland werden, denke ich, nunmehr ein für allemal aus diesem Teil der Biographie des Schlesiers verschwinden.

Ich will zu dieser Zugabe einen kurzen Nachtrag geben, nicht sowohl deshalb, weil ich nunmehr den Namen des adeligen Reisebegleiters des Dichters anzugeben vermag — so glaube ich wenigstens — sondern weil sich an den kleinen Fund ein paar interessante Folgerungen knüpfen. Ich suchte zuerst aus der Heidelberger Matrikel die Namen der adeligen Studenten aus Dänemark, die 1619 und 1620 in der pfälzischen Universität studierten, zu ermitteln. Das führte zu keinem befriedigenden Ergebnis. So kam ich auf den Gedanken, daß auch das Album der Universität Leiden, wo sich Opitz zunächst mit seinem Gefährten, wenn auch nur wenige Monate oder Wochen, aufhielt, bei dem Bestreben jener vornehmen Kreise, sich in möglichst viele Matrikeln einzeichnen zu lassen, den gesuchten Namen enthalten könne. Dem ist nun in der That so. Zu Anfang Oktober 1620 war Opitz mit seinem Begleiter den Rhein hinunter gefahren (oben S. 262), und am 22. Oktober eben dieses Jahres ließ sich Fridericus a Boechwalt Holsatus[3]) in Leiden immatrikulieren,

[1]) In dem in Jütland entstandenen Gedicht „Auff den Anfang deß 1621. Jahres“ giebt Opitz eine „halb biblische, halb irdische Schöpfungsgeschichte“ Letztere ist beinahe wörtlich aus Ovid Met. I 6 ff. übersetzt. Ich erwähne dies, weil man es bisher nicht beachtet hat — und doch ist die Dichtung schon mehrfach besprochen worden — und dann, weil auch hierdurch die „völlige Entblößung von litterarischen Hilfsmitteln“ widerlegt ist.

[2]) Also nicht etwa nur aus der Sammlung von Anders Söfrensön Wedel (1591) kennt (Witkowski S. 144).

[3]) Die Altersangabe (21 Jahre) scheint nicht richtig zu sein, denn in Heidelberg war er nicht zum Eide zugelassen worden; vgl. aber S. 265 zu Gebhards

derselbe also, den wir unter dem 14. Dezember 1619 in der Heidelberger Matrikel genannt fanden, hier aber zugleich mit seinem damaligen Ephorus, dem dänischen Dichter H. A. Hamilton, mit dem wir uns oben beschäftigt haben. Da sich dieser Hamilton nun, wie wir aufs bestimmteste erfahren, von Heidelberg nicht nach den Niederlanden, sondern nach der Schweiz und nach Frankreich begeben hat (oben S. 265), da wir andererseits für Opitz einen vornehmen Adeligen aus der Cimbria citerior als seinen Reisegenossen nach Leiden und Jütland suchen, so dürfen wir wohl kein Bedenken tragen zu folgern, daß Hamilton die Begleitung seines bisherigen Zöglings seinem Freunde Opitz anvertraute. Hierfür läßt sich noch Folgendes geltend machen: Opitz hatte noch September 1620 seiner Heidelberger Geliebten und ebenso seinen Breslauer Gönnern gegenüber versichert, daß er die allgemeine Angst der Heidelberger, des Rektors wie der Professoren und Studenten (siehe die Matrikel 2 S. 302) vor den drohend heranrückenden Scharen Spinolas nicht teile, daß er vielmehr den verwünschten Verderber der Weinlese mit 3000 Hinkjamben (scazontici, oben S. 221) in die Hölle jagen werde (1. September 1620, Reifferscheid Nr. 80), daß er bleiben wolle „ungescheut der Kriegesnoth" (oben S. 262). Warum schloß er sich nun doch der „schmählichen Flucht der Regierung und der Professoren" aus Heidelberg an, und das zu einer Zeit, als die Gefahr schon glücklich wieder vorübergegangen (Matrikel 2, 302)? Der Dichter giebt selbst die Antwort auf diese Frage in seiner „Galathee": „Aber es ist dir wohl kund, daß es gar bei mir nicht stund" (schon oben S. 262 erwähnt). Jetzt verstehen wir diese Anspielung: Als er das verlockende Anerbieten Hamiltons erhielt und sich ihm so die Aussicht eröffnete, was er schon lange im Stillen gehofft (oben S. 61), mit Daniel Heinsius, seinem poetischen Lehrmeister, in Leiden persönlich zu verkehren, da konnte er nicht widerstehen, und er trat mit Friedrich von Buchwald über Frankfurt und Bacharach die Reise an Rhein abwärts nach Leiden. Dadurch wird es nun aber so gut wie sicher, daß wir oben (S. 265) im Rechte waren, als wir Hamiltons Gedicht „an ein gewisse Jungfraw, daß sie nit mehr nach jhrem Allerliebsten sehen soll", auf Opitz und seine Sylvia (Galathee) bezogen. Hamilton hatte ja selbst, wenn anders wir richtig vermuteten, dem Geliebten jene Reisegelegenheit verschafft, und so konnte er in der That als erster in neckischer Form dem armen Mädchen die betrübende Kunde übermitteln, daß „gar weit über Meer der Nord seinen Buhlen führen" werde. Dies wird umso wahrscheinlicher, als sich auch die

---

Geburtstagsgedicht. — Warum er bei Köler eques Danus genannt wird, werden wir unten zu erklären suchen.

beiden anderen Gedichte des Dänen (oben S. 263) an Heidelberger Schöne wenden.

Doch auch die Persönlichkeit des Holsteiners Friedrich von Buchwald hat für uns Interesse. Die Buchwalds waren eine der angesehensten holsteinischen Familien mit reichem Grundbesitz in allen Teilen Holsteins, aber auch in Schleswig und Jütland (Lexikon over Adelige Familie i Danm. und Dansk Biografisk Lexikon 3, 1889). Die Bezeichnung Cimbria citerior und Juthia für Opitzens Aufenthaltsort, die Angabe ferner, daß er gewesen am „nimmer stillen Belt" (oben S. 264), machen es mir nicht unwahrscheinlich, daß Opitz sich auf dem Buchwaldschen Gute Gram bei Hadersleben in Süderjütland, wie dieser Teil Schlesiens damals auch hieß, im Winter 1620/1 aufgehalten und dort das „Trostgedichte" geschrieben hat. Friedrich von Buchwald wurde 1628, wie schon früher seine beiden älteren Brüder (oben S. 265), Hofjunker bei Christian IV., nahm dann aber Kriegsdienste, wurde dänischer Oberstlieutenant und erhielt — was für Kölers Bezeichnung „eques Danus" die Erklärung bildet — die Privilegien eines dänischen Adeligen. Er zeichnete sich besonders im dänisch-schwedischen Kriege aus. Später lebte er auf seinen Gütern († 1676). Die engen Beziehungen, in denen demnach dieser Friedrich von Buchwald wie auch seine Brüder zur königlichen Familie standen, geben uns nun aber auch das Recht, in eben diesem Adeligen den Vermittler zu suchen, der das vertraute Verhältnis angebahnt hat, in dem Opitz 1633 zu Christians IV. zweitem Sohn, dem 22jährigen Ulrich von Holstein, Erben zu Norwegen, stand.[1]) Er wird es gewesen sein, der den von dem schmählichen Frohndienste bei den Katholiken endlich erlösten Dichter veranlaßte, dem jungen Prinzen, dem er schon vorher ein „Lobgedicht" zugestellt, jene Dichtung zu widmen, die er einst vor 13 Jahren auf seiner, Buchwalds Besitzung, also im dänischen Reiche (oben S. 264 und 267), verfaßt, das „Trostgedichte" (22. August 1633). Bekannt ist, daß der Tag, an dem Opitz die Dedikation für den Prinzen niederschrieb, dessen Todestag wurde: Ulrich wurde an eben diesem 22. August meuchlerisch durch eine feindliche Kugel getötet. Aus der Laudatio, die in Erfüllung seines letzten Willens Opitz dem Verstorbenen widmete (1. Oktober 1633), entnehmen wir unter anderem, daß der junge Dänenprinz, wohl zunächst durch Friedrich von Buchwald, dann aber gewiß von Opitz selbst angeleitet, auch deutsche Verse mit Leichtigkeit zu verfertigen wußte. Wir sehen also, wie Opitz' kurzer Aufenthalt in Dänemark auch für die Verbreitung der deutschen

---

[1]) Hierüber Näheres in der Zeitschrift des „Vereins für Geschichte und Altertum Schlesiens" 1899: „Opitz und Breslau".

Litteratur in diesem Lande von Einfluß gewesen ist, ähnlich wie sein Verkehr am polnischen Hofe (seit 1635) hier im edelsten Sinne, wie uns versichert wird, friedlich germanisierend auf die Polen eingewirkt hat.[1])

Ronsard und Schwabe von der Heide.

Von Rudolf Schlösser in Jena.

Seit Max Rubensohns interessanten Mitteilungen über Ernst Schwabe von der Heide im ersten Bande dieser Zeitschrift (58 ff. 384 f.)[2]) ist das Dunkel, das die Persönlichkeit dieses merkwürdigen Vorgängers von Opitz umgab, einigermaßen gelichtet worden. Wir wissen jetzt, daß Schwabe Preuße von Geburt und adeliger Abkunft war, wir kennen das Datum seiner Immatrikulation in Frankfurt, wie dasjenige seines frühen gewaltsamen Todes vor Danzig. Nur über das, worüber wir am liebsten unterrichtet wären, über Schwabes poetisches Büchlein, das dem jungen Opitz so wichtige Anregungen gab, fehlt noch immer sichere Kunde, und nachdem Rubensohn es wahrscheinlich gemacht hat, daß dieses Büchlein nie gedruckt worden ist, dürfen wir wohl nicht mehr hoffen, je eine unbedingt sichere Vorstellung von Schwabes Schrift zu erhalten. Es mag daher verwegen scheinen, wenn wir im Folgenden in eine Quellenuntersuchung des verlorenen Werkes eintreten; vielleicht fällt dadurch aber doch auf Schwabes eigentümliches Produkt ein neues Licht.

Mag das Büchlein Schwabes nun, wie Rubensohn annimmt (S. 59), eine wirkliche Poetik gewesen sein, oder, wie ich glaube, eine kleine Gedichtsammlung („Germanica quaedam carmina"

---

[1]) Nüßler an Buchner 21. Juni 1636 (Buchneri epistulae, 1707; 2, 719): Quorum (er spricht nach persönlichen Eindrücken von den aulae praecipui) plerique ad regis exemplum et sermonem et cultum Germanicum adfectant.

[2]) Vgl. jetzt auch die Fortsetzung dieser Arbeit oben S. 24 ff., 221 ff. Die zweite Hälfte dieses Aufsatzes gieng mir durch die Güte der Redaktion während der Korrektur zu. Den wertvollsten Hinweis auf die Abhängigkeit Schwabes von Ronsard hat Rubensohn mir darin vorweg genommen (S. 254 und 259). Wenn ich meine Arbeit trotzdem nicht zurückziehe, so geschieht dies in der Hoffnung, daß der Versuch, auch weitere Berührungen zwischen den beiden Theoretikern nachzuweisen, vielleicht nicht ohne Interesse ist. Im Vergleich mit der grundlegenden Abhandlung Rubensohns kann mein kleiner Beitrag freilich nur als bescheidene Ergänzung gelten. [Die beiden Aufsätze sind mir ungefähr gleichzeitig zugegangen. Rubensohns Arbeit, vor Jahren bereits fertiggestellt und von mir längst zur Veröffentlichung angenommen, mußte den Vortritt haben. A. S.]

nennt es Opitz, Aristarch und deutsche Poeterei, ed. Witkowski, Leipzig 1888, S. 100), der einige Regeln des Verfassers über die in seiner Umgebung neue französische Verskunst beigegeben oder vorausgeschickt waren: soviel ist gewiß, daß Opitz, als er, nach Rubensohns neuesten Untersuchungen 1618, seine Abhandlung „Aristarchus sive de contemptu linguae teutonicae" überarbeitete, ja durch eine kleine Poetik erweiterte, die daselbst gegebenen Regeln über Verse und Verskunst aus Schwabe entlehnte, was er auch in einem Falle (S. 102) ausdrücklich zugesteht. Ich möchte nun hierüber hinaus die neue Vermutung wagen, daß Schwabes Regeln ihrerseits nicht minder aus fremder Quelle geschöpft sind, und zwar aus einem Schriftchen, das später auch in Opitzens „deutscher Poeterei" eine bedeutende Rolle spielt, nämlich aus Pierre Ronsards „Abbregé de l'Art Poétique François" (1565).

Im ersten Augenblick mag das etwas verwegen klingen. Denn während der „Aristarch" im Anschluß an Schwabe nur ein paar Vorschriften für den allernächsten Bedarf des dichtenden Praktikers giebt, kann Ronsards Abbregé den Anspruch erheben, zwar nur eine Poetik en miniature, aber doch immerhin eine Poetik zu sein; es wäre also befremdlich, wenn Schwabe das nützliche Schriftchen nicht besser ausgenutzt, oder, vorausgesetzt daß Opitz erst der Verkürzer wäre, wenn dieser seine Vorlage so sehr verstümmelt hätte. Aber man versetze sich einen Augenblick an die Stelle eines deutschen Frührenaissance-Dichters, der an den Abbregé herantrat, um mit dessen Hilfe seine neue französierende Verskunst, und nichts als diese, zu erklären und zu begründen. Für einen solchen fiel zunächst alles fort, was von allgemeiner oder von lediglich stilistischer und sprachlicher Bedeutung war, das heißt fast die ganze Einleitung Ronsards und die ihr zunächst folgenden Kapitel „de l'Invention", „de la Disposition", „de l'Élocution" und „de la Poésie en Général", sowie das Schlußkapitel „des Personnes des Verbes François et de l'Orthographie". Aber auch der nun noch übrig bleibende praktische Teil konnte nicht in allen Stücken benutzt werden: das Kapitel „de l'H" behandelte den Unterschied zwischen aspiriertem und stummem H beim Hiatus und andere specifisch französische Dinge, der Abschnitt „Des autres Vers [als Alexandriner und Vers communs] en Général" enthielt so gut wie keine Regel, wenigstens keine, die in Deutschland unbekannt gewesen wäre, das Kapitel „vom Reim" gab nur eine praktisch zwecklose Definition des Wortes und den Unterschied zwischen stumpf und klingend, welch letzterer sich ebensogut bei der Verslehre abhandeln ließ. So blieben denn, mit Ausnahme einiger Kleinigkeiten in der Vorrede, nur drei Kapitel übrig: „De la Voyelle E" (das heißt von Hiatus und Elision), „des Vers

Alexandrins" und „des Vers communs", und dieses sind nun auch gerade die einzigen Punkte, die der Aristarch eingehend behandelt. Er thut dies in wesentlich kürzerer Fassung als Ronsard, indem er nur die Hauptregel berücksichtigt, dagegen stilistische Erörterungen und specifisch Französisches beiseite läßt. Aber was der Aristarch bringt, lehnt sich, wenigstens beim Vers commun und der Regel vom Hiatus, eng und teilweise wörtlich an Ronsard an; schwieriger liegen die Verhältnisse beim Alexandriner, wo der Aristarch mehrere Ronsardsche Stellen merkwürdig zu verquicken scheint.

Eine Zusammenstellung wird den Leser hierüber unterrichten.

Opitz (Witkowski S. 98): Primum itaque illud versuum genus temtavi, quod Alexandrinum (ab autore Italo, ut ferunt, ejus nominis) Gallis dicitur, & loco Hexametrorum Latinorum ab iis habetur.

Ronsard (Oeuvres, ed. Blanchemain, T. VII, Paris 1866), Des Vers Alexandrins (S. 329): Les Alexandrins tiennent la place, en nostre langue, telle que les vers heroïques entre les Grecs et les Latins.

Opitz (S. 101): Observandus saltem accurate syllabarum numerus, ne longiores duo versus tredecim, breviores duodecim syllabas excedant: quarum in his ultima longo semper tono; in illis molli & fugiente quasi producenda est. Et ἀκριβῶς attendendum, ut ubique sexta ab initio syllaba dictione integra claudatur, & versus ibi veluti intersecetur.

Ronsard ist hier an der Hauptstelle (Des Vers Alexandrins, S. 329) dürftiger, giebt aber genau den gleichen Inhalt in gleicher Reihenfolge:

[Les Alexandrins] sont composez de douze à treize syllabes: les masculins de douze, les foeminins de treize; et ont tousjours leur repos sur la sixiesme syllabe.

Außerdem kann man noch einige andere Stellen zur Ergänzung heranziehen:

1. Observandus — — accurate syllabarum numerus, vgl. Ronsard (Einleitung, S. 320): nous avons en nostre Poësie Françoise — — une certaine mesure de syllabes, selon le dessein des carmes que nous entreprenons composer, qui ne se peut outrepasser sans offenser la loy de nostre vers.

2. Ne longiores **duo** versus tredecim, breviores duodecim syllabas excedant. Bei dieser Stelle schwebt offenbar das Gesetz vor, daß männliche und weibliche Verse miteinander wechseln sollen, vgl. Ronsard (Einleitung, S. 320): Si de fortune tu as composé les **deux** premiers vers masculins, tu feras les deux autres foeminins, et paracheveras de mesme mesure le reste de ton Elegie ou Chanson.

3. Quarum in his ultima longo semper tono; in illis molli et fugiente quasi producenda est.

Man könnte das „longo semper tono" und „molli et fugiente" recht wohl für einfache Umschreibung der Ronsardschen Worte „masculin" und „foeminin" halten, namentlich das

Letztere hätte manches für sich. Doch möchte ich auch darauf aufmerksam machen, daß Ronsard (S. 326 de la Ryme) von der Silbe, die den männlichen Reim trägt, verlangt, „qu'elle soit resonnante, et d'un ton entier et parfait". (Der Begriff „weiblich" wird freilich an dieser Stelle in einer Weise definiert, die zu Opitzens „mollis" und „fugiens" nicht paßt.)

Hervorzuheben wäre noch, daß die besonders scharfe Definition der Cäsur, die sich bei Opitz findet, bei Ronsard kein Vorbild hat. Namentlich scheint der nachdrückliche Hinweis darauf, daß in der Cäsur Vers- und Wortschluß zusammenfallen, erst von Schwabe herzurühren. Der Franzose spricht hier einfach von dem „repos sur la sixiesme syllabe"; näheres anzugeben war für ihn unnötig. —

Viel deutlicher als beim Alexandriner tritt die Berührung zwischen dem Aristarch und dem Abbregé bei der kurzen Charakteristik der Vers communs hervor:[1])

Opitz (S. 101): Est & aliud genus, quod Franci Vers communs appellant, decem ac undecim syllaborum, quod post quartam **respirat** semper **& interquiescit.**

Ronsard (Des Vers communs, S. 331): Les vers communs sont de dix à onze syllabes, les masculins de dix, les foeminins d'onze, et ont sur la quatriesme syllabe leur **repos ou reprise d'haleine.**

Hier, scheint mir, kann eine direkte Entlehnung kaum zweifelhaft sein: respirat et interquiescit ist offenbar die wörtliche Übersetzung von: ont leur repos ou reprise d'haleine. Ronsard sowohl wie der Aristarch haben diese bezeichnende Doppelumschreibung des Wortes „Cäsur" beide nur an dieser einzigen Stelle, wo es sich um den Vers commun handelt.

Eine ähnliche Beobachtung läßt sich bei dem Gesetz von der Elision machen:

Opitz (S. 101): Monendum et hoc: è vocalem in fine dictionis positam, sequente altera vocali proximi verbi initio, in quibuscunque versibus semper elidi.

Ronsard (De la Voyelle E, S. 126): Toutesfois et quantes que la voyelle e est rencontrée d'une autre voyelle ou diphthongue, elle est toujours mangée, se perdant en la voyelle qui la suit, sans faire syllabe par soy.

Opitz, oder vielmehr Schwabe ist hier zunächst etwas genauer als Ronsard, ähnlich wie schon beim Alexandriner, indem er betont, daß das zu elidierende e am Wortschluß stehen muß; er weicht ferner von Ronsard ab, indem er nur von folgendem Vokal, nicht auch von folgendem Diphthong spricht. Aber die Verwandtschaft

---

[1]) Diese Bemerkung hat, wie oben angedeutet, auch Rubensohn gemacht (siehe S. 254).

beider Texte erscheint doch auch hier evident: es kann kein Zufall sein, daß beide Theoretiker so ganz besonders nachdrücklich betonen, die Elision habe überall und unter allen Umständen stattzufinden (in quibuscunque versibus semper — Toutefois et quantes).

Übrigens sei gleich hier bemerkt, daß Schwabe sich bei der weiteren Besprechung der Elision ziemlich selbständig zeigt. Ronsard gab im weiteren Verlauf seiner Untersuchungen über den Vokal e Regeln, welche lediglich auf die französische Sprache Anwendung finden konnten; Schwabe ersetzt diese durch specifisch deutsche, aus dem Holländischen entlehnte Vorschriften: während bekanntlich im Französischen das elidierte e graphisch erhalten bleibt, will Schwabe, weil die Sitte der Elision den Deutschen neu und ungewohnt ist, in Rücksicht auf Ungeübtere das e beseitigen und durch das Apostroph ersetzen (S. 102); auch bemerkt er, wie wir nachträglich aus Opitzens Poeterei erfahren (F 3[b], Witkowski S. 177), daß Eigennamen dem Elisionsgesetze nicht unterworfen sind, ebensowenig einsilbige Wörter wie Schnee, See, wie, die (!). —

Der Nachweis, daß Schwabe wirklich aus Ronsard geschöpft habe, läßt sich übrigens in einigen Fällen auch durch Beweise ex silentio stützen. Der „Aristarch" führt (S. 98 ff.) eine Reihe von Alexandrinern an, deren Reimbindung sehr verschiedenartig ist, zum Schluß (S. 100 f.) sogar ein Sonett (nach Petrarca) von Schwabe. Man sollte doch nun erwarten, daß einiges über die Gesetze dieser Reimfolgen beigebracht würde, man sollte vor allem erwarten, daß der Verfasser über den Bau des schwierigen Sonettes etwas zu sagen hätte: nichts von alledem, vielmehr hilft sich Opitz mit nichtssagenden Phrasen: „Variari autem ac transponi hi versus possunt pro libitu" (S. 99), „Ejusmodi, ut cernitis, versus deduci varie ac instrui possunt." Der Grund dafür wird darin liegen, daß schon Schwabe sich über diese Dinge ausschwieg, und Schwabe seinerseits dürfte geschwiegen haben, weil er die einschlägigen Regeln bei Ronsard nicht vorfand. — Ferner vermissen wir bei Schwabe und Opitz in Theorie und Praxis das Gesetz, daß die Cäsur auf eine hochtonige Silbe zu fallen habe. Es blieb ihnen unbekannt, weil Ronsard es, als für den Franzosen von selbst verständlich, nicht besonders erwähnte. —

Endlich muß ich noch auf einen Einwand gefaßt sein: zum Schluß (S. 102 f.) bringt Opitz eine Reihe von Anagrammen bei, indem er dabei gleichfalls auf Schwabe verweist; bei Ronsard aber findet sich nichts auf das Anagramm bezügliches. — Ich würde hierauf erwidern, daß nichts dafür zeugt, daß Schwabe Regeln über das Anagramm gegeben habe, vielmehr alles dafür spricht, daß sich die von Opitz angeführten Beispiele unter Schwabes Ge-

dichten fanden; denn wir finden die Anagramme nicht als Dinge an sich, sondern alle in poetischer Verwertung. — Auch das oben erwähnte Sonett wird Opitz nicht in Schwabes Abhandlung, sondern in der Gedichtsammlung vorgefunden haben. —

Welcher Art nun die Mittelstellung war, die Schwabe nach dem Vorhergehenden zwischen Ronsard und Opitz einnahm, wird sich schwer sicher bestimmen lassen. Am wahrscheinlichsten ist es wohl, daß schon Schwabe zu seinen rein praktischen Zwecken die Auswahl aus Ronsard vornahm; hätte Schwabe reichlicheres Material geboten, so würde Opitz sich bei seiner Auswahl kaum so enge Beschränkung auferlegt haben. Ist aber Schwabe der Ausleser, so können wir uns von seiner „Poetik“ kaum eine hinreichend geringe Vorstellung machen: weit davon entfernt ein Buch zu füllen, wird sie kaum zu einer umfangreicheren Vorrede Stoff genug geboten haben. — Zu rechnen bleibt aber immerhin auch mit der Möglichkeit, daß erst Opitz eine Auslese aus Schwabe vornahm: ganz vollständig hat er Schwabe im Aristarch nicht ausgeschrieben, denn in der Poeterei bringt er, wie wir sahen, noch eine nachträgliche Bemerkung aus Schwabe bei. —

Der Gassenhauer auf Marlborough.

Von A. Kopp in Berlin.

In der zweiten seiner herrlichen römischen Elegien giebt Goethe dem Gefühl der Freude Ausdruck, allen gesellschaftlichen Kreisen, deren Gespräche sich nur um persönliche Klatschereien und politische Kannegießereien drehen, glücklich entronnen zu sein. Allen jenen Schwätzern und Wichtigthuern, die dem tieferen Geiste das Dasein so gern verleiden, ruft er zu:

Wiederholet politisch und zwecklos jegliche Meinung,
　Die den Wandrer mit Wuth über Europa verfolgt.
So verfolgte das Liedchen Malbrough den reisenden Briten
　Einst von Paris nach Livorn, dann von Livorno nach Rom,
Weiter nach Napel hinunter; und wär' er nach Smyrna gesegelt,
　„Malbrough!“ empfieng' ihn auch dort! „Malbrough!“ im Hafen das Lied.
Und so mußt' ich bis jetzt auf allen Tritten und Schritten
　Schelten hören das Volk, schelten der Könige Rath.

Ein Lied, das von dem großen Marlborough handelt und von dem großen Goethe so ausgezeichnet worden ist wie an dieser Stelle,

verdient wohl einige Aufmerksamkeit. Düntzer (Goethes lyrische Gedichte 1858, 2, 38) bemerkt bei dieser Gelegenheit: „Das Vers 9 ff. erwähnte Volkslied auf den angeblichen Tod des Siegers von Malplaquet erhielt in der französischen Gestalt, wo es mit der Strophe beginnt „Malbrough s'en va-t-en guerre | Mironton, mironton, mirontaine" ... durch seine Einlegung in die Hochzeit des Figaro von Beaumarchais die allerweiteste Verbreitung, doch setzte Beaumarchais statt des Refrains Vers 2 Que mon coeur a de peine. Goethe hörte es in Italien überall, halb italienisch, halb französisch. Vgl. Band 23, 52; 24, 307." — Löper (Goethes Gedichte 1882, 1, 411) äußerte sich also: „Goethe schreibt Verona, den 17. September 1786: Das Liedchen von Marlborough hört man auf allen Straßen (Werke XXIV 43, 537). Durch Beaumarchais' Hochzeit des Figaro war dies schon ältere Spottlied allgemein verbreitet. Marlborough, une dérision de la guerre, une ironie innocente par laquelle le pauvre peuple de Louis XIV se revengeait de ses revers (Michelet, Henri IV et Richelieu, p. 2). Goethe kannte es bereits aus Nr. 43 des Tiefurter Journals von 1783; 1814 benutzte es Beethoven zur Charakterisierung der Franzosen in seiner Schlacht von Vittoria." Was Beaumarchais betrifft, so hat er in sein Stück nicht das Lied von Marlborough, sondern nur die Melodie hinübergenommen, indem er danach die Romanze des Pagen (2. Aufzug, 4. Auftritt) dichtete; dadurch hat er allerdings zur allgemeinen Verbreitung des damals grade sehr in Aufnahme gekommenen Gassenhauers nicht wenig beigetragen.

In seiner Adrastea (1801. 1, 265—74) hat Herder einen Artikel „Er und Sie. Marlborough und Lady Sarah". In diesem Aufsatz wird der Stolz Albions, der große Feldherr und Staatsmann sowie seine herrschsüchtige Gattin, mit einer fast leidenschaftlichen Voreingenommenheit herabgesetzt. Dabei heißt es S. 270: „Zu Ende des Jahrhunderts war Marlboroughs Feldzug eine französische Romanze worden, die man dem unglücklichen Dauphin in der Wiege vorsang."

In merkwürdiger Einkleidung, aber in erwünschter Ausführlichkeit findet man Nachrichten über die Wiederaufnahme des Marlborough-Liedes an einer sonst nicht beachteten Stelle. Der Frauenzimmeralmanach 1784 (Anderer Titel: Leipziger Taschenbuch für Frauenzimmer zum Nutzen und Vergnügen. Leipzig, bei A. F. Böhme 1784) empfiehlt in der letzten Abteilung (auf S. 33) die Zeitschrift Pomona: „Pomona 9 Stück, 1783. Ein Buch, das jede Schöne lesen sollte, und das so ganz für die weiblichen Kenntnisse und Zirkel und für ihre Empfindungen geschrieben ist." Dann folgt unvermittelt ohne Quellenangabe S. 34 und 36 „Vaudeville" S. 35 und 37 „Volksgesang" von Marlborough, mit Notenbeilage zwischen S. 34, 35;

daran schließt sich mit besonderer Aufschrift eine Abhandlung „Etwas über die Mode. Marlbrough“ S. 38—42; zum Schluß wird sodann S. 42 wieder auf die Pomona in empfehlender Absicht zurückgekommen. Da sich frühere Aufzeichnungen des Liedes und Angaben über dessen erstes Auftreten schwerlich anderswoher nachweisen lassen dürften, erscheint es wohl angebracht, die Hauptsachen aus dem Frauenzimmeralmanach vom Jahre 1784 wieder abzudrucken.

Vaudeville.	Volksgesang.
Marlbrouk s'en va t-en guerre,	Marlbruck zog aus zum Kriege,
Miron ton ton ton mirontaine,	Mirong tong tong tong mirongtaine,
Marlbrouk s'en va t-en guerre	Marlbruck zog aus zum Kriege,
Ne sait quand reviendra.	Weiß nicht, kömmt er zurück.
Il reviendra tà Pâques	Er kömmt auf Ostern wieder,
Miron ton ton ton mirontaine,	Mirong tong tong tong mirongtaine,
Il reviendra tà Pâques	Er kömmt auf Ostern wieder,
Ou za la Trinité.	Längst Trinitatis doch.
La trinité se passe, Miron ton &c.	Und Ostern war vergangen, Mirong tong ꝛc.
Marlbrouk ne revient pas.	Marlbruck kam nicht zurück.
Madame a sa tour monte, ...	Auf ihren Thurm Madame, ...
Si haut qu'elle peut monter.	So hoch sie konnte, stieg.
Elle voit venir son Page, ...	Sah ihren Pagen kommen, ...
De noir tout habillé.	Wie traurig kam er her!
„Beau Page, ha mon beau Page! ...	„Ach lieber, lieber Page! ...
Quelles nouvelles apportéz?“	Was bringst du neues mir?“
Aux nouvelles que j'apporte ...	Dein schönes Aug' wird weinen, ...
Vos beaux yeux vont pleurer.	Hörst du die Trauerpost.
Quittez vos habits roses ...	Leg ab die rosgen Kleider ...
Et vos Sattins brochés.	Und deinen Blumenschmuck
Mr. d'Marlbrouk est mort, ...	Dein Marlbruck ist gestorben, ...
Est mort & enterré.	Todt und begraben schon.
J' l'ai vu porter en terre ...	Ich sah'n zu Grabe tragen, ...
Par quatre officiers.	Vier Officiers trugen ihn.
L'un portoit sa Cuirasse, ...	Der eine trug den Harnisch, ...
L'autre son bouclier.	Der andre seinen Schild.
L'un portoit son grand sabre, ...	Sein großes Schwerdt ein dritter, ...
L'autre ne portoit rien.	Der vierte, — — der trug nichts.
A l'entour de sa tombe ...	Um seines Grabes Hügel ...
Romarins l'on planta.	Ist Rosmarin gepflanzt.
Sur la plus haute branche ...	Auf seinem höchsten Stengel ...
Le rossignol chanta.	Schlug eine Nachtigall.
La cérémonie faite, ...	Nach der vollbrachten Feyer ...
Chacun s'en fut coucher.	Gieng jedermann zu Bett.
Les uns avec leurs femmes, ...	Die Männer mit den Weibchen, ...
Et les autres tous seuls.	Die andern all' allein.
Ce n'est pas qu'il en manque, ...	Die vielen, die ich kenne, ...
Car j'en connois beaucoup.	Die waren all' dabey.
Des Blondes & des Brunes, ...	Die Blonden und die Schwarzen, ...
Des Chataignes aussi.	Die Braunen auch dazu.
Ainsi finit l'histoire ...	So endigt sich das Märchen, ...
De Marlbrouk renommé.	So endigt sich Marlbruck.

Etwas über die Mode.

Marlbrough.

Voranstehendes Volkslied*) der Franzosen, das schon ein ziemliches Alter in seinem Gesichte tragen kann, erfüllt iezt wieder neu aufgefrischt die Zimmer der Großen, wie die Straßen der Stadt in Frankreich; und wir Deutschen, die wir so treulich den Schatten der Franzosen machen, wir sollten es nicht nachsingen? — Durch folgende Veranlassung schüttelte es seinen ehrwürdigen Staub des Alterthums ab, und verjüngte sich wie ein Adler. Die Amme des Dauphins sang dieses Lied, um ihn einzuschlummern oder zu beruhigen. Die Königin gieng dem Zimmer vorüber — das Liedchen zog sie an sich, vermuthlich durch seine einfache Melodie, und dann durch den einfachen Inhalt. — Die Amme mußte das Lied wiederholen. Es gefiel der Königin immer noch, sie ließ sich es abschreiben, lernte es und amüsirte sich und den König einstweilen damit. Der Hof . . . sang das Lied alsbald nach, und von ihm nahm es die ganze Residenz, und dann das ganze Reich. Man ersann eine Mode — brachte sie zu Hof, und nun erschien binnen kurzer Frist alles a la Marlbrough. Der Rock ist Indigofarben, schwarz aufgeschlagen, schwarze Weste, weiße Beinkleider, schwarze Strümpfe, und in den Schuhen Trauerschnallen. Nicht lange dauerte es, so kamen die Petitmaiters . . . und outrirten so viel es nur gehen wollte. Sie verkehrten das Einfache der Kleidung, und vermischten es mit dem Ausfluß ihrer Erfindungskraft. Sie wählten meistens rothe Farbe, mit einer Menge schwarzer Pünctchen überworfen — ihre Strümpfe waren halb schwarz, halb roth u. s. w. Ein großer schwarzer Fleck zeichnete sich an der Seite aus, um den Empfang der Wunde Marlbroughs anzudeuten . . . Sie machten damit gewaltiges Aufsehen, und nun kamen denn wieder die jungen Deutschen und — machten eine zehnmal lächerlichere Copie . . .

Die Damen gehen meist rose mit schwarz, und die Mode erstreckt sich auf ihren ganzen Anzug — weil das die Hoftrauer damaliger Zeit war . . .

Ich würde noch etwas über die Moden überhaupt sagen, wenn mir nicht die nochmalige Anempfehlung eines Buches so sehr am Herzen läge, das ich so gern mehr in unsern Gegenden antreffen möchte. — Es ist Pomona, ein monathliches Journal der Fr. la Roche — wo meine Leserinnen unter so vielen andern schönen Auffäzzen auch einen über die Moden finden werden.

Uebrigens ist das Lied nach der Volkssprache gedruckt. Es war vielleicht ein Spott über den General, der der französischen Nation durch seine Siege so vielen Schaden zufügte; welches auch oft der Inhalt der Vaudeville ist, die das Volk selbst macht.

*) Vaudeville. Das waren sonst gewisse Lieder, die zu Ende französischer Comedien gesungen wurden. Gefielen sie, so währte es nicht lange, daß sie das Volk zu ihrem Eigenthume machte. Eins der Volkslieder der Franzosen ist auch dieses. Die Anzahl seiner Verse läßt sich nicht bestimmen, da alle Augenblicke jeder der die Laune dazu hat, neue verfertiget, und unter das Volk bringet.

So weit der Almanach.[1]) Daraus ist ersichtlich, daß das Lied in deutscher Sprache bis dahin nicht vorhanden war, daß es vielmehr

[1]) Ganz hierauf beruht die Fassung, für welche sich Böhme, Deutscher Liederhort (Neubearbeitung und Erweiterung des Erkschen) 1893, 2, S. 136, Nr. 325, auf ein späteres Werkchen bezieht: „Mädchenfeier und Jünglingsweihe. Deutschlands Schönen gewidmet. Mit Gesang; für Harfe und Klavier. Erstes Heft. Leipzig 1786 . . . (Darin mit besonderem Titel Nr. III: 1. Das alte Volkslied Marlbrougk. 2. Mennet a la Figaro . . . Nebst Etwas über Marlbrougk und diese Mode. Berlin und Leipzig 1785)."

erst in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nach Deutschland kam. So lange Marlborough noch lebte und auch später, so lange das Andenken seiner Thaten im Volke noch lebendig war, hätte ein Spottlied auf ihn in Deutschland keinen Boden gefunden. Lange Zeit priesen die deutschen Dichter neben dem großen Prinzen von Savoyen auch dessen englischen Waffenbruder in überschwenglicher Weise; „Eugen und Marlborough" war ein Doppelname, der ein ebensolches Heldenpaar bezeichnete wie Castor und Pollux. Als das Liedchen etwa 60 Jahre nach dem Tode Marlboroughs bei schwer zu bestimmender Vorgeschichte aus der Kinderstube in die weiteste Öffentlichkeit zunächst Frankreichs trat, war im Gedächtnis des deutschen Volkes der Glanz des einen Namens aus jenem Doppelgestirn bereits vollständig verblaßt; jetzt machte man auch in Deutschland einfach die Mode mit.

Die Fassung des Almanachs findet sich mehrfach fast unverändert in fliegenden Drucken von Volksliedern:

Drey ganz neue Lieder. Das Erste. Marlbrough zog aus ... Das Andere. Was überziehr mich vor ein Wetter ... Das Dritte. Kayser Joseph willt Du noch eines mit mir wagen. Gedruckt in diesem Jahr. (Berliner Bibliothek Yd 7901. I. 16.)

Diesem Druck ist ein andrer sehr ähnlich:

Drey ganz neue Lieder. Das Erste. Marlbrough ... Das Zweyte. Was überzieht ... Das Dritte. Kayser Joseph ... Gedruckt in diesem Jahr (8). (Berliner Bibliothek Yd 7919. 47.)

Beide Drucke geben 19 Strophen genau in derselben Reihenfolge und ohne wesentliche Abweichungen des Wortlauts entsprechend den 19 Strophen des Almanachs vom Jahre 1784.

Fünf schöne neue Lieder. Das Erste. Marlbrough zog aus zum Kriege. Das Zweyte. Was überzieht mich vor ein Wetter. Das Dritte. Nur dir o Lenz! ertönt mein Lied ... Leipzig, in der Solbrigichen Buchdruckerey. 8. (Yd 7912. 55 und Yd 7926. 34.)

Das Erste. Marlbrough zog aus zum Kriege, miron ton ton mirontaine, Marlbrough zog aus zum Kriege, weiß nicht, kömmt er zurück, weiß nicht, kömmt er zurück, weiß nicht, kömmt er zurück ... 19 Strophen, im Wortlaut und in der Reihenfolge, nur unter Vertauschung der 17ten und 18ten Strophe genau nach dem Almanach vom Jahre 1784.

Auf dem Solbrigschen Druck beruht ein andrer, in dem ebenfalls Umstellung der 17ten und 18ten Strophe stattgefunden hat:

Acht neue Arien. 1. Marlbrough zog aus zum Kriege ... 8. War das nich ein Blick der Liebe. [166] (Littfas Berlin). (Yd 7904. IV. 166.)

Während diese dem Wortlaut in der deutschen Übersetzung des Almanachs folgen, bieten andre Drucke sehr verwandte, trotzdem selbständige Übersetzungen nach den französischen Worten des Almanachs oder nach einer damit fast genau zusammenfallenden Vorlage:

Zwey schöne neue Weltliche Lieder. Das Erste. Das Marlbrough Lied. Im Tone: des französischen Militärischen Morgensegens. Das Zweyte. Was will ich dir singen ein Liedlein ein neues. Wien, 1807. (Yd 7910. 45.)

Das Erste. Im Tone. Auf dem Militärischen Morgensegen. 1. Marlbrough fährt fort zum Kriege, dirum di dum dum dum de, Marlbrough fährt fort zum Kriege, den Rückzug weiß er nicht den Rückzug weiß er nicht den Rückzug weiß er nicht ... 21 Strophen. Die 8te Strophe „Marlbrough der ist gestorben“ ist mit der 10ten vollkommen gleich und hätte wegbleiben sollen, zugefügt ist außerdem noch die 14te Strophe „Ins Grab habs ihn geschossen“ ... Im Übrigen folgen sich auch in diesem Druck die entsprechenden Strophen genau nach der Ordnung des Almanachs. Der Wortlaut ist ein wenig wienerisch zugestutzt, so liest man hier Baschi statt Page; der Übersetzer hat so sehr flüchtig und obenhin gesudelt, daß er aus dem Französischen Text Worte wie Rosignol (Strophe 16) oder Ceremonie (Strophe 17) unübersetzt in der deutschen Fassung verwandt hat.

In derselben Anzahl und Reihenfolge der Strophen wie der Almanach, doch mit sehr bemerkenswerten Abweichungen im Wortlaut, woraus man ersieht, daß hier eine selbständige Übersetzung der gleichen Vorlage gegeben ist, zeigt folgender Druck das Lied: Gesang dem grosen Helden von Marlborough gewidmet. Nebst noch drei Liedern: Das Erste. Ich Mädchen bin aus Schwaben ... o. O. u. J. (Yd 7919. 50). — Dieselbe Übersetzung, nur um die letzten drei Strophen verkürzt, sonst wörtlich mit dem vorigen übereinstimmend, enthält noch ein anderer Druck: Sieben schöne Weltliche Lieder. Das Erste. Mamma, ach seh'n Sie doch den Knaben ... Das Vierte: Marlbrough zieht fort zum Kriege ... Das Siebende. Es sind einmal drey Schneider gewesen. Gedruckt mit Schwarz auf Weis. (4) Das Vierte. Marlbrough zieht fort zum Kriege ... 16 Strophen (Yd 7919. 4). Die vollständige Fassung lautet unter Weglassung des Selbstverständlichen:

Marlb'rough zieht fort zum Kriege,
Miron ton ton mirontaine,
Marlb'rough zieht fort zum Kriege,
Den Rückzug weiß er nicht, den Rückzug weiß er nicht, den ... nicht.
2. Kehrt er nicht um auf Ostern, So ist's auf Trinitas.
3. Schon Trinitas vorüber, Und Marlb'rough kommt noch nicht.
4. Madam eilt in die Höhe, So hoch sie steigen kann.
5. Sie sieht den Paschen kommen, In Trauer ganz verhüllt.

6. Ach Pasche, lieber Pasche! Was bringst du neues her?
7. Die Zeitung, die ich bringe, Macht schöne Augen naß.
8. Weg mit dem Rosenkleide, Gemacht zu froher Lust.
9. Ach Marlb'rough ist entrissen, Ist tod und tief verscharrt.
10. Hab ihn hintragen sehen Von vier des hohen Stabs.
11. Den Küraß trug der eine, Die Hosen folgten nach.
12. Der dritt' den großen Säbel, Der vierte gieng ganz leer.
13. Rund um die Grabesstätte Ward Rosmarin gepflanzt.
14. Hoch oben auf dem Wipfel Sang eine Nachtigall.
15. Der Leichnam ward begraben, Und jedes gieng zu Bett.
16. Die einen mit den Weibgens, Die andern ganz allein.
17. Nicht als wenn Mädgens fehlten, Dann gnug sind mir bekannt.
18. Brunetten so wie Blonden, Und was der Farben mehr.
19. Ich kann nichts weiter sagen, Denn wer verlangt noch mehr?

Diese kunstlosen, eintönigen Zweizeiler,[1]) die als Verse kaum gelten dürfen, scheinen im Volksgesang bevorzugt zu sein vor einer mehr kunstmäßigen Fassung, welche denselben Inhalt und dieselbe Gedankenfolge in 25 gereimten vierzeiligen Strophen abwickelt: Vier schöne neue Lieder. Das Erste. Empfindungsvolle Schönen ... Das Vierte. Ein Jäger aus Churpfalz, der ꝛc. Gedruckt in diesem Jahr. (Yd 7901. II. 53; sehr ähnlich damit Yd 7917. 12 und Yd 7922. 17.) — Vier Lieder. Das Erste. Das waren uns selige Stunden. Das Zweyte. Empfindungsvolle Schönen ... Leipzig, in der Solbrigschen Buchdruckerei. 18. (Yd 7912. 66.) —

Empfindungsvolle Schönen, die ihr oft manche Thränen um einen lieben Freund bey seinem Abschied weint! bey seinem Abschied weint!

Auch ihr, ihr jungen Frauen, die ihr euch kaum ließt trauen und nun schon vor der Zeit zur Wittwen worden seyd ...

---

[1]) Dazu würde noch zu rechnen sein die von Löper erwähnte Fassung „aus Nr. 43 des Tiefurter Journals von 1783“ (siehe jetzt: Schriften der Goethe-Gesellschaft, 7. Band 1892: Das Journal von Tiefurt S. 317 und 390); jene Nummer des Tiefurter Journals mag etwa gleichzeitig, vielleicht auch erst später herausgekommen sein als der Frauenzimmeralmanach für 1784 (da das 40te Stück Ende November 1783 erschien, kann das 43te wohl erst im Jahre 1784 gedruckt sein, wogegen der Almanach, wenn er sich auf dem Titelblatte als für das Jahr 1784 berechnet ankündigt, schon 1783 erschienen sein muß). Der französische Text des Tiefurter Journals stimmt nach Reihenfolge der Strophen ganz und dem Wortlaut nach fast ganz mit demjenigen des Almanachs; bemerkenswert ist allenfalls in der elften Strophe „sa culotte de peau" statt „son bouclier" und die letzte Strophe, welche lautet: „J'n'en dis pas davantage ... Car en voila t'assez." Die deutsche Übersetzung, die geradezu meisterlich, jedenfalls viel besser als die mehr ins Volk gedrungenen Verse, den ammenmäßigen, dem kindlichen Lallen nachgeahmten, wiegenliedartigen Ton der Vorlage getroffen hat, blieb leider im engsten Gehege des Tiefurter Kreises; sie beginnt: Malbrough zieht hin zum Kriege | dudeldum dumdum | dudeldeyda! | Malbrough zieht hin zum Kriege, | Weiß nit, wann wieder kommt | ... || Er kommt auf Ostern wieder ... Wo nicht, nach Pfingstenwoch. Die Pfingstwoch geht vorüber ... Malbrough nit wieder da u. s. w.

Kommt her in eurer Trauer und hört mit Schmerz und Schauer ein Sterbeliedchen an, das euch erbauen kann ...

Marlbrough, ein tapfrer Krieger, sprach: todt seyn oder Sieger! und zog, geschmückt als Held, für Annen in das Feld ...

Er hat ein liebes Weibgen, das fromm war wie ein Täubgen; Gesicht, Fuß, Hand und Brust war schön nach Herzenslust ...

Beym Abschied sprach er: Liebe, dein schönes Aug ist trübe, und zitternd ist dein Kuß, weil ich jetzt von dir muß ...

Doch tröste dich, du Fromme, auf Ostern, wills Gott! komme ich wieder, oder doch auf Trinitatis noch ...

Er sprang auf seinen Schimmel, befahl sein Weib dem Himmel, gab seinem Gaul den Sporn und jagt durch Heck und Dorn ...

Sie weint ihm nach, die Gute! und jegliche Minute, nachdem er von ihr war, dünkt ihr ein ganzes Jahr ...

Nun war nach vielen Wochen der Festtag angebrochen, der ihr ihr Glück verspricht, doch Marlbrough kam noch nicht ...

Voll Unruh und voll Hitze, stieg sie zur höchsten Spitze auf ihrem Thurm im Schloß, erblickt von fern ein Roß ...

Schon freut sie sich, doch leider! saß drauf ein schwarzer Reuter, der sprengte, hurra hu, pfeilschnell dem Schlosse zu ...

Ach, schrie sie, Gott im Himmel, auf meines Marlbroughs Schimmel sitzt unser Reitknecht Franz, nun ist mein Unglück ganz ...

In diesem Augenblicke steigt sie vom Thurm zurücke, und weinend hub sie an: ach Franz, wo ist mein Mann? ...

Ihr Mann, daß Gott erbarme! (schluchzt Franz, von innerm Harme bald leichenblaß bald roth) ihr lieber Mann ist todt ...

Ich und mein Stallbub Steffen wir sah'ns, er fiel im Treffen, den Degen in der Hand, starb er für's Vaterland ...

Vier Officiere haben den guten Herrn begraben, wie weint' ich armer Schelm! der eine trug den Helm ...

Den Küraß trug der Zweite, den Degen nebst der Scheide trug drauf ein Dritter her, der Vierte gieng ganz leer ...

Nach hergebrachter Weise umsteckten sie im Kreise sein Grab mit Rosmarin, mit Buchs und Wintergrün ...

Zur Ehre seiner Leiche singt auf dem höchsten Zweige die Nachtigall ihr Lied, so lang der Frühling blüht ...

Von seiner Grabestätte gieng man nach Haus ins Bette und machte seinem Weib ein bischen Zeitvertreib ...

Viel aber, die von Jahren noch jung und ledig waren, vergnügten sich am Wein und schliefen ganz allein ...

Doch soll ja niemand wähnen, als fehl' es hier an Schönen; wer das glaubt, ist nicht klug, denn ich kenn ihrer gnug ...

Es wimmelt zum Erstaunen mit Blonden und mit Braunen, und jegliche hat gern Besuch von jungen Herrn ...

Allein ich rath euch, Kinder: bleibt ledig! 's ist gesünder, eßt ruhig euer Brod. Adieu Marlbrough ist todt ...

In dieser Fassung enthält das Lied wirklich Bestandteile schalkhafter Laune; es fällt schwer zu glauben, daß hier nur eine kunstmäßige Überarbeitung jener formlosen, von wirklichem Witz weit entfernten Zeilen vorliege, in denen das Lied meist auftritt. Zu erwähnen ist hier noch ein Gegenstück zu dieser Fassung, ebenfalls aus den fliegenden Liederdrucken der Berliner Bibliothek (Yd 7921. 14):

Vier schöne weltliche Neue Lieder. Das Erste. Empfindungsvolle Schönen. Das Zweyte. Mamsell eilt in den Schlüssel. Das Dritte. So ein liebes Veilgen. Das Vierte. Nun so scheid ich weith von dir. Gedruckt in diesem Jahr.

Das Lied „Empfindungsvolle Schönen" giebt in 25 Strophen ohne wesentliche Abweichungen den vorstehend abgedruckten Text. Das zweite Lied, das Gegenstück dazu, beginnt: Mamsell eilt in den Schlüssel miron ton ton mirontaine, Mamsell eilt in den Schlüssel, den Rückgang weiß sie nicht ... In den 11 Strophen, die aus reimlosen Zweizeilern bestehen gleich den sonstigen Übersetzungen des französischen Marlborough-Liedes, stellt sich ein recht schales Erzeugnis dar, das einer besondern Aufmerksamkeit nicht wert ist.

Gegenüber diesen zahlreichen gedruckten Vorlagen aus älterer Zeit haben die beliebten Aufzeichnungen aus dem Volksmund um so geringern Wert, je später sie gemacht sind. Wenn heutzutage jemand aus dem Volk scheinbar nach mündlicher Überlieferung etwas singt so wie es ihm sein Gedächtnis eingiebt, so kann der, von dem er es vor Zeiten gehört hat, sehr wohl nach gedruckter Vorlage gesungen haben, und wenn der ungeschulte Volkssänger ein Lied, das er längere Zeit frei wie ein Vogel frisch wie ihm der Schnabel gewachsen ist zu singen pflegte, später in besserer Gestalt gedruckt findet, so wird er sicher die von ihm bisher beliebte Fassung danach berichtigen. Die Neigung hat augenscheinlich überhand genommen, jede besondere Fassung eines in zahlreichen Drucken vorhandenen Liedes aus dem Munde eines ungeschulten dem Volk angehörigen Sängers als bedeutsame Beurkundung des Volksgesanges aufzuzeichnen und spätern Geschlechtern zu überliefern, während doch an den Abweichungen häufig nur schlechtes Gedächtnis und zeitweilige Willkür des einzelnen Sängers Schuld tragen. Echter Volksgesang ist heutzutage, wo es in Deutschland fast gar keine Analphabeten giebt, wo fast alle sogenannten Volkslieder seit Jahrzehnten in zahlreichen sorgfältigen Drucken vorliegen, äußerst selten geworden. Unwillkürliche, berechtigte, bleibende Weiterbildungen alter Lieder giebt es eigentlich nicht mehr, da das Bekanntwerden eines Druckes die flüchtigen Fassungen des Augenblicks berichtigt und verdrängt. Eher sind noch Neubildungen echter von altüberlieferten Gesängen nicht unmittelbar abzuleitender Volkslieder möglich. Die Sucht, alles was irgend jemand aus dem Volke irgend einmal singt, als Ergebnis geheimnisvoll wirkender, scheinbar besonderer Kräfte der Aufzeichnung wert zu halten, hängt innig mit der krankhaften Vergötterung des Volkes und Überschätzung alles Volksmäßigen überhaupt zusammen, worin wir überspannten und überbildeten Culturpatienten uns niemals glauben genug thun zu können.

Immerhin geben einige Aufzeichnungen aus dem Volksmund für das Marlborough-Lied eigenartige Umgestaltungen, bei denen zu bedauern wäre, wenn sie verlustig gegangen und ganz unbekannt geblieben wären. Weyden, Kölns Vorzeit, 1826, giebt S. 239—41 den Gassenhauer in Kölner Mundart, 27 zweizeilige Strophen lang, wovon die erste lautet:

Malbröck ging unger et Freitor,
Mirum tum tum metum tere.
Malbröck ging unger et Freitor,
We lang bliev hä wal uns? 2mal ...[1])

Je weiter eine Gegend von der französischen Grenze entfernt liegt, desto weniger wußte man im Laufe der Zeit mit dem Namen des den breiten Volksschichten ganz unbekannten Marlborough anzufangen; dieser unverdauliche Name wurde daher meist ausgeschieden. In Österreich, wo man in diesem Jahrhundert einen berühmten Staatsmann mit Namen Bruck hatte, schnitt man sich das Lied mundgerecht zu, indem man aus Marlbruck einfach Bruck machte. So teilt Peter, Volkstümliches aus Österreichisch-Schlesien, Troppau 1865, 1, 307 das Lied in folgender Gestalt mit.

Der todte Soldat.

Der Bruck der zieht zum Kriege,
Wer weiß, kömmt er zurück;
Und kömmt er nicht mehr wieder,
Kömmt er in kuhle Erd'.
:/: Swidrum ja ja juchheisasa,
Kömmt er in kuhle Erd'. :/:

Sein Schatz stieg in die Höhe,
So hoch sie steigen konnt',
Ein Bürschlein sah sie kommen,
Wie Blut war er so roth.

Ei Bürschlein, liebes Bürschlein,
Was bringst du Neues mit?
Die Neuheit, die ich bringe,
Macht schöne Augen naß.

Der Bruck der ist gestorben,
Ist todt und lebt nicht mehr,
Ich hab' ihn seh'n begraben
Mit Officiern gemein.

[1]) Diese Kölner Fassung nebst den ersten kritischen, freilich sehr dürftigen und irrigen Bemerkungen über das Lied giebt Soltau, Ein Hundert Deutsche Historische Volkslieder, 1836, Nr. 86, S. 531—540.

Der erste trug den Degen,
Der zweite das Gewehr,
Der dritte macht' den Kehraus,
Der vierte gieng ganz leer.

Versenkt in kühle Erde
Ruht er bis zum Gericht,
Auf seines Grabes Hügel
Wird Rosmarin gepflanzt.

Am häufigsten steht gar kein Eigenname, sondern ein Gattungsname, und wie schon in der Fassung bei Peter der ursprüngliche Text stark verkürzt erscheint, besonders am Schluß, wo man zu Bette geht, so sind gewöhnlich die letzten Strophen, die in echt französischer Art noch durch Zweideutigkeiten dem etwas nüchternen Inhalt die nötige Würze geben sollten, ganz weggelassen. In der Zeitschrift für den deutschen Unterricht, 1893, 7, 428 teilt O. Glöde „Ein hochdeutsches Volkslied aus Mecklenburg" mit, dessen Anfang und Schluß lauten:

1. Ein Fähnrich zog im Kriege
fidebumsfallera, juchheirassa.
Ein Fähnrich zog im Kriege,
wer weiß, kehrt er zurück, wer weiß, kehrt er zurück ...

11. Dort droben auf hohem Berge ... singt eine Nachtigall.
12. Sie singt dem Fähnrich zu Ehren ... für seine Tapferkeit.

Ebenfalls ein Fähnrich ist der Held des Liedes in der Fassung, welche ungefähr gleichzeitig mit Glöde Voretzsch aus Magdeburg und Halle mitteilte, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, 1893, 3, 184. Der Wortlaut ist auch sonst dem Glödeschen sehr ähnlich. Anfang und Schluß bei Voretzsch lauten:

1. Ein Fähnrich zog im Kriege,
Widibumjaia! Juchheirassa!
Ein Fähnrich zog im Kriege,
Wer weiß, kehrt er zurück? Wer weiß, kehrt er zurück? ...

12. Da droben auf jenem Berge Singt eine Nachtigall.
13. Sie singt unserm Fähnrich zu Ehren Für seine Tapferkeit.

Noch mehr abgeblaßt sind die ursprünglichen Grundfarben des Liedes, wenn es sich nicht mehr um einen Fähnrich und dessen Geliebte, sondern um einen Bruder handelt, wie in der von Patschovsky aus Schlesien mitgeteilten Fassung, siehe Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, 1897, 2, 39, woselbst zu lesen steht: Mein Bruder zog zum Kriege, | Wiederum ja, ja, juchheirassa! | Mein Bruder zog zum Kriege, | :,: Wer weiß, kommt er zurück :,: ... 14 Strophen.

In deutscher Zunge dürften somit wohl die hauptsächlichsten Gestaltungen des lustigen Trauerliedchens vorgeführt sein, keine reicht vor die Zeit zurück, in welcher das Liedchen die französische Hauptstadt eroberte. Den Zeitpunkt genauer zu bestimmen, wann dies geschah, die ältesten Niederschriften oder Drucke nachzuweisen und von da aus rückwärts das Liedchen bis in seine eigentliche Entstehungszeit zurückzuverfolgen, wird französischen Forschern leichter fallen, als außerhalb der belle France Aufgewachsenen. Weshalb die Schlacht von Malplaquet (1709) den Anstoß zur Entstehung des Liedes gegeben haben soll, ist nicht recht erfindlich, am nächsten liegen würde es doch jedenfalls, den Ursprung des Liedes in die Zeit nach dem 1722 erfolgten Tode Marlboroughs zu verlegen. Aber das Lied könnte sich auch erheblich später gebildet haben. Indes fehlt vorläufig für derartige Vermutungen jede zuverlässige Grundlage. Auch den französischen Forschern scheint über das Vorleben des Liedes nichts Genaueres bekannt zu sein. Ein französisches Zeugnis über die Verbreitung des Liedes, leider nicht der Wortlaut desselben, findet sich im Esprit des journaux ... Aout 1783 (XII 8) p. 241 in Gestalt eines allerliebsten Gedichtchens, das den Lesern dieses Aufsatzes nicht vorenthalten bleiben soll. Es lautet:

Malbroug, au Peuple François. Billet daté des Champs Elisées.

Quoique mort depuis soixante ans,
Dans cette agréable retraite,
Où l'on aime les airs galans,
J'ai voulu voir la chansonnette
Qui court la ville à mes dépens:
Vous dirai-je qu'elle est jolie?
Non vraiment, Messieurs les François;
Mais vous voilà: votre folie
Est de donner dans des excès
De joie où de mélancolie.
Peuple triste, peuple follet,
Tantôt c'est Young qui vous plaît,
Et tantôt c'est le vaudeville;
Le roi Lear ou Nicolet
Font courir la cour & la ville.
Malgré ce notable défaut,
Vous avez toujours l'art de plaire,
Et dois-je me mettre en colere,
Si Malbroug succede à Janot?

In Baden und im Elsaß wird das Marlborough-Liedchen sowohl französisch wie deutsch noch immer allgemein im Volke gesungen, in verkürzter Gestalt ist es hauptsächlich als Kinderliedchen verbreitet. Herr Dr. Aurin vom Reichsversicherungsamt zu Berlin, der viele Jahre dortselbst zugebracht hat, stellt aus dem Gedächtnis, wie er

versichert, nach rein mündlicher Überlieferung ohne Hilfe gedruckter Vorlagen den französischen Wortlaut folgendermaßen fest:

Marlbrouk s'en va-t-en guerre,
Mironton, mironton, mirontaine.
Marlbrouk s'en va-t-en guerre,
Ne sait, quand reviendra.
Il reviendra à Paques, mironton etc.
ou à la Trinité.
La Trinité se passe ... Marlbrouk ne revient plus.
Madame à sa tour monte ... Si haut qu'elle peut monter.
Elle voit venir son page ... en noir tout habillé.
Madame, Marlbrouk est mort ... est mort et enterré.

Um nun aber schließlich auch die bedeutsamen Ausführungen eines französischen Forschers über das Lied zu vernehmen, lese man Folgendes:

Dumersan et Noël Ségur, Chansons nationales et populaires de France, Paris 1866, (I) S. 141:

Mort et convoi de l'invincible Malbrough. 1709.

Malbrough s'en va-t-en guerre,
Mironton, mironton, mirontaine:
Malbrough s'en va-t-en guerre,
Ne sait quand reviendra. (ter.)
Il reviendra z'à Pâques,
Mironton, mironton, mirontaine,
Il reviendra z'à Pâques
Ou à la Trinité. (ter.)
La Trinité se passe ... Malbrough ne revient pas.
Madame à sa tour monte ... Si haut qu'elle peut monter.
Elle aperçoit son page ... Tout de noir habillé.
Beau page, ah! mon beau page ... Quelle nouvelle apportez?
Aux nouvelles que j'apporte ... Vos beaux yeux vont pleurer.
Quittez vos habits roses ... (Lücke! Druckfehler!)
Monsieur d'Malbrough est mort ... Est mort et enterré.
Je l'ai vu porter en terre ... Par quatre z'officiers.
L'un portait sa cuirasse ... L'autre son bouclier.
L'un portait son grand sabre ... L'autre ne portait rien.
A l'entour de sa tombe ... Romarin l'on planta.
Sur la plus haute branche ... Le rossignol chanta.
On vit voler son âme ... Au travers des lauriers.
Chacun mit ventre à terre ... Et puis se releva.
Pour chanter les victoires ... Que Malbrough remporta.
La cérémonie faite ... Chacun s'en fut coucher.
Les uns avec leurs femmes ... Et les autres tous seuls.
Ce n'est pas qu'il en manque ... Car j'en connais beaucoup.
Des blondes et des brunes ... Et des châtaignes aussi.
Je n'en dis pas davantage ... Car en voilà z'assez ...

Il y avait soixante ans que le fameux duc de Marlborough était mort, après avoir été oublié pendant dix ans, lorsqu'en 1781 la nourrice du

Dauphin fils de Louis XVI (qui se nommait Madame Poitrine) chanta, en berçant son royal nourrisson, cette espèce de ballade dont l'air naïf et gracieux fit sensation. M. de Chateaubriand, qui a entendu chanter cet air dans l'Orient, croit qu'il y a été porté du temps des croisades. Les paroles burlesques avaient probablement été rapportées dans plusieurs provinces après la bataille de Malplaquet, en 1709, par quelques soldats de Villars et de Boufflers. Déjà, en 1706, on avait composé sur Marlborough des couplets qui se trouvent dans le recueil manuscrit, en quarante-quatre volumes, de chansons historiques, fait pour M. de Maurepas, et qui se trouve au dépôt des Manuscrits de la bibliothèque royale. La chanson de la nourrice fut bientôt à la mode au château de Versailles, parvint à Paris et se répandit bientôt dans toute la France. Pendant quatre ou cinq ans, on n'entendit que le refrain: mironton, mirontaine. La chanson fut imprimée sur les éventails et les écrans, avec une gravure représentant le convoi de Malbrough, madame montée sur sa tour, le page tout de noir habillé, etc. Cette estampe fut imitée de toutes les grandeurs, de toutes les formes, courut les rues et les villages, et elle a donné à M. de Marlborough une célébrité plus populaire que toutes ses victoires. Toutes les fois que Napoléon montait à cheval pour entrer en campagne, il fredonnait l'air: Malbrough s'en va-t-en guerre. A Sainte-Hélène, près de son lit de mort, ayant parlé du duc de Marlborough avec M. de Las Cases, et en ayant fait l'éloge, il vint à penser à la chanson, ne put s'empêcher de sourire, et dit: „Voilà pourtant ce que c'est que le ridicule: il stigmatise tout, jusqu'à la victoire!" puis il fredonna le premier couplet.

Peu de personnes connaissent aujourd'hui un poëme en quatre chants, intitulé: Malbrough, composé en 1783 par Beffroi de Reigny, qui se faisait appeler le cousin Jacques, et qui constate que ce fut la nourrice du Dauphin qui apporta la chanson de Malbrough à Versailles; on joua à la même époque, sur le théâtre de Nicolet, la grande pantomime de Malbrough; et une pièce comique sous le même titre, qui fut jouée en 1834 aux Variétés, vient d'être reprise avec succès sur le Théâtre des Folies-Dramatiques.

L'air de cette chanson est extrêmement gracieux, et Beaumarchais l'a employé avec succès dans le Mariage de Figaro, pour la jolie romance du page Chérubin.

Air ancien, noté au N. 662 de la Clé du Caveau.

Man liest hier viele bemerkenswerte Einzelheiten, aber über den eigentlichen Ursprung des Liedes, bevor es die Amme bei Hofe sang, bleibt man auch nach Anhörung dieses gewissenhaften und gründlichen Zeugen im Dunkeln. Da aber deutscherseits von dem ersten Auftreten in unsrer Sprache bis auf die Jetztzeit der Werdegang des Gassenhauers genügend beleuchtet sein dürfte: Je n'en dis pas davantage ... car en voilà z'assez — Ich mag nichts weiter sagen, denn wer verlangt noch mehr — Nun also: Adieu! Marlbrough ist tot. —

Halems und Schillers Wallenstein.

Von K. Albrecht in Oldenburg.

Gerhard Anton von Halem, geboren am 2. März 1752 in Oldenburg, gestorben am 4. Januar 1819 in Eutin,[1]) ließ 1786 ein Schauspiel Wallenstein[2]) erscheinen, dem offenbar Goethes Götz Muster gewesen ist. Das Stück blieb nicht ohne Beifall, ward aber von Schröder in Hamburg, dem der Verfasser es für die Hamburger Bühne übersandt hatte, für nicht bühnengerecht erklärt. „Als historisches Trauerspiel, das nicht für die Bühne bestimmt ist, ist es vortrefflich: die Sprache ist edel, den Personen angemessen, und die Behandlung der Geschichte so treu als möglich. Aber für die Aufführung dürfte wohl der schnelle Fortgang der Zeit, die häufigen Veränderungen des Schauplatzes, und vor allem der Kardinal Caraffa nicht sein . . . . . . Möchte doch der Schutzgeist der armen deutschen dramatischen Kunst Sie bewegen, auf dieser Bahn fortzufahren, da Ihr erster Versuch so viel verspricht. Widersetzen Sie Sich aber dem Strome, der unsere Dichter fortzureißen scheint: der Regeln zu spotten!“[3])

Da Schiller nirgends erwähnt, daß er den Halemschen Wallenstein kenne, galt eine Benutzung dieses Stückes von Seiten Schillers bis jetzt für ausgeschlossen, selbst Düntzer hat keine Berührungspunkte zwischen beiden gefunden und begnügt sich mit der Bemerkung: „Wir wissen nicht, ob er [Schiller] G. A. Halems Schauspiel Wallenstein näher gekannt.“[4]) Alle anderen Erklärer schweigen.[5])

G. A. von Halem hat sich im Jahre 1790 in Paris befunden und 1791 eine Beschreibung dieser Reise drucken lassen unter dem Titel: Blicke auf einen Theil Deutschlands, der Schweiz und Frankreichs bei einer Reise vom Jahre 1790 von G. A. v. Halem. 2 Theile. 8.

---

[1]) Über sein Leben vgl. Gerhard Anton von Halems Selbstbiographie nebst einer Sammlung von Briefen an ihn . .; zum Druck bearbeitet von seinem Bruder L. W. Chr. von Halem und herausgegeben von C. F. Strackerjan. Oldenburg 1840. Aus vergangenen Tagen. Oldenburgs litterarische und gesellschaftliche Zustände während des Zeitraums von 1773 bis 1811. Von G. Jansen. Oldenburg 1877. S. 47 ff.

[2]) Wallenstein, ein Schauspiel, von G. A. von Halem. Göttingen 1786.

[3]) Selbstbiographie, Briefe S. 28. Jansen S. 107.

[4]) Schillers Wallenstein. Erläutert von Heinrich Düntzer. Leipzig, o. J. S. 151*).

[5]) [Inhaltsangabe und kurze Würdigung des Halemschen Stückes von F. H. Wex, Weimarisches Jahrbuch 5, 67. A. S.]

Hamburg C. E. Bohn. Diese Darstellungen haben dem bekannten und verdienstvollen Professeur de langues et littératures germaniques au collège de France Arthur Chuquet so sehr gefallen, daß er sie übersetzt, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen herausgegeben hat.[1]) Nach der Inhaltsangabe und der Beurteilung des Halemschen Wallensteins, S. 30—39 seines Werkes, fährt Chuquet in einer Anmerkung zu S. 39 folgendermaßen fort:

Schiller a évidemment connu la pièce de Halem. Je note ici les passages de sa trilogie qui rappellent certains passages du drame de son devancier. Halem, p. 41 (chanson de Wilhelm) mit Trommeln Klang und Pfeifen Gesang; Schiller, Camp, VII (chanson du conscrit), Trommeln und Pfeifen, kriegerischer Klang. — Halem, p. 52, Kann den auch eine Kugel treffen?; Schiller, Camp, VI, er ist fest (il applique à Wallenstein ce que le paysan dit de Gustave). — Halem, p. 73, Seit einigen Tagen schleicht der Pater im Lager umher; Schiller, Camp, II, die man seit gestern herumgehen sieht. — Halem, p. 74, mit Wallensteins Commando auch ihr Glück aufhört; Schiller, Camp, VI, er bannet das Glück. — Halem, id., Hofschranzen; Schiller, Camp, XI, Pfaffen und Schranzen. — Halem, id., erwarten was sie euch zuwerfen wollten; Schiller, Camp, XI, da schreiben sie uns den Küchenzettel. — Halem, p. 92, Traue dem Italiener nicht; Schiller, Wall., II, 3, weil er ein Welscher ist. — Halem, p. 121, Kein Lohn so groß; Schiller, Wall., V, 2. stattliche Belohnung. — Halem, p. 125, Meteoren; Schiller, Wall., IV, 1, dein Meteor. Enfin, Thérèse a peut-être donné à Thécla un peu de sa mélancolie (cf. son chant, p. 41 et Piccol., III, 7, la chanson de Thécla). Le Wallenstein de Schiller, comme celui de Halem, croit à l'astrologie; au dernier instant, Seni l'avertit que les signes sont contraires (Halem, p. 125; Schiller, Wall., V, 5); Geraldio hésite d'abord à le tuer pour les mêmes raisons que Deveroux et Macdonald, et c'est Gordon que le tue pour ne pas laisser cet office à Geraldio, de même que Deveroux et Macdonald se décident lorsque Butler leur dit d'envoyer Pestalutz.

Es ist nun zwar wenig wahrscheinlich, daß ein Dichter wie Schiller, auf der Höhe seines Schaffens stehend, einzelne Ausdrücke und Wendungen irgendwoher entlehnt habe. Aber da Chuquet ihm dies zutraut, ist zunächst auf diesen Vorwurf einzugehen; dann sollen die angeblichen Ähnlichkeiten in der Anlage der Stücke besprochen werden.

Halem S. 52 und Schiller, Lager 6: Ein Reiter bringt bei Halem die Nachricht: Gustav ist tot! Euer Retter ist dahin! Bauer: Unmöglich. Kann den auch eine Kugel treffen? Reiter: War's doch, als zweifelt er selbst daran. Er schonte sich nicht mehr, wie unser einer. Bäuerin: Aber sagt doch! Ist er wirklich tot? Kann Gott uns so verlassen? Während also Schiller den Wachtmeister sagen läßt, Wallenstein sei durch höllische Künste fest, ist hier davon die

[1]) Paris en 1790. Voyage de Halem. Traduction, introduction et notes par Arthur Chuquet. Paris, Léon Chailley, 1896. Vgl. G. A. von Halem von Oncken, Jahrbuch für die Geschichte des Herzogtums Oldenburg 1896. 5, 103 ff.

Rede, daß Gott unmöglich den Tod Gustavs zulassen könne. Und selbst wenn Halem so zu verstehen wäre, daß er Gustav für kugelfest erklären wollte, so brauchte Schiller diesen Gedanken nicht entlehnt haben, denn von jedem bedeutenden Führer im dreißigjährigen Kriege hieß es, er sei „gefroren"; ich erinnere nur an die Ermordung Terzkys.

Ebenso wenig ist bei der Bemerkung Questenbergs (Halem S. 74): „Alle sind überzeugt, daß mit Wallensteins Commando auch ihr Glück aufhört" an eine Entlehnung von Seiten Schillers zu denken, wenn der zweite Jäger sagt: „Er bannet das Glück, es muß ihm stehn." Fast in jeder Lebensbeschreibung eines großen Feldherrn findet sich eine derartige Wendung, sagt doch Schiller selbst in der Geschichte des dreißigjährigen Kriegs ähnlich: „Seit dem Blutbade zu Magdeburg floh ihn das Glück. Desto ununterbrochener begleitete es von nun an den König von Schweden."

Bei Halem S. 74 sagt Wallenstein: „Daran erkenn ich meine Krieger, für die ich mein Gut, mein Leben aufopferte. Sie dauern mich. Den Lohn, den ich ihnen zudachte, würden Hofschranzen rauben." Diese Worte sollen nach Chuquet das Vorbild sein für Schillers Worte: „Wollen uns nicht von den Pfaffen und Schranzen herum lassen führen und verpflanzen." In der That haben beide Stellen nur das Wort „Schranzen" gemeinsam, das höchstens einem Ausländer auffallen mag.

Wallenstein fährt fort: „Tief unter der Spanier Joch' gebeugt, würdet ihr von ihnen erwarten müssen, was sie euch zuwerfen wollten." Weder inhaltlich noch wörtlich berühren sich damit die Worte des Wachtmeisters: „Da schreiben sie uns in der Wiener Kanzlei den Quartier- und Küchenzettel."

Geradezu im Gegensatz zu einander stehen die Worte Terzkys bei Halem S. 92: „Traue dem Italiener nicht!" zu den Worten Illos: „Weil er ein Welscher ist, drum taugt er dir."

Als Buttler bei Halem S. 121 den Geraldio zur Ermordung Wallensteins dingen will, sagt er: „Doch würde kein Lohn so groß sein, den der nicht erwarten könnte." Auch bei Schiller macht Buttler Deveroux und Macdonald Versprechungen: „Und stattliche Belohnung wartet dessen an Geld und Gütern, der die That vollführt." Ähnliche Worte werden stets gesprochen, wenn man einen Mörder dingt, ohne daß sie ein Dichter dem andern zu entlehnen braucht, man vgl. Götz IV, 4: „Wanke nicht von deiner Lieb und Treu, und der schönste Lohn soll dir werden."

Wallenstein sagt (Halem S. 125) kurz vor seinem Tode zu Seni: „Laß mich, Seni, oder sprich, was zu meinen Gefühlen stimmt — — von verunglückten Königen, — — von vergifteten, gemordeten

Empörern; oder — das weißt du besser — von Meteoren, die jetzt, gleich Sternen, funkelten und jetzt verschwanden." Auch Buttler vergleicht Wallenstein (Wallensteins Tod IV 1) mit einem Meteor: „Aus der böhmischen Erde erhub sich dein bewundert Meteor, weit durch den Himmel einen Glanzweg ziehend, und hier an Böhmens Grenze muß es sinken!" Eine Entlehnung liegt natürlich auch hier nicht vor; es ist ein oft vorkommendes Bild, daß ein großer Mann mit einem Meteore verglichen wird. So sagt Goethe von Lenz: Lenz ...., als ein vorübergehendes Meteor, zog nur augenblicklich über den Horizont der deutschen Litteratur hin und verschwand plötzlich; so sagt Herder von Hamann: Wer Hamann nicht als Gestirn betrachten will in unserer Litteratur, sehe ihn als Meteor an u. s. w.[1]); so sagt Nietzki von Heine: Ist Heine nur ein leuchtendes Meteor am deutschen Dichterhimmel u. s. w.[2])

Die beiden von Chuquet erwähnten Lieder haben abgesehen von den Worten „Trommeln und Pfeifen" in dem ersten und der trüben Grundstimmung des zweiten nichts mit den Schillerschen gemein. Es sind übrigens Volkslieder, nicht, wie Chuquet zu glauben scheint, Urdichtungen von Halems. Ich setze sie zum Vergleiche her:

1. Ich sag' ohn Spott:
Kein sel'ger Tod
Ist in der Welt,
Als so man fällt
Auf grüner Heid,
Ohn Klag und Leid.
Mit Trommeln Klang
Und Pfeifen Gesang
Wird man begraben —

2. Wie lang soll ich denn trauern gehn?
Bis alle Wasser zusammengehn.
Ja! alle Wasser gehn nicht zu Hauf;
So hört auch nimmer mein Trauern auf.

Anders steht es mit den Ähnlichkeiten in der Anlage und dem Inhalte der Dichtungen, diese sind wirklich vorhanden. Zu den von Chuquet aufgeführten: der Spion im Lager, das Betreiben der Sterndeuterei, die Nachricht Senis von den ungünstigen Anzeichen, das Zögern der Mörder, füge ich noch die folgenden hinzu. Wallensteins Tod I 5: Wallenstein und Wrangel, vgl. Halem S. 47 ff. das Gespräch mit dem schwedischen Offizier von Reischel. Wallensteins Tod II 3 vgl. Halem S. 92: das auf Sterndeutung und

[1]) Vgl. Hoffmann, Der Wortschatz des jungen Herder. (Berlin 1895) s. v. Meteor.

[2]) Vgl. Nietzki, Heinrich Heine als Dichter und Mensch. Programm. Königsberg 1895. S. 3.

Aberglauben begründete Zutrauen Wallensteins zu Piccolomini. Aber diese Ähnlichkeiten beruhen nicht auf Entlehnung, sondern darauf, daß beide dieselben Quellen benutzt haben, oder daß die von ihnen benutzten Quellen dasselbe boten. Es genügt natürlich, die Quellen des späteren Werkes, des Schillerschen Wallenstein, anzuführen; ihre Titel giebt Düntzer a. a. O. S. 123 f.

Theatrum Europaeum .... Beschrieben durch M. Joannem Philippum Abelinum, Argentoratensem. II. 1646, S. 198: So waren auch andere, die vermeynten, derselbige hätte auß der Wissenschaft deß Gestirns in welcher er unter andern den Keplerum zu einem Lehrmeister gehabt, diese Ding beneben seinem Fato erlernet und gesehen.

Im dritten Bande (1644) S. 182 f. finden sich ausführlich die Verhandlungen zwischen Wallenstein und den Evangelischen.

Frantz Christoph Khevenhillers annalium Ferdinandeorum. Zwölffter und letzter Theil, Leipzig 1726.

Spalte 591: Unter diesem gemachten Stillstande hat sich der Hertzog von Friedland mit der Astrologie sehr unterhalten, die hat ihn durch sein und seiner Astrologorum Calculation zu einem Böhmischen König erhoben, und als ihm ein Astrologus vermeldet, er würde durch diese Erhöhung in großes Unglück kommen, er hätte zu diesem Königreiche keinen Fug, hat er geantwortet: aufs wenigste werde ich den Ruhm haben, daß ich als König in Böheim gestorben u. s. w.

Spalte 1129: mit dieser Occasion haben Ihr. Maj. den gedachten von Questenberg mit einer gewissen Instruction zu ihme Hertzogen abgefertigt und demselben remonstriren lassen u. s. w.

Spalte 1131: Eben damahls haben die zwey am Kayserl. Hof residirende Gesandten, Conte de Quata und der Marques de Castaneda, weil der erste vom Hertzog von Friedland gut, der andre aber alles übel ihren König geschrieben, der Königin aus Ungarn Beicht-Vater Fray Diego Quiroga, Capuciner, als der sonst mit dem Hertzog gar vertraut gewesen, dahin erhandelt, daß er sich zu ihm nach Pilsen begeben, mit Praetext die 6000 Pferde zu des Infante Cardinals Reise nach Niederland zu sollicitiren, darneben aber zu ergründen, was doch eigentlich vor Fundamenta diese schädliche Conspiration habe.

Spalte 1160: Gegen den Abend, ohngefehr um 5 Uhr, haben sie [Gordon, Buttler, Leßle] ihr Vorhaben auch des Buttlers Obrist-Wachtmeister Geraldin offenbahret, der selbiges nicht allein alsbald approbirt, und sich darzu mit einen gleichmäßigen Jurament verbunden, sondern auch offerirt, 6 tapffere Soldaten zu ordnen, welche diese Execution verrichten sollen; desgleichen haben sie es über eine Stunde hernach andern 3 Hauptleuten, Irrländern von dem Buttlerischen Regiment, und einen von den Tertzkyschen, Pestalutzen genannt, um mehrerer Sicherheit willen, entdeckt, die sich auch alle mit ihren Cörperlichen Jurament darzu obligirt, und dieselbige Nacht in der Burg die Wache gehabt.

Spalte 1162: Doch ist nochmahln consultirt und disputirt worden, welches besser, den Friedland gefangen zu nehmen, oder aber umbringen zu lassen?

Spalte 1164: Der Astrologus Joan Baptista Seno, so der Hertzog bey sich gehabt, ist gleich wie die Soldaten ins Hauß kommen, von ihm aus dem Zimmer gangen, und seynd sie in der Calculation nicht eins gewesen, dann der Astrologus in der seinigen, daß die Stunde der Gefahr noch nicht, der Hertzog aber, daß sie vorüber sey, befunden.

M. J. Schmidts Geschichte der Deutschen. IX Ulm 1789. S. 274: wo er Mathematik und besonders Astrologie, eine damalige Lieblingswissenschaft studierte,

und diese letztere mag es gewesen sein, die durch täuschende Vorhersagungen und Horoscopen einen grenzenlosen Ehrgeiz in ihm erweckte, der ihn Sachen unternehmen machte, in die sich kaum jemand seiner Zeitgenossen finden konnte.

X Ulm 1791. S. 149: Selbst dabei mitzuwirken, zugleich aber die verschiedenen Gerüchte, die in ganz Deutschland verbreitet wurden, näher zu ergründen, schickte der Kaiser den Grafen Maximilian von Trautmannsdorf, nebst den Reichshofräten Hermann von Questenberg und Justus Gebhard in das wallensteinische Lager. Allein nicht das geringste, was mit den Ausländern vorging, ließ ihnen Wallenstein einsehen; auch dessen eigene Gesinnungen blieben in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Dem Kaiser erteilte er unter der Hand den Rat, nur in keinen Waffenstillstand zu willigen, und er selbst errichtete zwei eigenmächtig nach einander, setzte auch seine Unterhandlungen so eifrig fort u. s. w.

S 158: Ein besonderes Vertrauen hatte er auf den Grafen Piccolomini nicht nur allein wegen dessen Tapferkeit, sondern auch, weil er glaubte, Piccolomini sei unter der nämlichen Constellation geboren als er. Diesem entdeckte er u. s. w.

S 159: und Wallenstein glaubte mit einer fast unbegreiflichen Blindheit alles, was ihm von Piccolomini zugesagt ward.

S. 169: Wallenstein hatte gern ausländische Officiere bei seiner Armee, teils wegen eines gewissen militärischen Prunkes, und um Bewunderer seiner Talente in allen Zungen und Sprachen zu haben, teils weil er sie, besonders die Italiener, für fähiger hielt, Truppen anzuführen, als die Deutschen; . . . . . . Allein, eben diese waren es, die das Hauptwerkzeug von seinem Verderben abgaben. Piccolomini, ein Italiener, war einer der ersten, der dem Hof alles, was vorging, entdeckte.

S. 171: An einen Mann Hand zu legen oder nur legen zu lassen, dem man sein Glück zu danken hat, einen Mann, von dem man gewohnt war, Befehle mit tiefer Unterwürfigkeit anzunehmen, einen Mann endlich, der nebst hervorstechenden Fehlern und selbst auch Lastern doch auch viel wahrhaft Großes an sich hat, fordert mehr Entschlossenheit, als man sich gemeiniglich vorstellt. Ungeachtet des so feierlich genommenen Entschlusses beratschlagten sich Leßlie, Gordon und Buttler noch einmal, auch nachdem Wallensteins Freunde bereits in ihrem Blut schwammen, ob sie ihn umbringen, oder nur gefangen nehmen sollten.

S. 177: Das andere, daß ihn der Tod fast mitten unter seinen astrologischen Berechnungen überraschte. Als Deveroux mit seinen Hellebardieren in das Vorzimmer trat, kam ihm gerade Seni entgegen, von dem man in der Folge erfuhr, daß er Wallenstein vorgesagt, die Gefahr sei noch nicht vorbei; dahingegen dieser in den Gestirnen nichts davon, sondern bloß so viel gelesen, daß Seni bald in den Kerker werde geworfen werden, welches auch eintraf, so daß beide einander wenigstens etwas Wahres vorhersagten.

So sehen wir aus diesem Auszuge aus den Quellen Schillers, die er übrigens schon in seiner Geschichte des dreißigjährigen Kriegs benutzte, daß unser Dichter nicht schweigend bei einem Vorläufer eine Anleihe gemacht hat, sondern daß er durch eindringende Vertiefung in die ihm zugänglichen geschichtlichen Werke zu seinem Stoffe gekommen ist. Alle von Chuquet und mir oben angegebenen Ähnlichkeiten zwischen Halem und Schiller finden sich bei Abelinus, Khevenhiller oder Schmidt.

Der dänisch-deutsche Dichter Schack von Staffeldt.

Von Richard Palleske in Kattowitz.

In der „Litteratur des 19. Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen", Band 2 „Die romantische Schule in Deutschland", erwähnt und bespricht Georg Brandes einen Dichter, der sonst in keiner deutschen Litteraturgeschichte eine Stelle gefunden hat und daher der deutschen Lesewelt so gut wie gänzlich unbekannt ist: Adolph Wilhelm Schack von Staffeldt. Brandes hat dem unglücklichen Dichter, der sogar in seiner dänischen Heimat, wenn auch mit Achtung genannt, so doch wenig gelesen wird, in seiner glänzenden Darstellung auf S. 249—271 des genannten Werkes ein unvergängliches Denkmal gesetzt und ihm mit Recht eine Stelle unter den bedeutenderen Vertretern der Romantik angewiesen. Da es indessen nicht die Aufgabe von Brandes sein konnte, ein vollständiges Gesamtbild der einzelnen Dichter zu geben, sondern vielmehr nur, ihre Stellung zu den romantischen Anschauungen nachzuweisen, so hat derselbe auch Staffeldts Leben nur in flüchtigen Umrissen soweit angedeutet, als es zum Verständnis seiner Dichtungen unbedingt nötig ist. Die infolgedessen vorhandene Lücke wollen nachfolgende Zeilen ergänzen, indem sie einerseits ein etwas vollständigeres Lebensbild des Dichters, andererseits eine Würdigung insbesondere seiner deutschen Dichtungen darzubieten versuchen, und zwar letzteres in der Weise, daß diese nicht unter dem Gesichtspunkte der Romantik, sondern unter dem ihrer Beziehungen zu seinem Leben und seinen so vielfach wechselnden Stimmungen betrachtet werden sollen. Zu Grunde liegt der folgenden Darstellung neben den von Liebenberg herausgegebenen „Samlinger til Schack Staffeldts Levnet", die seine dänischen und deutschen Gedichte, sowie seine ausführlichen Reisetagebücher in deutscher Sprache enthalten, vor allem die gründliche und erschöpfende Darstellung seines Lebens durch den dänischen Litterarhistoriker Molbech, die als Anhang zu jenen „Samlinger" unter dem Titel „Biographisk Udkast" erschienen ist. Nicht unerwähnt soll endlich bleiben, daß auch in Winkel Horns „Geschichte der Litteratur des skandinavischen Nordens" Leipzig 1880, ein kürzerer Abschnitt (S. 216 und 217) dem Dichter gewidmet ist.

Adolph Wilhelm Schack von Staffeldt entstammte einem alten Adelsgeschlechte, das seit Jahrhunderten in Pommern ansässig war. Sein Vater, ein Mann von unstätem, abenteuerlichem Gemüt, verließ

seine Heimat und trat als Offizier in dänische Dienste, wo damals die Aussichten auf Vorwärtskommen für Deutsche außerordentlich günstig waren; stand doch Dänemark zu jenen Zeiten unter der Regierung des weisen, aufgeklärten Friedrich V., dessen Vorliebe für alles Deutsche jedem Freunde des deutschen Schrifttums bekannt ist. Seine Mutter, die Tochter eines Oberstleutnants von Klingen, war ebenfalls aus Pommern gebürtig, und in diesem Lande wurde auch bei einem Besuche der Mutter im elterlichen Hause zu Garz a. Rügen der Dichter am 28. März 1769 geboren. Im Elternhause des Dichters wurde stets deutsch gesprochen, und auch im Verkehr der Geschwister blieb diese Sprache fast ausschließlich in Anwendung. Bald indessen machte das Adoptiv-Vaterland auch in sprachlicher Hinsicht seinen Einfluß geltend; Adolf wurde nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters in die Kadettenanstalt zu Kopenhagen aufgenommen und hier durch seinen Lehrer Abrahamsohn für immer dem Dänentum gewonnen. Seine anfangs eine Zeit lang geradezu deutschfeindliche Gesinnung bethätigte er als junger zwanzigjähriger Offizier in seiner ersten Veröffentlichung, einem ohne seinen Namen erschienenen Flugblatte gegen die in Dänemark lebenden Deutschen, die freilich zu der damals immer allgemeiner auftretenden Erbitterung durch anmaßendes Verhalten selber die Ursache gegeben zu haben scheinen. Trotz seiner Vorliebe für das dänische Volk hat Staffeldt indessen nie zu der dänischen Sprache in ein wirklich vertrautes Verhältnis kommen können; immer wieder finden sich in seiner dänischen Ausdrucksweise undänische, deutsch gedachte Wendungen, und sobald er ohne jeden Zwang war, schrieb er deshalb auch stets in deutscher Sprache. Da ihm die Offizierslaufbahn nicht zusagte, ergriff er im Alter von 22 Jahren mit Freuden die ihm von dem Grafen Bernstorff, dem Gönner Klopstocks, dargebotene Gelegenheit zum kostenfreien Studium in Göttingen, wo damals so viele dänische Jünglinge ihre höhere Bildung zu erwerben pflegten. Die Zeit auf dieser deutschen Hochschule war für sein ganzes weiteres Leben von grundlegender Bedeutung; hier hörte er hauptsächlich Vorlesungen in Archäologie, Kunstgeschichte und Staatswissenschaft, deren Vertreter, der Professor Schlözer, ihn gerne und oft in seinem Hause sah, und so „entwickelte und vollendete dieser Aufenthalt das, was ja seiner Herkunft und seiner frühesten Erziehung entsprach, nämlich deutschen Gedankengang, deutsche Sprachnatur und Anschauungsweise". Hier in Göttingen hat er auch seine ersten deutschen Gedichte verfaßt, die 1793 in Bürgers Musen-Almanach veröffentlicht wurden und die, so unfertig sie waren, doch Herrschaft über die deutsche Sprache verrieten. Andere Gedichte suchte er in Schillers Musen-Almanach zum Abdruck zu bringen, doch gelangten diese infolge der Nachlässigkeit eines in Jena studierenden Freundes, dem

er sie gesandt, gar nicht in Schillers Hand. Trotz alledem blieb auch in Göttingen die Grundstimmung des jungen Dichters dänisch, wie er auch hier einige dänische Gedichte verfaßte. „Es war überhaupt sein freilich in sich verfehlter Gedanke, Dichter in beiden Sprachen zu werden.“ Vielleicht aber wäre Staffeldt, wenn er in Deutschland mehr Eingang gefunden hätte, ganz zum deutschen Dichter geworden. Dem sei nun, wie ihm wolle, — jedenfalls wandte er sich mehr und mehr, wenn auch durchaus nicht ausschließlich, als Dichter der dänischen Sprache zu. Nach einem ein- bis zweijährigen Studium und einem etwa gleich langen Aufenthalte in Kopenhagen wurde ihm, wiederum auf Betreiben des Grafen Bernstorff, sein höchster Wunsch, eine längere Reise ins Ausland, erfüllt. Diese, die von 1795—1800 dauerte, bezeichnet wohl die glücklichste Zeit seines Lebens. Freilich war sein Wesen zu launisch, als daß sie hätte ungetrübt sein können; aber er lernte, wie er es sich gewünscht hatte, die Welt kennen, er studierte die Kunst Italiens, und er bekam Gelegenheit, sich in Staatswissenschaft und Statistik tiefer einzuarbeiten, die — seltsam genug — trotz ihrer Trockenheit auf die Sinne des sonst so ganz der idealen Welt zugewandten Dichters eine immer stärkere Anziehungskraft ausübten. Es beginnt sich eben mehr und mehr, wie wir das auch aus seinem Reisetagebuch entnehmen können, jene verhängnisvolle Geteiltheit seines Wesens auszubilden, die ihm später so sehr das Leben verbittern sollte! Auf der einen Seite Begeisterung für alles Edle und Schöne, auf der andern ehrgeiziges Streben nach einer hohen Stellung im Staate, das ihn bisweilen seine dichterische Thätigkeit „nur als ein buntes Spiel der Einbildungskraft ansehen läßt, welches bestimmt sei, seinem glänzenden Ruhme als Staatsmann den Lorbeerkranz des Schönen hinzuzufügen“. Auf der langen, fünfjährigen Wanderfahrt hat er wenig mehr als einige dänische Sonette verfaßt!

Nach seiner im Jahre 1800 erfolgten Rückkehr nach Dänemark erhielt er bald den erbetenen Abschied von der militärischen Laufbahn und eine Anstellung als Assessor im Ökonomie- und Handelskollegium zu Kopenhagen, also in einem Berufe, für den er sich seit fast einem Jahrzehnt vorbereitet hatte. Im Besitze dieser Stellung, die ihm ein ausreichendes Einkommen bot, begann er sich denn nun auch endlich ernstlich der dänischen Dichtung zuzuwenden, zu der er sich ja schon längst berufen gefühlt hatte. Ein Vielschreiber ist er nicht gewesen, denn es erschienen von ihm im ganzen nicht mehr als zwei, immerhin umfangreiche Bände dänischer Gedichte (abgesehen von dem nach seinem Tode herausgegebenen Bande deutscher Gedichte), aber sie haben genügt, ihm unter den dänischen Romantikern einen der ersten Plätze zu verschaffen. Freilich hat er das traurige Geschick vieler

Dichter geteilt, erst nach dem Tode in weiteren Kreisen anerkannt zu werden. Dies erklärt sich aus verschiedenen Gründen: Einerseits war es sein Unglück, daß sein Stern von dem anderer zeitgenössischer Dichter, besonders des großen Öhlenschläger, bedeutend überstrahlt wurde; andererseits war der an Schillers gedankenvolle Lyrik erinnernde Ideengehalt seiner Gedichte für viele zu tief, und endlich war es ihm auch jetzt nicht gelungen, die unbedingte Herrschaft über die Sprache zu erringen, die jedes Volk vom Dichter verlangt. Eine kleine begeisterte Gemeinde freilich fand sich, die an seinen Dichtungen und seiner trotz dieser und jener Härten schönen Sprache den reinsten Genuß fand. Aber doch konnte deren Anerkennung die Enttäuschung, die ihm die Gleichgültigkeit der großen Mehrheit des Volks bereitete, nicht beseitigen. Dazu kam, daß er „trotz aller lyrischen Höhe, Pracht und Gedankenfülle in seinen Gedichten immer tiefer das Mißverhältnis zwischen seinem Genius und seinem Talent erkannte. Er hatte einen hohen Stolz und starkes Selbstbewußtsein, aber mit Schmerz wurde er sich auch bewußt, daß, was er erreichte, nur ein Schatten gegen den Glanz der Ideale war. Dieser unaufgelöste Zwiespalt in seiner Seele wurde frühe die Quelle zum Untergange seines inneren Glücks“.

Nur durch diese Zerrissenheit seiner seelischen Stimmung erklärt es sich, daß Staffeldt plötzlich im Jahre 1807 das Amt, nach dem er sich einst so sehr gesehnt hatte, aufgiebt und dafür eine Anstellung im Hofdienste nachsucht. Seinem stark ausgeprägten Adelsstolze freilich mochte ein derartiger Beruf, zu dem er auch in seinem weltmännischen Auftreten die nötige Vorbedingung hatte, zunächst zusagen; aber dauernd konnte er den geistvollen Mann nicht befriedigen, wenn dieser auch in dem Studium ästhetischer und philosophischer Werke ein Gegengewicht gegen die Inhaltlosigkeit und Öde des Hoflebens fand. Einige Jahre hielt Staffeldt in der Stellung als Kammerherr bei der damals noch in Kiel lebenden dänischen Königin Marie, deren Gemahl bis vor kurzem dort als Regent der Elbherzogtümer geweilt hatte, aus; dann aber trieb ihn sein rastloser Ehrgeiz nach der „Bürgerkrone“, wie er sich auszudrücken pflegte, in eine andere Laufbahn, denn, sagte er mit der ihm eigenen Art, „ein Mann wie ich ist nicht dazu geboren, die Thüren aufzumachen und wieder zu schließen“. So wurde er im Jahre 1810 „Amtmann“ (Landrat) zu Cismar in Holstein und drei Jahre später in dem größeren Kreise Gottorp, in welcher letzteren Stellung er zugleich das Amt eines „Oberdirektors“ der Stadt Schleswig inne hatte. Aber weder hier, noch dort gelang es ihm oder strebte er auch nur danach, sich bei dem Volke beliebt zu machen. Er hatte einmal für dieses Amt, das ein sehr umfassendes Wissen erforderte (hatte doch der „Amtmann“ zugleich verwaltende, richterliche und vollziehende Thätigkeit), doch nicht ganz die genügenden

Vorkenntnisse; ferner aber bekam er, da er häufig die Grenzen seiner Befugnisse überschritt, dauernde Streitigkeiten mit den „Amtsverwaltern", so daß er noch lange im Gedächtnis der holsteinischen Bauern als „de dulle Staffeldt" fortlebte. Aber das eine konnte ihm niemand abstreiten, daß er peinlich gerecht und uneigennützig war.

Von Jahr zu Jahr wurde seine Stimmung verbitterter und zog er sich mehr von den Menschen zurück; er war jetzt häufig nicht nur im amtlichen, sondern auch im außeramtlichen Verkehr, sogar gelegentlich gegen seine Verwandten, anmaßend und schroff, während er andererseits, wenn er seine guten Stunden hatte, auch von hinreißender Liebenswürdigkeit, Freundlichkeit und Milde sein konnte. Die Einsamkeit drückte ihn oft so sehr, daß er plötzlich seinem Diener den Befehl gab, alle Zimmer und Säle zu erleuchten. Wohl hatte er einst gehofft, eine liebende Gattin in sein Haus zu führen; aber nachdem diese seine Zukunftspläne durch den Gegenstand seiner Neigung grausam zerstört waren, hatte er, wenn auch mit lange blutendem Herzen, auf das Familienglück verzichtet. Eine starke Nervenschwäche machte ihm immer mehr zu schaffen und lähmte Körper wie Geist; dazu gesellte sich schließlich ein schweres, äußerst schmerzhaftes Unterleibsleiden. Gelegentlich nahm er zu seiner Erholung einen Urlaub; dann trieb ihn die innere Unruhe, die sogar bisweilen die Furcht vor dem Wahnsinn in ihm aufsteigen ließ, von Ort zu Ort, und nur hin und wieder fand er vorübergehend in Kopenhagen im Verkehr mit geistvollen Männern, besonders mit Ingeman, dem dänischen Walter Scott, Anregung und Erfrischung. Wissenschaftlichen Studien entsagte er schließlich fast ganz, nicht dagegen dem Lesen ausländischer Dichter, besonders deutscher, italienischer und englischer; am höchsten schätzte er Byron und Schiller. Er selber hat seit dem Erscheinen seiner „Nye Digte" im Jahre 1808 wenig mehr gedichtet, sehr selten in dänischer, etwas häufiger jetzt wieder in deutscher Sprache. Wohl zeigten sich gerade wie in seinem äußeren Leben, wo er noch an seinem Gärtchen herzliche Freude haben konnte, so auch in seinem Innenleben bisweilen noch freundliche Punkte, aber diese wurden seltener und seltener, und immer mehr schlug die Melancholie um ihn ihre schwarzen Fittiche zusammen. Seine Körperqualen wurden von Monat zu Monat ärger; auch eine Kur im Krankenhause zu Kiel nützte nichts, und wenige Tage nach einem Nervenschlage, der ihm das Bewußtsein raubte, starb Staffeldt, von keines Angehörigen oder Freundes Fürsorge umgeben, zu Schleswig am 26. Dezember 1826.

Wenn wir nunmehr einen Blick auf die dichterische Erscheinung Staffeldts werfen wollen, so versteht es sich von selbst, daß streng genommen zu einer Gesamtdarstellung derselben sowohl die dänischen, wie die deutschen Gedichte verwertet werden müßten. Indessen erübrigt

sich eine solche Heranziehung der dänischen Gedichte in diesem Falle dadurch, daß bereits Brandes ein Gesamtbild des Dichters Staffeldt am angeführten Orte gegeben hat, wo er ihn mit Recht als den „Ultra-Idealisten“, als den ausgeprägtesten „Dichter der romantischen Sehnsucht“ darstellt. Indessen tritt dieser romantische Grundzug seiner dichterischen Persönlichkeit in den dänischen Dichtungen, die an Zahl die deutschen bedeutend übersteigen (etwa 880 Seiten dänische, 140 Seiten deutsche Gedichte!), mehr hervor als in den deutschen, und das nicht nur deshalb, weil jene eine große Anzahl Romanzen und Balladen enthalten, während diese rein lyrischer Natur sind. Wir finden unter den deutschen Gedichten Allegorien, besonders aus seiner Jugendzeit, ferner Lieder, die den Frühling und die Liebe preisen, sowie endlich solche, die Vorgänge aus seinem sich mehr und mehr verdüsternden Seelenleben darstellen. In den Gedichten aus seiner Jugendzeit steht Staffeldt, obgleich er nicht unselbständig ist, doch unverkennbar unter dem Einfluß der zeitgenössischen deutschen Dichter, besonders des ihm geistesverwandten Schiller, an dessen „Leichenphantasie“ man beim Lesen seines Gedichts „Der Zweifler am Grabe seines Vaters“ sofort erinnert wird; gemeinsam ist beiden Liedern das Schwelgen in düsteren Vorstellungen. Auch Einwirkungen von Klopstock, den er nach einem Besuche bei ihm ganz in dessen eigener Ausdrucksweise und den sonst bei ihm seltenen antiken Strophen mit überschwänglichen Worten feiert, sind mehrfach zu spüren, sei es in einzelnen Wendungen („ich klang von kühneren Liedern im Beginn“, in dem Sonett „Selbstprüfung“), sei es in der Nachahmung der seinem Gemütsleben so sehr entsprechenden Klopstockschen Empfindelei, z. B. in dem Sonett „Die Stätte“, wo die Liebende plötzlich ohne jeden ersichtlichen Grund an den Tod denkt und „durch der Wehmut feuchten Nebelflor schwärmerisch zum Himmelssitz empor“ blickt, oder in der „Todesweihe“, in der „Melancholey um Gräber schleicht“, sowie in der Elegie „an die Wehmut“, deren ganzer Ton klopstockisch ist. Mit Klopstock teilt er in manchen von diesen Liedern die dunkle, schwerverständliche Sprache.

In seinen Jugendgedichten finden wir auch noch mancherlei Spielereien, die uns in die Zeiten der Anakreontiker versetzen; da treiben noch „Charitinnen und Amoretten“ ihr neckisches Spiel, da begegnen wir häufig Personifizierungen, wie Luna, der Nacht, Psyche (seine eigene Seele), der Freude, der Erinnerung, der Anmut, dem Witz, des Scherzes Genius, dem „Lachen, das mit beiden Händen sich die Seiten hält“ und vielen anderen. Die Leine bei Göttingen wird als Nymphe angeredet, der Morgen „tritt mit Purpurstrahlen um die blonden Locken“ an sein Lager hin u. s. w. Auch Gestalten der griechischen Mythologie spielen eine nicht geringe Rolle; wir be-

gegnen „Hyperion im Flammenwagen“, wir sehen Pallas Athene sich vom Olymp herabschwingen, wir finden den „Japetiden“, Pygmalion, Herakles und andere. Auch die Sitte, die Geliebte unter erdachtem Namen, z. B. Phanina, einzuführen, weist auf ältere Zeiten zurück. Die Höhe seines dichterischen Schaffens, das erste Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, in dem er deutsche Gedichte nur in geringer Zahl hervorgebracht hat, zeigt in diesen immer deutlicher den Einfluß der Romantik; die Sprache aber behält den erhabenen Glanz und die kühnen Metaphern, die ihr von Anfang an eigen waren. — Die letzten zwei Jahrzehnte seines Lebens, in denen er sich wieder mehr der deutschen Dichtung zuwandte, haben manche gar zarte und duftige Blüte seiner Lyrik hervorgebracht, daneben tritt freilich in andern der dunkle Hintergrund einer immer mehr sich umwölkenden Seelenstimmung deutlicher und deutlicher hervor. Entzückende Bilder des jungen Lenzes geben die Lieder „an Dora“, „an Theodora“:

Der Frühling kommt, die lauen Wolken tauen,
Der Südwind regt sein brütendes Gefieder (!),
Die Blumen mit den Kinderaugen schauen
So hold und froh aus grünen Windeln wieder;
Auch kehrt des Haines Sänger voll Vertrauen
Und übt in zarten Tönen neue Lieder,
Denn bald erscheint die Liebe auf der Erde
Und ruft in ahndungsvollem Ton: Es werde!

Ebenso auch das anmutige Lied „Das Blümlein“, das freilich mit einem schmerzlichen Akkorde schließt, und endlich das schlichte, tiefempfundene Frühlingslied:

Wie eine Jaspiskuppel glänzt
So blau und klar der Himmelbogen,
Der Strom, den noch kein Ufer kränzt,
Hat doch den Panzer abgezogen.

Die Lerche singt aus blauer Luft,
Wie ein Unsichtbarer vom Himmel,
Und rufet aus der Wintergruft
Der Blumen farbiges Gewimmel.

Ein kräftiger Naturgesang
Erschallt euch aus dem Buchenhaine,
Der Finke ist's, mit Sehnsuchtsdrang
Hüpft er so keck im Sonnenscheine.

So öffne dann den reichen Schoß,
Du süße, liebe Mutter Erde,
Und gieb die Blumen wieder los,
Daß wiederum rings Frühling werde!

Daß Lieb' und Wonne wiederum,
Mit süßer Schönheit im Vereine,
Uns zaubern in Elysium
Mit bess'rer Welten kurzem Scheine!

Trübe Stimmungen regen sich bei dem bedauernswerten Dichter schon zu einer Zeit, da glücklicher gestimmten Seelen das Leben noch in den schönsten Farben entgegenlacht; so klagt er schon in dem Jugendliede „Totenfeier“:

Wehe, wehe mir, daß Schwermut alle
Meine Blüten abgerissen hat!
Dorrend, schmucklos neig' ich mich zum Falle,
Jüngling ohne Freude, ohne That.

Vor allem aber ist die Sammlung von Sonetten, die in Bezug auf dichterische Vollendung zu seinen besten Leistungen zu rechnen sind, überaus ergiebig an schwermütigen, ergreifenden Stellen, die immer schärfer das Bild eines körperlich und seelisch gebrochenen Mannes hervortreten lassen: Er bezeichnet sich darin z. B. als „des starren Erdenballs leibeignen Sohn“, er fühlt „das Welken aller seiner Blütenpracht“;

„— der Wahrheit und des Friedens Gruß
Hat selber den Begeisterten vermieden.
— — — — — — — — — —
Und wie die Welle an die starre Klippe,
So schlägt mein Herz an die erstarrte Welt:
Es schmilzt die starre nimmer und — zerschellt.

Er findet, daß im Menschen ein unseliger Zwiespalt herrscht, daß er, „nicht Gott, nicht Tier“, sich verzehren muß. Alles, was an Glaube, Liebe u. s. w. in ihm gelebt hat,

Das alles ist nicht mehr, nur da gewesen,
Besinnung hat sich klar und scharf entfaltet
Und von mir selber grausam mich gespaltet.

Bisweilen ersehnt er den Tod, dessen Phantom nur von bleicher Furcht wesenlos geboren sei:

Fahr hin, Gespenst, das vor den letzten Thoren
Zu dräuen wagt! Bei frommer Hoffnung Schein
Tret' ich ins Dunkel still gefaßt hinein.

Aber auch das Leben lockt ihn immer wieder trotz alles inneren Elends von neuem, und so schwankt der Dichter in dem ergreifenden Liede, das er kurz vor seinem Ende verfaßt hat, und das deshalb passend unsere Betrachtung schließt, zwischen dem Wunsche, zu leben und zu sterben, unselig hin und her:

Wollt', ich läg' drei Ellen tief
In der Erde Schoße,
Wollt', ich bärge mich und schlief'
Unterm Todesmose!

Denn mir ist so weh, so weh,
Kann es gar nicht sagen,
Kaum, daß ich mich selbst versteh' — —
Ach, wann wird es tagen?

Leben möcht' ich und auch nicht —
Gieb mich frei, o Erde!
Rufe, Himmel, mich ans Licht
Durch ein zweites Werde!

O. Ludwigs Genovefa-Fragmente.

„Vielleicht . .
. . Nein so . . oder so . ."
Planheft zur Genovefa,
Manuskript.

Von Heinrich Kraeger in Zürich.

Am 2. Februar 1839 während seines Aufenthalts in München wurde Friedrich Hebbel von einer seltsamen Erinnerung an die jüngst verflossene Nacht verfolgt. Er hatte geträumt, das 16. Jahrhundert läge neben ihm im Bett in der Gestalt eines großen Bilderbuches, „und ich suchte es umsonst zu wenden. Ich sah in dem Bilderbuch allerlei Gestalten jenes Jahrhunderts und weißen Raum dabei auf den Blättern".[1] Den Tag über deshalb unwillkürlich mehr mit der Vergangenheit beschäftigt, fand Hebbel bei einem Drama, bei der „Genovefa" des Friedrich Müller, fast wie von selbst den Rückweg in ähnliche fern vergangene Zeiten, wie sie ihm der Traum vorgetäuscht hatte. Die Anlage des Müllerschen[2] Schauspiels in fünf Aufzügen fordert freilich seinen Widerspruch heraus, den er auch im Tagebuch breit, aber feinsinnig aus dem begründete, was er selber bislang über dieses „heilige" Thema zusammengetragen hatte. Denn für einen fruchtbaren Dramatiker, wie Hebbel, war alle Geschichte doch nur das weite Feld, wo er unendlich viel mehr Stoff schon in stillen Gedanken angehäuft hatte, als er in seinen Werken, Frag-

[1]) Tagebücher 1, 137.
[2]) Zu Müllers Golo vgl. Brahm, Quellen und Forschungen 40, 133.

menten und Briefen je wirklich ausführen oder erwähnen konnte. Als Knaben mochte ihn einst die Sage ergriffen haben — trotz der Schwarzseherei von Heinrich Kurz, der in der Novelle „Der Weihnachtsfund" ihre pädagogische Bedeutung leugnet: „denn die Kinder lernen da nicht bloß Genovefa kennen, sondern auch den Golo, und das ist für ihr Alter zu früh," während eins der „Schusterkinder" in eben der Novelle doch den gesunden Einfall hat: „Den Golo thät' ich gleich den Kopf abhauen." Die Gunst des Zufalls hatte jetzt den 26jährigen Mann wieder ihr zugeführt. Er that nun Müllers Genovefa rasch ab, „Sie ist ein Nichts, mit Ach und O gemalt und wässrig sentimental, nach Naturlauten wird gehascht, und Seufzer, die nichts sagen, weil sie Alles sagen, stellen sich ein," um dann in einer für sein Tagebuch fast zu umfangreichen Abhandlung die Form aufzusetzen, in welche die Legende sich für die Bühne allenfalls umgießen ließe.

„Der dramatische Dichter kann den Golo des alten Volksbuchs nicht brauchen, nur wenn es ihm gelingt, diesen flammenden, heftigen Charakter uns aus menschlichen Beweggründen teuflisch handeln zu lassen, erzeugt er eine Tragödie." Ein ursprünglich edler Mann, der durch Liebe und Leidenschaft von Verbrechen zu Verbrechen getrieben, sich selber und andere vernichtet, und andererseits „eine himmlische Schönheit, die durch sich selbst, ihren eigenen Glanz, ihren göttlichen Adel, in Marter und Tod stürzt". Golo und Genovefa, das waren die beiden Charakterprobleme des neuen von fern geahnten Werkes, in dessen Handlung Hebbel aus einer ganz unbedeutenden Ursache die bedeutendsten Verwicklungen ableiten wollte: „Dies sind die Hauptmomente: eine ungeheure Blutthat, die aus einem holden Lächeln, einem falsch ausgelegten gütigen Blick entspringt," die Genovefa, nach dem Abschied von dem Gemahl, ihrem jungen Beschützer und Gesellschafter Golo in der ganzen Unschuld ihrer Natur schenkt. So sah Hebbel Höhen und Tiefen, zwischen denen das Werk schwingen sollte, in einem ersten scharf umrissenen Bilde vor sich, dessen Ausführung noch bis zum Herbst des nächsten Jahres ruhte, weil ja inzwischen „Die Judith" vollendet wurde.

Die neuen Erfolge förderten aber fruchtbare Stimmungen, denn am 13. September 1840 schreibt Hebbel in sein Hamburger Tagebuch: „Habe die Genovefa angefangen, weil ich die Tieckſche las, mit der ich nicht zufrieden bin. Die ersten Scenen sind recht geglückt. Doch wird es wohl kein Drama fürs Theater." So war der erste klar formulierte Gedanke an die Genovefa aus dem Widerspruch mit dem Maler Müller, und das Werk selber aus einer Abneigung gegen Tieck entstanden: zwei Männer, gegen die er nun seine eigene Individualität im stolzen Gefühl der jugendlichen Kraft ausspielte.

Persönliche Verhältnisse griffen ein: „was in meinen Dramen als aufflammende Leidenschaft Leben und Gestalt erzeugt, das ist in meinem wirklichen Leben ein böses, unheilgebärendes Feuer, das mich selbst und meine Liebsten und Theuersten verzehrt". In der liebenden Freundschaft der Elise Lensing fand Hebbel alle Aufopferung und Demut der christlichen Heldin verkörpert: „Mir ist noch kein menschliches Wesen von so wunderbarer, himmlischer Harmonie vorgekommen wie sie. Ich hätte ohne sie die Genovefa nicht schreiben können."[1] Aber die Verbindung mit Elise und die gleichzeitige Neigung zu einem schönen jungen Mädchen seiner Umgebung brachte ihm selber schwere innere Konflikte: Dieser Widerstreit zwischen Pflicht und Neigung kam dem Golo, die sinnliche Anmut der neuen Geliebten und die Leiden Elisens kamen der Genovefa zugute. Das Drama trug deshalb von vornherein die Gewähr rascher Vollendung, weil die Handlung ja eigentlich im Dichter selber spielte und er nicht bloß künstlerisch von fern dabei interessiert war.

In aller Wonne des Schaffens folgte nun eine Scene rasch der anderen. Es ist eine Lust zu sehen, wie das Drama wächst: „Thränen des Danks nimm sie, Ewiger! Aus allen Tiefen meiner Seele steigt Genovefa hervor. Nur die Kraft, nur die Liebe — dann laß kommen, was da will!" In weniger als 14 Tagen war auch der erste und beste Akt des Werkes schon fertig, „bin ganz zufrieden und glücklich". Er wetteiferte mit dem Herbst, der voller Früchte um ihn hing, und wie die Natur ihre Gaben ohne eigenes Wissen und Wollen hervorbringt, fühlte auch er sich nur als den Vermittler und Diener anderer Mächte, zu denen sich der sonst so starke Mann nun fromm und überselig bekannte: „Jetzt wieder, nun ich von Genovefa voll bin, fühle ich mich so ganz — Dank, tiefer Dank dem Ewigen!" Kleine Stockungen traten ein, „Ideen habe ich in Massen, aber sie kommen nicht in Fluß" — gerade als ob das Ventil vor der Menge des nachdrängenden Materials verstopft worden wäre; aber noch vor Ende Oktober schloß er den zweiten Akt ab: „Ich bin wieder recht glücklich und ich fühl's, daß es etwas Rechtes wird. Über dies Gefühl geht Nichts." Die Angst um Elise, die grade der Geburt eines Sohnes entgegen sah, beeinflußte zeitweilig auch sein Schaffen, und statt der Freude über das Gelungene stellten sich wieder die alten Zweifel an seinem dichterischen Berufe überhaupt ein; aber die Weihnacht brachte neue Hoffnung, und am 10. Januar 1841 war er mit dem dritten, am 1. März bereits mit dem letzten und fünften Akt fertig: eine rasche und glänzende Fahrt, die gar nicht immer ausdrücklich auf das Ziel gerichtet gewesen war, denn außer dem Drama beschäftigten

[1] Tagebücher 1, 249, 270.

ihn noch viele andere Dinge: Hebbel besuchte das Theater, erweiterte seine Lektüre. „Inzwischen lese ich mit höchstem Entzücken die Tragödien des Euripides"[1]) — er schrieb nach wie vor seine langen Briefe und stellte im Tagebuch viele, gar nicht zur Sache gehörige Betrachtungen an. Seine Aufmerksamkeit war durchaus nicht von dem Drama aufgesogen, dessen Entstehung ihn viel mehr beseligte als bemühte, so daß er noch 1848 gelegentlich der „Mariamne" dieses Zustands glücklich gedachte: „So strömte es in mir zur Zeit der Genovefa."[2]) Er las das Werk bald einem Kreis von Freunden vor, deren Urteile freilich sehr unergiebig waren; er nahm Änderungen vor, er wurde als Kritiker unsicher über das, was er gewollt hatte: „Das Drama hat den Fehler seiner Idee ... Die Idee ist die christliche der Sühnung und Genugthuung durch Heilige," obgleich er sich in Wahrheit früher doch nur von rein menschlichen Motiven hatte leiten lassen. Im August waren die Bedenken endlich abgethan, aber auf der Bühne in Berlin, der Hebbel das fertige Werk sandte, hatte ihm just ein anderer, Raupach mit seiner Genovefa, den Weg verlegt — genug, daß der Dichter selber mit seiner Schöpfung einstweilen einverstanden war: „Die Genovefa ist doch in Gehalt und Form so bedeutend, wie Etwas von mir."[3]) Aber als läge es wie ein Fluch auf dieser Genovefa, nie abgeschlossen zu werden, so meinte Hebbel bald unwillig über sein eigenes Werk im Februar 1842: „Genovefa gefällt mir jetzt wieder gar nicht. Ich fürchte, ich fürchte, ich habe, weil ich zwei Aufgaben auf einmal lösen wollte, Beide verfehlt."[4]) Außer der alten und der veränderten Form plante er noch eine neue Fassung, die besonders an dem Golo feilen sollte, aber doch nicht zustande kam. Im Oktober 1842 erschien das Drama bei Campe in Hamburg ohne die Verse, die im selben Jahr in dem Tagebuch hinzugedichtet waren; und zehn Jahre später 1852 sandte Hebbel ihm noch einen Epilog nach, wo Genovefa nach sieben im Walde verlebten Jahren ihren Gemahl findet. Dies Wiedererkennen war schon im ursprünglichen Entwurf des Stückes vorgesehen, aber damals „im Wirbel des fünften Aktes" verschoben worden: „erst im vorigen Winter kam mir die Stimmung".

Auch bei O. Ludwig wurde eine neue „Genovefa" zum Teil mit aus dem Verdruß, den der Dichter an ihren älteren Schwestern nahm, geboren. Er konnte nach seinen eigenen gründlichen Shakespearestudien unmöglich das auf mißverständlicher Nachahmung des Britten beruhende Drama vom Maler Müller noch gutheißen; das

[1]) Tagebücher 1, 137.
[2]) Tagebücher 2, 304.
[3]) Tagebücher 1, 251.
[4]) Tagebücher 1, 265 f.

Balladenartige, Verhallende, kurz die lyrische Stimmung bei Tieck gefiel ihm, der straffe dramatische Muskeln bevorzugte, noch viel weniger. Die Sage, die bei Tieck alles überwuchert, mußte beschnitten und das Landschaftliche und Religiöse von dem Menschlichen zurückgedrängt werden: „Aber Gestalten, nichts Vages."

Die folgenden Vorschriften für seine Arbeit hatte Ludwig gerade aus der entschlossenen Ablehnung Tiecks gewonnen:

„Stark auf Individualität und Plastik und auf das Realistische gesehen. Der Dichter darf den Weltmann nicht vergessen. Dem Phantastischen immer mit Verstandesgehalt die Wage gehalten. Die Situation nicht lyrisch, klingend, sondern plastisch ausgeschöpft. Derbe, sich aufdrängende Gegenwart. Wirkliche Menschen. Wo die Gefahr am stärksten, romantisch zu sein, die schwersten Gegengewichte an Erfahrungsweisheit. Die tragische Stimmung nicht elegisch, idyllisch, sondern aus der klaren Übersicht des Zusammenhangs, dem jederzeit wachen, nicht eingeschläferten sittlichen Urteil entspringend. Kein Helldunkel, überall Zeichnung und naturgemäßer Ausdruck. Die Menschen keine rauschenden Bäume, sondern sinnliche Wesen, keine Träumer, sondern Leute, die wissen, was sie wollen. Nichts Somnambules, immer Weckendes, nichts Waldeinsames."

Denn Tiecks „Genovefa" war in der That nicht mehr als ein schlechtes Vorbild, eine dialogisierte Erzählung, die sich mit ihren 59 Scenen und Verwandlungen um gar kein dramatisches Gesetz bekümmert hatte. Eine breit und stimmungsreich ausgemachte Landschaft entschädigt für die uninteressanten Charaktere, die von den kämpfenden Rittern und der spröden Herzogin bis zum liedergirrenden Troubadour Golo[1]) doch alle nur schablonenmäßig angefertigt sind. Durch die Einschaltung von Mohrenscenen war das Werk um einen bunten, umfangreichen, aber durchaus unorganischen Bestandteil vermehrt worden, den alle späteren Dramatiker denn auch in richtigem Takt wieder verwarfen. Genovefa ist fast durchweg in vergeistigten heiligen Formen gehalten; und die Besuche der Engel aus der Sage werden ihr auch im Drama nicht erspart. Die Entwicklung der Charaktere geht in Sprüngen vor sich, die O. Ludwigs langsam arbeitende Art geradezu verletzen mußten; und wenn doch einmal motiviert wird, geschieht es mit solcher Umständlichkeit, daß man sich verstimmt vor der guten Absicht zurückzieht. Genovefas[2]) Leiden wirkt, weil völlig unverschuldet, trotz der unablässigen Schilderungen ihres Elends, ihres demütigen Gottvertrauens nur wenig ergreifend.

---

[1]) Vgl. J. Eichendorff, Geschichte des Romans 1851, S. 74; 258.

[2]) Litterarischer Almanach für 1828. 2. Jahrgang. Leipzig. Parodiert die Genovefa.

Mit der Genovefa von Hebbel setzte sich Ludwig weniger als mit dessen dichterischer Methode überhaupt in Widerspruch; die Agnes Bernauer hatte ihn kalt gelassen, und Hebbels Dramen hielt Ludwig nur für den rohen Stoff zu Kunstwerken, nicht für Kunstwerke selber: „Die Charakterentwicklung gleicht psychologischen Präparaten."

Durch den Verkehr mit Robert Schumann, den Ludwig in den Jahren 1847—1850 manchmal in Dresden sprach, war er ebenfalls auf die Genovefa aufmerksam gemacht worden, in der Schumann just „einen herrlichen Stoff für den Musiker" gefunden hatte. „Je öfter ich ihre Tragödie las, die ihres Gleichen sucht," schrieb er am 14. Mai 1848 an Hebbel, „lassen Sie mich darüber nichts weiter sagen — je musikalisch lebendiger gestaltete sich die Poesie in mir."[1]) Die vielen Umstände, denen Schumann bei der Anfertigung des Textbuches begegnete, wurden von dem excentrischen Mann eingehend mit so verständnisvollen Freunden, wie O. Ludwig, gewiß beredet.

So traten in der Phantasie des Dichters die Gestalten der Sage nach und nach zu plastischen Gruppen zusammen. Im November 1856, als er endlich den Zeitpunkt für ihr dramatisches Leben gekommen glaubte, begann er die Arbeit, nicht wie Hebbel die eignen Leiden und Wonnen in sein Werk verschließend, sondern innerlich kühl und unabhängig und nur von der Freude am künstlerischen Schaffen überhaupt geleitet.

Der Inhalt des im Archiv zu Weimar aufbewahrten großen Planheftes O. Ludwigs zur Genovefa, das von drei kleineren Niederschriften ergänzt wird, besteht aus der kritischen Vorarbeit und einzelnen ausgeführten Scenen, die erst im Auszuge von Erich Schmidt[2]) im Fragmentenband der Werke mitgeteilt und jüngst durch Golz[3]) in seiner „Pfalzgräfin Genovefa" sorgfältig vervollständigt wurden. Ludwig beginnt auf der zweiten Seite des Heftes mit dem Inhalt des beabsichtigten Dramas, und auf S. 3 fragt er sich über die eventuell anzuwendende Methode; Inhalt und Methode lösen nun einander ab: S. 10—20 verzeichnen viermal den Inhalt, S. 21 folgt die Methode, dann wird unermüdlich wieder der Inhalt durchgenommen und jeder Charakter einzeln besprochen; S. 31 schiebt sich abermals ein „Inhalt" ein, als wollte Ludwig sich aufs neue der Handlung vergewissern. Er legt auch die Örtlichkeiten der Akte zurecht und zählt gelegentlich die Abteilungen auf: z. B. 5 Akte mit 17 Scenen,

[1]) Hebbel, Briefwechsel 1, 291. 2, 407 ff.

[2]) Dramatische Fragmente von Otto Ludwig. Leipzig, Grunow 1891. S. 269—778.

[3]) Pfalzgräfin Genovefa in der deutschen Dichtung. Leipzig, B. G. Teubner 1897. S. 173—199.

12 Verwandlungen und 94 Auftritten, in denen Golo 52, Genovefa 27, Margaretha 40 und Siegfried 17 mal erscheinen sollten.

Er addiert die „Verschuldungen" für seine Handlung wie einer der vielen Rechenzettel zeigt:

1. Die ungleiche Heirat des hohen Vierzigers mit dem zwanzigjährigen Mädchen. } Urschuld Siegfrieds.
2. Fahrlässigkeit Siegfrieds, die das tête-à-tête herbeiführt. } Urschuld Siegfrieds.
3. Härte Genovefas.
4. Racheplan der Margaretha.
5. Golos Entschluß: Schurke zu werden.
6. Genovefas halbe Untreue.
7. Golos Anklage.
8. Schuld der Hexe, mitzuhelfen.
9. Eilfertigkeit des Grafen.
10. Winfrids Schuld und Strafe.
11. Golos Untergang, Genovefas Aufsteigen.

Zwischen diesen oft rein arithmetischen Erörterungen sind nun die poetischen Bruchstücke eingebettet in roher und in verbesserter Form, längere Dialoge oder kurze ungefeilte und rhythmisch noch anfechtbare Scenen, wie das Gespräch Golos und der Mörder:

G. Dort bei der Blut-Eiche — Kennt ihr das Grundlos?
So nennt's das Volk. M.: Wir kennens —
Ein Stück im Wald? Kommt selten jemand hin,
Und wer nicht muß, sucht lieber andern Ort.

Die wichtigen Stufen in der Entwicklung der Handlung lassen sich in den Heften nicht immer genau nachweisen. Ludwigs Interesse hing mehr an den Charakteren, die er mit nie ermattender Liebe immer neuer und feiner ausmalte. So blieb es im großen und ganzen fast während der ganzen Arbeit gleich, was die Personen des Dramas gegen oder für einander thun sollten, aber Warum und Wie sie etwas thaten, das wurde in jedem Augenblick vom Dichter wieder anders begründet. Er hatte Freude daran, alles unter sich zu verknüpfen und die große Maschinerie seines Werkes erst aus tausend kleinen und kleinsten Rädern in kluger Berechnung zusammenzusetzen.

Von den Personenverzeichnissen der Handlung sei eines wiedergegeben:

Genoveva,

ein Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Siegfried von Maienfeld, Pfalzgraf am Rhein.
Golo, sein Pflegesohn.
Otho, ein Vasall Siegfrieds.
Winfrid, ein Junker.
Ein Arzt.

Benno, } Diener Siegfrieds.
Wendelin, }
Heinz, ein Köhler.
Genoveva, Gemahlin Siegfrieds, Tochter des Herzogs von Brabant.
Margaretha, Beschließerin.
Else, ihre Tochter.
Walpurgis, ihre Schwester, eine Hexe.
Zwei Damen Genovevas.
Vasallen, Knechte, Mägde, Jäger.

Die Scene ist auf Siegfrieds Burg Hohensimmern, einmal auf der nahen Burg Othos, bei der weisen Frau, einigemal im Waldgebirge bei Hohensimmern und im Kloster am andern Saume desselben.

Die Zeit in den ersten vier Aufzügen im Jahre 732, im fünften im Jahre 737 nach Christus.

Aus dem Inhalt des Ludwigschen Dramas,[1] der schon kurz von Er. Schmidt und ausführlicher von Golz erzählt worden, mögen die Hauptpunkte hier noch einmal nachgeholt werden, um das Verständnis für die Ausarbeitung der Charaktere zu unterstützen.

Der alternde Pfalzgraf Siegfried muß als Vasall des Karl Martell in den Maurenkrieg ziehen; er nimmt von seiner jugendlichen Gemahlin Abschied, gerade als diese eine Freundin und Dienerin, Else, wegen Verkehrs mit ihrem Geliebten Winfrid verstoßen hat. Die Mutter Margaretha, die vergeblich für ihr Kind bittet, schwört Rache; sie macht den Golo, von Siegfried als Schützer der Burg eingesetzt, auf die schöne Genovefa aufmerksam und nährt in dieser ein mütterliches Mitleid für den jungen, ritterlichen Mann. Genovefa weist, wenn auch nicht ohne Teilnahme für ihn, doch Golos Werbung schroff ab. Aus Furcht vor der Entdeckung eilt dieser ins Feld zu dem inzwischen verwundeten Siegfried, um bei ihm die Herrin zu verleumden, deren Buhlschaft dem Gemahl durch einen Blick in den Zauberspiegel der Hexe Walpurgis, einer Schwester der Margaretha, in der That bestätigt wird. Golo erhält Befehl, Genovefa zu töten; er eilt zurück, und führt mit Hilfe eben jenes Winfrids eine Komödie durch, die das Gesinde von der Schuld der Gräfin überzeugen soll: Winfrid steigt in ihr Gemach, der Graf, der heimlich ankam, ist empört, Golo sticht seinen Mithelfer nieder und Genovefa wird eingekerkert, ohne auch jetzt Golos Werbungen zu erhören. Die Mörder, die sie im finstern Walde, im „Grundlos" töten sollen, geben sie frei. Else begegnet nun dort hilfreich ihrer ehemaligen Herrin, die einer Niederkunft entgegensieht. Golo, vom Grafen adoptiert, will diesen auch töten, aber seine Verbrechen werden von Margaretha, die über das Unglück ihrer Herrin wahnsinnig wurde, verraten. Der Graf findet Frau und Kind wieder; Golo tötet sich dagegen im Grundlos.

[1]) Er. Schmidt a. a. O., S. 33—35. Golz, S. 127—129.

Den einzelnen Akten war Folgendes zugedacht:

Akt I. Der Abschied. Golo von Margaretha bearbeitet.
„ II. Genovefa von Margaretha bearbeitet. Golos Geständnis. Else beim Köhler.
„ III. Siegfried auf dem Schloß seines Freundes Otho. Golos Ankunft. Verleumdung. Der Spiegel. — Die Ertappung.
„ IV. Kerker. Genovefa weist Golo wieder ab. Instruktion der Mörder. Genovefa im Walde.
„ V. Golo adoptiert. Margaretha wahnsinnig. — Waldscenen. Jagd. Entdeckung der Intrigue. Golos Tod. Genovefas Rückkehr mit Siegfried.

Wenn Hebbel die Zeit, in der sein Drama spielt, frischweg „die poetische" taufte, so hatte er sich in der That auch wenig um die Farbe eines bestimmten Jahrhunderts, trotz des im Tagebuch (1, 262) nachträglich festgelegten Datums, bekümmert: „Die Schlacht bei Poitiers, wo Karl Martell den Abderrhaman, den Anführer der Moslemen warf, fiel 732 vor. In jenem Jahre spielt also meine Genovefa."

O. Ludwig wollte dagegen ausdrücklich aus dem „kernigen alten" 8. Jahrhundert, wie aus einem Milieu, den Charakter seiner Helden erklären:

Nicht zu große Innerlichkeit des Stückes; Gewaltsame und plötzliche Handlung. Feste Nerven; raschhandelnd; verlangend; ungeheure Subjektivität. ... Starke Leidenschaftlichkeit in den Menschen, die ins Spiel zu setzen es nicht viele, namentlich nicht feine Hebel braucht. Jedes, das auf das andere wirken will, rechnet auf Dessen heißes Blut. Alle sind derbe Gestalten, voll Phlegma's der Kraft. Kein weiter Weg vom Gefallenfinden zum Begehren, von da zum Handeln, um des Besitzes des Begehrten teilhaft zu werden.

Golo hatte ursprünglich der Held des Dramas werden sollen, wie noch der Titel auf einer der ersten Seiten des Planhefts „Golo, ein Trauerspiel" zeigt. Ludwig ging dabei von derselben Erwägung wie Hebbel aus: „Ich habe oft über den Stoff nachgedacht und finde seinen dramatischen Gehalt nur im Golo" (Hebbels Tagebuch 1, 141). Die Aktivität, zu der sich der Golo der Legende nur auf die Einflüsterungen eines Dämon bestimmen läßt, mußte im Drama aus seinem eigenen Trieb und Willen hervorzugehen scheinen. So wurde Golo von Hebbel, der dagegen Genovefas traditionelle Passivität nicht weiter beanstandete, zum alleinigen Leiter der Handlung erhoben. Wenn aber Hebbel den Hauptaccent auf die Liebesleidenschaft warf, die unter der Macht der Umstände aus einem edlen, groß und gut angelegten Menschen einen Schurken formt, so setzte Ludwig als

ersten Hebel für seinen Helden einen wilden, mächtigen Thatendrang ein, der irregeleitet diesen ins Unglück führt:

Denn solcher Kraft
Inwohnt ein Trieb, noch mächtiger als sie selbst,
Der, um den würd'gen Gegenstand betrogen,
Sich in sich selbst verzehrt, wenn nicht
Unwürd'gen Gegenstand ergreift und so,
Von ihm vergiftet und herabgezogen,
Sich tiefer eingräbt in des Lasters Schlamm
Als ihn, am hohen Ziel sich selbst erhebend,
Der Schwingen Kraft emporgetragen hätte. (Golz 176.)

Sein Golo, dessen Lebenselement gerade der Krieg war, soll zu Haus bleiben, das Weib des Herrn hüten und etwas vollbringen, das seinen besonderen Fähigkeiten schnurstracks widerspricht. Die zurückgehaltenen Kräfte drängen nun, da ihnen der natürliche und erlaubte Weg versagt ist, verhängnisvoll mit verbrecherischen Mitteln zur Entladung. Das war das tragische Problem, das sich mit einer später niedergeschriebenen, aber wohl damals schon gewonnenen Beobachtung aus Shakespeare deckte:[1] „Infolge des Widerspruches der gesetzten Aufgabe mit der Natur des sich die Aufgabe Setzenden läßt Shakespeare gern seinen Helden den Zustand aufzwingen, welcher mit seinem Wesen im stärksten Kontraste steht." Aus dem ehrlichen tapferen Golo wird mit der Zeit ein gemeiner Verbrecher.

Aber Golo mußte doch, je länger sich Ludwig mit dem Stoffe beschäftigte, die erste Rolle wieder abgeben. Genovefa, die Heldin der Sage, trat bald ebenbürtig, dann aber dominierend neben den Golo des Dramas hin. Der Prozeß ging fast allzu verstandesmäßig vor sich. Ludwig übertrug nämlich auf sie einen Teil von dem „Wagigen", Unbewußt-Übermütigen aus Golos Wesen, das heißt: er machte die Genovefa einfach zu seinem weiblichen Gegenstück, so daß sie in ihrer Härte und stolzen siegesgewissen Tugend auch ihrerseits thätig und verantwortlich an der Handlung teilnahm. „Einst sah Golo aus wie der Erzengel Michael . . . Er entspricht der Genovefa. Wie sie in Sicherheit auf ihre Tugend, so er in Sicherheit auf seine männliche Kraft. Beide finden eine Stunde, wo sie ihrer Selbsttäuschung inne werden. Der Mann zu seinem Unglück zu spät. Beide sind Waglinge." Aber durch die Legende, deren Grundlinien er doch nicht ganz verwischen durfte, war Ludwig gezwungen, sie nicht wie Golo durch diese Eigenschaften zu verderben. Die Frau sollte sich retten und reiner aus den Verirrungen hervorkommen, an denen der Mann zu Grunde ging. Wenn aber Genovefa eine Krisis glücklich übersteht und da siegt, wo Golo scheitert — so war sie auch schon die Haupt-

[1] Heydrich, S. 378.

person geworden, die, wie sie zeitlich länger in dem Stück lebt als ihr Partner, auf unser Interesse jetzt auch ein größeres Anrecht hat. So schob sich Genovefa mit einer energischen Geberde, von der die Legende und Maler Müller, Tieck und Hebbel nichts gewußt hatten, bei O. Ludwig in den Vordergrund des Dramas. Während er zuerst gemahnt hatte: „Man soll Genovefa nicht vergessen, die öfter, auch mitten in der Intrigue auftreten muß," und „Von der ganzen Entwicklung Golos und Genovefas darf jetzt kein Glied hinter die Scene fallen," — heißt es auf der dritten und letzten Etappe der Ausbildung des Stoffes: „Genovefas Charakter und Entwicklung machen das Stück; ihre Schuld muß die causa movens des Ganzen sein, durch die es so wird, wie es wird: das erste Rad." Mit dieser Wandlung war aber die Teilnahme des Dichters für den Golo nicht gefährdet, aus dem er einen „erhabenen" Menschen schaffen wollte, der bei aller „ethischen Schlechtigkeit" doch durch eine gewisse löwengleiche „majestas" des Auftretens ästhetisch wirkt. Ein Trieb, der bei ihm einmal ausgelöst ist, verlangt auch stürmisch und rücksichtslos nach Befriedigung, ohne die Mittel zum Zweck zu scheuen: „Er marktet und feilscht nicht mit seinem Gewissen; er macht sich nichts vor; er ist kein Fritz Nettemeyer; er hat den Mut, sich selber böse vorzukommen; er wählt die Verdammnis, da auf derselben Schale Stillung seiner Leidenschaft liegt . . . Er muß immer ein Anschauungsmensch bleiben. Er hat's nicht mit Gedanken zu thun, sondern mit Sinneseindrücken und Bildern der Phantasie. Sein glühend Blut muß man immer schäumen sehen. Sein Drang geht nicht auf Gedanken, sonst hätte er ja einen Schutz, sondern auf That und Genuß."

Hebbel läßt die Liebe Golos zur Genovefa mit einem kräftigen Schlager bei dem leidenschaftlichen Abschiede der Genovefa von ihrem Gemahl entstehen:

Ja, weil ihr Auge mir ein Spiegel schien,
So rein, daß alles drin zum Flecken ward;
Dieselbe Genovefa liebt und weint,
Sie ist ein Weib! Sie ist ein Weib wie keins.

Ludwig wollte dagegen noch länger, um des Gegensatzes willen, an einer gewissen Sprödigkeit Golos festhalten, wie sie sich aus der jünglingshaften Unberührtheit wohl erklärt. Das Sündigen fällt ihm schwer, bis er sich plötzlich mit rascher Konsequenz zum richtigen Schurken umbilden lernt. Und da greift treibend in das Verhältnis Golos und Genovefas die Margaretha ein, die, um sich an der allzu strengen Herrin zu rächen, die Lage der beiden Zurückgebliebenen ausnützt. Ludwig liefert in dem Raisonnement der alten Frau ein Meisterstück von seelenkundiger Kunst. Margaretha meint, daß bei einem mit solcher Lebensfülle ausgestatteten Menschen die

schlummernde Sinnlichkeit nur des leichten Stoßes bedarf, um in Knall und Flammen aufzugehen: „Seiner Natur fremd darf seine Leidenschaft nicht dastehen; seine Schuld nicht wie etwas, das dem armen Teufel gegen seine Natur aufgedrängt wird.“ Als Golo, mürrisch, weil er nicht mit ins Feld ziehen kann, zu ihr kommt, deutet sie sein Ärgern verfänglicherweise als Zorn auf die begehrliche Gräfin aus, die sein Dableiben bewirkt habe, um sich mit ihm ihrer Lust zu freuen. Sie reizt zur Sünde, indem sie dieselbe ausmalt; anfangs sollten auch sinnliche Würzen nicht fehlen: die Alte zeigt ihm die schlafende Genovefa, um damit seine Behauptung, daß Krieg das Höchste auf der Welt ist, zu widerlegen; sie erzählt:

Der Graf weiß nicht, was er an ihr hat; ein junger feuriger Mann würde es besser zu schätzen wissen. Ich weiß nicht, wo die einen nicht treiben sollte, der Blut im Leibe hat. Seht sie an, in solchen Armen, an solcher Brust zu liegen, wogend, die jetzt ruhig, die Wange glühend, der Mund lechzend, der schöne Mund. Ich habe sie im Bade gesehn; kein Auge hat je solche Schönheit gesehen, und doch ist sie noch kalt; und doch umschlang sie das Wasser. Wem dieser Stolz in den Armen schmilzt, der braucht sich keiner Sünde zu hüten, der Himmel ist ihm doch gewiß.

Und später:

Sehet wie anders sie schon ist. Über Nacht ist die Knospe aufgebrochen. Nur Geduld bis sie sich geöffnet hat. Sehet, die Rose hier wird noch ihr Innerstes jeder Lust anbieten, die schmausen will.

Mit einer so kurzen, von leidenschaftlicher Erregung zitternden Sprache führte der Dichter seine meisten Entwürfe durch, wo die Poesie schon ganz dicht unter der Oberfläche liegt. Aber späterhin hielt Ludwig solche starke Dosen bei dem ohnedies hitzigen Temperament Golos doch für überflüssig. Die letzten Akte hatte Ludwig sogar noch zu einem ergreifenden Seelengemälde des Golo ausgenützt: Auf dem Gipfel der Macht, im Besitz des gräflichen Schlosses, aber in Angst vor der Entdeckung und unendlich zerrissen von Gewissensbissen über Genovefas vermeintlichen Tod, im Gefühl seines Unwerts wehmütig darüber, wozu ihn Liebe und Leidenschaft getrieben, dann wieder in „verzweifelndem Höllenjubel“, bei dem Vergleiche, was er seinen herrlichen Anlagen nach „in der Idee“ hätte werden können und was er wirklich geworden: da sollte in wilddrängenden Tönen noch einmal alles aufschreien, was vom moralischen Menschen in ihm übrig geblieben war. Über den Schluß des Dramas ward Ludwig mit sich nicht einig, charakteristischerweise, weil er im Entwurf, ohne je das Ende abzuwarten, immer wieder zur Exposition und zu den ersten Zügen der Handlung zurückkehrte. Maler Müller hatte die Selbstbestrafung in die Sage eingeführt und den Golo aus freien Stücken, wie es fast zur selben Zeit Karl Moor that, seinen

Rächern sich überliefern lassen: „Ritter-Tod und Begräbnis ehrlich: mehr begehr' ich nicht ... Ich bin müde! Wer mir den Tod giebt, giebt mir Ruhe", so stürzt er sich in das vorgehaltene Schwert. Tieck umgab dagegen die Sterbescene mit einer schwächenden Lyrik: bevor ihn die Schergen niederstechen, fleht Golo noch um „das Grab mir unter diesen Weiden". Bei Hebbel sticht sich Golo die Augen,

Die viel zu viel auf sie
Und viel zu wenig auf den Herrn geschaut —

mit eigener Hand aus:

Diesem säum'gen Arm,
Der, als mein falsches Herz ihr Bild sich stahl,
Es nicht sogleich durchbohrte, leg' ich auf,
Die Strafe an den Augen zu vollziehn.

Ein so hartes Gericht paßte nicht für Ludwigs vermittelnde, allen grellen Effekten abgeneigte Kunst. Die Frage am Rande seiner Entwürfe „Soll Golo sich selbst töten?" ist deshalb niemals entschieden bejaht worden.

Unter den Helden Shakespeares waren Jago und Macbeth vorbildlich für den Charakter des Golo. Denn „das Hauptelement seines inneren Verderbens ist die Eifersucht: der Liebhaber ist eifersüchtig auf den Gemahl, nicht dieser eifersüchtig. Ein verliebter Jago und ein kalter, nur ehrenhafter Othello (Siegfried). Golo kann es nicht ertragen, daß der Graf sie wieder besitzen solle, ja nicht einmal, daß er sie je besessen hat". Mit dem Jago hat Golo in der That die unheimliche Folgerichtigkeit seiner Intriguen und Verbrechen gemein, was eine Bemerkung Ludwigs über das Shakespearische Drama noch erläutert: „Im Othello hat die Beschäftigung des Verstandes mit der Intrigue den Zweck zu hindern, daß Gefühl und Phantasie sich zu sehr in die Situation Othellos und Desdemonas vertiefen. Hier gehört die Berechnung Jagos mit in die Berechnung des Dichters." Auf Macbeth weist die Bemerkung: „Wie Macbeth durch den Gruß der Hexen von der Hölle angeworben wird, so Golo durch die Möglichkeit, die Gräfin zu besitzen"; durch die Jugend Golos muß seine starke Sinnlichkeit ebenso erklärt sein, wie der Umstand, daß Macbeth Feldherr ist, auch dessen Ehrgeiz verständlich macht.

Die tragische Verschuldung der Genovefa sollte aus ihrer Liebe und ihrem Stolze resultieren. Schon in Tiecks sonst oberflächlich motiviertem Werke hatte sie eine leise Neigung zum Golo zu bekämpfen. Als Mädchen sah sie einst im Kloster — was sie ihrer alten Dienerin Gertrud anvertraut — in nächtlichen Verzückungen den Heiland; später aber, nach der Hochzeit mit dem Grafen, glaubte sie,

als ihr Golo vom Schlosse entgegenkam, in seinem Antlitz alle die schönen Züge wiederzufinden, die ihr damals der Traum gezeigt hatte:

Er sprach mit dem Gemahl.
Siegfried zeigt mir in ihm den treuesten Diener;
Ich schaute an das glänzende Gesicht,
Die Locken, seine Augen, dieses Lächeln,
Und — lächle nicht, wie seltsam es auch ist —
Mir war, als leuchteten in ihm die Blicke,
Als lächelte in ihm, was ich geschaut,
Als mir der hohe Traum hernieder kam,
Sein dacht' ich gleich, um gleich ihn zu vergessen,
Das irdische Gesicht verfinsterte
In Lieb und Herrlichkeit den Himmel mir. (S. 89.)

Genovefa machte sich Vorwürfe wegen dieses Spieles ihrer Phantasie:

O Tag, verwische
Die Schuld der Nacht, ich trage selber Haß
Zu diesem kindisch schwachen Weiberherzen
Und strafe mich durch Pein und herbe Schmerzen.

Die Alte verrät darauf dem Golo diese für ihn günstige Thatsache:

Es fehlte wenig und sie hätte mir bekannt,
Daß sie Euch liebte . . .

Aber damit wird dies dramatische Motiv, flüchtig wie es auftauchte, von dem Strom der lyrischen Handlung auch wieder fortgespült.

O. Ludwig legte aber auf diese verborgene, kaum ihrer selbst gewisse Neigung Genovefas, mit der Tieck so wenig anzufangen gewußt hatte, das Hauptgewicht. Sein Verdienst ist darum nicht kleiner, daß das, was sich bei ihm erst kräftig und dramatisch entfaltete, in nuce schon bei einem andern vorhanden gewesen war.

Seine Genovefa spricht — entgegen der Tieckschen, die sich dazu noch vor Golos Antrag bekennt — ihre Liebe niemals offen aus; erst die stürmische Werbung des Jünglings zeigt der heimlich Schaudernden den Abgrund, an dem sie vorher so arglos spielte. Sie hat aber alles durch ihr Verhalten mit hervorgerufen: gerade hier zeigt sich die verwickelte und doch ihres Zieles sichere dramatische Führung des Dichters, denn wie Margaretha dort Golos Sinnlichkeit reizte, so ruft sie hier für ihre Rache das weibliche Gefühl und das Mitleid Genovefas an, die dem jungen, trauernden Helden besondere Freundlichkeiten und Besorgnisse schulde, welche dieser selbstverständlich nur als Äußerungen ihrer Liebe annimmt:

Seht Ihr nicht, wie bleich, wie matt das Auge? und wie war er sonst? Kein schönerer Mann, und bloß eigentlich noch ein Knabe. Denn ich glaube, er

weiß noch nicht, was Weib und Mann — — mit Eurem Verlaub. Er hat noch kein Mädchen gesehen. Krieg und Heldentum ist sein Alles und Ihr — aber nicht wie ein Weib, sondern wie ein Engel. Das war sein schönster Gedanke, daß Ihr ihm, wenn er zurückkehrte, einen Kranz aufsetzen würdet, und daß das nicht geschehen kann, ist der Hauptgrund seines Leidens.

Diese Intrigue trägt nichts Fremdes und Zufälliges in die Handlung, sondern gründet sich einfach auf die gegebenen Voraussetzungen: denn daß die jugendliche Frau eines alten abwesenden Mannes mit dessen jungem Freunde allein zurückgeblieben ist, — bei einer solchen Lage der Dinge, so folgerte O. Ludwig, sollte der Zuschauer noch darüber staunen, daß der Vulkan, auf dem die beiden sich bewegten, nicht schon längst ausgebrochen wäre. Diese Einleitung ist geradezu nach der „Explikation der Charaktere“ angelegt, die er später in den Studien (Heydrich S. 409. 471) forderte: „Entwickelung im richtigen und dramatischen Sinne ist Herauswickelung, Entfaltung des schon Vorhandenen, welches durch den Vorgang nicht gemacht, nur gezeigt wird. Es tritt nur allmählich ans Licht, was die Charaktere sind, es ändert sich aber nichts an ihnen.“

Wenn aber Genovefa dem Golo bloß gütige Worte sagt, die dieser jedoch als ein Bekenntnis ihrer Neigung deutet, wenn sie mithin sich selber anders als ihm erscheint — so spielt sie eine „Doppelrolle“[1]) im Sinne der Shakespeare-Studien (124): „Sie sind Andere mit ihrer Umgebung und Andere mit sich allein.“ Sie giebt sich als mütterliche Freundin, während sie als liebendes Weib interpretiert wird.

Die andere Ursache von Genovefas Leiden sollte in ihrem Stolze und ihrer übermäßigen Sittenstrenge liegen, eine Schwäche, die nur die Kehrseite ihrer Tugenden war: „Dieses Mangeln einer einzigen Anlage zu vielen andern vorhandenen, diesen Mißton, der die Harmonie stört, und den ganzen Menschen nicht dahin kommen läßt, wo er kommen sollte, diesen Widerspruch, diese Gebrochenheit hat Shakespeare nicht willkürlich als Grundverhältnis des Tragischen, nicht bloß als ersonnenes Kunstmittel aufgegriffen“ (Studien S. 196). Ludwig faßte dieses Protzen mit der Moral geradezu als eine Hybris im antiken Sinne auf; denn verblendet und von der Gottheit geschlagen „hart gesotten von Glück und Tugendstolz“, kennt Genovefa

[1]) Diese Technik kehrt im Laufe des Dramas mehrfach wieder. Golo nimmt von Genovefa, um Verzeihung bittend, Abschied, aber er ist innerlich doch entschlossen, sie beim Grafen zu verleumden; er verteidigt beim Grafen ihre Unschuld, um sie gerade dadurch noch mehr zu verdächtigen; den frommen Wunsch Genovefas, „nach dem Kirchgang nicht mehr gestört zu werden,“ legt das Gesinde als ihr Verlangen aus, mit dem bei ihr eingestiegenen Buhlen allein zu sein; u. s. w. Vgl. auch die „Bernauerin“.

beim Fehltritt der Else, die sie doch „wie eine Schwester" gehalten hatte —

> Die Stunde halb nur lebte, die allein
> Und ohne sie ich lebte —

kein Erbarmen mehr.

> Graf. Bei meinem Eid! Was dann war ihre Schuld?
> Genovefa. Muß ich's noch nennen! Nein, erlaßt mir das,
> Lest's auf der Wang' mir, was das Schlimmste ist.
> Womit ein unvermähltes Weib sich selbst
> Und ihr Geschlecht und ihren Gott kann kränken;
> So ganz vergessen ihrer Ehr' und Sitte ....
> Graf. Ist's weiter Nichts.

Sie haßt das Laster um so unversöhnlicher, weil sie sich selbst dazu ganz unfähig weiß: ein Verhalten, das Ludwig wieder aus der Jugend und klösterlichen Erziehung seiner Heldin weitschichtig erklärt. Sie ist eine spröde, adelige Natur, innerlich eine Königstochter, die ihre Fürstlichkeit nie verleugnet und dadurch auch ihrer Stellung an der Spitze der Tragödie erst würdig werden soll; im Gegensatz zum englischen Drama: „Bei allen Shakespearischen Frauengestalten ... die Bescheidenheit der Natur. — Daher kommt es wohl, daß er keine Tragödie hat, in der ein Weib allein die Hauptperson ist" (Studien S. 388 f.). Erst im Elend steigt mit der Schwäche auch die Reue in ihr über die Härte auf, wie sie die Else vertrieb. In dieser Scene, der das ganze Stück zudrängte, sollte sich der „Vergeltungsgedanke" — „Es kommt das Stündchen, wo" — erfüllen. Die Überwindung von Genovefas Stolz war das Ziel, dem die Handlung „mit größter Absichtlichkeit in scheinbarster Unabsichtlichkeit" (das letzte Wort der Shakespeare-Studien), zusteuerte. Aus dem Hochmut wurde die Demut; verklärt durch den Schmerz, hat Genovefa nun diejenige Harmonie errungen, die ihrem Wesen früher gefehlt hatte. Anfänglich sollte ihr Sohn, der junge „Schmerzenreich", im Gefängnis, dann lieber erst im Walde geboren werden; Genovefa würde später dem unverständigen Kinde in Scenen rührenden Mutterglücks die Welt erklären und um seinetwillen auch dem Grafen Gelegenheit geben, sie im Walde wieder zu finden. So fiel auch diesem Kleinen für den Gang der Handlung noch eine wichtige Rolle zu: Das Kind bringt Vater und Mutter zusammen.

In der lateinischen Fassung der Sage flüchtig erwähnt, trat der Pfalzgraf mehr in den Dramen hervor. Müller und Hebbel gingen, wie öfter, so auch in diesem Fall wieder zusammen: Dort stellt er als junger Gemahl die Gräfin gegen ihren Wunsch in brüderlichem Vertrauen unter Golos Schutz: hier ist er ein Mann, in der milden vollen Blüte seiner Kraft, der dem Golo (zu jung

zum Bruder und zu alt zum Sohn) als dem Besten auch sein Bestes, die Gattin, übergiebt. Tieck stutzte den Siegfried dagegen alt zu:

Was ist der Graf ihr, den sie niemals kannte,
Der älter ist und rauh, und blöden Sinnes.

und O. Ludwig nutzte reich diesen guten Einfall seines Vorsprechers aus. Ludwigs Genovefa liebt den Gemahl wie einen braven Vormund, „sie denkt sich Gott wie ihn, nur älter; hat einen Vater mit dem andern vertauscht," und er selber, wenig erregbar, setzt fälschlich sein eigenes dürftiges Temperament auch bei andern Leuten voraus. Er hat den Golo in allen ritterlichen Künsten aufgezogen, und schlägt zuguterletzt eigensinnig und unerwartet sein Gesuch, sich im Kriege nun bethätigen zu dürfen, durch ein strenges Befehlswort ab. Es steckt in ihm etwas von der verbohrten Trotzerei des „Erbförsters", die gewiß die von Ludwig so sehnlich herbeigewünschte tragische Stimmung am Schluß gefährdet hätte, wenn Siegfried einen bloßen launenhaften Streich als die „Urschuld" des ganzen Dramas büßen müßte.

Ludwig arbeitete mit Seitenblicken auf Shakespeares Othello seinen Grafen aus, der nicht auf die Liebe, wohl aber auf die Ehre eifersüchtig ist, die er von Jugend an als das kostbarste Gut seines Lebens behütet hat. Daß Genovefa gerade diese verletzte — „Liebe hatte er nicht verlangt, aber seine Ehre sollte ihr heilig sein" — treibt ihn auf das Rücksichtsloseste vorwärts, wie ja „der Phlegmatiker, einmal entzündet, schlimmer als der Choleriker zu wüten" pflegt. Statt die Dinge ruhig zu untersuchen, überstürzt er alles und trägt durch eben diese Hast sein Teil zum Unglück Genovefas bei.

Aus dem reichen Kreis der Freunde des Müllerschen und Tieckschen Siegfried ließ Ludwig nur den Otho übrig. Ein Mann dieses Namens gilt bei Tieck, dem romantischen Motiv einer verhüllten Abstammung zu Liebe, als der heimliche Vater Golos (auch Ludwig denkt einmal an solche Möglichkeiten) — er muß in der vorletzten Scene nach seinem Tode als vagierender Geist noch den Siegfried über vieles aufklären:

Ich hieß einst Otho, als ich noch im Leben ....
Der Golo, der zum Grabe Dich gebeugt,
Derselbe ist mein Sohn aus schlimmer Ehe,
Er selber schlimm, wie er sich Dir bezeigt.

Eine solche Geschmacklosigkeit durfte sich Ludwig natürlich nicht erlauben, der nach der Herkunft Golos lieber nicht so viel fragte. Sein Otho, der bloß in der Verwaltung der Güter Siegfrieds helfen soll, verschwindet schnell wieder auf die eigene Burg, als er in Golos Händen alles gut aufgehoben sieht.

Aus dem Töchterlein von Golos Amme, das im Volksbuch[1]) mitleidig der Gefangenen durchs Gitterfenster Feder und Papier reicht, schuf Ludwig die Else, eine der wichtigsten Personen in dem Nebenspiel seines Dramas. Dies Mädchen fällt dem Stolze der Gräfin zum Opfer. Das frühere freundschaftliche Verhältnis der Beiden war freilich in den Skizzen, wo sich ihr Charakter und ihre Teilnahme an der Handlung erst nach und nach herausschält, anfangs nicht vorgesehen. Zuerst kommt sie als „Brigitte“, wegen einer Liebesschuld irgendwo vertrieben, vergebens Einlaß begehrend auf Burg Hohensimmern an. Ein Keim der Freundschaft mit Genovefa ist gelegt, sobald sie, in „die Tochter des Burgwarts“ verwandelt, sich nach der Entdeckung des Vergehens vertrauensvoll zu der Herrin flüchtet. Als „Else“ wird sie endlich geradezu der Liebling Genovefas, um nun in dieser Stellung natürlich auch ihre Sünde — man überrascht sie in den Armen des Winfrid — zu verschlimmern, denn sie beleidigt dadurch die Gräfin, die bei ihrer jetzigen Härte die Wärme der früheren betrogenen Neigung durchblicken läßt. In Else und Genovefa sah Ludwig nun sofort den Gegensatz der unbeschützten Reinheit des bürgerlichen Mädchens und der beschirmten Unschuld der Gräfin hinein. Von einer kupplerischen Mutter verleitet, verabscheut Else ihren Verführer und giebt schließlich noch der Genovefa Recht, indem sie zu ihrer Mutter Margaretha sagt:

Laßt mich gehen. Wär' ich von selbst so stark gewesen, als nun die Angst der Reue mich macht, ich wäre lange fort, oder ich hätte nicht auf Euch gehört, dann wär' ich noch glücklich und die Gräfin liebte mich noch. Ihre Strenge ist milder, als was Ihr Eure Liebe nanntet; sie ist so lieb, daß sie selbst in ihrer Härte ein Engel ist. Laßt mich gehn. So irr' ich gehen mag in Nacht und Wald und Gewitter, ihre Strenge hat einen bessern Führer in mir erweckt, als Ihr mir war't. Es ist gut, daß ich fort muß. Ich hätte mich nicht losreißen können aus eigener Kraft. Ich will Euch nicht weh' thun; lebt wohl oder lebt, wie Ihr könnt, nur laßt mich.[2])

Ihre Verstoßung, die anfänglich ganz in der Vorgeschichte des Stückes hatte liegen sollen, wurde von Ludwig aus richtigem Takt zum Teil noch in den Eingang des Dramas verpflanzt: In dem weiteren Verlauf sollte sich Else zu den guten Genien schlagen, die rettend von der Genovefa das schlimmste abwenden. Aber aus wie bröckeligem Material auch diese sonst so glücklich entworfene Figur in Ludwigs Werkstatt gezimmert war, zeigt leider der völlige Zusammenbruch in einem der letzten Entwürfe, wo aus der Else eine „Corea“ wird, und Else mit dem Namen zweifellos auch ihre Funktionen von Grund aus geändert hätte.

[1]) Vgl. Seufferts Habilitationsschrift, Die Legende von der Pfalzgräfin Genovefa, Würzburg 1877, S. 44.

[2]) Golz, S. 189.

Manche Wandlungen machte in Ludwigs Entwürfen auch die Mutter Elsens, Margaretha, durch. Müller hatte die nutrix vetula der Legende, die den Golo in letzter Not an den Zauberspiegel ihrer Schwester weist, zu einer Mutter Golos, der Gräfin Mathilde umgeschaffen, die, der Adelheid im Goetz verwandt, ausschließlich die Intrigue leitet. Tiecks Gertrud und Hebbels Katharina kommen wieder der Liebe Golos zur Hilfe, aber in allen diesen Fällen läßt sich die Genossin des Helden ohne wesentliche Lücken wieder wegschneiden aus der Handlung, mit der sie erst von O. Ludwig enger verknüpft wurde. In dem Glauben, daß ihr vertriebenes Kind, die Else, im Walde jämmerlich umkam, wird Rache an Genovefa geradezu ihre fixe Idee und ihre heilige mütterliche Pflicht. Dieser Trieb steigert sich noch durch ihre ohnedies schon diabolisch kluge und erfinderische Natur. — Bevor sich bei ihm der Stolz Genovefas so energisch ausgebildet hatte, erwog Ludwig noch die Möglichkeit einer Versöhnung zwischen den beiden, daß z. B. Margaretha die Herrin in Thränen über die verstoßene Freundin sehen und selbst davon gerührt werden sollte. Aber dieser allzu weiche Zug wurde bald aus dem Bilde der heroischen Genovefa wieder entfernt.

Wenn Margaretha im Anfang den Golo marionettenhaft zu lenken glaubte, so reißt dieser mit seinen elementaren Leidenschaften doch im Nu alle Zügel durch. Aus der Treibenden wird nun echt dramatisch die widerwillig Getriebene, aus der „Spornerin“ wird die „Gespornte“, die umsonst die letzten bösen Folgen ihres Komplotts zu verhindern sucht und von Gewissensbissen und dem Gefühl ihrer Ohnmacht gepeinigt, schließlich im Wahnsinn endet. Da, wo Margaretha versagt, setzt dann ihre Schwester, die Hexe Walpurgis, ein, die sich den Namen übrigens von „der klugen Frau aus Ungarn“ aus den gleichzeitigen Fragmenten[1]) des „Engels von Augsburg“ geborgt hatte. An ihrem Charakter gab es nicht viel zu entwickeln; mit dem Teufel im Bunde, war sie auch dazu berechtigt, Böses zu thun. Damit aber auch sie nicht als eine, von aller Motivierung befreite dea ex machina zu erscheinen brauchte, wollte Ludwig sie vorher organisch der Handlung eingliedern. Am Ende sollte sie sich heimlich im Schloß aufhalten oder gerade beim Abschied zum Besuch ihrer Schwester dort eintreffen und nun mit ihr oder gar für sie den Racheplan festsetzen. Besonders auf den letzten Seiten des Planheftes, wo der Dichter von der bislang vernachlässigten Waldfrau beunruhigt wurde — drängte sich Walpurgis stark vor, so daß Margaretha ganz hinter ihr zu verschwinden drohte. Einen Moment rinnen die beiden Gestalten in Ludwigs Phantasie zusammen, dann

[1]) Fragmente S. 134.

trennen sie sich wieder, und Walpurgis bleibt doch die Nebenfigur, die sie zu Anfang gewesen war. Ihr Zauberspiegel ist freilich in diesem durchaus mit der Natur arbeitenden Drama ganz anachronistisch angebracht — wie ein Spott auf die erbitterten Worte, mit denen Ludwig in seinen Studien sonst die Romantiker und ihre Märchenmittel überschüttete. Daran ändert auch die kunstreiche Anlage der Scene nichts, die mit ihren vielen aufreizenden und fieberischen Ingredienzen den Zuschauer nervös und für Hallucination empfänglich machen sollte. Was Ludwig selbst so trefflich einsah, behält leider seine Giltigkeit: „Ein Fehler am Stoff ist es schon, daß dies Übernatürliche eingemengt ist mit dem Spiegel."

„Drago coquus", der ursprünglich den Vorwand für Genovefas ehebrecherische Liebe liefert, war in der Legende wie in einigen Nachdichtungen mit frommen Zügen zu einer undramatischen Persönlichkeit ausgemalt worden. Ohne Willen und Wissen den bösen Plänen Golos hingeopfert, war Drago ebenso wenig wie die unthätige, mit ihm manchmal zu andächtigen Übungen vereinte Genovefa für die Bühne zu gebrauchen. Ludwig greift nur flüchtig einmal auf diese Tradition zurück: „der fromme Schreiber wird Genovefen Ersatz gewähren, er kann besser schweigen und versteht ihre Ehre nach außen hin heiler zu lassen." Dann bestimmt er für die Rolle dieses Helfershelfer des Golo einen Bruder der Else, der begreiflicherweise die Rache gegen Genovefa mit beschleunigen möchte. Nun läßt es sich öfter beobachten, wie der Dichter einzelne Funktionen der Handlung anfangs einer besonderen neuen Person zuerteilt, die er bei längerer Überlegung doch wieder ausscheidet, um sie aus ökonomischen Gründen mit einer schon vorhandenen Figur zu verschmelzen; der Bruder wird gestrichen, weil ja Elsens erbitterter Geliebter, Winfrid, viel natürlicher in das Komplott hineingezogen werden konnte. So suchte Ludwig sein Werk zu verdichten, die vorhandenen Personen mehr zu belasten und das ganze Drama aus der einen stolzen That Genovefas wie aus seiner Wurzel natürlich aufwachsen zu lassen. Dieser Winfrid, der erst in der Nachbarschaft wohnt, wurde dann besser gleich unter die Dienerschaft des Grafen versetzt. Sein tötlicher Ausgang — Golo sticht ihn nieder — sühnt die erste Schuld, Elsens Verführung; die Nemesis, die Ludwig aus der Haupthandlung mächtig hervorkehren wollte, hat mithin auch über dem Leben dieses geringsten Knechtes im Schlosse gewaltet.

Schon in der alten lateinischen Überlieferung der Sage werden die niederen guten Diener des Grafen Siegfried mit dem hochgestellten bösen Vasallen Golo kontrastiert: „Servi vero tristes acceperunt dominam," als der Befehl zur Tötung der Genovefa ergeht. Der Maler Müller dagegen suchte für den Akt zwei rohe

Landstreicher von shakespeareschem Kaliber aus, die in derb dialektelnder Rede — „Wart, will der helfe. Teuwels Bock! Will mitn Sten dir's Hern ausschlag, wo nit gleich fortmachst. Brust uf!" — ihrem mörderischen Handwerk gern obliegen würden, wenn nicht der Hofgärtner Adam die unschuldige Frau noch zu rechter Zeit von ihnen befreite. Hebbel legte die Scene fast ganz nach Müllers Recepte an, während Tieck mit lyrischen Wirkungen arbeitete: Genovefa hält ihr Kind den Gesellen entgegen:

Noch einen Kuß — und diesen noch — nun nehmt ihn.

Der eine fordert den andern auf,

Nun zieh' Dein Messer, feiger Grimoald,

der seinerseits mit einem Anklang an den Hamlet antwortet:

Ich zittre vor der Morgenluft, bald ists vorüber.

Als Genovefa ihre Unschuld gesteht, lassen sie — der eine wird sogar zu Thränen gerührt — die Frau mit ihrem Kinde unbehelligt des Weges ziehen.

Bei O. Ludwig veranlaßten gerade diese Nebenrollen interessante Erwägungen. Um nämlich Abwechselung in die Persönlichkeiten zu bringen, spaltete Ludwig das ihm überlieferte Mörderpaar in einen guten und einen schlechten Menschen. Jener bittet, die That allein ausführen oder vielmehr nicht ausführen zu dürfen, was der rohe Mann schließlich auch gestattet. Aber das unabweisbare Motivierungsbedürfnis des Dichters forderte es, daß der gute Mörder nicht ohne jede Vorbereitung an einer so wichtigen Stelle in die Handlung eingriff. Es galt ihn vorher schon anzubringen, aber nachher auch nicht wieder aus den Augen zu verlieren: so soll er bereits bei der Bestrafung der Else ein Wort zu ihren Gunsten einlegen, und ganz am Schluß noch das Wiedersehen zwischen Genovefa und ihrem Gemahl vermitteln. Damit nicht zufrieden und die Fäden immer enger verschlingend, wollte Ludwig für den guten Mörder auch noch ein gutes Mädchen haben. Er übergab deshalb die oben angesetzte Petition für Else einer Dienerin im Schloß, der Hanne, die jener „Mörder" wegen dieser Fürbitte lieb gewinnt; schließlich war dem Dichter aber auch das nicht recht: er brachte nun den guten Mörder mit Else selber direkt in Verbindung, die bei ihm, einem Köhler im Walde, in ihrer Not ein Obdach gefunden hat. Daraus spinnt sich eine Liebeshandlung an, das ein idyllisch volkstümliches Gegenbild zu den aufgeregten Vorgängen im Schloß sein sollte, das Licht für den Schatten, auf dessen regelrechte Verteilung Ludwig überall bedacht

war. Auf Elses Bitten kann sich nun der Köhler ungezwungen zur Exekution, die er nicht vollstrecken will, anbieten.

Die Genovefadramen hatten selten ihren legendarischen Ursprung verleugnet. Tiecks ganzes Werk — mit dem Bonifacius, mit dem Kreuzeswunder im Walde und Siegfrieds Einsiedler-Plänen — lief auf das fromme „ora pro nobis, sancta Genovefa" hinaus. Hebbel legte im Tagebuch die Idee des Dramas als „die christliche Versöhnung und Genugthuung durch Heilige" aus; daß also Genovefas Leiden im besonderen Plan der Schöpfung gelegen hatte:

Damit die Welt die neue Heilige
Erkennt und preist, zu der sie beten soll.

Ludwig beseitigte die religiösen Elemente, hob die Frömmigkeit der Heldin nicht besonderlich hervor, und schränkte selbst die Rolle, die in den ersten Entwürfen noch ein Kloster spielt, wohin Genovefa fliehen will, später mehr und mehr ein.

Auch mit musikalischen Elementen war der Genovefastoff von jeher reich bedacht worden. Müllers Golo weist bereits jene Vielgewandtheit auf, die später die Helden der Romantik auszeichnete: er ist Maler und Dichter, Sänger und Musiker in einer Person. Eine Serenade und ein Jägerchor werden angestimmt; Golos Sterbegesang aber: „Mein Grab sei unter Weiden am stillen, dunklen Bach" rief Tiecks schwermütiges Leitmotiv hervor:

Dicht von Felsen eingeschlossen,
Wo die stillen Bächlein gehn,
Wo die dunklen Weiden sprossen,
Wünsch' ich bald mein Grab zu sehn ...

das dann von Schäfergesängen, Kriegsliedern, Hochzeitsversen und Engeltönen melodiös ergänzt wird. Hebbel beseitigte das bis auf die kurzen Worte Golos an den Grafen:

Greift ihr dann
Nach meiner Hand, so lach' ich, doch nicht laut
Und sing' von ihren Augen euch ein Lied,
Und sing' so lange, bis ihr sprecht: du Schelm.

Ludwig ließ von der künstlerischen Begabung des Helden, die mit seinem dramatischen Charakter wenig zu thun hätte, nichts übrig. Nur ein Nonnenchor, der feinsinnig motiviert war, sollte nebenher einsetzen: durch den Gesang der Nonnen, die nach jedem Unwetter das benachbarte „Grundlos" nach Verunglückten durchsuchen, wird die ausgesetzte Genovefa entdeckt. Endlich dachte er am Schluß seines Werkes noch die versöhnliche Stimmung bei der Wiedervereinigung des Grafen und seiner Gattin durch den von fernher schallenden

klösterlichen Gesang zu verstärken, so daß auch hier die Musik wieder wirksam die dramatischen Elemente unterstützte. Ludwig, der früher selber Musiker hatte werden wollen und Dichter geworden war, ordnete demgemäß seine alte Kunst nun auch der neuen dienend unter. Als er den Genovefastoff angriff, machte er sich noch besonders auf die „Gefahr wegen der eigenen musikalischen Natur" aufmerksam.

Über die Bezeichnung des Werkes war er lange zweifelhaft: Wenn etwa Genovefa sich erfolgreich für Golo beim Grafen verwandte, konnte aus dem Trauerspiel ein Schauspiel werden. Das Drama sollte fünf oder sechs Akte und noch ein Vorspiel umfassen. Wenn aber Ludwig auch für gewöhnlich das Wort „Bühnenstück" betonte, so läßt doch der gelegentlich gebrauchte Ausdruck „Fürs Buch" vermuten, daß er zu Zeiten an zwei Ausgaben seiner Genovefa, an ein ausführlicheres Lese- und an ein kürzeres Theaterdrama dachte.

Es ist aber keineswegs sicher, ob der Dichter nach diesen Ausführungen seines Planheftes unter günstigeren Bedingungen auch wirklich das Drama geschaffen hätte. Denn immer kamen während der Arbeit unselige Einfälle, die alle früheren Konstruktionen wieder umstießen. So heißt es auf einer der letzten Seiten plötzlich: „Das Stück könnte auch mit Genovefas Proceß anfangen. Vielleicht mit des Grafen Heimkehr;" Siegfried geht ins Kloster und setzt Golo zum Erben seiner Güter ein: „Nun fände der Graf die Gräfin, hat aber die Macht dahingegeben und obgleich er nun weiß, daß Golo der Verräter, ist er doch hilflos." Die Handlung verschiebt sich, die mühsam errichtete Vorgeschichte, die Liebe Golos zu Genovefa fällt zusammen und wird nur rückwärts von der Gerichtsverhandlung noch spärlich beleuchtet. Der Graf muß eine neue Intrigue gegen Golo anzetteln, um wieder in den Besitz seiner Habe zu kommen und sich an dem Ehrverleumder zu rächen.

Das war so Einer von den Gedanken, die ihm die Lust am Werke wohl verleideten. Er sah Schwierigkeiten über Schwierigkeiten und fand im Besseren jedesmal den Feind des Guten vor. Er konnte nicht einmal seine Pläne und Grundrisse fertig machen und vergaß schließlich darüber das Haus, das er hatte bauen wollen.

Ludwig wollte, als seine „Hauptaufgabe", die tragische Stimmung so rein als möglich machen: „innerlich durch den ethischen Zusammenhang und das stete ideale Zugegensein der Schuld in dem Leiden und des Leidens in der Schuld. Nichts darf von außen hineinkommen, selbst am Ende nicht, was nicht schon unentwickelt im Anfang läge." Diese scheinbar abstrakten Sätze entstammten aber doch einer lebensvoll auf der Wirklichkeit beruhenden Ästhetik: „So

ist, wenn Genovefa hilflos in den Wald hinaus muß, die Erinnerung durch die Jäger (die Mörder) an die Austreibung der Else dabei," mit andern Worten: Die Jäger, die einst auf den ungerechten Befehl der Herrin das Mädchen fortführen mußten, mahnen jetzt, wo sie Genovefa selber im Leiden wegbegleiten, doch an ihre einstige Schuld. Gleichzeitig steht also in der Gegenwart dieser Scene die Vergangenheit wieder auf, und der Parallelismus der Situationen macht hier das Ineinandergreifen von Ursachen und Wirkung besonders deutlich. „Bei jeder Gestalt muß die tragische Stimmung in jedem Momente da sein, das heißt bei ihrem Vergehen die Furcht vor dem Leiden, das sie sich damit zuziehen werden, wie wir fühlen, — in dem Mitleiden aber mit ihren Leiden der Gedanke, daß es ein unverschuldetes ist."

Gegen einen rettungsstückmäßigen Ausgang seines Dramas wehrte sich Ludwig ernsthaft, trotzdem er Genovefa ins Schloß zurückschicken und weder die kirchlichen Gelübde des Volksbuches noch ein heiligenhaft verklärtes Sterben wollte nachfolgen lassen. Die „sittlichen Gefühle" sollten vorwiegen und jeder unter dem Anteil leiden, den er verantwortlich an der Handlung genommen hatte. Genovefas hochmütige Stärke ist erweicht und Elsens Schwäche in dem freundlichen Verhältnis zum Köhler Heinz aufgehoben worden; Genovefa ward durch ihre Leidenschaft geadelt, Golo durch sie vernichtet: ein gleiches Schicksal bei allen, von den Einzelnen aber ihrer Natur nach verschieden aufgenommen: „Die Freude über das Finden muß im Siegfried niedergehalten werden durch Mitleid, Schmerz und Reue. Genovefa hat das Gefühl ihrer Schuld an Golos Ende. Nur das Kind bindet als Zukunft beide an das Leben; ihre Schuld hat nicht für das Kind schlimme, sondern gute Folgen."

Auch an der Gefahr eines lyrischen oder falschen theatralischen Zuschnitts wollte er vorsichtig vorbeigehen: „Die Probe, ob man nicht lyrisch gewesen, ist, wenn an jeder, auch effektvoller Stelle sich noch eine Anmerkung, ein zu exponierender Umstand anbringen läßt . . . Nur muß das Stück vollkommen theatralisch werden, ohne doch so auszusehen, das heißt alle äußerlichen kleinlichen Mittel verschmäht, überall das Natürliche dem Gezwungenen vorgezogen. Nie darf das Theatralische zu einem bloßen Hin und Her, zu bloß äußerer Bewegung werden; Haltung, Nachdruck, Fülle, Anschaulichkeit, Charakter und Großheit überall."

Den zwei „Klippen des Dramatischen" der Langenweile und dem Peinlichen dachte Ludwig geschickt auszuweichen, indem er einerseits das Treibende auch im Ausdruck stets betonte, und andererseits durch passenden Wechsel der Scenen die allzu lange Dauer ein und desselben starken Gefühls aufhob: „Gleichgiltigkeit, das heißt

Langeweile beruht auf zu geringem, Peinlichkeit auf zu starkem Mitleiden."

Die rohe und grelle Spannung der Maschinerie verachtend, zu der auch die Vorbereitungen zum Mord der Genovefa gehört hätten; dachte er bei dieser Gelegenheit die Qual in der Seele der Zuschauer dadurch zu kürzen, daß schon vorher die Aussicht auf ein glückliches Ende durchblicken sollte.

Hebbel dagegen war solche Rücksichten nicht gewohnt; da ziehen Hans und Balthasar (V, 6) mit der redlichsten Absicht aus, Golos Befehl zum Morde auch zu vollstrecken; der eine schaufelt sogar schon das Grab, bis Genovefa und ihr Sohn durch den tollen Klaus gerettet werden.

O. Ludwig hatte sich in den kritisch-ästhetischen Studien viel mit Shakespeare beschäftigt, nach dessen höchsten Ansprüchen er die Genovefa nun zurechtzuschneiden suchte. Er strebte nach Harmonie im Drama, das statt von „Stillen" und von „Stürmen" lieber von einem fortgesetzten „belebenden Wehen" erfüllt sein sollte. Inhalt und Vortrag wünschte er sich in einem gerade entgegengesetzten Verhältnis:

Die ruhigen Scenen durch Wechsel und rasche Gesprächsweise belebt, die bewegteren dafür künstlerisch gemäßigt, dort kurze Reden, Schlagantworten, hier längere, dazu poetischen Gehalt, und das Hastige und Dünne vermieden, die Landschaft und den Affekt beredt gemacht. Besonders die gewaltsameren Scenen haltungsvoll, plastisch, breit. So werden beide Klippen vermieden, dort die zu geringe, hier die zu starke Illusion .... Die eigentliche Handlung schnell abgethan, dafür die Gefühle breiter und mimisch-rhetorisch vorgetragen, desgl. Betrachtungen, kurz, Alles, was mildern und an Kunst erinnern kann. Die ruhigen Scenen durch realistische Wendung und Poesie illusorischer gemacht, den an sich illusorischen, bewegten, durch Kunst das allzu Täuschende genommen.

Für Ludwig waren das keineswegs vage Behauptungen, die er mit lebendigen Beispielen nicht zu illustrieren gewußt hätte: so sollte denn bei der Überraschungsscene die schnelle Handlung durch das imponierende Auftreten Genovefas gedämpft und später das dunkle Komplott sofort von einem heiteren Waldleben bei dem Köhler Heinz abgelöst werden. Auch auf das Verständnis des Publikums nahm er Rücksicht; und damit es nicht „konfus" werde, sollte unter anderm Margarethe, ehe sie den Leuten auf der Bühne ihre Lügen vorsetzt, zuvor in einem Selbstgespräch die Zuschauer über den wahren Sachverhalt aufklären.

Andererseits wollte er auch die „geistreiche" Manier Shakespeares nachahmen und die Stimmung mühsam von innen, nicht durch irgendwelche wohlfeile äußere Mittel erzeugen:

Das Seelische liegt nur in der Ausdrucksweise der Gedanken, ist gleichsam die innere Melodie der Textstelle. Also selbst die Seelenzustände nicht bloß musikalisch

und rhythmisch dargestellt, sondern durch entsprechende gehaltsvolle Gedanken, in denen der Witz die Personen verhöhnt oder die Situationen durch Contrast hervorhebt, der Tiefsinn in sich selbst sich vertiefend keinen Grund findet und sich vernarrt, der Scharfsinn unerbittlich ätzend auf die Wahrheit dringt und die Phantasie nicht das Bild finden kann, das dem Übermaß ihres Bedürfnisses genügt. Die Müdigkeit durch müde Gedanken, Das Ungeheure durch ungeheure Gedanken; wo der Verstand stehen bleibt, versteinert der halbfertige Gedanke.

Er strebte nach Harmonie zwischen den Affekten und ihrer Darstellung. Der Abschied des Grafen und Genovefas z. B. sollte durch die vielen Unterbrechungen, abgerissenen Reden und das Hin und Her der Personen geradezu typisch wirken, indem diese äußere Scenerie durchaus dem inneren Vorgang entsprach. Sein Drama sollte eben den allerhöchsten Forderungen der Kunst genügen und ohne die Spannung des Ganzen auch in jedem kleinen Teil dem Zuschauer gefallen:

So kann man im Shakespeare auf das Gradewohl herumblättern, und man wird, ohne das Ganze eines Stückes in sich aufzubauen, ganz gleichgiltig, aus welchem Stück, aus welcher Scene sich gefesselt finden und mit gleichem Genuß, wenn man das Stück kennt, vorwärts weiter blättern, wie rückwärts.

Wie Shakespeare den starken Druck seiner hohen Tragödien in komischen Einlagen gelegentlich entlastet und wie er nicht ohne künstlerische Absicht von Narren, die einen Haufen kecker und ungezogener Sprüche im Mund führen, die düsteren Cirkel seiner menschlich nachgefühlten Leiden durchbrechen läßt, so wollte auch Ludwig auf den einseitig ernsten Stoff zur Abwechslung einige frohe Lichter werfen. Was an niederem Volk in seinem Drama vorkam, sollte vornehmlich mit kräftigen oder witzigen Worten zu dieser Erheiterung und zur Aufklärung der Atmosphäre beitragen. Gleich die Einleitung des ganzen Dramas (Golz, S. 178), das Gespräch der Diener ist nach solchen Absichten bestimmt worden:

Wendelin. Ist wieder ein Bote gekommen vom Karl Martell?
Heinz. Vom Karl Martell?
Beno. Der weiß auch noch gar nichts. Mensch, wenn's noch schlimmer kommt, mußt du dein Kreuzmachen verlernen, oder die Ungläubigen schnitzen lauter halbe Monde aus dir.
Heinz. Ei was Ungläubige! Wer mir zu nahe kommt, der soll dran glauben, sag' ich Euch.

Stark humoristische Effekte waren der Hexe vorbehalten, die — „schön zwar nicht, aber klug“ — sich beim Wiedersehen mit ihrer Schwester Margarethe etwas auf die Genialität ihrer Streiche zu gute thun sollte.

Die Prosa und Poesie des Dramas wollte Ludwig im Shakespeareschen Sinne verteilen. So reden z. B. die Diener in der Ein-

leitung[1]) in ungebundener Rede, während sich die Handlung bei den höheren Persönlichkeiten oder in leidenschaftlichen Momenten des Verses bedient. Charakteristisch ist die Scheidescene des ersten Aktes:

Genovefa kündigt die Ruhe in ihrer Seele, die von dem Fall der leichtsinnigen Else längst nicht mehr getrübt wird, durch Reime an, in deren Geleit sie den Gemahl entläßt:

— — — Daß mein Flehen Euch begleitet
Und wie ein Heer von Engeln Euch umschreitet.
— — Und doch; mit Herz und Seel und Leib
Bleib ich, wenn fern auch, Eur' gehorsam Weib.

Bei Margarethens Gesuch, das Kind wieder aufzunehmen, wird aber dieser Frieden von hastigen reimlosen Versen unterbrochen; erst als die Alte abgewiesen ist, klingen wieder die Worte Genovefas zusammen:

Ihr werdet kehren. Gläubiges Vertrauen
Hält fest den Trost: Ich werd' Euch wiederschauen ....
Ihr redet so, mein Herr, und glaubt es nicht;
Noch sonst, noch hier verkenn ich meine Pflicht.

Wenn Ludwig bei Shakespeare eine Technik der Parenthesen nachgewiesen hatte (Studien S. 521), so brauchte er sie jetzt selber zur Füllung des Dialogs. In einem scheinbar abgeschlossenen Satze findet sich doch immer noch ein Wort, an das sich ein neuer Gedanke klammern kann. So rückt der Dialog langsam und stufenweise vor, wie in jenen Worten des Grafen (I, 14), die in der zweiten Zeile sogar einen lebhaften Anakoluth dulden:

Doch was so Schlimmes that das Mädchen Euch,
Daß Euch — die Ihr die Milde selber seid —
Denn fand an Euch der Tadel selbst zu tadeln —
Und wahrlich! — schwer genug dann wurd' es ihm —
So war's um Übermilde nur, und darum —
Da Ihr gewiß zu wenig Härte zeigt —
Verging das Mädchen sich — (zu schwer) — an Euch,
Als daß Gerechtigkeit nicht noch die Last
Der Strafe wehren müßte, die Ihr auflegt.

Ganz ähnlich ist Golos Rede (I, 7) verschachtelt:

Ich komme. — Wär' es so — kein Mann auf Erden —
Und gähnte Hölle hinter ihr und schlänge
Nach einer Stunde Glück den Glücklichen
Hinab aus ihren Armen in die Qual —

[1]) Golz S. 173.

Winkt ihm Gewährung, wäre, was er ist,
So zu sehr und zu wenig; ja, er selbst,
Er — des Gesetz es wehrt und alle Schrecken
Gehetzter Phantasie um den Beginn
Vor diesem Wege türmt —
Wohnt' er in eines Mannes Leib — er bräche
Sein eigenes Gesetz; in ihrem Arm
Vergäß er seine Höll' und seinen Himmel.
Ja, wär' es so —
Um diesen Lohn würd' ich ein größrer Schurk,
Als um verratenes Vertraun und Undank
Je einer auf der Stirn das Brandmal trug.
Ich kannte keinen Vater, keine Mutter,
Doch, wär' es so —
Und hätt' ich beide lebend, und der Weg
In dieses Weibes Arm führt' über sie,
So höhnte nicht das Mitleid meinen Drang,
Und keine Hölle hemmte mir den Gang. (Ab.)

Es wäre überhaupt eine lohnende Aufgabe, weiter die Technik der vielen Ludwigschen Fragmente nach Belegen für die Theorien in seinen „Shakespeare-Studien" zu durchforschen; in der Stoffwahl, in der Anlage der Scenen, in der Gruppierung und Durchführung der Charaktere, ja selbst in der Behandlung des Dialogs würde ein Vergleich mit der englischen Tragödie sehr ergiebig ausfallen, bis in Antithesen hinein, wenn z. B. Genovefa graciös ihren Diener Golo in Beschlag nimmt:

Darum — was hilft's — müßt Ihr Euch plagen lassen
Mit Frau'nbefehlen ....
Nein doch, ängstet Euch
Vergeblich nicht; nur soviel Mühe sollt
Ihr haben, als ich glaub', sie müht Euch nicht.

oder wenn dieser allzu spitzfindig den Begriff „Geschenkte Ehre" erörtert:

Geschenkte Ehre ist keine Ehre. Geschenkte Ehre ehrt nur den Schenker, nicht den Beschenkten. Ehre ohne Lohn ehrt sich selbst, aber Lohn ohne That erscheint ein Makel.

O. Ludwig redete während der Arbeit mit sich selber wie mit einem guten Bekannten, dem man nur durch eine besonders kräftige Wendung im Verkehr imponieren kann: „Nicht immer mit der Nase auf den Idealnexus gestoßen." Ja er spaltete sich geradezu in zwei Personen, in den Kritiker und in den Dichter, die einander unumwunden ihre Meinung sagten. Er fragte: „Wird durch die Aufnahme dieses Motives Wesentliches gewonnen?" oder äußerte Bedenken: „Es wäre doch wohl gut" ...; und wo seine schaffende Kraft keck etwas hinwarf, da wurde sie von dem grübelnden Verstand auch schon wieder

gestört: „Sehr delikat zu behandeln und kunstreich, damit der Eindruck ein künstlerischer wird und nicht zu sehr und plötzlich und stark heraussticht aus dem Vor und Nach.“ Er setzte verschiedene Möglichkeiten an: „Also vielleicht:“ „Oder so:“ „Nun also.“ „Nein so . .“ „Vielleicht könnte, wenn nicht.“ „Man müßte sehen, wie . .“. Sobald der Dichter einen Schritt vorwärts gemacht hat, fragt der Kritiker ängstlich: „Warum“. Bei der Scene, wo Golos Leidenschaft einmal heiß hervorzubrechen hat, rief sich der Dichter zu:

Stylisirt! Darf nicht zu glühend und zu wahr werden.

Die breit zerrinnende Masse von Vorschlägen, die spaltenlangen Zergliederungen eines einzigen Aktes werden am Schluß noch einmal zu einem kurzen, mit „Also“ eingeleiteten Satz verdichtet. Weil er seine Fehler, die Leidenschaft für unfruchtbare Konstruktionen, nur zu wohl kannte, suchte er sie einzudämmen: „Kein Grübeln über die Charakteridee. Die Geschichte ist so gut und tragisch; es fehlt nur ein geschicktes Arrangement.“ Er wollte über den Abschweifungen nicht die Grundlinien verlieren: „Es muß immer noch gedrängt werden“ und

Es muß schlanker werden! Am besten so! — Was ist denn die Hauptsache? — Äußerste Drängung nötig. — Überall Gedrängheit, so daß die Aktion die Hauptsache, rascher Fortgang!

bis er endlich eine Scenenreihe einmal glücklich entworfen hatte: „Nun sind keine Sprünge in der Entwicklung“ — — „und nur immer das Notwendigste schlank, zum Teil trocken, damit die Hauptscenen Fleisch bekommen können.“ Kaum hat er einen Teil der Handlung bis ins Kleinste auseinandergenommen, so sucht er wieder nach dem Mittelpunkt: „Nur keine zu feinen Züge“ —, um den verlorenen Halt wieder zu gewinnen und mit einem „Es ist also nicht nötig, lange zu zeigen, wie . .“ einzusehen, daß die Sache im Grunde einfach gewesen war. Und wenn ihm während solcher Arbeiten die Lust zum Dichten selber vergangen war, tröstete er sich mit der Zukunft: „Die Stimmung wird sich ohnedies einfinden.“ „Ist man einmal in der Arbeit, so führt die Stimmung Züge der kleineren Art genug herbei.“

Aber solche ruhige Ausblicke waren ihm nur wenige beschieden, denn der thränenvolle Streit zwischen einem gewaltigen Wollen und begrenzten Können brach gewöhnlich bald wieder von Neuem los. „Dummes Zeug“ steht am Rand mühselig ausgeklügelter Scenarien. Seine Arbeit ist ein fortwährendes Drängen, einem für ihn nicht mehr erreichbaren Ziele zu; und das Bewußtsein dieser maßlosen Kraftvergeudung trieb ihn oft genug zur Verzweiflung. Er war nicht im Stande, ohne die Feder in der Hand zu denken; kleine flüchtige

Einfälle fielen dicht wie Schnee über das Papier und deckten den Grundriß der Handlung bis zur Unkenntlichkeit zu.

Ludwig steckte während der Arbeit oft schon mitten im dichterischen Prozesse drin. Besonders suchte er der Erklärung psychischer Vorgänge durch anschauliche Beispiele aus der Sinnenwelt beizukommen. Golos „Eifersucht bläst sich selbst an“ und „seine Leidenschaft wächst trotz aller Gegenwehr, wie das griechische Feuer durch Löschbemühungen nur heißer angeflammt wird“. Zu Genovefa: „eh' noch die Ehre in der Seele unter den heißen Flügelschlägen des Vampirs Leidenschaft völlig entschlummert ist.“ — „Beim jungen Weibe entstehen Wünsche, die sich dahin wenden, wo ihnen Sättigung verheißen wird, wie Blumen nach der Sonne.“

Die Ludwigschen Aufzeichnungen schnell entworfen, haben selbstverständlich keinen ausgefeilten Stil; ein Substantiv steht vor dem Adjektiv, weil die Verstärkung erst nachträglich dem Schreibenden einfiel: „Immer so sehr als möglich Gespräch, wirkliches.“ Um recht deutlich zu sein, prägte in der Not des Augenblickes auch neue Worte, die: „Ehrenhärte“ oder „Überhärte der Genovefa“, d. h. ihre aus zu großem Stolz und Ehrgefühl entspringende Härte, und andere: „Wagling, Wagerei“, „bevorwandet“, d. h. mit einem Vorwand versehen, und „Möglichmachung“. In dem poetischen Fragment hat sich daraus „das Waglingspaar“ erhalten.

Die Schrift des Genovefaplanheftes, auf den ersten Seiten noch klar einsetzend, verläuft sehr bald in ein schwer leserliches Gekritzel. Sie wird unordentlich und verdroßen. Striche werden durch die Linien geschlungen, um räumlich getrennte, aber dem Sinn nach verwandte Sätze künstlich wieder zu verbinden. Eine reichhaltige Interpunktation, viele Unterstreichungen und Signale am Rande kennzeichnen die besonders wichtigen Stellen des Textes. Zum Aufstrich wird öfter angesetzt, einzelne Buchstaben sind nachgetuscht, als hätte Ludwig vergebens auf eine bessere Wendung gesonnen; die Feder läuft langsam, die Endbuchstaben hören oft mit einem Punkte auf, als wüßte der Schreiber plötzlich nicht weiter, oder sie enden in Schleifen und Schnörkeln, die wieder auf längere Pausen im Denken schließen lassen.

Unter den vielen Entwürfen O. Ludwigs dürfen wir die Nichtvollendung der „Genovefa“ wohl am meisten beklagen. Der merkwürdige Stoff wird die Dichter immer wieder reizen, bis einer einmal die endgiltige dramatische Form gefunden und auch dargestellt hat, der O. Ludwig von allen bisher am nächsten gekommen war, weil er die lyrischen Elemente der Sage überwand und aus dem duldenden reinen Weib eine hoheitvoll vermessene und durchaus nicht gefühllose Frau machte. Tieck und die Seinen, die sich gern und gläubig in

den Schutz des Höchsten stellten und die von Goethe und Schiller gepredigte „That" und ihren „Willen" leugneten, die den Schwächen mehr als der Stärke der Menschen vertrauten — hatten lieber die keuschen Pinselstriche einer Legende nachgezogen, die sich ja geradezu wie ein Widerspiel zur Geschichte vom frommen Joseph und dem bösen Weib des Potiphar ausnimmt. Sie befahlen die wehrlose Frau in Gottes Hut, der ihr und dem Sohne unter dickverästelten Bäumen die Kreatur des Waldes zur Hilfe sandte. O. Ludwig dagegen wollte das Drama nur Menschen von starker Energie und ungeschwächter Sinnlichkeit zuschieben, deren Erleiden keine vom Himmel verhängte Prüfung, sondern die Folge ihrer selbstwilligen verwegenen Handlungen gewesen wäre.

O. Ludwig hat die Tragödie nicht beendet, aber selber eine Tragödie dabei erlebt, die weder den Golo noch die Genovefa, sondern ihn selber zum Helden hat, und die in der That alle Eigenschaften einer zu Herzen gehenden Handlung besitzt: große, kühne und umsichtige Pläne, die aber von dem kranken Körper, dem unentschlossenen Willen und einem viel zu fein arbeitenden, nie zu befriedigenden Geiste nicht ausgeführt werden konnten. Es steht viel Leid auf den Blättern dieser Fragmente geschrieben, die voller Flecken und mit zerkrümmelten Brotstücken zwischen den Seiten noch verraten, wie sie der Dichter unermüdlich in jeder Stunde des Tages, selbst beim Essen prüfend zur Hand gehabt haben muß. Schiller hatte einst ohne Gefahr den Weg zur Produktion durch die Ästhetik und Philosophie zurückgelegt; O. Ludwig wurde dafür gestraft, daß er im Shakespeare allzu tief die Gesetze des Dramatischen durchforscht hatte. Schiller sprach sich mit Goethe über alles, was seine Kunst betraf, aus; Ludwig war in seiner Einsamkeit und Krankheit von keinem Freund wohlthätig beraten. Der „deutschen Gründlichkeit" hat hier eins der edelsten Opfer geblutet und jener Trieb unseliger Naturen, die sich und ihre Werke bis ins unendlich Vollkommene steigern möchten, hat auch ihn ermattet. Er war zu ehrlich, und sein Werk sollte nicht bloß den klatschenden Laien, sondern in erster Linie ihm selber, als dem strengsten Richter gefallen. Die Bedeutung des Fragments liegt deshalb nicht in dem, was er geschaffen, sondern wie er geschaffen hat. Goldene Regeln für das Verständnis des Dramatischen sind überall verschwenderisch eingestreut, und ein und derselbe Fall wird nach seiner Verwendbarkeit für die Bühne geradezu erschöpfend ausgefragt. Ludwig findet die allerglücklichsten Verbindungen und die besten Gelenke für die Handlung, die sich mit zwingender Beweiskraft abspielen soll. Mit novellistischem Geschick bildet er aus den Charakteren Porträts von oft ganz wunderbarer Feinheit und Wahrheit, und viele treffende Bemerkungen fallen dabei über die Seele, über das Entstehen, Leben

und Sterben der menschlichen Leidenschaften. Aber jedes Wort, das die Personen sprechen, dient irgend einer versteckten Absicht ihres Dichters, der sich in diesem allzu kunstreichen, geheimnisvollen Gewebe schließlich selbst verlieren mußte.

Friedrich Hebbel und Arnold Schloenbach.

Nachträge von Richard Maria Werner in Lemberg.

Zu dem Abdruck dreier Briefe Hebbels an Schloenbach, durch die L. Loeffler (Euphorion 5, 720) gewiß alle Verehrer des Dichters erfreut hat, vermag ich neues Material nachzutragen. Wenn Fritz Lemmermayer behauptet, daß sich in Hebbels Nachlaß kein Brief an Schloenbach vorfinde, trifft dies im Allgemeinen zu; wer aber mit den Verhältnissen näher bekannt ist, wird nicht zweifeln, daß nachstehender im Besitze der Witwe erhaltener Brief nur an Schloenbach gerichtet sein könne, obwohl der Adressat nicht genannt ist.

I.

Wien den 10. März 1855.

Sie haben mir, mein Verehrtester, Ihre Dramen, und darauf auch Ihre Novellen, zugesandt[1]) und ich bin Ihnen bis jetzt den Dank für Ihre Aufmerksamkeit schuldig geblieben. Seyen Sie deshalb nicht ungehalten auf mich; ich war inzwischen thätig für Sie, und zögerte nur darum, Ihnen zu schreiben, weil ich Ihnen in Bezug auf Ihren Wunsch, nach Wien zu kommen,[2]) eine angenehme Mittheilung machen zu können hoffte. Leider habe ich mich hierin getäuscht; es ist unglaublich, wie viele Aspiranten sich heran drängen, sobald ein einigermaßen gesicherter Platz bei einem hiesigen Journal offen wird, und noch unglaublicher, welch ein Gewicht unsere Redakteure bei der Wiederbesetzung [?] auf Localkenntniß legen. Der Dr. Landsteiner, Herausgeber der Morgenpost, ein sehr gebildeter Mann,[3]) bei dem ich mich für Sie verwendete, sprach die Meinung gegen mich aus, daß auch für den tüchtigsten Literaten ein längerer Aufenthalt in Wien nothwendig sey, um sich brauchbar zu machen, und da es sich bei unseren deutschen Tribunalen allerdings öfterer [!] darum handelt, das gegenseitige Verhältniß unserer Creditoren zu einander zu bestimmen, als das der Sonne zu Mond und Sternen zu ermessen, so mag er Recht haben. Entnehmen Sie denn aus meinen Bemühungen wenigstens meinen guten Willen.

---

1) Dramatische Werke 1852. — Novellen und Erzählungen 1855 zwei Bände.
2) Vgl. den Brief vom 19. April 1854 an Schloenbach, Euphorion 5, 721 f.
3) Hebbel hatte mit ihm 1849—1850 die „Reichszeitung" herausgegeben.

Mein Urtheil über Ihre Dramen kennen Sie; Ihre Novellen haben schönes Detail in der Ausführung, aber sie sind schwach in der Erfindung, und die Erfindung, die neue, unerhörte Begebenheit, welche dem Charakter plöt[3]lich eine eben so neue und unerhörte Seite entlockt, ist und bleibt in der Novelle die Hauptsache. Ich mögte glauben, daß Ihr Talent sich weit eher für das Drama, als für die Novelle eignet; nur müssen Sie Sich, ich komme noch einmal darauf zurück, vor Regionen hüten, in denen der Athem stockt und das Blut gefriert. Greifen Sie in die moderne Welt hinein und lassen Sie Sich nicht einreden, daß unsere Zeit unpoetischer sey, wie irgend eine andere; es läßt sich mit Stoffen, ihr entnommen, nur schwerer täuschen, wie mit antiken und mittelalterlichen, weil die Vergleichung näher liegt und die Nullität leichter aufgedeckt wird. Vor Allem aber hüten Sie Sich vor der mit dem beständigen Wechseln der Formen verbundenen Zersplitterung.

Von mir ist jetzt die Agnes Bernauer erschienen; Michel Angelo wird bald folgen. Ich habe das Vergnügen, daß we[4]nigstens meine bisherigen Gegner mit Achtung und Anstand über dieß beste meiner Stücke reden.

Wenn Sie den Herrn J. J. Weber sehen, so grüßen Sie ihn freundlichst von mir; ich schätze ihn sehr hoch.

Ihr herzlich ergebener

Fr. Hebbel.

Wie der Schluß lehrt, hielt sich der Adressat damals in Leipzig auf, das stimmt zu Schloenbach, ebenso der Wunsch, nach Wien zu kommen, die Urteile Hebbels über die Werke, so daß kaum ein Zweifel an der Richtigkeit meiner Annahme bleibt.

Der folgende Brief war früher im Besitze des Grafen Paar, wurde vom Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar erworben und seinen übrigen Hebbelpapieren einverleibt. Mit Erlaubnis Sr. Königl. Hoheit des Herrn Großherzogs von Sachsen erfolgt der Abdruck. Mir scheint aus diesem Briefe hervorzugehen, daß Loefflers Vermutung, die Stelle des Tagebuchs von 1855 über eine Erfahrung „an einem meiner jüngeren Freunde“ beziehe sich auf Schloenbach, nicht zutreffe. Da Schloenbach 1817 geboren ist und Hebbel 1813, wäre die Bezeichnung recht auffallend. Die Stelle dürfte sich meines Erachtens auf Karl Debrois von Bruyk beziehen.

Dieser neue Brief Hebbels an Schloenbach beweist abermals, wie streng der Dichter in seinen Urteilen war, wie unmöglich es ihm wurde, etwa auf Kosten seiner freien Meinungsäußerung Anhänger zu werben. Der Ausfall gegen Gutzkow hat nichts Überraschendes, schon von seinen Anfängen her bestand der Antagonismus zwischen ihm und Gutzkow. Übrigens hat dieser in seinem berüchtigten Pamphlet „Dionysius Longinus“ (Stuttgart 1878, S. 45 und 57) auch über Schloenbach als Anhänger Hebbels die Schale seines Zornes ausgegossen.

II.

Zürnen Sie mir nicht, mein Verehrtester, daß ich Ihnen meinen Gyges erst jetzt schicke; ich wollte Ihnen zugleich schreiben und dadurch wurde ich abgehalten, denn eine Arbeit nahm mich so ganz in Anspruch, daß selbst der kleinste Brief eine

Unmöglichkeit für mich war.[1] Ich gehöre nämlich zu den Naturen, bei denen jede Lebensäußerung auf der vollständigsten Concentration beruht, und das geht leider so weit, daß es Anderen, wenn sie mich nicht sehr genau kennen, unbegreiflich seyn, also als Grille und Laune erscheinen muß. Das muß ich mir denn gefallen lassen; es ist aber einmal so.

Hier erhalten Sie nun Ihr Exemplar. Ich hatte nicht vergessen, daß es Ihnen versprochen war, und ich sende es Ihnen nicht, weil [2] Sie einen Artikel für eine Revue zu liefern haben, sondern weil Sie mir lieb und werth sind. Daß es nicht unaufgefordert geschah, werden Sie begreiflich finden: bei der in Ihren Lebens-Verhältnissen eingetretenen Veränderung,[2] zu der ich Ihnen von ganzem Herzen Glück wünsche, wenn ich auch nichts Näheres darüber weiß, mußte ich besorgen, daß mein Paquet Sie so wenig in Mannheim, als in Leipzig treffen würde. Meinen letzten großen Brief ließen Sie unbeantwortet:[3] Sie werden Sich schon noch mit seinem Inhalt aussöhnen, wenn Sie es nicht schon seyn sollten, und müssen Sich schon jetzt zu einer ernsten Vergleichung zwischen mir, der ich schon manches junge Talent durch gewissenhaften Rath und ernstliche Warnung von mir entfernte, und Anderen, welche jede Feder an sich zu fesseln suchen, weil sie nur ihr ei[3]genes Interesse im Auge haben, aufgefordert fühlen. Wie gegen Sie, verfahre ich gegen Jedermann, der sich mir nähert, und wenn der Schöpfer der Clique[4]) trotzdem, wie man mir sagt, die Lauterkeit meiner Freunde verdächtigt und mir seine eignen Künste Schuld gegeben hat, so beweis't das nur, wie viel in unseren Tagen möglich ist.

Seyen Sie mir freundlichst gegrüßt und theilen Sie mir mit, wie Sie Ihr Haus bestellt haben.

Ihr

Wien d. 10ten März 1856. Fr. Hebbel.

Als Anhang sei ein Brief Hebbels an Julian Schmidt abgedruckt, von dem sich im Nachlaß nur eine Copie vorfindet; aber das Schreiben gehört zur Illustration hierher, weil es einige Stellen in den Briefen an Schloenbach erklärt.

III.

Herrn Dr. Julian Schmidt in Leipzig.

Geehrtester Herr!

Die Verlagshandlung sendet Ihnen mein neues Stück, betitelt: Gyges und sein Ring. Ich ergreife diese Gelegenheit, Ihnen meinen Dank für Ihre Beurtheilungen meines Michel Angelo und meiner Agnes Bernauer auszudrücken. Genehmigen Sie zugleich die aufrichtige Hochachtung, womit mich Ihre Geschichte der Romantik erfüllt hat, die ich leider erst lange nach ihrem Erscheinen kennen lernte. Auch mit dem Gesichtspunct, von dem aus Sie die moderne Literatur beurtheilen, stimme ich im Allgemeinen vollkommen überein, und that es schon, wie ich beweisen könnte, in meinem zwanzigsten Jahre, wenn ich gleich im Einzelnen zuweilen von Ihnen

---

1) Hebbel dichtete damals sein idyllisches Epos „Mutter und Kind".

2) Schloenbach heiratete 1855 die Schauspielerin Auguste Gerlach in Mannheim, eine Tochter der Sophie Schröder und gründete die „Süddeutschen Blätter für Kunst und Wissenschaft".

3) Den Brief vom 22. Juni 1855, Euphorion 5, 723 f.

4) Gutzkow.

abweichen muß. Es war mir Bedürfniß, Ihnen dieß auszusprechen; daß ich längst in diesem Sinne sprach und schrieb, können Sie allenfalls auch in Leipzig erfahren, und von meinen Anhängern am ersten. Nehmen Sie es auf, wie ich es biete. Ihnen gebe ich zu bedenken, ob Sie mir die Gerechtigkeit nicht schuldig sind, mich neben wenigen Anderen als Ausnahme zu behandeln [?], wenn Sie das literairische Cliquenwesen unserer Zeit berühren. Es existirt kein einziges Blatt in oder außer Oesterreich, das sich meiner annähme oder mich auch nur schonte, und unser Burgtheater wirft mir im ganzen Jahr nur Einmal das Almosen einer Vorstellung hin und zwar durch die Wiederholung meiner Judith, womit mir am wenigsten gedient ist. Etwas weiter müßte ich es doch wohl gebracht haben, wenn ich den beliebten Weg der Bauchrednerei jemals betreten und nicht von jeher den mir von selbst zufallenden Pfennig dem gestohlenen Thaler vorgezogen hätte.

Hochachtungsvoll

Wien d. 23 Nov. 1855.

Ihr ergebener

Dr. Fr. H.

Miscellen.

Ein falsches Citat in Lessings Hamburgischer Dramaturgie.

Den Schluß des 96. Stücks der Hamburgischen Dramaturgie (Lachmann-Muncker 10, 192) bildet ein Citat, das durch den eingeschobenen Satz „sagt Pope an einem Orte" auf den englischen Dichter zurückgeführt wird. Indessen ist es den Kommentatoren der Dramaturgie bisher nicht gelungen, die Quelle der angeführten Worte nachzuweisen. Dies Verdienst gebührt dem verstorbenen Michael Bernays, der am 26. September 1885 in sein Tagebuch schrieb: „Die angeblich Popesche Stelle in Lessings Dramaturgie Seite 96 entdeckt in Warburtons Kommentar zu Popes Imitations of Horace Ep. I, 2."

Die Stelle findet sich in der Ausgabe The Works of Alexander Pope. Together with the Commentary and Notes of Mr. Warburton. Berlin. Printed for Fredrick Nicolai Bookseller 1, 762 fg., 4, 160 f. in der Note zum Vers 282. Sie lautet:

„Ver. 282. Some doubt etc. In Tragedy it is the action and in Comedy it is the manners which most engage our attention. But it is easier to direct and conduct an action than to draw and colour manners. Besides, our ignorance of high life makes false manners in Tragedy escape unobserved; but unnatural action in Comedy lies hid from no body. Hence it is, that the difficulty of succeeding lies on the side of the comic writer. To support these observations, let me ask, from whence arises our disgust when the scene in Comedy is laid abroad, and that of Tragedy at home. It appears, at first sight, whimsical and capricious, but has its foundation in nature. What we chiefly seek in Comedy is a true image of life and *manners;* but we are not easily brought to think, we have it given us, when dressed in foreign modes and fashions. And yet a good writer must follow his scene and observe decorum. On the contrary, 't is the *action* in Tragedy which most engages our attention. But to fit a domestic occurrence for the stage, we must take greater liberties with the action than a

well known story will allow. Not but perhaps an other reason might be given for our disapprobation of this inverted state of the scene. Comedy deals much in satire, Tragedy in panegyric; and our natural malignity will more easily suffer us to find the ridiculous at home than the heroic."

Die meisten kommentierten Ausgaben der Werke Popes enthalten die Noten Warburtons nicht vollständig; insbesondere fehlt die hier angeführte in den drei Editionen der Art, die zugänglich waren. Es ist also wohl anzunehmen, daß Lessing den Nicolaischen Abdruck benutzt hat.

Daraus erklärt sich auch sein Irrtum in Bezug auf den Verfasser des Citats. Denn bei Nicolai sind die Noten zu Vers 267 und 290 durch ein P. als Eigentum Popes gekennzeichnet, während die dazwischen stehenden Noten Warburtons zu Vers 280 und 282 keine Bezeichnung tragen, so daß bei schnellem Lesen leicht die Annahme, als seien auch sie von Pope verfaßt, entstehen konnte.

Leipzig. Georg Witkowski.

Ein unbekanntes Gedicht Schillers.

In der Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte 12, 100 hat Jonas aus dem Stammbuch eines Jenenser Studenten folgenden Eintrag eines akademischen Kommilitonen veröffentlicht, der von dem Schreiber Schiller zugeschrieben wird:

Als Alexander dereinst zu Ammons Sitze gelangt war
Und ihn Jupiter selbst nannte den göttlichen Sohn,
Fragt er den Vater um nichts als um die Quelle des Nilstroms,
Fühlend, daß Tugend und Glück ruhen im eigenen Schoß.
Auch wir wollen die Götter nur um Geheimnisse fragen:
Pflicht und — Tugend und — Glück schreiben sie uns in das Herz.

Jonas findet es auffallend, daß in Jena im Jahre 1799 diese Verse als Schillersche in ein Stammbuch geschrieben wurden, zumal ein Grund zu einer Mystifikation nicht ersichtlich sei; aus dem inneren Wert heraus könne man sie Schiller sicher weder zu- noch absprechen; nur ein Nachweis derselben in einem gedruckten Buche könne die Autorfrage entscheiden.

Schillers Musenalmanach für 1796 enthält S. 38 das Original der oben etwas variierten Distichen:

Das Orakel.

Als Alexander einst zu Ammons Sitze gelangt war
Und ihn Jupiter selbst nannte den göttlichen Sohn,
Fragt' er den Vater um nichts als um die Quelle des Nilstroms,
Fühlete Schicksal und Glück ruhen in eigener Hand.
Auch wir wollen die Götter nur um Geheimnisse fragen:
Pflicht und Tugend und Glück schrieben sie uns in das Herz. E.

Die Chiffer E. bezeichnet Herdersche Beiträge und das Gedicht ist von ihm (vgl. auch Sämtliche Werke 29, 158). Daß ein jugendlicher Leser des Almanachs es Schiller zuschrieb, darf nicht so sehr wunder nehmen, wenn selbst ein so feinfühliger Kritiker und Kenner wie Wilhelm von Humboldt urteilte (Briefwechsel mit Schiller[3] S. 81): „Anfangs war ich versucht Sie unter dem E. zu suchen; vorzüglich hielt ich „Das Orakel" und „Das innere Olympia" nicht bloß Ihrer wert, sondern auch in Ihrem Charakter."

Jena. Albert Leitzmann.

Zur Günderode.

Es ist öfters ausgesprochen worden, daß über das Verhängnis zwischen Friedrich Creuzer und Karoline von Günderode alle Beteiligten Verschwiegenheit gehalten hätten. Zu meinem Erstaunen las ich daher jüngst in einem (ungedruckten) Briefe Ernsts von der Malsburg an Wilhelm Grimm, daß die Angelegenheit unter den Marburger Studenten bekannt und zum Gespräche geworden war. Der gänzlich undatierte Brief ist von Marburg nach Cassel gerichtet und setzt Wilhelms und Jacobs Abreise, zu Anfang Oktober 1805, voraus. Er gehört, da der 1. November als Termin einer Bücherversteigerung gemeldet wird, in den Oktober 1805.

Die Brüder Grimm hatten von der Günderode durch ihren Verkehr mit dem Brentano-Savignyschen Kreise entweder gehört oder vielleicht sie auch dort einmal gesehen. Wilhelm macht im Juni 1805 seinen Bruder in Paris darauf aufmerksam, daß zu Creuzers und Daubs Studien, die er noch nicht habe erhalten können, auch die Tian Gedichte liefern solle (Jugendbriefe S. 56). Demgemäß erzählt auch Malsburg seinen Freunden Folgendes: „Noch trägt man sich mit einer Historie herum, die besonders Menschen wie A. B. ein bäurisches Vergnügen macht,[1]) daß nämlich der kleine Matthison seinem Perrückenmacher ganz im Vertrauen eröffnet, wie Prof. Hauf einen Brief von Madam Creuzer aus Heidelberg erhalten, worin sie klage, daß ihr Mann ihr untreu sey und das Fräulein Tian sterblich liebe; daß sie sich in ein Dorf zurückgezogen, von Creutzer (der zu seinem Nachtheile fantastisch geworden aus einem stillen Hausbürger) aber mit Thränen in den Augen wiedergeholt und gebeten worden Geduld mit seiner unabänderlichen Schwäche zu haben, denn er liebe unsterblich und könne seiner Leidenschaft nicht Meister werden."

Es ist kein Zweifel, daß wir es hier mit einer sachlich wohl gegründeten Nachricht zu thun haben. Sie gehört zu dem, was in Rohdes Publikation auf S. 58 mitgeteilt wird. Im Spätsommer 1805 nämlich verließ Frau Sophie Creuzer, um ihrerseits kein Hindernis mehr zu sein, Heidelberg; ihr Gatte wünschte aber nicht, daß die Trennung auf diese Weise geschehe, und bat sie zurückzukehren. Die Briefe, die näheren Aufschluß geben könnten, sind nach Rohde vernichtet worden. Einiges Sachliche, das sie enthielten, ist also in Malsburgs Studentenbriefe aufbewahrt.

Berlin-Friedenau. Reinhold Steig.

Eine Stimme über Theodor Körner aus Wien.

Theodor Körner verkehrte in Wien, wie wir wissen, auch in dem Hause der Frau Henriette von Pereira-Arnstein. In Peschels und Wildenows neuestem Werke über ihn kann man im ersten Bande (S. 325) und in den Anmerkungen des zweiten Bandes das Nähere nachlesen.

In einem Briefe an Julius Eduard Hitzig in Berlin vom 12. Juli 1814 spricht sich Frau von Pereira über Theodor Körner aus. Anlaß des Briefes war die Teilnahme an dem auch von Fouqué und Chamisso beklagten frühen Tode der Gattin Hitzigs. Wie zum Troste schildert sie ihm das Leid, das auch sie in der Ehe und in der Freundschaft durchzumachen habe. Ein gedrückter und doch wieder

[1]) Ich möchte glauben, daß mit A. B. der Marburger Professor Anton Bauer gemeint sei, über den sich auch die Grimms als Studenten in ihren Jugendbriefen wenig respektierlich ergehen: es würde sich der auffallende Ausdruck „ein bäurisches Vergnügen" als Wortspiel leicht rechtfertigen.

schwärmerisch gehobener Ton geht durch den Brief. Die noch unbekannte Stelle über Körner lautet:

Ich bedaure es ungemein, daß Du meinen theuern, verewigten Freund Körner nicht persönlich kennen gelernt hast. Wenn gleich sein frühes Ende Dich dann mehr noch bewegt hätte, so wäre doch die Erinnerung an diesen vortrefflichen, reinen, edlen, für alles Gute und Schöne glühenden, alles Beßre in sich fassende Gemüth, etwas erfreuliches gewesen. So wie er in seinen lezten Liedern gesungen, so hat er gedacht, gefühlt und gehandelt; hätte er gelebt, Teutschland hätte sich eines talentvollen Dichters, seine Freunde sich der herrlichsten Natur, des edelsten Menschen erfreut. Auch das sollte nicht seyn, und in ihm ist mir ein treuer Freund, ein geliebter Sohn gestorben, denn so liebte ich ihn, so liebten wir ihn alle in einem kleinen Kreise ausgezeichneter Frauen, die wir mit Stolz sahen, wie lieb und nützlich ihm unser Umgang war, und dieser freundliche Stern ist uns entrissen. In meinem unselig Ahndungsvollen Geist hatte ich ihn mehrmals gebeten nicht zum Lützowschen corps zu gehen, sondern zu den Jägern, unter Fouqué, der vielleicht eben so väterlich über ihn gewacht hätte, als über Philipp Veit, und er hätte es mehr bedürft, denn er war tollkühn, heftig und nur zu eifrig für die gute Sache, deren Ausgang er nicht einmal gesehen. Wer weiß, er lebte noch, hätte er meinem Rath gefolgt. So ist er hinübergegangen zu einer bessern Welt, zwar nutzlos nicht, denn sein Beispiel und Erinnerung wird manches Herz erheben, aber ruhmlos für seine Unternehmung, doch zum Trost seiner Zurückgelassenen bedauert von allen die ihn gekannt, seinen Freunden unersetzlich.

Berlin-Friedenau. Reinhold Steig.

Zu Wilhelm Müllers „Muscheln aus Rügen".

Eine recht überflüssige Mühe hat sich Albert Weiß mit der Verdeutschung dreier polnischer Gedichte von J. Grajnert (Polnische Dichtung in deutschem Gewande. Halle 1891, S. 47) gemacht. Denn diese „Volkslieder aus Möndhgut" sind nichts andres als drei bekannte Poesien Wilhelm Müllers (Gedichte 1868 1, 100 f. unter den „Muscheln aus Rügen"): „Einkleidung", „Bräutigamswahl", „Die Braut", die ihren Weg nach Polen gefunden haben und nun in neuem deutschen Gewande in die Heimat zurückkehren. Daß sie bei dieser zwiefachen Umkleidung nicht viel gewonnen haben, läßt sich denken.

Berlin. J. Bolte.

Zu Euphorion 6, 84 ff.

In Wurzbachs Aufsatz über Stolbergs Ballade „Die Büßende" vermisse ich einen Hinweis auf den Aufsatz von Benfey, Stolbergs Ballade „Die Büßende" in ihrem Zusammenhange mit orientalischen Sagen, in den Blättern für litterarische Unterhaltung 1857, Nr. 49, S. 896 ff. Siehe auch Benfeys Einleitung zum Pantschatantra (Leipzig 1859) § 186, besonders S. 451.

Halle a. d. S. Theodor Zachariae.

Recensionen und Referate.

Griechische Epigramme und andere kleinere Dichtungen in deutschen Übersetzungen des 16. und 17. Jahrhunderts. Mit Anmerkungen und ausführlicher Einleitung herausgegeben von M. Rubensohn. Mit einer Zinkographie. Weimar, Emil Felber 1897. (Bibliothek älterer deutscher Übersetzungen herausgegeben von A. Sauer 2—5.) 10 M.

Ein überaus inhaltsreiches Buch, in dem viel weitere Gebiete aus der Litteratur des 16. und 17. Jahrhunderts behandelt werden, als sein Titel verheißt. Die sichere Beherrschung seines Stoffgebiets: der Anthologie und der Geschichte ihrer Übersetzungen in der Renaissancezeit und den folgenden Jahrhunderten, hat den Verfasser verleitet, seine Untersuchung so weit auszudehnen, daß die mitgeteilten Dichtungen nur einen verhältnismäßig kleinen Raum gegenüber dem wissenschaftlichen Apparat einnehmen. Die Übersetzungen füllen 73 Seiten, während Einleitung und Anmerkungen mehr als das Sechsfache beanspruchen. Man läßt sich jedoch diese Inkongruenz gern gefallen, da der Verfasser eine Fülle neuer Ergebnisse bietet, und er sich rühmen darf, als erster seinen Stoff in der gewählten Abgrenzung wissenschaftlich bearbeitet zu haben. Die Entwicklungsgeschichte der epigrammatischen Form in Deutschland und die Biographien mehrerer — bisher wenig beachteter — Vertreter dieser Gattung werden in gleicher Weise durch die gewissenhafte Forschung Rubensohns bereichert. An erster Stelle ist hier die Abhandlung zu nennen, welche dem Leben und den Schriften des Ingolstädter Professors Wolfgang Hunger († 1555) gewidmet ist. Brauchbare Vorarbeiten für diesen Teil seines Buches hat Rubensohn kaum gefunden; aus Hungers Schriften, Mederers Ingolstädter Annalen, Finauers Bibliothek zur baierischen Geschichte, einzelnen Monographien zur Gelehrtengeschichte des 16. Jahrhunderts u. s. w. hat er mühsam sein Material zusammentragen müssen. Von der schriftstellerischen

Thätigkeit Hungers tritt, dem Thema der vorliegenden Arbeit entsprechend, seine Übersetzung der Emblemata Alciatos in den Vordergrund, doch findet auch seine „Vindicatio" eingehende Besprechung. Hunger lernte die Schriften Alciatos in Bourges kennen, wohin ihn seine peregrinatio academica geführt hatte. Man ist übrigens zu der Annahme berechtigt, daß auch in seinem Heimatlande, z. B. gerade in Ingolstadt, Alciato damals zu den gelesenen Autoren zählte. So findet sich in Mederers Annalen unter dem Jahre 1538 — vier Jahre vor dem Erscheinen der Hungerschen Übersetzung — „inter inscriptos" ein Mailänder Jurist M. Ant. Caimus, der ausdrücklich als Hörer des Alciato bezeichnet wird. Ein Sammelband der Münchener Universitätsbibliothek (Cod. Ms. 769 Orat. academ.), der hauptsächlich Entwürfe zu akademischen Reden des Theologen Albert Hunger enthält, könnte noch einiges zur Biographie W. Hungers Dienliche ergeben. So findet sich hier die von Rubensohn nach Mederer (1, 191) citierte Rede des älteren Hunger auf die Reise des Bayrischen Herzogs Albrecht von Ingolstadt nach Salzburg in der Originalhandschrift (September 1544). In dem Verzeichnis der Schriften Hungers (S. XVI) ist das Excitatorium aulicorum de officio aulici (Nr. 4) wegen der im Titel behaupteten spanischen Herkunft mit einem Fragezeichen versehen; sollte die Vorlage nicht Guevaras doctrina de cortesanos gewesen sein? Übrigens ist der Bearbeiter des „excitatorium" Wolfgang Hunger der Sohn gewesen. In der mir vorliegenden Ausgabe: Straßburg, Bernh. Jobin 1592 sagt dieser in der Widmung (Baden, 12. Januar 1582), daß er das Büchlein „aus Toskanischer Spraach in die Teutsche transferieret". Es handelt sich um keine eigentliche Übersetzung, sondern um eine Bearbeitung des Originals, mit Übergehung der an deutschen Höfen nicht üblichen Gebräuche. 1593 und 1598 erschienen in Straßburg auch illustrierte Ausgaben davon. Da mir Guevaras Buch nicht zur Hand ist, konnte ich die Vorlage nicht feststellen. — Sehr ergebnisreich für die Geschichte der etymologischen Bestrebungen in Deutschland ist die Untersuchung, welche Rubensohn den Sprachstudien Hungers widmet, die in seiner „Vindicatio" niedergelegt sind. Man kann seinem gesunden Sprachgefühl alle Achtung zollen; gewöhnlich weiß er geschmacklosen Ableitungen, wie sie bei dem von ihm verspotteten Charles de Bouilles begegnen, aus dem Weg zu gehen. Besonders rühmlich ist die Aufmerksamkeit, welche er den deutschen Dialekten dabei zuwendet. Übrigens findet sich in dem Buch des Franzosen de differentia vulgarium linguarum et Gallici sermonis varietate immerhin manches Annehmbare. Wenn Bouilles z. B. malheur aus mala hora herleitet, so sind solche verführerische Etymologien bis in die Neuzeit für erlaubt gehalten worden; auch manche zutreffende begegnen, oder solche, die heute noch nicht verbessert sind wie bigot aus dem germanischen bi got und nicht selten trifft man das offene Zugeständnis, daß eine incerta

origo vorliege. Bei der mangelnden Kenntnis von den Bedingungen und Formen des Lautwandels konnten Hungers, wie seines Gegners Versuche auf diesem Gebiet sich oft nicht über ein bloßes Herumtasten erheben; nur war Hunger zweifellos wissenschaftlich besser gerüstet. Mit besonderer Sorgfalt hat Rubensohn die Metrik der Hungerschen Übersetzungen geprüft; er führt uns die historische Entwicklung des von ihm benutzten Achtsilbers in Deutschland vor und weist die Abhängigkeit des deutschen Übersetzers — im Strophenbau und in der Behandlung der einzelnen Verse — von einer französischen Vorlage (Le Fèvres) nach. In anziehender Weise erklärt er, wie Hunger als erster Vertreter der romanisch-deutschen Dichtung die Monotonie der volkstümlichen Achtsilber zu vermeiden und durch glückliche Nachahmung der „rhythmi gallicani" seinen Versen rhythmische Bewegung und etwas von der gepriesenen französischen „suavitas" zu geben wußte. Als deutscher Dichter der Reformationsperiode hat Hunger nicht unterlassen, den Dichtungen des Alciato bei seiner Wiedergabe ein moralisch-didaktisches Element beizumischen, so daß mitunter ein griechisches Epigramm, das ihm der italienische Dichter übermittelte, in seiner Bearbeitung den Charakter einer deutschen Fabel annahm. Bei der Charakteristik der Opitianischen Übersetzungen aus der Anthologie und der Schilderung seines Entwicklungsganges war Rubensohn in der angenehmen Lage, auf eigene Vorarbeiten zurückgreifen zu können, insbesondere auch auf seine im Euphorion (2, 57—99) veröffentlichten Studien zur Biographie des schlesischen Dichters. Im einzelnen möchte ich hier nur auf die Parallele zwischen Herder und Opitz hinsichtlich ihrer Auffassung und Bearbeitung antiker Muster hinweisen, ferner auf die eingestreuten Bemerkungen zur Gelehrtengeschichte, auf das Verzeichnis der damals in den Schulen gelesenen klassischen Autoren und auf den kulturhistorisch interessanten Abschnitt, in welchem der Verfasser die Geistesrichtung des 17. Jahrhunderts kennzeichnet, dem die satirischen Stücke der römisch-griechischen Dichter aus dem ersten und zweiten Jahrhundert und die byzantinische Erotik in der Anthologie am höchsten standen. Auch die Kapitel, in denen das Verhältnis Helds, Weckherlins, Schirmers und J. G. Schochs zur Anthologie behandelt wird, bereichern unsere Kenntnis von der Poetik jener Zeit in dankenswerter Weise. Besonders tritt hier das Gegensätzliche in den Anschauungen der schlesischen und sächsischen Dichter zu Tage. Die verschiedenen Kunstmittel, durch welche die sächsischen Poeten ihre Lieder sangbar zu gestalten wußten, ihre bewußte Anlehnung an die volkstümliche Poesie, ihre Benutzung italienischer Formen, die Mannigfaltigkeit ihrer Strophenbildung werden in Anschluß an Schochs Zuschrift „an die Liebhaber der Deutschen Poeterey" vorgeführt. Ein dreifaches vorzüglich gearbeitetes Register, das bei der ungewöhnlichen Reichhaltigkeit und Verschiedenartigkeit des Inhalts besonders nötig war, schließt das Werk ab. Der erste Teil dieses Registers giebt den Fundort der

betreffenden Dichtung in der griechischen Litteratur an, nennt den Vermittler und den deutschen Übersetzer, während der zweite die Personennamen enthält. Ein dritter, „Varia" betitelt, ist das eigentliche Sachregister. Der Verfasser dürfte uns noch manches Neue aus der Geschichte der Anthologie mitzuteilen haben. Die Verbreitung und Ausnutzung dieser antiken Kleinkunst hat er neuerdings wieder in einer Untersuchung verfolgt, welche die Geschichte eines Apollinischen Spruches bei Bakchylides behandelt und seinen Wandlungen in der humanistischen Litteratur und späterhin nachspürt. (Berliner Philologische Wochenschrift, November 1898.)

München. Ludwig Pariser.

Scheid N., S. J., Der Jesuit Jakob Masen, ein Schulmann und Schriftsteller des 17. Jahrhunderts. (Erste Vereinsschrift der Görresgesellschaft für 1898.) Köln 1898. Kommissionsverlag und Druck von J. P. Bachem.

Vorliegende Schrift bietet in kurzen Zügen eine Charakteristik Masens, S. J. (geboren 1606, gestorben 1681) und seiner vielseitigen Thätigkeit. Schon durch den Gegenstand erhält sie ihren Wert. Erscheint auch der heutigen Kulturgeschichte Masenius nicht mehr als ein „dunkler Professor der Rhetorik zu Cölln" wie der Zeit Nicolais: so ist doch sein Wirken in weiteren Fachkreisen weder bekannt noch gewürdigt genug. Wer die Hauptpunkte von Masens Kunstlehre, seine Dramaturgie, Wesen und Art seiner Poesie in Kürze kennen lernen will, vor allem, wer den Entwicklungsgang Masens vom Lehrer zum Theoretiker und Dichter verfolgen will: der wird Professor N. Scheids Studie mit ebensoviel Nutzen als Spannung lesen und erkennen, daß Masens Ausspruch: „Expertus didici" nicht ein hingeworfenes Wort, sondern einen Lebensinhalt bedeutet. Richtig faßt Scheid sein Thema unter dem doppelten Gesichtspunkt der pädagogischen und litterarhistorischen Bedeutung Masens und führt dies so klar durch, daß das zusammenfassende Urteil, Masen sei das „treue Charakterbild eines Schulmannes und Schriftstellers aus der alten Jesuitenschule des 17. Jahrhunderts" wie ein aus richtig gegebenen Prämissen gezogener Schluß einleuchtet. Die „Ars docendi" leitete Masen zur Abfassung seiner „Palaestren", durch die er einer der wirksamsten Vertreter der Poetik und Rhetorik in Deutschland nach J. Pontanus, S. J. (geboren 1541, gestorben 1616) wurde. Getreu den ästhetischen Principien der Lehrkunst seines Ordens, die überall vom Wissen zum Können leitete und von den Exercitationes und Sprachübungen bis zur Aufführung von Dramen überall der „Imitatio" zustrebte, verstand er es vortrefflich, seine Jünger den Weg von der Regel zur Anwendung zu führen, an vorhandenen Werken das Gesetz nachzuweisen und an „Musterbeispielen" zu zeigen, wie man es „machen" müsse. Er war eine der Naturen, die,

ohne geborene Dichter zu sein, jeden Augenblick sich aller Bedingungen bewußt sind, unter denen ein Kunstwerk entsteht, denen die Theorie der Dichtkunst so in Fleisch und Blut übergegangen ist, daß sie dieselbe handhaben, wie das Regelwerk der Grammatik einer fremden Sprache, die man geläufig spricht. So werden sie gleichsam Konationale der geborenen Dichter, ihre feinfühligsten Kommentatoren und wissen die Poesie so weit zu kommandieren, daß sie, gestützt auf die „Krücke“ der Theorie, selbst ganz achtenswerte Dichtungen zuwegebringen, welche den Schöpfungen dichterischer Genien ganz nahe kommen. Solche Naturen sind die berufenen Mentoren; und besonders im Gebiete der Schauspielkunst, welche an so viele Bedingungen geknüpft ist, die außerhalb des Rahmens der Poesie gelegen sind, welche Erfahrung, Technik, kurz Kenntnis des Handwerks fordern, eröffnet sich das dankbarste Feld für ihre Thätigkeit. Der Gedanke an Lessing drängt sich ungezwungen auf, und nicht zufällig liegt auch die Hauptbedeutung Masens in litterarhistorischer Richtung auf dem Gebiete der Dramaturgie. Mit Recht hat daher Scheid die dramaturgische und dramatische Thätigkeit Masens in den Mittelpunkt seiner Studie gestellt. Es war Masen nicht gegönnt, Jünger zu finden, die als Dichter mächtig über ihn hinausgewachsen wären; aber fast das gesamte Drama nicht nur der Jesuiten, sondern auch der Piaristen und Klosterleute, weiterhin die volkstümlichen Ableger des geistlichen Spieles bewegten sich fortab, bis der Einfluß des französischen Klassicismus und Gottscheds sichtbar wird, im wesentlichen in den durch Masens Theorie und Praxis vorgezeichneten Bahnen. Seine seit 1654 erscheinenden „Palaestren“ wurden das verbreitetste Lehrbuch der Schulen und mittelbar oder unmittelbar der „Gradus ad Parnassum“ für zahlreiche Ordensdichter. Von nun an fällt der „Typus des Ordenstheaters“, von einzelnen Modifikationen abgesehen, im ganzen mit der Theorie Masens zusammen. Ich habe auf diese Bedeutung Masens, dessen „Palaestra“ jahrelang als stets treuer Berater auf meinem Schreibpult lag, an anderer Stelle hingewiesen (Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte. Neue Folge IX) und bin erfreut, daß Scheid in diesem Punkte an meine Ausführungen anschließen konnte und zum gleichen Resultat gelangt. Trotz dieser Übereinstimmung setzt gerade hier ein Differenzpunkt zwischen Scheids und meinen Anschauungen ein; ja die „Vorrede“ stellt es sogar als einen Nebenzweck hin, die von mir aufgeworfene Frage nach dem „Typus der Jesuitenkomödie“ zurückzuweisen. Ich denke auch diese Differenz beruht nur auf einem Mißverständnis, veranlaßt durch die Auffassung einer von Scheid citierten Stelle aus meinen „Studien und Beiträgen“ (S. 35). Scheid deduciert aus dieser Stelle meinerseits die Annahme eines „Wellencentrums“ in Rom für die Jesuitenkomödie, in der Weise einer „alles typisch bestimmenden Centralleitung“, einer „centralen Regierung, die keinen Unterschied der Nationen kennt“ und weist diese

Annahme unter Hinweis auf „die alten und neuen Gepflogenheiten des Ordens" zurück (S. 34—37). Soweit mir die Ordenslitteratur im Verlaufe einer fast zwanzigjährigen Beschäftigung mit dem Gegenstand bekannt geworden ist und soweit ich Einblick in die Ordensgepflogenheiten gewinnen konnte, glaube ich, kämpft Scheid mit vollem Rechte gegen diese „Wellentheorie" und gegen diesen „Typus" an. Ich habe weder dieses Bild gebraucht noch diesen „Typus" aufgestellt. Welchen Eindruck die Jesuitendichtung im ganzen auf mich gemacht hat, habe ich in den „Beiträgen" (S. 9) an die Spitze meiner Arbeit gestellt: „In Wahrheit haben die Jesuiten, wie andere Menschenkinder, den Geschmack ihrer Zeit und ihres Landes, beeinflußt durch die Tendenzen ihres Ordens und die Unterrichtsmethode seiner Kollegien. Starke Tradition, die lateinische Sprache, die gleiche Weltanschauung giebt ihren Litteraturprodukten so gut wie den Erzeugnissen der Humanisten einen gewissen internationalen Charakter." Die Zusammenstellung mit den Humanisten weist von vorherein den Gedanken an eine die Arbeit des Dichters nach bestimmten Normen lenkende Centralleitung zurück; Balde, Avancinus, Rosacinus, der Lyriker Masenius selber und andere deutschpatriotische Lyriker sind ja ganz bestimmt vaterländische Dichter-Individualitäten, deren Denkweise niemand im Orden Zwang anthat. Wenn ich andererseits den Orden als „Heimat" dieser Dichter bezeichnete, kann nicht zweifelhaft sein, wie das zu verstehen ist. Was Scheid aufstellt und bekämpft, ist ein „autoritativ" hingestellter „Typus"; was ich als „Typus der Jesuitenkomödie" hingestellt habe, bedeutet ein historisch-Gewordenes, dessen innere Form aus dem Wesen der katholischen Weltauffassung wie das mittelalterliche Schauspiel hervorwächst, dessen Komposition in Zusammenhang mit der Antike und dem Humanismus steht, dessen glanzvolle theatralische Gestaltung ein Ausfluß der Kunst der italienischen Barocke war, welche frühzeitig an Päpsten und Kirchenfürsten die kunstsinnigsten Mäcenaten fand. Ermöglicht wurde diese Theaterentwicklung durch die Vorschriften der „Ratio et Institutio", begründet durch das ästhetische Erziehungsideal des Ordens; seine gesellschaftlichen Grundlagen erhielt diese Schulbühne, welche mit den prächtigsten Hofbühnen wetteifern kann, durch die dominierende Stellung des Ordens seit der im Tridentinum erfolgten Restauration der katholischen Kirche. Wenn mir diese Bühne als der „theatralische Ausdruck des internationalen Lateinreiches der Gesellschaft Jesu" erschien, so ist dies in keinem anderen Sinne zu fassen, als wie überhaupt das Theater ein Spiegel der Zeit und der Sitten ist, Terenzens und Molières Komödien so gut, wie das altenglische oder das spanische Theater, wie die Alexandrinertragödie u. s. w. Wenn ich hier den Zusammenhang mit Rom und Italien enger halte, als auf anderen Gebieten der Litteratur, so denke ich dabei nicht an eine Centralregierung, sondern an eine historische Kulturübertragung, welche in enger

Verbindung mit dem Siege der Barocke auf dem Gebiete der bildenden Künste stattfand. Ich habe wiederholt auf die Bedeutung des „Hauses" für die Ausbildung des Jesuitentheaters hingewiesen. Auf dem Gebiete der Poesie bildet das Jesuitentheater, das einzige, in welchem damals, abgesehen von der Oper, wirklich von einer Kunsttradition die Rede sein kann, die glanzvollste Entfaltung der Barocke, deren Träger und Verbreiter die Jesuiten waren. Erscheint mir das Jesuitentheater in seiner Gesamtheit als „eine Kollektivarbeit von Generationen", so gelangte ich für die Geschichte des Fastnachtspieles in Deutschland zu ähnlicher Auffassung, und auch in meiner Studie über die Wiener Parodie mußte ich ähnlich einen Typus des Wiener Volkstheaters erkennen. Wo es sich um die Masse der Theaterlitteratur handelt, glaube ich etwas in meiner Domäne zu sein und kann aus reichhaltiger Lektüre heraus versichern: überall, wo wir zum Verständnis der Theaterlitteratur eines Landes, einer Stadt, einer Epoche, einer Gesellschaftssphäre, kurz irgend einer Gemeinsamkeit gelangen wollen, müssen wir nach der Erkenntnis eines „Typus", eines „Schemas", welches die gemeinsamen Züge wiedergiebt, streben. Keine Kunstform hängt so sehr mit den lokalen, gesellschaftlichen, kulturellen Bedingungen ihres Entstehens zusammen als das Theater, nirgends ist die Macht der Tradition größer als hier. Dies gilt vom griechischen Drama bis herauf zur Moderne. In diesem Sinne hat L. Speidel unlängst G. Hauptmanns „Fuhrmann Henschel" ganz richtig als „das dramatische Meisterwerk des deutschen Naturalismus" bezeichnet. Überall, so auch in der Jesuitenpoesie, kommt, trotz gemeinsamer Weltanschauung, Erziehung, Mode, Ordenseinrichtung und dergleichen in der Lyrik die persönliche und nationale Individualität zu vollerem Ausdruck; in der Dramatik war auch hier das einzelne Stück in Form, Komposition, Technik u. s. w. vielmehr an die äußeren Bedingungen gebunden, welche zu typischer Gestaltung hinleiteten und durch die Schwerkraft der Tradition bestimmt wurden. Den besten Beweis erbringt die Thatsache, daß spätere Ordensdramatiker ihre Dramen für den Druck etwa dem Stil des französischen Klassicismus oder Gottscheds anpassen, während in der Aufführung noch die Barocke herrschte. Wie ich zur Aufstellung meines „Typus" aus der Lektüre heraus gelangt bin, habe ich in einer Reihe von Arbeiten dargelegt und verweise nur auf meine jüngste Darstellung in Nagl und Zeidler, Deutsch-österreichische Litteraturgeschichte (S. 652—693), wo sich auch Belege und Litteraturangaben finden. Daß ich meinen „Typus" nicht für ein „Noli me tangere", sondern sehr verbesserungsfähig halte, beweist, daß ich selbst seit dem Jahre 1887 in jeder folgenden Arbeit seine Grundzüge meiner fortschreitenden Erkenntnis gemäß zu korrigieren bestrebt war. Der „Typus" erscheint mir überhaupt mehr als Hilfsmittel der Forschung, etwa wie die arische Ursprache für den Linguisten, und das Wesentliche war mir immer der Nachweis der verschiedenen Mischung, in welcher sich seine Elemente in

dem Einzelwerk vorfinden. So ging ich schon bei der Analyse von Josef Simeons Dramen den Spuren des altenglischen Theaters auf den Bühnen Roms nach, so wies ich auf spanische Einwirkungen u. s. w. hin, so suchte ich die österreichischen, ja speciell wienerischen Züge in der Gestaltung des Jesuitentheaters in Wien auf. Daß aber der Typus des Ordenstheaters auf die italienische Barocke zurückweist, zeigt schon ein Blick auf die erhaltenen Grundrisse der Ordensbühnen, die Architektur der Bühnen, die Dekorations- und Kostümbilder, wie ich sie zahlreich bei der Wiener Theaterausstellung vorgeführt habe. In enger Verbindung aber mit dem Theaterbau schritt auch das Schauspiel des Ordens von den Formen der humanistischen Schulkomödie zum Barockdrama vorwärts. Schon in meinem Programm von 1888 setzte ich daher meiner Skizze über das Wiener Jesuitendrama die Schilderung des Akademietheaters aus dem Kodex Testarello voran. Die Schauspielkunst des Ordens fügt sich eben nur als ein Glied in den großen Prozeß der Übertragung der Barocke von Italien nach Deutschland ein. Einige Daten werden hier das chronologische Verhältnis, das zwischen dem Beginne dieses Prozesses und der Arbeit der deutschen Ordenstheoretiker liegt, am besten illustrieren. 1594 erschienen Pontans „Institutiones", 1654 Masens „Palaestren"; 1574 begann mit der Münchener „Constantinus"-Aufführung die Blütezeit des Jesuitentheaters in Deutschland, welche „auch auf theatralischem Gebiete der kunstdurchglühten Weise der Renaissance" Eingang verschaffte. Hier stehen wir beim „Archetypus". 1626 stirbt Pontanus, 1629 trat Masen in den Orden, 1639 starb das größte deutsche Theatertalent des Ordens, J. Bidermann, zu Rom, 1620 und 1650 fällt die Entstehung der Theaterbauten in Wien u. s. w., kurz, während Lessing am Anfang einer Blüteepoche steht, bedeutet Masenius einen Ausgang; seine Theorie ist das Produkt einer fast hundertjährigen Theatererfahrung des Ordens. Wie der Stagirite auf die Blüte des griechischen Schauspieles, so folgt Masen der Begründung der Glanzzeit des Jesuitentheaters, welche er allerdings noch auf ihrer Höhe miterleben durfte. Seine Theorie ist, seiner ganzen auf der Erfahrung fußenden Arbeitsweise gemäß, der Niederschlag der von ihm gemachten theatralischen Erfahrungen. Diese begannen schon mit der Dichtung und Aufführung seines „Vitus et Modestus" während seiner Kölner Studienzeit und fanden während seiner Thätigkeit als Lehrer der Poesie und Rhetorik die reichste Erweiterung. So faßte er die Tradition einer Blütezeit in seiner Theorie zusammen und vererbte den übernommenen, aber selbständig erfaßten und theoretisch begründeten „Typus" einer absteigenden Epoche. So, glaube ich, können die Bedeutung von Masens Theorie und mein „Typus" ganz gut nebeneinander bestehen, und die gegebene Aufklärung hat wohl das Mißverständnis behoben. Mich würde dies umsomehr freuen, als Scheids treffliche Studie auch durch eine Reihe von anderen Punkten wiederum die

Bedeutung der katholischen Neulateiner für die Geschichte der modernen Litteraturen beweist, die ich an verschiedenen Orten, in mancher Hinsicht ziemlich vereinsamt, seit Jahren hervorgehoben. Ich verweise nur auf Scheids Behandlung der Milton-Sarkotis-Frage (S. 24 ff., S. 35 f.), auf Masen und Calderon (S. 35), auf Masens Tunisias-Entwürfe und L. Pyrkers Epos (S. 22 ff.) und andere. — Wir stehen hier vielfach noch in einem Neuland und dürfen der interessantesten Aufschlüsse gewärtig sein, wenn wir tiefer in dieses Gebiet eindringen. Ich zweifle nicht, daß die Geschichte der modernen Litteraturen dadurch ebenso einen neuen Hintergrund erhalten wird, wie die früherer Epochen durch den Humanismus und das Mittellatein. Frage auf Frage wächst aus dem Boden dieser Studien hervor. Ich verweise hier nur auf Farinellis neue „Don-Juan-Auffassung" hin, welche von denselben Grundlagen wie meine „Leontius-Don-Juan-Hypothese" (Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte. Neue Folge. IX) ausgeht. Wie in der Kunstgeschichte schält sich auch hier die italienische Barocke immer deutlicher heraus. Die Zeiten, in denen man über Erscheinungen wie J. Pontanus und Masenius mit der Bezeichnung „dunkler Professor der Rhetorik" hinweggleiten durfte, Dichter wie J. Balde mit dem Prädikat „elender Versemacher" charakterisieren und alle Jesuitenlitteratur mit dem Epitheton ornans „extradumm" abthun konnte, ohne sein litterarisches Ansehen einzubüßen, sind längst vorbei. Wenn allerdings Borinski noch in seiner „Poetik der Renaissance" die Jesuitenspiele als einen „dunklen Punkt" der Litteraturgeschichte bezeichnen konnte, über den „man nichts wisse", so hatte er nur in Bezug auf den weiteren Kreis der Fachgenossen recht, welche diesen Erscheinungen ziemlich fremd gegenüberstanden. Jetzt herrscht rege Arbeit auf diesem Gebiete. Die vorliegende Studie wurde auf Anregung des Herrn Professor A. Sauer in Prag begonnen, der auch meinen Arbeiten auf diesem Gebiete von vornherein reges Interesse entgegenbrachte.

Wien. J. Zeidler.

Johann Joseph Felix von Kurz, genannt Bernardon. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters im 18. Jahrhundert von Ferdinand Raab. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Fritz Raab. Mit 2 Abbildungen, 1 Wappentafel und 1 nach dem Original verkleinerten Theaterzettel. Frankfurt a. M. Litterarische Anstalt Rütten & Loening 1899. 4 M.

Der Name des Verfassers, der erst nach seinem Tode mit einem Buche in der Litteraturgeschichte Aufnahme findet, ruft eine Reihe persönlicher Erinnerungen mir ins Gedächtnis, das ihm ein dankbares Andenken bewahrt. Und gleich mir giebt es wohl Viele, die für ihre Arbeiten

Förderung und Unterstützung bei Ferdinand Raab, einem der besten Kenner des Wiener Theaterwesens, erfahren haben, ohne daß er auch nur gestattete, seiner in irgend einer Weise Erwähnung zu thun. Die Ergebnisse seiner sorgsamen Detailforschung stecken zum großen Teile im Kataloge der Wiener Hofbibliothek, in der Auflösung zahlreicher Pseudonyma und Anonyma; nur wenige, aber gediegene Feuilletons ließen auch den Fernerstehenden einen flüchtigen Blick in eine gewissenhafte Werkstatt thun. Aber das Schreiben war ihm, wie so manchem Bibliothekare, eine unwillkommene Aufgabe; sein wahres Wesen entfaltete sich nur im Umgange. Er war ein letzter Sprosse des feinsten Altwiener Dilettantismus, der Wissenschaft wie Kunst zu genießen versteht, sich im Gespräche mitzuteilen liebt und an der Freude, andere angeregt zu haben, sich genügen läßt. In diesem Sinne hat ihn einmal Ludwig Speidel als verständnisvollen Geleiter Halms durch den sommerlichen Wienerwald charakterisiert. Fast symbolisch scheint es, daß mit dem alten Burgtheater auch er, der an ihm mit ganzer Seele gehangen, zugleich dahinging, ein „Schöngeist" in der besten Bedeutung des Wortes, ein Kavalier als Beamter wie als Mensch.

Nun hat sein Sohn ein unfertiges Manuskript über Kurz herausgegeben und die letzten Kapitel aus eigener Hand hinzugefügt. Vor vielen Jahren hatte mir der Verfasser diese Arbeit selbstlos zur Verfügung gestellt, und ich hatte bereits mehrmals Gelegenheit, von einigen Einzelheiten Gebrauch zu machen. Es that mir leid, daß eine so gründlich einsetzende Studie ein Torso bleiben sollte, und ich versuchte zu wiederholten Malen in ihn zu dringen, sie wieder aufzunehmen und zu Ende zu führen. Er erwiderte aber immer, daß er sich nicht mehr dazu entschließen könne, besonders, da er einsehe, daß eine Umarbeitung, zumal durch neu erschlossene Quellen, nötig wäre.

Nun hat eine sehr begreifliche Pietät des Sohnes das Werk doch, so gut es möglich war, ans Licht gebracht. Der Mann, der durch drei Jahrzehnte für die deutsche Bühne als Künstler, Dichter und Direktor gewirkt hat, der Wiens Geschmack beherrschte, ist des sorgfältigsten Studiums wert, zumal wo so großes handschriftliches Material vorliegt, das damit der Kenntnis der Fachleute erschlossen werden kann. Aber an eine derartige Monographie müßte von vornherein die Forderung gestellt werden, für geraume Zeit abschließend zu wirken: sie soll die bisherige Forschung zusammenfassen und sie entsprechend weiterführen. Niemand wird verlangen, daß sämtliche Kurzsche Stücke in ihren Quellen nachgewiesen seien: das wäre eine Lebensaufgabe, die noch dazu wenig würdig wäre. Eine Kurz-Philologie wird hoffentlich nicht erstehen. Aber ein abschließendes Bild der Persönlichkeit mit Verwertung des gesamten handschriftlichen Materials darf wohl gefordert werden.

Und dies ist nun in dem vorliegenden Werke nicht der Fall. Über Stranitzky steht noch zu lesen, daß er zu Schweidnitz in Schlesien geboren

ist, die Allgemeine deutsche Biographie wird weder hier noch bei dem Vater Kurz citiert. Der Glossysche Katalog der Theaterausstellung der Stadt Wien, Teubers Burgtheater u. s. w. werden gar nicht erwähnt, meine Kurz-Bibliographie, die ich in Goedekes Grundriß 5² gegeben habe, nicht gehörig ausgenutzt. So tritt das Werk als veraltet von vornherein ans Licht. Und besonders merkwürdig ist es, daß auch alte, leicht zugängliche Quellen, wie die Schriften von Sonnenfels fast nicht herangezogen werden. Ein zweiter Fehler liegt in der Natur des Verfassers begründet. Er war ängstlich und ließ Werke, die er nicht datieren konnte, lieber ganz weg. So bespricht er bei dem dreimaligen Aufenthalte von Kurz in Wien immer nur die Stücke, die nachweislich in den betreffenden Zeitraum fallen. Auf diese Weise ist kaum die Hälfte des handschriftlichen Materials benutzt worden, ja, die Hauptquelle, die bekannte vierbändige Sammlung der Arien und Gesänge, erscheint nur gelegentlich herangezogen. Die richtige Darstellung wäre gewesen, zuerst eine ganze Biographie des Mannes zu geben und dann die Stücke, nach Gruppen geordnet, zu besprechen. Die Chronologie hat hier gar keine Bedeutung. In welcher Weise ich es mir denke, habe ich in den Schlußheften meiner „Geschichte des Wiener Theaterwesens von den ältesten Zeiten bis zu den Anfängen der Hoftheater", freilich unter starker Raumnot, auszuführen versucht. Auf diese meine Darstellung muß ich verweisen, hier kann ich weder das Buch neu machen, noch die fehlenden Handschriften und Drucke nachtragen.

Der Anfang des Werkes bringt die hübsche Entdeckung von Kurz' adelig bairischer Abkunft. Über den Aufenthalt des Vater Kurz bei Eckenberg vgl. Bolte: Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte 2, 223. Über seine Brünner Gastspiele handelt d'Elvert: Geschichte des Theaters in Mähren und Schlesien ausführlich S. 42 ff. 1757 versprach er, seinen Sohn Joseph kommen zu lassen (ebenda S. 46). Unerwähnt bleiben seine Gastspiele in Breslau 1731, 37 und 38 (vgl. Reden-Eßbeck: Neuberin S. 25, Schlesinger: Geschichte des Breslauer Theaters 1, 23). Seinen Aufenthalt in Dresden und Leipzig 1744 und in Preßburg 1747 erwähnt mit andern Daten Bolte im Euphorion 5, 59. Angeblich soll er nach 1760 in einem Brünner Spital gestorben sein. Der Karl Nachtigall, der unter seinen Leuten aufgeführt ist (S. 4), ist ein bekannter Provinzprincipal, der in Brünn 1727 und 28, 1733 und 34, 1746 mit einer Truppe von 11 Personen, „nach dem Wiener Theater eingerichtete Hauptaktionen" vorführend, nachweisbar ist (d'Elvert a. a. O. S. 44) und 1762 als gewesener Komödiant 68 Jahre alt zu Wien starb (9. Januar). Daß der Vater Kurz oder wenigstens ein Teil seiner Familie 1736 mit dem Sohne zugleich in Wien war, scheint aus der Notiz im Wiener Diarium hervorzugehen, der zufolge am 26. Juli sein Sohn Felix Ignatz im Alter von neun Jahren „sich gestern bey der steinern Brucken vor den Kärnter Thor in der Wien gebadet und ertrunken". Den An-

fänger Kurz nennt Sonnenfels noch „einen jungen Menschen mit vieler Anlage". Aus seinen Schriften läßt sich auch die (S. 13 f.) abgedruckte bekannte Charakteristik der Bernardoniade ergänzen, besonders was die Aufführung des Don Juan betrifft, über die der „Mann ohne Vorurtheil" berichtet. Aus dem Frankfurter Aufenthalt, den Mentzel ausführlich behandelt hatte, werden die Bernardoniaden hervorgehoben. Genauer analysiert erscheint „Die lustige Juden Hochzeit". Kurz selbst benützt das Motiv wieder in: „Bernardon der ungeschickte Kellner oder Avanturen des Waldrauchen und Schwalben-Koth" (Arien Nr. 104) als Nr. 4 Terzett in folgender Weise:

Die Colombine, Hannswurst, Bernardon als Juden mit einfallenden Juden-Chor. Hannswurst als Rabi auf der Cantzel. Klopfft mit dem Hammer nach dem Ritornello. Die Brautpaare stehen in der Mitten.

Hannswurst. Schmust nit und hört a bißla zu,
Es ließ der Ismael der Hagar keine Ruh,
Die Rachel will den Benjamin,
Rebecca nihmt den Jacob hin
Und Abraham will die Sara.

Chor. Auwe! die Sara! die Sara! die Sara! (verwundernd.)

Hannswurst. Bschitte bey mein ach leben,
Ich kan euch Nachricht geben.

Chor. (Unter Music, Juden-Geschrey, mit murmeln und Kopf zusam stoßen.)

Colombina (als des Rabi seine Frau.)
Schreyt nicht pfuy? sagt was ist dann mehr,
Wann Mauschel Kinder auch einander lieben sehr,
Sie haben wie die Goi ein Blut.
Hop, sie seynd auch von frischen Muth,
Sie wollen Schixla kriegen.

Chor (Batschen mit den Händen.)
Hop! Hop! Hop! Schixla kriegen?
Schixla kriegen, kriegen.

(Stampfen mit Füßen.)

Colombine. Verschwartzt! auwei was Possen
Seit ihr dann all geschoßen.

Chor (unter Lachen der Juden und Music: auch die alten sich zu zörnen, weil sie lachen.)

Bernardon. Verracken solt! ihr Schelme wie die Hund
Verdorren wie ein Laub, und zwar in dieser Stund,
Ihr ganeff peneniter ihr:
Küß mir gleich mein Rochas hier,
Leben ewig und nicht sterbn.

Chor. Und nicht sterbn, und nicht sterben, und nicht sterben, sterbn.

Colombine / Hannswurst } Omen! Omen! das ist wahr (zum Alten).

Chor. Halß brechen? Blut speyen (abseits) 1000 Jahr (zum Alten).

Music, Gelächter, Patschen, Tumult unter Conclusion der Music: alsdann Ballet von Juden Ceremoniel einer Trauung.

1755 folgte nach dem Répertoire des théâtres auf die Pumphia „la Synagogue, pantomime de Kurtz presentée par enfans". Noch A. W. Iffland erinnert sich aus früher Jugend an das Ballet die Juden Hochzeit, das die Ackermannsche Gesellschaft gab (Theatralische Laufbahn herausgegeben von H. Holstein Deutsche Litteratur-Denkmale 24, S. 6). Der zweiten Periode der Kurzschen Wirksamkeit in Wien teilt der Verfasser wohl mit Recht den 30jährigen ABC Schütz zu, von dem er S. 37 ff. ausführliche Auszüge giebt. Auch in anderen Kurzschen Stücken wird die Hauptsituation Hofmeister und Zögling wieder gebracht, so in „Hannswurst, der lächerliche Instruktor und Bernardon das narrische Studentel" (Arien Nr. 66), „Der unglückseelige Hof-Meister eines närrischen Lehr-Schülers als eine Musica Bernesca unter dem Titel: Der blutige Affen-Krieg" (Arien Nr. 159). Hensler bearbeitete das Stück für Hasenhut unter dem Titel: „Taddädl der 30jährige ABC Schütz. Musik von Wenzel Müller", gedruckt Wien 1799 (siehe Goedeke 5², 329, Nr. 52: erste Aufführung nach Rosenbaums Tagebuche im Leopoldstädter Theater am 22. May 1799). Das ist jedenfalls das Stück, das Witz (Raab S. 53) 1811 in Augsburg gesehen hat. Ähnlich der Rolle in diesem Stücke ist unter andern die Bernardons in dem interessanten „Wiener Hasen Markt", der Huber zugeschrieben wird (eine Abschrift datiert 1753, Hofbibliothek Cod. msc. 13622; bei Goedeke 5², 309, Nr. 6, Druckfehler 13612). Für Kurz in weiblicher Verkleidung sind eine ganze Reihe von Arien heranzuziehen, sowie die brillante Spielscene als Witwe mit sieben Kindern, die ihm der genannte Huber in sein Stück „Etwas wider Vermuthen" (datiert 1755, Hofbibliothek Cod. msc. 13606, Goedeke 5², 309, Nr. 5) eingelegt hat. Eingehend gewürdigt wird der „Neue krumme Teufel" (S. 58 ff.). Die Bezeichnung „Neu" scheint Raab (S. 69) unverständlich. Es gab aber einen andern krummen Teufel, den ich freilich nur aus einem undatierten Zettel der „Pragerischen Gesellschaft deutscher Schauspieler" nachweisen kann. Da heißt es: „Asmodaeus, le diable boiteux, Oder Asmodaeus der Krumme Teufel, Sonsten die sich selber zaubernde Zauberey Mit Hanns Wurst (in 10 Rollen)." Der Vorbericht bezieht sich auf Le Sage, doch „diese Invention ist von unserer wie der Tag von der Nacht unterschieden. Hanns Wurst stellt einen Rachgierigen Diener vor, der mit seinem Herrn von ohngefehr in die Wohnung eines der Magie ergebenen Mannes gelanget, in selbiger wird von ihnen der in ein Glas verzauberte Asmodaeus gefunden, dieser, als er durch das Zerbrechen des Glases befreyet worden, verspricht ihnen aus Dandbarkeit allen Beystand: Damit sie selbigen in der That erfahren, überreichet er dem H: W: eine zaubernde Feder, vermöge dieser beyde, was sie wollen ausführen können, doch mit der Bedingung, daß sich einer von beyden ihme ergebe: zu diesem verpflichtet sich H: W: der aber nachmals mit einer scharfsinnigen Arglist den Scapin zu dieser Ergebung verpflichtet." Die Jahre 1752

und 1753 ergeben eine Reihe, mit Sicherheit zu datierender Stücke, nachdem das Répertoire des théâtres de la Vienne alle Novitäten von 1752—1754 aufzählt. Manche Resultate liefert ein Vergleich zwischen diesem Titelverzeichnis und den Titeln in den Arien. Vor allem scheint daraus hervorzugehen, daß weitaus nicht alle gespielten Stücke in die Arien aufgenommen wurden. Für eine Reihe von Stücken werden durch das Répertoire Quelle und deutsche Bearbeiter bekannt; ich gebe das Verzeichnis der von mir eruierten Titel; oft macht der gar nicht übereinstimmende französische Titel die Erkennung schwierig. Römische Ziffern bezeichnen die Nummern im Repertoire, arabische die in den Arien.

(1752/3) II. L'épouse haie et aimée en même temps. Ambigu Comique du Sr. Kurtz dit Bernardon — 203. Der rasende Zamor.

XII. Bernardon sur le boucher. Ambigu Comique du Kurtz — 194. Bernardons Hochzeit auf dem Scheiterhaufen.

XXVI. Le diable marié. Amb. Com. de Kurtz — 205. Der weibliche Satanas.

XXXII. L'éventail de Vénus farce Allemande de Weiskern — 196. Das Feuer-Waderl der Venus.

(1753/4) XLVIII. La fille Greffier farce Allemande de Prehauser — 195. Der weibliche Schreiber.

L. La feuille de Treffle enchantée farce Allemande — 197. Das bezauberte Klee-Blat.

LI. Léopoldin le debonnaire Amb. Com. de Huber — 200. Der allzuguthertzige Leopoldel.

LIII. Le sauvage. Com. de de L'Isle par Huber — 198. Leopoldel der Wilde.

LVI. Léopoldin le beau farce p. Huber — 199. Der schöne Leopoldel.

LVII. Léopoldin en Afrique Amb. tragique p. Huber — 243. Leopoldel in Africa.

LVIII. Circe magicienne Tr. Com. trad. de l'Italien — 201. Das Leben und Todt der zaubernden Circe.

(1754/5) LXVIII. L'Isle des moucherons farce Allemande du Kurtz — 206. Bernardon auf der Gelsen Insel.

LXIX. Astérie heureuse par malheur. Tragédie Comique de Heubel tirée de nouvelles de Gomez — 207. Asteria.

LXX. Le marchand à Londres. Tr. Angl. par Lillo imitée p. Meiberg — 208. Der Kaufmann zu London.

LXXII. Le baron de Gikaragal. Com. trad. de l'Italien par Heubel — 209. Der Baron Hanswurstius von Gikaragal.

LXXIV. Télémaque. Tr. en vers avec chansons p. Heubel — 210. Telemach.

LXXV. Les époux malheureux. Tr. Com. de Huber — 212. Die Unglücklichen Eheleute.

LXXVII. Bernardon ressuscité. Amb. Com. de Kurtz — 213. Der auf das neue begeisterte und belebte Bernardon.

LXXVIII. Hans Wurst juge de Finsterberg: Il marchese di Monte Fiasco farce de Goldoni par Heubel — 214. Hanswurst der dämische Dorfrichter zu Finsterberg.

LXXIX. Le cinq Spectacles de Huber imité de la Comédie sans Comédie de Quinault — 215. Fünf Comödien Glücke sich mir bey.

LXXX. Léopoldin Robinson. Tr. Com. par Heubel — 216. Leopoldel der deutsche Robinson.

LXXXI. Le retour de Bernardon, en Italien: Il sciocco deluso, farce trad. p. Meiberg — 217. Die durch die Ankunft des Bernardons außerordentliche Faschingslust.

LXXXII. Le baton enchanté farce Allem. — 218. Die ... Magische Pistolese des Hannswurst.

LXXXIII. L'imprévu p. Huber imité d'une Tr Com. Ital.: Le roi jardinier — 219. Etwas wider Vermuthen.

(1755/6) LXXXIV. Les époux heureux. Trag. Com. de Huber — 220. Die glücklichen Eheleute.

LXXXV. Le triomphe de l'amitié. Tr. Com. de Heubel, tirée de nouvelles de Gomez — 221. Der Triumph der Freundschaft.

LXXXVIII. La torche des plumes enchantées farce p. Huber — 222. Der bezauberte Flederwisch.

LXXXIX. Bernardon, lutin de nuit farce Ital. trad. p. Leinhaas — 223. Das lächerliche Nachtgespenst.

XCV. L'oracle, opéra Allemande de Gellert imitée en Français de St. Foix, representée par les enfants de Kurtz — 224. Der sich wider seinen Willen taub und stumm stellende Liebhaber.

XCVI. Les vendangeurs nobles. Com. p. Weiskern — 225. Die adeligen Weinzettel.

C. Les 33 disgraces de Bernardon. Farce Italienne trad. p. Ellizon — 252. Die drey und dreyßig Schelmereien des Bernardon.

CV. Le Carneval de Pluton farce p. Meiberg — 226. Die plutonische Faschings-Lust.

CVI. Pumphia, princesse des Persans. Drame burlesque en vers de Kurtz — 228. Bernardon die getreue Prinzessin Pumphia.

CVII. Les plaisirs du carneval interrompus. Trag. (!) de Heubel — 231. Die unterbrochene Faschings-Lust.

CXII. Le premier enfant de Bernardon, en Italien: Il primogenito, farce trad. p. Heubel — 232. Die Freude des Bernardons über seinen erstgebohrnen Sohn.

CXIII. La force d'amour et de jalousie. Tr. Com. de Heubel — 233. Je größer die Liebe, je stärker die Eifersucht.

CXIV. Le rendezvous à la boutique du Limonadier farce Allem. — 234. So geht es in der Welt oder die bei der Limonade Hütte entdeckte Unbeständigkeit.

CXV. Le mari devineresse, Comédie de Heubel, imité du Mari curieux de d'Allainval — 235. Der wahrsagende Ehemann.

CXVIII. Hannswurst valet des deux maitres. Comédie Ital. traduite p. Heubel — 236. Hanswurst der Diener zweier Herren.

CXIX. L'assemblée chez les tripiers farce Allem. — 237. Die ... Zusammenkunfft auf dem Tandel-Marckt.

CXX. Cleveland. Trag. Com. de Huber, tirée du roman — 238 und 239. Cleveland in 2 Theilen.

CXXIII. L'Anglois dissolu, Trag. Com. allem. imitée par Huber — 246. Der zügellose Engeländer.

CXXIV. Le mariage de Bernardon rompu Comédie — 259. Das zerstörte Versprechen des Bernardons.

CXXV. Bernardon dissipateur, farce, tirée des due Pantaloni. Comédie Italienne de Goldoni — 260. Bernardon der Einsiedler.

CXXVII. Hannswurst muet par imagination et Bernardon voleur par force, farce de Heubel, tirée du roman — 247. Hannswurst, der Stumme in der Einbildung und Bernardon, der gezwungene Rauber.

Die Sammlung wie das Répertoire enden ungefähr zur nämlichen Zeit, mit Ende 1756. Die Anordnung der Arien scheint eine wesentlich chronologische zu sein. Wann die Sammlung begonnen wurde, läßt sich kaum feststellen. Jedenfalls noch in der Zeit, in der Prehauser allein spielte, da in den Anfangsnummern Bernardon nicht vorkommt. Auch die Kurzsche Bearbeitung von Le Grands Belphégor, die Raab (S. 89 ff.) nach dem französischen Originale konstruiert, ist mit gewissen Veränderungen von der Badnerischen Gesellschaft, die überhaupt die Nachlaßschaft des Kurz und seiner Genossen ausplünderte, gespielt worden; der Theaterzettel lautet: „Belfagor, der befreyte Teufel, oder die dem Hanns-Wurst erwiesene höllische Dankbarkeit, mit Colombina, dem weiblichen Tambour und dem lustigen Wäscher-Mädgen. Vorstellungen des Hanns-Wursts. 1. Der flüchtige Passagier durch das Fenster eines Laboratorii. 2. Der erschrökte Nachtschwärmer. 3. Der sorgfältige vorsichtige und gewissenhafte Heuraths-Stiffter. 4. Der dem (!) Teufel betrügende Contract-Macher. 5. Der Mann ohne Füß und das blinde Weib. 6. Der Commandirende einer höllischen Patrouille. 7. Der Advocat der Unschuld. 8. Der zaubernde Unterhändler." — Zur verunglückten Unternehmung in Venedig vgl. Vierteljahrschrift für Musikwissenschaft 5, 231. Während Kurz in Prag war, erschien in Wien die Neuberin. Es dürfte interessieren, daß laut Rechnung der Theatralkassa dieselbe eine Wochengage von 15 fl. erhielt. Dem „Orakel" Gellerts (S. 109), das wirklich, wenigstens in der Druckfassung, keine Bernardonschen Zusätze aufweist, wäre an die Seite zu stellen das Nachspiel: Die Bauern (Hofbibliothek Cod. msc. 13193, 6), das offenbar auch für die Kinder bestimmt, nur eine dialektlose Umschreibung von Gryphius' Geliebter Dornrose ist (vgl. Euphorion 2, 632). Eine genauere Beziehung der Pumphia zu einem Originale ist auch Raab nicht gelungen herzustellen. Ich möchte doch an eine glauben.[1] Das Parodistische fehlt auch sonst nicht auf der Kurzschen Schaubühne, ganz abgesehen von dem Mythologischen, das schon damals eine reiche Zahl von Themen lieferte. Interessant ist Nr. 136 der Arien: „Hannswurst und Bernardon, die zwey heldenmüthige Söhne des großen Ritters Sacrapans und tapfere Befreyer der Königin Lenorella auf der Insel Lilliput." Man denkt an Raimunds Zitternadel, wenn hier Bernardon als tapferer Schneider aufgerufen wird mit dem Ritter Golianus, der in einer Schachtel gebracht wird, zu kämpfen. Bernardon ist anfangs sehr furchtsam, wie er

[1] [Creizenach im Litterarischen Centralblatt 1883, Nr. 23 erklärt die Pumphia für eine Parodie von Grimms Dramatisierung der Asiatischen Banise, vgl. Schlossar, Österreichische Cultur- und Litteraturbilder 1879, S. 88 ff. A. S.]

sieht, daß er so klein ist, geht er den Streit an, siegt und schenkt ihm das Leben: „Der Gesandte des Golianus legt ihn wiederum in die Schachtel und gehet traurig mit ihm fort.“ In einer weiteren Scene erscheint den Helden in einem Garten die Königin, die vor allem die Bitte ausspricht „Man helfe mir herunter“. Trotz Gemahl und Kindern versichert sie Hannswurst, sie könne ihm seines „schwarzen Bartes ungeachtet Feind seyn“. Von den eigentlichen Maschinenkomödien wird die „glückliche Verbindung Bernardons“ ausführlich (S. 115) besprochen, ihre Vorläufer dagegen sind erst S. 121 erwähnt. Eine Inhaltserzählung ist bei diesen Produkten weder leicht möglich noch instruktiv, Raab giebt sie auch nur von der erstgenannten, bei den anderen erklärt er sie für überflüssig, weil sie im Druck erschienen sind. Dies ist aber dort auch der Fall. Erwähnenswert wäre aber die den eigentlichen Abschluß bildende Komödie „Bernardons Ehestand“, wo ihm Rosalba durchgeht mit den Kindern; sie will „nicht mehr singen, Nicht tanzen und nicht springen, Auch nicht mehr agiren, Auch nicht jesticoliren, In deiner Pantomim“. — Über Kurz' Münchener Aufenthalt (S. 145) giebt die mir gegenwärtig nicht zugängliche Festschrift des Eberlbräus einige Nachrichten. Sehr ausführlich wird das Repertoire für Nürnberg mitgeteilt, und die Veröffentlichung der Zettel (150 ff.) ist dankenswert. „Bernardon und Bernardina“ ist vielleicht eine Neubearbeitung von „Colombina Bernardolin“ (Arien Nr. 91). „Der verliebte Medicus Sassafras“ ist nicht von Carl Richter (S. 160), der ein Mitglied der Menningerschen Truppe war, sondern nur die Handschrift der Hofbibliothek stammt von ihm (Cod. msc. 13607). Das Stück selbst steht schon in den Arien Nr. 112. Das Nachspiel „Die drei verheyrathete Lohn-Laquais“ ist offenbar „Les trois laquais farce Allemande de Kurtz“ 1755 gespielt (Répertoire des théâtres Nr. CXV). Der „Prahler ohne Geld oder der betrogene Betrüger“, den Raab Ruth zuschreiben möchte, ist offenbar identisch mit der Weiskernschen Bearbeitung von Holbergs Heinrich und Pernilla „Die betrogene Betrüger“, die S. 160 Anmerkung erwähnt wird. Die „Braut mit der Kappe oder die zugleich geliebte und gehaßte Braut und die gnädige Vaterstraffe“ ist jedenfalls die „sanffte Vatter Straff“, die in einer Handschrift Carl Richters erhalten ist (Hofbibliothek Cod. ms. 13617). Wie manche der Stücke weiterleben, zeigen Theaterzettel. Als zweiaktiges Lustspiel erscheint auf einem undatierten: „Colombina Ihr neu aufgerichtetes Parlament böser, und versoffener Weiber oder Hanns-Wurst, der geduldige Lehr-Jünger bey einem bösen und versoffenen Weib, und die lächerliche Männer- und Weiber-Bataille“, auf einem andern Zettel folgt es der Aufführung des Gellertschen „Band“. Den „falschen Verdacht“ bringt die Badnerische Gesellschaft am 4. Januar 1767 „Der falsche und ungegründete Verdacht: oder Bernardon der unschuldige Missethäter mit Hanns-Wurst dem geschickten Narrenfopper und groben Possenträger nebst Colombine und

Lisette den ungleichen Freundinnen der Mannspersonen". Der „Vorbericht" sagt: „Bernardon spielt heute die Haupt-Rolle. Sein Character ist ein dummer, unschuldiger Student, welcher durch die Bosheit falscher Leute in alle gestellte Netze fällt und sich nicht verantworten kan. Alle fremde Verbrechen werden ihme aufgebürdet, er hat keine Schuld. Wie beklagenswerth ist sein Schicksal! Aber wie lustig und lächerlich seine Einwürfe." Die Inhaltsangabe bestätigt eine naheliegende Vermutung: daß das Stück nur eine Erweiterung des Nachspiels „Der falsche Verdacht" ist, dessen Scenar in der Handschrift Cod. ms. 13193, 8 vorliegt. Ein Zettel der Badnerischen Gesellschaft aus dem Leopoldstädter (Czerninschen) Theater vom 25. Oktober 1769 bringt das Stück wieder, nur erscheint für Bernardon Casperle eingesetzt. — Vom Frankfurter Aufenthalte wird der interessante Faust-Zettel (109) besonders hervorgehoben. Erwähnenswert ist, wie sich Kurz öfter mit dem Thema beschäftigt. Arien Nr. 147: „Bernardon der dumme Nachfolger des Dr. Faustus". Es scheint, als ob Bernardon hier in Zahlungsverlegenheiten und aus Liebe den Teufel anrufe. Er kommt dann in verschiedenen Verkleidungen, wie als Spanier und Jupiter, und flucht endlich:

Cupido, blinder Wechßel Balck,
Du hast betrogen mich du Schalck,
Ich schmeiß dir in dein Feuer,
Ach mein Bauch der brennt und kracht
Höll hat ihm zu heiß gemacht
Ich hab es auch verschuldt
Gedult! Gedult!
Der Teufel kriegt mich nimmermehr
Wann die Comödie auß nur wär.

Die Komödie erhielt zwei Fortsetzungen: Die Reise des Bernardons aus der Höllen (Nr. 148) und: Die Reise des Bernardons in sein Vaterland nachher Preßburg (Nr. 149). In der ersten versichert Bernardon, er gehe nicht mehr in die Hölle,

Weil man kein solches Lumpen Gsind
Hier in der ganzen Welt nicht find
Als in dem Teufels Höllen Nest
Wo ich so lange Zeit gewest.

Auch den weiblichen Faust bringt Kurz in „Faustine eine Zauberin durch die Liebe" (Nr. 158), wo Colombine als Bäurin, Zigeunerin, Wirthin, Bote, Capitain, Schäferin, Tyrolerin, Dienstmagd und Geist erscheint, um den sie betrügenden Liebhaber zu foppen. Verloren ist leider „Wagner le sorcier. Tragédie Comique ancienne, renouvelée par Huber" (1755 auf 56 gespielt, Répértoire Nr. LIV). Eine Anspielung auf die Faustsage bringt der Druck der Arien der „Fünf kleinen Lust-

Geister" s. l. et a. „Diesmal habe ich einen Spaziergang angestellet, wozu mir der Wunderwürckende Mantel des Dr. Fausts viel zu gering schiene." Ein Stück „Die Corsen. Ein Trauerspiel in Versen und 5 Aufzügen verfaßt von einem Liebhaber der schönen Wissenschaften in Frankfurt und daselbst zum ersten Mal mit Beifall aufgeführt von der Kurzschen Schauspieler-Gesellschaft. Frankfurt & Leipzig 1769" (in Deutsche Schaubühne, Band 32) preist in der Vorrede die gereinigte Bühne „Wer daran zweifeln will, oder in der deutschen Litteratur unerfahren ist, dem kann nicht besser gerathen werden, als daß er den Doctor Faust und andere dergleichen zur Schande des menschlichen Geschlechts nachgedruckte Fratzen lese." Zugleich wird von der Kurzschen Gesellschaft gesagt, daß sie „gegenwärtig unter die besten Deutschlands gehöret." Damals führte Frau von Kurz die Truppe, und er spielte gar nicht, wodurch sich die Bemerkung zu seiner Übersetzung der Serva Padrona (gedruckt 1770) erklärt, die mitteilt, daß das Stück vor zwei Jahren übersetzt und in Mainz gespielt worden; „beynahe wird es auch so lange seyn, daß ich nicht mehr die Schaubühne betreten". Über Schröders Beteilizung vgl. Litzmann, Schröder 2, 1 ff. Raab erwähnt auch die Aufführung der „Minna von Barnhelm" im Herbste 1767. Mentzel hat ihre Mitteilungen ergänzt im Archiv für Frankfurter Geschichte und Kunst, 3. Folge, Band 4, S. 375. Beide nehmen an, daß der Riccaut ausblieb, weil Schröder unwohl war. Ich glaube an einen Zusammenhang mit der Wiener Bearbeitung, die im Jahre 1767 erschien. Dieselbe zeigt neben der Auslassung der Rolle des Riccaut noch eine Reihe von Kürzungen und Umstellungen im Dialoge. Eine Nachricht besagt: „Selbst der Verfasser dieses Stückes wird es nicht mißbilligen können, daß wir dasselbe hier etwas verändert abdrucken lassen. Einige Stellen, die anstößig — wenigstens für uns — sind, mußten wegbleiben, und weil es sehr lang ist: so wurde es hier so viel nothwendig schien, abgekürzt. Ohne diese Veränderung war es für das Theater unbrauchbar: sollten wir aber deswegen ein so vortreffliches Stück verlieren, welches im eigentlichsten Verstande ein deutsches Originalstück heißen kann?" Noch im selben Jahre erschien eine zweite Auflage (in Deutsche Schaubühne, Band 3) mit der Wiener Besetzung und folgender Nachricht: „Das hiesige Publicum hat des berühmten H. Lessings Minna von Barnhelm mit allem Beyfall aufgenommen, den dieses fürtrefliche Lustspiel so sehr verdienet. Der geschwinde Abgang des ersten Abdrucks machte eine zweite Auflage nothwendig, welche wir hiemit den Lesern übergeben; sie hat vor der ersteren den Vorzug, daß sie ohne Abkürzung, nach der Original-Ausgabe des Verfassers abgedruckt worden ist . . . So hoffen wir beyden Theilen, dem Zuschauer und dem Leser genug gethan zu haben und wünschen, daß noch viele sich damit aufs beste ergötzen mögen." Über diese sowie andere Lessing-Bearbeitungen der Wiener Bühne denke ich demnächst im Zusammenhang zu handeln. Mentzel weist für Frankfurt

auch die Aufführung des Freigeist um Ostern 1768 herum nach. Über den Kölner Aufenthalt orientiert Merlo (Annalen des historischen Vereins für den Nieder-Rhein 50, 160 f.). Er eröffnete mit „Der Kavalier und die Dame oder die zwei gleichen edlen Seelen“, dem das Maschinenballet Don Juan folgte. Auf dem Repertoire erscheinen Richard III., Crispus, Minna, „Der Furchtsame oder der aliqualiter naturaliter alberne Liebhaber mit Bernardon den tauben und dummen Hausknecht“. „Der Weltweise ohne es zu wissen“. „Die Herrschaftsküche auf dem Lande oder der schöne Laufer Franzl mit Bernardon dem dicken Mundkoch und denen versoffenen Köchen nebst denen verliebten Stubenmädel“. „Die vier ungleichen Heirathen nebst Ballet: Der Carneval zu Venedig“. Über den Mannheimer Aufenthalt vgl. Walther: Zur Geschichte des Theaters und der Musik am Kurpfälzischen Hofe, S. 262f., 352. Seine letzten Stationen sind Danzig und Warschau. Über die erstere berichtet Rub, Geschichte des Danziger Theaters S. 28 f. Er erwähnt das Fiasko, das er mit einem Versuche in der Rolle des Essex machte „die Reime klapperten in seinem Munde, als wenn ein Junge seinen Neujahrswunsch aufsagt“. Über seine Warschauer Theaterführung scheint noch viel urkundliches Material im Sulkowskyschen Familien-Archiv zu Reisen zu liegen nach der Notiz Ehrenbergs in der Zeitschrift der historischen Gesellschaft für Posen 9, 30. In Wien soll er nach unsicherer Quelle „in einem Monatszimmer bei einem Rauchfangkehrer“ gestorben sein. Wie Bernardon gleich dem Hannswurst schwer zu verdrängen war, zeigt ein Stück Heubels: Die Haushaltung nach der Mode oder Was soll man für eine Frau nehmen? Wien 1765 (in Deutsche Schaubühne, Band 2); da lernt der dumme junge Bernhardel bei der Französin, und die Witze, die aus Mißverständnissen entstehen, sind echt Kurzscher Geist, so wenn man Mlle Fanchon sagt: „J'eusse eu“ und Bernhardel erwidert: „Pfui Teufel, wann sie was thun wollen, so gehen Sie hinaus.“

All dies und noch gar manches Andere läßt die Monographie unvollständig erscheinen. Sie ist es aber noch in weiterer Beziehung, da sie überhaupt kein vollständiges Bild der Zeit bietet. Es ist kaum möglich Kurz herauszunehmen und seiner Genossen Weiskern, Prehauser, Huber, vor allem Hafners, ebenso wie der Gegner des „grünen Huts“ nur beiläufig zu gedenken. Seine Theaterdichter schreiben für ihn und genau wie er, seine Feinde greifen nicht ihn, sondern die Stegreifkomödie überhaupt an. Kurz ist in keiner Weise eine Persönlichkeit, die isoliert werden kann. Er hat nichts Neues geschaffen oder angeregt. Jede Arbeit über ihn wird sich zu einer Geschichte der Stegreifkomödie in Wien gestalten. Und diese verdient gewiß eine Behandlung — aber ja keine zu ausführliche!

Wien. A. von Weilen.

Aus Lichtenbergs Nachlaß. Aufsätze, Gedichte, Tagebuchblätter, Briefe, zur hundertsten Wiederkehr seines Todestages (24. Februar 1799) herausgegeben von Albert Leitzmann. Mit einem Porträt Lichtenbergs. Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger 1899. 4 M.

Lichtenbergs handschriftlicher Nachlaß war seit den vierziger Jahren, da ihn die Herausgeber der zweiten Ausgabe der „Vermischten Schriften“ benutzten, verschollen; erst in den letzten Jahren ist es Leitzmann gelungen, denselben an seinem jetzigen Aufbewahrungsorte, bei Lichtenbergs Enkeln in Bremen, wieder ausfindig zu machen. Er konnte seither diese reichen handschriftlichen Schätze zum Zwecke ihrer wissenschaftlichen Verwertung durchforschen und will aus dem überraschend reichlichen neuen Material, das dieser Nachlaß bietet, in vorliegendem Bande nur vorläufig einmal aus Veranlassung des Säkulargedächtnisses von Lichtenbergs Todestag „den Freunden unserer klassischen Litteraturperiode eine erste bescheidene Gabe“ darbringen, „der weitere werthvollere folgen sollen“ (S. VI). In der Vorrede giebt Leitzmann S. VII—XXI eine Übersicht über die wichtigsten der in diesem Nachlasse noch vorhandenen Handschriften, worunter die Reihe der von 1764 bis zu Lichtenbergs Tode laufenden Aphorismenbücher das Wichtigste ist, von denen leider mehrere, die den Herausgebern der zweiten Ausgabe der Vermischten Schriften noch vorlagen, jetzt vermißt werden. Die Auffindung dieser Originalmanuskripte zeigte, daß die aus denselben ausgewählten, in den Ausgaben gedruckten Aphorismen nicht nur ganz willkürlich und unchronologisch daselbst zusammengestellt sind, was man ohnehin sehen konnte, sondern daß auch die von den Herausgebern getroffene Auswahl, für welche überhaupt andere Principien angewandt wurden, als heute geschehen würde, eine solche war, daß dabei „eine unschätzbare Menge bisher unveröffentlichter Bemerkungen und Skizzen“ bei Seite gelassen wurde. Jetzt wird es erst möglich, eine für wissenschaftliche Zwecke brauchbare Ausgabe der Lichtenbergischen Aphorismen zu veranstalten, und die Bearbeitung einer solchen „neu vermehrten, revidierten und chronologisch geordneten Ausgabe der Aphorismen auf Grund des handschriftlichen Materials“ ist eine der weiteren Publikationen, die Leitzmann in Aussicht stellt (S. VII). Desgleichen will er später eine neue Bearbeitung der „Fragmente“ mit ausführlichen Erläuterungen folgen lassen (S. XI und 213), wofür die Aphorismenbücher ebenfalls eine Reihe von bisher unbekannten Entwürfen und Bruchstücken bieten; mit besonderem Interesse wird man die Veröffentlichung der bisher unbekannten großen Stücke der unter dem Titel „Parakletor“ geplanten Satire auf die Originalgenies erwarten dürfen (S. XII f.) Endlich fand sich im Nachlaß außer den im 7. und 8. Bande der zweiten Ausgabe der Schriften gedruckten Briefen eine große Zahl von ungedruckten Briefen Lichtenbergs vor; eine neue chronologisch geordnete Gesamtausgabe derselben in zwei

Bänden, von Leitzmann und Schüddekopf bearbeitet, soll bald erscheinen, der erste Band vielleicht zu Weihnachten 1899 (S. XIX).

Der vorliegende Band bietet nun eine Auswahl von ungedruckten Stücken verschiedener Art aus dem Nachlaß, zunächst in der ersten und umfangreichsten Abteilung „Aufsätze" (S. 1—113). Das älteste Stück ist die Abhandlung: „Von den Charakteren in der Geschichte" (S. 3—10), die Lichtenberg als Student am 30. Januar 1765 im Göttinger historischen Institut vorlas, in welchem Aufsatz und dessen beiden jetzt verlorenen Fortsetzungen Lichtenberg, der dieselben in seiner Schrift „Ueber Physiognomik" erwähnt (Vermischte Schriften, 2. Ausgabe 4, 13), von der philosophischen Menschenkenntnis handelte, die der Geschichtschreiber in philosophisch-ethischer wie auch in physiognomischer Hinsicht besitzen solle. Die speciellen Ausführungen, von denen besonders die auf das Gebiet der Physiognomik hinübergreifenden für die Geschichte von Lichtenbergs Anschauungen auf diesem Gebiete hätten von Interesse sein müssen, sind leider mit den Fortsetzungen des Vortrages verloren. Es folgen „Fragmente von Erzählungen", zu einem oder vielleicht zwei verschiedenen Plänen humoristischer Romane aus den Jahren 1765—1770 gehörig; daß diese Pläne damals nicht zur Ausführung kamen, ist kaum sehr zu bedauern, da die vorhandenen Stücke eine ziemlich hölzerne und phantasiearme Nachahmung der englischen Humoristen erwarten lassen. Das umfangreichste Stück ist das folgende: „Zwo Schriften die Beurtheilung betreffend, welche die theologische Facultät zu Göttingen über eine Schrift des Herrn Senior Goeze gefällt und dem Druck übergeben hat," das in zwei verschiedenen Fassungen mitgeteilt wird (S. 19—37 und 38—51). Es betrifft den im Jahre 1769 in Hamburg entbrannten Streit über die Sittlichkeit der Schaubühne und richtet sich hauptsächlich gegen den Göttinger Theologen Leß als den Verfasser des im Sinne Goezes gegen das Theater gerichteten Fakultätsgutachtens. Lichtenbergs Plan war, in zweifacher Weise gegen dieses Gutachten zu polemisieren (worauf auch der Titel: „Zwo Schriften u. s. w." geht): zunächst in ernsthafter Polemik gegen dasselbe, und dann in der Form ironischer Verteidigung, unter der Maske eines „Candidatus Ministerii Hamburgensis", ähnlich der Einkleidung des „Timorus". Von der ersten Schrift sind ein paar kleinere ebenfalls mitgeteilte Fragmente vorhanden; der zweiten gehören die beiden längeren Entwürfe an. Die Ausführung erinnert an die Art des „Timorus" und ist als eine diesem nicht lange vorausgehende verwandte Arbeit interessant. Ein folgender Aufsatz: „Anmerkungen über des Bruders Brief" (S. 52—58) legt Lichtenbergs Ansicht über spiritistische Dinge dar, für dessen Bruder bestimmt. Nach „Beiträgen zu Rabeners Wörterbuch" (S. 59—67), die inhaltlich mehr Einfluß Wielands als des zahmen Rabener zeigen, und zwei Entwürfen von Vorreden zum „Parakletor" (S. 68—73), die vorläufig aus dem neu gefundenen Material zu dieser Schrift vorgelegt

werden, folgen Stücke zur Physiognomik, die als wertvolle Ergänzungen zu dem bisher Bekannten von ganz besonderem Interesse sind: zuerst „Physiognomische Bemerkungen“ (S. 74—83), fragmentarische Stücke, aus einer größeren Zahl physiognomischer Notizen und Entwürfe ausgewählt; dann eine unvollendet gebliebene Abhandlung „Wider Physiognostik, eine Apologie“ (S. 84—98), die, wie der in den Schriften 4, 73 ff. gedruckte Bericht, zu der geplanten Fortsetzung der Antiphysiognomik gehört, worin Lichtenberg besonders auf die im Deutschen Museum gegen ihn gerichteten Angriffe antworten wollte; in dem vorliegenden Stück setzt er sich hauptsächlich mit der eigentlich gar nicht gegen ihn gerichteten Abhandlung Mendelssohns ruhig auseinander, während daneben die verdienten Hiebe für Zimmermann abfallen. Ein Stück einer größeren Satire gegen Zimmermann aus dem Jahre 1779, die von dem damaligen Streit Zimmermanns mit Kästner ihren Ausgangspunkt nimmt, folgt unter dem Titel: „Für das Göttingische Museum“ (S. 99—110). Endlich noch ein paar Bemerkungen zu dem geplanten Roman vom Zwillingsprinzen (S. 111—113, mit Nachtrag S. 273), die sich außer dem in den Schriften 3, 48 ff. gedruckten jetzt noch vorfanden. — Die Abteilung „Gedichte“ (S. 115—133) bietet als „Schreiben an einen Freund“ eine witzige Schilderung des Göttinger Studentenlebens (dazu in den Anmerkungen S. 242 ff. auch größere Stücke einer älteren Fassung); ferner Epigramme und andere Scherze, auch die „Neujahrswünsche“, die Lichtenberg auf Neujahr 1773 an Dieterich zum Drucken geschickt hatte, ohne daß dieser sie damals druckte (vgl. Schriften 7, 108 f.). Sehr interessant sind die „Tagebuchblätter“ (S. 135—167), in welcher Abteilung die wichtigeren Stellen aus den einzigen vorhandenen Tagebüchern Lichtenbergs, aus den Jahren 1770—1775, mitgeteilt werden. Im Jahre 1771 ist das Tagebuch in englischer Sprache geführt und bietet eine Charakteristik von Lichtenbergs Jugendfreunden und einen kleinen mit Resignation endenden Liebesroman. Besonderes Interesse haben die S. 157 ff. enthaltenen ersten Aufzeichnungen über Garrick und das englische Theater, vom November und Dezember 1774, die dann später in den bekannten, in ihrer Art klassischen „Briefen aus England“ verarbeitet wurden. S. 153 f. eine Aufzeichnung über ein Gespräch mit Herder (3. September 1772), mit Äußerungen desselben über Physiognomik. (Zu Herders Ansichten darüber ist vor allem dessen „Plastik“ 1778 zu vergleichen, 3. Abschnitt, in Suphans Ausgabe 8, 41 ff., 51 f.; dazu in den bei Suphan mitgeteilten „Studien und Entwürfen zur Plastik“ vom Jahre 1769 S. 92 ff., und in der „Plastik von 1770“ S. 153 ff.) Die letzte Abteilung endlich bietet einige Briefe an Lichtenberg (S. 169—180): einen von Lessing, den einzigen Rest dieser Korrespondenz, den Leitzmann schon im 3. Ergänzungsheft zum Euphorion S. 207 veröffentlicht hatte, einen von Leisewitz und drei von Alexander von Humboldt.

Die „Erläuterungen" (S. 181—272) enthalten ein mit großer Sorgfalt zusammengestelltes erklärendes Material, Notizen zur Geschichte und Veranlassung der einzelnen Texte, Erklärungen von Anspielungen, sorgfältige Hinweise auf Parallelen in den gedruckten Schriften Lichtenbergs, biographische und bibliographische Notizen zu erwähnten Personen und Büchern. Auch sind in diesen Anmerkungen noch mancherlei weitere Mitteilungen aus dem handschriftlichen Nachlaß gegeben. Auch interessante, weiter ausgreifende Exkurse: S. 190—194 über Lichtenbergs Verhältnis zu seinen humoristischen Vorbildern, mit Nachtrag von ungedruckten Äußerungen zu den aus den gedruckten Schriften zusammengestellten (zu Wieland kann noch verglichen werden die Äußerung über Oberon 5, 94 und die Briefstelle 7, 130); S. 251—255 über Lichtenbergs Verhältnis zu Goethe, ebenfalls mit Beibringung ungedruckter Äußerungen, aus den Jahren der heftigsten Abneigung Lichtenbergs gegen Goethe, 1774—1778.

Mit diesem reichen und mannigfaltigen Inhalt ist das vorliegende Buch eine höchst dankenswerte Gabe, wodurch die Kenntnis Lichtenbergs nach verschiedenen Seiten hin erweitert wird. Dabei läßt diese Probe erkennen, mit wie großem Interesse den oben erwähnten, weiter in Aussicht gestellten Publikationen entgegengesehen werden darf.

München. F. Lauchert.

Menne K., Der Einfluß der deutschen Litteratur auf die Niederlande um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts. I. Teil. (Litterarhistorische Forschungen herausgegeben von J. Schick und M. Frhr. von Waldberg.) Weimar 1898. 2.40 M. (Subskriptionspreis 2.20 M.)

Die niederländische Litteraturgeschichte giebt noch viele Gelegenheit zu Untersuchungen, vielen Stoff zu Abhandlungen: wenn diese nur auch wirklich gelesen würden! Das vorliegende Heft ist ein Vorläufer von andern, welche den Einfluß von Lessing, Goethe, Schiller u. s. w. auf die niederländische Litteratur und Bühne behandeln sollen. Hier im I. Teil liegen die Fabel- und Idyllendichtung, Klopstocks Messias und eine Übersicht über das Drama vor. Letztere ist alphabetisch angeordnet: eine gewiß verdienstliche und nützliche Arbeit. Aber eine eindringende litterarhistorische Entwicklung konnte auf diese Weise nicht dargestellt werden; das ist auch wohl nicht beabsichtigt gewesen. Ein Register würde auch bei dieser Anordnung nicht überflüssig gewesen sein, zumal da dann auch der Inhalt der andern Abhandlungen mit verzeichnet worden wäre. Der Verfasser scheint das Holländische nicht immer richtig verstanden oder wiedergegeben zu haben. S. 16 heißt es: „Es ist vielleicht der Bequemlichkeit unserer Gelehrten, den Meisterstücken der Dichtkunst in

ihrer Originalsprache nachzuspüren, zuzuschreiben, daß es der holländischen Litteratur noch an einer klassischen Übertragung . . . (des) Tasso, Camoens und Miltons fehlt.“ Hier liegt gewiß holländisch bekwaamheid zu Grunde, was Fähigkeit, Geschicklichkeit bedeutet. Die Holländer sind geschickt, fähig die Originalstücke zu lesen, daher liefern sie keine Übersetzung. S. 2 heißt es die Nachahmungssucht des Französischen: anstatt die Sucht, Französisches nachzuahmen. Auch die Richtigkeit des Druckes sollte in den späteren Partien sorgfältiger werden.

Straßburg. Ernst Martin.

Peschel W. E. und E. Wildenow, Theodor Körner und die Seinen. 2 Bände. Leipzig 1898, Seemann. 12 M.

Keine der früheren Biographien Theodor Körners fußt auf einem so reichen Quellenmaterial wie die neueste, mit Bildern, faksimilierten Beilagen und Karten reich ausgestattete Schilderung seines Lebens von Peschel und Wildenow. Darin liegt ihr bleibender Wert und gern hebe ich auch an dieser Stelle wieder Dr. Peschels große Verdienste um die Pflege des Andenkens Theodor Körners hervor und um die Sammlung seiner Reliquien und Handschriften und der Drucke seiner Schriften. Mit einem gleichen Sammlereifer wie Sammlerglück hat Peschel in dem Dresdener Körnermuseum eine erstaunliche Fülle von Schätzen zusammengebracht, die für Körners und der Seinen Leben und Zeitgeschichte eine wahrhaft erdrückende Menge von Dokumenten aller Art darbieten. Ich weiß kein zweites Beispiel, daß der handschriftliche Nachlaß eines so frühvollendeten Dichters in solcher Vollständigkeit und Reichhaltigkeit aufbewahrt ist. Wie spärlich sind unsere Nachrichten über das Leben eines Heinrich von Kleist, eines Max von Schenkendorf, eines Wilhelm Hauff und anderer im Vergleich zu dem reichen biographischen Material, das allein das Dresdener Körnermuseum für die Kenntnis des Lebens Theodor Körners enthält! So haben denn Peschel und Wildenow mehr unter dem Reichtum ihrer Quellen zu leiden gehabt als unter den Lücken im Material, die sonst das Kreuz der Biographen zu sein pflegen. Der emsige Sammler, der nach Sammlerart auch das kleinste Steinchen zu seiner Sammlung für bedeutsam erachtet, konnte sich nur mit schwerem Herzen entschließen, seine Schätze zu sichten und nur mit Auswahl zu benutzen, so daß sein Buch, obwohl Dr. Wildenow, wenn ich recht berichtet bin, schon eifrig an der Kürzung des ersten Entwurfes gearbeitet hat, auch in seiner jetzigen Gestalt noch zu stark mit Nebensächlichem und gar zu reichlichen Citaten belastet erscheint. Und gerade dadurch entbehrt das große, zweibändige Werk der rechten Klarheit und Geschlossenheit.

Theodor Körners eigenartige Bedeutung liegt in der Verbindung seiner dichterischen Begabung mit seiner todesmutigen vaterländischen Be-

geisterung. Alles was die Entwicklung dieser Begabung und Begeisterung von außen und innen beeinflußt hat, was sein Wollen und sein Handeln und die Einwirkung auf Mitwelt und Nachwelt erkennen läßt, mußte in den Vordergrund gestellt werden, die mehr zufälligen Erlebnisse und Lebensäußerungen, die auf seine eigentliche Bedeutung als Dichter und Patriot kaum eingewirkt haben, hätten meines Erachtens auch höchstens nebenbei und in Kürze erwähnt werden müssen. Bei Peschel-Wildenow aber fehlen die rechten Abtönungen, das Wichtige und Unwichtige wird in streng chronologischer Folge in gleicher Ausführlichkeit hergezählt, und die Grenzen des Körnerschen Talentes sind nicht genügend hervorgehoben. Zusammengehöriges ist mitunter auseinandergerissen und mehr der äußere Lebensrahmen als die innere Entwicklung dargestellt worden. Dem Leser selbst bleibt es eigentlich noch völlig überlassen, aus der zerstreuenden Fülle der einzelnen Nachrichten sich ein klares, einheitliches Bild des Helden der Biographie zu gestalten. Ich weiß wohl, daß dieser Tadel zum Teil auch mein älteres Buch über Christian Gottfried Körner und sein Haus trifft, aber Peschel und Wildenow hätten eben diesem Buche in der ganzen Anlage ihres Werkes sich nicht so eng anschließen sollen, wie geschehen ist.

Gewiß ist auch die Bereicherung der Nachrichten über Körners äußeres Leben zu begrüßen, aber sie verändert doch kaum das Bild, das man sich bereits früher von dem jungen Dichter entwerfen konnte. Was uns fehlte und was uns leider auch jetzt noch fehlt, ist aber eben die Geschichte seiner inneren Entwicklung und eine eingehende, auf gründlicher Litteraturforschung fußende Kritik seiner Dichtungen, in der seine Abhängigkeit von den geistigen Strömungen seiner Zeit und namentlich sein Jüngerverhältnis zu Schiller nach Form und Inhalt seiner Dichtungen wohl ein eigenes Kapitel erfordert.

Der dem Peschel-Wildenowschen Buche beigegebene reichliche und ebenso trefflich ausgewählte wie ausgeführte Bilderschmuck verleiht ihm einen besonderen Wert und Reiz, und um seinetwillen namentlich, wie um des Helden selbst willen, unter dessen Idealgestalt die ganze deutsche Jugend der Zeit der Befreiungskriege in der dankbaren Erinnerung unseres Volkes leuchtend und verklärt fortlebt, wird es sich gewiß auch viele Freunde gewinnen.

Berlin. Fritz Jonas.

Bottermann Walther, Die Beziehungen des Dramatikers Achim von Arnim zur altdeutschen Litteratur. Göttinger Inaugural-Dissertation. Göttingen 1895.

Durch meine Schuld blieb die kurze Anzeige der vorstehenden Untersuchung so lange aus. Bottermann liefert eine Anzahl recht aufmerksamer Notizen zu Schriften Arnims. Er giebt aus der Päpstin Johanna

und dem Spiel von Frau Jutten gewisse Stellen wörtlich an, die das bekannte Verhältnis zwischen beiden nach seiner Meinung beweisen. Ebenso verfährt er im ganzen bei Halle und Jerusalem in Bezug auf Gryphius, bei Janns erstem Dienst und anderen Stücken der Schaubühne von 1813, deren Quellen Arnim verzeichnet hat; zuletzt noch bei Glinde und Marino Caboga. Die Zusammenstellungen hat man als nützlich anzuerkennen, sie sind nüchtern und sachlich vorgetragen.

Berlin-Friedenau. Reinhold Steig.

Liebenau A. von, Emilie Linder und ihre Zeit. Ein Charakter- und Sittenbild aus der ersten Hälfte des scheidenden Jahrhunderts. Festschrift zu deren hundertstem Geburtstage und zum 100jährigen Jubiläum der Gründung der katholischen Gemeinde in Basel. Luzern, Druck und Verlag von Räber & Cie. 3.20 M.

Franz Binders Biographie der Emilie Linder, über die ich im Euphorion 5, 572 berichtete, war für mich der Anlaß, auch A. von Liebenaus Buch zu lesen. Ein Bischof approbiert und empfiehlt, ein Pfarrer bevorwortet es. Was ich demnach erwarten durfte, daß es gut geschrieben sei und neue Forschung aus Baseler Quellen biete, hat sich nicht erfüllt. Es ist aus bekanntem Materiale, nicht geschickt, zusammengetragen, ohne daß eine allgemeinere Auffassung dessen, was Emilie Linder war und was sie leistete, angestrebt würde. Das Überflüssige, z. B. die ganzen ersten hundert Seiten, erdrückt das sachlich Berechtigte. Da aber das Buch vielleicht keine in strengem Sinne wissenschaftliche Bedeutung beanspruchen mag, unterlasse ich es auch, greifbare Irrtümer und Versehen richtig zu stellen.

Berlin-Friedenau. Reinhold Steig.

Jeremias Gotthelf, Volksausgabe seiner Werke im Urtext. Band 1—3. Dazu: Beiträge zur Erklärung und Geschichte der Werke Jeremias Gotthelfs. Lieferung 1—2. Schmid und Francke, Bern 1898. Preis 1.60 M. für den Band, 40 Pf. für das Heft der „Beiträge“.

Nirgends innerhalb des deutschen Sprachgebiets — Deutschböhmen etwa ausgenommen — wird mit solchem Eifer und Erfolg an der Bergung und Bearbeitung der einheimischen Litteraturschätze gearbeitet wie in der deutschen Schweiz. Ausgaben älterer Litteraturwerke — Idiotikon — Litteraturgeschichte reichen sich die Hand. In den Kreis dieser höchst dankenswerten Bestrebungen stellt sich auch das verdienstvolle Unternehmen der angesehenen

bernischen Buchhandlung von Schmid und Francke, Jeremias Gotthelf durch eine zugleich kritische und volkstümliche Ausgabe wieder — oder vielleicht zum ersten Mal? — in den wirklichen Volksbesitz zu bringen. Bei keinem Schweizer Autor ist diese Bemühung so notwendig und so nützlich wie bei Bitzius. Haller, Bodmer, Breitinger, G. Keller, C. F. Meyer sind vom Mark der englischen, der reichsdeutschen, der französischen Litteratur genährt; Jeremias Gotthelf ist ganz Berner und nur Berner. Jene streben nach dem Mitbesitz der allgemeinen Bildung ihrer Zeit, interessieren sich lebhaft für wissenschaftliche Probleme, ästhetische Principienfragen, Gegenstände der bildenden Kunst; der Verfasser des „Bauernspiegels" will nichts sein als ein Volkserzieher im unmittelbarsten Sinne des Wortes und schiebt alles Weitere zur Seite; denn die religiösen und vor allem die politischen Fragen gehören ja direkt in sein Arbeitsgebiet. Diese doppelte Beschränkung macht den Autor besonders wichtig als Vertreter einer ausgesprochenen Sonderart; im Grunde ist Gotthelf, so viel schwäbische und österreichische und niederdeutsche Lokalpoeten es auch giebt, der letzte hervorragende Schriftsteller von streng landschaftlicher Eigenheit. Eben dadurch wird er aber auch besonders schwierig. Nicht nur der Nichtschweizer, ja der Nichtberner — sogar auch der heutige Landsmann des großen Realisten findet auf Schritt und Tritt Steine des Anstoßes. In der Lust an Anspielungen aktuellster Natur, in den raschen und deshalb leicht dunklen Gedankensprüngen, in der ganzen Formlosigkeit des Schreibens erinnert der Verfechter der „guten alten Zeit" oft an einen originelleren Denker, aber geringeren Schriftsteller aus dem gleichen Parteilager: an Hamann. Es bleibt genug zu thun, damit das echte Gold auch in der zuweilen geradezu mutwilligen Einkapselung sichtbar gemacht werde.

Dieser Aufgabe haben sich in Gemeinschaft mit der Verlagsbuchhandlung F. Vetter, der bekannte Germanist, und zwei Schulmänner, F. Kronauer und Fr. Wyß, unterzogen. Die vorliegenden drei Bände, der „Bauernspiegel" und die „Leiden und Freuden eines Schulmeisters", sind von Vetter besorgt. Wichtig ist besonders die Ausgabe des Erstlings, als dessen Autor „Jeremias Gotthelf" sich das charakteristische Pseudonym schuf, das er dann beibehält. Hier konnte der Herausgeber auf den handschriftlichen Urtext zurückgehen und dadurch „ein volles Siebentel des ursprünglichen Textes, das Gotthelf wesentlich der Ängstlichkeit der damaligen Verleger zu lieb gestrichen hatte", neu mitteilen. Auch sollen die „Sacherklärungen, Briefe und Aktenstücke" in den erklärenden Beiheften hier einen ungewöhnlichen Umfang (6 Lieferungen mit etwa 20 Bogen) umfassen — mit Recht, da dies Buch nicht bloß als Eröffnung der merkwürdigen volkspädagogischen Wirksamkeit Gotthelfs, sondern auch an sich eine Sonderstellung einnimmt, wie etwa nur noch die „Fünf Mädchen". Es ist sehr interessant, aus den Briefen von Verleger, Freunden, Lesern die Wirkung der Schrift zu verfolgen; und Bitzius' eigene Briefe, besonders

an den gescheiten Bruder Karl, liefern (z. B. Heft 2, S. 69) den besten Kommentar, äußern sich auch (z. B. ebenda, S. 64 und öfter) in wichtiger Weise über seine eigene Auffassung der litterarischen Thätigkeit. Den „Mangel an schriftstellerischer Bildung", den er selbst anerkennt, hat er freilich niemals ernstlich zu überwinden gesucht. — Lehrreich ist auch der, wie es scheint, sorgfältig gefertigte Apparat. In den Sacherklärungen sind die Realien gut behandelt; bei den Personalien dagegen stört das gar zu häufig wiederkehrende: „nicht nachweisbare Anspielung", „unbekannt" und dergleichen; wo es sich um beliebige, von Jeremias Gotthelf nur beispielsweise angezogene Männer handelt, war solche Akribie des Nichtkennens kaum Bedürfnis. — Außer solchen Beigaben von mehr wissenschaftlicher Natur — darunter auch der erste Entwurf der „Verteidigung des Bauernspiegels" Heft 1, 19 f. — erhalten wir ein kurzes Wörterbuch als Abschlagzahlung auf eine spätere ausführlichere Arbeit. — Bei den „Leiden und Freuden eines Schulmeisters" ist lediglich der Text in guter Ausstattung abgedruckt; Erklärungen werden noch folgen.

Wünschenswert wäre uns vor jedem Buch eine knappe Einleitung gewesen, die in die politischen, socialen und litterarhistorischen Verhältnisse einführte; das allgemeine Vorwort kann nicht genügen und ist auch allzu allgemein gehalten. Wer gewinnt eine Vorstellung von Gotthelfs Sprache aus folgender „Charakteristik": „Der Berner Dialekt, der geschmeidig, fein, weich, anmuthig und schalkhaft, wie auch kernig, derb, schneidig und grob sein kann?" Ja, was kann er denn nicht? Auch über das viel erörterte Verhältnis von Bitzius zu Pestalozzi wären gleich im Anfang ein paar Worte nötig gewesen. Dagegen hat die Trennung von Text und Apparat bei einer doch in erster Linie für die allgemeine Verbreitung der Schriften bestimmten Ausgabe viel für sich. Hoffentlich findet das Unternehmen denn nun auch bei dem „gemeinen Leser" ebenso viel Dank wie bei dem Litterarhistoriker, für den es wenig interessantere „Objekte" giebt, als den eigenwilligen Klassiker der Bauernpsychologie!

Berlin. Richard M. Meyer.

Wunderlich H., Die Kunst der Rede in ihren Hauptzügen an den Reden Bismarcks dargestellt. S. Hirzel, Leipzig 1898. 3 M.

Unter „Kunst der Rede" versteht Wunderlich, wie z. B. auch Philippi in seinem gleichnamigen Buch, wesentlich die Kunst der parlamentarischen Rede. Daß für andere Formen der Beredsamkeit, so für die Volksversammlung, die Festversammlung, die Kanzel, die Gerichtsschranken, eine andere Redekunst gefordert wird, betont er selbst. Dennoch ist es vom prinzipiellen Standpunkt aus nicht unbedenklich, wenn die eine wichtigste Form so ganz isoliert wird. Für die Geschichte der deutschen Beredsamkeit sind die wechselnden Einflüsse des Katheders (Paulskirche), der Massen-

versammlung (Konfliktszeit), der engeren Parteizusammenkünfte (Gegenwart) von größter Bedeutung; und auch in Bismarcks Redeweise ist Manches mindestens so sehr aus solchen historischen Einwirkungen wie rein psychologisch zu erklären.

Indessen hat der Verfasser sein Buch wesentlich praktisch angelegt und gewiß kann man unter diesem Gesichtspunkt die Idee nur freudig begrüßen, die parlamentarische Redekunst Deutschlands an ihrem größten und erfolgreichsten Meister zu studieren. Daß die antike Rhetorik uns praktisch nichts mehr bedeutet, hebt Wunderlich mit vollem Recht hervor. Es hat sich hier eben dieselbe Entwicklung vollzogen wie bei andern Künsten. Die Antike und ihre Verehrer, noch Goethe selbst, forderten, daß das Kunstwerk sich als solches geben solle; wir Modernen fordern ein „document humain", ein lebendiges Stück Natur. Uns soll der Redner zwingen, ein Stück Wirklichkeit mit seinen Augen anzusehen; ihnen war der wirkliche Thatbestand nur Material zur Herstellung wirkungsvoller Kunstwerke. Niemand hat aber diesen modernen Anschauungen energischer, rücksichtsloser Rechnung getragen als Bismarck.

Dennoch muß vor der Gleichsetzung Bismarcks mit dem „modernen Parlamentsredner" schlechtweg gewarnt werden. Sind wir gegen die Ernennung von einem einzelnen „representative man" in der Art Emersons immer mißtraurisch, so muß bei einem wesentlich praktisch-empirischen Buch diese Manier doppelte Einschränkung erfahren. Wer die Kunst der modernen Rede aus historischem und litterarhistorischem Interesse studieren will, der darf nicht darüber hinweggetäuscht werden, daß Bismarcks Technik doch keineswegs die einzige ist, die jetzt gilt. In aufgeregten Momenten wird das Pathos, dem er im ganzen feindlich gegenüberstand, immer wieder ein Echo finden. So haben im „Kulturkampf" der Altkatholik Petri, auch der Nationalliberale Jung mit Reden von stark oratorischer Färbung gewirkt. Im Augenblick giebt es im Reichstag eigentlich nur zwei Redner, die als solche persönliche Bedeutung haben: Eugen Richter und August Bebel. Sie stehen sich als Redner ebenso schroff gegenüber wie als Politiker; aber sie sind in beiderlei Hinsicht von Bismarck gleich weit entfernt. Eine kunstvoll abrundende Ausbildung der von Wunderlich bei dem Fürsten Lichnowsky hübsch charakterisierten Salonrede hat dem Abgeordneten Bamberger seine Sonderstellung verschafft. Sollte dergleichen in einem ganz allgemein „die Kunst der Rede" ankündigenden Buch nicht wenigstens gestreift werden? — Und zweitens: wer rein praktisch sich an Bismarck schulen will — soweit denn eben ein beliebiger Generalstabsoffizier „Moltke lernen" kann —, der sollte doch auch auf die Gefahren aufmerksam gemacht werden, die in der Technik des Reichskanzlers lagen. Wunderlich spricht wiederholt von dem Humor Bismarcks, der ja sicher zu den merkbarsten Kennzeichen seiner Äußerungsweise gehört; er ist aber geneigt, diesen immer nur als eine wirksame Waffe anzusehen. Thatsächlich

hat die fast übermütige Art, wie Bismarck in den Konfliktsjahren seinem Humor die Zügel schießen ließ, ihm die Aufgabe nur erschwert. Wie die militärische Schärfe Roons hat auch der provozierende Witz des zweiten großen Konfliktsministers überflüssig erbittert und eine Verständigung hinausgeschoben, die er gewiß nicht unmöglich machen wollte. Der „Kladderadatsch" gab nur die öffentliche Meinung wieder, als er am 8. März 1863 den „Minister Calembourg" in bittern Versen schildert:

Witz, du seltne Gottesgabe,
Witz, du geistger Feuerwein,
Was ich bin und was ich habe,
Dank ich dir, ja dir allein,
Amt und Rang und lustge Tage —
Ei was hab ich denn für Noth?
Jede Klag' und Sorge schlage
Ich mit einem Witze tot;
Und die Feinde niederblitz' ich —
Ich bin witzig!

Es wäre also durchaus wünschenswert, wenn diese Darstellung der Redekunst Bismarcks ergänzt würde durch Vorführung anderer Typen oder wenigstens durch Hinweise im Sinne unserer Anmerkungen. So groß die typische Bedeutung seiner Rede ist, kann sie doch nicht schlechtweg die „Kunst der Rede" repräsentieren, selbst wenn man diesen Begriff auf Deutschland und das Parlament beschränkt. Wunderlich pflegt überhaupt nicht glücklich zu sein, wenn er verallgemeinert. Das gilt besonders von seinen politischen Urteilen. Daß er im Wesentlichen auf dem Standpunkt — oder auf den Standpunkten — des großen Kanzlers steht, ist sein gutes Recht; aber er überschreitet die Grenzen der objektiven Darstellung, wenn er (S. 96) zu allgemeiner Beschimpfung der Gegner Bismarcks übergeht oder gar (S. 13) den bedeutendsten Vorgänger des ersten Reichskanzlers, Radowitz, einer Antithese zuliebe „den glänzenden Redner und unfähigen Politiker" nennt. Schlimmer noch ist Folgendes. Der Berichterstatter eines Münchener Blattes hat einmal eine Dummheit telegraphiert. Ohne auch nur zu fragen, ob der Herr Berliner war, nützt der Verfasser (S. 20) dies zu einem Angriff auf die Reichshauptstadt aus: „damals scheint auf der Journalistentribune des Reichstags die Luft so großstädtisch dumpf und die geistige Empfänglichkeit so matt gewesen zu sein . . ." Was soll das nun heißen? Ist man wirklich nur in Heidelberg hell und rege? Ich würde die Stelle nicht erwähnen, wären solche Anzapfungen nicht gerade jetzt gerade dort Mode. Treitschke hat sie aufgebracht, der doch in seiner ersten Zeit selbst gegen Riehl für die Städter eingetreten war; nun meint etwa Hausrath Erinnerungen an den Politiker Jolly durch abgestandene Witzchen über die „Berliner" verzieren zu müssen. Dient das wirklich der deutschen Sache? fördert es auch nur das gegenseitige Verständnis? Bismarck selbst hat in der bekannten Rede

vom August 1866 über die Berliner, als deren halben Landsmann er sich selbst betrachtete, ganz anders geurteilt. Wunderlich stellt sich aber hier auf den Boden der politischen Animosität gegen die „Berliner Fortschrittspartei".

Auch in rein sachlichen Fragen geht er in Verallgemeinerungen zu weit. Daß die Reden seit der Paulskirche in beständigem Anschwellen begriffen sind (S. 33), dürfte sich bei exaktem Nachmessen schwerlich bestätigen. Oder wie bedenklich ist die Behauptung, bei den Romanen spiele die äußere Erscheinung des Redners eine große Rolle, auf deutschem Boden nur ausnahmsweise (S. 16 f.). Wunderlich schränkt sie selbst durch den Hinweis auf Gagern (S. 18) und eben auf Bismarck (S. 19) ein. Aber ich halte sie überhaupt für unhaltbar. Wunderlich meint, in der Fachlitteratur nehme nur bei den Franzosen die Beschreibung der äußern Erscheinung einen breiten Raum ein. Das Buch, das er (mit dem latinisierenden Druckfehler „Orateures") citiert, kenne ich nicht; aber Chabriers „Orateurs politiques de la France" (Paris 1888) und Jos. Reinachs „Eloquence française" (Paris 1894) bringen Personalbeschreibungen nicht einmal da, wo die Gestalt sie aufzudrängen scheint, wie bei Robespierre, bei Lamartine. Dagegen halte man, wie H. Laube etwa Schubert von Königsberg schildert: „Dahlmann ist keine Schönheit, Schubert noch weniger. Sein Mund ist noch übler gestaltet, sein Kopf mit widerspenstigem Haare ist noch eckiger und dabei doch zusammengequetscht, seine Augen sind noch kleiner und haben einen fettigen Strahl . . ." (Das erste deutsche Parlament 1, 199). Oder Ludwig Kalisch über Biedermann: „Biedermann ist halb Dandy, halb deutscher Professor. Mit gebrannten Löckchen, weißen Manschettchen, sorgfältig gebogenen Vatermörderchen, sieht Biedermann stets aus, als käme er eben aus der Werkstätte des Friseurs und des Marchand-Tailleur" (Shrapnells, Frankfurt a. M. 1849, S. 289). Welchen Einfluß hat Bismarck selbst dem ehrwürdigen Bart Waldecks zugestanden! Den berühmtesten Rednern Frankreichs hat die unansehnliche oder groteske Figur nie geschadet: Thiers ist seine kleine, Louis Blanc seine zwergenhafte Figur, Naquet sein Buckel gewiß nicht so oft vorgehalten worden wie bei uns Biebahn, Lasker, Windthorst ihre Gestalt; und Gambetta feierte die größten rednerischen Triumphe gerade als er ein ungeheuerlicher Fleischkoloß geworden war — wie ihn Mark Twain in der berühmten Duellgeschichte schildert — und mit seinem Einen Auge wie „un Polyphème ventru" aussah. — Nur die Angelsachsen verlangen von dem Redner gewisse äußere Eigenschaften, und an den Erfolgen Gladstones wie des Amerikaners Sumner hatte das „goldene Organ" großen Anteil; es ist auch bekannt, wie sorgfältig Beaconsfield oder Chamberlain an ihrer äußeren Erscheinung gearbeitet haben. Dagegen sind die eigentlich paradigmatischen Romanen, die Italiener, hierin nachsichtig: die Windmühlenbewegungen des einarmigen Petruccelli della Gattina oder das ver-

wahrloste Kostüm Cavallottis haben ihren Rednersiegen nie Eintrag gethan.

Wir müssen also wiederholen: Wunderlich ist unvorsichtig in seinen Verallgemeinerungen und kontrolliert sie nicht genügend durch eine empirische Umschau. Über den deutschen Reichstag und das preußische Abgeordnetenhaus blickt er für die neuere Zeit überhaupt nicht heraus, obwohl gleich im österreichischen Reichsrat sich das Bild wesentlich anders gestaltet: Tradition und slavisch-ungarischer Einfluß halten dort vielfach einen Pomp des „großen Wortes“ noch fest, der bei uns fast ganz entschwunden ist.

Kommen wir nun aber endlich zu Wunderlichs Analyse von Bismarcks Redekunst selbst, so können wir diesen vielfachen Bedenken vielfaches Lob entgegensetzen. Der Verfasser ist hier keineswegs so „unbedingt“, wie man nach seinen politischen Seitenblicken erwarten sollte, und weiß bei überwiegender berechtigter Bewunderung auch zu mißbilligen. Vor allem aber ist einmal Ernst gemacht mit der Aufgabe, eine einzelne Rednerpersönlichkeit aus ihren allgemeinen und individuellen Voraussetzungen heraus zu erklären. Die Disposition — Kapitel I Das gesprochene Wort — Kapitel II Redner und Hörer — Kapitel III Schmuck der Rede — ist logisch nicht einwandsfrei, wird aber sehr praktisch durchgeführt. Die psychologische Beobachtung des Satzgefüges (S. 51) steht hoch über der üblichen Katalogisierung von „Figuren“ und die Bemerkungen über den Rhythmus (S. 111) gehören zu dem Besten, was wir an empirischer Stilistik besitzen. Etwas dürftig ist nur der letzte Paragraph über Wortformen und Wortklassen (S. 146 f.) ausgefallen. Vor allem das rhetorisch so ungeheuer wichtige Adjektiv (S. 151) war genauer unter die Lupe zu nehmen. Bei den Engländern hieß Disraeli „the master of the adjective“; bei den Franzosen haben rhetorische Epitheta die größte Wirkung gethan: Mac Mahon „le glorieux vaincu“, Gambetta „le fou furieux“! Wunderlichs Bemerkungen sind gut, aber nicht ausreichend. Hier müßte man genau nach Kategorien sammeln, etwa wie Wunderlich es mit entschiedenem Erfolg für den Vortrag (S. 27) und die Syntax (S. 48) gethan hat. (Es wäre, beiläufig bemerkt, vorteilhaft gewesen, den citierten Reden jedesmal die Jahreszahl beizugeben; das orientiert über die Stellung innerhalb der allgemeinen Entwicklung besser, als die Bandzahl der H. Kohlschen Sammlung allein es vermag.) Am höchsten stelle ich aber das zweite Kapitel. Die Beziehungen zwischen Redner und Hörer sind hier ebenso klar als fruchtbar erörtert — in dieser systematischen Behandlung ein völlig neuer und sehr gelungener Versuch. Hier geht auch Wunderlich glücklich über die Einzelbeobachtung heraus, z. B. in den sehr hübschen Ausführungen über die Anrede (S. 70 f.).

Daß ich dem Buch entschiedene Bedeutung beilege, geht wohl schon aus der Ausführlichkeit meiner Besprechung hervor. Als ich anfing, mich mit der Geschichte der deutschen Beredsamkeit zu beschäftigen, lag außer-

halb des Gebiets der Kanzelrede weder eine brauchbare Sammlung noch eine brauchbare Bearbeitung vor. Jetzt haben wir Mollat und Flathe, haben für Bismarck die Schriften von Blümner und Gerlach. Es waren doch alles nur Vorarbeiten. Mit höchster Freude ist es zu begrüßen, daß der erste größere Versuch, ein Stück neudeutscher Beredsamkeit litterarhistorisch zu behandeln, gerade in seinen grundlegenden Teilen gelungen ist. Wir haben keine deutsche Rhetorik, weder legislativer noch empirischer Art, erhalten und auch in der historischen Fundierung ist manches auszusetzen; die Darstellung der Redekunst Bismarcks aber hat Wunderlich der zukünftigen Geschichtschreibung der mündlichen Rede in Deutschland als einen Grund- und Eckstein hingestellt.

Berlin. Richard M. Meyer.

Shakespeares dramatische Werke. Übersetzt von Aug. Wilh. von Schlegel und Ludwig Tieck. Herausgegeben von A. Brandl. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. In 10 Bänden. Band 1—10. Preis 2 M. pro Band.

Die Aufgabe, uns den deutschen Shakespeare in neuer, zeitgemäßer Ausgabe zu geben, konnte keinem Berufeneren übertragen werden als Professor Brandl, der philologische Gründlichkeit und wissenschaftliche Methode mit dichterischem Verständnis und der Gabe fesselnder Darstellung in so hohem Grade vereinigt.

Der Herausgeber hat sich genau an den ursprünglichen Text der Übersetzung von Schlegel, Grafen Baudissin und Dorothea Tieck in der Ausgabe von 1839 gehalten, die auf Grund der Forschungen von Michael Bernays nach den Handschriften der Übersetzer gereinigt und verbessert ist. Fehler und Irrtümer der Übersetzer sind in den Anmerkungen hervorgehoben, die außerdem eine Menge wertvoller sachlicher und historischer Erläuterungen, litterarhistorische Erklärungen und Hinweise auf die Bühneneinrichtung, die Shakespeare vorschwebte, enthalten. Besonders wertvoll sind die Einleitungen. Im ersten Bande erhalten wir in gedrängter klarer Darstellung die Resultate der letzten Forschungen über Shakespeares Leben, sein Theater und seine dramatische Kunst, seine dichterische Entwicklung und sein Verhältnis zu den Quellen und Vorlagen und endlich des Dichters Nachleben in England und besonders in Deutschland. Dann sind den einzelnen Dramen Einleitungen beigegeben, welche die Entstehungszeit jedes Stückes, den Stoff, die Quellen und Vorlagen und deren Behandlung durch den Dichter, ferner die Schicksale jedes Dramas auf der Bühne darlegen. Der Herausgeber bewegt sich immer auf dem festen Boden litterarhistorischer Forschung und hält sich frei von uferlosen philosophischen Deutungen und ästhetischen Betrachtungen, indem er uns so

durch Vergleichung jedes Stückes mit Quellen und Vorlagen einen Blick in die Werkstätte des Dichters und seine Auffassung thun läßt. Am wohlthuendsten berührt diese strenge Wissenschaftlichkeit und dieses weise Maßhalten bei einem Drama wie Hamlet, das der Deutung so unendlich viel Spielraum gegeben hat. — Die ersten drei Bände enthalten die Königsdramen, der vierte Romeo und Julie, Hamlet und Othello, der fünfte die Römerdramen, der sechste Band Macbeth, Timon und Troilus, die drei folgenden die Komödien und der zehnte die Romanzen und ein Namenregister.

Berlin. Ph. Aronstein.

Shakespeare, Hamlet. Nach der Übersetzung von Aug. Wilh. von Schlegel und Ludwig Tieck herausgegeben von E. Coßmann. Paris, Maison Didot.

Der Herausgeber will in dieser Ausgabe eine Verbesserung der Schlegelschen Übersetzung geben. Er bezeichnet in dem Texte genau die Stellen, wo er von Schlegel abgewichen ist, und giebt in den Anmerkungen seine Gründe hierfür. Nach einer genauen Vergleichung des Coßmannschen Textes mit dem Schlegelschen und dem Original scheint es mir nicht, als ob diese Ausgabe in der That eine Verbesserung sei. Manches ist allerdings richtiger und genauer wiedergegeben, dagegen ist aber viel häufiger der gute deutsche Ausdruck einer pedantischen Übersetzungstreue geopfert. Verse, wie:

Er war ein Mann — nehmt alles nur in allem!

sind außerdem zu geflügelten Worten geworden und lassen sich nicht mehr verbessern, selbst wenn die Übersetzung

Er war ein Mann — Vollkommenheit in allem

in der That eine Verbesserung zu nennen wäre, was ich nicht glaube. An Stelle der „liebreizenden Ophelia" setzt Coßmann „die ausgeschmückte Ophelia", einen Ausdruck, der ebenso undeutsch wie geschmacklos ist. Nicht minder undeutsch ist der Ausdruck: „Ich könnte in einer Nußschale abgegrenzt sein", statt des Schlegelschen „eingesperrt sein" oder „Es ist viel Gehirn vergeudet worden", wo Schlegel übersetzt: „Sie haben sich gewaltig die Köpfe zerschlagen". In dem berühmten Monolog übersetzt Coßmann statt „des Gedankens Blässe" — „des Bangens Blässe", was nach Ausdruck und Gedanke eine entschiedene Verschlechterung ist. Doch die angeführten Beispiele genügen wohl, um zu zeigen, daß der Coßmannsche Text keineswegs berufen ist, den Schlegelschen zu verdrängen, wenn auch hier und da ein genauerer Anschluß an den Text und auch zuweilen ein besserer Sinn erreicht ist.

Berlin. Ph. Aronstein.

Evans E. P., Beiträge zur amerikanischen Litteratur- und Kulturgeschichte. Stuttgart 1898, Cotta. 8 M.

Das vorliegende Buch enthält eine Reihe von Aufsätzen, die ursprünglich in der „Münchener Allgemeinen Zeitung“, der Berliner „Nation“ und den Leipziger „Blättern für litterarische Unterhaltung“ veröffentlicht wurden, und die alle amerikanische Verhältnisse behandeln.

Ein großer Teil derselben beschäftigt sich mit der amerikanischen Litteratur. Es werden besprochen Margaret Fuller, Emerson, die amerikanischen Humoristen, die Romanschriftsteller und die bedeutendsten Dichter. Wieder andere behandeln Fragen der Kultur. Ein Aufsatz giebt eine Geschichte des Mormonentums, ein anderer die einer neuen Religionsgründung eines gewissen George Jakob Schweinfurth. Auch das öffentliche Leben ist nicht vergessen. Wir finden eine Würdigung des Schriftstellers, Gelehrten und Diplomaten Andrew Dickson White, der Staatsmänner Patrick Henry und Henry Clay nach kürzlich erschienenen Biographien, ein Kapitel über Motleys Briefwechsel mit Bismarck, eine Besprechung des ausgezeichneten Werkes von Bryce über das amerikanische Gemeinwesen, ferner eine Zusammenstellung der Resultate der Forschungen über die Entdeckungsgeschichte Amerikas und einen Aufsatz über „den neuen Süden der Vereinigten Staaten“. — Alle diese Aufsätze schließen sich an Besprechungen neu erschienener Bücher an und tragen den Charakter dieses Ursprungs einesteils in einer wohlthuenden Frische und Lebendigkeit der Darstellung, andernteils aber auch oft in einem Mangel an Zusammenhang und Durcharbeitung. Sie bieten vielfache reiche Anregung und sind besonders interessant dadurch, daß sie das amerikanische Leben als Ganzes erfassen, den Zusammenhang von Kultur und Litteratur nie aus dem Auge verlieren und das amerikanische Volk in seiner praktischen Thätigkeit wie in seinem Idealismus, in seinen religiösen Beschränktheiten und Verschrobenheiten, die vielfach ein Erbteil des Puritanismus sind, wie in seinem hohen sittlichen Streben zeigen, das auf demselben Boden erwachsen ist. Vor allem wird der große Einfluß der deutschen Kultur auf die amerikanische Bildung eingehend dargestellt und gewürdigt. — So ist denn das Werk in hohem Grade geeignet, uns mit der amerikanischen Litteratur bekannt zu machen, die bei uns noch viel zu wenig gewürdigt wird, und ferner uns auch das Verständnis für den Geist der nordamerikanischen Nation zu eröffnen, welche meist gänzlich falsch und einseitig beurteilt wird. Vor allen Dingen aber kann es dazu beitragen, den schädlichen Irrtum zu zerstören, als ob der Idealismus, ohne den doch keine große Nation je bestanden hat oder bestehen kann, im Yankeelande keine Stätte habe. Der Ausdruck ist im allgemeinen gewandt und ansprechend; nur erinnern zu häufig störende Anglicismen daran, daß der Verfasser von Geburt ein Ausländer ist.

Berlin. Ph. Aronstein.

Bibliographie.[1])

2. Bücher.

Bearbeitet von August Sauer.

Allgemeines. Litteraturgeschichte. Poetik. Sammelwerke.

Allgemeines. Grundriß der germanischen Philologie. Herausgegeben von H. Paul. 2. Auflage. 3. Band. 3. Lieferung. 4 M.

Aus dem Inhalt: XII. Abschnitt. Mogk E., Sitte. — Anhang: Die Behandlung der volkstümlichen Sitte der Gegenwart.

Meyer Hans, Das deutsche Volkstum. Leipzig, Bibliographisches Institut. 13 M.

Inhalt: Vorwort. — 1. Meyer H., Das deutsche Volkstum. — 2. Kirchhoff A., Die deutschen Landschaften und Stämme. — 3. Helmolt H., Die deutsche Geschichte. — 4. Weise O., Die deutsche Sprache. — 5. Mogk E., Die deutschen Sitten und Bräuche. — 6. Mogk E., Die altdeutsche heidnische Religion. — 7. Sell K., Das deutsche Christentum. — 8. Lobe A., Das deutsche Recht. — 9. Thode H., Die deutsche bildende Kunst. — 10. Köstlin H. A., Die deutsche Tonkunst. — 11. Wychgram J., Die deutsche Dichtung.

Von den 11 Abschnitten dieses ausgezeichneten, anregungsreichen Werkes liegt uns nur der letzte in Sonderabdruck zur Beurteilung vor, den wir aber als einen der schwächsten Teile erklären müssen. Nicht nur daß der Anschluß an den geistvollen Einleitungs- und Programmartikel des Herausgebers darin gar zu nah, die Unterordnung unter die dort aufgestellten Gesichtspunkte zu sklavisch ist und sogar dieselben Citate abermals verwendet werden, so läßt auch die Sammlung und Ordnung des fast unerschöpflichen Materials alles zu wünschen übrig. In welchem Abschnitt des Werkes hätte man Beispiele für deutsche Gemütlichkeit und deutschen Humor in dichterer Menge und in schlagenderer Charakteristik anzutreffen vermuten müssen als in dem über die deutsche Litteratur. Aber weder Gotthelf noch Raabe, noch H. Seidel, die doch in andern Teilen des Buches erwähnt werden, sind für Wychgram vorhanden und unseren lieben Ferdinand Raimund kennt das Buch über das deutsche Volkstum überhaupt nicht! Nimmt man dazu den freiwilligen Verzicht auf ausländische Leser, der uns mehr wie nationale Engherzigkeit und Bequemlichkeit anmutet (S. 596 „In unserem ‚Heimweh' klingen wesentlich höhere Empfindungen an. Wir brauchen das den Lesern, die ja alle Deutsche sind, gar nicht auseinanderzusetzen") und den in

[1]) Wo die Jahreszahl fehlt, ist 1898 zu ergänzen.

einem populären Werke unangebrachten Hinweis auf das in einem andern darstellenden Werke verarbeitete Beweismaterial (S. 642 „ein Blick in die Tagebücher und Selbstbekenntnisse jener Jahrzehnte, z. B. in die des Naturforschers Haller, die Julian Schmidt in seiner Litteraturgeschichte mitgeteilt hat"), so wird man unser Urteil für begründet ansehen. Von der Aufgabe, die der Verfasser dieses Abschnittes zu lösen gehabt hätte, ist überhaupt nur die eine Hälfte klar erfaßt und annähernd richtig gelöst worden, inwiefern in den bedeutendsten Schöpfungen unserer größten Dichter das deutsche Volkstum zum Ausdruck gekommen sei. Hier finden sich manche schönen und richtigen Beobachtungen und nur selten geht die Verkennung eines Dichters so weit wie diejenige Lessings, wenn die Emilia Galotti „das einzige dichterische Werk Lessings" genannt wird, „in dem stärkere Gemütsantriebe walten als wohlthuendes Gegengewicht gegen die Verstandesmäßigkeit [der] anderen", während es doch schon längst vor den einschlägigen Forschungen Kettners allgemein anerkannt war, daß die Minna von Barnhelm wie das persönlichste so auch das gemütsvollste Werk des für verschlossen geltenden Mannes ist, dessen Herzensanteil feinhörige Leser übrigens auch aus zahlreichen anderen Stellen seiner Werke herausgefühlt haben. Die zweite, und in diesem Zusammenhange wichtigere Hälfte der Aufgabe wäre aber gewesen, nachzuweisen, welch reiche volkstümliche, bodenständige, landschaftlich gegliederte Litteratur wir neben den großen Werken unserer Klassiker in deutscher Sprache besitzen. Ohne in die von Helmolt gerügte Übertreibung („Aus der engeren Heimat alle und jede Eigentümlichkeit erschließen zu wollen, führt auf Abwege" S. 124) zu verfallen, hätte man doch die von diesem und besonders von Kirchhoff hervorgehobenen landschaftlichen Unterschiede in der litterarischen Entwicklung Deutschlands verfolgen müssen und es hätte sich gezeigt, welche verschiedenartige hochgeschätzte und vielgeliebte Heimatskunst wir fast in allen deutschen Landschaften besitzen. Die nur auf das 19. Jahrhundert und fast allein auf die Dialektdichtung beschränkten dürftigen Bemerkungen auf S. 656 f. zeugen nur davon, daß dem Verfasser die Kenntnis des Materials hier völlig abgeht. Wie hätte sonst Karl Stieler, dessen Wert ich gewiß zu schätzen weiß, „der klassische Dichter des süddeutschen Dialektes" genannt werden und der Name Stelzhamers in dem Buche fehlen können! An einer andern Stelle S. 586 hat übrigens Karl Stielers verhängnisvolle Nähe den Dichter des Hochwalds zu einem Karl Stifter umgetauft.

Litteraturgeschichte. Bartels A., Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Die Alten und die Jungen. 2. Auflage. Leipzig, Avenarius. 3.60 M.

Bärwinkel, Im Garten Gottes. Beiträge zur Litteratur- und Kulturgeschichte der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Erfurt, Villaret. 3 M.

Breitner A., Belletristische Archäologie. Randglossen zur deutschen Litteraturgeschichte. München, Schweitzer. 1.50 M.

Litteraturbilder fin de siècle. Herausgegeben von A. Breitner. 3. Bändchen. Leipzig-Reudnitz, Baum. 1.50 M.

Inhalt: Siegen K., M. Greif. — Bach O., Richard Voß. — Rabenlechner M. M, Das Weibliche im litterarischen Wien.

Evers M., Deutsche Sprach- und Litteraturgeschichte im Abriß. Allgemeinverständlich dargestellt. 1. Teil. Deutsche Sprach- und Stilgeschichte. Berlin, Reuther & Reichard. 3.60 M.

Goedeke K., Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen. 2. ganz neu bearbeitete Auflage. Nach dem Tode des Verfassers in Verbindung mit Fachgelehrten fortgeführt von E. Goetze. 19. Heft. (7. Band, Bogen 1—12.) Dresden, Ehlermann. 4.20 M.

Inhalt: 7. Buch. Zeit des Weltkrieges. Phantastische Dichtung. 5. Kapitel. Dichter aus Mittel- und Süddeutschland. § 298. (Fortsetzung.) Österreich. K. Mähren. — L. Schlesien. — M. Galizien. — N. Ungarn. — O. Kroatien

und Slavonien. — P. Siebenbürgen. — § 299. Bayern. Franken. — § 300. Oberrhein. Württemberg. Baden. Pfalz.

Hüttemann A., Katholische Dichter des 19. Jahrhunderts. Proben aus ihren Werken. Hamm, Breer & Thiemann. 4 M.

Eine lyrische Anthologie, die die zwischen 1750 und 1850 geborenen katholischen Dichter umfaßt. Die Berechtigung für eine solche Auslese sucht der Sammler in der Vorbemerkung zu erweisen. Es wäre nicht viel dagegen einzuwenden, wenn die Sammlung nicht, wie Hüttemann selbst zugiebt, einzelne Namen enthielte, deren Träger wohl kaum selbst mehr auf den Titel „katholisch“ Anspruch machten. „Indessen wollte ich die Einzelnen nach der Zuverlässigkeit ihres religiösen Standpunktes zutreffend bestimmen, wo waren dann der genaue Maßstab und die rechte Grenze? So ist mancher hier als ein Kind der katholischen Kirche aufgeführt, der doch ein ungeratenes Kind gewesen ist.“ Auf diese Weise sind Grillparzer und Lenau, An. Grün und H. von Gilm in einen Kreis von Dichtern geraten, deren Gesinnungsgenossen zu sein sie selbst aufs schroffste abgelehnt hätten, während so mancher gläubige katholische Dichter darin fehlt, z. B. Anton Passy, der es wohl verdient hätte, daß sein Andenken erneuert würde. Mit den Texten ist der Herausgeber manchmal etwas willkürlich umgegangen: S. 171 ist das Gedicht „Sommerreise“ von Friedrich August von Zu Rhein gekürzt; das „Jugend“ überschriebene Gedicht Grillparzers S. 92 stellt sich als ein Stück aus Jasons Rede zu Kreusa, Medea III 2, heraus mit der sinnlosen Interpunktion des dritten Verses: „Der Augenblick des Strebens, Wieg' und Grab!“ — S. 338 sind zwei gleichaltrige Persönlichkeiten ähnlichen Namens in eine zusammengeflossen. Alois Meßner, dem die abgedruckten Gedichte zu gehören scheinen, ist geboren in Nassereut in Tirol 1822 und gestorben in Albano 1857. Die ihm von Hüttemann beigelegten Lebensdaten „Geb. 1822 zu Prachatic in Böhmen; gest. 1862 das. als Schriftsteller“ weisen auf den deutschböhmischen Romanschriftsteller und Sittenschilderer Josef Meßner. — Ein geographischer Anachronismus ist: „Laibach in Illyrien“ S. 318.

Kellen A., Katholische Dichter. Eine litterarische Studie. Essen-Ruhr, Fredebeul & Koenen. 40 Pf.

Inhalt: 1. Eichendorff. 2. Redwitz. 3. F. W. Weber. 4. Andere Dichter. 5. A. Stifter. 6. H. Hansjakob und andere Prosaschriftsteller.

Kellen A., Katholische Dichterinnen. Eine litterarische Studie. Essen-Ruhr, Fredebeul & Koenen. 40 Pf.

Inhalt: 1. Luise Hensel. 2. Droste-Hülshoff. 3. Andere Dichterinnen. 4. Gräfin Hahn-Hahn. 5. Andere Schriftstellerinnen.

Kohut A., Das Ewig-Weibliche in der Welt-, Kultur- und Litteraturgeschichte. Leipzig, Neupert. 3 M.

Deutsche National-Litteratur. Historisch-kritische Ausgabe. Herausgegeben von J. Kürschner. 222. (Schluß-)Band. Registerband. Stuttgart, Union. 2.50 M.

Inhalt: A) Inhaltsverzeichnis sämtlicher Bände in litteraturgeschichtlicher Reihenfolge. — B) Alphabetisches Verzeichnis der Schriften und Schriftsteller. — C) Verzeichnis der Abbildungen. — D) Verzeichnis der Herausgeber.

Leimbach K. L., Ausgewählte deutsche Dichtungen für Lehrer und Freunde der Litteratur erläutert. 11. Band: Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. Biographien, Charakteristiken und Auswahl ihrer Dichtungen. 7. Band. Frankfurt a. M., Kesselring. 4.50 M.

Lemmermayer F., Kurzes Repetitorium der deutschen Litteraturgeschichte. 3. Teil. Vom 30jährigen Krieg bis zum 7jährigen Krieg (Breitensteins Repetitorien. Nr. 63 b). Leipzig, Barth. 1.10 M.

Lindemanns Geschichte der deutschen Litteratur. 7. Auflage. Herausgegeben und teilweise neu bearbeitet von A. Salzer. Freiburg i. B., Herder. 9.50 M.

Unter den katholischen Litteraturgeschichten ist Lindemanns 1866 zum ersten Mal erschienenes Buch eine der verbreitetsten und in der gegenwärtigen Bearbeitung durch einen tüchtigen Fachmann eine der besten. Gegen die Auffassung im allgemeinen und im einzelnen vom Standpunkt einer andern Weltanschauung zu polemisieren wäre ein unfruchtbares Unternehmen. Wir müssen uns damit zufrieden stellen, wenn in einer solchen einseitigen, parteiischen Darstellung die wirklich schöpferischen Geister neben dem Troß katholischer Belletristen und Nachahmer nicht zu kurz kommen, wenn trotz aller sittlichen Bedenken die poetischen Schönheiten unserer großen Dichter Anerkennung und Beifall finden und wenn wir überall eine gründliche Kenntnis der Dichtwerke selbst, sowie der neueren und neuesten Forschungsergebnisse nachweisen können. Alles dies ist im vorliegenden Werke der Fall. Besonders Salzers Darstellung des Mittelalters verdient das Lob, das ihr von berufener Seite zu teil geworden ist. Je mehr sich das Werk der Gegenwart nähert, desto schwächer werden die Umrisse. Im letzten Buche verschwinden die einzelnen Charakteristiken in einem Schwall von bloßen Namen, deren wir gern mehrere hundert preisgäben für eine feste und sichere Gruppierung der wenigen Edlen. Diese Massen können auf den gewöhnlichen Leser nur beklemmend und verwirrend wirken. Durch einen tüchtigen Aderlaß könnte das Buch bei einer nächsten Auflage nur gewinnen. Für einen solchen Fall darf ich den Bearbeiter auch auf einige Versehen, die ich mir — ohne Vollständigkeit zu beabsichtigen — verzeichnet habe, aufmerksam machen. S. 439 erscheint Jakob Schwieger noch als Verfasser der „Geharnschten Venus"; wie hier die Schrift von Köster, so sind übersehen bei Neukirch S. 469 die Schrift von Dorn, bei Wernicke S. 470 die Arbeiten von Elias, beim Epos des 17. Jahrhunderts S. 483 die Programme von Stern, bei Anton Ulrich von Braunschweig S. 485 die Schrift von Sonnenburg u. s. w. Christian Reuters Name ist nur in der Anmerkung S. 488, aber nicht im Text genannt und fehlt daher auch im Register. Zarnckes Aufsätze über ihn sind nicht erwähnt, dagegen unbedeutende populäre Schriftchen. — Beim Schäferspiel S. 500 ist die Arbeit von Rühle verzeichnet, nicht die von Netoliczka. Ebenso fehlt S. 518 bei Zachariae das Buch von Zimmermann, S. 588 bei J. G. Zimmermann das Buch von Ischer, S. 604 Fürsts Meißner, S. 606 Sterns Arbeit über Musäus; S. 707 Rabanys Kotzebue und Minors Kritik, S. 767 die Forschungen von Hörmann und das Buch von Bauer, S. 926 Fausts Buch über Sealsfield. Es ist dies um so auffallender, als an anderen Stellen auch die neueste Litteratur verzeichnet und verwertet ist. — S. 587 ist gegen die sonstige Gewohnheit die Gesamtausgabe von Mendelssohns Werken nicht verzeichnet. — Der Abschnitt über Wieland bedarf einer gänzlichen Erneuerung. Die Erzählungen aus dem Jahre 1752 sind unentbehrlich (S. 592); „Geron der Adeliche" darf nicht fehlen. — Kösters Buch „Schiller als Dramaturg" kann Salzer nicht in der Hand gehabt haben; er hätte es sonst nicht unter der Wallensteinlitteratur S. 753 verzeichnet. — S. 781. Die von Leitzmann herausgegebenen Tagebücher Forsters sind keineswegs eine neue Auflage der „Ansichten vom Niederrhein". — S. 805. Ist aus Sauers sonst richtig citierten Frauenbildern ein eigenes Buch über Karoline Schelling geworden. — S. 699. Die Wahlverwandtschaften sind 1809, nicht 1807 erschienen; aber selbst in dem letzteren Jahre von dem „eben verehelichten Dichter" zu reden, ist ohne weiteren Zusatz zum mindesten irreführend. — S. 702. In der Entstehungsgeschichte des Faust ist die Ausdrucksweise ungenau: „In Italien fügten sich die Fragmente: Die Hexenküche und der Monolog im Walde, an; 1790 erschien ‚Faust, ein Fragment'." — S. 704 wird die erste bestimmte Erwähnung einer Faustaufführung durch englische Schauspieler in das Jahr 1626 verlegt, während die Grazer Aufführung, von der wir durch den Brief der Erzherzogin Magdalena wissen, ins Jahr 1608 fällt. — S. 807. Minors Ausgabe von A. W. Schlegels Berliner Vorlesungen ist keineswegs bloß ein Neudruck des

in der „Europa“ veröffentlichten Bruchstückes. — S. 821. Wie kann man Brentanos „Gründung Prags“ ein „Volksschauspiel“ nennen, wie die Penthesia S. 838 ein „dramatisches Schauergemälde“! — S. 877 fehlen unter den Übersetzungen zwei Wunderwerke unserer Verdeutschungskunst: Gildemeisters Dante und Ariost. — S. 879 ist die rumänische unter die slavischen Litteraturen geraten. — S. 879 fehlt unter den Übersetzern von Mickiewicz der bedeutendste: S. Lipiner; ebenso S. 880 unter den Übersetzungen aus der čechischen Litteratur die reichhaltigen Sammelwerke von Albert. — S. 884 fehlt Redlichs Platenausgabe. — S. 910. Herweghs „unmännliche Feigheit“ und das legendarische „Spritzleder“ scheinen unsterblich zu sein. — S. 933. Julius von der Traun wird nicht mit seinem wirklichen Namen genannt und nur ein schwächeres Werk von ihm „Die Äbtissin von Buchau“ wird erwähnt; dagegen wird Max Stirner nur als Kaspar (Register: Kasper) Schmidt S. 1081 verzeichnet, unter dem er ganz unbekannt ist. — S. 937. Von der Baronin Suttner hätte grade ihr erfolgreichster Roman „Die Waffen nieder!“ erwähnt werden sollen. — S. 945. Bei Meißner wird die Fehde mit Hedrich ignoriert. — S. 951. Marie Sidonia Purschka — nach Kürschner: Marie Sidonie Heimel, geborene Purschke. — S. 963. Mosenthal ist doppelt behandelt (schon S. 909) und an beiden Stellen verschieden charakterisiert. — S. 1028. S. 1087. Wie kommt der Ungar Madách, wie kommt der Schwede Strindberg in eine deutsche Litteraturgeschichte? — S. 1042 kommt Frenzel sonderbarerweise zu der Ehre, „der Schöpfer des geschichtlichen und kritischen Essays“ genannt zu werden. — S. 1081. Unter der Litteratur über Nietzsche fehlt grade das bedeutendste Werk von Riehl. — Einige Druckfehler: S. 633 G. Haubt statt „Hauff“; S. 642 „Glanzvermählte seiner Seele“ statt „Ganzvermählte“; S. 936 entpuppt sich der rätselhafte „Parval“ als der „Pawel“ im „Gemeindekind“ der Ebner-Eschenbach; S. 940 Chivacci statt Chiavacci.

Mensch Ella, Die Frau in der modernen Litteratur. Ein Beitrag zur Geschichte der Gefühle. Berlin, Duncker. 2 M.

Moeller-Bruck A., „Neutöner!“ (Die moderne Litteratur in Gruppen und Einzeldarstellungen. 2. Band.) Berlin, Schuster & Loeffler 1899. 50 Pf.

Pallen C. B., Epochs of literature. Freiburg i. B., Herder. 2.75 M.

Scherer W., Geschichte der deutschen Litteratur. 8. Auflage. Berlin, Weidmann. 10 M.

Seillière E., Littérature et morale dans le parti socialiste allemand. Essais. Paris, Plon, Nourrit et Cie. 3.50 Frcs.

Sintenis F., Die Pseudonyme der neueren deutschen Litteratur (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow. Neue Folge. 310. Heft). Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei. 75 Pf.

Wiener L., The history of yiddish Literature in the nineteenth century. New York, Charles Scribner's Sons 1899.

Wienstein Fr., Lexikon der katholischen deutschen Dichter vom Ausgange des Mittelalters bis zur Gegenwart. Biographisch-litterarisch bearbeitet. Hamm, Breer & Thiemann. 3 M.

Ein dilettantisches Machwerk, das unter seinen Quellen und Hilfsmitteln S. 445 f. nicht einmal Goedekes Grundriß nennt und ihn auch nicht benutzt hat. Der Verfasser will nach der Vorbemerkung Kehreins „Biographisch-litterarisches Lexikon der katholischen deutschen Dichter im 19. Jahrhundert“ ersetzen, läßt aber aus Rücksicht auf den Raum die Volksschriftsteller weg, in deren Zusammenstellung eines der wesentlichsten Verdienste Kehreins liegt. Vielleicht sind die Artikel über jene Autoren brauchbar, die den Verfasser durch persönliche Mitteilungen unterstützt haben. Über die älteren Schriftsteller ist vieles Unrichtige beigebracht. Ich verzeichne, was mir bei einigen Stichproben aufgefallen ist. Nach S. 121 ist Grillparzers Sappho im Jahre 1822, die Medea 1875, die Esther 1877, der arme Spielmann 1877 erschienen; die Gesamtausgaben der

Werke fehlen. — S. 133. Bei Hammer-Purgstall fehlen wichtige Übersetzungen wie z. B. die „Juwelenschnüre Abul-Maanis“, Wien 1822; ebenda ist aus „Motenebbi“ — „Motenabbi“ geworden und „Horde“ in „Gorde“ verdruckt. — S. 258 wird Murner der Ulenspiegel zugeschrieben. — Wenn von Lenau S. 265 die „Briefe an einen Freund“ (1853) genannt werden, warum fehlen die übrigen Briefwechsel? — S. 293 wird Rank als noch lebend aufgeführt und die nach seinem Tod erschienene Selbstbiographie ist nicht verzeichnet. — S. 135 Therese von Hansgirg lebt in Graz, nicht in Brüx. — Wurzbachs Werke S. 428 sind unvollständig; seine Schrift über Steinle („Der Madonnenmaler“) ist 1879 erschienen, nicht 1882 u. s. w. u. s. w.

Ziegler Th., Die geistigen und socialen Strömungen des 19. Jahrhunderts. (Das neunzehnte Jahrhundert in Deutschlands Entwicklung. Unter Mitwirkung von S. Günther, C. Gurlitt, F. Hoenig und anderen herausgegeben von P. Schlenther. 1. Band.) Berlin, Bondi. 10 M.

Landschaften. Otto P., Die deutsche Gesellschaft in Göttingen 1738—1758. (Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte. Herausgegeben von F. Muncker. VII.) München, Haushalter. 2 M.

Mit gewissenhafter Benutzung des leider nur lückenhaft erhaltenen Materials entwirft Otto ein Bild von den Bestrebungen und Leistungen der deutschen Gesellschaft in Göttingen während der ersten zwei Decennien ihres Bestandes. Die Geschichte der Gründung wird erzählt, die Statuten mit den vorbildlichen der Leipziger deutschen Gesellschaft verglichen, die Beziehung zu Gottsched in den Briefen Wedekinds an ihn dargelegt und die völlige Abhängigkeit vom Gottschedischen Geiste erwiesen. Von den handschriftlich erhaltenen Schriften der Gesellschaft ragt weniges über die Mittelmäßigkeit empor; stofflich wertvoll ist eine Ode auf den Sieg bei Mollwitz S. 56; zur Entwicklung Löwens, Zachariaes, Mösers wird manches beigebracht. Von Löwen hat sich ein komisches Epos in Prosa „Der glückliche Sturm“ erhalten, das auf Zachariaes „Lagosiade“ eingewirkt zu haben scheint; von Zachariae birgt das Archiv das ungedruckte Singspiel „Günther oder die Schwarzburgische Tapferkeit auf dem Kaiserthrone“. Gern fände man diese Werke in einem Anhang abgedruckt. Über die spätere Wirksamkeit der Gesellschaft konnte der Verfasser leider nichts neues beibringen. Lichtenbergs Beziehungen zur Gesellschaft z. B. bleiben nach wie vor im Dunkel.

Stromberger Ch. W., Die geistliche Dichtung in Hessen. Neue Folge. Darmstadt, Waitz. 2.50 M.

Nagl J. W. und J. Zeidler, Deutsch-österreichische Litteraturgeschichte. 12.—17. Lieferung. Wien, Fromme. à 1 M.

Inhalt: II. Reformation und Gegenreformation. 4. Der Meistergesang in Oberösterreich. Steyr. Wels. Eferding. 5. Zeitgedichte und Lobsprüche. 6. Kalender und Praktiken. 7. Dramatische Dichtung. 8. Protestantische Prediger. 9. Litteratur der Karpathenländer (Siebenbürgen. Die Zips. Die ungarischen Bergstädte). 10. Katholische Polemiker, Sittenmaler und Prediger. 11. Abraham a Sancta Clara. III. Österreichische Barocke und deutsche Renaissancelitteratur. 1. Grundlagen des Geisteslebens in Österreich und Deutschland. 2. Schauspielthätigkeit der Ordensleute. 3. Italienische Oper und Hoffeste. 4. Alma Benedictina. 5. Simon Rettenbacher und Virgilius Gleißenberger. 6. Volksspiele und Bauerntheater. 7. Englische Komödianten und Volksdrama. 8. Josef Anton Stranitzky und die Anfänge der Wiener Posse. 9. Lyrisch-epische Volksdichtung. Dialektdichter. 10. Die deutsche Renaissancelitteratur.

Paudler A., Leipaer Dichterbuch. Eine Anthologie. Leipa, Künstner. 1.80 M.

Aus da Hoamát. Volksausgabe ausgewählter oberösterreichischer Dichtungen. Herausgegeben von H. Zötl, A. Matosch und H. Commenda. Der ganzen Reihe 9. Band. Linz, Marcis. 1.20 fl.

Sammelband heimatlicher Dichtungen und Weisen. Kleine Volksausgabe Der musikalische Teil durchgesehen von L. Zöhrer.

Eine höchst dankenswerte billigere Auswahl aus den übrigen bisher erschienenen Bänden des Sammelwerkes. Gleichzeitig erschien auch noch eine Jugendausgabe aus diesem Bande als Band 10 der Sammlung. Band 8, den zweiten Teil der mundartlichen Dichtungen Stelzhamers enthaltend, ist bis auf die Biographie fertiggestellt.

Trojan Johs., Der Sängerkrieg zu Trarbach. Beiträge zur Geschichte des Wettbewerbs um den Preis für das beste Moselweinlied. Nebst einem Anhang enthaltend eine Auswahl aus den nicht preisgekrönten Liedern. Trarbach, Balmer. 2 M.

Dichtungsgattungen. Lyrik. Köstlin A., Die Anfänge der deutschen antikisierenden Elegie mit besonderer Berücksichtigung der Entwicklungsgeschichte des elegischen Versmaßes. Programm Eger. 1 M.

Gemmel L., Die Perlenschnur. Eine Anthologie moderner Lyrik. Berlin, Schuster & Loeffler. 6 M.

Schneidewin M., Ein neues Nationallied für „Deutschland, Deutschland über alles". Die Mängel des alten. Der Typus eines neuen. Hameln, Fuendeling. 50 Pf.

Aus deutschem Herzen. Lyrische und halbepische Dichtungen. Ausgewählt vom Deutschbund. Norden, Soltau. 3.50 M.

Ref W., Die Lyrik als besondere Dichtungsgattung. Ein Beitrag zur psychologischen Grundlegung der Ästhetik. Dissertation. Zürich.

Deutscher Sprache Ehrenkranz. Was die Dichter unserer Muttersprache zu Liebe und zu Leide singen und sagen. Berlin, Verlag des allgemeinen deutschen Sprachvereins. 2.40 M.

Eines der schönsten Geschenke, die der Deutsche Sprachverein seinem Volke bisher gemacht hat. Der glückliche Gedanke, von G. A. Saalfeld angeregt, ist von ihm und P. Pietsch mit Liebe und Sachkenntnis durchgeführt worden. Von Otfried bis auf die Gegenwart wird alles, was deutsche Dichter über ihre Muttersprache in Versen geäußert haben, chronologisch in reinlichen Texten zusammengestellt und wo es nötig ist, knapp und sorgsam erklärt. Ausgeschlossen und einer selbständigen Sammlung vorbehalten sind alle prosaischen Aussprüche über die deutsche Sprache; gern sähen wir in einem Anhange Gedichte von Ausländern über unsere Sprache und Gedichte von deutschen Dichtern über fremde Sprachen zusammengestellt. Anfechtbar ist das Princip der Vollständigkeit, so daß auch das schlechteste Geversel und Gereimsel moderner Sprachwarte und Sprachreiniger nicht ausgeschieden worden ist. Giebt man es einmal zu, so hat man auch die Pflicht, Übersehenes nachzutragen, wie die Herausgeber es selbst wünschen. Darum folgen hier einige kleine Ergänzungen: Aus Stolbergs Jamben 1784 (Werke 3, 62) würden die Verse hiehergehören: „Uns ward der Väter Sprache schon zu keusch, Die stark und rein und reich und edel ist, Wir wählen klüglich unsers Feindes Sprache, Die schwach und arm mit falschem Sinne buhlt." — Haichka, Unsere Sprache. Wien 1784, vgl. Goedeke 6, 532. — Wolke, „Der Geist der deutschen Sprache" (Anleitung zur deutschen Gesamtsprache 1812, S. 373—444). — Max Fischel, „Die Sprachen" (Hormayrs Archiv 1812, Nr. 35/36) vgl. Goedeke 6, 566. — Das schöne Gedicht der Betty Paoli „Unsere Sprache" („Deutsche Sprache! Zaubergarten") in „Lyrisches und Episches", Pesth 1855, S. 32 f. — Justus Frey, Gedichte. Zweite Sammlung (Graz 1874) S. 9: Das Ghasel „Sprachreinheit"; S. 139: „Deutsche Sprache" („Nennet die Sprache nicht unüberwindlich"). — Die Verse „Muttersprache" S. 150 f. sind nicht von Anastasius Grün; sie stehen vielmehr in den „Spaziergängen eines zweiten Wiener Poeten (2. Auflage, Hamburg 1843) S. 62 f.; sie gehören aber gar nicht in unser Buch; denn sie beziehen sich nicht auf die deutsche Sprache,

sie stehen in Anführungszeichen und die vierte Strophe beginnt: „Also spricht in unsern Landen stolzen Mutes der Magyare, So entgegnet ihm der Slave, daß er seine Sprache wahre.“

Drama. Franz R., Moderne Dramen. Hamburg, Herold. 50 Pf.

Poser C. E., Das deutsche Lustspiel bis auf G. E. Lessing, den Reformator desselben. Vortrag. Nebst Anhang, enthaltend zur Vergleichung: Ayrenhoffs „Postzug“. Amsterdam, Sikken. 1.30 M.

Das geschwätzige Titelblatt entzückt uns überdies noch durch einen Spottvers, der zu schön ist, als daß wir ihn zurückzuhalten vermöchten. Hier ist er:

Also den Postzug, den
Ein großer deutscher König das beste Lustspiel nannte,
Ein großer deutscher Forscher wohl nannte, doch nicht kannte.

Scherer ist nämlich das Malheur passiert, in seiner Litteraturgeschichte S. 695 den „Postzug“ versehentlich als „Postkutsche“ zu citieren — Grund genug für den sehr kleinen Verfasser, sich über den großen Forscher lustig zu machen. Das charakterisiert den bis zur Geschmacklosigkeit eitlen Mann, der seinerseits in dem kaum anderthalb Bogen umfassenden Vortrage so viele Schnitzer begangen hat, daß man unter Anwendung seiner eigenen poetischen Methode ein ganzes Epos darüber zusammenreimen könnte. Es wäre noch verzeihlich, wenn er nichts weiter gethan hätte, als den Vokalisch-dramatischen Verein in Amsterdam mit einem trotz dem pomphaften Titel äußerst dürftigen Vortrage abzuspeisen; aber daß er diese schülerhaften Auszüge aus einer Reihe zum Teil veralteter Schriften für druckreif angesehen hat, das kann gar nicht abfällig genug beurteilt werden. Ich glaube, jeder Maturant käme in die Gefahr eines Durchfalles, wenn er das wiederholt berichtigte Märchen von der Verbrennung des Hanswurst durch die Neuberin auf Gottscheds Betreiben mit derselben Sicherheit wie Poser vorzutragen wagte oder den Satz aufstellte, daß Gottsched auf dem Gebiete der dramatischen Poesie „gerade durch seine Eigenart Bedeutendes zu stande gebracht hat.“ Wie lehrreich wäre es für Poser doch gewesen, wenn er wenigstens Creizenachs Aufsatz zur Entstehungsgeschichte des neueren deutschen Lustspiels oder Schlenthers Buch über Frau Gottsched zu Rate gezogen hätte! Er hätte etwas über die Modifizierung der Gottschedschen Theorie vom Lustspiele durch Gottsched selbst, über ihre Weiterentwicklung durch den Rektor Richter aus Annaberg und Einiges über Gryphius, Weise und Henrici daraus erfahren. Sein wegwerfendes, offenbar durch einseitige Lektüre der Hamburgischen Dramaturgie hervorgerufenes Urteil über die Lustspiele der Frau Gottsched („fast unbegreifliche Geschmacksverirrung“) erweckt ebenso sehr unser Kopfschütteln wie sein orakelhaft dunkler Ausspruch über die „übrigen Gottschedianer, die auch gewisse Zustände geißelten, aber mehr asa foetida dazuthaten“. Von Gottsched gelangt der Verfasser mit einem kühnen Salto mortale zu Ayrenhoff, um ihn im Anschlusse an den Leipziger Professor „die ganze Korruption Wiens“ auf die Bühne bringen zu lassen. Nebenbei bemerkt, raubt er dem Wiener Dramatiker höchst grausam zwei Jahre seines allerdings langen Lebens und versetzt die lobende Stelle über den „Postzug“ in Friedrichs des Großen bekanntes Schreiben „an das Publikum“ — soll richtig heißen de la littérature allemande. Ferner „wurde das Stück gleich zwanzigmal aufgeführt“. Wo? Auf einer Bühne oder im ganzen? Dieses Lustspiel ist nun, nicht um seiner Bedeutung willen, sondern „zur Vergleichung“ von dem Verfasser einem Neudruck unterzogen worden. Das wäre an sich keine so üble Idee; aber man rate, wie Poser bei dieser ihm offenbar ungewohnten Arbeit vorgegangen ist? Er hat dem Neudrucke nicht etwa die erste, nein, die fünfte Auflage zu Grunde gelegt! Diese ist in Frankfurt und Leipzig 1778 herausgekommen, acht Jahre nach den ersten beiden, deren zweite bereits stilistische Änderungen aufweist. Aus der fünften ist zum Überflusse der Wiener Erdgeruch ausgemerzt worden, der vielleicht den eigentümlichsten Reiz des Stückes ausmacht.

Aus den „Mädeln“ sind deutsche „Mädchen“, aus „dem Schäck“ „die Schäcke“, aus „dem Falben“ „die Falbe“ geworden; „Leonorchen“ muß der Pferdenarr seine Tochter „Lenorl“ rufen; die „Pirutsch“ hat sich die Umwandlung in eine „Jagdchaise“ gefallen lassen müssen: „schaffen“ heißt „befehlen“ und unser liebes „halt“ — ich war auf die Verdeutschung sehr gespannt — ist ganz ausgelassen worden. So erweist sich auch der Neudruck als verunglückt, und völlig ohne Gewinn legen wir das Büchlein aus der Hand. E. Horner.

Stockmayer K. H. von, Das deutsche Soldatenstück des 18. Jahrhunderts seit Lessings Minna von Barnhelm. (Litterarhistorische Forschungen. Herausgegeben von J. Schick und M. Freiherrn von Waldberg. X. Heft.) Weimar, Felber. 3 M.

Teuber V., Die Entwicklung der Weihnachtspiele seit den ältesten Zeiten bis zum 16. Jahrhundert. I. Programm. Komotau.

Roman. Maigron L., Le roman historique à l'époque romantique. Essai sur l'influence de Walter Scott. Thèse. Paris, Hachette & Cie.

Mielke H., Der deutsche Roman des 19. Jahrhunderts. 3. Auflage. Berlin, Schwetschke & Sohn. 4.50 M.

Beziehung zum Auslande. Frankreich. Sakmann P., Eine ungedruckte Voltaire-Korrespondenz. Herausgegeben mit einem Anhang: Voltaire und das Haus Württemberg. Stuttgart, Frommann. 4.50 M.

Schweden. Wrangel E., Till belysning af de litterära förbindelserna mellan Sverige och Tyskland under 1600-talet. Några bidrag samlade. Lund, Malmström 1899 (aus: Lunds universitets årsskrift 35).

Inhalt: Blick auf den früheren Einfluß der deutschen Litteratur. Schweden in der fruchtbringenden Gesellschaft. Universitätsstudien in Deutschland, Verbindungen mit Straßburg. Deutsche Dichter im schwedischen Staatsdienst (Opitz, Moscherosch, Weckherlin, Schupp). Der direkte Einfluß der deutschen Dichtung (Übersetzungen nach Opitz, Rist und anderen, Pegnitzschäfer und Festdichtung in Nürnberg; zweite schlesische Schule). Die deutsch-schwedische Dichtung (das politische Lied; schwedische Dichtung in deutscher Sprache, Verbindungen mit Hamburg: Zesens Teutschgesinnte Genossenschaft, Schweden im litterarischen Leben Hamburgs, Triewald und die teutschübende Gesellschaft). Einfluß des französischen Klassicismus. J. B.

Ästhetik. Babuder G., L'Eroicomica e generi affini di poesia giocoso-satirica (parte II). Programm. Capodistria.

Lipps Th., Komik und Humor. Eine psychologisch-ästhetische Untersuchung. (Beiträge zur Ästhetik. Herausgegeben von Th. Lipps und R. M. Werner. VI.) Hamburg, Voß. 6 M.

Wolff Eug., Poetik. Die Gesetze der Poesie in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Ein Grundriß. Oldenburg, Schulze. 4 M.

Sammelwerke. Allgemeine Deutsche Biographie. 219. und 220. Lieferung. (Band XLIV. Lieferung 4 und 5.) Werder (im Nachtrag) —Zeis. Leipzig, Duncker & Humblot.

Karl Friedrich Werder, Philosoph und Dichter 1806–1893 (A. Köster). — Martin Wiehrl, Priester der Diöcese Speier, † am 19. März 1794 (Lauchert). - Karl Samuel Wigand, Professor am Kadettenkorps und Hofarchivar zu Kassel 1744—1805 (W. Grotefend. — Unter den Quellen: ungedruckte Briefe der Brüder Grimm an ihren Jugendfreund Paul Wigand. Bibl. Cassell. Msc. Hist. Litt. fol. 21). — Johann Friedrich Wilberg, Schulmann 1766—1846 (Zander). — Tobias Wildauer, Ritter von Wildhausen, Philosoph und deutsch-österreichischer Politiker 1825—1898 (L. Fränkel). — Jakob Wimpheling, Humanist 1450—1528 (L. Geiger). — August Franz Winter, Lokalhistoriker 1833—1878 (G. Hertel). — David Wolder, Herausgeber größerer Bibelwerke, † 1604 (Bertheau). — Christian Sigismund Wolf, evangelisch-lutherischer Theologe 1632—1699 (Tschackert). — Johann Christoph Wolf, Theologe und Orien-

talist 1683—1739 (Bertheau). — Christoph Wolle, protestantischer Theologe 1700—1761 (Tschackert). — Johann Wolleb, protestantischer Theologe 1586—1629 (Tschackert). — A. J. C. Wolters, protestantischer Theologe 1823—1878 (Tschackert). — Johann Ludwig von Wolzogen, Socinianer, † 1658 (Tschackert). — Franz Wörger, protestantischer Theologe 1647—1708 (Tschackert). — Friedrich Ernst Wülcker, Germanist 1843—1893 (F. Thomae). — Daniel Wülfer, protestantischer Theologe 1617—1685 (Tschackert). — Friedrich Wilhelm Wulff, Dichter 1837—1898, Sohn des Lyrikers W. Wilibald Wulff 1807—1893 (L. Fränkel). — Eduard Wunder, Schulmann 1800—1869 (Koldewey). — J. K. H. Wuttke, Historiker und Publicist 1818—1876 (nach einer handschriftlichen Biographie von G. Müller-Frauenstein). — Wilhelm Holtzman Xylander, Humanist und Übersetzer 1532—1576 (Fr. Schöll). — Johann Yetzeler, schweizerischer Theolog und Dramatiker 1543—1622 (J. Bolte). — J. F. W. Zachariae, Dichter 1726—1777 (Schüddekopf). — K. H. Zachariae, Pietist 1698—1782 (Ed. Jacobs). — Julius Zacher, Germanist 1816—1887 (Edward Schröder). — Johann Christian Zahn, deutscher Sprachforscher 1767—1868 (Edward Schröder). — Zacharias Zahn, Dramatiker des 16. Jahrhunderts (H. Holstein). — Andreas Zainer, Stadtschreiber zu Ingolstadt und Chronist um 1500 (L. Fränkel). — Günther und Johannes Zainer, Buchdrucker des 15./16. Jahrhunderts (K. Steiff). — Jakob Zanach, protestantischer Schriftsteller aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts (J. Bolte). — Hieronymus Zanchius, reformierter Theologe 1516—1590 (Cuno). — Melchior Zanger, katholischer Theologe, † 1603 (Lauchert). — Roman Sebastian Zängerle, Fürstbischof von Seckau 1771—1848 (Lauchert). — Nicolaus Zapf, Weimarer Generalsuperintendent 1600—1672 (Lauchert). — Felician Martin von Zaremba, Basler Missionar 1795—1874 (Ledderhose). — J. August Chr. Zarnack, Schulmann 1777—1827 (F. Jonas mit Benützung brieflicher Nachrichten von Nachkommen Zarnacks). — Friedrich K. Th. Zarncke, deutscher Philolog 1825—1891 (E. Sievers). — Johann Ulrich Zasius, Reichsvicekanzler unter Maximilian II. 1521—1570 (W. Goetz). — Ulrich Zasius, Humanist 1461—1536 (von Eisenhart). — Sidonia Hedwig Zäunemann, thüringische gekrönte Dichterin 1714—1740 (W. Lippert). — Edmund Zauner, Benediktiner 1694—1765 (Lauchert). — Judas Thaddäus Zauner, Geschichtsschreiber 1750—1813 (F. von Krones). — Jörg Zaunring, Wanderprediger der Wiedertäufer um 1490—1531 (L. Keller). — Andreas Dominikus Zaupser, bayerischer Aufklärer 1748—1795 (von Reinhardstoettner). — Johann Zechendorf, Orientalist 1580—1662 (P. Stötzner). — Johann Heinrich Zedler, Buchhändler 1706—1763 (F. Schnorr von Carolsfeld). — Ph. G. Josef Christian K. A. Freiherr von Zedlitz-Nimmersatt, Dichter 1790—1862 (E. Castle). — Karl Abraham Freiherr von Zedlitz, Staatsminister Friedrichs des Großen 1731—1793 (C. Rethwisch). — Joseph Zedner, Semitist 1804—1871 (David Kaufmann). — Clemens Graf von Zedwitz-Liebenstein, Dialektdichter 1814—1896 (L. Fränkel). — Ewald von Zedwitz (Pseudonym E. von Wald-Zedtwitz), Romanschriftsteller 1840—1896 (L. Fränkel). — Johann Zegenhagen, einer der frühesten evangelischen Geistlichen Hamburgs, † 1531 (W. Sillem). — Friedrich Zeh, schlesischer Dialektdichter 1819—1889 (M. Hippe). — Ferdinand Zehender, schweizerischer Pädagog 1829—1885 (Hunziker). — Josephine Zehnder-Stadlin 1806—1875 (Hunziker). — Ludwig Zehnmark, Schriftsteller und dramatischer Dichter 1751—1814 (A. von Weilen). — Melchior Zeidler, protestantischer Theolog und Philosoph 1630—1686 (Tschackert). — Venerandus Zeidlmayr, Franziskaner, † 1746 (Lauchert). — Martin Zeidler, deutscher Reiseschriftsteller und Geograph des 17. Jahrhunderts 1589—1661 (M. von Waldberg).

Bernays M., Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte. 3. und 4. Band. Zur neueren und neuesten Litteraturgeschichte. Leipzig, Göschen. à 9 M.

Inhalt: 3. Band: Vorrede (Georg Witkowski). — I. Zu Shakespeare. Shakespeare ein katholischer Dichter. — N. Delius' Ausgabe der Shakespeareschen Werke. — Shakespeare als Kenner des Wahnsinns. — Zum Studium des deutschen und englischen Shakespeare. — II. Zur klassischen Zeit der deutschen Litteratur. Über den Charakter der Emilia Galotti. — Zur Erinnerung an G. E. Lessing. — Zimmermanns „Merck“, ein Beispiel dilettantischer Bücherfabrik. — Die Triumvirn in Goethes römischen Elegien. — Zu Burkhardts klassischen Findlingen. — Schillers Malteser. — Ein alter Aufsatz Fr. Schlegels. — III. Charakteristiken. Zur Erinnerung an J. W. Loebell. — Zu F. G. Welckers 80. Geburtstage. — Uhland als Forscher germanischer Sage und Dichtung. — Rede auf Scheffel. — 4. Band: I. Zum deutschen Drama und Theater. Friedrich Haase. Friederike Goßmann. Über die Komposition des Hebbelschen Demetrius. Über Heinrich Kruses Wullenweber. Holteis letzter Komödiant. Schiller auf dem Münchener Hoftheater. — II. Zur neuesten Litteratur. I—XII. Zur französischen Lyrik des 19. Jahrhunderts. Berthold Auerbachs Roman Auf der Höhe. Charakteristik von Gustav Freytags Roman Die verlorene Handschrift. — III. Zur Lehre von den Citaten und Noten. — IV. Ungedrucktes. Zur Methode der Litteraturgeschichte. Über W. von Humboldt, Ästhetische Versuche. Hermann und Dorothea. Über Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt. Über den Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta. — Einzelnes.

Bettelheim A., Acta diurna. Gesammelte Aufsätze. Neue Folge. Wien, Hartleben. 4 M.

Aus dem Inhalt: Dem Freundeskreis der „Anzengrube“. Widmung. — Reclams Universalbibliothek. — Fragen der Volksbildung. — Ein Wiener Widmann-Abend. — Litterarische Chroniken für „Kosmopolis“. — Aus dem Burgtheater. 1. Zur Berufung Laubes an das Wiener Burgtheater. Der Kampf um die „Karlsschüler“. 2. Wilbrandts Burgtheater-Direktion. 3 Abschied vom alten Burgtheater. 4. Zum Tode August Försters. 5. Von der Generalintendanz. 6. Die Berufung von Max Burckhard. 7. Die Theaterreform eines österreichischen Verwaltungsbeamten. 8. Ein neuer Feldzug wider die österreichische Theatercensur. 9. Mitterwurzer. 10. Eine poetische Satire von Max Burckhard. 11. Charlotte Wolter. 12. Neuer Kurs im Burgtheater. 13. Soll man berichtigen? 14. Helene Hartmann. 15. Direktor Schlenther.

Bei seinen reichen Kenntnissen und seinem weiten Blick versteht es Bettelheim allem, was er für den Tag schreibt, eine weit über den Tag hinausgehende Bedeutung zu geben. Seine Recensionen, seine Theaterkritiken, seine Nekrologe, seine Charakteristiken und Polemiken verdienen daher die Sammlung in Buchform in vollem Maße und auch wer den Inhalt des vorliegenden Buches aus den Einzelveröffentlichungen bereits kennt, wird mit Belehrung und mit Vergnügen sehen, wie schön sich das Einzelne hier zu Gruppen zusammenschließt und wie alles durch ein geistiges Band zusammengehalten wird. Den größten Wert für die Kulturgeschichte der Zukunft dürften die Aufsätze über das Burgtheater besitzen. An den Kämpfen, die Bettelheim hier darstellt, ist er selbst durch seinen großen Einfluß beteiligt und geht das Theater nach Zeiten der Unruhe und des Experiments endlich einer besseren, sicheren Zukunft entgegen, so gebührt seiner schneidigen Feder ein gut Teil des Verdienstes. Der Litterarhistoriker wird den Aufsatz über Laube am wärmsten begrüßen, worin auf Grund von dessen Briefen an Luise Neumann der Kampf um die Aufführung der Karlsschüler im Burgtheater im Jahre 1846 und die Vorgeschichte seiner Berufung nach Wien anschaulich dargestellt ist.

Brunetière F., Études critiques sur l'histoire de la Littérature française. Sixième Série. Paris, Hachette & Cie. 3.50 Frcs.

Aus dem Inhalt: La doctrine évolutive et l'histoire de la littérature. — Le Cosmopolitisme et la littérature nationale.

Ihren lieben Oberkranich Karl August Hugo Burkhardt begrüßen zur Feier vierzigjährigen archivalischen Wirkens am 10. Jannar 1899 die Timotheus Brüder B. Hergt, Nikolaus Müller, F. Sandvoß, R. Schmeißer, C. Schüddekopf, F. Suhle. Als Handschrift gedruckt.

Aus dem Inhalt: Müller Nicolaus, Ein Brief Melanchthons an König Franz I. von Frankreich (Torgau, 15. April 1541). — Schüddekopf C., Hans Schickebrods Grabschrift. Diese aus Anspielungen bei Wieland und Goethes Mutter bekannte Grabschrift wird in mehreren älteren und neueren schriftlichen Niedersetzungen nachgewiesen.

Dove A., Ausgewählte Schriftchen vornehmlich historischen Inhalts. Leipzig, Duncker & Humblot. 7 M.

Inhalt: I. Reden und Vorträge historischen Inhalts. 1. Der Wiedereintritt des nationalen Princips in die Weltgeschichte (1890). 2. Kaiser Friedrich II. (1886). 3. Erinnerungen eines Bettelmönchs (1890). 4. Luthers Bedeutung für die Neuzeit überhaupt (1883). 5. Die Kinder des Winterkönigs (1889). 6. Maria Theresia im Anfang ihrer Regierung (1877). 7. Kaunitz (1898). 8. Ranke und Sybel in ihrem Verhältnis zu König Max (1895). 9. Königsfeier am Rhein (1886). 10. Kaiser Wilhelms geschichtliche Gestalt (1888). — II. Aufsätze und Veröffentlichungen zur Kenntnis Rankes 1—7. — III. Geschichtliche Aufsätze und Artikel. 1. Bemerkungen zur Geschichte des deutschen Volksnamens (1893). 2. Das älteste Zeugnis für den Namen Deutsch (1895). 3. Die Säkularperioden der deutschen Geschichte (1871). 4. Muratoris Bedeutung (1872). 5. Philipp Jaffé (1881). 6. Die amtliche Zeitgeschichtschreibung in Preußen (1890). 7. J. G. Droysen (1878). 8. Der Prophet unseres Reichs (1871). 9. Treitschkes deutsche Geschichte (1879). 10. Gervinus † (1871). 11. An J. G. Droysen (1878). 12. Döllingers akademische Vorträge (1891). 13. H. von Treitschke † (1896). 14. Ernst Curtius † (1896). 15. Alfred von Arneth † (1897). 16. Jacob Burckhardt † (1897). 17. An Theodor Mommsen (1897). 18. Der Einzug der Sieger in Berlin (1871). 19. Bismarcks litterarische Größe (1891). 20. Zur Feier Großherzog Friedrichs von Baden (1892). 21. Zur Jubelfeier der Entdeckung Amerikas (1892). 22. Zum 100. Geburtstag Kaiser Wilhelms I. (1897). — IV. Verschiedene litterarische Beiträge. 1. Der neue Glaube nach D. Strauß (1872). 2. Der Spiritismus in Leipzig (1878). 3. Peschels Stellung in der Geographie. 4. Forster und Sömmering. 5. Humboldt und Gauß (1877). 6. Goethe unter den Naturforschern (1874). 7. Das Grab Schwerdtleins (1896). 8. Gustav Freytag (1879). 9. Salomon Hirzel (1880). 10. Michael Bernays † (1897). 11. Eine Akademie der deutschen Sprache (1874).

Francke Kuno, Glimpses of Modern German Culture. New York, Dodd, Mead and Company.

Inhalt: Introductory. The Conflicts of Modern Germany. — I. The Leibniz Day of the Berlin Academy of Sciences. — II. The Socialist Situation. — III. Wildenbruch's „King Henry" and Hauptmanns „Florian Geyer". — IV. Johanna Ambrosius. — V. Karoline von Günderode and Friedrich Creuzer. — VI. Hauptmann's „The Sunken Bell". — VII Hermann Grimm. — VIII. Impressions of Industrial and Patriarchal Germany. — IX. Max Halbe's „Mother Earth". — X. Sudermann's „John the Baptist". — XI. Arnold Böcklin. — XII. Heinrich Seidel. — XIII. Peter Rosegger. — XIV. Bismarck as a National Type.

Grotthuß J. E. Freiherr von, Probleme und Charakterköpfe. Studien zur Litteratur unserer Zeit. 3. Auflage. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 5.50 M.

Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte. Festgabe für Richard Heinzel. Weimar, Felber. 14 M.

Inhalt: David J. J., An Richard Heinzel. — Werner R. M., Die Gruppen im Drama. — Schmidt Erich, Edward. Mit Rücksicht auf Schmidts Bemerkung S. 41 lasse ich Hildebrands Manuskript, anschließend an Euphorion 2, 269, hier folgen:

„Dein Schwert wie ists von Blut so roth?
Edward, Edward!
Dein Schwert wie ists von Blut so roth?
Und stehst so traurig da! — O!

Im Schottischen kräftiger vom Schwerte:

Quhy does your brand sae drop with bluid,
Edward, Edward?
Quhai does your sword sae drop with bluid?
And quhy sae sad gang yee, O?

Nach Herders letzten Worten „denn Ihr, Ihr riethets mir" müßte die Mutter schon wissen, wessen Blut das an Edwards Schwerte ist. Sie würde wohl erschrecken, aber schweigen und alles Weitere wäre überflüssig. Die Frage aber zeigt, daß sie nicht sicher ist über das, was Edward gethan hat. Sie räth es freilich ohne Zweifel, aber es muß doch erst aus Edwards Munde ihr offenkundig werden, wenn sie dem auch wohl mit Bangigkeit entgegensieht. Denn ihr Sinn ist zwiespältig gespannt zwischen Wünschen und Bangen, und die Spannung muß sich bis zur Qual steigern.

Edward hält sie hin mit Ausreden:

Ich hab geschlagen meinen Geyer todt
Mutter, Mutter!
Ich hab geschlagen meinen Geyer todt,
Und das, das geht mir nah! — O!

Geyer ist hier falsche Übersetzung von schottisch hauke, das heißt Habicht Vom Geyer als Jagdvogel weiß ich nichts.

Dein's Geyers Blut ist nicht so roth!
Edward, Edward!
Dein's Geyers Blut ist nicht so roth,
Mein Sohn, bekenn mir frei. — O!

Das Letzte von Herder sehr frei, wenn auch nicht unpassend nach dem Schottischen My deir son I telt thee.

Ich hab geschlagen mein Rothroß todt!
Mutter, Mutter! u. s. w.
Und's war so stolz und treu! — O!
Dein Roß war alt und hasts nicht noth! u. s. w.
Dich drückt ein andrer Schmerz! — O!

Es ist vergeblich, der Mutter zu verhehlen, was geschehen ist; der Bann bricht endlich, der beiden Seiten zur Qual wurde und dem teilnehmenden Leser doch auch, und die Wahrheit platzt heraus:

Ich hab geschlagen meinen Vater todt,
Mutter, Mutter!
Ich hab geschlagen meinen Vater todt,
Und das, das quält mein Herz! — O!
O, I hae killed my fadir deir etc.;
Alas! and wae is mee, O!

Die Höhe des Ganzen ist erreicht, das Ungeheuerste liegt unverhüllt vor. Was nun weiter, daß es zu einem Ende komme?

Die Mutter zeigt sich gar nicht überrascht, nachdem die Entscheidung gefallen ist. Sie hatte sie ja geahnt und gewünscht. Sie fragt nur nach den Folgen der That, zunächst nach der Buße, die der Sohn auf sich nehmen will.

Und was wirst du nun an dir thun?
Edward, Edward.
Und was wirst du nun an dir thun?
Mein Sohn bekenn mir mehr! — O!

Schottisch deutlicher und besser: And quhatten penance wul ye drie for that; und was für Buße willst du dafür auf dich nehmen?

Auf Erden soll mein Fuß nicht ruhn! u. s. w.
Will wandern über Meer! — O!"

Brandl A., Zur Kritik der englischen Volksballaden. — Hauffen A., Zur Kunde vom Wassermann. (Deutsch-böhmische Sagen.) — Petak A., Zum Volkslied von den drei Winterrosen. — Wackernell J. E., Ein Tiroler Passionsspiel in Steiermark. — Spengler Fr., Kilian Reuther von Melrichstadt. — Luick K., Zur Geschichte des englischen Dramas im 16. Jahrhundert. — Wahle J., Bürger und Sprickmann. Nachlese zu ihrem Briefwechsel. Drei Briefe Bürgers aus den Jahren 1777/78 und Nachträge zu den gedruckten Briefen. — Hoenig B., Glaube und Genie in Goethes Jugend. — Castle E., Die drei Paria (Goethe, Beer, Delavigne). — Zeidler J., Eine Wiener Wertherparodie. Ein Beitrag zur Wiener Theatergeschichte („Werthers Leiden" von Kringsteiner). — Mayer Fr. A., Goethe auf dem Puppentheater („Der Teufelsbanner oder Doctor Fausts Leben. Zauberspiel in 3 Acten"). — Horner E., Anton von Klein in Wien. — Walzel O. F., Frau von Staëls Buch „De l'Allemagne" und Wilhelm Schlegel. — Sauer A., Neue Beiträge zum Verständnis und zur Würdigung einiger Gedichte Grillparzers. 1. Schlecht und Recht. 2. Die Gedichte an die Sängerin Altenburger. 3. Die Gedichte für Frau von Pereira. S. 353. Ein ungedruckter Brief Grillparzers an Frau von Pereira. S. 356. Eine ungedruckte Widmung des Gedichtes „Das elegante Frühstück im Kuhstall". 4. Die Gedichte auf Beethoven und Mozart. — Minor J., Die Ahnfrau und die Schicksalstragödie. — Weilen A. von, Friedrich Hebbels historische Schriften. — Arnold R. Fr., Holtei und der deutsche Polenkultus. S. 488. Zur Verbreitung der Holteischen Polenlieder. — Murko M., Miklosichs Jugend- und Lehrjahre. I. Die Heimat. II. Die Gymnasialstudien in Warasdin und Marburg. III. Die philosophischen und juridisch-politischen Studien und die Supplierung der Lehrkanzel für Philosophie in Graz. IV. Die nationalpatriotischen und wissenschaftlichen Bestrebungen in Graz. V. Die ersten Jahre in Wien (1838—1844).

Beiträge zur alten Geschichte und Geographie. Festschrift für Heinrich Kiepert. Berlin, D. Reimer. 28 M.

Aus dem Inhalt: Hirschfeld O., Der Name Germani bei Tacitus und sein Aufkommen bei den Römern. — Kretschmer K., Der Globus Johannes Schöners vom Jahre 1520.

Festschrift der 70. Versammlung der deutschen Naturforscher und Ärzte dargeboten von den wissenschaftlichen Vereinen Düsseldorfs. Düsseldorf, G. Müller.

Aus dem Inhalt: Berghoff, Der naturwissenschaftliche Verein in Düsseldorf. — Sudhoff, Biographisch-Litterarisches zur Heilkunde am Niederrhein. — Naturwissenschaft und Medicin an der Universität Duisburg: Pauls E., Naturwissenschaft. — Sudhoff, Die medicinische Fakultät.

Soffé E., Bunte Blätter. Studien. Brünn, Irrgang. 2.50 M.

Geschichte der Wissenschaften. Gelehrtengeschichte.

Rickert H., Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft. Ein Vortrag. Freiburg i. B., Mohr. 1.40 M.

Rickerts Vortrag ist die knappe Zusammenfassung seines bis jetzt nur zur Hälfte vorliegenden Buches: „Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung. Eine logische Einleitung in die historischen Wissenschaften" (Freiburg i. B. und Leipzig 1896), das leider in dieser Zeitschrift noch nicht besprochen worden ist. Ich erblicke darin den bedeutendsten Fortschritt, den die Methodenlehre in letzter Zeit gemacht hat. Es erlöst uns von dem Schreckgespenst einer Mechanik der Geisteswissenschaften, das man uns immer in neuen Verzerrungen an die Wand malt: es stellt unser verlorenes Selbstvertrauen wieder her und giebt uns der ruhigen stetigen Einzelforschung zurück, die darum noch nicht engherzig und kurzsichtig zu sein braucht und aus der wir niemals hätten herausgerissen werden sollen: es warnt uns davor, alles Heil von einer speciellen Methodenlehre zu erwarten, die als gehorsame Sklavin der Psychologie nichts anders thut als daß sie deren Kategorien auf die Spezialwissenschaft überträgt; es wahrt der kulturgeschichtlichen Forschung ihr Gebiet gegenüber der maßlos ausgreifenden Naturwissenschaft; es setzt die starken Persönlichkeiten, die man um der Massen willen entthront hatte, wieder in die alten Rechte ein und befreit uns von der Willkür einseitiger Geschichtskonstruktion, indem es allgemein anerkannte kulturwissenschaftliche Werte als die Grundlagen der Geschichtsphilosophie verlangt. Mit Begierde sehen wir dem Schluß des Werkes entgegen, das uns auf lange Zeit hinaus Leitstern für unsere Forschung zu werden verspricht. Im übrigen sei nicht verschwiegen, daß das Buch auch Bedenken erregt hat, vgl. z. B. K. Marbes Recension in der Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik 111, 266 ff.

Seckel E., Beiträge zur Geschichte beider Rechte im Mittelalter. 1. Band. Zur Geschichte der populären Litteratur des römisch-kanonischen Rechts. Tübingen, Laupp. 20 M.

Waldeyer W., Über Aufgaben und Stellung unserer Universitäten seit der Neugründung des deutschen Reiches. Rektoratsrede. Berlin, Hirschwald 80 Pf.

Wernicke A., Die mathematisch-naturwissenschaftliche Forschung in ihrer Stellung zum modernen Humanismus. Vortrag. Berlin, Salle. 1 M.

Lamprecht K., Die historische Methode des Herrn von Below. Eine Kritik. Berlin, Gaertner 1 M.

Engelmann Th. W., Gedächtnisrede auf Emil du Bois-Reymond. (Aus Abhandlungen der k. preußischen Akademie der Wissenschaften.) Berlin, Reimer. 1 M.

Kallmeier R., Caspar Borner in seiner Bedeutung für die Reformation und für die Leipziger Universität. Leipzig, Gräfe. 1.50 M.

Paulsen P., David Chyträus als Historiker. Ein Beitrag zur Kenntnis der deutschen Historiographie im Reformationsjahrhundert. Dissertation. Rostock 1897.

Reff J., Philipp Engelbrecht (Engentinus). Ein Beitrag zur Geschichte des Humanismus am Oberrhein. Programm. Donaueschingen.

Franke C., Die Brüder Grimm. Ihr Leben und Wirken, in gemeinfaßlicher Weise dargestellt. Dresden, Reißner 1899. 2.40 M.

Biographie von Carl Jahn, Professor der Philologie in Bern, 1805—1834 an der Akademie, 1834—1854 an der Hochschule. Ein Lebensbild aus der bernischen Kulturgeschichte in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts. Bern, Wyß. 1 M.

Leibniz G. W., Briefwechsel mit Mathematikern. Herausgegeben von C. J. Gerhardt. 1. Band. Berlin, Mayer & Müller. 28 M.

Grabski St., Karl Marlo (Karl Georg Winkelblech) als Socialtheoretiker (Berner Beiträge zur Geschichte der Nationalökonomie herausgegeben von A. Oncken, Nr. 12.) Bern, Wyß. 1.60 M.

Wachsmuth C., Worte zum Gedächtnis an Otto Ribbeck. (Aus: Berichte der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften.) Leipzig, Teubner. 60 Pf.
Simonsfeld H., Wilhelm Heinrich Riehl als Kulturhistoriker. Festrede. München, Franz. 2 M.
Jentsch K., Rodbertus. Stuttgart, Frommann. 3 M.
Beckenkamp J., Professor Fridolin von Sandberger. Gedächtnisrede. Würzburg, Stahel. 75 Pf.
Redlich O., David von Schönherr. Ein Lebensbild. Innsbruck, Wagner. 40 Pf.
Treitschke H. von, Politik. Vorlesungen, gehalten an der Universität zu Berlin. Herausgegeben von M. Cornicelius. 2. Band. Leipzig, Hirzel. 12 M.
Hartmann J., Der erste bayerische Geschichtsschreiber Johannes Turmair, genannt Aventinus, in seinen Beziehungen zur Geographie. Dissertation. Zürich.
Schwerdfeger J., Bernhard Varenius und die morphologischen Kapitel seiner „Geographia generalis" (Amsterdam 1650). Ein Beitrag zur Geschichte der Geographie. Programm. Troppau.
Meyer Hugo, Karl Georg von Waechter. Gedächtnisrede. Leipzig, Deichert. 75 Pf.
Dümler E., Gedächtnisrede auf Wilhelm Wattenbach. (Aus Abhandlungen der k. preußischen Akademie der Wissenschaften.) Berlin, Reimer. 1 M.
Justi C., Winckelmann und seine Zeitgenossen. 2. Auflage. 2. und 3. Band. Winckelmann in Rom. Leipzig, Vogel. 24 M.

Geschichte und Kulturgeschichte.

Allgemeines. Am Ende des Jahrhunderts. Rückschau auf hundert Jahre geistiger Entwicklung. Berlin, Cronbach. à 1.50 M.
Band 7. Philippson F. C., Handel und Verkehr im 19. Jahrhundert.
Band 8. Loewenthal E., Die deutschen Einheitsbestrebungen und ihre Verwirklichung im 19. Jahrhundert.
Band 9. Gebhardt B., Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. 2. Band.
Anders Fritz, Skizzen aus unserm heutigen Volksleben. Zweite Sammlung. Leipzig, Grunow 1899. 4 M.
Aus dem Inhalt: S. 74. Was weiß das deutsche Volk von Goethe?
Blum H., Vorkämpfer der deutschen Einheit. Lebens- und Charakterbilder. Berlin, Walther. 5 M.
Bonin R., Luther, Lessing, Bismarck im Werdegang des deutschen Volkes. Leipzig, Friedrich. 1.50 M.
Chamberlain H. St., Das 19. Jahrhundert. 1. Band. Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts. 1. Lieferung. München, Bruckmann. 6 M.
Inhalt: Vorwort und allgemeine Einleitung. — Hellenische Kunst und Philosophie. — Römisches Recht. — Die Erscheinung Christi: Das Völkerchaos.
Denis E., L'Allemagne 1810—1852. Paris, Société française d'éditions d'art.
Hanstein A. von, Die Frauen in der Geschichte des deutschen Geisteslebens des 18. und 19. Jahrhunderts. 1. Band. In der Zeit des Aufschwunges des deutschen Geisteslebens. Leipzig, Freund & Wittig. 8.60 M.
Hassel Henriette, Geschichte der deutschen Frauenwelt in der Kulturbewegung der Zeiten bis zur Gegenwart. Braunschweig, Bock & Co. 8 M.
Kraemer H., Das 19. Jahrhundert in Wort und Bild. Politische und Kulturgeschichte. 1. Band 1795—1840. Berlin, Bong & Co. 12 M.
Meyer Christian, Aus einem Tagebuche des 16. Jahrhunderts. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow Neue Folge. 305. Heft.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei. 80 Pf.

Ratzel F., Deutschland. Einführung in die Heimatkunde. Leipzig, Grunow. 2.50 M.

Inhalt: Lage. — Raum. — Der deutsche Boden. — Das Meer und die Küsten. — Klima. Pflanzen- und Tierwelt. Bodenkultur. — Volk und Staat.

Stefan S., 100 Jahre in Wort und Bild. Eine Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts. Berlin, Verlagsanstalt Pallas. 6 M.

Steinhausen G., Deutsche Privatbriefe des Mittelalters. 1. Band. Fürsten und Magnaten, Edle und Ritter. (Denkmäler der deutschen Kulturgeschichte. 1. Abteilung. Briefe. 1. Band.) Berlin, Gaertner. 15 M.

Schwarz W. E., Die Nuntiatur-Korrespondenz Kaspar Groppers, nebst verwandten Aktenstücken 1573—1576. (Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte. In Verbindung mit ihrem historischen Institut in Rom herausgegeben von der Görres-Gesellschaft. V. Band.) Paderborn, Schöningh. 21 M.

Wolff Emil, Grundriß der preußisch-deutschen socialpolitischen und Volkswirtschaftsgeschichte vom Ende des 30jährigen Krieges bis zur Gegenwart (1640—1898). Berlin, Weidmann. 3.60 M.

Wolf Gust., Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation. 1. Band. 3. Abteilung. Berlin, Seehagen. 9 M.

Landschaften. Riezler S., Geschichte Bayerns 4. Band. Von 1508—1597. (Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von A. H. L. Heeren, F. A. Ukert, W. von Giesebrecht und K. Lamprecht. 58. Lieferung. 2. Abteilung.) Gotha, Perthes. 15 M.

Sammlung bernischer Biographien. Herausgegeben von dem historischen Verein des Kantons Bern. 23. und 24. Lieferung. Bern, Schmid & Francke. 2.40 M.

Morgan C., Der deutsche Böhmerwald und seine Bewohner. Wien, Verlag des „Neuen Wiener und Budapester Salonblatt“.

Aus dem Inhalt: I. Propst Landsteiner und seine Textbuchbearbeitung für das Passionsspiel in Höritz. II. Oberplan, der Geburtsort Adalbert Stifters. III. Der Thomasgipfel, Blöckenstein und Dreisesselberg.

Meissel F., Der Kreis Hameln. Beschreibung, Geschichte und Sage. Hameln, Fuendeling 1899. 1 M.

Hannover. Hassell W. von, Geschichte des Königreichs Hannover. Unter Benutzung bisher unbekannter Aktenstücke. 2. Teil. 1. Abteilung. Von 1849—1862. Leipzig, Heinsius 1899. 9 M.

Weber G., Die Freien bei Hannover. Bilder aus ihrer Vergangenheit. Hannover Hahn. 1.80 M.

Geschichte südhannoverscher Burgen und Klöster. VIII. und IX. Leipzig, Franke.

VIII. Cuno Fr. W., Höckelheim. Geschichte des Klosters und Dorfes.

IX. Scheibe-Moringen K., Grubenhagen. Beschreibung und Geschichte der Burg.

Lange W. Chr., Alte Geschichten aus dem Lande zu Hessen. Kassel, Weber & Weidemeyer. 1 M.

Gramberg E., Das Jeverland unter dem Drosten Boynck von Oldersum in den Jahren 1527—1540. Dissertation. Marburg.

Schwanold H., Das Fürstentum Lippe. Das Land und seine Bewohner. Detmold, Hinrichs 1899. 3.50 M.

Poelchau A., Die livländische Geschichtslitteratur im Jahre 1897. Riga, Kymmel. 1 M.

Schröder C., Friedrich Franz III., Großherzog von Mecklenburg-Schwerin. Aus seinem Leben und seinen Briefen. Schwerin, Bahn. 5 M.

Rießen H., Geschichte des Kreises Merzig. Merzig, Verlag der Merziger Volkszeitung. 2.50 M.

Österreich. Fontes rerum austriacarum. Österreichische Geschichtsquellen. Herausgegeben von der historischen Kommission der kaiserlichen Akademie der

Wissenschaften in Wien. 2. Abteilung. Diplomataria et acta. 50. Band. Wien, C. Gerold 1899. 11.60 M.

Loserth J., Akten und Korrespondenzen zur Geschichte der Gegenreformation in Innerösterreich unter Erzherzog Carl II. (1578—1590).

Wolfsgruber Cölestin O. S. B., Franz I., Kaiser von Österreich. 2 Bände. Wien, Braumüller. 12 M.

Inhalt: 1. Band. Der Großprinz von Toscana 1768—1784. S. 298—346. Anhang zu S. 288 f. „Meister Hohenwarths Nachricht über die Geschichte, in welcher S. K. H. der Erzherzog Franz nach dem zu Anfange bewilligten Plane bis Ende Mai 1784 ist unterrichtet worden, und über die Art, die bey diesem Unterricht ist beobachtet worden." — 2. Band. Der Erbprinz in Österreich 1784—1792.

Festschrift zum 50jährigen Regierungsjubiläum (1848—1898) Sr. Majestät Franz Josef I. Herausgegeben von den historischen Vereinen Wiens. Wien, Seidel & Sohn. 16 M.

Franz Joseph I. und seine Zeit. Kultur-historischer Rückblick auf die Francisco-Josephinische Epoche. Unter Mitwirkung hervorragender Hof- und Staatswürdenträger, Militär, Politiker &c. herausgegeben von J. Schnitzer. 1. Band. Wien, Lechner. München, Fritsch. 850 M.

Maß K., Pommersche Geschichte. Stettin, Saunier. 5 M.

Preußen. Briefwechsel Friedrichs der Großen mit Grumbkow und Maupertius (1731—1759). Herausgegeben von R. Koser. (Publikationen aus den k. preußischen Staatsarchiven. Veranlaßt und unterstützt durch die k. Archivverwaltung. 72. Band.) Leipzig, Hirzel. 12 M.

Pigge H., Die religiöse Toleranz Friedrichs des Großen nach ihrer theoretischen und praktischen Seite. Auf Grundlage der Quellen dargestellt. Mainz, Kirchheim. 4 M.

Liliencron D. von, Up ewig ungedeelt. Die Erhebung Schleswig-Holsteins im Jahre 1848. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei. 10 M.

Siebenbürgen. Das sächsische Burzenland. Zur Honterusfeier herausgegeben über Beschluß der Kronstädter evangelischen Bezirkskirchenversammlung. A. B. 1. Teil. Kronstadt, Zeidner. 8 M.

Steiermark. Publikationen aus dem steiermärkischen Landesarchive. Abteilung A. Kataloge. I. Joanneums-Archiv. Graz, U. Moser 1899.

1. Katalog der Handschriften. Für das Archiv bearbeitet von J. von Zahn, für die Herausgabe von A. Mell. 4.50 M.

2. Allgemeine Aktenreihe. c. Politische Bewegung des Jahres 1848. Katalog der Proklamationen, Maueranschläge und anderer Stimmen von März bis Dezember 1848 für Graz und einzelne Orte auf dem Lande. Bearbeitet von J. von Zahn. 50 Pf.

3. Privatarchive. Mell A. und J. von Zahn, Katalog des Marktarchives Aussee. 50 Pf.

Zahn J. von, Steirische Miscellen. Zur Orts- und Kulturgeschichte der Steiermark. Graz, Moser. 10 M.

Tirol. Brem S. M., Über Berg und Thal. Schildereien aus Nordtirol. München, Lindauer. 1.80 M.

Zingerle A., Tiroliensia. Beiträge zur Volks- und Landeskunde Tirols. Innsbruck, Wagner. 2 M.

Inhalt: Aus dem Fersinathale (1870. 1872). — Das Passeierthal und seine Bewohner (1865). — Aus dem Jahre der Enthüllung des Hofer-Denkmales auf dem Berg Isel (1893). 1. Volksschauspiele in Meran. 2. Oberst von Ditfurth und sein Enkel. — Zur Majafrage (1894. 1898). — Erinnerungsblatt für Professor Cölestin Stampfer, den Geschichtschreiber der Stadt Meran (1895). — Egart und Oberhaus bei Meran (1880). — Ein Ausflug ins Naifthal bei Meran

(1869). — Erinnerungen aus dem Cholerajahre 1836 (1893). — Aus dem Eisakthale (1893. 1895). 1. Ein berühmter Elephant. 2. Beim „Kobacher" in Villanders. — Über Berührungen tirolischer Sagen mit Antiken (1894). — Der Humanismus in Tirol unter Erzherzog Sigmund dem Münzreichen (1893).

Westfalen. Veröffentlichungen der historischen Kommission der Provinz Westfalen. Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Münster i. W. Herausgegeben von O. Hellinghaus. 1. Band. Münster, Aschendorff. 6.50 M.

Nordhoff J. B., Altwestfalen. Volk, Land, Grenzen. Münster, Regensberg. 1.20 M.

Städte. Queiser A., Geschichte der Stadt Amstetten von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Nach historischen Quellen bearbeitet. Amstetten, Queiser. 2.60 M.

Probst O. F. und A. Müllegger, Augsburg in Bild und Wort. 70 Tafeln (Text von Th. Rueß.) Augsburg, Lampart & Co. 25 M.

Berlin. Beiträge zur Kulturgeschichte von Berlin Festschrift zur Feier des 50jährigen Bestehens der Korporation der Berliner Buchhändler (1. November 1898). Berlin, Korporation der Berliner Buchhändler. 4 M.

Inhalt: Jonas Fr., Die Schule und insbesondere das Berliner öffentliche Schulwesen in den letzten 50 Jahren. — Friedel E., Berliner Volksbibliotheken und Volkslesehallen. — Buchholtz A., Die städtischen wissenschaftlichen Bibliotheken in Berlin. Jessen P., Die Bibliothek des königl. Kunstgewerbemuseums und ihre graphischen Sammlungen. — Ring M., Der letzte litterarische Salon in Berlin. — Wichert E., Der Verein „Berliner Presse". — Leixner O. von, Schriftsteller und Verleger, Randbemerkungen. — Schmidt-Cabanis R., Lose Tagebuchblätter aus meinen Buchhändler-Wanderjahren. — Brendicke H., Zur Flugschriften-Litteratur des Jahres 1848. — Mühlbrecht O., Über Spottschriften und Karrikaturen mit besonderer Beziehung auf das Jahr 1870. — Zobeltitz F. von, Zur Geschichte des Kladderadatsch. — Bachmann H., Zur Geschichte der Vossischen Zeitung. — Rodenberg J., Die Nicolaische Buchhandlung. — Weinitz Fr., Theodor Hosemanns Thätigkeit und Bedeutung für den Berliner Verlagsbuchhandel. — Kupfer H. von, Das Kaiserliche Post-Zeitungs-Amt in Berlin. — Koepsel E., Die Entwicklung des Buchdruckes in Berlin während der letzten fünfzig Jahre.

Müller Karl Julius, Aberglaube und Occultismus in Berlin und der Provinz Brandenburg. Vortrag. Berlin, L. Frobeen 1899. 50 Pf.

Bippen W. von, Geschichte der Stadt Bremen. 2. Band. Bremen, C. E. Müller. 6 M.

Bucher Alex., Aus Dresdens Maitagen vor 50 Jahren. Jugend-Erinnerungen. Dresden, C. Heinrich 1899. 1.60 M.

Schoop A., Grundzüge der Geschichte Dürens. Düren, Vetter & Co. 20 Pf.

Stein und L. Müller, Die Geschichte von Erlangen in Wort und Bild. Mit einem Anhang. I. Akademische Vereine. — II. Dichter in Erlangen. Erlangen, Junge. 5.80 M.

Frankfurt am Main. Reiffenstein C. Th., Frankfurt am Main, die freie Stadt, in Bauwerken und Straßenbildern. Nach des Künstlers Aquarellen und Zeichnungen aus dem städtischen historischen Museum und aus Privatbesitz. 5. Heft Frankfurt a. M., Jügel. 12 M.

Rittweger F., Frankfurt am Main im Jahre 1848. Ein Beitrag zur Städtegeschichte. Frankfurt a. M., Jügel.

Rieder H. und A. Gurnik, Bilder aus der Geschichte der Stadt Frankfurt a. Oder. Frankfurt a. O., Trowitzsch & Sohn. 2.50 M.

Wüstendörfer Geo., Wanderungen durch Fürth. Fürth, Rosenberg 1899. 2 M.

Krackowizer F., Geschichte der Stadt Gmunden in Oberösterreich .... herausgegeben von der Stadtgemeinde Gmunden. 1. Band. Gmunden, Mänhardt. 7 M.

Krause O., Die ältesten Zunftrollen der Stadt Greifswald (1397—1541). Ein Beitrag zur Geschichte der Stadt Greifswald. Programm. Greifswald, Abel. 2.50 M.

Eckardt H., Alt Kiel in Wort und Bild. Kiel, H. Eckardt. 25 M.

Vrbka A., Klosterbrück und seine Schicksale im Laufe der Jahrhunderte. Znaim, Fournier & Haberler. 1 M.

Das Buch Weinsberg. Kölner Denkwürdigkeiten aus dem 16. Jahrhundert. 4. Band bearbeitet von Frdr. Lau. Mit dem Kölner Stadtplan vom Jahre 1571. (Publikationen der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde. XVI. 4. Band.) Bonn, Hanstein. 9 M.

Müller Emil, Aus dem Archiv der Kirchschaffnei Kusel. Kaiserslautern, Crusius. 40 Pf.

Meyer Aug., Geschichte der Stadt Lauterburg. Weißenburg, Ackermann. 2 M.

Große K., Geschichte der Stadt Leipzig von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Vermehrter Neudruck der Ausgabe von 1842. II. Band. 1. Hälfte. Leipzig, Alwin Schmidt. 5 M.

Wegner A., Geschichte der Stadt Libau. Libau, Puhze. 4.20 M.

Hauck K., Geschichte der Stadt Mannheim zur Zeit ihres Überganges an Baden. (Forschungen zur Geschichte Mannheims und der Pfalz. Herausgegeben vom Mannheimer Altertumsverein. II.) Leipzig, Breitkopf und Härtel 1899. 2.50 M.

Bahlmann P., Aus Münsters Vergangenheit. Eine kurze Stadtgeschichte. Münster, Mitsdörffer. 60 Pf.

Nidwalden vor 100 Jahren. Eine Erinnerungsschrift an den 9. September 1798. Herausgegeben vom historischen Verein von Nidwalden. Stans, Matt. 2.80 M.

Ortvay Th., Geschichte der Stadt Preßburg. Deutsche Ausgabe. 2. Band. 2. Abteilung. Die Rechtsorganisation der Stadt im Mittelalter 1300—1526. Preßburg, Stampfel. 5 M.

Pezold L. von, Schattenrisse aus Revals Vergangenheit. Sonderabdruck aus dem „Revaler Beobachter“ mit Erweiterungen. Reval, Kluge. 5 M.

Fünf Vorträge, gehalten im Rüstringer Heimatsbund. Varel, Allmers. 1.50 M.

Aus dem Inhalt: Evving, Aus der Waddenser Chronik. — Marcus, Ein Gang durch Stedingen. — Eschen, Allerlei aus der guten alten Zeit. — Marcus, Aus Butjadingens Vorzeit.

Vogt E., Aus alten Tagen. Geschichtsbilder aus der Vergangenheit des Kirchspiels Zabschütz in Oberschlesien. Leobschütz, Schnurpfeil. 1.40 M.

Dierauer J., Die Stadt St. Gallen im Jahre 1798. Herausgegeben vom historischen Verein in St. Gallen. St. Gallen, Fehr. 2 M.

Stein S., Geschichte der Juden in Schweinfurt. 2 Vorträge. Frankfurt a. M., Kauffmann 1899.

Hesse O., Aus Sömmerdas Vergangenheit und Gegenwart. Versuch einer Zusammenstellung der geschichtlichen Begebenheiten. Erfurt, Güther. 3 M.

La chronique Strasburgeoise du peintre Jean-Jacques Walter, pour les années 1672—1676. Texte et traduction annotée par R. Reuss. Paris, Berger-Levrault & Cie. 3.50 Frcs.

Blicke in Ulms Geschichte und Gegenwart. Ulm, Frey. 1 M.

Wien. Schwarz Joh., Die kaiserliche Sommerresidenz Favorita auf der Wieden in Wien 1615—1746. Wien und Prag, Tempsky — Leipzig, Freytag. 3.50 M.

Der Wiener Kongreß. Kulturgeschichte der bildenden Künste und das Kunstgewerbe, Theater, Musik in der Zeit von 1800 bis 1825. Unter Redaktion von E. Leisching. Wien, Artaria & Co. 120 M.

Bach M., Geschichte der Wiener Revolution im Jahre 1848. Volkstümlich dargestellt. Wien, Erste Wiener Volksbuchhandlung. 6 M.

Wien. Sonderabdruck aus „Über Land und Meer" (Redakteur: Karl Glossy). Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 50 Pf.

Aus dem Inhalt: Berger A. Freiherr von, Wien und der Kaiser. — Bayer J., Der Ausbau Wiens unter Kaiser Franz Joseph. — Wittmann H., Von Alt-Wien nach Neu-Wien, Rückblicke in das Wiener Gesellschaftsleben. — Chiavacci V., Wiener Volksleben, ein Rückblick auf die letzten 50 Jahre. — Leitich A., Wiener Sammlungen.

Familien. Schmidt Georg, Schönhausen und die Familie von Bismarck. Bearbeitet im Auftrage der Familie. 2. Auflage. Berlin, Mittler & Sohn. 5 M.

Hase K. A. von, Unsre Hauschronik. Geschichte der Familie Hase in vier Jahrhunderten. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 6 M.

Ompteda L. Freiherr von, Die von Kronberg und ihr Herrensitz. Des Geschlechtes Ursprung, Blüte, Ausgang. Der Burg Gründung, Ausbau, Niedergang, Zerfall, Wiederherstellung. Eine kulturhistorische Erzählung aus 11 Jahrhunderten 770 bis 1898. Frankfurt a. M., Keller. 38 M.

Mitteilungen aus dem reichsgräflich Schaffgotschschen Archive. 2. Heft. Warmbrunn, Breslau, Aderholz.

Nentwig H., Schaffgotschsche Gotteshäuser und Denkmäler im Riesen- und Isergebirge.

Zwehl C. J. von, Urkundenbuch der Familie von Zwehl, nebst Kunstbeilagen, Textbildern, Stammbäumen und einem Anhang, enthaltend Beiträge zu einer Familiengeschichte. Bremen, Storm. 8.50 M.

Personen. Abeken H., Ein schlichtes Leben in bewegter Zeit, aus Briefen zusammengestellt. Berlin, Mittler & Sohn. 10 M.

Bismarck. Bismarck O. Fürst von, Gedanken und Erinnerungen. 2 Bände. Stuttgart, Cotta. 20 M.

Fürst Bismarck, Neue Tischgespräche und Interviews. Herausgegeben von H. von Poschinger. 2. Band. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 8 M.

Blum H., Fürst Bismarck und seine Zeit. Eine Biographie für das deutsche Volk. Anhang und Registerband. 1895—1898. München, Beck. 3 M.

Marcks Erich, Fürst Bismarck. Gedächtnisrede. Leipzig, Edelmann. 75 Pf.

Poschinger H. von, Bismarck-Portefeuille. 3. Band. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 3 M.

Rogge Chrn., Bismarck als Redner. Eine Studie. Kiel, Eckardt 1899. 50 Pf.

Walther K., Bismarck in der Wiener Karikatur. Stuttgart, Franckh. 1 M.

Eniden F., Erinnerungen eines österreichischen Ordonnanz-Offiziers aus dem Feldzuge 1812. Wien, Seidel & Sohn. 2.40 M.

Taute Emmy (Emmy Giehrl), Erinnerungen aus meiner Jugend. Fortsetzung der „Kindheit Erinnerungen". Donauwörth, Auer. 3 M.

Hagenmeyer K., Die Revolutionsjahre 1848/49. Schilderungen auf Grund eigener Anschauungen und persönlicher Erlebnisse. Karlsruhe, Reiff. 1.50 M.

Hartmann F., Denkwürdige Erinnerungen. Leipzig, Friedrich. 4 M.

Jäger Th., Jakob Ludwig Jaeger. Ein Lebensbild. Basel, Kober 1899. 1.60 M.

Jenner Fr., Jugend-Erinnerungen eines alten Schleswig-Holsteiners. Neuwied, Heuser. 1 M.

Mathy Karl, Aus dem Nachlaß. Briefe aus den Jahren 1846—1848, mit Erläuterungen herausgegeben von L. Mathy. Leipzig, Hirzel. 9 M.

So groß die Verdienste Mathys gewesen sind — wenn er uns näher steht als die meisten Genossen seiner Zeit, so verdankt er das doch weniger seinen Leistungen als dem Glück, das ihm G. Freytag zum Freund und Biographen gab. Damit ist aber auch freilich dauernd dem trefflichen Mann unser Interesse gesichert. Sein Neffe giebt ein umfängliches Buch, Briefe von und besonders an den badischen Politiker — fast den einzigen Politiker jener Tage, der ein Staats-

mann war — und erläutert sie durch einleitende Worte über Mathys jeweilige Thätigkeit, durch eingeschobene Artikel der „Deutschen Zeitung", Aktenstücke und Tagebuchblätter eines Mathy befreundeten Dr. Ladenburg. Die letzteren waren wohl entbehrlich, obwohl sie als Stimmungsbilder zuweilen nicht uninteressant sind. Auch die ausführlichen Berichte aus der Nationalversammlung (S. 270 f.) hätten durch kurze Referate zweckmäßig ersetzt werden mögen.

Hauptsächlich beruht allerdings der Wert der Veröffentlichung überhaupt in den Stimmungsbildern. Der Optimismus, der 1847 die aristokratische Skepsis eines Goethe in politischen Dingen (S. 9 = 28) und den Partikularismus für überwunden ansieht und noch in der Wahl des Reichsverwesers einen großen Moment sieht (S. 321); die Freude am Wort, die eine theatralische Anrede wie „edler deutscher Mann" (S 189) und eine Gruppierung wie „Cicero, Lafayette, Rotteck" (S. 197) nicht scheut; das Fraternisieren über die politischen Grenzen herüber (die Schweizer Adresse S. 67, die Mailänder Zuschrift S. 175), dann Mathys Besorgnis, die über den Haß der Hamburger gegen den Bremer Duckwitz klagt (S. 335), eine radikal-karlistische Verbindung Lichnowski-Blum nicht für ausgeschlossen hält (ebenda) und Anderer Bericht über die landesverräterisch Gesinnung (S. 247) reihen sich zu einer Bilderreihe von fast dramatischer Wirkung aneinander. Zeitgenössische Berichte über Herwegh (S. 214), über die Kandidaturen von Vischer und Strauß (S. 218), über die Verhaftung und Hinrichtung Blums (S. 431 f.) führen uns mitten in die Aufregung jener Tage hinein. Charakteristische Typen werden sichtbar, wie Hansemann, für den auch hier „in Geldsachen die Gemütlichkeit aufhört" (S. 11), der gescheite Hüchlin (Charakteristik Heckers S. 18), der gemütliche Hermann Kurz (S. 23), Gervinus und Schlosser in ihrem historischen Prophetenbewußtsein (S. 415). Neben dem scharf und zutreffend ausgedrückten Programm der „Deutschen Zeitung" über die äußere Politik (S. 29; Zollverein S. 33) fehlt es auch hier nicht an kleinen persönlichen Gehässigkeiten und Denunciationen. Im ganzen fühlt man doch einen überraschend kräftigen und festen Pulsschlag; diese Männer waren wahrlich „regierungsfähiger" als die Mehrzahl der damaligen Regierenden!

Die Ausstattung ist gut Hirzelisch. „O. Marbeck" (S. 201) ist wohl Druckfehler für O. Marbach? Richard M. Meyer.

Demelitsch F. von, Metternich und seine auswärtige Politik. 1. Band. Stuttgart, Cotta. 14 M.

Meysenbug Malvida von, Der Lebensabend einer Idealistin. Nachtrag zu den „Memoiren einer Idealistin". Berlin, Schuster & Loeffler. 6 M.

Müller F. Max, „Auld lang syne" by the right hon. London, Longmans, Green and Co.

Ein Lebensbild von Philipp Reis, Erfinder des Telephons. Nach Familienpapieren gezeichnet. Homburg v. d. H., Steinhäusser 1899. 80 Pf.

Des Grafen Hans von Schlitz Denkwürdigkeiten von den letzten Lebensjahren Josephs des II. bis zum Sturze Napoleons I. Nach dem handschriftlichen Werke bearbeitet und herausgegeben von A. Rolf. Nebst Nachtrag: Unterdrückte Berichte aus Wien und Paris vor 100 Jahren. Hamburg, Rudolph. 4 M.

Schorn K., Lebenserinnerungen. Ein Beitrag zur Geschichte des Rheinlands im 19. Jahrhundert (1818—1885). 2 Bände. Bonn, Hanstein. 10 M.

Schwedes A., Theodor Schwedes, Leben und Wirken eines kurhessischen Staatsmannes von 1788 bis 1882. Nach Briefen und Aufzeichnungen dargestellt. Wiesbaden, Bergmann. 6 M.

L. Sonderegger in seiner Selbstbiographie und seinen Briefen. Herausgegeben von E. Haffter. Frauenfeld, Huber. 5 M.

Pardiellan P. de, Mémoires d'un vieux déserteur. Aventures de J. Steininger, soldat piémontais, wurtembergeois, autrichien et prussien de 1780 à 1791, corporal tambour au service de la France de 1791 à 1814,

tambour-major et invalide wurtembergeois de 1815 à 1841. Paris, Flammarion. 3.50 Frcs.

Knott R., Michel Stüeler. Ein Lebens- und Sittenbild aus der Zeit des 30-jährigen Krieges. Programm. Teplitz, Becker. 50 Pf.

Frieß G. E., Die Reise des Hans Christoph Freiherrn von Teufel in das Morgenland 1588—1590. Programm. Seitenstetten.

Knopp J. N., Ludwig Windthorst. Ein Lebensbild. (Männer der Zeit. Herausgegeben von G. Dierks.) Dresden, Reißner. 3 M.

Kirchengeschichte. Theologie.

Allgemeines. Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. Nr. 59—63. Halle, Niemeyer. à 1.20 M.

59. Kalkoff P., Briefe, Depeschen und Berichte über Luther vom Wormser Reichstage 1521. Aus dem Englischen, Italienischen und Spanischen übersetzt und erläutert.

60. Roth F., Der Einfluß des Humanismus und der Reformation auf das gleichzeitige Erziehungs- und Schulwesen bis in die ersten Jahrzehnte nach Melanchthons Tod.

61. Kawerau G., Hieronymus Emser. Ein Lebensbild aus der Reformationsgeschichte.

62. Wahlow F., Johann Knipstro, der erste Generalsuperintendent von Pommern-Wolgast. Sein Leben und Wirken, aus Anlaß seines 400jährigen Geburtstages dargestellt.

63. Kolde Th., Das religiöse Leben in Erfurt beim Ausgange des Mittelalters. Ein Beitrag zur Vorgeschichte der Reformation.

Aus Schrift und Geschichte. Theologische Abhandlungen und Skizzen Herrn Professor D. Conrad von Orelli zur Feier seiner 25jährigen Lehrthätigkeit in Basel von Freunden und Schülern gewidmet. Basel, Reich. 6.40 M.

Hurter H., S. J., Theologia catholica tempore medii aevi. Ab a. 1109—1563 (Nomenclator litterarius recentioris theologiae catholicae, theologos exhibens, aetate, natione, disciplinis distinctos. Tom. IV). Innsbruck, Wagner. 18 M.

Rogge B., Illustrierte Geschichte der Reformation in Deutschland. Volkstümlich dargestellt. Dresden-Blasewitz, Gustav-Adolf-Verlag. 8.25 M.

Thalhofer Frz. Xav., Entwicklung des katholischen Katechismus in Deutschland von Canisius bis Deharbe. Historisch-kritisch dargestellt. Freiburg i. B., Herder 1899. 3 M.

Tumbült G., Die Wiedertäufer. Die socialen und religiösen Bewegungen zur Zeit der Reformation. (Monographien zur Weltgeschichte ... herausgegeben von E. Heyck.) Bielefeld, Velhagen & Klasing 1899. 3 M.

Landschaften. Bilder aus der evangelisch-protestantischen Landeskirche des Großherzogtums Baden. V. Heidelberg, Evangelischer Verlag.

Holtzmann H. J., Richard Rothe. Nebst 3 Beilagen.

Zagel G., Die Gegenreformation im Bistum Bamberg unter Fürstbischof Neithard von Thüngen 1591—1598. Dissertation. Erlangen.

Gebauer J., Zur Geschichte der Reformation im Bistum Brandenburg. Programm. Brandenburg.

Theopold E., Die Reformation in Lippe 1500—1684. Lage, Welchert. 50 Pf.

Minges P., O. Fr. Min., Beitrag zur pfälzischen Kirchengeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts, speziell zur Geschichte des ehemaligen kurpfälzischen Ober-

amtes Kaiserslautern und des ehemaligen Franziskanerklosters daselbst. Speyer, Jäger. 1 M.
Krüger G., Die Pastoren im Fürstentum Ratzeburg seit der Reformation. Schönberg. Schwerin, Bahn. 2.50 M.

Sachsen. Blanckmeister F., Sächsische Kirchengeschichte. Dresden, Sturm & Co. 4 M.
Sehling E., Die Kirchengesetzgebung unter Moritz von Sachsen 1544—1549 und Georg von Anhalt. Leipzig, Deichert. 3.60 M.
Meer A., Charakterbilder aus dem Klerus Schlesiens. Neue Folge. Nach seinem Tode vollendet von J. Jungnitz. Breslau, Aderholz. 4 M.

Schweiz. Bloesch E., Geschichte der schweizerisch-reformierten Kirchen. 2. Band. Bern, Schmid & Francke 1899. 9 M.
Burckhardt P., Die Basler Täufer. Ein Beitrag zur schweizerischen Reformationsgeschichte. Basel, Reich. 2 M.

Tirol. Piffrader J., Die bayrischen Illuminaten und der Klerus im Burggrafenamte und Vintschgau während der Jahre 1806—1809. Nach Josef Ladurners hinterlassenen Schriften. Innsbruck, Vereinsbuchhandlung und Buchdruckerei 1899.

Ortschaften. Wollermann H., Aus dem kirchlichen Leben Braunschweigs. Festgabe für die Teilnehmer der IX. allgemeinen lutherischen Konferenz in Braunschweig. Braunschweig, Wollermann. 2 M.
Heine G., Bilder und Skizzen aus der Geschichte der lutherischen Kirche und der St. Agnus-Gemeinde in Cöthen. Cöthen, Schettler. 1 M.
Pyl Th., Geschichte der Greifswalder Kirchen. Nachträge. 2. Heft nach den Kirchenrechnungen herausgegeben. Greifswald, Abel. 1.80 M.
Dresbach Ew., Chronik und Urkundenbuch der Kirchengemeinde Halver. Ein Beitrag zur westfälischen Orts- und Kirchengeschichte. Elberfeld, Baedeker. 5 M.
Watzl Fl., Die Cistercienser von Heiligenkreuz in chronologischer Reihenfolge nach den Quellen dargestellt. Graz, Styria. 3.60 M.
Böhme E., 350 Jahre Jenaischer Theologie. Eine geschichtliche Skizze. (Erweiterter Abdruck aus der Zeitschrift „Pfarrhaus".) Jena, Raßmann. 1.50 M.
Geschichte der Pfarreien der Erzdiöcese Köln. Herausgegeben von K. Th. Dumont. Nach den einzelnen Dekanaten geordnet. V. 2. Teil. Bonn, Hanstein. 5 M.
Maaßen, Geschichte der Pfarreien des Dekanats Bonn. 2. Teil. Bonn Land.
Kühlbrandt E., Die evangelische Stadtpfarrkirche A. B. in Kronstadt. 1. Heft. Zur Honterusfeier herausgegeben auf Kosten der evangelischen Kirchengemeinde A. B. vom Presbyterium. Kronstadt, Zeidner. 6 M.
Wigger J., Antiquitates et inscriptiones Campi Sanctae Mariae. Eine Handschrift über das Kloster Marienfeld aus dem Jahre 1715. Programm. Warendorf 1898.
Pestalozzi C., Die Sankt Magnuskirche während 1000 Jahren 898—1898. Ein Beitrag zur sankt gallischen Kirchen- und Kulturgeschichte. St. Gallen, Fehr 1899. 3 M.

Straßburg. Mitteilungen aus der Geschichte der Jung-St.-Peterkirche. Straßburg, Heitz. 1.20 M.
Meister Aloys, Der Straßburger Kapitelstreit 1583—1592. Ein Beitrag zur Geschichte der Gegenreformation. Straßburg, Heitz 1899. 14 M.

Personen. Happel O., Katholisches und protestantisches Christentum nach der Auffassung der alten katholischen Polemik insbesondere des Martinus Becanus. Würzburg, Göbel. 1.50 M.
Beyschlag W., Aus meinem Leben. 2. Teil. Erinnerungen und Erfahrungen der reiferen Jahre. Halle, Strien. 10 M.
Meyer Diethelm, Margaretha Blarer. Eine Lichtgestalt aus dem Zeitalter der Reformation. Zürich, Schultheß. 60 Pf.

Kügelgen C. W. von, Die Rechtfertigungslehre des Johannes Brenz. Leipzig, Deichert 1899. 60 Pf.

Boenisch B., Kardinal-Fürstbischof Melchior von Diepenbrock. Ein Lebensbild nach den Aufzeichnungen des Fürstbischofs Dr. Förster. Oppeln. Breslau, Müller & Seiffert 1899. 25 Pf.

Friedrich J., Ignaz von Döllinger. Sein Leben, auf Grund seines schriftlichen Nachlasses dargestellt. 1. Teil. Von der Geburt bis zum Ministerium Abel 1799—1837. München, Beck 8 M.

Kropatschek F., Johannes Dolsch aus Feldkirch, Professor in Wittenberg. Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte in ihren Anfängen. Dissertation. Greifswald.

Holl K., Fürsterzbischof Jakob Fugger von Konstanz (1604—1626) und die katholische Reform der Diözese im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts. (Studien aus dem Collegium Sapientiae zu Freiburg im Breisgau. 1. Band.) Freiburg i. B., Geschäftsstelle des Charitas-Verbandes für das katholische Deutschland. 3.60 M.

Langsdorff W. von, D. Adolph von Harleß. Ein kirchliches Charakterbild. Leipzig, Fr. Richter. 5 M.

Johannes Honterus' ausgewählte Schriften. Im Auftrage des Ausschusses zur Errichtung des Honterus-Denkmals in Kronstadt herausgegeben von Oskar Netoliczka. Mit Textabbildungen und einer Karte von Siebenbürgen. Wien, Carl Graeser; Hermannstadt, W. Krafft. 4 M.

Die im August des verflossenen Jahres abgehaltene Jubelfeier zum Andenken des 1498 in Kronstadt geborenen Reformators der Siebenbürger Sachsen Johannes Honterus, die zusammenfiel mit dem fünfzigjährigen Jubiläum des um die Wissenschaft hochverdienten Vereins für siebenbürgische Landeskunde, zeitigte bei den geistig überaus regsamen und fruchtbaren Siebenbürger Sachsen zahlreiche Gelegenheits- und Festschriften. Der den deutschen Litteraturhistorikern wohlbekannte Kronstädter Germanist Netoliczka hat bei diesem Anlasse allein drei Schriften veröffentlicht, und zwar J. F. Trausch' Handschriften-Katalog I, ein sorgfältiges Verzeichnis dieser für die neuere Geschichte der Siebenbürger Sachsen überaus wichtigen Handschriften- und Urkundensammlung, ferner ein sehr warm und volkstümlich geschriebenes Gedenkbüchlein über das Leben und Wirken J. Honters und endlich die vorliegende Auswahl. Diese enthält von reformatorischen Schriften die Vorreden zu den Auszügen aus Augustin, das Reformationsbüchlein für Kronstadt, das von Melanchthon mit einem Geleitwort versehen und von Luther auf höchste gerühmt worden war, die Apologie der Reformation (mit kritischer Behandlung des verderbt überlieferten Textes), die Schulordnung und das Reformationsbüchlein für das sächsische Volk in deutscher und lateinischer Sprache, von humanistischen Schriften die lateinische Weltbeschreibung (und zwar die Prosa-Fassung 1530 und die Hexameter von 1541, beide zum ersten Mal neugedruckt), sowie die Vorrede zum Auszug aus den Pandekten. Beigegeben sind einige Briefe, die von Honter gezeichnete Karte Siebenbürgens, sein Bildnis, Nachbildungen von Titelblättern und anderes. Die Einleitung enthält das Wesentlichste über die Honterus-Forschung und die Textgeschichte der ausgewählten Stücke. Eine zusammenhängende Darstellung, die vornehmlich auf der Vergleichung mit dem zeitgenössischen Schrifttum beruhen soll, stellt der fleißige und kenntnisreiche Herausgeber in baldige Aussicht. A. H.

Luther. D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe. 20. Band. Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger. 23 M.

Der im Dezember 1898 erschienene Band enthält die Vorlesung über den Prediger Salomo, welche in dem Zeitraum vom 30. Juli bis 7. November 1526 gehalten wurde, ferner die Predigten des Jahres 1526, soweit dieselben erhalten sind (3 oder 4 sind verloren gegangen) oder soweit sie nicht Reihenpredigten sind (wie die seit 1524 zur Erklärung der Exodus bestimmten, die die Ausgabe an

andrer Stelle im Zusammenhang vorlegen wird), drittens die Vorlesung über den ersten Johannesbrief, die am 19. August 1527 begonnen und am 7. November dieses Jahres geendigt wurde. Die Predigten sind von G. Buchwald bearbeitet, das Uebrige von Koffmane. Letzterer verwertet zum ersten Male das Rörersche Kollegheft von 1526 und stellt diesem den kritisch hergerichteten Text auf Grund der von Luther lediglich bevorworteten, von einigen seiner Freunde besorgten gedruckten Redaktionen von 1532 gegenüber. Für die Johannisvorlesung hat gleichfalls bisher unbenutztes handschriftliches Material die Grundlage gewährt. Die Predigten sind zum ersten Male mit einer die Überlieferung und alle erreichbaren äußeren Zeugnisse behandelnden Einleitung versehen worden, wie sie künftig jedem Predigtenjahrgang beigegeben werden soll. Das Vorwort bringt unter anderem eine knappe Charakteristik der von Rörer angewendeten Kurzschrift. — Band 11 und 15 sind im Druck soweit gefördert, daß sie in wenigen Monaten erscheinen können, der Druck der Bände 21 und 10 wird demnächst begonnen werden. A. B.

Luthers Werke. Herausgegeben von Buchwald, Kawerau, Köstlin, Rade, E. Schneider und anderen. Volksausgabe in 8 Bänden. 2. Auflage. 3.—8. Band. Berlin, Schwetschke & Sohn. à 2.50 M.

Lutherdenkmal. Volkstümliche Schriften aus der Geschichte des evangelischen Deutschlands. Herausgegeben von G. Buchwald und F. Jonas. 1. Jahrgang. 1. Heft. Leipzig, B. Richter. 1.50 M.

Inhalt: Dr. M. Luthers deutsche Briefe, ausgewählt und erläutert von G. Buchwald.

Kropatschek F., Die natürlichen Kräfte des Menschen in Luthers vorreformatorischer Theologie. Dissertation. Greifswald.

Otto R., Die Anschauung vom heiligen Geiste bei Luther. Eine historisch dogmatische Untersuchung. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 2.80 M.

Titius, Luthers Grundanschauung vom Sittlichen, verglichen mit der Kantischen. (Vorträge der theologischen Konferenz zu Kiel. 1. Heft.) Kiel, Marquardsen. 1 M.

Ward F. G., Darstellung und Würdigung der Ansichten Luthers vom Staat und seinen wirtschaftlichen Aufgaben. (Sammlung nationalökonomischer und statistischer Abhandlungen des staatswissenschaftlichen Seminars zu Halle a. S. herausgegeben von J. Conrad, Band 21.) Jena, Fischer. 2.40 M.

Zillinger H., Die kulturgeschichtliche Bedeutung Luthers. Vortrag. Dresden, Sturm & Co. 25 Pf.

Wehofer Th. M., Schwester Marie-Madelaine aus dem dritten Orden des heiligen Dominikus. Sophie Charlotte Herzogin von Alençon, geborene Herzogin von Bayern. In Briefen an einen Freund aus demselben dritten Orden geschildert. München, Lentner. 2 M.

Mathesius J., Ausgewählte Werke. 3. Band: Luthers Leben in Predigten. Herausgegeben, erläutert und eingeleitet von G. Loesche. (Bibliothek Deutscher Schriftsteller aus Böhmen. Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen. Band 9.) Prag, Calve. 4 M.

Kreusch E., Eduard Müller, der priesterliche Volksfreund. Ein Lebensbild. Berlin, Märkische Volkszeitung. 50 Pf.

Kiem M., O. S. B., Augustin Vigil Nagele, letzter Prälat des Augustiner-Chorherrenstiftes zu Gries bei Bozen (1790—1815) und seine Zeit. Innsbruck, Vereins-Buchhandlung und Buchdruckerei. 2 M.

Nippold Fr., Kleine Schriften zur inneren Geschichte des Katholizismus. 1. Band. Aus dem letzten Jahrzehnt vor dem Vatikankonzil. Jena, Costenoble 1899. 10 M.

Rothe. R. Rothes Briefe an einen jungen Freund, mit erklärenden Anmerkungen zu seinem 100. Geburtstag herausgegeben. Heidelberg, Petters. 1 M

Bassermann H., Richard Rothe als praktischer Theologe. Denkschrift des praktisch-theologischen Seminars in Heidelberg zur 100jährigen Wiederkehr von Rothes Geburtstag am 28. Januar 1899. Freiburg i. B., Mohr 1899. 1.60 M.

Holtzmann H. J., R. Rothes spekulatives System. Dargestellt und beurteilt. Freiburg i. B., Mohr. 5.60 M.

Hönig W., Richard Rothe. Sein Charakter, Leben und Denken. Zur Feier seines 100. Geburtstages dargestellt. Berlin, Schwetschke & Sohn. 2 M.

Seitz O., Die Theologie des Urbanus Rhegius, speziell sein Verhältnis zu Luther und zu Zwingli. Ein Beitrag zur Geschichte des Abendmahlstreites im Reformationszeitalter. Gotha, Perthes. 1.60 M.

Paulus Nic., Johann Tetzel der Ablaßprediger. Mainz, Kirchheim 1899. 2.50 M.

Geschichte des Buchdrucks, der Publicistik und des Buchhandels.

Weise O., Schrift- und Buchwesen in alter und neuer Zeit. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 4. Bändchen.) Leipzig, Teubner 1899. 90 Pf.

Hupp O., Ein Missale speciale, Vorläufer des Psalteriums von 1457. Beitrag zur Geschichte der ältesten Druckwerke. Regensburg, Nationale Verlagsanstalt 1899. 5 M.

Bibliographie der deutschen Zeitschriften-Litteratur. 1. Band 1896. Autorenregister. Leipzig, Andrä. 2 M.

Bibliographie der deutschen Zeitschriften-Litteratur. 2. Band. Alphabetisches nach Schlagworten sachlich geordnetes Verzeichnis von circa 15.000 Aufsätzen, die während des Jahres 1897 in circa 400 zumeist wissenschaftlichen Zeitschriften deutscher Zunge erschienen sind, nebst Ergänzungen zum Jahrgang 1896. Herausgegeben unter Mitwirkung von E. Roth und M. Grolig von E. Dietrich, Leipzig, Andrä. 10 M.

Bibliographie der deutschen Zeitschriften-Litteratur. 2. Band 1897. Autorenregister. Leipzig, Fel. Dietrich 1899. 3.60 M.

Kunzemüller O., Hannoverscher Kourier. Zeitung für Norddeutschland — Hannoversche Anzeigen. — Hannoversche neueste Nachrichten 1849—1899. Festschrift zum 50jährigen Bestehen der Zeitung. Hannover, Gebr. Jänecke 1899. 7 M.

Bacmeister J., Warum? Mensch und Buchhändler. Lebensaufzeichnungen. Wiesbaden, Bacmeister. 2 M.

Lindemann H., Erinnerungen eines alten Buchhänders. (Aus „Buchhändler-Warte".) Berlin, Firnhaber. 75 Pf.

Jubiläums-Katalog der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart und Leipzig 1848—1898. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Inhalt: Vorwort (Geschichte der Anstalt). — Bildnisse von Autoren des Buchverlags. — Buchverlag. — Musikalienverlag. — Kunstverlag. — Lehrmittel. — Wissenschaftliche Übersicht. — Bildnisse von Mitarbeitern an den Zeitschriften der Deutschen Verlagsanstalt.

Geschichte der Musik.

Allgemeines. Batka R., Musikalische Streifzüge. Florenz, Diederichs. 4 M.

Inhalt: I. Romantik: Grillparzer und der Kampf gegen die deutsche Oper in Wien (1894). — Aus Schumanns Lehrjahren (1895). — Zur Erinne-

rung an Clara Schumann (1896). — Ambrosiana (1895). — II. Wagnerstudien: Wagner als Romantiker (1891). — Wagner und Grillparzer. Eine Parallele. — Loge (1898). — „Lohengrin nach Bayreuther Muster." Offener Brief an den Herausgeber der „Bayreuther Blätter" (1894). — Bayreuther Nachklänge (1896). — III. Aus der Zeit. — IV. Grundsätzliches: Vom Verkennen (1898). — Zur Musikästhetik (1897). — Die Musikballade (1896). — Mischkunst (1898). — Melodramatisches (1897/8). Ein auch litterarhistorisch wichtiger Aufsatz. S. 232 sind die Zahlen in Verwirrung geraten. — Zur Reform der Volksfeste. (Ein Fragment 1895.)

Marsop P., Musikalische Essays. Berlin, Hofmann & Co. 4.50 M.

Pfordten H. Freiherr von, Musikalische Essays. Neue Folge. München, Beck 1899. 4.50 M.

Riemann H., Geschichte der Musiktheorie im 9.—19. Jahrhundert. Leipzig, Hesse.

Soubies A., Histoire de la musique allemande. Paris, May.

Vollhardt R., Geschichte der Kantoren und Organisten von den Städten im Königreich Sachsen. Berlin, Issleib. 8 M.

Komponisten. Wyzewa T. de, Beethoven et Wagner. Essais d'histoire et de critique musicales. Paris, Perrin & Cie.

Bülow H. von, Briefe und Schriften. Herausgegeben von Marie von Bülow. 4. Band. Briefe. 3. Band 1855—1864. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 7 M.

Thouret G., Friedrich der Große als Musikfreund und Musiker. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 3 M.

Schmidt L., Joseph Haydn. (Berühmte Musiker. Lebens- und Charakterbilder nebst Einführung in die Werke der Meister. Herausgegeben von H. Reimann. 3. Band.) Berlin, „Harmonie". 4 M.

Moser A., Joseph Joachim. Ein Lebensbild. Berlin, Behr. 5 M.

Hahn A., A. Pochhammer und J. Volbach, Franz Lißt, sein Leben und seine Werke. Frankfurt a. M., Bechhold. 3 M.

Lißt F. und Bülow H. von, Briefwechsel. Herausgegeben von La Mara. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 6 M.

Kruse G. R., Albert Lortzing. (Berühmte Musiker. Lebens- und Charakterbilder nebst Einführung in die Werke der Meister. Herausgegeben von H. Reimann. VII.) Berlin, „Harmonie". 4 M.

Bulthaupt H., Carl Loewe, Deutschlands Balladenkomponist. (Berühmte Musiker. Lebens- und Charakterbilder nebst Einführung in die Werke der Meister. Herausgegeben von H. Reimann. 4. Band. Berlin, „Harmonie". 4 M.

Stephan H. von, Luther als Musiker. Studie. Bielefeld, Siedhoff. 40 Pf.

Selle G. F., Aus Adolf Bernhard Marx' litterarischem Nachlaß. Ein Gedenkblatt zum 100jährigen Geburtstage des weiland königlichen Universitäts-Musikdirektors und Professors in Berlin Dr. A. B. Marx. Berlin, Janke. 1 M.

Mendelssohn Bartholdy F., Briefe aus den Jahren 1830—1847. Herausgegeben von P. und C. Mendelssohn Bartholdy. Billige Ausgabe. 7. Auflage in einem Bande. Leipzig, Mendelssohn. 6 M.

Mirow L., W. A. Mozart. Ein Beitrag zum Mozart-Kultus in übersichtlicher Darstellung des für Mozart in Wort und That in letzter Zeit geschaffenen. Hildesheim, Gerstenberg. 1 M.

Horneffer A., Johann Rosenmüller (ca. 1619—1684). Dissertation. Berlin.

Wagner. R. Wagners Briefe an Otto Wesendonck. Herausgegeben von A. Heintz. Charlottenburg, Verlag der Allgemeinen Musikzeitung. 2.40 M.

Heckel K., R. Wagners Briefe an Emil Heckel. Zur Entstehungsgeschichte der Bühnenfestspiele in Bayreuth. Berlin, Fischer. 3.50 M.

Lichtenberger H., R. Wagner, poète et penseur. Deuxième édition revue. Paris, Alcan. 10 Frcs.

Louis R., Die Weltanschauung Richard Wagners. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 3 M.
Gehrmann H., Carl Maria von Weber. (Berühmte Musiker. Lebens- und Charakterbilder nebst Einführung in die Werke der Meister. Herausgegeben von H. Reimann. 5. Band.) Berlin, „Harmonie". 4 M.
Winterfeld C. von und E. Krüger, Briefwechsel. Nach den Originalen mitgeteilt und mit einer Einleitung versehen von A. Prüfer. Leipzig, Seemann. 4 M.

Geschichte des Theaters.

Theatergeschichtliche Forschungen. Herausgegeben von B. Litzmann. Hamburg, Voß.
XV. Oberländer H., Die geistige Entwicklung der deutschen Schauspielkunst im 18. Jahrhundert. 5 M.
XVI. Stichler A., Das Ifflandische Rührstück, ein Beitrag zur Geschichte der dramatischen Technik. 3.50 M.
Weddigen O., Geschichte der Berliner Theater. In ihren Grundzügen von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart dargestellt. Berlin, Seehagen. 1.50 M.
Pick A., Erfurter Theatervorstellungen in der guten alten Zeit. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow. Neue Folge. Heft 308.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei. 75 Pf.
Wien. Specht R., Zehn Jahre Burgtheater Eine Studie. (Aus „Unser Wissen".) Wien, Rosner 1899. 40 Pf.
Gensichen O. F., Marie Seebach-Memoiren. Charlottenburg, Simson. 4 M.

Kunstgeschichte.

Allgemeines. Ebe G., Der deutsche Cicerone. Führer durch die Kunstschätze der Länder deutscher Zunge. III. Malerei. Deutsche Schulen. Leipzig, Spamer. 6.50 M.
Gabelentz H. von der, Zur Geschichte der oberdeutschen Miniaturmalerei im 16. Jahrhundert. (Studien zur deutschen Kunstgeschichte. Heft 15.) Straßburg, J. H. E. Heitz. 4 M.
Gurlitt C., Die deutsche Kunst des 19. Jahrhunderts. Ihre Ziele und Thaten. (Das neunzehnte Jahrhundert in Deutschlands Entwicklung. Herausgegeben von P. Schlenther. 2. Band.) Berlin, Bondi 1899. 10 M.
Philippi A., Die Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts in Deutschland und den Niederlanden. 1.—3. Buch. (Kunstgeschichtliche Einzeldarstellungen. Nr. 7. 3. Band. 1.—3. Lieferung.) Leipzig, Seemann. à 2.50 M.
Tschudi H. von, Kunst und Publikum. Rede. Berlin, Mittler & Sohn. 60 Pf.
Landschaften und Städte. Kobell Louise von (Louise von Eisenhardt), König Ludwig von Bayern und die Kunst. München, J. Albert. 14 M.
Elsässische und lothringische Kunstdenkmäler. 29.—32. Lieferung. Straßburg, Heinrich. à 2 M.
Wolff C. und R. Jung. Die Baudenkmäler in Frankfurt am Main. 4. Lieferung. Frankfurt a. M., Völcker. 6 M.
Boetticher A., Die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Ostpreußen. 2. Heft Natangen. 2. Auflage. Königsberg, Teichert. 3 M.

Die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Pommern. Herausgegeben von der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde. 2. Teil. 1. Heft. Stettin, Saunier 1899. 5 M.

Lemcke H., Die Bau- und Kunstdenkmäler des Regierungsbezirks Stettin. 1. Heft. Der Kreis Demmin.

Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz, im Auftrage des Provincialverbandes herausgegeben von P. Clemen. 4. Band. 3. Abteilung. Düsseldorf, Schwann 1899. 5 M.

Die Kunstdenkmäler des Kreises Bergheim. In Verbindung mit E. Polaczek bearbeitet.

Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen. Dresden, Meinhold & Söhne.

20. Heft. Gurlitt C., Amtshauptmannschaft Grimma (2. Hälfte). 7.50 M.

21. Heft. Wernicke E., Die Kreise Jerichow. 14 M.

Rahn J. R., Architekturdenkmäler des Kantons Thurgau. 11.—14. Lieferung. Zürich, Antiquarische Gesellschaft. à 40 Pf.

Bau- und Kunstdenkmäler Thüringens. Bearbeitet von P. Lehfeldt. 26. Heft. Jena, Fischer. 4.50 M.

Inhalt: Herzogtum Sachsen-Coburg und Gotha. Sachsen-Gotha. II. Band. Landratsamtsbezirk Ohrdruf. Amtsgerichtsbezirke Ohrdruf, Liebenstein und Zella.

Tirol. Riehl B., Die Kunst an der Brennerstraße. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 5 M.

Künstler. Dürer. Dürer A., Die Passion Christi in Kupferstich. 16 Motive als Faksimile reproduciert. Nürnberg, Stein. 9 M.

Hoff H., Die Passionsdarstellungen Albrecht Dürers. Heidelberg, Emmerling & Sohn. 2.20 M.

Müller B., Sebastian Furck. Kupferstecher und Kontrafaiter in Frankfurt a. M. Dissertation. Göttingen.

Rosenberg A., E. von Gebhardt (Künstler-Monographien. In Verbindung mit Andern herausgegeben von H. Knackfuß. XXXVIII.). Bielefeld, Velhagen & Klasing 1899. 3 M.

Oettingen W. von, Friedrich Geselschap. Gedächtnisrede. Berlin, Mittler & Sohn. 60 Pf.

Graff Anton, Bildnisse von Zeitgenossen des Meisters in Nachbildungen der Originale. Ausgewählt und erläutert von J. Vogel. Herausgegeben von der königl. sächsischen Kommission für Geschichte. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 20 M.

Unter den 60 Tafeln und 14 Textabbildungen dieses glänzend ausgestatteten Prachtwerkes befinden sich zahlreiche Bildnisse litterarischer Persönlichkeiten des 18. Jahrhunderts. Es sei hier nur aufmerksam gemacht auf die Bilder von Gellert, der Gräfin Johanna Erdmuth Schönfeld, von Bodmer, Geßner, Lessing, Wieland, Herder, Schiller, Chr. G. Körner, Minna und Dora Stock, Bürger, Weiße, J. G. Boehme, Clodius, Rabener, Elisa von der Recke, Chr. L. von Hagedorn, Oeser, Ramler, Iffland, Moses Mendelssohn, Henriette Herz, Spalding, Sulzer, Christoph Kaufmann, Nicolai, Ph. E. Reich, Scheuchzer, Tiedge. Tafel 50 ist ein angebliches Bild der Corona Schröter.

Finke H., Der Madonnenmaler Franz Ittenbach (1813—1870). (Schriften der Görres-Gesellschaft 1898, II.) Köln, Bachem. 2 M.

Meißner Frz. Herm., Das Künstlerbuch. Eine kleine ausgewählte Reihe von Künstlermonographien. 2. Band. Max Klinger. 2. Tausend. Berlin, Schuster & Loeffler 1899. 3 M.

Kopf J. von, Lebenserinnerungen eines Bildhauers. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 8 M.

Hildebrandt E., Friedrich Tieck. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Plastik in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. I. Tiecks Jugendjahre und erste Werke (1776—1805). Dissertation. Berlin.

Graul R., William Unger. (Aus „Graphische Künste".) Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst. 10 M.

Geschichte der Philosophie.

Allgemeines. Eisler Rudolf, Wörterbuch der Philosophischen Begriffe und Ausdrücke quellenmäßig bearbeitet. Erste Lieferung. Berlin, Mittler & Sohn 1899. 2 M.

Falckenberg R., Hilfsbuch zur Geschichte der Philosophie seit Kant. Leipzig, Veit & Co. 1.40 M.

Fischer K., Geschichte der neueren Philosophie. Jubiläumsausgabe. Heidelberg, Winter.

Band 4. Immanuel Kant und seine Lehre. 1. Teil. Entstehung und Grundlegung der kritischen Philosophie. 4. Auflage. 16 M.

Band 8. Hegels Leben, Werke und Lehre. 2. und 3. Lieferung. (Phänomenologie des Geistes.) à 3.60 M.

S. 387 über Rameaus Neffe. — S. 411 „Es giebt für den Kammerdiener keinen Helden."

Kronenberg M., Moderne Philosophen. Porträts und Charakteristiken. (Lotze — F. A Lange — V. Cousin — L. Feuerbach — M. Stirner.) München, Beck. 4.50 M.

Siebert O., Geschichte der neueren deutschen Philosophie seit Hegel. Ein Handbuch zur Einführung in das philosophische Studium der neuesten Zeit. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 7.50 M.

Philosophen. Seitz A. von, Die Willensfreiheit in der Philosophie des Chr. Aug. Crusius gegenüber dem Leibniz-Wolffschen Determinismus in historisch-psychologischer Begründung. Historisch-philosophische Studie. Würzburg, Göbel. 2 M.

Winzer W., Die natürliche Sittenlehre L. Feuerbachs. Im Zusammenhange dargestellt und beurteilt. Leipzig, Fock. 1 M.

Fichte. Dimitroff A., Die psychologischen Grundlagen der Ethik J. G. Fichtes, aus ihrem Gesamtcharakter entwickelt. Dissertation. Jena, Strobel. 2 M.

Nikoltschoff W., Das Problem des Bösen bei Fichte. Dissertation. Jena, Strobel. 1.60 M.

Rausch E., Religion und Ästhetik bei Jakob Friedrich Fries, eine Darstellung seiner religiös-ästhetischen Weltanschauung und ihrer Weiterentwicklung in Philosophie und Theologie. Dissertation. Leipzig.

Kant. Brockdorff C. von, Kants Teleologie. Dissertation. Kiel.

Frommel O., Das Verhältnis von mechanischer und teleologischer Naturerklärung bei Kant und Lotze. Dissertation. Erlangen, Blaesing. 1.20 M.

Gattermann H., Über das Verhältnis von Kants Inauguraldissertation vom Jahre 1770 zu der Kritik der reinen Vernunft. Dissertation. Halle 1899.

Goldschmidt L., Kant und Helmholtz. Populär-wissenschaftliche Studie. Hamburg, Voß. 5 M.

Heumann G., Das Verhältnis des Ewigen und des Historischen in der Religionsphilosophie Kants und Lotzes. Dissertation. Erlangen.

Hollmann G., Prolegomena zur Genesis der Religionsphilosophie Kants. Dissertation. Halle 1899.

Medicus F., Kants transscendentale Ästhetik und die nichteuklidische Geometrie. Dissertation. Jena.
Reicke R., Lose Blätter aus Kants Nachlaß. 3. Heft. Königsberg, F. Beyer 1899. 2.40 M.
Wartenberg M., Kants Theorie der Kausalität. Dissertation. Jena.
Weerts J. H. Th., Vergleichende Untersuchung der Religionsphilosophie Kants und Fichtes. Dissertation. Norden (Leipzig, Fock). 1 M.

Leibnitz. Frenzel B., Der Associationsbegriff bei Leibnitz. Dissertation. Leipzig, Fock. 2 M.
Sigall E., Platon und Leibniz über die angeborenen Ideen. II. Leibnizens Lehren über die angeborenen Ideen. Programm. Czernowitz.
Willareth O., Die Lehre vom Uebel bei Leibniz, seiner Schule in Deutschland und bei Kant. Dissertation. Würzburg.

Nietzsche. Kalina P. E., Fundament und Einheit in F. Nietzsches Philosophie. Leipzig, Friedrich. 2 M.
Moeller-Bruck A., Tschandala Nietzsche. (Die moderne Litteratur in Gruppen und Einzeldarstellungen. 1. Band.) Berlin, Schuster & Loeffler 1899. 50 Pf.
Schmitt Eugen Heinrich, Friedrich Nietzsche an der Grenzscheide zweier Weltalter. Versuch einer Beleuchtung vom Standpunkte einer neuen Weltanschauung. Leipzig, Janssen. 2 M.
Scherer C. Chrph., Der biologisch-psychologische Gottesbeweis bei Hermann Samuel Reimarus. Eine philosophie-geschichtliche Studie. Würzburg, Göbel. 50 Pf.
Beth K., Die Grundanschauungen Schleiermachers in seinem ersten Entwurf der philosophischen Sittenlehre. Dissertation. Berlin, M. Warneck. 1.50 M.

Schopenhauer. Damm O., Schopenhauers Ethik im Verhältnis zu seiner Erkenntnislehre und Metaphysik. Eine Monographie. Annaberg, Graser. 1.50 M.
Mayer E. von, Schopenhauers Ästhetik und ihr Verhältnis zu den ästhetischen Lehren Kants und Schellings. I. Dissertation. Halle 1897.
Zoccoli E. G., Della Letteratura Schopenhaueriana: Nota. Modena, Moneti e C.
Jacobskötter A., Die Psychologie Dieterich Tiedemanns. Dissertation. Erlangen.

Geschichte des Unterrichts.

Niedere und höhere Schulen. Buchholtz J., Quellenmäßige Abhandlung über Begriff und Handhabung der Erudition in den Gymnasien der Jesuiten. Dissertation. Erlangen.
Bauch G., Aktenstücke zur Geschichte des Breslauer Schulwesens im 16. Jahrhundert. Programm. Breslau.
Grütter K., Zur Geschichte des Gymnasiums in Burgdorf. Programm. Burgdorf.
Ribbeck K., Geschichte des Essener Gymnasiums. II. Die lutherische Stadtschule 1564—1611. Programm. Essen.

Halle. Festschrift zur 200jährigen Jubelfeier der Franckeschen Stiftungen ... dargebracht von dem Realgymnasium in den Franckeschen Stiftungen. Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses. 2.50 M.

Aus dem Inhalt: R. Schoeps, Zur Geschichte der Lutherischen Bibelsprache. Von der Ausgabe letzter Hand (1545) bis zum ersten Texte A. H. Franckes (1713).

Festschrift zur 200jährigen Jubelfeier der Franckeschen Stiftungen und der Lateinischen Hauptschule am 30. Juni und 1. Juli 1898 dargebracht von dem Kollegium der Lateinischen Hauptschule. Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses. 5 M.

Aus dem Inhalt: Rausch A., Chr. Thomasius und A. H. Francke. Eine schul- und kirchengeschichtliche Studie. — Windel R., Der „Theophilus" des J. V. Andreae, besonders in seiner Bedeutung für die Pädagogik des 17. Jahrhunderts.

Dietsch K., Beiträge zur Geschichte des Gymnasiums in Hof. III. Programm. Hof.

Terwelp G., Geschichte des Gymnasiums Thomaeum zu Kempen. Programm. Kempen.

Königsberg. Ellendt G., Lehrer und Abiturienten des Königlichen Friedrichs-Kollegiums zu Königsberg Pr. 1698—1898. Programm. Königsberg.

Hollack Emil und Frdr. Tromnau, Geschichte des Schulwesens der königlichen Haupt- und Residenzstadt Königsberg i. Pr. mit besonderer Berücksichtigung der niederen Schulen. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte Altpreußens. Königsberg, Bon 1899. 20 M.

Balzer A., Die geschichtliche Entwicklung der Leibesübungen an den K. Studienanstalten zu Regensburg auf Grund urkundlichen Materials. Programm. Regensburg.

Weißenberger B., Geschichte des k. humanistischen Gymnasiums Straubing, unter Berücksichtigung der Entwicklung des gesamten Gymnasialwesens in Bayern. Straubing, Attenkofer. 1 M.

Schneider E., Das Tübinger Collegium illustre. (Aus: „Württembergische Vierteljahrshefte".) Stuttgart, W. Kohlhammer. 60 Pf.

Buttmann R., Geschichte der Gymnasialbibliothek zu Zweibrücken. Programm. Zweibrücken.

Universitäten. Akten und Urkunden der Universität Frankfurt a. O. Herausgegeben von G. Kaufmann und G. Bauch, unter Mitwirkung von P. Reh. 2. Heft. Die allgemeinen Statuten der Universität Frankfurt a. O. (1510—1610). Herausgegeben von P. Reh. Breslau, Marcus. 3 M.

Loserth J., Die Beziehungen der steiermärkischen Landschaft zu den Universitäten Wittenberg, Rostock, Heidelberg, Tübingen, Straßburg und anderen in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts. Festschrift der Universität Graz. Graz, Leuschner & Lubensky.

Bruchmüller W., Beiträge zur Geschichte der Universitäten Leipzig und Wittenberg. Nebst einem Anhang. Leipzig, Dieterich. 1.20 M.

Freisen J., Die Universität Paderborn. 1. Teil: Quellen und Abhandlungen von 1614—1808. Paderborn, Junfermann. 4 M.

Mohl R. von, Geschichtliche Nachweisungen über die Sitten und das Betragen der Tübinger Studierenden während des 16. Jahrhunderts. 3. Auflage. Freiburg i. B., Mohr. 2 M.

Geschichte der Wiener Universität von 1848—1898. ..... Herausgegeben vom akademischen Senate der Wiener Universität. Wien, Hölder 1899. 10.60 M.

Kerler, Die Statuten der philosophischen Fakultät der Universität Würzburg in ihrer frühesten Fassung. Würzburg, Stahel. 1.80 M.

Pädagogen. Lippert M., Johann Heinrich Alsteds pädagogisch-didaktische Reformbestrebungen und ihr Einfluß auf Johann Amos Comenius. Dissertation. Leipzig.

Comenius' Informatorium. Der Mutter Schul. Neu herausgegeben von C. Th. Lion. (Bibliothek pädagogischer Klassiker. Herausgegeben von F. Mann. 33. Band.) Langensalza, Beyer & Söhne. 60 Pf.

Andreae C., Adolph Diesterweg. (Große Erzieher. Eine Darstellung der neueren Pädagogik in Biographien. 4. Band.) Leipzig, Voigtländer 1899. 1.25 M.

Sellmann A., Caspar Dornau, ein pädagogischer Neuerer im Anfang des 17. Jahrhunderts. Dissertation. Erlangen.

Steglich F. A., Ueber die pädagogische Idee Friedrich Fröbels in ihrer philosophischen Begründung durch Frohschammer. Dissertation. Bern, Nydegger und Baumgart. 1.60 M.

Pöhnert K., Joh Matth. Gesner und sein Verhältnis zum Philanthropinismus und Neuhumanismus. Ein Beitrag zur Geschichte der Pädagogik im 18. Jahrhundert. Dissertation. Leipzig, Gräfe. 2 M.

Herbart. Felsch, Erläuterungen zu Herbarts Ethik mit Berücksichtigung der gegen sie erhobenen Einwendungen. Langensalza, Beyer & Söhne. 2.50 M.

Klaschka F., Die Ideen Platos und die praktischen Ideen Herbarts. Eine Parallele. Schluß. Programm. Mies.

Natorp P., Herbart, Pestalozzi und die heutigen Aufgaben der Erziehungslehre. Acht Vorträge. Stuttgart, Frommann 1.80 M.

Woynar K., Das Verhältnis der praktischen Philosophie Herbarts zu den englischen Moralphilosophen Shaftesbury, Hutcheson und Hume, mit besonderer Berücksichtigung der ethischen Idee des Wohlwollens. Programm. Neutitschein 1897.

Zimmer H., Herbart und die wissenschaftliche Pädagogik. Ein geschichtlich-systematischer Überblick. Leipzig, Roßberg. 80 Pf.

Spanier M., Moses Mendelssohn als Pädagoge. Vortrag. Magdeburg, Brandus. 40 Pf.

Süß A., Pestalozzi als sittlich-religiöser Erzieher in Theorie und Praxis, nach ihm selbst und anderen in systematischer und chronologischer Ordnung quellengemäß dargestellt und erläutert. 1. Band. Theoretischer Teil. Weißenburg, Ackermann. 3.50 M.

Würkert G., Die Encyklopädie des Petrus Ramus, ein Reformversuch der Gelehrtenschule des 16. Jahrhunderts. Dissertation. Leipzig.

Schreiber J., Über die religiöse und ethische Anschauung Salzmanns, dargestellt mit Beziehung auf seine Pädagogik. Kaiserslautern, Crusius 1.20 M.

Reedon K. O., Jacob Wimphelings pädagogische Ansichten im Zusammenhange dargestellt. Dresden, Bleyl & Kaemmerer. 1.20 M.

Die deutsche Litteratur in der Schule.

Allgemeines. Brugier G., Geschichte der deutschen Nationallitteratur. Nebst kurzgefaßter Poetik. Für Schule und Selbstbelehrung. 10. Auflage. Freiburg i. B., Herder. 6.50 M.

Kummer K. F. und K. Stejskal, Einführung in die Geschichte der deutschen Litteratur. 4. Auflage. (Hilfsbücher für den deutschen Unterricht. Herausgegeben von K. Stejskal. 3. Bändchen.) Wien, Manz. 2.60 M.

Lüttge E., Beiträge zur Theorie und Praxis des deutschen Sprachunterrichtes. Eine Sammlung von Aufsätzen über alle Zweige dieses Lehrgegenstandes. Leipzig, Wunderlich. 1.60 M.

Steuding H., Die Behandlung der Deutschen Nationallitteratur in der Oberprima des Gymnasiums an den Hauptwerken Goethes erläutert. Programm. Wurzen.

Trunk H., Zur Hebung des deutschen Sprachunterrichtes. Beobachtungen und Anregungen. Graz, Leuschner & Lubensky. 2 M.

Schulausgaben. Graesers Schulausgaben klassischer Werke. Herausgegeben von J. Neubauer Wien, Graeser.

51. Goethes Faust (1. Teil). Mit Einleitung und Anmerkungen von A. Lichtenheld. 50 Pf.

52. Uhland, Ludwig der Baier. Mit Einleitung und Anmerkungen von F. Prosch.

53. Uhlands Gedichte. Auswahl in chronologischer Folge mit Einleitung und Anmerkungen von K. Fuchs.

54—56. Mager A., Österreichische Dichter des 19. Jahrhunderts. Ausgewählt, mit biographischen Notizen und Anmerkungen versehen.

Eine im ganzen recht gute Auswahl deutscher Dichtungen aus Österreich. Über die Auswahl im einzelnen läßt sich streiten; aber ältere Dichter wie Mayrhofer sollten ebensowenig fehlen wie von den neueren Pollhammer, Samhaber, Winter. Von Frauen ist nur die Ebner-Eschenbach vertreten, nicht aber Betty Paoli, Gräfin Wickenburg-Almasy und andere. Am meisten aber bedaure ich es, daß der Dialekt ganz ausgeschlossen ist und daß den Schülern das Theuerste und Eigenste, was ihr heimischer Boden hervorgebracht hat, auf diese Weise vorenthalten wird. Wie kämen Anzengruber, Rosegger, Castelli ganz anders zu ihrem Recht, wenn man sie in ihrer Mundart hätte sprechen lassen, und wie viel Schönes hätten die oberösterreichischen Dichter, Stelzhamer an der Spitze, für eine solche Auswahl darbieten können.

59. Shakespeare W., Der Kaufmann von Venedig. Lustspiel. Übersetzt von A. W. von Schlegel. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von A. von Weilen. 50 Pf.

W. Königs Erläuterungen zu den Klassikern. Leipzig, H. Beyer. à 40 Pf.

17. Bändchen. Böhme W., Erläuterungen zu Körners Zriny für den Schul- und Hausgebrauch.

18. Bändchen. Stecher R., Erläuterungen zu Schillers Gedichten. 1. Teil.

Die deutschen Klassiker, erläutert und gewürdigt .... von E. Kuenen und M. Evers. 15. und 16. Bändchen. Leipzig, Bredt. à 1 M.

15. Vollmer Fr., Goethes Torquato Tasso. — 16. Genniges, Uhlands Ernst, Herzog von Schwaben.

Herder. Loeber, Herderbuch. Reisejournal — Shakespeare — Ossian — Volkslieder. In Auswahl (Deutsche Schulausgaben von Valentin Nr. 30). Dresden, Ehlermann. 50 Pf.

Herder J. G., Abhandlungen. Ausgewählt und für den Schulgebrauch herausgegeben von E. Naumann. 1. Bändchen. Leipzig, Freytag. 50 Pf.

Lessings Nathan der Weise. Ein dramatisches Gedicht. Für den Schulgebrauch erläutert von J. Buschmann. (Schöninghs Ausgaben deutscher Klassiker mit ausführlichen Erläuterungen. 24. Band.) Paderborn, Schöningh 1899. 1.60 M.

Dichter der Fridericianischen Zeit und G. E. Lessings Philotas. Für den Schulgebrauch herausgegeben von M. Schmitz. Leipzig, Freytag. 60 Pf.

Stoff- und Motivgeschichte.

Bargetzi K. F., Dido in der Geschichte und in der Dichtung. Programm. Wien.

Görbing F., Die Elfen in den englischen und schottischen Balladen. Dissertation. Halle 1899.

Krause F., Byrons Marino Faliero. Ein Beitrag zur vergleichenden Litteraturgeschichte. (Schluß.) Programm, Breslau.

Splettstösser W., Der heimkehrende Gatte und sein Weib in der Weltlitteratur. Litterarhistorische Abhandlung. Berlin, Mayer & Müller. 2.40 M.

Wechßler E., Die Sage vom heiligen Gral in ihrer Entwicklung bis auf Richard Wagners Parsifal. Halle, Niemeyer. 3 M.

Östering M. S., Die Geschichte der „Schönen Irene“ in den modernen Litteraturen. Münchener Dissertation 1897. Leipzig, Fock.
Rauber A., Die Don Juan-Sage im Lichte biologischer Forschung. Leipzig, Georgi. 2 M.
Rover J., Die Lohengrinsage und ihre poetische Gestaltung. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow. Neue Folge. XIII. Serie. 312. Heft.) Hamburg, Verlagsanstalt 1899. 75 Pf.
Mead W. E., Outlines of the Legend of Merlin. Early English Text Society. Orig. Series 112. London. 15 sh.
Wick A., Tobias in der dramatischen Litteratur Deutschlands. Dissertation. Heidelberg 1899.
Lublinski S., Jüdische Charaktere bei Grillparzer, Hebbel und Otto Ludwig. Litterarische Studien. Berlin, S. Cronbach. 2 M.

Volkskunde.

Allgemeines. Devidé Th., Kind und Märchen. Beitrag zur pädagogischen Bedeutung des Märchens. (Sammlung Gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 244.) Prag, Härpfer. 20 Pf.
Eckart R., Brauch und Sitte. Gesammelte kulturhistorische Skizzen und Miscellen. Oldenburg, Schulze. 1.20 M.
Frömmel O., Kinderreime, Lieder und Spiele. Erstes Heft. Berlin 1899. Selbstverlag. 50 Pf.
Inhalt: Vorwort. — Schlaflieder. — Lieder zur Unterhaltung der Kleinen. — Kniereiterliedchen. — Fingerspiele. — Allerlei Reime und Erzählungen. — Verkehr mit der Natur. — Abzählspiele. — Kreis-, Wander- und Tanzspiele.
Gerstenberg K. von, Das deutsche Volkslied. Wandervortrag. Ergänzungsblatt zur Geschichte der deutschen Litteratur. 2. Auflage. Glarus, Schweizer Verlagsanstalt. 45 Pf.
Köhler Reinhold, Kleinere Schriften. I. Kleinere Schriften zur Märchenforschung. Herausgegeben von J. Bolte. Weimar, Felber. 14 M.
Inhalt: 1. Sage, Fabel und Legende (Zeitschrift für deutsche Mythologie 3). — 2. Einige Anmerkungen zu F. Panzers Bayerischen Sagen und Bräuchen (Zeitschrift für deutsche Mythologie 3). — 3. Die dankbaren Toten und der gute Gerhard (Germania 3). — 4. Zu dem Märchen von dem dankbaren Toten (Orient und Occident 3). — 5. Zum guten Gerhard (Germania 12). — 6. Nachtrag zu „Doktor Allwissend“ (Orient und Occident 3). — 7. Zu den Märchen von der Lebenszeit (Jahrbuch für Litteraturgeschichte 1). — 8. Litteratur der Volksmärchen (Göttinger gelehrte Anzeigen 1868). — 9. Ein anscheinend deutsches Märchen von der Nachtigall und der Blindschleiche und sein französisches Original (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1). — 10. Tom-Tit-Tot (Folk-Lore 2). — 11. Zu Rabelais (Jahrbuch für romanische Litteratur 3). — 12. Volksmärchen aus Frankreich (Jahrbuch für romanische Litteratur 5). — 13. Volksmärchen aus der Landschaft Forez (Jahrbuch für romanische Litteratur 9). — 14. Zu Carnoy, Contes populaires recueillies à Warloy-Baillon ou à Mailly (Zeitschrift für romanische Philologie 3). — 15. Anmerkungen zu Bladé, Contes populaires de la Gascogne (bisher ungedruckt). — 16. Anmerkungen zu Luzel, Contes bretons (Mélusine 1). — 17. Über Campbells Sammlung gälischer Märchen (Orient und Occident 2). — 18. Zu Lang, Scotch Tales (Revue celtique 3). — 19. Anmerkungen zu Widter und Wolf, Volksmärchen aus Venetien (Jahrbuch für romanische Litteratur 7). — 20. Italienische Volksmärchen (Jahrbuch

für romanische Litteratur 8). — 21. Über De Gubernatis, Novelline di Santo Stefano (Göttinger gelehrte Anzeigen 1870). — 22. Das Rätselmärchen von dem ermordeten Geliebten (Rivista di letterature popolare 1). — 23. Über Finamore, Tradizioni popolari abruzzesi (Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie 1882). — 24. Riscontri alla fiaba rovignese El poûliso e 'l padûcio (Giamb. Basile 1). — 25. Über Neohellenika Analekta 1 (Göttinger gelehrte Anzeigen 1871). — 26. Über B. Schmidt, Griechische Märchen, Sagen und Volkslieder (Jenaer Litteraturzeitung 1878). — 27. Anmerkungen zu G. Meyer, Albanische Märchen (Archiv für Litteraturgeschichte 2). — 28. Ungarische und walachische Märchen (Zeitschrift für deutsche Mythologie 2). — 29. Über Chodzko, Contes des paysans et des pâtres slaves (Göttinger gelehrte Anzeigen 1866). — 30. Ne frapper qu'un seul coup (Mélusine 5). — 32. Der undankbare Sohn und die Kröte (Archiv für slavische Philologie 3). — 33. Vergleichende Bemerkungen zu dem litauischen Märchen von dem listigen Menschen und dem dummen Teufel (Mitteilungen der litauischen litterarischen Gesellschaft 1). — 34. Eine litauische Sage und das deutsche Volksbuch von Fortunatus (ebenda 2). — 35. Nasreddins Schwänke (Orient und Occident 1). — 36. Über Jülg, Mongolische Märchen (Göttinger gelehrte Anzeigen 1868). — 37. Über Steere, Swahili Tales (ebenda 1870). — 38. Über Steele, An Eastern Love-Story, Kûsa Jatakaya (ebenda 1872). — 39. Anmerkungen zu Schiefner, Awarische Texte (Mémoires de l'Académie de St. Pétersbourg 1873). — 40 Über Grünbaum, Jüdisch-deutsche Chrestomathie (Anzeiger für deutsches Altertum 9).

Küffner G. M., Die Deutschen im Sprichwort. Dissertation. Heidelberg 1899.

Marriage M. Elizab., Poetische Beziehungen des Menschen zur Pflanzen- und Tierwelt im heutigen Volkslied auf hochdeutschem Boden. Dissertation. Bonn, Hanstein 1899. 1 M.

Sanders D., Citatenlexikon. Sammlung von Citaten, Sprichwörtern, sprichwörtlichen Redensarten und Sentenzen. Leipzig, Weber 1899. 6 M.

Landschaften. Marterl, Votivtafeln, Grabschriften, Feldkreuze, Leichenbretter, Haussprüche, Armeseelenbilder &c. in der Schweiz, Österreich und bayerischem Hochland. Gesammelt von mehreren Touristen. 2. Sammlung. Regensburg, Stahl. 1 M.

170 merkwürdige Grabsteinschriften, Hausinschriften u. s. w. Gesammelt von mehreren Touristen. 1. und 2. Sammlung. Regensburg, Stahl 1899. à 1 M.

Badisches Sagenbuch. 1. Abteilung. Sagen des Bodensees, des oberen Rheinthals und der Waldstädte. Neue Ausgabe. Freiburg i. B., Waibel. 5 M.

Zahler H., Die Krankheit im Volksglauben des Simmenthals. Ein Beitrag zur Ethnographie des Berner Oberlandes. (Arbeiten aus dem Geographischen Institut der Universität Bern. Heft IV.) Bern, Hallersche Buchdruckerei.

Vorliegende Arbeit ist nur ein Teil einer größeren angefangenen, die den gesamten Volksglauben dieses Gebietes (Geister, Hexen, Einfluß bestimmter Zeiten u. s. w.) behandeln soll. Die reichen Quellen, die dem Verfasser zu Gebote standen, sind die lebendige mündliche Überlieferung des Forschungsgebietes, seiner Heimat, sowie handschriftliche Sagen und Arzneibücher, die auch im Simmenthal aufgezeichnet wurden und von denen zwei aus den Jahren 1685 und 1772 stammen. Das Material ist sehr übersichtlich angeordnet. Nach einleitenden Bemerkungen über die anatomischen und physiologischen Anschauungen des Volkes überhaupt, werden zunächst die volkstümlichen Meinungen über die Entstehung der Krankheiten, dann die Maßregeln zu ihrer Abwehr und Verhütung und endlich die Veranstaltungen zu ihrer Heilung (Universalmittel, Rezepte, Pflanzen in der Volksmedizin, Segen u. s. w.) vorgeführt. Ein Namen- und Sachregister bildet den Beschluß.

Der Wert dieser reichhaltigen Materialsammlung wird noch wesentlich erhöht durch die vergleichenden Anmerkungen, die nicht nur alle modernen einschläzigen Sammlungen Deutschlands, sondern auch die fremder, selbst überseeischer Völker und die naturhistorische Litteratur des Mittelalters und des 16. Jahrhunderts, die ja ganz durchsetzt ist von abergläubischen, volkstümlichen Anschauungen, heranziehen. A. H.

Volksschauspiele aus dem Böhmerwalde. Gesammelt, wissenschaftlich untersucht und herausgegeben von J. J. Ammann. (Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde. Im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen geleitet von A. Hauffen. 2. Band. 2. Heft.) Prag, Calve 1899.

Inhalt: Einleitung. — VI. Eustachius. VII. Alexius. VIII. Der türkische Sultan. IX. Genovefa. X. Hirlanda. XI. Heinrich von Eichenfels.

Egerländer Volkslieder. Herausgegeben vom Verein für Egerländer Volkskunde in Eger. 1. Heft. Mit einer litterar-historischen Einleitung von A. John. Musikalische Bearbeitung von J. Czerny. Eger, Verein für Egerländer Volkskunde.

Satter J., Volkstümliche Pflanzennamen aus Gottschee. Programm. Gottschee.

Asmus L. und O. Knoop, Sagen und Erzählungen aus dem Kreise Kolberg-Körlin. Kolberg, Post. 80 Pf.

Sprüchwörter und alte Volks- und Kinderlieder in Kölnischer Mundart. Köln, Stauff. 50 Pf.

Sieß L., Sagen aus dem oberen Mühlviertel. 3. und 4. Bändchen. Rohrbach 1899. à 20 Pf.

Lotter J. M., Sagen, Legenden und Geschichten der Stadt Nürnberg. Nürnberg, Raw. 6.50 M.

Gröger Fannie, Hirten- und Weihnachtslieder aus dem österreichischen Gebirge. Leipzig, Dieter. 3 M.

Sachsen. Richter P. E., Litteratur der Landes- und Volkskunde des Königreichs Sachsen. 3. Nachtrag. (Beilage zum 26. Jahresbericht des Vereins für Erdkunde.) Dresden, A. Huhle.

Dähnhardt O., Volkstümliches aus dem Königreich Sachsen, auf der Thomasschule gesammelt. 2. Heft. Nebst einem Anhang: Volkstümliches aus dem Nachlasse von R. Hildebrand. Leipzig, Teubner. 1.60 M.

Buchholzer E., Die Volkspoesie der Siebenbürger Sachsen. Vortrag. [Aus: „Kirchliche Blätter".] Hermannstadt, Krafft. 25 Pf.

Greß K., Holzlandsagen. Sagen, Märchen und Geschichten aus den Vorbergen des Thüringer Waldes. 2. Auflage von B. Lommer. Leipzig, Wartig 2 M.

Hörmann L. von, Das Tiroler Bauernjahr. 2. Ausgabe der Jahreszeiten in den Alpen. Innsbruck, Wagner. 2.40 M.

Neuhochdeutsche Schriftsprache. Mundarten. Metrik.

Behaghel O., Der Gebrauch der Zeitformen im konjunktivischen Nebensatz des Deutschen. Mit Bemerkungen zur lateinischen Zeitfolge und zur griechischen Modusverschiebung. Paderborn, Schöningh. 4.40 M.

Finck F. N., Der deutsche Sprachbau als Ausdruck deutscher Weltanschauung. 8 Vorträge. Marburg, Elwert. 2 M.

Horn P., Die deutsche Soldatensprache. Gießen, Ricker. 2.50 M.

Jelinek Fr., Die Sprache der Wenzelsbibel in ihrem Verhältnis zu der Sprache der wichtigsten deutschen Litteratur- und Rechtsdenkmäler im 14. Jahrhundert

und der kaiserlichen Kanzlei der Luxemburger. Ein Beitrag zur Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache. Görz, Selbstverlag des Herausgebers 1899.

Jellinek M. H., Ein Kapitel aus der Geschichte der deutschen Grammatik. (Sonderabzug aus: Abhandlungen zur germanischen Philologie. Festgabe für R. Heinzel). Halle a. S., Niemeyer. 2 M.

Kemmer L., Versuch einer Darstellung des Lautstandes der Aschaffenburger Kanzleisprache in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. I. Die Vokale. Programm. Dillingen.

Ludin Fr., Adam Sibers Bearbeitung des ,Nomenclator H. Junii'. Lexikalisch erläutert. Als Beitrag zur Lokalisierung des neuhochdeutschen Wortbestandes. Dissertation. Freiburg.

Matthias Th., Katechismus des guten Deutsch. (M. Hesses illustrierte Katechismen. Nr. 46.) Leipzig, Hesse. 2 M.

Meigen W., Die deutschen Pflanzennamen. Berlin, Verlag des allgemeinen deutschen Sprachvereins. 1.60 M.

Schmidt Frz., Zur Geschichte des Wortes „gut". Ein Beitrag zur Wortgeschichte der sittlichen Begriffe im Deutschen. Dissertation. Berlin, Skopnik. 1.20 M.

Schmidt Johann, Das Gesetz der deutschen Prosa. Mahnruf für Schriftsteller und Journalisten. Wien, Beck. 50 Pf.

Über Hiatus, Apokope und Synkope in der deutschen Prosa.

Siebs Th., Deutsche Bühnenaussprache. Ergebnisse der Beratungen zur ausgleichenden Regelung der deutschen Bühnenaussprache, die vom 14.—16. April 1898 im Apollosaale des königlichen Schauspielhauses zu Berlin stattgefunden haben. Im Auftrage der Kommission herausgegeben. Köln, Ahn. 2 M.

Sutermeister O., Humor in der deutschen Grammatik. Vortrag. Bern, K. Wyß.

Wörterbücher. Grimm J. und W., Deutsches Wörterbuch. 9. Bandes 14. Lieferung. Schwellen — Schwinge. Bearbeitet von und unter Leitung von M. Heyne. Leipzig, Hirzel. 2 M.

Lenz Ph., Vergleichendes Wörterbuch der neuhochdeutschen Sprache und des Handschuhsheimer Dialekts. Baden-Baden, Selbstverlag. 2 M.

Martin E. und H. Lienhart, Wörterbuch der elsässischen Mundarten. 4. Lieferung. Straßburg, Trübner. 4 M.

Matthias Th., Vollständiges kurzgefaßtes Wörterbuch der deutschen Rechtschreibung mit zahlreichen Fremdwortverdeutschungen und Angaben über Herkunft, Bedeutung und Fügung der Wörter. (M. Hesses illustrierte Katechismen. Nr. 47.) Leipzig, Hesse. 1.20 M.

Saalfeld G. A., Fremd- und Verdeutschungswörterbuch. Berlin, Seehagen. 6 M.

Schweizerisches Idiotikon. 35—38. Heft. Frauenfeld, Huber. à 2 M.

Mundarten. Hausenblas A., Die Brüxer Mundart. (I. Vocalismus). Programm. Wien.

Frank J, Die Frankenhäuser Mundart. Dissertation. Leipzig.

Maurer G., Die mittelhochdeutschen e, iu und ô der Stammsilben in der jetzigen Mundart an der Ilz. Programm. Neustadt.

Meiche A., Der Dialekt der Kirchfahrt Sebnitz. I. Lautlehre. Dissertation. Leipzig.

Heilig O., Grammatik der ostfränkischen Mundart des Taubergrundes und der Nachbarmundarten. Lautlehre. (Sammlung kurzer Grammatiken deutscher Mundarten. Herausgegeben von O. Bremer. 5. Band.) Leipzig, Breitkopf & Härtel. 7.50 M.

Metrik. Popp J., Die Metrik und Rhythmik Thomas Murners. Dissertation. Halle.

15. und 16. Jahrhundert.

Heitz P., Neujahrswünsche des 15. Jahrhunderts. Straßburg, Heitz. 35 M.
Neudrucke deutscher Litteraturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts. Nr. 153—156. Halle, Niemeyer. à 60 Pf.

153. Flugschriften aus der Reformationszeit. XIII. Murner Ph., An den großmächtigsten und durchlauchtigsten Adel deutscher Nation 1520. Herausgegeben von E. Voß.

Voß beabsichtigt dieser Prosaschrift Murners, vielleicht seiner bedeutendsten, die übrigen aus dem großen Jahre 1520 bald folgen zu lassen, zunächst seine Schrift: „Von dem babstenthum".

154—156. Flugschriften aus der Reformationszeit XIV. Cronberg, Hartmuth von, Schriften. Herausgegeben von E. Kück.

Inhalt: Vorwort. — Einleitung I. Zu Cronbergs Sprache. II. Einleitung zu den einzelnen Schriften. — 1. Sendbrief an Kaiser Karl V. 2. Sendbrief an Franz von Sickingen. 3. Sendbrief an Walther von Cronberg. 4. Drei (vier) christliche Schriften. A. An Papst Leo X. B. An die Einwohner von Cronberg. C. An die Bettelorden. D. An Jakob Köbel in Oppenheim. 5. Antwort auf Luthers Missive und die Bestallung. 6. Statuten der Himmlischen (Cronbergischen) Brüderschaft. 7. Schriftstücke aus Cronbergs Streit mit Peter Meyer. 8. Treue Vermahnung an alle Stände und Gesandten auf dem Reichstag zu Nürnberg. 9. Vermahnung an die Eidgenossen. 10. An Meister und Rat zu Straßburg. 11. Sendbrief an Hadrian VI. 12. Sendbrief an die Böhmen. 13. Christliche Schrift und Vermahnung an alle Stände. 14. Persönliches Vorbringen vor dem kaiserlichen Regiment zu Nürnberg. 15. Ernstlich Schrift an alle Stände. 16. Sendbrief an Spalatin.

Diese Flugschriften Cronbergs (1488—1549) stammen aus den Jahren (1521—1525). Kück stellt eine Charakteristik seiner Schriftstellerei für das Programm des Rostocker Gymnasiums 1899 in Aussicht: „Schriftstellernde Adelige der Reformationszeit. I. Cronberg, Sickingen, Hans Landschad.

Moth Fr., Conradus Celtis Protucius Tysklands første laurbærkronede digter. En litterær-historisk studie fra humanismens tid. Kolding. Jorgensen.
D. Erasmi Roterodami declamatio Stultitiae laus. Recognovit et adnotavit I. B. Kan. Insertae sunt figurae Holbeinianae. Haag, Nijhoff. 5.50 M.
Rösch von Geroldshausen G., Tiroler Landreim und Wunschspruch von allerlei Welthändeln, Werkleuten und Gewerben. Zwei tirolische Gedichte des 16. Jahrhunderts. Mit dem Lebensabriß des Verfassers, geschichtlichen und sachlichen Erläuterungen, herausgegeben von C. Fischnaler. Innsbruck, Wagner. 3 M.

In zierlicher und stilvoller Ausstattung wird uns da ein merkwürdiges Büchlein vorgelegt, das die zwei ersten in Tirol gedruckten deutschen „Gedichte" enthält mit einer trefflichen Einleitung, die als den Schöpfer derselben den verschollenen Georg Rösch von Geroldshausen nachweist. Seine Vorfahren stammten aus Unterfranken und waren Lehensleute der Bischöfe von Würzburg. In dieser Eigenschaft kamen sie nach Kärnten und Tirol. Georg Rösch, 1501 zu Lienz im Pusterthale geboren, war zuerst „latteinischer Schuelmaister" und dann Kanzleibeamter in Innsbruck, als welcher er auch in Regierungssachen viel auswärts verwendet wurde, 1559 erhielt er den Titel eines k. Rates und 1565 starb er in Sterzing. Zur Feststellung des äußeren Lebensganges dieses Mannes zog Fischnaler namentlich die Akten des Innsbrucker Statthaltereiarchivs heran und so gelang es ihm, ein sehr hübsches Bild von dem damaligen Beamtenleben zu entwerfen. Rösch machte sich auch um das tirolische Archivwesen verdient. Zu seiner Zeit (1547) erstand die erste ständige Buchdruckerei (des Rupert Höller) in

Innsbruck, und hier sind auch die litterarischen Arbeiten von Georg Rösch erschienen, nämlich der bekannte „Tiroler Lanndtreim" (1558) und der „Wunschspruch von allerlay Weldthenndlen, Werckhleuten und Gwerben" (1560), eine Fortsetzung des ersteren, die er unter dem Pseudonym Georg Reutter von Gaytzspitz veröffentlichte, da er seinen wahren Namen aus gewissen Gründen verschweigen wollte (S. 36).

Der „Landreim", schon mehrmals herausgegeben, namentlich 1869 von dem jetzigen Universitätsprofessor Dr. Franz von Wieser, ist in ungelenken Knittelreimen geschrieben und preist die natürlichen Hilfsquellen des Landes. Er hat daher für die Kultur- und Wirtschaftsgeschichte Tirols im 16. Jahrhundert Bedeutung. In sprachlicher Hinsicht wird das Idiotikon von Schöpf um einige Ausdrücke bereichert, worüber das sorgfältige Register von Fischnaler zu vergleichen wäre. Eine germanistische Würdigung wird S. 22, Anmerkung 1 in Aussicht gestellt. Der erste Druck des Landreims von 1557 ist nicht mehr aufzutreiben, doch findet sich im Innsbrucker Museum davon eine für Lukas Geizkofler angefertigte Abschrift, auf der Rösch als Autor bezeichnet wird. Jene erste Ausgabe hatte bloß 311, die zweite dagegen 1015 Verse (S. 23); nach der letzteren, wozu es keine Handschrift giebt, druckte Fischnaler den „Tiroler Landreim" ab. Poetischen Wert besitzt das „Gedicht" meines Erachtens keinen, denn es macht kaum einmal den Versuch zu bildlicher oder launiger Ausdrucksweise. Besser steht es aber in dieser Hinsicht mit dem „Wunschspruch", wo die Einkleidung und vielfach auch der übermütige, weinselige Ton der Rede auffällt, so daß Fischnaler nicht mit Unrecht vermutet, es könnte mit dem „Sauffenteufl" dieses Poem gemeint sein (S. 32), welches das Handwerk des Landes preist, aber von „Welthändeln" nichts berichtet; nur der schmalkaldische Krieg wird Vers 591 erwähnt. Fischnaler druckt in historisch-getreuen Typen den Text der Ausgabe von 1560 nach einem Exemplar der Augsburger Stadtbibliothek und bildet — wie für den Landreim — auch das Titelblatt der Originalausgabe ab. Ein angeblicher Druck des „Wunschspruches" von 1561 ließ sich nicht ausfindig machen. Da nun der „Wunschspruch" als Autornamen „Georg Reutter von Gaytzspitz" druckt, während der „Landreim" nur die Initialen G. R. V. G. zeigt, die in der Geizkoflerschen Abschrift ausdrücklich als mit Georg Rösch von Geroldshausen aufgelöst erscheinen, so folgerte Fischnaler, daß beide Gedichte Rösch angehören, und schob den „dunklen Ehrenmann" Reutter von Gaytzspitz beiseite, unterstützt auch durch die gleiche Form der beiden Reimgedichte. Ich halte den Nachweis für durchaus gelungen S. M. Prem.

17. Jahrhundert.

Wolkan R., Deutsche Lieder auf den Winterkönig. (Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen. Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen. Band 8.) Prag, Calve. 3 M.

Wolkan trägt hier nach, daß die Strophen 17—26 des Liedes Nr. 13 den Strophen 6—15 des bekannten Liedes auf Wilhelm von Nassauen (= Ambraser Liederbuch Nr. 146) entsprechen.

Ebeling A., Die Gedichte von Paulus Gerhardt. Hannover und Leipzig, Hahn. 3 M.

Diese schöne, zunächst erbaulichen Zwecken dienende Ausgabe bedeutet in der Textgestaltung gegenüber den Ausgaben von J. F. Bachmann und von Goedeke einen wesentlichen Fortschritt, indem Ebeling für 64 Lieder die fünfte, Bachmann unbekannt gebliebene Ausgabe von Joh. Crügers Praxis pietatis melica aus dem Jahre 1653 als den ersten Druck nachgewiesen und seinem

Text zu Grunde gelegt, das sogenannte Rungesche Gesangbuch aber aus den Grundlagen des Gerhardtischen Textes ganz ausgeschieden hat. Daraus ergaben sich eine veränderte Anordnung der Gedichte (nach der Reihenfolge des ersten Druckes) und zahlreiche Verbesserungen des Textes im einzelnen, die der sorgfältige Apparat besser überblicken ließe, wenn darin verschiedene Typen, etwa nach Muster der Weimarer Goethe-Ausgabe oder der neuen Uhland-Ausgabe zur Verwendung gekommen wären. Dem Verständnisse des Textes dienen knappe Anmerkungen in der Art Goedekes, die der Ausgabe für das große Publikum den Vorrang vor den anderen verbreiteten Ausgaben sichern.

Brachmann Friedr., Johann Hübner, Johannei Rektor 1711—1731. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Litteratur. Programm. Hamburg 1899.

---

18. Jahrhundert.

Bodmer H., Johann Jakob Breitinger 1701—1776. Sein Leben und seine litterarische Bedeutung. I. Dissertation. Zürich 1897.

Buchholz Ernst, Der Konrektor von Einem und seine Tochter Charlotte. Ein kleiner Beitrag zur Geschichte des Mündener Schulwesens und der Litteratur des 18. Jahrhunderts. Programm. Münden 1899.

Mit Benutzung des Fragments einer Selbstbiographie von Charlotte von Einem und der Briefe Millers an Voß. — Anlagen: I. Lektionsplan der dritten Klasse der Mündener Ratsschule im Jahre 1787. II. Auswahl von Gedichten von Einems. III. Briefe Abr. Gotth. Kästners an von Einem (16. April, 2. und 26. Oktober 1781; 18. November 1792).

Türk M., Friedrichs des Großen Dichtungen im Urteile des 18. Jahrhunderts. II. Programm. Berlin.

Coym Joh., Gellerts Lustspiele. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des deutschen Lustspiels. (Palaestra. Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie. Herausgegeben von A. Brandl und Erich Schmidt. II.) Berlin, Mayer & Müller 1899. 2.40 M.

Goethe. Goethes Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. Weimar, Böhlau.

Band 21. Wilhelm Meisters Lehrjahre. 1.—3. Buch. Herausgeber: C. Schüddekopf; einzelne kritische Fragen wurden mit B. Suphan erörtert.

Band 33. Campagne in Frankreich 1792. Belagerung von Mainz. Lesarten. Paralipomena. Bearbeiter: A. Schöne. Redaktor: Erich Schmidt.

Band 49. Erste Abteilung. Schriften zur Kunst 1816—1832. Erste Abteilung. Darin ungedruckt S. 193—199: „Ein Grab bei Cumä, eine Vorlesung von J. Fr. M. von Olfers, Berlin 1837" und S. 300—302: „Restaurirtes Gemählde". Lesarten und Paralipomena zu den in dieser Abteilung vereinigten Aufsätzen werden in der zweiten Abteilung nachgebracht.

Pollak Ludwig, Der römischen Montagsgesellschaft zum Gruß! Ein ungedruckter Brief Goethes. Rom. Ende März 1899. Privatdruck in 50 Exemplaren. (An Göschen, Weimar, 3. März 1890, über den 6. und 7. Band der Ausgabe seiner Schriften.)

Schüddekopf C. und Oskar Walzel, Goethe und die Romantik. Briefe mit Erläuterungen. 1. Teil. (Schriften der Goethe-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Erich Schmidt und B. Suphan. 13. Band.) Weimar, Verlag der Goethe-Gesellschaft.

Inhalt: Einleitung. — Goethes Briefwechsel mit: I. A. W. Schlegel. II. F. Schlegel. III. Caroline Schlegel. IV. F. W. J. Schelling. V. H. Steffens. VI. L. Tieck. — Anmerkungen.

Straßburger Goethe-Vorträge. Zum Besten des für Straßburg geplanten Denkmals des jungen Goethe. Straßburg, K. J. Trübner 1899. 2 M.

I. Goethe über Weltlitteratur und Dialektpoesie von Ernst Martin. S. 1. — II. Der junge Goethe von Rud. Henning. S. 31. — III. Goethe und Lili. Von Eugen Joseph. S. 65. — IV. Aus Goethes Philosophie. Von Wilhelm Windelband. S. 87. — V. Goethe und die Antike. Von Adolf Michaelis. S. 115. — VI. Über Goethes Farbenlehre. Von Jacob Stilling. S. 147. — VII. Goethes Faust. Von Theobald Ziegler. S. 175.

Straßburger Fachgelehrte mit klangvollen Namen haben die schwere Last ihrer Gelehrsamkeit zu Hause gelassen und zur Vorbereitung auf die 150. Wiederkehr von Goethes Geburtstag einem größeren Publikum Vorträge gehalten, die in ansprechender Weise Goethes Persönlichkeit, sein Wirken und seine vielfachen Interessen von verschiedenen Seiten beleuchten. Möge das treffliche Büchlein einen recht großen Käuferkreis finden!

Den genaueren Kenner wird am meisten der Vortrag des Ophthalmologen Stilling interessieren, der mit einer Entschiedenheit und Wärme für Goethes Farbenlehre eintritt, wie wir sie bisher nicht gewohnt waren. Am nächsten steht ihm in der ganzen Auffassung noch Steiner. Stilling kann freilich nicht leugnen, daß der physikalische Teil der Farbenlehre von keiner großen Bedeutung ist, findet aber die Fehler mit Rücksicht auf den damaligen Stand der Experimentalphysik sehr entschuldbar. Um so begeisterter preist er den physiologischen und psychologischen Teil. Er sieht das wahrhaft Bedeutende der Goetheschen Ausführungen darin, daß Goethe als Naturforscher ganz auf dem Standpunkte der kritischen Philosophie, der Kantischen Erkenntnistheorie stehe und die Farben in erster Linie als ein subjektiv Gegebenes betrachte, überhaupt als Erster die subjektive Thätigkeit des Auges in Bezug auf die Farben erkannt habe, wenn er auch noch den Fehler begehe, den Begriff der Grundfarbe physikalisch zu nehmen. Goethe könne die Priorität für die neue Lehre von der spezifischen Energie der Sinnesorgane beanspruchen, die gewöhnlich Joh. von Müller und Helmholtz als Verdienst zugeschrieben werde. Für ihre Zeit sehr bedeutsam seien ferner Goethes Untersuchungen über Farbenblindheit. Ebenso hält Stilling die Entdeckung des Antagonismus der Farben für ein Resultat von bleibendem Wert. V. M.

Festgabe für Johannes Conrad. Zur Feier des 25jährigen Bestehens des staatswissenschaftlichen Seminars zu Halle a. S. Herausgegeben von H. Paasche. Jena, Fischer. 9 M.

Aus dem Inhalt: John V., Quetelet bei Goethe.

Besson P., Goethe, sa Soeur et ses Amies. Grenoble. (Extrait des Annales de l'Université de Grenoble T. X Nr. 2.)

Ewart Felicie, Goethes Vater. Eine Studie. Hamburg und Leipzig, Verlag von Leopold Voß 1899. 2 M.

Das Buch macht Opposition gegen die unfreundliche Behandlung, die Goethes Vater bei den Biographen des Dichters zu erfahren pflegt. Mit liebevollem Herzen und feinem Frauenempfinden hat sich die Verfasserin in die Persönlichkeit des kaiserlichen Rats hineingefühlt. Sie bietet nichts eigentlich Neues; aber sie rückt die Thatsachen in eine eigene freundliche Beleuchtung, und dem ernsten Führen des Mannes ist sie gerechter geworden als andre Beurteiler. Sie hat zum Motto das Wort Th. Billroths gewählt: „Man kommt in die Geistes- wie in die Standesaristokratie nur durch Vererbung hinein." Das soll wohl an dieser Stelle heißen, daß Goethe manche Eigenheit, um deren willen wir ihn lieben und hoch stellen, vom Vater ererbt habe. Ein gutes Wort auch für den Biographen des Vaters. Die Methode wechselseitiger Erhellung hier anzuwenden, im Vater den Sohn, im Sohn den Vater zu erkennen, ist gewiß eine reizvolle Aufgabe. Um sie völlig befriedigend zu lösen, kann man kein besseres Leitmotiv wählen als die knappe Charakteristik Goethes gegenüber dem Kanzler Müller:

„Mein Vater war ein tüchtiger Kerl, aber freilich fehlte ihm Gewandtheit und Beweglichkeit des Geistes."

Nicht allenthalben wird man Frau Ewart unbedingt zustimmen. Gewisse ungünstige Charaktereigenschaften J. K. Goethes, die namentlich während seiner letzten kranken Jahre hervortraten, sprangen oberflächlichen Beurteilern in die Augen und wurden bei der Nachzeichnung seines Bildes von plumpen Händen karikierend übertrieben. Die Verfasserin läßt in ihrer Studie die feineren und liebenswürdigeren Züge hervortreten, sucht aber doch ihrerseits allzusehr zu verwischen, wo ein feines Abtönen notthut. Meinem Gefühl nach war es z. B. bei der Schilderung des Verhältnisses zu Cornelien notwendig, nicht nur Corneliens, sondern auch des Vaters Verschulden — ich nehme das Wort für beide nicht im moralischen Sinne — unumwunden anzuerkennen. Die Grenzen der beiderseitigen Persönlichkeiten, die sich ähnlicher waren, als man gemeinhin erkennt, ließen sich scharf umreißen, ohne daß man Vater noch Tochter Unrecht that.

Auch kleine Widersprüche laufen wohl unter. So wird Johann Kaspars Stellungnahme zu der Frankfurter Beamtenaristokratie in jungen Jahren und die Erwerbung des Ratstitels an seinem Ort (S. 9 ff.) im Tone unbedingter Billigung erzählt, während bei späterer Gelegenheit (S. 60) doch im Vorbeigehen zugestanden wird, daß hier „Mangel an Lebensklugheit im Verkehr" mitgespielt hätten: freilich wird der Tadel dabei durch das Lob ausgeglichen, daß der Herr Rat sich dieses Fehlers „wohl bewußt war und alles daran setzte, um ihn bei der Erziehung des Sohnes zu vermeiden." Aber dergleichen pedantische Anmerkungen vergißt man dem anmutenden Buch gegenüber gern, und auch wo die Verfasserin im advokatorischen Eifer für ihren Klienten zu weit geht, kann man nicht umhin anzuerkennen, daß sie mit großem Geschick und feinem Takt plädiert. Victor Michels.

Haarhaus J. R., J. W. von Goethe. (Dichterbiographien. 2. Band. Universalbibliothek. Nr. 3938—3940.) Leipzig, Reklam. 60 Pf.

Hayward A., Goethe (Foreign Classics for English Readers.) New edition. London, Blackwood.

Hederich R., Goethe und die physikalische Geographie. (Münchener geographische Studien, herausgegeben von S. Günther. 5. Stück.) München, Th. Ackermann. 1.20 M.

Kirstein A., War Goethe syphilitisch? Eine Kritik. Sonderabdruck aus Allgem. Med. Central-Zeitung 1898, Nr. 99.

Gegen W. A. Freund, Münchener medicinische Wochenschrift 1898, Nr. 48.

Ricci Francesca, Die Gleichnisse in Goethes Werther, Hermann und Dorothea und Wilhelm Meisters Lehrjahre. Mailand, Rebechini.

Sattel J., Der Freundschaftsbund zwischen Goethe und Schiller. Ein Beitrag zur deutschen Litteraturgeschichte. (Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Neue Folge, herausgegeben von J. M. Raich. 19. Band. 3. Heft.) Frankfurt, Kreuer. 50 Pf.

Serrano González, Goethe. Ensayos criticos. 2. Auflage. Madrid, Luis Carrión Sohn.

Stein C., Die Bedeutung der Pädagogik Goethes für die Gegenwart. Programm. Mannheim.

Düntzer H., Erläuterungen zu den deutschen Klassikern. Leipzig, Wartig. à 1 M.

17. Goethes Tasso. 5. Auflage.

61—63. Goethes lyrische Gedichte. 3. Auflage. 1. Band. Goethe als lyrischer Dichter.

Tappert W., 54 Erlkönig-Kompositionen. Berlin, Liepmannssohn. 1 M.

Hewett W. Th., A Study of Goethe's Printed Text: Hermann and Dorothea, a Paper read before the modern Language Association of America in Philadelphia, December 28, 1897. Baltimore, published by the Association 1899.

Zipper A., Goethes Hermann und Dorothea. Erläuterungen zu Meisterwerken der deutschen Litteratur. 6. Band. (Universalbibliothek Nr. 3918.) Leipzig, Reclam. 20 Pf.

Goethe's Iphigenie auf Tauris with introduction and notes by Ch. A. Eggert. New York. The Macmillan Company.

Tauber G., Über die grundverschiedene dramatische Verwertung des Iphigenienstoffes durch Euripides und Goethe. (Fortsetzung.) Programm. Prag 1897.

Goethe, Faust. Mit Einleitung und fortlaufender Erklärung von K. J. Schröer. 1. Teil. 4. Auflage. Leipzig, Reisland. 4 M.

Holl J., Der Teufel in Goethes Faust. (Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Neue Folge, herausgegeben von J. M. Raich. 18. Band. 12. Heft.) Frankfurt a. M., Kreuer. 50 Pf.

Keuchel G., Goethes Religion und Goethes Faust. Riga, Jonck & Poliewsky. 6 M.

Wohlauer A., Das erste Paralipomenon und der erste Entwurf zu Goethes „Faust". Programm. Breslau 1899.

Wollmann F., Zur Quellenfrage von Gotters „Erbschleichern". Programm. Wien.

Müller-Rastatt. In die Nacht! Ein Dichterleben. (Hölderlin.) Florenz, E. Diederichs. 2.50 M.

Longo J., Laurence Sterne und Johann Georg Jacobi. Wien, Eisenstein & Co. 1 M.

Wittekindt W., Johann Christian Krüger, sein Leben und seine Werke. Ein Beitrag zur deutschen Litteratur- und Theatergeschichte des 18. Jahrhunderts. Berlin, Mayer & Müller. 3 M.

Lavater. Johan Caspar Lavaters rejse til Danmark i sommeren 1793, udgivet paa foranledning af lehnsgreve C. E. Reventlow ved Louis Bobé. Kopenhagen, Lehmann und Stage. 4.40 M.

Im Sommer 1793 unternahm Lavater die bekannte Reise nach Dänemark, um die spiritistischen Experimente eines kleinen sich um den Prinzen von Hessen und den Minister Bernstorff scharenden Kreises von Freunden, die ihn dringend zu persönlicher Aussprache eingeladen hatten, einer Prüfung zu unterziehen. Ausführliche Auszüge aus seinem während dieser Reise geführten Tagebuche enthält das vorliegende Buch, dem eine Reihe auf Lavaters dänischen Aufenthalt bezügliche Briefe als Anhang beigefügt ist. Von dem eigentlichen Zweck der Reise enthält das Tagebuch nichts, sondern nur ausführliche Schilderungen von Personen, Landschaften, Sitten und kleineren Erlebnissen. Von litterarisch interessanten Persönlichkeiten werden Claudius, die Brüder Stolberg, Klopstock erwähnt, dessen letzte Unterredung mit Lavater im Auszug mitgeteilt wird (S. 106). Von dem „viele Stufen durchgegangenen" Goethe erzählte Lavater in Eutin „eine Trost einflößende Anekdote" (S. 91), die aber nicht wiedergegeben wird. Unter der Lavaterlitteratur fehlt Mörikofers Studie, für die dänische Reise war noch auf Schillers Briefe 3, 320 und Steffens, Was ich erlebte 3, 197 zu verweisen. Bobés Einleitung orientiert eingehend über die damaligen Häupter des dänischen Spiritismus, besonders den Prinzen von Hessen. A. L.

Arx O. von, Lavaters Schweizerlieder. Dissertation. Zürich 1897.

Lessing. G. E. Lessings sämtliche Schriften. Herausgegeben von K. Lachmann. 3. Auflage, besorgt durch F. Muncker. 14. Band. Leipzig, Göschen. 4.50 M.

Inhalt: Zur Geschichte und Litteratur. 5. und 6. Beitrag 1781. — Entwürfe und unvollendete Schriften: Glückwünschungsrede 1743. — Abhandlung von den Pantomimen der Alten. — Gedanken über die Herrnhuter 1750. — Das Christentum der Vernunft. — Der Schauspieler. — Über zwei Lustspiele von Otway und Wycherley 1756. — Über das Heldenbuch 1758. — Be-

merkungen über Burkes philosophische Untersuchungen über den Ursprung unserer Begriffe vom Erhabenen und Schönen. — Über den Aesopus. — Über den Phäder. — Sophokles. — Hermäa. Erster Band. Vorrede. — Über die Wirklichkeit der Dinge außer Gott. — Durch Spinoza ist Leibnitz nur auf die Spur der vorherbestimmten Harmonie gekommen. — Über die Elpistiker. — Über die Entstehung der geoffenbarten Religion. — Von der Art und Weise der Fortpflanzung und Ausbreitung der christlichen Religion. — Laokoon. 1—30.

Kont J., Lessing et l'antiquité. Tome second. Paris, Leroux.

Procyk A., Die Korrespondenz Lessings mit Nicolai und Mendelssohn und ihre Bedeutung für Lessing. Programm. Tarnopol.

Schaefer Fr., Georg Christoph Lichtenberg als Psychologe und Menschenkenner. Eine kritische Untersuchung und ein Versuch zur Grundlegung einer „Empirischen Charakterpsychologie". Leipzig, Dieterich. 1 M.

Schiller. Schillers dramatische Entwürfe und Fragmente. Aus dem Nachlaß zusammengestellt von G. Kettner. Ergänzungsband zu Schillers Werken. Stuttgart, Cotta. 2 M.

Geyer P., Schillers ästhetisch-sittliche Weltanschauung, aus seinen philosophischen Schriften gemeinverständlich erklärt. II. Teil. Berlin, Weidmann. 1.60 M.

Gottschall R. von, Friedrich von Schiller. (Dichterbiographien. 1. Band. Universalbibliothek Nr. 3879. 3880.) Leipzig, Reclam. à 20 Pf.

Pick A., Schiller in Erfurt. Halle, Kaemmerer & Co. 1.20 M.

Pietsch O., Schiller als Kritiker. Königsberg, Gräfe & Unzer. 2 M.

Wychgram J., Schiller. 3. Auflage. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 12 M.

Walther Kuno, Die Wallenstein-Trilogie. Zur Centenarfeier der erstmaligen Aufführung von Schillers Piccolomini in Weimar am 30. Januar 1799. Weimar, Böhlau. 40 Pf.

Schönaich Ch. O. Freiherr von, Die ganze Ästhetik in einer Nuß oder neologisches Wörterbuch (1754). Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von A. Köster. (Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, herausgegeben von A. Sauer. Nr. 73—75. Neue Folge. Nr. 23—25.) Leipzig, Göschen, à 60 Pf.

Wieland. Bauer F., Über den Einfluß Laurence Sternes auf Chr. M. Wieland. Programm. Karlsbad.

Simpson M., Eine Vergleichung der Wielandschen Shakespeare-Übersetzung mit dem Originale. Dissertation. München.

Wurth L., Zu Wielands, Eschenburgs und A. W. von Schlegels Übersetzungen des Sommernachtstraumes. Programm. Budweis 1897.

---

19. Jahrhundert.

Schullerus A., Michael Albert. Sein Leben und Dichten. Hermannstadt, W. Krafft. 1 M.

Nachdem vor kurzem C. Römer das Drama in der neueren siebenbürgisch-sächsischen Litteratur zusammenfassend behandelt hat (Mediascher Gymnasialprogramm 1897/98), bietet uns hier Schullerus eine von herzlicher, aber durchaus nicht kritikloser Begeisterung getragene, tief eindringende Studie über den 1893 verstorbenen Dramatiker Michael Albert.

Er schildert Alberts Kindheit und Gymnasialzeit auf dem Hintergrund des ganzen Volkslebens und der öffentlichen Einrichtungen der Siebenbürger Sachsen und erweitert auch späterhin in einzelnen Abschnitten die Monographie zu einem Gesamtbilde des Lebens und Wirkens in dieser einzigartigen deutschen Sprachinsel. Schullerus charakterisiert die zunächst heinesierende, dann naturwärmere Jugend

lyrik Alberts an zahlreichen zum Teil noch ungedruckten Proben und zeigt, wie der Dichter, der nach seinen (in Jena, Berlin und Wien zurückgelegten) Universitätsstudien sein Leben in der Heimat, in der kleinen Stadt Schäßburg als Gymnasiallehrer und Seminarleiter verbracht hatte, sich auch mit seinem ganzen Sinnen und Trachten in die Enge und Tiefe des heimischen Volkslebens versenkt und in seiner dichterischen Wirksamkeit die höchste Begeisterung durch heimische Stoffe empfangen hat. So sei er zwar nur ein specifisch siebenbürgisch-sächsischer, aber eben darum ein echter bodenständiger und eigenartiger Dichter geworden.

Neben den Erzählungen aus der Geschichte und Gegenwart der Sachsen, von denen ältere in leisem Nachklang von Immermanns Oberhof Bilder aus dem heimatlichen Dorfleben entwerfen, jüngere die Einwirkung des modernen Realismus voll erkennen lassen, verlegte Albert das Schwergewicht seiner dichterischen Thätigkeit auf das Gebiet des Dramas. Aber auch hier haben jene zwei Stücke, die die Heimat verherrlichen, den stärksten Erfolg erzielt. „Die Flandrer am Alt“ 1883, ein historisches Schauspiel, das die Einwanderung der Sachsen in Siebenbürgen darstellt und wie Schillers Tell ein ganzes Volk zum Träger der Handlung macht, ist eine echte Dichtung, insofern sie das innerste Wesen und die geschichtliche Bestimmung der Sachsen Nation sub specie aeternitatis zur Erscheinung bringt. „Die Landnahme nicht nur mit der Urkunde des Rechts und mit der rodenden Axt und Hane, sondern mit dem Gemüthe, mit der vollen Volkspersönlichkeit, das ist der Vorwurf der Dichtung.“ Dramatischer ist das Trauerspiel „Harteneck“ 1886, das den „nationalsten Stoff“ der Sachsengeschichte, des Komes Sachs von Harteneck Glück und Ende (1703) schildert und die gewaltige Persönlichkeit des Helden als die Verkörperung der Kulturaufgabe und des tragischen Geschicks der Sachsen ausgestaltet.

Ein eigenes Kapitel widmet Schullerus dem „dramatischen Stil“ Alberts, das eine Fülle feiner Beobachtungen, namentlich über die eigenartige Bildersprache des Dichters darbietet. S. 60 ff. erhalten wir einen interessanten Exkurs über die Entwicklung der siebenbürgisch sächsischen Litteratur vor Albert. — Einen Nachtrag zu der vorliegenden Schrift, eine Albert-Bibliographie, hat Schullerus in dem von ihm geleiteten Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde XXXI, Nr. 10 veröffentlicht. A. H.

Meisner H. und R. Geerds, Arndt E. M., Ein Lebensbild in Briefen. Nach ungedruckten und gedruckten Quellen herausgegeben. Berlin, Reimer. 7 M.

Böttcher K. J., Glaubenslieder. Nachgelassene Dichtungen. Dresden, J. Naumann. 1 M.

Scholz W. von, Annette von Droste-Hülshoff als westfälische Dichterin. Dissertation. München 1897.

Ebers. Ebers G., Das Wanderbuch. Eine dramatische Erzählung aus dem Nachlasse und gesammelte kleine Schriften. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1899. 5 M.

Inhalt: Das Wanderbuch. Eine dramatische Erzählung in 5 Akten. — Wie ich die Frau Liebste gewann. Eine Weihnachtsgeschichte. Aus den Papieren des Leonhard Groland von Nürnberg. — Das ägyptische Märchen von den beiden Brüdern. — Das ägyptische Märchen vom verwunschenen Prinzen. — Mein Grab in Theben. — Wüstengrün.

Gottschall R. von, Georg Ebers. (Aus „Litteraturbilder fin de siècle“.) Mit einem Nekrolog. Leipzig-Reudnitz, Baum. 40 Pf.

Krüger H. A., Der junge Eichendorff. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik. Oppeln, Maske. 3 M.

Lanznaster, P. F. A., Alois Flir. Eine biographisch-litterarische Studie. (Fortsetzung.) Programm. Hall.

P. Besson, Ferdinand Freiligrath. Havre, Imprimerie du Journal „Le Havre“.

Seiler F., Gustav Freytag. (Biographische Volksbücher Nr. 48—55.) Leipzig, Voigtländer. à 25 Pf.

Borcherding G., Der Heidedichter August Freudenthal. Eine litterarische Charakterskizze. Bremen, Rühle & Schlenker. 50 Pf.

Gerhardt D. von (G. von Amyntor), Das Skizzenbuch meines Lebens. 2. Teil. Breslau, Schlesische Buchdruckerei. 4 M.

Gerok. Gerok K., Jugenderinnerungen. 6. Auflage. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 6 M.

Otto A., Bilder aus der neueren Litteratur für die deutsche Lehrerwelt. 2. Heft: Karl Gerok. Minden, Marowsky. 1 M.

Amtsrichter Burkhalter und seine Briefe an Jeremias Gotthelf. Herausgegeben von G. Joß. Bern, Wyß. 2 M.

Gottschall R. von, Aus meiner Jugend. Erinnerungen. Berlin, Paetel. 8 M.

Piper C. A., Beiträge zum Studium Grabbes. (Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte. Herausgegeben von F. Muncker. VIII.) München, Haushalter. 2.40 M.

Grasberger Hans, Sieben Kaiserlegenden. Leipzig, G. H. Meyer. 50 Pf.

Houben H., Studien über die Dramen K. Gutzkows. 1. Hinterlassene Dramenentwürfe. 2. „Ein weißes Blatt". Dissertation. Greifswald.

Neumann Alfred, Aus Friedrich Hebbels Werdezeit. Programm. Zittau 1899.

Südel W., Heines Einfluß auf Scheffels Dichtungen. Dissertation. Leipzig.

Pleitner E., Hinrich Janßen, der butjadinger Bauernpoet. Sein Leben und sein Dichten; mit einer Auswahl seiner Dichtungen. Oldenburg, Schulze. 80 Pf.

Jean Paul. Jean Pauls ausgewählte Werke in 8 Bänden. Mit einer Einleitung von R. Steiner. 8. Band. (Cottasche Bibliothek der Weltlitteratur 299. Band.) Stuttgart, Cotta. 1 M.

Jean Paul, Gedenkbuch. Herausgegeben von der Urenkelin des Verfassers Laura Kallenberg. Illustriert von A. C. Baworowski. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 3 M.

Jahn K., Die Vorgeschichte von Immermanns Merlin. Dissertation. Berlin.

Baechtold J., Gottfried Kellers Leben. Kleine Ausgabe ohne die Briefe und Tagebücher des Dichters. Aus dem Nachlaß des Verfassers. Berlin, Besser. 3 M.

Kerner Justinus, Geschichte des Mädchens von Orlach. Mit einem geschichtlichen Rückblick des Verfassers auf ähnliche Vorkommnisse im Altertum, einschließlich derjenigen in der heiligen Schrift, einem litterargeschichtlichen Anhang von W. German und zwei Bildern. Schwäb. Hall, German.

Kleist. Morris M., Heinrich von Kleists Reise nach Würzburg. Berlin, Skopnik. 1 M.

Inhalt: 1. Heinrich von Kleists Reise nach Würzburg. 2. Das Käthchen von Heilbronn und Gotthilf Heinrich Schubert. 3. Mord aus Liebe (vgl. Euphorion 4, 539).

Müller Guttenbrunn A., Kleists Hermannsschlacht — ein Gedicht auf Österreich. Anläßlich der Aufführungen im Kaiserjubiläums-Stadttheater erläutert und eingerichtet. Wien, Graeser. 80 Pf.

Brandes Fr. H., Heinrich Kruse als Dramatiker. Hannover, Ahlfeld. 1 M.

L. Roustan, Lenau et son temps. Paris, Cerf.

Meßner Joseph, Ausgewählte Werke. 3. Band. (Zwei Brüder. Bilder aus dem Feldzuge in Italien 1848.) Herausgegeben und eingeleitet von Paul Meßner. Prachatitz (Leipzig, J. C. Hinrichs). 3 M.

Heinemann J., Johann Meyer, ein schleswig-holsteinischer Dichter. Festschrift zu seinem 70. Geburtstage. 2 Bände. Hamburg, C. Boysen. 7.50 M.

1. J. Meyers Lebensgeschichte und Charakteristik. — 2. J. Meyer als lyrischer und epischer Dichter.

Voß C., Johann Meyer und seine Bedeutung als deutscher Volksdichter. Festschrift zum 70. Geburtstag des Dichters. Kiel, H. Eckardt. 40 Pf.

Franzos K. E., Konrad Ferdinand Meyer. Vortrag. Berlin, Concordia. 1 M.

Mosen J., Ausgewählte Werke. Herausgegeben und mit einer Lebensgeschichte des Dichters versehen von M. Zschommler. Nebst einem Vorwort von R. Mosen. 1. Band. Leipzig, A. Strauch. 3 M.

Novalis' sämtliche Werke, herausgegeben von C. Meißner, eingeleitet von B. Wille. 3 Bände. Florenz, E. Diederichs. 7.50 M.

Pfau L., Ausgewählte Gedichte. Herausgegeben von E. Ziel. Stuttgart, Cotta. 2.50 M.

Planta Alba von, Nachgelassene Erzählungen. Bern, Wyß. 1.20 M.

Platen. Surra G., Saggio sulle odi di Augusto von Platen. Civitanova Marche., Dom. Natalucci. L. 2.

Stockhausen Hermann, Studien zu Platens Balladen. Dissertation, Berlin 1899.
I. Zur Textkritik. Textkritischer Apparat. Anhang: Koriolan. — II. Zur Datierung. — III. Zur Quellenfrage.
Thesen: III. Hans Sachs hat bei der Bearbeitung von Eulenspiegelgeschichten Paulis „Schimpf und Ernst" nicht mitbenutzt. — V. Platens Gedicht „Die Last der Lieb' und Ruh'" (Werke 1, 389) ist nur eine ursprünglichere Fassung von 1, 30 „Noch im wollustvollen Mai des Lebens". — VI. Für „Prolog am Karolinen-Vorabend" (Werke 1, 160) ist Platens Autorschaft zu bezweifeln.

Reuter. Warncke P., Fritz Reuter. Woans hei lewt un schrewen hett. (Biographische Volksbücher. Nr. 56—63.) Leipzig, Voigtländer. à 25 Pf.

Gaedertz K. Th., Fürst Bismarck und Fritz Reuter. Ein Gedenkblatt. Wismar, Hinstorff. 1 M.

Ringseis Emilie, Nachgelassene Gedichte. Herausgegeben von Bettina Ringseis. Freiburg i. B., Herder. 2.80 M.

Rittershaus Jul., Emil Rittershaus. Nach seinen selbstbiographischen Aufzeichnungen und nach Erinnerungen. Leipzig, E. Keil. 75 Pf.

Schack A. Fr. Graf von, Gesammelte Werke. 3. Auflage. 9. Band. Stuttgart, Cotta. 3 M.
Inhalt: Weltmorgen. — Sirius. — Das Jahr Eintausend.

Schneiderhan J., Christoph von Schmid. Lebensbild eines Schulmannes und Jugendschriftstellers. Stuttgart, Muth. 1 M.

Spielhagen Album, dem Meister des deutschen Romans zu seinem 70. Geburtstage von Freunden und Jüngern gewidmet. Herausgegeben auf Veranlassung der Verlagshandlung vom Festausschuß der Spielhagen-Feier. Leipzig, Staackmann 1899. 6 M.
Erich Schmidt, Über die Wahlverwandtschaften und die Novelle der Mann von fünfzig Jahren. — Schmoller G., Sociale und politische Probleme in der Hand des Dichters und des Gelehrten. — Eckstein E., Zur Kritik der „Problematischen Naturen". — Vollrath K., Socialer Roman und sociale Frage. — Werner R. M., Hebbel als Bearbeiter Spielhagens. Ein Blatt aus Hebbels Nachlaß mit einem Verzeichnis: „Dramatische Stoffe", darunter: „Clara Vere von Spielhagen", und ein Blatt mit Notizen zu dieser Dramatisierung.

Spitta Ph., Lieder aus der Jugendzeit. Leipzig, Naumann. 3 M.

Hoffmann Ferdinand, Julius Sturm. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow. Neue Folge. Heft 306.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei. 80 Pf.

Garnier J. D., Zur Entwicklungsgeschichte der Novellendichtung Ludwig Tiecks. Gießen, Roth. 1.20 M.

Uhland L., Gedichte. Vollständige kritische Ausgabe, auf Grund des handschriftlichen Nachlasses besorgt von Erich Schmidt und Jul. Hartmann. 2 Bände. Stuttgart, Cotta. 14 M.
Weltrich R., Christian Wagner, der Bauer und Dichter zu Warmbrunn. Eine ästhetisch-kritische und sozial-ethische Studie. Stuttgart, Strecker & Moser. 6 M.
Wiederwald K., Franz Widbacher und seine Muse. (Aus: Salzburger Volksblatt). Salzburg, Dieter. 40 Pf.
Hoeck H., Ernst von Wildenbruchs dramatische Entwicklung. II. Programm. Holzminden.

Nachrichten.

Stefan Hock (Wien) bereitet eine größere Arbeit „Zur Geschichte des Vampyr-Motivs in der deutschen Litteratur“ vor.

Von Fritz Fleischers Bild „Mehr Licht“, dessen Original sich im Goethe-Nationalmuseum in Weimar befindet, liegt uns eine Photographie aus dem Verlag der Photographischen Union in München vor (in verschiedenen Größen zu M. 12.—, 3.—, 1.—).

Carl Hebler.

Ein stiller Mann — ist nun ein noch stillerer Mann geworden — sagte J. V. Widmann in den Anfangsworten eines kurzen Nekrologes („Bund“, 7. September 1898), nachdem Professor Carl Hebler in Bern in einem Alter von fast 77 Jahren (Dezember 1821 bis September 1898) soeben gestorben war. Und allerdings war dem Verstorbenen eine große Zurückhaltung eigen. Denn es ist gewiß nicht zufällig, wenn uns der ungenannte und mit Widmanns Nachruf gleichzeitige Verfasser eines kleinen Lebensabrisses (Neue Züricher Zeitung 7. September 1898; Morgenblatt) seines verstorbenen Freundes, die (briefliche) Bemerkung machte, daß in seinen paar Notizen die ganze äußere Biographie des Mannes enthalten wäre. Danach war Carl Hebler zwar Bürger von Bern und Sprößling eines in Bern schon seit ungefähr Ende des 16. Jahrhunderts eingebürgerten Geschlechtes. Auch verbrachte der Mann die größte Zeit seines Lebens in seiner Vaterstadt. Denn bald nach Vollendung seiner Studien finden wir ihn zuerst als Privatdozenten und später und bis einige Jahre vor seinem Tode als Professor der Philosophie an der Universität in Bern. Aber die entscheidende Epoche seiner Jugend und sein ganzer höherer Bildungsgang verliefen in Deutschland. Schon in sehr jugendlichem Alter nämlich kam Hebler in eine württembergische Erziehungsanstalt (Kornthal) und verblieb in Deutschland — Stuttgart, Tübingen und Berlin — bis er seine Studien abgeschlossen hatte. Doch nicht etwa infolge Übersiedlung in seine — wie man nun leicht einsieht — ihn offenbar stets etwas fremd-

artig anmutende schweizerische Heimat und Vaterstadt Bern war unser Philosoph ein stiller Mann. Auch in einer Umgebung, die dem Gelehrten wissenschaftlich und philosophisch mehr geboten hätte, als das sehr unphilosophische Bern und unsere sehr einseitige und nur praktische Schweiz überhaupt, würde Hebler gewiß nach außen hin dieselbe Zurückhaltung und Stille bewahrt haben. Er war eben ein Mann, der sich in der gröberen Außenwelt immer nur wie halb zu Hause fühlte. Jene Schüchternheit, die dem Philosophen eigen war, zeigte, daß er sich gleichsam wie ein Ei ohne Schale fühlte, wenn er über die Straße ging und mit seinen mitmenschlichen stark bepanzerten Krustentieren und Krebsen den Weg teilen mußte. Zu dieser großen Zartheit der innern Konstitution gesellte sich noch weiterhin ein schwaches und nicht ganz glattes Sprachorgan. Und endlich der Umstand, daß Hebler Junggeselle blieb — wenn diese Einsamkeit nicht vielleicht nur die Folge eines vollständig frei gewählten Verhaltens war — beschränkte den Umgang des Philosophen von vornherein auf nur ein paar intimere Freunde. Wir selbst kannten den Philosophen persönlich wenig. Es waren nur wenige Worte, die wir mit ihm wechselten. Doch reichten dieselben schon vollkommen aus, um uns die schlanke hohe Gestalt mit den scharf geschnittenen Zügen und den seelenguten Augen für immer einzuprägen. Langjähriger Tischgenosse unseres Philosophen war sein Kollege Langhans (Professor der Pathologie). Aber so weit unsere — nur zufällige — Erfahrung reicht, sahen wir den Philosophen, wenn er nicht im Speisezimmer saß, immer nur allein.

Aber gewiß war die viele Einsamkeit unserem stillen Denker nichts weniger als lästig. Denn er brachte aus Deutschland eine sehr umfassende und gründliche Bildung mit nach Hause. Ursprünglich — und wohl infolge seiner kirchlichorthodoxen Erziehung in Kornthal — zumal an einer so berühmten theologischen Burg, als welche das damalige (Ende der dreißiger und Anfang der vierziger Jahre) Tübingen glänzte, war es daher fast eine gegebene Sache, daß Hebler zunächst mit der Theologie Bekanntschaft machte. Aber schon von Anfang an interessierten ihn gewiß neben der Theologie ebenso sehr philologische und philosophische Fächer. Denn bald genug und schon während der Studentenzeit trat die Theologie immer mehr in den Hintergrund. Und es war gut, daß — wie wir anzunehmen allen Grund haben — seiner wahren Neigung von außen nichts hindernd in den Weg trat. Denn ein Theologe — darüber konnte Hebler selbst unmöglich lange im Zweifel sein — wäre er — und nicht nur aus äußern, sondern noch viel mehr aus innern Gründen — nie geworden.

Überblicken wir nun seine Hinterlassenschaft, so bemerken wir, obwohl die Schriften des Philosophen sehr verschiedene Gegenstände betreffen und in dieser ihrer Verschiedenheit eine große relative Unab-

hängigkeit voneinander zeigen, doch überall unverkennbar dieselbe festgefügte Individualität. Hebler hatte offenbar niemals die Absicht, eine berühmte litterarische Carriere zu machen. Aber andererseits hat er auch nie etwas veröffentlicht, was nicht das Gepräge eines durch eine selbstlose Hingabe und ein tief und erschöpfend eindringendes Denken selbst erworbenen Besitztums aufweist. Denn obwohl unser Denker in großer Selbstbescheidung sich gern und fast immer einigen von ihm hoch verehrten Führern anvertraute, so war diese Selbstentäußerung doch nie etwas anderes, als nur die reinste Hingebung an die Sache. Eine Autorität, bevor er dieselbe anerkannte und verehrte, mußte sich ihm durch etwas ganz anderes als die Namenberühmtheit und eine traditionelle glänzende Beleuchtung empfehlen. Und wenn Hebler sich selbst zwar einmal einen „Anhänger Herbarts“ nennt, so würde man sich desungeachtet ein ganz falsches Bild von ihm machen, wenn man auf Grund jener Aussage einen Herbartianer aus unserem Philosophen machen möchte. Denn jene gewisse allgemeine Kongenialität, die Hebler zu seiner kurzen Selbstcharakteristik als Anhänger Herbarts etwelchermaßen berechtigte, ist von specifischer Färbung und gläubigem Dogmatismus so weit entfernt, daß er sich — wie ich wenigstens glaube — wohl mit demselben Recht als einen Anhänger von Aristoteles, Leibnitz, Hermann Lotze, vielleicht auch von Kant und sogar mit demselben nicht geringern Recht als einen Anhänger Lessings und — last not least — Shakespeares hätte bezeichnen können. Von der Poesie zwar spricht unser Philosoph, wenigstens dann, wenn er ganz nur als Philosoph und spekulativer Denker erscheint, nur im Zusammenhange der allgemein menschlichen Bildung, zu welcher er, wie er sich ausdrückt, so frei wäre, auch etwas Poesie zu zählen. Dieses „etwas Poesie“ scheint indes doch viel tiefere Wurzeln gefaßt zu haben, als jene so bezeichnete allgemein menschliche Bildung jemals beansprucht hätte. Denn Shakespeare gerade ist von allen großen Autoren und Autoritäten, mit denen sich Hebler wenigstens in schriftstellerischer Weise beschäftigte, wohl diejenige Größe, welche immer aufs neue wieder über dem Horizont des Philosophen erscheint und den größten Bogen an seinem litterarischen Himmel beschreibt. Als Hebler in den fünfziger Jahren seine litterarische Laufbahn eröffnete, war es der Kaufmann von Venedig, welcher ihn als Shakespeareforscher zu erkennen gab. In den sechziger und siebziger Jahren folgten dann weiter (in erster und zweiter Auflage) eine ganze Reihe anderer Shakespeareaufsätze, welche eine Sammlung und ein Ganzes für sich bilden. Und Hamlet vor allen ist es, dem unser Denker seine höchste Teilnahme widmet. Der Philosoph begnügt sich hier nicht nur mit einer Betrachtung der Tragödie als solcher. Sondern, nachdem er in jener Sammlung von Aufsätzen den seltsamen dänischen Prinzen ausführlich und gründlich gewürdigt hatte, nimmt er sich seines Pfleglings auch ganz

besonders dann an, wenn demselben ein Unrecht widerfährt. Und schon 20 Jahre, nachdem er seine Shakespeareaufsätze in zweiter Ausgabe veröffentlicht hatte, kann er nicht umhin, sich in eine ziemlich umfangreiche kritische Auseinandersetzung mit Richard Loening[1]) einzulassen und eine entsprechende größere Hamletuntersuchung zu schreiben. Endlich — eine Mitteilung, welche wir Herrn Bundesrichter Leo Weber in Lausanne verdanken — hat der Philosoph diesen seinen Freund ermächtigt, seinen litterarischen Nachlaß zu veröffentlichen und uns zum guten Schluß nebst der Schilderung eines Besuches bei Schopenhauer abermals mit einem Hamlet — ich meine mit einer kritischen Betrachtung des Kuno Fischer'schen Hamlet[2]) — zu beschenken. Wenn wir daher unsere eigentliche Schilderung mit Shakespeare-Hebler eröffnen, so geschieht dies allerdings nicht ohne Absicht. Äußere Gründe der zeitlichen Aufeinanderfolge der Schriften fallen in unserem Falle nämlich ganz dahin. Denn ebensowohl die Gegensätze und Höhepunkte, als die Dunkelheiten und Widersprüche verschiedener Entwicklungsphasen fehlen bei Hebler — soweit derselbe sich eben offenbart hat, und nur in dieser seiner Geoffenbarkeit kommt er für uns überhaupt in Betracht — ich sage, alle jene Entwicklungsmomente fehlen bei Hebler vollständig. Der Philosoph steht in seiner kleinen stillen Größe rein und fleckenlos vor uns. Aller Sturm und Drang liegt weit hinter ihm und die milden Züge des Denkers lächeln uns aus seinen Schriften ebenso an, wie uns seine Augen anblickten, als er zu uns sprach.

Hebler war in seinem Verhältniß zu Shakespeare[3]) der reine Interpret — nicht Litteraturgelehrter und noch weniger allgemein theoretisierender Ästhetiker. Die Aufgabe, die ihn fesselte, war nichts anderes, als eine verdeutlichende aber getreue Wiedergabe einiger ausgewählter Dramen des Dichters. Und was unsern Freund der Poesie zu diesem Dolmetscheramt in hervorragender Weise geeignet machte, waren sowohl seine ausgezeichnete Unbefangenheit dem Stoffe gegenüber, als jener in gleicher Weise feinfühlige, wie tief dringende Zug, welcher das Kunstwerk vom Gipfel bis zur Wurzel verfolgte und die verbindenden Fäden, welche in der Fabel das fertige Stück keimartig andeuten, aufzeigte. Unser Philosoph, obwohl, wie ich sagen möchte, der Spekulation mit

[1]) Mit Bezug auf Loening veröffentlichte Hebler „Die Hamlettragödie Shakespeares". Euphorion 1 (1894), 237. 491.

[2]) [Dieser nachgelassene Aufsatz Heblers erscheint im nächsten Heft dieser Zeitschrift. A. S.]

[3]) Aufsätze über Shakespeare (2. Ausgabe). Bern 1874. — Die Sammlung enthält folgende Bestandteile: I. Shakespeare in seinen Werken. II. Othello, zuerst in verkürzter Gestalt erschienen im neuen schweizerischen Museum 3 (1863), 78. III. Hamlet. IV. Maß für Maß und Sommernachtstraum. V. Troilus und Cressida, Zum Othello und Macbeth, Die vierzehn Komödien. VI. Hamletfrage (Goethe, Rümelin, Werder). VII. Shakespeare und die Philosophie.

Leib und Seele ergeben, vergaß doch diese Leidenschaft, wenn er sich mit Shakespeare beschäftigte, so sehr, daß er erklärte, ein Dichter als solcher, und gerade je größer er ist, hat gar keine Philosophie. Und eine solche Gesinnung zu der Zeit, als Hebler seine Shakespeareaufsätze schrieb, ist allerdings ein sehr günstiges Zeichen. Nichts war eben gewöhnlicher, als daß die philosophischen Ausleger ihren Shakespeare nur wie ein Nest betrachteten, um ihre Eier einzulegen. Von solchen Kuckucksgewohnheiten war nun Hebler, obwohl er sich mit einer ganzen Reihe einlegerischer Ausleger freilich sehr ausführlich zu schaffen machte, vollständig frei. Aber etwas anders, als das Einlegen ist das Nachdichten. Denn in der Kunst eines die Klarheit erhöhenden Nachdichtens gerade besteht die Aufgabe der ästhetischen Interpretation. Und wir wollen nun zeigen, mit welchem Erfolge und mit welchen Mitteln Hebler an Shakespeare jene Kunst versucht hat.

Othello, Hamlet und der Kaufmann von Venedig[1]) hauptsächlich sind es, welche der Philosoph betrachtet hat, und wir wollen demgemäß auch unsere Schilderung jenen drei Stücken anpassen.

Das tragische und das dichterische Problem in Othello konzentriert sich auf die Frage, wie es möglich nicht nur, sondern wahrscheinlich und psychologisch notwendig wäre, daß der Mohr, diese Felsgestalt, an dessen Schultern sich sein Liebstes wie ein Heiligtum anschmiegt, jemals ins Wanken gebracht und im Sturze seine unschuldige, kindlich reine Gattin zerschmettern könnte. Die Antwort hierauf lautet: Othello, weil ein argloser Held und Soldat, der nur eine ungenügende Menschenkenntnis besitzt, wird von außen und wie durch eine fremde Kraft so grenzenlos getäuscht, daß er nach Art jenes Römers, der seinen eigenen Sohn zum Tod verurteilt, wie ein entfesselter Sturm und Würgengel die herrliche, ihn allein beglückende Blume zu seinen Füßen knickt.

Dieses Ergebnis begründet der Philosoph durch eine sehr eindringende Analyse der Hauptcharaktere und ihres Zusammenwirkens. Othello ist ein Mann, dem von Hause aus alle Eifersucht fremd und der auch niemals, an keinem Punkte der Handlung sich in gemeinem Sinne eifersüchtig zeigt. Denn der Mohr ermordet seine Gattin wohl aus Eifer, aber aus einem heiligen Eifer und infolge desselben Verhaltens, weswegen er als General einen Landesverräter mit dem Tode bestrafen würde. Weiter nun aber war die fremde Kraft zu beschreiben, welche die Lawine in Bewegung setzte. War ein Jago hierzu ausreichend? Othello ist ja von vornherein zu nichts weniger geneigt, als zu einem schlimmen Verdacht gegen seine Gemahlin. Und Jago seinerseits hatte

---

[1]) Shakespeares Kaufmann von Venedig. Ein Versuch über die sogenannte Idee dieser Komödie. Bern 1854. — Zuerst erschienen im Shakespearejahrbuch 6, 130 ff.

es gar nicht auf eine Katastrophe abgesehen. Sondern er verfolgte nur aus gemeiner Rachsucht die Absicht, seinen Herrn mit den Qualen gemeiner Eifersucht zu strafen. Aber der edle großgesinnte General hatte eine schwache Stelle. Er war in gewissen kleinen aber entscheidenden Dingen blind und er war überdies eine elementare Naturgewalt. Von jenem Hochsinn und dieser Naturgewalt seines Generals hatte Jago ursprünglich nicht die mindeste Ahnung. Er sah sich nur im Besitze eines unbedingten Vertrauens seines Herrn und wußte, daß er selbst ein kapitaler Schurke wäre, den der Teufel plagte, jenes Vertrauen, sobald nur Anlaß und Gelegenheit sich einstellten, so oder anders zu mißbrauchen. Und als nun jener günstige Anlaß vorhanden war, da hatte Jago freilich eine schwere Arbeit und er mußte alle seine wohlüberlegten Mittel, seine ganze Keckheit und nicht am wenigsten den Glauben an das Gelingen seines Vorhabens in Bewegung setzen, um schließlich schlagende und handgreifliche Beweise für die Begründetheit seiner Verleumdung zur Verfügung zu haben. Aber in der Hauptsache hatte sich der gute Jago schließlich doch getäuscht. Denn er hatte durchaus nicht, wie er beabsichtigte, seinen General durch Verleumdung und Geberden der Eifersucht chronisch vergiftet. Sondern erst, als es schon zu spät war, sah er endlich ein, daß der Mohr wie ein gesprengter Fels in allen Fugen krachte. Und im ganzen und abgesehen von gewissen Einzelheiten, die uns hier ferne liegen, hat Hebler den Gang der Handlung, den wir unserseits nur auf einen einzigen Hauptpunkt und in gedrängtester Kürze zusammengezogen haben, so geschildert, daß die Analyse und die Tragödie wie zwei gleich gehende Uhrwerke zusammenstimmen. Jene in Othello bis zur Grausamkeit gesteigerte und vom Dichter vermuthlich berechnete Nothwendigkeit des menschlichen Handelns erlebt man allerdings in der Analyse des Philosophen mit erhöhter Deutlichkeit. Und mag es nun mit der berechneten Absicht des Dichters in unserem besonderen Falle sich so oder anders verhalten: Wenn Shakespeare in den Spiegel dieses Othello-Interpreten blicken könnte, dann würde er wohl seine ursprüngliche reine Gesamtanschauung mit folgerichtiger Strenge und bis aufs einzelne und kleinste hinaus in ihre Teilmomente auseinandergefaltet und zergliedert vor sich sehen und erstaunt würde er nun ausrufen: Bist du's oder bin ich's?

Ob sich freilich dieser streng analytische Gang auch sonst, wie es im Othello der Fall war, bewähren möchte: mit dieser etwas zum Zweifel geneigten Frage müssen wir den Uebergang zu unserer kleinen Hamletbetrachtung machen.

Prinz Hamlet — so formuliert der Philosoph die Lösung seines Hamlet-Problems — geht an seinem Auftrag zu Grunde, weil er nicht die geeignete Mischung von Blut und Urteil besaß, als daß er das Gebot des Geistes in zweckmäßiger Weise hätte zur Ausführung

bringen können. Jene Mischung war ein stürmisches Naturell in Verbindung mit einer sorgsam abwägenden Vorsicht und Bedenklichkeit. Und hieraus ergab sich nun eben jener alternierende und sich wechselseitig hemmende Ueberschuß von Gedanken und Affekten, der das Handeln und den entscheidenden Schlag so lange und bis zum Momente des tragischen Untergangs des Prinzen selbst hinauszögerte.

Man sollte indes doch meinen, wenn's weiter nichts wäre, als nur ein solcher Überschuß, dann müßte nach einiger und wohl nicht allzu langer Zeit die nötige Ruhe und Entschlossenheit und mit derselben auch das geeignete Handeln sich von selbst einstellen. Hierzu aber will es bei Hamlet gerade nie kommen. Und doch ist ihm das Handeln aus äußeren Gründen durchaus nicht schwer gemacht. Er ist ja königlicher Prinz; beim Volke hoch angesehen und sehr beliebt. Und die vorzunehmende Handlung selbst, deren vorbereitende Erfolgsbedingungen gleichfalls nichts zu wünschen übrig lassen, erfordert nur einen energischen, beharrlichen Entschluß. Jene fortwährende, mit einem Affektenüberschuß alternierende Stauung und Lähmung, die unserem Drama gerade seinen eigentümlich retardierenden Zug verleiht, ist also wohl schwerlich in jener von Hebler vorgeschlagenen Formel beschlossen. Die Lust zu einer großen That setzt einen ungebrochenen Glauben an die Welt und sich selbst voraus. Aber der Prinz sagt es uns ja selbst, daß er seit einiger Zeit alle Munterkeit eingebüßt hätte. Und daß dieser Verlust seine starken und schon ziemlich tief zurückliegenden Ursachen hatte, beweisen die häufigen, etwas weltmüden, mit dem Selbstmord liebäugelnden Monologe. Und das aus Achtung und Hohn, Liebe und Resignation und einigen wüsten Reden gemischte Benehmen gegen seine Schöne ist auch nicht gerade ein Anzeichen einer schönen innern Harmonie. Aber je geringer seine Thatenlust, um so mehr fühlt sich Hamlet in seinem Element, wenn er der Welt um ihn her den Spiegel vorhält. Hierin ist er Meister und versteht sich darauf so vorzüglich, daß er selbst in eigener Person jene abgekürzte Weltchronik, womit er das Schauspiel vergleicht, darstellt. Welch ein Gegensatz zu Fortinbras! Dieser hätte nicht, wie sein prinzlicher dänischer Kollege, von außen auf die That gestoßen werden müssen. Aber wahr bleibt es dennoch, wie uns ja gerade Fortinbras zu Gemüte führt, höchst königlich hätte sich Hamlet, wäre er hinauf gelangt, auf seinem Tron bewährt. Aber als phantasievoller, sensitiver königlicher Prinz hätte derselbe — und hierin lag sein tragisches Geschick — Hamlet und Fortinbras in einer Person sein müssen, um die aus den Fugen gegangene Zeit wieder einzurichten und die Blutrache wie ein Strafrichter zu vollziehen.

Daß nun aber Hebler sich gerade in jenen einen Akt der zu vollziehenden Rache so sehr vertiefte, daß er darüber, im Verhältnis zum Gang der Handlung, den Charakter Hamlets, den der Dichter gar

sehr nach eigenem Antrieb und von der ihm vorliegenden Sagenfabel ganz abweichend gestaltete, gar nie genügend beachtete: hierin offenbart der Philosoph nur seine große Vorliebe — und welcher Philosoph hätte diese Vorliebe nicht — für eine strenge, einen Stein an den andern fügende und wie er sich wohl vorstellt, allein wissenschaftliche und beweisende Analyse. Nun war freilich Shakespeare, wie gerade in Othello, manchmal auch so ein halber Analytiker und ideeller Experimentator. Und wo, wie in jenem Stück, das Ganze aus gemeißelten Quadern und scharf zugeschnittenen Balken gefügt ist, da darf auch der Ästhetiker in seiner Weise frisch dasselbe analytische Verfahren einschlagen; wenn auch freilich daraus noch lange nicht folgt, daß dies der einzige zum Ziele führende Weg wäre. Aber Hamlet ist nicht mehr Othello! Im dänischen Prinzenstück, obwohl eine bleischwere Atmosphäre auf uns lastet, schlägt doch jener Shakespearesche Sturmwind des bewegtesten Lebens so wirbelverschlungen durch, daß wir wohl besser thun, wenn wir uns weniger in die Räder des dramatischen Triebwerkes vertiefen, als mit dem dahineilenden Sturm wie im Fluge das Ganze samt allen seinen Schönheiten durchmessen.

Hiermit soll gar nicht bestritten werden, daß die Analyse nicht auch in der Ästhetik ihre große Berechtigung hätte. Ist ja auch die künstlerische Einbildungskraft voll der schärfsten Unterscheidungen. Aber freilich sollte die Zergliederungskunst nie in ein besonderes und getrenntes Verfahren ausarten, sondern wie von selbst aus der Gesamtanschauung hervorquellen. Denn auf diese Weise allein, obwohl sich dasselbe in fortwährender Bewegung und in wechselnder Beleuchtung befindet, behalten wir das Ganze beisammen, das uns nun umschwebt und leise berührt wie das Wasser, in das wir badend eingetaucht sind. Und auch unserem Philosophen war diese weniger strenge Art der Betrachtungsweise, wie besonders der Sommernachtstraum beweist, keineswegs fremd. Die Analyse jenes Traumes ist fast selbst wieder ein Traum geworden! Und diese Traumanalyse und analytische Traum ist um so reizender, als der Philosoph ganz wie sonst, in der anspruchslosesten Manier, aber aus einer aus Humor und Ernst ungemein anziehend gemischten Stimmung heraus erzählt, was ihm der Dichter auf Herz und Zunge gelegt hatte. Zwar nicht, daß unser Forscher sich in Titania oder Helena verliebt hätte; so weit kam's nicht. Kollege Puck und die Blume Lieb-im-Müssiggang hatten keine Gewalt über ihn. Aber des Dichters Aug' in schönem Wahnsinn rollend gab ihm die freudige und äußerst wohlthuende Erkenntnis, daß die Rüpel und Philister, wenn dieselben die wissenschaftliche und philosophische Lebensbetrachtung für Träumerei erklären, nur dasselbe thun, was Zettel machte, als er seinen Eselstraum hatte.

Im Kaufmann von Venedig war es zunächst gleichfalls die bunte und doch wie ein gemischter Chor zusammengehörige Gesellschaft,

die den Philosophen reizte. Wie schlagend derselbe alle einzelne Charaktere, sowohl Haupt- als Nebenpersonen, zeichnete und ihnen im Zusammenspiel, wie ein Dirigent, die richtige Stelle anwies, will ich jedoch keineswegs besonders auseinandersetzen. Die Sache ist bekannt genug und spricht für sich selbst. Ich begnüge mich in dieser Beziehung mit der einzigen Bemerkung, daß mir über jenes etwas wunderliche und vom Dichter wohl absichtlich in ein etwas knappes Halbdunkel gehüllte Gemisch von einem Antonio erst in der Darstellung Heblers das nötige Licht aufging. Für unsere Betrachtungsweise von größerem Interesse dagegen ist der Umstand, daß Hebler sich keineswegs mit einer Schilderung der Charaktere und der Handlung begnügte, sondern, wie schon der Titel der betreffenden Schrift andeutet, es gerade besonders auch auf die Idee des Kaufmanns von Venedig abgesehen hatte. Und diese Idee nun, wie wir hören, soll bedeuten: Die Zerstreuung und Auflösung des üblen sowohl als guten Scheins und weiterhin den Triumph der opferbereiten und selbstlosen großen Gesinnung. Sehr wohl. — Aber dies alles haben wir ja gar nicht mehr nötig. Denn im Stücke selbst lebt ja jene sogenannte Idee viel größer und deutlicher fort als in jenem, dem Schauspiel nachhinkenden, allgemeinen Lehrsatz. Weshalb denn das Licht und die Flamme vom Brennmaterial so trennen und absondern, als ob wir in einem chemischen Laboratorium eine Analyse vorzunehmen hätten?

Nun hat es zwar gewiß einen guten und berechtigten Sinn, wenn wir bei Bassanio und vor allem bei Antonio, infolge gewisser Charaktereigenschaften von einem übeln Scheine reden. Und auf Leute vom Schlage der Marocco und Arrago das Prädikat Scheinmensch anzuwenden, ist gleichfalls nur in Ordnung. Aber nun weiter der gute (moralische) Schein bei Shylock und Shylock selbst als Scheinmensch! Shylock, dieses in seiner Art echteste Exemplar ein Scheinmensch! Kein Botaniker würde ein gesundes saftiges Knollengewächs mit einer üppigen, obzwar etwas übel riechenden Blüte für eine Scheinpflanze ausgeben. Und niemand anders, als gerade Hebler selbst schildert uns ein solches Früchtchen in Shylockgestalt, wenn er die Beschreibung Lichtenbergs wiedergiebt, als derselbe Shylock durch Garricks Freund Macklin spielen sah. Ganz ohne guten oder üblen Schein und in seiner wahren und einzigartigen Größe präsentiert sich uns, wie Lichtenberg im Anblick jener Darstellung durch Macklin sagt, sogleich beim ersten Erscheinen auf der Bühne der ernst-komische Held des Stücks. Ein Büschel Haare, wie von einem Galgenlüftchen gehoben, stellt sich gerade aufwärts über seinem schönen Rassenschädel. Und wie spricht er die Worte: three thousand ducats! Diese aufeinanderfolgenden th, d, t und das nachschleifende s kamen (nach Lichtenberg) so heraus, als ob der Sprecher die ganze Welt wie ein köstliches Glas Wein in Gedanken vorwegschlürfte!

Dennoch hat unser Philosoph, und obschon ihm eine solche Beschreibung zur Hand war, gerade seinen Shylock zum Mittelpunkt seiner moralischen Scheinmenschbetrachtung gemacht.

Und hieraus geht nun wohl genügend hervor, daß unser Forscher, obwohl derselbe sehr wohl weiß, daß in ästhetischen Dingen zuletzt eben nichts übrig bleibt, als Berufung auf die eigene empfängliche und nachschaffende Phantasie, dennoch fortwährend die Neigung bekundet, die selbständig vorgehende Analyse zu bevorzugen. Als guter Philosoph meinte eben Hebler, es müßte sich doch auch hier was beweisen lassen. Aber schlagender, als auf dem Wege der Schlußketten und allgemeinbegrifflicher Analysen, sind insbesondere in ästhetischen und überhaupt in psychologischen Dingen noch stets die anschaulichen Schilderungen ausgefallen, die ohne spezifische Beweisaspirationen einfach nur deutlich heraussagen, was zu sagen ist. Und den besten Beweis hiervon liefert Hebler selbst in seiner Lessings Emilia Galotti gewidmeten dramaturgischen Untersuchung.[1])

Um uns die Wahrscheinlichkeit der tragischen Handlung in Emilia Galotti zu beweisen, schlägt der Philosoph ein sehr gründliches, sich an Aristoteles-Lessing und die Hamburgische Dramaturgie anlehnendes Verfahren ein. Aber alles, was er hier vorbringt und insbesondere das in eine mathematische Symbolik gekleidete, den Gang der Handlung analysierende Schema wirkte auf uns nicht entfernt so überzeugend, als die sehr kurze Schilderung der Art, wie Carl Seydelmann als Darsteller Marinellis den Abgang am Schluß des Ganzen, da der Prinz seinem ersten Diener in einer so hochfahrenden und von Marinelli unerwarteten Weise den Abschied giebt, spielte.

Doch müssen wir nun die Künstler-Werkstätten verlassen und unserem Philosophen auf das Feld der Spekulation folgen, das er hauptsächlich in seiner philosophischen Freiheitslehre[2]) angebaut hat.

Da ist es denn, nachdem wir soeben noch bei Shakespeare waren, ein starker Kontrast, der uns gleich beim ersten Anblick das Gebiet der Spekulation als ein graues, trübes, monotones nordisches Land erkennen läßt. Denn unter seiner philosophischen Freiheit versteht unser Denker keineswegs jene, welche das Lied: „die Freiheit, die ich meine“ — verkündigt. Aber ebensowenig verspüren wir auch nur das Geringste mehr von jenem Hauch, der in den Shakespeare-Dramen wie in den Blättern der ungeheuren vor uns aufgeschlagenen Bücher des Schicksals mit Gewalt hin und wider saust. Hebler erklärt uns gleich zu Anfang, daß er zwischen äußerer und innerer Freiheit sehr wesentlich unterscheide; und

[1]) Akademische Festschrift (Lessingiana) zur vierten Jahrhundertfeier der Universität Tübingen. Bern 1877.

[2]) Elemente einer philosophischen Freiheitslehre. Berlin 1887. Selbstanzeige in Vierteljahrschrift für wissenschaftliche Philosophie 11, 506.

wenn jene erstere, äußere Freiheit nur einfach eine solche des Thun-Könnens bedeute, so verstehe er unter der innern oder eigentlichen Willensfreiheit eine solche des Thun-Wollens. Auf diese ebenso subtile als abgründige Unterscheidung des Thun-Könnens und des Thun-Wollens können wir uns nun tiefer und schon aus äußeren Gründen nicht einlassen. Und um so mehr, als wir hierbei jene Unterscheidung zu Gunsten des rein natürlichen Thun-Könnens und weiterhin das anschließende Problem schon als solches und als bloße Fragestellung betrachtet, überhaupt ablehnen müßten. Denn allerdings ist die angedeutete Unterscheidung nur bei gewissen psychologischen und entwicklungsgeschichtlichen Voraussetzungen überhaupt denkbar. So beschränken wir uns denn demgemäß darauf, anzudeuten, welche besondere Gestalt jene allgemeinen Voraussetzungen bei Hebler angenommen haben und in welcher Art derselbe sein Problem der Willensfreiheit löst. Bei seiner Freiheitsfrage lag unserem Philosophen vor allem die Macht und Selbständigkeit des Geistes am Herzen. Und den Weg hierzu bahnten ihm Kant und Hermann Lotze. Daß die gesamte Außenwelt nur der Schleier eines dunkeln Unbekannten und folglich als reines Bewußtseinsphänomen selbst ein Geistiges wäre: zu dieser metaphysischen Lehre bekennt sich unser Philosoph in einer Weise, die bald mehr an Kant, bald mehr an Lotze anklingt. Nun ist freilich jener magische Schleier, als welchen die metaphysische Spekulation die sogenannte Außenwelt erblickt, vor wie nach dieselbe harte und drückende Schale. Da jedoch der Philosoph in seinem eigenen Innern das wahre, höhere, mächtige und stärkere Sein entdeckt, so ist hiermit auch die entsprechende Freiheit gerettet. Denn der Wille, als Ausfluß jener höheren Macht, entscheidet nun doch von sich aus jede einzelne Handlung; gleichviel wie dieselbe durch individuelle Motive oder Einflüsse der Umgebung vorbereitet sein möchte. Aus dieser höheren, methaphysischen Freiheit des Willens folgert deshalb der Philosoph keineswegs einen indeterminierten und von jeder gesetzlichen Abhängigkeit losgelösten Willen. Vielmehr kommt es unserem Denker gerade darauf an, die natürliche Notwendigkeit alles Geschehens auch auf den freien Willen des Menschen zu übertragen. Hierdurch erst wird das Wollen und Handeln eine sowohl im allgemeinen psychologischen, als insbesondere im pädagogischen, im historischen und moralischen Sinne überhaupt faßbare Größe. Denn die wahre Freiheit bedeutet nicht einen blinden, dämonischen Zufall; sondern allein die stärkere und letzlich entscheidende Macht innerhalb eines festen und geregelten Zusammenhangs. Diese, wie Hebler dieselbe nennt, determinierte Willensfreiheit setzt nun der Philosoph sowohl dem Indeterminismus als Fatalismus gegenüber und diskutiert in Form einer einläßlichen Kritik die betreffenden Ansichten bei Kant, Schopenhauer, Hermann Lotze, du Bois-Reymond und noch bei einigen französischen und belgischen Mathematikern und Physikern, welche beweisen wollten,

daß die indeterminierte Freiheit und das Gesetz der Erhaltung der Energie sehr wohl zusammenbestehen könnten.

Ueber diesen metaphysisch-moralischen Weltbegriff ging Hebler in seinem Denken nicht wesentlich hinaus. Aber wenn er auch der Meinung war, daß, wie er sich ausdrückte, eine absolute Philosophie nicht möglich wäre, so hielt er nur um so energischer an der allgemeinen absoluten Aufgabe der Philosophie, deren Lösung wir uns, obwohl ihre Probleme in unendliche Ferne weisen, doch immer mehr anzunähern hätten, fest. Und dies ist denn auch ein Anliegen und ein Ideal, das ihn um so tiefer erregt, je mehr er dasselbe gegen mannigfache Anfechtungen zu verteidigen sich genötigt sieht. Mit einer gewissen verhaltenen, aber wie eine heiße Glut fortglimmenden Indignation hat er jener Stimmung einen besonderen und wiederholten Ausdruck gegeben. Zuerst in einer Festschrift[1] zu Ehren eines großen Idealisten (J. G. Fichte); und dann später in einer faßlichen aber sehr scharfsinnigen und durchdachten allgemeinen Untersuchung über Begriff und Aufgabe der Philosophie.[2])

In beiden Schriften wendet er sich nicht nur gegen die gemeinen und die Hauptmasse der Menschheit ausmachenden sogenannten Praktiker, welche bekanntlich nicht bloß für die philosophische Spekulation, sondern für alles Weitere, was über die materiellen Interessen hinausgeht, nicht zu haben sind. Sondern die Auseinandersetzung umfaßt ebenso sehr die Spezialwissenschaften und die allgemeine Bildung in ihrer Stellung zur Philosophie. Und besonders die spätere Schrift bespricht in diesem Zusammenhange das gute Recht der allgemeinen Wissenschaft und ihrer höheren Interessen den fachlichen Sonderbestrebungen und kleinlichen Abschließungstendenzen gegenüber. Von diesem ethisch-praktischen und umfassenden Geiste sind nicht nur die Freiheitslehre, sondern auch schon die philosophischen Aufsätze[3]) durchdrungen.

Schon die Betrachtung über Copernicus und die moderne Weltanschauung enthält im Keime sehr deutlich denselben moralischen Weltbegriff, den die Freiheitslehre in besonderer Zuspitzung und Formulierung bietet und setzt sich die Aufgabe zu zeigen, wie gerade die immer schärfer eingesehene Abhängigkeit und Relativität unserer kleinen irdischen

[1]) Zum hundertsten Geburtstag Fichtes. Bern 1862. Abgedruckt aus dem schweizerischen Museum.

[2]) Die Philosophie gegenüber dem Leben und den Einzelwissenschaften (Virchow-Holtzendorff). Berlin (2. Auflage) 1874.

[3]) Philosophische Aufsätze. Leipzig 1869. Die Sammlung umfaßt folgende Stücke: I. Die Lehre des Copernicus und die moderne Weltanschauung. II. Über den Utilitarianismus. III. Feindesliebe und platonische Republik. IV. Lessingiana (Der Palast im Feuer; Zur Unsterblichkeitslehre; Lessing und Neumann). V. Kantiana (Kant und Copernicus; Zur Erkenntnislehre). VI. Jeanne d'Arc bei Shakespeare, Voltaire und Schiller.

Existenz an uns nur um so mehr die Aufforderung richte, unsere wahre und höhere, durch selbstlose theoretische oder praktische Arbeit zu bethätigende moralische Freiheit zu beweisen.

Im zweiten Teil der Freiheitslehre eröffnet uns Hebler, obzwar nur in sehr zusammengezogener Kürze, seine politischen Ansichten und seine Stellung zur vaterländischen Staats- und Rechtsordnung. Endlich die Abhandlungen über den Utilitarianismus, und Feindesliebe und Platonische Republik bezeugen uns den mehr konziliatorischen und mitschaffenden als den streng systematischen und nur nach einer Richtung schauenden Geist unsers Denkers. Beide, sowohl die utilitarische als die platonische Betrachtung sind Vermittlungs- und Versöhnungsversuche. Die letztere deutet auf die Einheit zwischen Christentum und Platonismus in der höheren Gerechtigkeit; die erstere erstrebt eine einheitliche Zusammengehörigkeit zwischen dem streng formalistischen Kantischen Moralbegriff und der scheinbar hiermit unverträglichen J. Stuart Millschen Common-Sense-Moral. Obwohl nun aber Hebler in der angedeuteten Weise auswählend und weniger streng lehrhaft als anregend und diskutierend verfährt, so ist derselbe dennoch und vielleicht gerade deshalb ein sehr scharfer Kopf. Alle seine Schriften sind von derselben formellen Feinheit und zeugen von einer ungemeinen Sorgfalt und Gleichmäßigkeit der Durcharbeitung. Denn Heblers Geist, nicht nur seine Schulbildung, war sehr umfassend; und derselbe vereinigte neben gründlichen und vielseitigen gelehrten Sprachfertigkeiten und reichen litterarischen Besitztümern noch überdies beträchtlich tief reichende, vor allem mathematische und naturwissenschaftliche Interessen und entsprechende positive Kenntnisse in sich. Nur diese allgemeine analytische Scharfsinnigkeit, eine große Umfassendheit und die auf strenge und reinliche Sonderung des Verschiedenartigen dringende Geistesart waren es im Grunde, weshalb Hebler sich selbst mit einigem Recht für einen Anhänger Herbarts halten konnte.

In besonderer und konkreter Gestalt dagegen zeigt sich an unserem Philosophen der Herbartianer in keiner Weise. Er hat Herbart oder Herbartische Doktrinen nie zu einem besondern Gegenstande der Betrachtung gemacht; und niemand, wenn dies nicht Hebler selbst gesagt hätte, könnte denselben auf Grund seiner Schriften mit Grund zu einem Anhänger Herbarts machen. Aber freilich mußte infolge jener allgemeinen übereinstimmenden Grundzüge und wohl auch durch direkte Beeinflussung von Seite Herbarts unserem Philosophen eine viel tiefere als nur eine schulmäßige und deshalb gerade eine sehr deutliche und wie durch Blutsverwandtschaft entsprungene Zusammengehörigkeit mit Herbart fühlbar sein. Diese Zusammengehörigkeit noch besonders zu dokumentieren, mußte Hebler deswegen um so ferner liegen, je mehr es ihn drängte, seine selbständige und eigentümliche Kraft zu bethätigen und je weniger er andererseits geneigt war, an ein letztes und abschließendes philo-

sophisches Wort und Ja und Amen zu glauben. So kam es, daß Hebler sich auch besonders gern an philosophiegeschichtlichen[1]) und exegetisch-philosophischen Problemen,[2]) wenn letztere auf große Philosophen Bezug hatten, beteiligte.

Und auch hierzu, wie alle die genannten betreffenden Arbeiten beweisen, eignete sich Hebler sowohl durch seine strenge Schulung, als seine durch kein Dogma getrübte, unbefangene, den Gegenstand sachlich, scharf und schlagend erfassende Auffassungs- und Darstellungsfähigkeit.

Aber die größte Anziehung und vielleicht eine größere als diejenige der großen Philosophen beanspruchte, übte auf Hebler ein anderer großer Geistesverwandter, nämlich Lessing.

Jene so hingebungsvolle Abspiegelung der spekulativ-religiösen Ansichten seines Vorbildes, wie dieselben in Heblers Lessingstudien[3]) vorliegen, setzte eine ganz besondere intime Zusammengehörigkeit, derjenigen analog, wie sie zwischen einem Planeten und dem Mutterkörper besteht, voraus.

Jene stillen, obwohl sehr tief wurzelnden Träume, welche den Großmeister der Kritik und Polemik begleiteten, zeigen uns den Mann eben doch nicht von seiner glänzenden Seite. Dieselben waren ja doch nur die Trostwolke, die den kampfesmüden, tief gebeugten Helden in beseligende Lethe tauchte. Aber mit welcher Pietät zeigt uns Hebler alle Phasen und Stadien jener Dämmer- und Dämpfungswolke! Da sehen wir Lessing zuerst als jungen Menschen, wie er sich in dogmatische Konstruktionen der Dreieinigkeitslehre versenkt. Darauf folgt, als ob er sich mit einem kühnen Sprung aus jenen Abgründen heraus retten wollte, die aufklärerische, abgeblaßte Deisten- und Vernunftreligion. Doch wie die Folge zeigte, war dies nur eine momentane starke Ausbiegung. Die abermalige neue Wendung neigte nun wieder mehr zur mystischen Seite des Christentums und ein gewisser dämmerhafter Seelenwanderungs- und Läuterungsglaube fand in Lessing wohl gleichfalls schon in seiner früheren Periode einen starken Wiederhall und verließ denselben bis an sein Ende

[1]) Kantiana (Philosophische Aufsäze 5, 105) und ferner: Spinozas Lehre vom Verhältnis der Substanz zu ihren Bestimmtheiten. Bern 1850.

[2]) Über eine Stelle des Aristoteles (Schweizerisches Museum 3 [1863], 111); Zwei platonische Stellen (Archiv für Geschichte der Philosophie 3 [1890], 233—239); Zu Platons Timaeus S. 33 B. f. (ebenda S. 532—540).

[3]) Lessingstudien. Bern 1862. Dieselben umfassen: I. Die Erziehung des Menschengeschlechts und Nathan der Weise (findet sich auch in den Monatsheften des wissenschaftlichen Vereins in Zürich 1859, Heft 8 und 9). II. Die Bruchstücke: Gedanken über die Herrenhuter; Das Christentum der Vernunft; Ueber die Entstehung der geoffenbarten Religion. III. Der Geistesgang Lessings als Religionsforschers. IV. Lessings Stellung zum Christentum. V. Lessings Philosophie. VI. Lessing und Jerusalem, oder Lessings Gedanken über Willensfreiheit. VII. Lessings Gedanken über Nationalität und Staat.

nicht mehr. Der Nathan freilich gleicht wieder mehr einer morgen- und taufrischen Bergpredigt. Aber Lessings entscheidendes religiöses Testament: die Erziehung des Menschengeschlechts vereinigt wie ein heiliger Strom die Elemente der Nathanstimmung mit einer in weite, unendlich weite entwicklungsgeschichtliche Ferne gerückten Erlösungsvision. Alle diese Weihrauchkörner, welche Lessing in seine stürmischen und reinigenden Feuerbrände streute, so daß ihn eine aufsteigende Dunstsäule wie ein Friedenshauch mitten im Schlachtengetümmel anduftete, hat Hebler getreulich, wie ein Reliquienverehrer gesammelt und zum Rosenkranz eines frommen Freigeistes geflochten. Ein so pietätvolles Denkmal und Allerseelenblumengewinde ist nur auf Grund einer jener Herzensfreundschaften denkbar, die über alle zeitliche Schranken hinweg, und dann vielleicht gerade nur um so reiner und inniger Menschen aneinanderfesseln. Und allerdings mußten die litterarischen und philosophischen Neigungen Lessings, seine theologischen Kämpfe, die scharfe Dialektik, die Sprach- und Altertumskunde und vor allem seine eigenste Eigenheit: gemeinsam bald mit einem Freund und noch öfter mit einem Gegner eine Sache aufzunehmen, dieselbe nach allen Seiten durchzudiskutiren — aber nun zum Schluß nicht etwa die Hände in den Schoß zu legen — sondern immer wieder etwas Neuartiges zu ergreifen und nicht sowohl abzuschließen, als vielmehr nur immer Wege zu bahnen und Aussichten zu eröffnen: diese Züge und ein Geist, der dieselben in jeder Bewegung und in dem kleinsten Fechterstreich so bezaubernd an den Tag legte, mußten in Hebler wie eine gleichtönende Saite anklingen. Und gerade der viel stärkere Lessing, dieser litterarische Luther, mit der wallenden Kampfeslust in den Adern, der mitten in den Posaunenstößen und dem Orgelbrausen auch Schelle und Trommel erklingen ließ: gerade dieser starke Mann hätte dem gedämpften aber geklärten Echo und Aeolsharfennachklang seines Freunds und Verehrers am liebsten gelauscht. In eine wie helle Freude hätte den großen Geistesahnen Heblers anmutiger Dialog: Lessing und Neumann — letzterer ein Repräsentant der zu Lessings wie zu unserer Zeit noch immer im selben Sinne neumodischen Theologie — versetzt! Man möchte nur wünschen, unser Philosoph hätte an jenem ebenso vertraulich freundschaftlichen als durch die Kämpfe mit Goeze mächtig erregten Verkehr zwischen Lessing und Elise Reimarus als dritter im Bunde teil nehmen können. Einen bessern Vermittler zwischen dem Herausgeber der Reimarusfragmente und Elise Reimarus, als unsern Philosophen, hätte man sich nicht denken können. Elise, dies wahre Ebenbild ihres Vaters und anfänglich noch ungenannten und unbekannten Fragmentisten, war der Meinung, Lessing wolle nur deshalb mit den Reimaruspapieren nicht ans volle Licht, weil er es darauf abgesehen habe, das Publikum hinters Licht zu führen und deshalb sich darauf beschränke, statt die Wahrheit zu sagen, nur ein Fangnetz auszuwerfen. Dies war jedoch grundfalsch.

Und Hebler wäre ganz der Mann dazu gewesen, die schöne Freundin von ihrem Wahn zu befreien und ihr klar zu machen, daß ein Mann wie Lessing, und wenn der Schein noch so sehr gegen ihn spricht, keine gemeine Täuschung übt, sondern nur die etwas gröbere Reimaruskost mit einem Zusatz besänftigenden und zugleich kräftigenden Öles verbessern wollte. Hinwiederum und in Gegenfreundschaft hätte wohl auch die klar sehende Elise unserem Philosophen die Meinung ausgeredet, wenn er etwa, wie er in den Lessingstudien thatsächlich gethan hat, geäußert hätte: wie schade es doch wäre, daß Lessing als Zeitgenosse von Kant, so sorglos und fast ohne Notiz von jenem großen Philosophen zu nehmen, an demselben vorübergegangen sei. Aber Lessing hatte ja seine für ihn bestimmte Aufgabe, als Kant Epoche machte, schon hinter sich. Und andernfalls ihn mitten aus der Bahn reißen, wäre sehr grausam gewesen. Lessing wäre ja aber als selbstleuchtender Stern freilich stark genug gewesen und hätte sich zu keiner Zeit in eine ihm ewig fremde Sphäre ablenken lassen. Doch wir befinden uns ja im Reiche der Geister! Und hier zieht sich an aus weitester Ferne alles, was zusammengehört. Lessing und sein Herzensfreund sind nun beisammen; und auch Shakespeare tritt zu ihnen heran und möchte seinen Anteil haben, den ihm Lessing in Frieden gewährt. Denn Hebler ist der gute Mond, dessen mildes verklärendes Licht man allein oder zu zweien gleich schön genießt. —

Zürich. Rudolf Willy.

Gesellschaft für deutsche Litteratur in Berlin.

Maiversammlung: Herr Reinhold Steig trug aus einer Darstellung, die er über die geistigen und politischen Bestrebungen Heinrichs von Kleist und seiner Freunde in Berlin zu veröffentlichen gedenkt, denjenigen Abschnitt vor, der die politischen Kämpfe der Berliner Abendblätter behandelt.

Juniversammlung: Nachdem zuerst Herr Kraeger aus Zürich als Gast an mannigfachen Beispielen die Wandlungen der Gedichte Conrad Ferdinand Meyers aufgewiesen hatte, setzte Herr Reinhold Steig den in der vorigen Versammlung der vorgerückten Stunde wegen abgebrochenen Vortrag über Kleists Berliner Abendblätter fort.

Erwiderung.

In seiner Rezension meines Buches „H. Heine als Dichter und Mensch“ (Berlin, Mitscher und Röstell 1895) macht mir Herr R. Fürst (Prag) den Vorwurf, ich hätte bei Besprechung von Heines Napoleonkultus „auf die Stimmung in vielen Kreisen Deutschlands“ nicht hingewiesen.

Diese Behauptung entspricht nicht der Wahrheit. An der Stelle, wo in meiner Schrift von Heines Schwärmerei für Napoleon die Rede ist (S. 119), sage ich ausdrücklich: Wir dürfen nicht vergessen, daß bis zur Schlacht bei Leipzig die

große Masse (!) der westdeutschen Bevölkerung auf Napoleons Seite stand, das heißt: ich sage genau das, was nicht gesagt zu haben R. Fürst mir zu schwerem Vorwurf macht (ja ich gebe mehr zu!).

Ebensowenig entspricht Fürsts Behauptung der Wahrheit, daß ich jeder Kundgebung Heines „genau dasselbe Gewicht beilege". Das beweisen Stellen wie S. 61, Z. 13 ff., wo ich solche „augenblickliche und sicherlich nicht unmotivierte Zornesausbrüche Heines entschuldige, ihnen „durchaus keine größere Bedeutung" beigelegt sehen will, oder S. 87, Z. 7 ff. von unten oder S. 35, Z. 4 ff.

Und ein Kritiker, der so verfährt wie Herr Fürst, erlaubt sich gegen andere die schwere Anschuldigung „absichtlichen Mißverstehns" zu erheben! — —

M. Rietzki.

Nachträge und Berichtigungen.

Amor und Tod. Zu den zahlreichen, bereits früher (Euphorion 3, 354. 4, 333. 5, 726) angeführten Bearbeitungen dieses Motives kann ich noch eine weitere namhaft machen. Auch der Wiener Franz Johann Joseph von Reilly (Goedekes Grundriß 6², 554 f.) hat es in seinem „Noradin oder Feen-, Helden-, Ritter- und Romanenspiegel", Wien 1813 benutzt.[1] Die Vorrede ist datiert: Wien, September 1812; das Gedicht soll aber nach der Versicherung des Autors, der sich nicht nennt und bloß als Herausgeber gelten will, schon fünfzehn Jahre früher zum letzten Male durchgesehen worden sein. So rückt es seinem Vorbilde, der travestierten Äneide Blumauers, auch zeitlich näher. Der Titelzusatz „als erster Versuch eines litterarischen Surrogates" deutet auf den humoristischen Zweck hin: in nuce soll für solche Leser, die nicht viel Zeit haben, der Inhalt aller Heldenbücher und Ritterromane zusammengefaßt werden. Dies geschieht durch die Wahl einer typischen Liebesgeschichte und ausschließlich wohlbekannter Namen. Der Held ist Noradin, Bojardels Sohn, und die Verwicklung wird eben durch Amor und Tod herbeigeführt. Noradin muß in den Krieg und setzt den achtzigjährigen Lancelot, den „nicht leicht mehr etwas brannte", zum Hüter seiner Geliebten Melusine ein. Aber siehe da, der Greis entführt die Schöne, durch den Pfeil eines Gottes bis über die Ohren in sie verliebt gemacht. Vergebens setzt Noradin dem Pärchen nach, er findet vielmehr durch einen Pfeil Cupidos seinen Tod. Diese Verwechslung hat folgende Vorgeschichte:

Auf eines Engelländers Grab,
Der's nicht verschmerzen wollte,
Daß eine, die den Korb ihm gab,
Ihn so verkennen sollte,
Und der, ihr seinen wahren Werth
Zu zeigen, sich am eig'nen Schwert'
Vor ihrer Thüre pfählte

Da hatte Amor mit dem Tod'
Jüngst Bruderschaft getrunken,
Und war samt ihm, vom Weine roth,
In tiefen Schlaf gesunken;
Seit alten Zeiten aber führt
Der Tod, wie Euch bekannt seyn wird,
So wie Cupido, Pfeile.

[1] Bei Goedeke doppelt fehlerhaft citiert: als „Koradin" durch Druckfehler und mit dem Erscheinungsjahr 1814 nach Wurzbach 25, 198.

Die Pfeile nun verwechselten
Sie hier, als sie erwachten,
Und merkten's nicht und waffneten
Sich, ohne d'rauf zu achten.
Von dieser Stund' an schoß Herr Hein
Mit nichts als Liebespfeilen drein,
Mit Todespfeilen Amor.

Die beiden Potentaten sehen indes bald ihren Irrtum ein und treten in Unterhandlungen wegen des Rücktausches ihrer Waffen. Zugleich machen sie aus, daß jeder Getödtete zum Leben wiedererweckt, jeder Verliebte sterben solle. So wird schließlich alles wieder ins rechte Geleise gebracht. E. Horner.

Zu Euphorion, 4. Ergänzungsheft S. 166 ff., zu meinem Exkurs über die Venedigersagen, trage ich nach, daß L. Tobler „Kleine Schriften zur Volks- und Sprachkunde", Frauenfeld 1897 S. 127—131 über die schweizerischen Venedigersagen handelt und auch die vielen Übereinstimmungen zwischen Venedigern und Zwergen feststellt. In Anbetracht der hinwiederum vorhandenen Unterschiede scheinen ihm die Venediger „eine vergröberte, mehr ins Menschliche gezogene Gestalt der Zwerge" zu sein. Was ihren Namen betrifft, so erinnert Tobler an das alte Volk der Veneter, das schon in vorhistorischer Zeit den Bernsteinhandel über die Alpen besorgt hat. In veränderter Form habe sich dann der Name lebendig erhalten infolge der im Mittelalter herrschenden lebhaften Beziehungen zwischen den Alpenbewohnern und der mächtigen Stadt Venedig. Adolf Hauffen.

Oben S. 382, Z. 2 lies: „Penthesilea".

In der Handschrift abgeschlossen am 5. April, im Satz am 12 August 1899.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien

Zu dem Hamlet Kuno Fischers.[1])

Aus dem litterarischen Nachlasse

von

Carl Hebler.

Als die zwei am meisten Aufsehen erregenden deutschen Schriften der letzten Jahrzehnte über Shakespeares Hamlet sind bis zu der hier zu besprechenden wohl diese zu bezeichnen: Vorlesungen über Shakespeares Hamlet, von Karl Werder (Berlin 1875), und: Die Hamlet-Tragödie Shakespeares, von Richard Loening (Stuttgart 1893). Die erstere Schrift hat, trotz der unleugbaren Wirkung ihrer urteilbetäubenden Rhetorik auf gewisse Ohren, sehr bald die ihr gebührende Erwiderung gefunden (vgl. Loening a. a. O., S. 109 ff.). Dennoch wird soeben wieder in derselben Zeitschrift, worin der Geist Werders seine ersten Enthüllungen gemacht hat, verkündet: „Was von deutscher Seite in unserem Jahrhundert bis zu den Vorlesungen Karl Werders über den Hamlet geschrieben worden, das gleicht, immerhin abgesehen von Goethes tiefsinniger Verflechtung Hamlets in seinen Bildungsroman, dem Tanz, den eine Horde von Barbaren um ein edles Kunstwerk aufführt, das der Horde nicht verständlich ist.“ Der Vortänzer der Horde ist vermutlich August Wilhelm Schlegel! Und nun gar Goethe ein Vorläufer Werders! Übrigens ist der sich mit dem Hamlet beschäftigende Band von Wilhelm Meisters Lehrjahren schon im vorigen Jahrhundert erschienen, und der Columbus der nach Werder benannten Entdeckung ist L. Klein, der sie schon 1846 in Berlin veröffentlicht hat, also zu einer Zeit, wo jene barbarische Hamlet-Finsternis über den deutschen Landen noch fast eine totale war. — Die Schrift Loenings

---

[1]) Druckfertig seit Herbst 1896.

dagegen hat sowohl durch ihren kritisch-geschichtlichen Überblick der deutschen Hamlet-Kritik als durch ihre gründliche Erörterung der vielen Hamlet-Fragen auch für den nicht mit allen Ergebnissen Einverstandenen bleibenden Wert. — Kein geringerer Erfolg ist schon jetzt (1896) auch dem Buche: Shakespeares Hamlet, von Kuno Fischer (Heidelberg 1896), gesichert. Wie bei der Beurtheilung des Loeningschen Werkes (Euphorion 1, 1894), ist es mir auch hier nicht sowohl um eine Gegenschrift zu thun, als vielmehr um Verständigung über die wichtigeren zwischen dem Verfasser und mir neben vielfacher Übereinstimmung noch übrigen Differenzen. Freilich bleibe ich mir bewußt, daß auf unserem Gebiete nur innerhalb gewisser Grenzen eigentliche Beweisführung möglich ist, nämlich nur soweit nach den allgemein giltigen Auslegungsregeln entschieden werden kann, nicht aber so weit es sich um den Gefühlseindruck handelt, der natürlich bei den verschiedenen Beurteilern eines so vielseitigen Werkes, wie das in Rede stehende, nicht gleich sein kann.

1.

„Das eigentliche Hamlet-Problem, dem die übrigen untergeordnet sind, ist", sagt Fischer, „von jeher in die Frage gelegt worden: Warum handelt er nicht? Warum erfüllt er nicht das Gebot des Geistes, da er sich doch selbst so oft dazu anfeuert? Die Antwort giebt uns Hamlet selbst, wenn wir auf seine Grundstimmung und seine Selbstgespräche achten. Wer so, wie er, die Lockungen der Welt hinter sich hat, der hat die Rache nicht mehr vor sich." Vorher ist gesagt: „Während die Rachelust mit allem Ungestüm in Hamlet auflodert, ist seine Lebenslust schon zu Boden geschlagen und wird durch die Offenbarungen des Geistes noch tiefer herabgedrückt, als sie es vorher schon war. Rachelust ist Thatenlust, die als solche in der Lebenslust wurzelt, und eben diese ist in der Seele Hamlets abgestorben oder im Sterben. Dieselben Motive, welche die Rachelust entzünden, löschen die Lebenslust aus." Dieser Rächer „hat, als er sein furchtbares Amt empfängt und auf sich nimmt, schon den Glauben an die Welt und die Lust am Dasein, worin die Antriebe zur Rache wurzeln, von Grund aus verloren. Um in diesem Gemüth die Rachegeister zu entflammen, muß ein Geist von jenseits kommen und ihm zurufen: ‚Ich bin Deines Vaters Geist, räche seinen schnöden, unerhörten Mord!'" (Ich habe hier zunächst die kürzere Darstellung in Fischers Artikel über Loening, „Münchener Allgemeine Zeitung", Beilage, 27. Februar ff., 1894, benutzt; meine weiteren Ausführungen beziehen sich alle auf die neue Schrift).

Fürs Erste könnte es scheinen, daß sich unser Kritiker überhaupt keine Mühe mit der Erklärung von Hamlets „Nichthandeln" zu geben brauche, da er dessen Thatlosigkeit zu den „Gemeinplätzen der landläufigen Hamletkritik" rechnet und sagt: „Ich muß verneinen, daß Hamlet thatlos erscheint" (S. 179). Wir sehen ja wirklich den Prinzen die Sache, die er nicht mehr vor sich haben soll, schließlich doch hinter sich bringen. Berechtigter lautet die Frage, warum er nicht „schnell und energisch" handle (S. 24). Aber auch diese Fehler, die „Saumseligkeit" (S. 268) und der „Mangel an Thatkraft" (S. 24. 321), werden von Fischer bestritten; nur „Mangel an Thatenlust" wird zugestanden, „der aus dem Mangel an Lebenslust hervorgeht, aus einer welt- und lebensfeindlichen Stimmung". Und selbst diese Stimmung soll nur das sein, „was in unserem Hamlet dem Rachegelübde und der Rachelust widerstrebt, keineswegs dieselben entkräftet, vielmehr ihren Gegendrang um so stürmischer hervorruft" (S. 292). Muß sie ihn aber nicht in demselben Maße auch zur Befriedigung der Rachelust drängen? Seine Lebensunlust ist dem Rachevorhaben ja eher förderlich, als hinderlich, indem an ihr derselbe Mensch die Hauptschuld trägt, an dem die Rache geübt werden soll; der „Verlust aller Munterkeit" (II, 2) ist auch bestens dazu geeignet, die Vernachlässigung der Rachepflicht über minder würdigen Dingen zu verhindern. Freilich gehört zur Rachelust auch Lebenslust; jedoch nicht solche überhaupt, sondern nur Lust dazu, die durch eine bestimmte Missethat erlittene Schmälerung der Lust am Leben oder zu weiterem Leben wieder gut zu machen, oder die Schuld wenigstens nicht, was Einem ja allein schon das Leben verleiden kann, unvergolten zu lassen. Es ist übrigens dem Prinzen zuzutrauen, daß, auch wenn er die Kunde von dem Mord auf natürlichem Wege erhalten hätte, das Rachefeuer in ihm aufgelodert wäre, wiewohl ich den durch das Uebernatürliche noch mächtig verstärkten Eindruck auf ihn selbst und den Zuschauer nicht verkenne. Der Geist ist nur darum unentbehrlich, weil es eine Grundvoraussetzung der ganzen Handlung ist, daß der König sich gegen die Entdeckung völlig sicher glauben kann, und es zunächst einzig von dem Willen und Wesen des Prinzen abhängt, was aus ihr folgen wird.

Wenn der Widerstreit zwischen Rachelust und Lebensunlust jene entscheidende Bedeutung hätte, so würde der Dichter seinen Helden gewiß in dessen Selbstgesprächen davon haben zeugen und darüber Klage führen lassen. Fischer selbst sagt auch, man dürfe dem Prinzen nicht Motive zuschreiben, von denen seine Monologe nichts wissen (S. 126); und dies wird sowohl von Motiven des Unterlassens oder Zögerns wie des Handelns gelten — um so sicherer, je

häufiger und angelegentlicher er sich darin über sein Verhalten zur Rede stellt. Unser Kritiker glaubt sich jedoch wirklich auf einen Monolog berufen zu können, und zwar gleich den ersten, den noch vor das Rachegebot fallenden. „Die Welt ist ein wüster Garten, der auf in Samen schießt; verworfnes Unkraut erfüllt ihn gänzlich.“ „Diesen (?) Garten soll er ausjäten; er soll das Unkraut im Garten Dänemarks ausreißen! Was hilft es? Wie soll aus dem Ekel an der Welt die Lust zur Rache aufsprießen und gedeihen?“ (S. 194). Es findet sich jedoch nirgends eine Äußerung, wonach Hamlet meinte, daß das Rachegebot nur dann einen Sinn hätte, wenn er zugleich mit dem Einen Unkraut alles Unkraut der Welt auszureißen vermöchte. Sein beständiger Jammer ist nicht, daß die gebotene That ja doch Nichts hülfe, sondern daß ihm all sein Bemühen um sie nicht einmal zu ihr selbst helfe. Es wäre ja genug geschafft, wenn er das einzige Unkraut Namens Claudius ausrisse; dieses Unkraut ist nicht das erste beste, sondern eher das schlechteste und auch in diesem Sinne so einzig. Es ausreißen hieße Alles thun, was zu thun geboten ist. Dasselbe Kraut hat übrigens den ganzen dänischen Garten angesteckt, und es vertilgen hieße zugleich die Säuberung und Wiederherstellung dieses Gartens, oder mit den Schlußworten des ersten Actes zu reden: die Wiedereinrichtung der ausgerenkten Zeit wenigstens vorbereiten. Hamlet wäre offenbar auch zufolge seiner Selbstanklage völlig zufrieden, wenn er sich seiner so wohlbegrenzten Aufgabe gewachsen fühlte, und immer nur seiner persönlichen Mangelhaftigkeit, nicht dem Weltelend mißt er sein Nichthandeln bei. Aus dem Ekel an der Welt kann freilich die Lust zur Rache nicht aufsprießen — das soll und braucht sie aber neben den vollgenügenden besonderen Rachemotiven auch nicht, und es findet sich in den Selbstgesprächen keine Spur von Besorgnis, daß mit der gebotenen That doch Nichts gethan wäre, weil die Welt und das Leben nach wie vor gleich ekelhaft blieben. Wohl aber ist noch der bereits angedeutete Unterschied zwischen Erfüllung der Rachepflicht und Wiedergewinnung der zerstörten Lebensfreude zu berücksichtigen. Es ist eben nicht jede Rache eine so beglückende, wie die, welche einen berühmten Krieger nach einem großen Siege hat ausrufen lassen: „Das höchste Glück des Lebens ist die Befriedigung der Rache an einem übermütigen Feind.“ Im vorliegenden Falle läßt sich zwar dem Verbrecher der übliche Lohn für den begangenen Mord geben, aber ein Gemordeter läßt sich nicht wiederbeleben, und es bleibt auch der Schmerz des Sohnes über dessen jenseitiges Schicksal, sowie über das von dem Verbrecher mit der Mutter des Rächers Verübte, ungestillt. Dies kommt sicherlich für unser Urteil über Hamlets Gemütsverfassung in Betracht, ist aber nicht dazu ange-

than, ein Motiv zur Unterlassung oder auch nur Aufschiebung der zu verrichtenden That abzugeben.

Wie ich meinerseits mir das Mißgeschick unseres Helden erkläre, habe ich anderwärts, zuletzt in dem oben erwähnten Artikel, ausgeführt, und ich will davon hier nicht mehr wiederholen, als zu meinem gegenwärtigen Zwecke erforderlich ist. Es fehlt dem Helden die von ihm (III, 2), gerade weil er sie bei sich vermißt, an Horatio so hoch gepriesene „gute" — zumal eine für eine so ganz besondere Leistung hinreichend gute — „Mischung von Blut und Urteil", oder, was auf dasselbe hinauskommen wird, das harmonische Zusammenwirken der „activen" und der „mentalen Teile" (Troilus II, 2). Es liegt hier auch nicht zu weit ab, uns der Aristotelischen Forderung zu erinnern, daß die tragischen Personen überhaupt eine bestimmte, ihre Handlungen und Schicksale begründende Beschaffenheit in „ethischer" und „dianoetischer" Hinsicht haben müssen; eine Dyskrasie zwischen Beidem würde auch der Philosoph als „Hamartie" haben gelten lassen. Das „Blut" in unserer Stelle darf schon wegen seiner Mischbarkeit mit dem Urteil nicht rein physiologisch genommen werden, es ist darunter die ganze Gemütsseite begriffen, wie umgekehrt für „Urteil" auch „Hirn" stehen könnte; und selbst in physiologischem Betracht ist an das Blut vor allem als durch die Blutsverwandtschaft zur pflichtmäßigen Rache entflammtes zu denken. Mit dem Mangel an guter Mischung beider Elemente aber ist zugleich eine entsprechende Einseitigkeit jedes von beiden verbunden, ein schroffer Wechsel im Blut zwischen Auf- und Niederwallen, im Urteil zwischen Zuviel- und Zuwenig-Bedenken (vgl. meinen Artikel im Shakespeare-Jahrbuch 1895). Den Mischungsfehler selbst jedoch finde ich nicht mit anderen Auslegern in der Vorherrschaft eines der beiden Elemente über das andere, sondern in dem Mangel an einträchtigem Zusammengehen beider. Nichts anderes als diesen beklagt Hamlet auch in dem Monolog IV, 4, der in die Worte ausläuft: „Von nun an seid blutig, meine Gedanken, oder seid Nichts wert!" Nicht von dem Blut des Mörders, sondern vom eigenen hat er auch unmittelbar vorher gesprochen, sich der Unthätigkeit trotz der „Antriebe seiner Vernunft und seines Bluts" beschuldigend.[1])

---

[1]) (Nachträglich, auf Anlaß der Schrift A. Dörings, Hamlet, Berlin 1898, S. 165 ff.) Die gute Mischung von Blut und Urteil, sagt der neueste mir bekannt gewordene Hamlet-Kritiker, bedeute nach der von dem Prinzen selbst beigefügten Erläuterung „nicht sowohl einen gleichmäßigen Anteil beider an der Lebensführung, als vielmehr ein Überwiegen des Urteils, bedingt durch eine ruhige und gleichmäßige Beschaffenheit des Naturells (oder Bluts), aus der eine Art stoischer Apathie entspringe". Immerhin würde so dem Blut ein wesentlicher Anteil an dem Überwiegen des Urteils selbst zukommen. Wenn ferner eine

So entschieden ich jedoch hiernach das Mißgeschick des Helden von einem Fehler und zwar des Naturells herleite, so tadelnswert finde ich, hierin auch der Zustimmung Fischers sicher, daß manche Ausleger sich durch das „eigentliche Hamlet-Problem“ haben verleiten lassen, das ganze Wesen des Prinzen einseitig darauf anzusehen und danach zu construieren oder zu destruieren, wie sie sich daraus sein Unglück am besten zu erklären wüßten, um ihm dieses am Ende gar als wohlverdiente Strafe vorzuhalten. Ich wiederhole den schon in meinem ersten Versuch ausgesprochenen Satz: Niemand hat ein Recht von Hamlets Schwäche zu reden, wer nicht dessen Stärke kennt (eine ja für die Beurteilung großer Menschen überhaupt giltige Regel). Wenn jene auf einer mangelhaften Mischung gewisser Elemente beruht, so folgt hieraus nicht, daß diese, abgesehen von dem die gute Mischung Hindernden, auch für sich selbst fehlerhaft seien. Vielmehr wurzeln in ihnen die Vorzüge von Hamlets ganzem Gemüts- und Geistesleben; und beide Elemente sind weitaus vorherrschend der großen Aufgabe, seitdem sie dem Helden gestellt ist, hingegeben. Dies scheint am meisten bei dem Urteil, überhaupt der Intelligenz, verkannt zu werden. Am glänzendsten und wirksamsten zeigt sich diese doch in der Durchschauung der an der Gesamthandlung beteiligten Personen, besonders der eigenen; schon deshalb ist auch sie nicht so unpraktisch zu nennen, daß man dann zur Rechtfertigung der von Anfang bis zu Ende ungeschmälerten Teilnahme am Schicksal des Prinzen bemüßigt wäre, ihm die Unterschätzung mit specifisch wissenschaftlichen oder künstlerischen Ehren zu vergüten. Von dessen Pessimismus insbesondere urteilt Fischer mit Recht, daß er vielmehr durch die neulichen Erlebnisse hervorgerufene Stimmung, als System, sei. Es ist, wie ich hinzufüge, auch weniger Pessimismus der Weltanschauung, als der Selbstbeurteilung, und zwar hauptsächlich in Betreff der Fähigkeit zur Lösung seiner Aufgabe. Schon jener den ganzen tragischen Ver-

---

bestimmte Erregung des Bluts auch dem Urteil wohlbegründet erscheint, und es zugleich ein durch Handeln erreichbares Ziel gilt, so werden beide gemeinsam auf dieses hindrängen. In solchem Falle befindet sich Hamlet in Betreff der ihm gestellten Aufgabe mit den „Antrieben seiner Vernunft und seines Bluts“. Ein Überwiegen der erstern ist also nicht nötig; und ebenso wenig findet Hamlet den Horatio apathisch, sondern sagt von ihm nur, er sei, indem er alles litt, gewesen wie einer der Nichts litt. Horatio würde also, wie nebenbei bemerkt werden mag, in ähnlicher Lage wie der Prinz, auch nicht der Verstellung, dieses mißlichen Notbehelfs, bedurft haben, um sich dem Gegner nicht zu früh zu verraten. Was Hamlet an seinem Freunde preist, ist nicht eine „teils auf natürlicher Indolenz, teils auf vernünftigem Urteil beruhende Fähigkeit zum Ertragen und Entsagen“, sondern daß er auch bei noch so großem Leiden die zur Würdigung der Sachlage und zu dem dieser angemessenen Verhalten nötige Besonnenheit bewahrt.

lauf ankündigende Ausruf ist nicht ein bloßes wehleidiges „Wehe mir!“ (wie Fischer mit Goethe das cursed spite wiederzugeben pflegt), sondern stärkster Ausdruck des Verzagens an der Fähigkeit zu der angelobten That; ich übersetze, auf den Reim verzichtend, so:

> Die Zeit ist ausgerenkt. Verwünschter Streich,
> Daß ich sie einzurichten ward geboren!

2.

Aus dem besprochenen Fehler wird es nun auch zu erklären sein, daß der Held es nicht zur Ausdenkung, geschweige Ausführung, eines zur guten Erreichung seines Zieles nötigen Planes bringt. Fischer kann den Satz Goethes: „Der Held hat keinen Plan“ nur bestreiten, weil er „Plan“ in so weitem Sinne nimmt, daß er so schon „das Gebot der Rache zu erfüllen“ und die Rache selbst nennen kann (S. 170. 311 ff.). So bedeutet ihm Plan hier weiter Nichts als Vorhaben. Wer aber dem Goetheschen Ausspruch beistimmt, braucht nicht zu bezweifeln, daß Hamlet einen Racheplan in diesem Sinne habe, wohl aber wird er bei ihm einen Racheplan in dem strengeren Sinne vermissen, wonach nur derjenige planmäßig verfahrend heißt, der nichts von dem zu thun versäumt, wovon er sich bei gehörigem Nachdenken überzeugt hat oder überzeugt haben würde, daß es zur Ausführung seines Vorhabens nötig sei. Um planmäßig zu verfahren, müßte Hamlet, schon um sich gegen leicht denkbares Mißlingen und bedenkliche Mißdeutungen sicherzustellen, mancherlei vorbereitende Schritte thun, namentlich sich bei Zeiten um die Gewinnung von Verbündeten bemühen; er müßte ferner auf Zwischenfälle gefaßt und ihnen zu begegnen oder sie zu benützen gerüstet sein; es käme endlich auch darauf an, schlimmen Nebenerfolgen der Hauptthat oder diese vorbereitender Thaten vorzubeugen. Von alle dem ist freilich im Stücke nicht die Rede; wer sollte aber davon reden, wenn es der Nächstbeteiligte nicht einmal im Selbstgespräche thut? Umso lauter sprechen seine Mißerfolge. Er läßt es zwar nicht an mannigfachen Schritten nach dem Ziele hin fehlen, die recht wohl in einen gehörigen Gesamtplan passen würden, wenn er einen solchen hätte und demgemäß diesen Schritten andere vorangehen und wieder andere nachfolgen ließe, die ihnen erst den rechten Wert gäben. Dies gilt besonders von der Entlarvung des Königs durch das Schauspiel, die ja gar nichts zu wünschen übrig ließe, wenn ihre rechtzeitige Ausbeutung stattfände und vorbereitet wäre. Da es jedoch hieran fehlt, so läßt sich von Planmäßigkeit nur reden, wenn man bloß auf das Verhältnis zwischen der Entlarvung selbst und den für sie gewählten Mitteln, nicht auf

dieselbe als Mittel für den Endzweck achtet; nur nach dem Plan des Dichters dient sie schließlich doch auch diesem.

Fischer nimmt, nach seinem weiten Begriffe von „Plan" folgerichtig, gegen den Vorwurf der Planlosigkeit sogar die Tötung des Polonius statt des Königs in Schutz, von der er selbst sagt, der Prinz habe „in der blindesten Hast, in der Wut der Leidenschaft, ohne alle Fassung, ohne alle Überlegung gehandelt" (S. 166 f.). Ja, nichts Anderes als diese That soll unter den gescheiterten inbrünstig gehegten tiefen oder (nach anderer Lesart) teuern Plänen zu verstehen sein — teuer genug in anderem Sinne ist ihm die That freilich zu stehen gekommen — die er der von ihm auf der Seereise gelegten Gegenmine, der Hinopferung seiner Begleiter, gegenüberstellt (V, 2):

Laß uns einsehn,
Daß Unbesonnenheit uns manchmal hilft,
Wenn tiefe Pläne scheitern; und das lehr' uns,
Daß eine Gottheit unsre Zwecke formt,
Wie wir sie auch entwerfen.

Nun ist aber auch nach Fischers Ansicht die Tötung des Polonius noch viel unbesonnener, als die Gegenmine, die er „wohlüberlegt", „klug" und „planvoll" nennt (S. 170. 174), ein wenigstens in Vergleichung mit dem blindwütigen Degenstoß verdientes Lob, wiewohl sie gleichfalls ohne viel Besinnen geschieht, zu dem auch keine Zeit ist. Daß aber unbesonnene Unternehmungen manchmal gelingen, während noch unbesonnenere scheitern, kann dem Prinzen nicht so merkwürdig erscheinen, daß er es sich nur aus göttlichem Beistand zu erklären wüßte. Deswegen glaube ich unter den tiefen oder teuern Plänen ein höheres geistiges Verhalten, nämlich ein besonneneres, als in beiden erwähnten Fällen, verstehen zu müssen. Hamlet selbst ist ja gewiß von Anfang an viel weniger säumig im Beratschlagen über das zu thun Nötige, als im Beschließen und Handeln, gewesen. Die Planlosigkeit seines Vorgehens schließt nicht aus, daß er sich lange genug mit mannigfachen Plänen zur Vollbringung der ihm auferlegten That abgemüht habe. Sie werden aber nicht erst in versuchter Ausführung „gescheitert", sondern schon vorher „ermattet" sein (wie pall wohl richtiger übersetzt wird). Und eben weil sie so wenig geholfen haben, ist dem Prinzen die jetzt gemachte Erfahrung so wichtig, daß man bisweilen mehr mit Unbesonnenheit erreicht. Das Schlimme ist nur, daß er abermals, wie bei der Entlarvung, zwar die an sich löbliche That (sie unterlassen hätte ja geheißen, auf die jemalige Erfüllung der Rachepflicht Verzicht thun), nicht aber so bald wie möglich das nun weiter Nötige zu thun versteht.

Nach der Rückkehr von der Seereise mußte Hamlet, da er doch nicht ganz gegen das väterliche Gebot und den Sinn der Dichtung Alles einer höheren Macht anheimstellen darf, jetzt mußte er — vorausgesetzt, daß er sich nicht schon durch gehörige Verwertung des Uriasbriefes zu helfen wußte — eine analoge Bahn einschlagen, wie sie der ihm sonst so wenig ebenbürtige Laertes zum Aufstand und der von ihm bewunderte Fortinbras zur Eroberung, Beide ohne gleich guten Grund wie er, beschritten haben. Das heißt: so müßte er handeln, wenn er überhaupt noch mit eigener Kraft das zur sicheren Ereichung seines Zieles Notwendige zu thun vermöchte; aber so kann ihn der Dichter nicht handeln lassen; denn dazu würde gehören, daß er ein anderer Mensch wäre, als der Dichter ihn hat geboren werden lassen; es würde dann auch wohl zu der für seine Sache von vorne herein so bedenklichen Seefahrt und der ihm dadurch aufgezwungenen stärksten Herausforderung des Gegners nicht gekommen sein. So jedoch erfolgt einfache, zwar höchst mutige, aber nicht nur sein Leben, sondern mit diesem zugleich seinen Endzweck aufs Äußerste gefährdende Rückkehr, nicht etwa nur nach Dänemark, wohin ihn die Seeräuber auf sein Verlangen bringen, sondern auch sofort in die Mörderhöhle, an den Hof, vor- und nachher ohne die mindeste Veranstaltung, um der nun spätestens nach dem Eintreffen der Nachricht aus England zu erwartenden letzten Gewaltthat zuvorzukommen. Er ist allerdings auch zu arglos und edel, um sich von Laertes einer solchen Niederträchtigkeit zu versehen; aber wenigstens in Betreff des Hauptgegners hat er sich soeben auf der Seefahrt gar nicht zu arglos erwiesen. Er weiß, besonders seither, genau, wie er mit ihm daran ist, und kehrt nur darum so eilig zurück, weil er jetzt die Entscheidung herankommen sieht und nur noch die Wahl hat, sich entweder unverrichteter Dinge von dem Gegner hinterrücks abschlachten zu lassen (auch in der Ferne sehr wohl möglich), oder ihm sofort Mann gegen Mann gegenüberzutreten. Dies ist ihm umso höher anzurechnen, je weniger er selbst noch das Vertrauen zu sich hegt, seine Aufgabe mit selbstständigem Beginnen lösen und namentlich in der kurzen Zwischenzeit die er noch „sein" nennen darf, nachholen zu können, was ihm in Monaten nicht gelungen ist. Er bleibt dessen ungeachtet überzeugt, daß er zu der That berufen und geboren und wohl gerade deshalb durch höhere Macht dem letzten Schurkenstreich entgangen sei. Aber das Einzige, was er noch von sich aus zu dem ersehnten Erfolge beitragen zu können glaubt, ist: sich dieser höheren Macht zur Verfügung zu stellen, wie er es eben durch die Rückkehr auf seinen Posten thut — „in Bereitschaft sein ist Alles". Dennoch sind es seine eigenen im Hinblicke auf das Ziel bereits vollbrachten, wenn

auch für sich unzulänglichen, zum Teil sogar zweckwidrigen Thaten und deren Gegenwirkungen von Seiten des dadurch Bedrohten, die ihn letztlich doch noch zur Erfüllung seines Gelöbnisses führen. „Der Held hat keinen Plan, aber das Stück ist planvoll."

3.

Auch ein chronologisches Hamlet-Problem, mit der Überschrift: Shakespearesche Mythologie, wird von Fischer behandelt. Er sieht dieses Problem in dem Zeitraume zwischen den beiden ersten Akten, der Hamlets erstem Monolog (I, 2) und einer Äußerung Opheliens (III, 2) zufolge, anzunehmen wäre. Laut der erstern Stelle ist die Wittwe des alten Hamlet schon einen Monat nach dessen Tod in die neue Ehe getreten, und hat der Prinz nach einem weiteren Monat, unmittelbar vor dem Monolog, die Neuvermählten als auch bereits gekrönte sich in dem Prunk einer Hofversammlung — sonnen sehen; in der darauffolgenden Nacht erscheint ihm der Geist und läßt sich von ihm Rache schwören. Zur Zeit jener Äußerung Opheliens sodann, unmittelbar vor der Entlarvung des Verbrechers durch das Schauspiel, sind noch einmal zwei, im ganzen also vier Monate seit dem Tode des alten Hamlet verflossen. Für die Beurteilung der erwähnten wichtigen Ereignisse ist eben auch deren Zeit von solcher Bedeutung, daß der Dichter es ratsam gefunden hat, sie dem Gedächtnis des Zuschauers durch eine kleine geometrische Reihe, 1, 2, 4, einzuprägen. Und da immer noch über Alles und Jedes in unserer Tragödie gestritten wird, so werden wir uns gern einmal ausnahmsweise eine so exakte Auskunft gefallen lassen. (Daß der Prinz bei der Zahl 2 hinzufügt: „nicht einmal so viel", kann hier ebensowenig ins Gewicht fallen, wie daß er später die von Ophelien bezeugten vier Monate sogar auf zwei Stunden herabdrückt.) In den zahlreichen Fällen freilich, wo unser Dichter die Zeit oder Zwischenzeit von Ereignissen unbestimmt läßt und lassen darf, wäre es sehr ungereimt, sie uns vorrechnen zu wollen. Die Sache liegt aber anders, wenn, wie hier, nicht bloß eine ausdrückliche Zeitbestimmung vorliegt, sondern je nach ihrer Annahme oder Verwerfung auch inhaltlich auf den Verlauf der Begebenheiten ein verschiedenes Licht fällt, wodurch Fischer sich sogar bewogen gefunden hat, statt der angegebenen Zeit eine andere auszurechnen. Also bis hieher vielmehr Mathematik, als Mythologie! Und wenigstens hypothetisch, wenn man nämlich die zwei Monate überhaupt gelten läßt, hat unser Kritiker auch Nichts gegen deren Verlegung in den ersten Zwischenakt einzuwenden. Es müssen eben in diesem nicht nur die dänischen Gesandten nach Norwegen ihre Reise hin

und zurück machen, sondern es ist auch die den übrigen Ereignissen bis zum Schauspiel angewiesene Zeit so kurz, daß sie sich (worauf ich früher einmal zu viel Gewicht gelegt habe) dem Zuschauer unwillkürlich etwas streckte. Fischers bedenklicher Einwurf, zunächst für die Gesandten bedenklich, lautet jedoch dahin: es lasse sich mit der vorigen Rechnung „aus innern dramatischen Gründen nicht auskommen", da die stumme Abschiedsscene zwischen Hamlet und Ophelia uns nötige, „die fragliche Zeit auf das kürzeste Maß einzuschränken". Zwar wird sogleich hinzugefügt, man dürfe sie andererseits „nicht zu kurz bemessen, da sich sonst die heftigen Selbstanklagen Hamlets wegen der Saumseligkeit seiner Rache nicht erklären" (S. 115). Also ein innerer dramatischer Grund für die fragliche Zeit. Dieser Grund wird aber weiterhin durch die Bemerkung niedergeschlagen: „Da die Zeit zwischen den beiden ersten Akten die kürzeste sein muß, so besteht die Saumseligkeit der Rache nicht in der That, sondern in der Einbildung Hamlets" (S. 268). Ja, was hat der Prinz dann aber nur, daß er, in dem jene Selbstanklagen enthaltenden und nach Streichung der zwei Monate dem Rachegelübde rasch nachfolgenden Monolog, sich so grausam und mit offenbarer Übertreibung selbst anfällt und sich nicht nur der Saumseligkeit, sondern sogar der Feigheit beschuldigt? Der letztere Vorwurf ist jedenfalls völlig ungerecht; also wäre, wenn sogar die Saumseligkeit nur in der Einbildung existierte, die Selbstanklage überhaupt grundlos. „Man möge," sagt Fischer wirklich, „nach seinen Selbstanklagen in aller ihrer Heftigkeit das Gemüt und die Phantasie, das heißt den Charakter Hamlets beurteilen, nicht aber die Sachlage und den Gang der Dinge, wie es seine Kritiker zu halten pflegen, so unkritisch wie möglich." Aber der Vorwurf der Saumseligkeit ist seinem Inhalt nach immer auf den Gang der Dinge, auf das Geschehen und Nichtgeschehen im Verlauf einer gewissen Zeit, gerichtet, und eine nicht zu kurz zu bemessende Zeit ist schon für die Möglichkeit des Vorwurfes vorauszusetzen, selbst wenn dieser auf bloßer Einbildung beruhe. Auch das bald nachfolgende Gespräch zwischen Hamlet und dem Geist bei der letzten Zusammenkunft läßt ihn doch als sehr wohlbegründet erscheinen.

Die Deutung der Abschiedsscene, wonach diese gegen die zwei Monate zeugen soll, müßte doch sehr unwidersprechlich sein, um den für das Festhalten an ihnen sprechenden Gründen auch nur das Gleichgewicht zu halten. Sie lautet so: Der Besuch solle die dem Gelübde des Prinzen, fortan nur an die Racheaufgabe zu denken, in kürzester Zeit nachfolgende Ausführung in Bezug auf seine teuerste Erinnerung, seine Liebe, sein, er sage zu Ophelien in der Geberdensprache eines Wahnsinnigen: „Ich darf dich nicht mehr

lieben!" (S. 150). Dies wäre doch, noch abgesehen von der Zeitfrage, nur dann einleuchtend, wenn wir das Gelöbnis, alles Vergangene zu vergessen, buchstäblich zu nehmen hätten. Fischer selbst bemerkt jedoch mit Recht, solche Vergessenheit wäre Wahnsinn. Also ist, wenn er hinzufügt, das Rachegebot habe den Prinzen „gleichsam zum Scheinwahnsinn" verpflichtet, hiemit zu wenig gesagt, und das eigentliche Hamlet-Problem wäre unter jener Voraussetzung am einfachsten durch die Erwägung zu lösen, daß der Prinz hätte wahnsinnig sein müssen, um seine Aufgabe zu erfüllen. Mir scheint nur ein unmittelbar nach dem „Gedenke mein!" des Geistes begreiflicher, übertrieben starker Ausdruck des festesten Entschlusses vorzuliegen, sich von der gebotenen That durch kein anderes Gedenken abhalten zu lassen: eher alles Andere vergessen, als dein Gebot! Das hat er denn auch befolgt und zwar ohne allen Schaden für seine geistige Gesundheit. Gesetzt auch, seine Liebe gelte ihm schon von vornherein für bedroht durch das Rachegebot, so hat er den Abschiedsbesuch doch wenigstens lange genug anstehen lassen, um vorher noch wiederholte Schritte zur Fortsetzung des Verkehrs zu thun. Ophelia berichtet ja ihrem Vater, daß sie dessen Weisung (I, 3) gemäß Briefe Hamlets zurückgewiesen und ihm den Zutritt zu ihr verwehrt habe (II, 1). Wir wissen auch nicht, wie lange nach dem Rachegelübde er mit diesen Schritten und nach deren Vereitlung noch mit dem Abschiedsbesuch gezögert haben mag. Es liegt also auch von dieser Seite keine Nötigung vor, die zwei Monate für bloße Mythologie und die Säumnis in der Racheangelegenheit für eingebildet zu halten. Fischer setzt freilich den „Liebeshandel des Prinzen mit allem Zubehör von Besuchen, Briefen und Geschenken vor die Erscheinung des Geistes und das Rachegelübde" (S. 242 f.). Dann würden aber, da die erwähnte Weisung des Polonius erst an dem Tage vor der von dem Prinzen natürlich mit höchster Spannung erwarteten nächtlichen Erscheinung des Geistes ergeht, die auf diese Weisung hin zurückgewiesenen Briefe und (vielleicht gleichfalls wiederholten) Anmeldungen zu Besuchen sich zeitlich so zusammendrängen, daß sie einen mindestens ebenso argen „Liebeswirrwarr", wie den von Fischer S. 153 abgelehnten, ergäben. Ophelia spricht jedoch in jener Stelle (II, 1) nicht von Zurückgabe der vor dem väterlichen Verbot erhaltenen und angenommenen Briefe, wie nachher in der Belauschungsscene (III, 1) von Zurückgabe (redeliver) der Geschenke, sondern von Zurückweisung (repel) der seit dem Verbot eingelangten Briefe, wie ihr auch der Vater nur die Fortsetzung des bisherigen Verkehrs (from this time forth) untersagt hat.

Nach alledem werden wir, anstatt durch den Abschiedsbesuch zur Streichung der zwei Monate genötigt zu sein, eher umgekehrt

dieselben auch für das Verständnis der Wandlung in dem Liebesverhältnis zu verwerten haben. Gewiß ist seit dem Empfang des Racheauftrags der Liebhaber auf immer hinter dem Bluträcher zurückgetreten, und wir werden uns sein Verhalten in der nächstfolgenden Zeit am sichersten derjenigen Stimmung gemäß denken, worin er sich uns zuletzt gezeigt und die vielsagenden Schlußworte des ersten Akts gesprochen hat. Mehr, als das in der leidenschaftlichsten Aufregung gethane Gelöbnis der Vergessenheit alles Vergangenen, haben jene spätern Worte schon durch ihre Stelle Anspruch darauf, für das Programm seines Verhaltens in der nächsten Zeit zu gelten. Er wird von der großen Sorge, ob und wie er mit der Aufgabe, der er sich so wenig gewachsen fühlt, zurechtkommen werde, so erfüllt sein, daß er wirklich alles Andere vergessen zu haben scheint. Dem Gedanken an die Geliebte im Besonderen wird er dann weniger nachhangen, als wenn er an sie auch nur als zu vergessende beständig — dächte. Lebhafte Erinnerung an sie nach vergeblichem Sichabmühen mit der Racheaufgabe muß ihm doch bald genug wiedergekehrt sein, da wir hören, daß er sie habe besuchen wollen und ihr trotz wiederholter Abweisungen Briefe geschrieben habe. Daß er sich dann in die ihm durch jene von der Geliebten selbst nahegelegte Zurückhaltung schickt, obgleich er dieselben gewiß sogleich nur dem Vater angerechnet hat, wird ihm nicht bloß durch die wahrscheinliche Vergeblichkeit weiterer Bewerbungen, sondern auch durch die Besorgnis, daß sie seinem Racheeifer Abbruch thun würden, erleichtert sein. Es wird ihm geradezu klar geworden sein, daß er, solange er mit seiner Racheaufgabe nicht im Reinen ist, überhaupt auf kein Liebes- und Lebensglück zu hoffen hat, und er auch gegenüber der Geliebten verpflichtet ist, sie eher an unverständliche Wunderlichkeit oder gar Geistesstörung auf seiner Seite glauben zu lassen — da er doch einmal der Tochter des Polonius sein Geheimnis und mithin den wahren Grund seines verwandelten Wesens nicht verraten darf —, als sie in einer nach seinem Dafürhalten so unsicheren Hoffnung zu belassen oder gar zu bestärken. So erfolgt denn der für beide Teile so schmerzliche Abschiedsbesuch. Und selbst bei diesem kann es nicht sein Bewenden haben, da der Prinz begreiflich fortan auch nicht gegen Stimmungen gewappnet ist, worin er an der jemaligen Vollbringung der ihm auferlegten That verzweifelt: er wird dann auch bei der Geliebten den Rest einer so trügerischen, ihr nur Verderben drohenden Hoffnung, wie er sie in dem ersten „seit so manchem Tag" wieder stattfindenden Gespräch unverkennbar verrät, zu zerstören trachten. Zu diesem Zwecke hören wir ihn ihr nicht bloß den Eintritt ins Kloster dringendst empfehlen, sondern zugleich eine Selbstverleumdung üben, die mit Fischer für

aufrichtige und begründete Selbstanklage zu nehmen (S. 204) mir unmöglich ist, — sogar rachsüchtig und einen Schurken nennt er sich ja.

Wohl aber kann sich die Frage aufdrängen, wie Hamlet zu so verzweifelter Stimmung gerade in einer Zeit kommt, wo er einen so bedeutenden Schritt zur Erfüllung seiner Aufgabe, wie den durch das Schauspiel beabsichtigten, zu thun im Begriff steht. Ja, wenn er eines guten Erfolgs dieses Schrittes sicherer wäre und nicht, möchte die Entlarvung auch noch so wohl gelingen, ratlos in Betreff des nun weiter zu Thuenden wäre!

Sein Verhalten in dem Gespräch ist auch der Stimmung, die wir bei ihm nach dem unmittelbar vorhergegangenen Monolog anzunehmen haben, angemessen. Wie er das Leben überhaupt gerade jetzt wieder als höchste Qual bezeichnet hat, so scheint ihm auch für die Geliebte, die Welt wenigstens auf die von ihm angeratene Art zu verlassen, der beste Rat.

4.

Über den soeben erwähnten Monolog Sein oder Nichtsein spricht sich Fischer (S. 125 f. 131 ff. 292 ff.) folgendermaßen aus. Wie man überhaupt in den sieben Monologen Hamlets eine sehr regelmäßige und wohl vom Dichter beabsichtigte Folge von Arsis und Thesis, von Flut und Ebbe der Rachegefühle vernehme, so folge auch der Flut des dritten Monologs (III, 2, Schluß) die Ebbe des vierten „von der Rache mit keiner Silbe sprechen". Denn die Entscheidung der hier aufgeworfenen Frage laute dahin: Nichtsein wäre das weitaus Erwünschteste, wenn nur nicht das göttliche Verbot des Selbstmords und die daherige Furcht vor dem Tode und den unbekannten angedrohten Übeln entgegenstände. „Unsere betrachtende Vernunft (conscience) macht uns voraussehend, vorsichtig, furchtsam, feig; sie verhindert nicht bloß den freiwilligen Tod, sondern jede große, kühne Unternehmung, da keine That dieser Art geschieht, wenn man den Tod fürchtet." Und sowohl in Bezug auf die andern großen Unternehmungen wie auf den Selbstmord spricht Fischer von einer Doppelfurcht, nämlich Todes- und Gewissensfurcht. Die letztere wird hier aber nicht einmal als Grund gegen den Selbstmord hingestellt; die Rede ist nur von feiger Furcht vor dem Tode oder vielmehr den unbekannten jenseitigen Übeln, ohne daß diese auch nur als Strafe bezeichnet wären, nicht aber von Gewissensfurcht und von Scheu vor Übertretung des göttlichen Verbots, wie in dem einer verschiedenen Lage und Stimmung entsprossenen Monolog I, 2. Bei den andern großen Unternehmungen sodann wird Hamlet noch allgemeiner an unbekannte Übel überhaupt, nicht bloß

jenseitige, denken; man vergleiche sein Lob des Fortinbras. Und „Vernunft" (wie Fischer conscience übersetzt), die der Prinz so ernstlich anklagt, uns zu Feiglingen zu machen, wird ihm nicht wahrhafte, sondern nur angebliche Vernunft oder Gewissenhaftigkeit, nur gemeine Klugheit und Bedenklichkeit bedeuten. Mögen sich immerhin Manche durch „edlere" Motive vom Selbstmord abhalten lassen — von „uns allen" meint Hamlet dies gewiß nicht; durchgängig wird die That nach seiner Ansicht vielmehr aus bloßer Feigheit unterlassen und „edler", als ihr aus diesem Grunde zu entsagen, erscheint es ihm, sie zu wagen. Da er sich ferner kurz vorher wegen seines Verhaltens in der Racheangelegenheit Feigheit vorgeworfen hat, so wird es keine gesuchte Erklärung sein, wenn wir ihn unter den aus Feigheit unterbleibenden Thaten auch hier die ihm selbst obliegende begreifen lassen, obgleich er sie diesmal nicht ausdrücklich erwähnt. Wie er später von Laertes sagt:

> In dem Bilde meiner Sache seh' ich
> Der seinen Gegenstück (portraiture),

so sieht er jetzt in dem Bilde der Behandlung seiner Sache das Conterfei der gewöhnlichen Scheu der Menschen vor dem Selbstmord. Es ist, als ob er sich zuriefe: Sieh in den Spiegel! Die Leute schrecken davor aus gleichem Grunde zurück, wie du vor der Rachethat! Nicht als ob er sich seine Säumnis ebenfalls aus der Furcht vor dem Jenseits erklärte; das tertium comparationis ist nur die Unterlassung einer kühnen That aus feiger Bedenklichkeit wegen irgendwelchen unbekannten übeln Folgen. Wenn Fischer ferner urteilt, die Frage sei von Hamlet „auf die Höhe einer genialen Betrachtung, die nicht an seiner Person und deren Interessen hafte, gehoben", so finde ich nach dem Vorigen vielmehr, daß sich die anscheinend von seiner persönlichen Obliegenheit abschweifende Betrachtung eng an sie anschließe, ohne daß dies seiner Genialität den mindesten Abbruch thue.

Der „Legende von Hamlet dem Grübler" ist meine Deutung noch ungünstiger, als die Fischers; und wenn von ihm die Erwartung ausgesprochen wird, daß „die Kritiker, bei denen sämtlich das grüblerische Wesen als der ausgemachteste Charakterzug Hamlets gilt", sich auf unseren Monolog berufen (S. 300), so wird es nur durch ein Versehen anstatt: „die sämtlichen Kritiker, bei denen" heißen: „die Kritiker, bei denen sämtlich".

Gesetzt übrigens auch, es wäre von dem Helden genialer gewesen, der Frage Sein oder Nichtsein an dieser Stelle der Handlung eine rein unpersönliche Betrachtung zu widmen, oder von dem Dichter genialer, ihm eine solche zuzumuten, so würde es sich immer

noch fragen, ob dieses Genialere, dieses Unpersönliche, hier wirklich vorliege. Als das zu lösende Rätsel wird hier doch einzig dies behandelt, daß die Menschen das Wünschenswerteste, das Nichtsein, dem Sein nicht vorzuziehen pflegen; hierüber kann sich aber nur ein vom Sein so pessimistisch Denkender wundern, wie es Hamlet erst durch seine persönlichen Erlebnisse geworden ist.

5.

Ein Hauptergebnis der Fischerschen Kritik ist es, daß der Hamlet „durch und durch Charaktertragödie sei, wohl die ausgeprägteste, die es giebt" (S. 316). Unzweifelhaft freilich trifft die Bezeichnung auch in dem Sinne zu, daß hier eines der glänzendsten Beispiele von Shakespeares Kunst der Charakteristik vorliegt, sowie in dem, daß das Schicksal des Helden sich naturgemäß aus dessen Charakter unter den gegebenen Verhältnissen ergiebt, und wir es hier also jedenfalls nicht mit einer sogenannten Schicksalstragödie zu thun haben. Ausdrücklicher jedoch stellt Fischer unser Stück einer Rache- und Vergeltungstragödie entgegen, die zu verlangen pflege, daß dem Guten eine Portion von Glück und Heil, dem Bösen dagegen eine Portion von Unglück und Unheil zu teil werde, damit am Ende Jeder empfange, was er verdient habe, ein unverdientes Leiden also ausgeschlossen sei. In der Charaktertragödie dagegen handle es sich vielmehr um die möglichst deutliche und anschauliche Enthüllung bedeutsamer und schicksalsvoller Charaktere; der rechte tragische Dichter „führt sie in alle Versuchungen, er stellt sie auf alle Proben, damit sie ihr Wesen vor unseren Augen enthüllen und uns erkennen lassen, wer und was sie sind" (S. 325). Gewiß ist unser Drama in jenem wunderlichsten Sinn auch keine Rachetragödie. Es ist dennoch eine solche durch und durch, und da dessen Entwicklung völlig von den Charakteren der beteiligten Personen abhängt, so haben wir auch eine Charaktertragödie vor uns.

Ich kann diesen Titel nur nicht in dem „eminenten Sinne" gutheißen, der unsern Kritiker von der Frage, warum der Dichter das Gefecht mit den Seeräubern in seine Hamletfabel eingeflochten habe, sagen läßt: es stecke in ihr das „düstere Problem" (Goethes), in ihrer Beantwortung liege dessen Lösung; er habe es darum eingeflochten, „weil ohne jenes Seegefecht eine der Charaktereigenschaften Hamlets nicht zur vollen Geltung und Erleuchtung gelangt wäre: nämlich seine Tapferkeit, sein Löwenmut" (S. 320). Wir können ihm doch jedes Zeugnis dafür schon erlassen, seitdem wir ihn dem Geist in die fürchterliche Einsamkeit haben folgen sehen. Und wie es sich schon damals nicht sowohl um ein solches Zeugnis gegenüber dem

Zuschauer, als vielmehr um eine zu einem bestimmten Zwecke des Helden selbst, nämlich dem Verlangen des Geistes, unternommene That handelte, so wird es auch im jetzigen Falle dem Dichter wie dem Helden um eine reale Weiterführung der Dinge zu thun sein. Fischer selbst sagt an demselben Orte: Der Dichter könne die fragliche Episode „zu keinem andern Zweck erfunden haben, als um dadurch den rettungslosen und elenden Untergang Hamlets herbeizuführen". Dies hätte freilich auch stattfinden können, wenn er den Prinzen mit seinen Gefährten hätte weiter reisen und gleich nach deren Hinrichtung zurückkehren lassen. Das wäre jedoch ein unnützer Umweg für den Dichter selbst gewesen. Ihm konnte jetzt einzig noch daran liegen, dem Prinzen die Consequenz seiner Entdeckung und Vertauschung des Uriasbriefes ziehen und sich in die seinem Charakter entsprechende Bereitschaft für die jetzt als unzweifelhaft nahe erkannte Entscheidung setzen zu lassen. Diese kann nur in Dänemark stattfinden. Also rechts um! ruft der Dichter gleichsam seinen Vorgängern zu, laßt ihr den Prinzen nach England und gar ein Flitterjahr mit der englischen Königstochter, die ihr ihm zur Gemahlin bestimmt habt, vertändeln — ich meinerseits habe ihm das erste beste Seeräuberschiff bestellt, um ihn an den Ort zu bringen, wo ich ihn, ja wo er selbst sich, jetzt einzig noch brauchen kann; es wird zwar dabei nicht ohne günstige von mir zu beschaffende Zufälle abgehen, und von seiner Seite nicht ohne Keckheit — auch hiezu ist er ja der rechte Mann!

Ebensowenig wie von dem Seegefecht wird sich von einer anderen Handlung unserer Tragödie sagen lassen, daß sie bloß oder vornehmlich zur Charakterisierung des Helden geschehe, so viel sie auch, weil begründet in seinem Charakter, zu ihr beitragen mag. Mir scheint der Hamlet im Wesentlichen sogar eine Prüfung an der Aristotelischen Lehre gut zu bestehen, wonach die Handlungen und letztlich die Gesammthandlung, die Fabel des Stückes, die Hauptsache der Tragödie sind — dem Philosophen nahegelegt schon durch die Gebundenheit der ihm vorliegenden Muster an den Sagenstoff in Betreff der Handlung, neben ziemlicher Freiheit in Bezug auf die Charaktere, wogegen Shakespeare sich in beiden Beziehungen mit gleicher Freiheit bewegte. Auch der Hamlet ist ein einheitliches und wohlverknüpftes Ganze nicht dadurch, daß die Hauptperson dieselbe bleibt, sondern dadurch, daß es von Anfang bis zu Ende der eine Rachehandel ist, was sich vor unseren Augen abspielt, und in den auch die Nebenhandlungen einmünden. Der Bedeutung, welche der Charakter des Helden für diese Gesammthandlung hat, wird durch das Gesagte Nichts entzogen, und ebensowenig fechte ich die Bezeichnung des Hamlet als Charaktertragödie an; es wird aber doch

nur die freilich sehr hervorragende Eigentümlichkeit des besondern Charakters des Helden sein, was unsere Tragödie als „die ausgeprägteste Charaktertragödie, die es giebt“, hat erscheinen lassen. Fischer selbst hat sie mit diesem Titel natürlich auch nicht sowohl einem Macbeth, Lear, Othello, als vielmehr der erwähnten alten Rache- und Vergeltungstragödie entgegenstellen wollen.

Das glückliche Ehepaar.[1])

Von Karl Euling in Münster.

Zur Beurteilung der Frage, ob der Stoff zu Stolbergs Ballade „Die Büßende“ deutschen Ursprungs ist (oben S. 87), mögen folgende Bemerkungen über die achte Novelle Heinrich Kaufringers dienen.

Ein reicher Bürger verläßt sein Weib, der er zu große Kargheit vorwirft, und gelobt, nicht eher heimzukommen, als bis er ein vollkommen glückliches Ehepaar gefunden hat. Nach vier Jahren vergeblichen Suchens glaubt er ein solches getroffen zu haben. Doch belehrt ihn der Wirt eines besseren, indem er ihm zeigt, wie sein Weib alle Abend aus dem Schädel des in ihren Armen getöteten Buhlen trinken muß. Er setzt nun seine Reisen fort und wird zuletzt auf ein Ehepaar aufmerksam, dem jederman volle Übereinstimmung in allen ihren Wünschen nachrühmt. Hier aber erfährt er noch Schrecklicheres: In einem Gewölbe wird ihr ein gefangener Bauer gehalten, um ihren unersättlichen bösen Lüsten zu dienen. Ausgesöhnt mit seinen Verhältnissen kehrt der Bürger zu seinem treuen Weibe zurück. (Heinrich Kaufringers Gedichte, S. 99 ff.)

Die Rahmenerzählung zunächst verwertet das häufige Motiv des vergeblichen Suchens nach dem Vollendeten. Vgl. Ser Giovanni 2, 1. Cent nouvelles de Mme de Gomez, nouvelles 74 et 75. Legrand 1^3, 163 f. und Dunlop-Liebrecht, S. 261. Der Kaufmann von Nantes, den Nicolas de Troyes zum Helden seiner 30. Novelle (Mabille) macht, will nicht eher rasten, bis er einen Mann plus cocqun als er selbst, gefunden habe. So ist sie in den 40 Vezieren, einem armenischen von Herrn Haxthausen mitgeteilten Märchen und in fast allen Darstellungen des weiteren Westens vorhanden. Köhler, Aufsätze über Märchen und Volkslieder, S. 129.

[1]) Zu Euphorion 6, 84 ff.; vgl. S. 341.

Die mannigfachen Veränderungen des unserer Novelle zu Grunde liegenden Stoffes hat Benfey in dem viel benutzten § 186 seiner Pantschatantra-Einleitung behandelt. Die erste Spur findet sich in einer Erzählung des mongolischen Ardschi Bordschi, welcher den Bestand des Vetâlapantschavinçati aus dem 6. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung wiedergiebt. Es handelt sich hier um den Ruf einer Frau, über die man erst Genaueres erfährt, wenn der Beteiligte sein Schweigen bricht. Benfey, S. 441. 489 ff.

Weiter ist die Erzählung schon in der Geschichte der zehn jungen Prinzen Daçakumâracarita aus dem 11. Jahrhundert entwickelt. Da wird von einer Dhûminî erzählt, daß sie ihrem edlen Gatten Dhanjaka untreu wird; sie sündigt mit einem Verstümmelten, den der Edle auch gerettet hat, stößt den Dhanjaka in einen Brunnen und zieht mit dem neuen Gatten davon. Dhanjaka wird freilich von einem Karavanenmanne, der aus dem Brunnen Wasser schöpfen will, gerettet, soll aber hingerichtet werden, weil das böse Weib ihn vor dem Könige beschuldigt, ihren Mann verstümmelt zu haben. Dieser jedoch entdeckt, da er Zeuge der Hinrichtung sein muß, die Schuld der Dhûminî, welche nun aus ihrer Kaste verstoßen und zu einer çvapâcikâ (wörtlich Hundekocher, Hundekocherin) erniedrigt wird. In der Litteratur des mohammedanischen Orients wurde aus çvapâcikâ oder çvapâka durch Mißverständnis der wörtlichen Übersetzung dann „eine, die mit einem Hunde essen muß“. Benfey 1, 445. So erscheint in dem Märchen Gul o Sanaubar (Liebrecht, Zur Volkskunde, S. 141 ff.) und in einer Erzählung der 40 Veziere, die allerdings erst zwischen 1421 und 1451 verfaßt sind, der neue Zug, daß die ehebrecherische Frau stets mit einem Hunde essen muß. Ein fremder Kaufmann, der als Gast im Hause des vornehmen Persers, ihres Gatten, das merkwürdige Schauspiel sieht, erfährt auf seine Frage, die Frau habe mit einem Negersklaven gesündigt; der Gatte, von dem Neger bedroht, sei von dem Hunde gerettet worden. Der Frau schenkte er das Leben, verurteilte sie aber auf immer dazu, mit dem Hunde zu essen. Benfey, S. 444. Dieser Sagenzug muß aus den orientalischen Litteraturen bereits im 12. Jahrhundert nach dem Occident gekommen sein: Chretien von Troies, Wolfram und Heinrich von dem Türlin verwenden ihn. Quellen und Forschungen 42, 23. Aber es ist ein Ritter, den Gawein zwang mit den Hunden zu essen.

In dem schon erwähnten armenischen Märchen sieht der Jüngling ein wunderschönes Weib in einem Vogelbauer gefangen. Ihr Herr speist, giebt die Hälfte der Mahlzeit dem Hunde, was der übrig läßt, dem Weibe. Zu Gaste gebeten, erfährt der Jüngling die Schuld der Gefangenen. Nur unwesentliche Abweichungen hat in dieser Beziehung

das Märchen Gul o Sanaubar; vor die Frau wird auf einer Schüssel der Kopf eines Negers, des Liebhabers der Gul, hingestellt. Liebrecht, a. a. O., S. 143.

Die älteste occidentalische Bearbeitung liegt im 56. Kapitel der Gesta vor. Andre verlorene Bearbeitungen vermutet Benfey 1, 449. In dieser Erzählung der Gesta kommt ein Kaufmann auf das prächtige Schloß eines Herzogs, preist ihn wegen seines Glückes und wird dann belehrt. Er sieht, wie man der Herzogin auf dem Totenkopfe serviert und findet in seinem Schlafzimmer zwei tote Menschen an den Armen aufgehängt. Der Schädel war der Kopf eines Herzogs, der als Verführer der Frau vom Ehemann getötet wurde. Zwei Verwandte hatten dann dessen Tod zu rächen versucht, mußten das jedoch mit dem Leben büßen; um sein Rachegefühl stets lebendig zu erhalten, hatte der Herzog die Unglücklichen dort aufgehängt. Wahrscheinlich occidentalische Züge sind die Erwähnung des Totenkopfs, der Leichen und die Lobpreisungen des Gastes. Wenn Liebrecht, Zur Volkskunde, S. 152, Benfeys Annahme über die Herkunft jener Züge durch den Hinweis auf den Kopf des Negers im hindostanischen Märchen zu widerlegen sucht, übersieht er, wie mir scheint, daß es sich auch um die Benutzung des Schädels als Becher handelt, wovon im hindostanischen Märchen nichts vorkommt. Die Leichen aber rufen die berüchtigten Mumiensammlungen Ferrantes von Neapel (Burkhardt, Kultur der Renaissance 1^3, 36) ins Gedächtnis zurück. Solche kannibalische Liebhabereien passen doch mehr für die im ganzen kälteren Länder des Occidents, als für orientalische Temperaturverhältnisse.

An diese Darstellung lassen nun Benfey S. 450 und Dunlop-Liebrecht S. 201 die 32. Novelle der Königin von Navarra sich anschließen, und Benfey hat mit feinem Sinne die Änderungen motiviert, welche die Königin mit der Version der Gesta vorgenommen haben sollte. Mit Unrecht. Steht doch schon Kaufringers Erzählung der 32. Novelle der Königin wieder viel näher, als das 56. Kapitel der Gesta. Die Königin benutzte, wie Benfey S. 451 ahnte, bereits eine Quelle, in welcher die Leichen fehlten und der Ehebruch so viel als möglich gemildert war. Einer solchen Version folgt Kaufringers Novelle, die nicht nur in Bezug auf die Einzelheiten, sondern auch hinsichtlich des Lebens- und Erfahrungskreises hohe Selbständigkeit aufweist. Der Stoff ist hier eben ganz von dem tüchtigen Bürgergeiste des 14. Jahrhunderts durchdrungen und demgemäß ausgestaltet. Wenn der reisende Bürger sich (Vers 85) für einen Kaufmann ausgiebt, so begründet dieser Zug noch keine besondere Abhängigkeit von der Gesten-Erzählung, in der, wie oben bemerkt, auch ein Kaufmann auftritt.

Spätere meist vom Heptameron abhängige Nachbildungen sind bei Oesterley zum 56. Kapitel der Gesta und zum 223. Paulis verzeichnet.

Die Originalität der Überlieferung tritt besonders im zweiten Teile unserer Novelle hervor, zu dem ich kein Seitenstück aus der abendländischen Litteratur nachweisen kann; der Orient liefert, wieder in den hindostanischen und dem armenisch-persischen Märchen einige Züge, welche beweisen, daß auch diese Erzählung zu den wandernden gehört. Gül, der Knecht Salomos, erzählt seinem Gaste im persischen Märchen, daß sein Weib Zenobia, die Magd Salomos, mit einem überaus häßlichen Kerl, einem Zauberer, in einem Felsengebirge Zusammenkünfte gehabt habe. Dabei betroffen, wird der Zauberer von Gül angegriffen; dieser kann ihn aber nur mit Hilfe seines Hundes überwinden. Dennoch entkommt der Zauberer durch einen dunklen Gang. Durch seine Zauberkräfte hat er später eine Königstochter in sich verliebt gemacht, mit der er auch Kinder erzeugt hat. Er wohnt in einem Keller unter dem Gemache der Königstochter, aus welchem eine Fallthür zu ihm herabführt. Der Jüngling entdeckt sodann dem König das Vergehen seiner Tochter, man steigt die geheime Treppe hinab, gewahrt das Ungeheuer und will es fangen. Im hindostanischen Märchen tritt an die Stelle des Zauberers ein Neger.

So weisen allein die orientalischen Märchen die Keime auf, aus denen die beiden Teile unserer Novelle entwickelt sind. Der Bauer ist im Grunde dieselbe Person wie der Neger oder der Zauberer, welcher im ersten Teile getötet wird. Durch Sündigen mit solchen Personen wird die Verworfenheit der Frau durchgängig charakterisiert. Vogt, Salman, S. LXXI f. Der ganze Zauberapparat der morgenländischen Märchenwelt ist bei der lebenswahren deutschen Erzählung fortgefallen.

Lessing und die Engländer.

Von Josef Caro in Frankfurt am Main.

„Wie gern wollte ich Ihnen meine Bewunderung, Rührung und Dankbarkeit, die ich gestern bei der Vorstellung Ihres neuen Stückes empfunden habe, lebhaft ausdrücken! Aber eben diese Empfindungen machen es unmöglich; nur soviel kann ich Ihnen sagen, daß ich durch und durch, mit Klopstock zu reden, laut gezittert

habe. ... O Shakspere-Lessing! ... Gönnen Sie sich doch selbst bald das Vergnügen, sie[1]) zu sehen, als die geringste Belohnung für alles das unaussprechliche Vergnügen, das Sie uns gemacht haben, o Shakspere-Lessing!"[2]) Diese Worte schrieb Ebert am 14. März 1772, einen Tag nach der Aufführung der Emilia Galotti, an Lessing. „Shakspere-Lessing" wurde Lessing seitdem allgemein von den Freunden genannt. Was liegt in diesem Ausdruck? Lessing werde zum Dichter gestempelt, der Kritiker Lessing, der Verfasser des 17. Litteraturbriefes, der Verfasser der Hamburgischen Dramaturgie, dessen Tragödie den Werken des größten modernen Tragikers gleich geschätzt werde, strafe sich selbst Lügen, wenn er, trotz Minna von Barnhelm, behaupte, daß er kein Dichter sei;[3]) der anerkannte Meister auf dem Gebiete der Kritik sei zugleich einer der größten Dramatiker und könne ohne Scheu auf eine Stufe mit Shakspere gestellt werden. Wir Modernen, die vom historischen Standpunkte aus objektiver als die Zeitgenossen urteilen, verkennen nicht den Einfluß Lessings auf Goethe und Schiller und wissen wohl, eine wie tiefgehende Wirkung Lessing auf unsere Litteratur ausgeübt hat und noch ausübt, stimmen aber doch nicht jenem Vergleiche bei. Auch wir schätzen die Emilia Galotti als ein Werk der Poesie, verhehlen uns aber nicht, daß sie „mit Hilfe der Kritik zu stande gebracht ist",[4]) daß sie gleichsam ein Paradigma für die in der Hamburgischen Dramaturgie aufgestellten Regeln sein soll. Für uns ist Emilia Galotti ein Markstein in der Entwicklung des deutschen Dramas, „Shakspere-Lessing" deutet für uns an, daß Lessing nach vieljährigem Kampfe sich zu dem Genius Shaksperes durchgerungen und ihn fest und klar erschaut hat, daß er nach vielen Irrfahrten am Ziele angelangt ist, das er seit frühester Jugend, bald nebelhaft, bald klarer, geschaut hat.

Franzosen, Engländer, Spanier, Italiener besaßen um die Mitte des 18. Jahrhunderts bereits ihre klassische Litteratur, die Deutschen wollten die ihre erst schaffen. Aus sich selbst heraus konnten sie es nicht, denn die Fäden, die zur Blüteperiode des 12. und 13. Jahrhunderts leiteten, waren abgerissen, sie mußten sich also an eine fremde Litteratur anschließen. Welche sollte es sein? Diese Frage entschied Lessing zu Gunsten der Engländer, oder was wohl dasselbe ist, zu Gunsten Shaksperes. Aber fast zwanzig Jahre[5]) bedurfte es,

---

[1]) sc. die beiden vortrefflichen Weiber, die Hohlin und Schulzin. Vgl. Hempel 20, 1, 489 Anmerkung.

[2]) Hempel 20, 2, 576 f.

[3]) Hamburgische Dramaturgie, Stück 101—104; Hempel 7, 470.

[4]) Ebenda.

[5]) 1749 Vorrede zu den Beiträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters. — 1768 Hamburgische Dramaturgie.

um alte Vorurteile zu bekämpfen und seiner Forderung den Sieg zu verleihen. Vielleicht hätte er schneller gesiegt, wenn er nicht selbst oft geschwankt hätte und vom rechten Wege bisweilen etwas abgewichen wäre.

Wenn im Folgenden untersucht wird, wie sich Lessings Bekanntschaft mit der englischen Litteratur allmählich ausbreitet und vertieft, so wird sich nicht selten eine Lücke in der Entwicklung bemerkbar machen. Der unruhige Lessing führt kein Tagebuch wie Goethe, er ist Journalist und springt von einem Gegenstande zum andern. Wo es von größter Wichtigkeit wäre, seine Lektüre, seine Studien zu erfahren, lassen uns die gewöhnlichen Quellen gänzlich im Stich, und sind wir nur auf Vermutungen und Schlüsse aus seinen dichterischen Werken angewiesen. — Schon in seiner Jugend können wir, wie etwa bei der Hamburgischen Dramaturgie und der Emilia Galotti, die Wahrnehmung machen, daß Kritik und Poesie Hand in Hand gehen und müssen daher, nebst den längeren oder kürzeren Abhandlungen, auf die dramatischen Entwürfe und Fragmente den größten Wert legen. Es verhält sich mit ihnen anders als beispielsweise mit den Schillerschen Fragmenten. Wallenstein oder Maria Stuart zeigen die dramatische Kunst Schillers auf ihrer Höhe; ob der Demetrius eine Steigerung bezeichnet hätte, ist unentschieden. Lessings zahlreiche Fragmente jedoch ziehen sich vom Jahre 1748—1777 hin und gewähren füglich einen Anhalt, zu verfolgen, wie er allmählich der Meister wurde. Sie sind bis jetzt noch zu wenig gewürdigt worden[1]) und verdienen eine eingehende Behandlung, sofern sie englischen Einfluß verraten.

Lessing lernte natürlich als Student in Leipzig zuerst die französische Litteratur kennen und dichtet wie alle Zeitgenossen in ihrem Geiste und nach ihrem Muster. Wie sollte es auch anders sein! Sie beherrschte damals Deutschland, und Gottsched stellte sie als allein maßgebend hin. Dennoch bemerken wir schon jetzt zu unserer Überraschung, wie Lessing teilweise den Stoff zu seinen ersten dramatischen Versuchen den Engländern entlehnt. Wenn man auch Danzel[2]) beipflichten wird, daß sie ihrer Form nach noch ganz der französischen Periode angehören, so erkennt man jedenfalls, daß Lessing sich fleißig mit englischer Litteratur beschäftigte, freilich nicht, weil er ihr nach ihrem

[1]) Am besten die Vorbemerkungen von Boxberger zu der Hempelschen Ausgabe 11, 2. Die Schrift über die Fragmente von Tragl, Programm Böhmisch-Leipa, die Goedeke anführt, habe ich nicht gefunden. Sie ist mir erst, ebenso wie die Schrift von Grudzinski, nachdem diese Arbeit längst vollendet war, von dem H. Herausgeber des Euphorion in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellt worden. Ich freue mich, daß ich, namentlich was die ersten Entwürfe betrifft, mit dem Verfasser übereinstimme.

[2]) 1, 130.

inneren Gehalte den Vorzug vor der französischen gab, sondern weil er merkte, daß die französische allzu abgebrandt gleichsam war und man bei der unbekannten englischen leichter eine lohnende Anleihe machen konnte. Hierher sind zu rechnen die Entwürfe: Der Leichtgläubige; der gute Mann; der Vater ein Affe, der Sohn ein Geck.[1]) Sie sind sämtlich schon in Leipzig im Jahre 1748[2]) entstanden. Gemeinsam ist ihnen, daß Lessing der englischen Quelle nur eine einzelne Episode entlehnte. Das war eben der Unterschied zwischen dem englischen und dem französischen Drama, daß dieses höchst einfach, im Inhalt fast dürftig, jenes reich an Episoden und von einer üppig ausgestatteten Handlung war. Aus einem englischen Drama konnte also Lessing mehrere schmieden, die in nichts den gemeinsamen Ursprung verrieten. Hingegen ist der Misogyn — ebenfalls aus dem Jahre 1748 —, den E. Schmidt[3]) einer eingehenden Besprechung unterzogen hat, ein Stück ganz nach französischer Manier und entlehnt aus dem Woman-Hater von Beaumont und Fletcher[4]) nur den Namen Wumshäter, aber nicht das geringste aus seinem Inhalte. Man muß dies bedauern, denn Gondarino, der englische Womanhater, ist eine viel besser durchgeführte Rolle als der Wumshäter. Man kann sich nicht des Eindrucks erwehren, daß es dem letzteren mit seinem Weiberhaß nicht so ernst ist; übrigens war er dreimal verheiratet und giebt sich schließlich mit der Ehe seiner Kinder zufrieden. Anders Gondarino. Er verfolgt die anmutige Oriana ohne jeglichen Grund, nur weil sie sich während eines Unwetters in sein Haus geflüchtet und die Gunst des Herzogs gewonnen hat, und scheut sich nicht, sie in ein Bordell zu bringen, um dem Herzog ihre Unkeuschheit zu beweisen. Er will nicht, daß der Herzog sie heirate. Dafür bestimmt ihm Oriana die Strafe. Er muß sich zu seinem Verdruß von mehreren Mädchen gleichzeitig streicheln lassen und darf sich nie mehr in eines Mannes Gesellschaft zeigen. — Der erste unserer Entwürfe, der „Leichtgläubige“, behandelt aus dem englischen Stücke nur eine Episode. In The Country-Wife von Wycherley — Lessing nennt seine Quelle selbst —, das einen glänzenden Erfolg

---

[1]) Hempel 11, 2, 400 und 867. 401. 410.

[2]) E. Schmidt 1, 169, und nach ihm Muncker 3, Vorrede setzen die Abfassung des „guten Manns“ kurz vor Miß Sara Sampson an, denn „in diesem Trauerspiele sind Congrevsche Hauptmotive wichtig geworden, während in der Skizze (sc. dem „guten Mann“) eine Nebenhandlung des Originals zur herrschenden gemacht worden ist“. Das ist nur ein äußerer Grund. Die Behandlungsart spricht für eine frühere Abfassung.

[3]) 1, 124 f.

[4]) Daß übrigens Lessing die Dichter genauer kannte, sehen wir auch aus einer Anmerkung im Laokoon, Stück XXV (Hempel 6, 151), wo er eine Scene aus The Sea-Voyage dieser Dichter im Wortlaut anführt.

errang, lernt eine jung verheiratete Frau, die voller Unschuld von dem Lande kommt, das Leben in der Großstadt kennen und wird schließlich ihrem Manne untreu. Alle List, die ihr Mann Mr. Pinchwife anwendet, um sie in ihrer Unerfahrenheit zu erhalten und sie dem Verkehr zu entziehen, ist unnütz. Je mehr er sie einzwängt, desto lüsterner wird sie, und sie liebt sogar den Horner, einen Wüstling, der das Gerücht hat aussprengen lassen, daß er unfit for women sei, und daher das Vertrauen der meisten Ehemänner besitzt. Ihre Schwägerin Alithea hingegen, die von jeher in London gelebt hat und die lose Gesellschaft kennt, bleibt rein. Diese Alithea wird — das ist die von Lessing benutzte Nebenhandlung —, nachdem sie lange Sparkish versprochen gewesen ist, die Frau seines falschen Freundes Harcourt. Sparkish hat sein Mißgeschick selbst verschuldet. Er zwingt fast seine Braut, sich freundlich gegen Harcourt zu zeigen, und ist ärgerlich, wenn sie ihn vor seinem Freunde warnt und nichts von Harcourt wissen will. Erst als Alithea sieht, daß Sparkish eifersüchtig ist und sie sogar verdächtigt, den Horner besucht zu haben, giebt sie ihn auf. — Die Liebesgeschichte von Alithea, Sparkish und Harcourt steht in Lessings Leichtgläubigen im Vordergrunde. Die junge Witwe ist aber durchaus nicht so edel wie Alithea, denn nur einer Erbschaft wegen, die sie ohne Verbindung mit Woldemar (= Sparkish) nicht antreten kann, hindert sie, sich sofort Courtal (= Harcourt) zu ergeben. Diese Erbschaft, ferner das Bedientenpaar Johann und Lisette[1]) beweisen zur Genüge, daß Lessing mit dem alten Apparate der französischen Komödie arbeitet; den bloßen Stoff entlehnt[2]) er dem Engländer. Ähnlich steht es mit unsern beiden andern Entwürfen, die wir mit Lessing[3]) auf Congreves Double-Dealer zurückzuführen haben. Der „gute Mann" enthält allerdings die Haupthandlung des englischen Stückes, aber sie ist modifiziert und vereinfacht, und ihr fehlt die scharfe Pointe Congreves, wie es sich von dem kaum Zwanzigjährigen kaum anders erwarten läßt. Maskwell, der double-dealer,[4]) Mellefonts Genosse, will dessen Geliebte Cynthia Pliant und mit ihr zugleich eine reiche Erbschaft erringen. (Also wieder wie im Country-Wife ein falscher Freund.) Um seinen Zweck zu erreichen, macht er ihrer Tante, Lady Touchwood,

[1]) Vgl. Danzel 1, 101.

[2]) Sollte vielleicht Lessings Gedicht „Der Eremit" (Hempel 1, 238) durch den Horner im Country-Wife und durch den Woman-Hater beeinflußt sein? Im letzten Drama II, 1 hält der Herzog von Mailand den Gondarino, bei dem er Oriana antrifft, für einen Scheinheiligen, der unter der Maske eines Weiberhassers die Frauen an sich locke. Doch vgl. E. Schmidt 1, 91, der mehrere französische Quellen anführt.

[3]) Hempel 11, 2, 407.

[4]) This double-dealing is a jewel (act III).

die eine große Gewalt über ihren Bruder Lord Pliant besitzt, den Hof und unterhält mit ihr sogar ein sträfliches Verhältnis. Andrerseits rät er Mellefont, ihn bei einem Rendezvous mit Lady Touchwood zu überraschen und so von ihr eine Einwilligung zu erzwingen. Er weiß es geschickt einzurichten, daß die Dame unschuldig erscheint, während Mellefont als Verführer von Lord Touchwood überführt wird. Lord Touchwood will daher Maskwell anstatt Mellefont adoptieren und ihm die Hand Cynthias verschaffen. Seine Frau hat zuerst ungern die Liebe Mellefonts zu ihrer Nichte gesehen, weil sie selbst ihn liebt; da er sie aber wiederholt zurückweist, wandelt sich ihre Liebe in Haß, und sie ist wohl mit dem ersten Plane des Lords einverstanden, Cynthia aber soll er nur Mellefont überlassen. Sie bietet alles auf, damit ihr wenigstens Maskwell bleibe, während dieser sein doppeltes Spiel weiter treibt, da die Tante für ihn nur Mittel zum Zwecke ist. Aber er verstrickt sich schließlich in seine eigenen Schlingen, er wird von Lord Touchwood entlarvt, und der Ehe des treuen Liebespaares steht nun nichts mehr entgegen. — Bei Lessing fehlen zunächst der Onkel und die Tante; der zweite Liebhaber Thimant (= Maskwell), überdies kein Freund Valers (= Mellefont), erweckt in der koketten Frau Triffel (= Lady Pliant), der Mutter Floras (= Cynthia), also seiner künftigen Schwiegermutter, die Meinung, daß er sie liebe. Um die Mutter zu beschäftigen, damit sie nur an ihre eigenen Angelegenheiten und nicht an das Verhältnis zwischen Flora und Valer denken könne, soll Cynthia, die einstige, von ihm schnöde verlassene Geliebte Thimants, als Philander (= Careleß) ebenfalls die Liebe der Frau Triffel zu erlangen suchen. Der Plan gelingt. Die Heirat kommt zu stande, und Cynthia-Philander gewinnt wieder ihren reuigen Thimant. Es endigt also alles aufs schönste, wie in einem Lustspiele. Da auch hier ein großer Teil der Handlung in den Händen Lisettes, des Mädchens der Frau Triffel, ruht, so ist ersichtlich, daß der ausgeführte Entwurf ganz französisches Gepräge gehabt hätte. — Schwerer ist das Verhältnis des dritten Entwurfes „Der Vater ein Affe, der Sohn ein Geck“ zum Original zu bestimmen. Danzel[1]) erwähnt den bloßen Titel, und auch E. Schmidt[2]) befaßt sich nicht näher damit. Unter den vielen Personen des Double-Dealer, zwischen denen sich die Episoden abspielen, nehmen Lord und Lady Froth[3]) eine besondere Stellung ein. Er ist stets geziert, er vermeidet es, über einen Witz in Lachen auszubrechen, sieht sich stets im Spiegel an, fürchtet, durch zu vieles

[1]) I, 137.
[2]) I, 168.
[3]) Nicht Freth, wie Boxberger druckt.

Trinken seinen Teint zu verderben.[1]) Er macht der Gattin beständig den Hof, läßt es nicht an Achtungsbezeugungen fehlen, schätzt sie aufs höchste und stellt sie als Muster überall hin — aber sie fällt wie alle Frauen des Stückes und erklärt Brisk, einem losen Spaßvogel, ihre Liebe. Zu dem Charakter dieses Lord Froth paßt wohl der alte Baron von Modisch. Aber Lessing hat jedenfalls auch andere Quellen benutzt, denn so weit aus dem Personenverzeichnis ersichtlich ist, besteht kein weiterer Zusammenhang mit Congreve. Ein Entwurf ist nur vom ersten Akt vorhanden. In diesem, und zwar in allen vier Scenen, eine Lisette, der die Hauptrolle zufällt, und die das Stück kennzeichnet.

Also teilweise englischer Stoff und ganz französische Manier in diesen Jugendwerken. Zum ersten Male weist Lessing direkt auf die Engländer hin in der „Vorrede zu den Beiträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters“ im Jahre 1749: „Wir werden besonders unser Augenmerk auf das englische und spanische Theater richten. Shakspere, Dryden, Wycherley, Vanbrough, Cibber, Congreve sind Dichter, die man fast bei uns nur dem Namen nach kennt, und gleichwohl verdienen sie unsere Beachtung sowohl als die gepriesenen französischen Dichter. ... Von den ersteren (sc. den Franzosen) haben die Deutschen schon sehr vieles genommen; wir werden uns also hüten, alte Stücke von ihnen aufzuwärmen, und deswegen größtenteils nur auf die jetzt lebenden Verfasser sehen, deren Arbeit in Ansehung der älteren Stücke viel besonderes hat, und von denen jeder meistenteils einen eigenen Weg zu gehen sucht. ... Das ist gewiß, wollte der Deutsche in der dramatischen Poesie seinem eigenen Naturelle folgen, so würde unsere Schaubühne mehr der englischen als der französischen gleichen.“[2]) Der junge Kritiker erkennt bereits, daß dem englischen Theater ein Vorzug vor dem französischen gebühre, aber ausschließlich soll es nicht maßgebend sein, die deutsche Schaubühne gleicht nur „mehr“ der englischen. Einen Schritt weiter in der Emanzipation von den Franzosen erkennen wir in den verschiedenen Aufsätzen der Theatralischen Bibliothek (1754). In den „Abhandlungen von dem weinerlichen oder rührenden Lustspiele“ vergleicht Lessing die Franzosen und Engländer in ihrem Naturell. „Dem einen ward es verdrießlich, sich immer auf der lächerlichen Seite vorgestellt zu sehen; ein heimlicher Ehrgeiz trieb ihn, seinesgleichen aus einem edlen Gesichtspunkte zu zeigen. Dem andern war es ärgerlich, gekrönten Häuptern viel vorauszulassen; er glaubte bei sich zu fühlen, daß ge-

---

[1]) Not a drop more. I beseech you. Oh! Intemperate! I have a flushing in my face already.

[2]) Hempel 11, 1, 6 f.

waltsame Leidenschaften und erhabene Gedanken nicht mehr für sie als für einen aus seinen Mitteln wären."[1]) So haben die Engländer das bürgerliche Trauerspiel geschaffen. Erinnern wir uns, daß ein Jahr später (1755) die Miß Sara Sampson erschien, und wir erkennen, daß Lessing sich den Engländern zuneigt. Sehr schön sagt Hettner:[2]) „Er hatte die Absicht, seiner Miß Sara, die bereits in ihm keimte, eine rechtfertigende Vorrede vorauszuschicken." Im „Leben des Herrn Jakob Thomson" (1754) rügt Lessing die zu langen Reden seiner dramatischen Personen; denn die Handlung stehe während dieser gedehnten Unterhandlungen still, und die Geschichte werde matt, es sei überhaupt angenehmer für das Ohr, wenn die Unterredung öfter unterbrochen werde.[3]) Lessing hat hier jedenfalls auch Corneille und Racine im Auge, die über die dürftige Handlung ihrer Tragödien durch lange Tiraden der Personen hinwegzutäuschen suchen. Die dramatischen Regeln sind in diesem Zeitpunkte schon von Lessing erwogen worden. Er weiß, daß sie den Engländern nichts gelten und ärgert sich über Mylius, daß er ihre Vernachlässigung einem, im übrigen unbekannten, Engländer Glover vorwirft. „Der Brite hält sie (die Regeln) für eine Sklaverei und sieht diejenigen, welche sich ihnen unterwerfen, mit eben der Verachtung und mit eben dem Mitleid an, mit welchem er alle Völker, die sich eine Ehre daraus machen, Königen zu gehorchen, betrachtet, auch wenn diese Könige schon Friederiche sind."[4]) Vorläufig vermissen wir die Schärfe der Litteraturbriefe und der Hamburgischen Dramaturgie. Es sind nur Ansätze zu einer Reform, der Kritiker ist noch nicht mit sich selbst einig. In derselben Theatralischen Bibliothek wird Seneca, der Dichter, der für die klassischen Franzosen maßgebend ist, eingehend behandelt, und sind vielfache Auszüge aus seinen Tragödien geboten.

Bevor wir die weitere Entwicklung Lessings verfolgen, müssen wir einige dichterische Produkte dieser Zeit betrachten, in denen wir dieselbe Wahrnehmung machen, daß der Dichter, noch vom französischen Klassicismus gehalten, nicht an einen „völligen Neubau"[5]) denkt. „Diesen Übergang von dem französischen zum englischen und von diesem zum nationalen Drama, den wir schon in seiner ersten Leipziger Periode wahrnehmen, macht Lessing in dem französisch gebildeten Berlin zum zweiten Male durch, aber hier schon mit noch mehr ausgesprochener Präponderanz des englischen Geschmacks."[6]) In

---

[1]) Ebenda, 190.
[2]) 3, 2, 508.
[3]) Hempel 11, 1, 245 und 249.
[4]) Vorrede zu Mylius' Schriften (1754) 12, 388.
[5]) Hettner, 506.
[6]) Vgl. Boxberger 11, 2, 420.

der Zeit von 1749—1755 entstanden Der Freigeist, Henzi, Die aufgebrachte Tugend, Der Dorfjunker. — Von den Caprices du coeur et de l'esprit de l'Isles giebt Lessing einen ziemlich ausführlichen Auszug.[1]) Danzel[2]) vergleicht Lessings Freigeist mit dem französischen Stücke und zeigt, wie im Deutschen die Hauptcharaktere tiefer angelegt sind. Die unvermeidliche treibende Lisette fehlt noch immer nicht. Uns interessiert er hier wegen einiger englischen Reminiscenzen, auf die schon Boxberger[3]) kurz hinweist, und die lehren, wie umfassend Lessings Kenntnis der englischen Litteratur ist, wie er ihr aber nur Einzelheiten entnimmt und sich noch nicht um den Bau ihrer Stücke viel kümmert.. Mit Otways Atheist or the Second Part of the Soldier's Fortune hat der Freigeist so wenig gemein wie mit dem gleichnamigen Stücke Brawes. Nur die fünfte Scene des dritten Aktes, wo Johann wegen seiner Furchtsamkeit in drastischer Weise von Lisette gehöhnt wird, und die falsche Freigeisterei verspottet werden soll, deutet auf Daredevil, the Atheist, einen großen Lump und Feigling, der höchst wehleidig ist und an einer kleinen Hautwunde zu sterben fürchtet und beichten will. Der Diener Johann ist aber auch verwandt mit Mr. Paris or Monsieur de Paris, der Hauptperson des Gentleman Dancing-Master von Wycherley, der sich französisch kleidet und französisch radebricht, wie sein Onkel Mr. James Formal die Manie hat, sich in Kleidung und Sprache spanisch zu geben. — Einen Fortschritt gegenüber dem Freigeist bedeutet der 1749 verfaßte und 1753 veröffentlichte Henzi: zum ersten Male eine Tragödie, und nicht Prosa, sondern Alexandriner. Sie erregte gleich bei ihrem Erscheinen großes Aufsehen und hat das Interesse der Forscher wach erhalten. Danzel[4]) und Boxberger[5]) sehen in ihr einen Wendepunkt in Lessings dramatischer Thätigkeit. Sie gehen von der Voraussetzung aus, daß Lessing Shaksperes Julius Cäsar, den er aus der Borckschen Übersetzung kannte, bei seiner Tragödie im Auge hatte. Er kehre hier den Franzosen den Rücken, denn Henzi behandle die unmittelbarste Gegenwart, und Bürger, nicht hohe Standespersonen, treten auf. Anders Hettner[6]) und E. Schmidt,[7]) die von einem Einfluß Shaksperes schlechterdings nichts wissen wollen. — Man kann nicht leugnen, daß der Henzi sich von den französischen Tragödien abhebt, nicht nur durch die beiden eben er-

[1]) Hempel 11, 1, 802 ff.
[2]) 1, 159.
[3]) a. a. O.
[4]) 1, 165 f.
[5]) 11, 1, 420 und 8, 155.
[6]) 3, 2, 497.
[7]) 1, 207.

wähnten Momente, sondern auch weil wir nichts von einer Liebes-episode verspüren; „der Korb, den sich Ducret bei der Bewerbung um Fräulein Wernier geholt, dient nur der Steigerung seines selbstischen Treibens.“[1]) Dennoch hat wohl der Henzi nichts mit Shakspere zu thun. Wie wir weiter unten sehen werden, war Lessing in dieser Zeit Shakspere noch nicht näher getreten, es sind vorläufig geringere Talente, die ihn anziehen. „Otways ‚gerettetes Venedig‘ ist das unverkennbare Muster,“ sagt Hettner[2]) lakonisch. Daß Lessing diesen Dichter kannte, wissen wir aus zwei anderen Werken, die wir noch zu erwähnen haben werden. Bei einer genauen Durchsicht von Otways Venice Preserved or A Plot Discovered, das seinerseits bisweilen an Shaksperes Julius Caesar anklingt, z. B. II. 3, wo von Cäsars Ermordung durch Brutus die Rede ist, oder III, 2, wo Belvidera wie Porcia sterben will, stoßen uns einzelne wichtige Stellen auf, die einen Vergleich mit dem Henzi geradezu herausfordern. Es sind folgende: Jaffier (= Henzi) wird von Pierre (= Ducret), dessen Geliebte man geraubt und dem alten Senator Antonio zur Frau gegeben, angespornt, sich gegen die Regierung zu empören (vgl. Henzi I, 2). Pierre teilt den Verschworenen mit, daß er das Geheimnis seinem besten Freunde anvertraut habe; sie glauben sich schon entdeckt, da tritt Jaffier ein und läßt ihnen seine Frau Belvidera als Geißel seiner Treue (II, 3); die Verschworenen, besonders Renauld (= Wyß) halten Jaffier für einen Verräter, überzeugen sich aber von seiner Unschuld und bitten ihn um Verzeihung (vgl. Henzi II, 2 und 3). — Die Bearbeitung des Stoffes ist französisch. Die Einheiten der Zeit und des Ortes sind streng gewahrt, und zwar in bewußter Weise. „Gewisse große Geister würden diese kleinen Regeln ihrer Aufmerksamkeit nicht würdig geschätzt haben; wir aber, wir andern Anfänger in der Dichtkunst, müssen uns denselben nun schon unterwerfen.“[3]) „Die aufgebrachte Tugend,“ etwa fünf Jahre jünger als der Henzi, bietet uns etwas Neues. Wir finden keine Lisette, keine Kammerzofe mehr, ohne die eine französische Komödie undenkbar ist. Leider ist die Quelle, die Lessing einigemal andeutet, noch nicht aufgefunden, und ist das Fragment zu dürftig, um ein bestimmtes Urteil zu erlauben.[4]) Der Ton des Lustspieles, ein solches soll es vermutlich sein, ist ein anderer als in den früheren Stücken derselben Art. „Das Ganze scheint stellenweise in die Bahnen des rührenden Lustspieles auslaufen zu wollen.“[5]) Diese Annahme Munckers hat viel für sich. Lessing

[1]) Ebenda, 208.
[2]) a. a. O.
[3]) Die kritischen Briefe von 1753. Hempel 8, 240.
[4]) Noch schlimmer ist es um den Dorfjunker bestellt, der nur ein Szenar giebt.
[5]) Muncker, a. a. O.

wollte den neueren Bestrebungen auch huldigen, von denen er in der Einleitung zu den Abhandlungen von dem weinerlichen oder rührenden Lustspiele spricht. „Weder das Lustspiel noch das Trauerspiel ist davon (sc. den Neuerungen) verschont geblieben. Das erstere hat man um einige Staffeln erhöht, das andere um einige herabgesetzt.“[1]) In der aufgebrachten Tugend hätten wir dann ein Stück jener Gattung zu suchen, und ein um einige Staffeln herabgesetztes Trauerspiel wäre die zur selben Zeit geschriebene Miß Sara Sampson. „Die Regenten und hohen Standespersonen“[2]) sind wohl bereits im Henzi verschwunden, doch handelt es sich da noch wenigstens um eine Haupt- und Staatsaktion; erst Miß Sara ist der reine Typus der bürgerlichen Tragödie. Hier sind „Helden aus dem Mittelstande im tragischen Stiefel, in dem man sie sonst, um ihn lächerlich zu machen, gesehen hatte.“[3]) Scherer[4]) hat es zuerst angedeutet und E. Schmidt[5]) näher ausgeführt, daß wir es in der Sara mit dem antiken Medeastoff zu thun haben. Ob die geistreiche Hypothese sich halten läßt? Medea ist eine im tiefsten Sinne des Wortes tragische Heldin; ist das die Marwood auch? Wenn Lessing „von Corneilles Medea unbefriedigt nach ihren antiken Vorbildern, den Medeen des Euripides und Seneca, in der Marwood zu einer modernen bürgerlichen Medea vorwärts dringen wollte“, so dürften wir von einer solchen Medea ebensowenig befriedigt sein wie Lessing von der Corneilleschen. — Caro, in seinem zu geistreichen Buche,[6]) sieht in der Sara eine Dramatisierung von Swifts Leben. Schmidt zeigt, daß Lessing den die Geschichte Swifts erzählenden Chaufepié nicht gekannt hat. Aber abgesehen davon. Vermißt Caro nur, um Danzel recht geben zu können, „da (sc. Kaufmann von London und Clarissa) namentlich den schwächlichen Mann zwischen den zwei Geliebten, dessen Herz hinüber und herüber gezogen wird,“ so warten wir ihm mit Fainall in The Way of the World von Congreve auf, der verheiratet ist und eine Liaison mit Mrs. Marwood unterhält. Wir sind bei den sogenannten Quellen der Tragödie angelangt. Es steht fest,[7]) Lessing kannte Lillos rührenden Kaufmann von London, er kannte Richardsons epochemachenden Roman Clarissa, der 1748 erschien, er kannte, wie wir schon wissen, seinen Congreve. Jene beiden regten ihn zum bürgerlichen Trauer-

---

[1]) 11, 1, 189.

[2]) Ebenda.

[3]) Ebenda.

[4]) Deutsche Rundschau 26, 280.

[5]) 1, 257 f.

[6]) S. 74 ff.

[7]) Vgl. z. B. seine Recension von Carl Grandison 12, 549 f.; Vorrede zur Übersetzung von Thomsons Trauerspielen 11, 1, 857; Brief an Mendelssohn vom 18. Dezember 1756; 20, 1, 90.

spiel an. Das rührende Lustspiel hatte er einer Betrachtung unterzogen, die Beurteilung des bürgerlichen Trauerspiels wollte er sich aufsparen;[1]) sie erschien aber nicht, und anstatt ihrer schrieb er in der Einsamkeit zu Potsdam die Sara. „Erst seit dieser Zeit ist Lessing in Wahrheit Lessing."[2]) Er war sich der Neuerung bewußt, die im Sujet und der Ausführung lag. „Ein bürgerliches Trauerspiel! Mein Gott! Findet man in Gottscheds Critischer Dichtkunst ein Wort von so einem Dinge? Dieser berühmte Lehrer hat nun länger als zwanzig Jahre seinem lieben Deutschland die drei Einheiten vorgepredigt, und dennoch wagt man es auch hier die Einheit des Ortes recht mit Willen zu übertreten! Was soll daraus werden?"[3]) Lessing deutet durch die Wahl von durchgängig englischen Namen an, daß er die neue Kunstgattung den Engländern entnommen hat und macht kein Hehl daraus. Es heißt aber seinem Charakter und seinem Genie zu nahe treten, wenn man auf die so leichte Motivenjagd geht und für jeden Zug im Drama einen gleichen oder verwandten in irgend einem englischen Stücke sucht. Es ist selbstverständlich, daß er viele Momente von den Engländern geborgt hat, trotzdem ist das Werk sein und das Wort „Quelle" eigentlich nicht am Platze. Lessing las und schrieb damals so viel über englische Litteratur, wie wir aus seinen Recensionen z. B. sehen, daß ihm unwillkürlich dies oder jenes Motiv aus einem englischen Drama einfiel, welches er dann verwertete, aber für ein selbst erfundenes hielt. Danzel[4]) geht viel zu weit, wenn er die Handlung der Sara für aus dem Kaufmann von London und der Clarissa zusammengeschweißt erklärt. Was hat die Marwood mit der Milwood gemein? In gewissen Augenblicken kann uns eine Marwood rühren, uns vielleicht imponieren, Lillos Milwood nie, die vom ersten Augenblick an sich als eine Bauernfängerin der gemeinsten Art zeigt; es kommt ihr auf Geld, nur auf Geld an, sie treibt George Barnwell zu einem Morde, und dann in den Tod. Sind aber die Congreveschen Mrs. Marwood in The Way of the World und Lady Touchwood im Double-Dealer unserer Marwood ähnlicher? Nur wenig. Sie werden ja von ihren Liebhabern Mirabell und Mellefont nicht betrogen, denn diese lassen sie klar ihre Abneigung merken, weil ihr Herz anderweitig gefesselt ist; die deutsche Marwood aber hat ein Anrecht auf Mellefont. — Vergebens sehen wir uns auch nach dem Vorbild zu Lessings Mellefont um. Weder Congreves Mellefont, noch sein Mirabell, noch auch George Barnwell, der schnell von seiner Marwood ernüchtert ist, haben einen

[1]) 11, 1, 190.
[2]) Hettner, 508.
[3]) Recensionen 12, 607.
[4]) 1, 305 f.

schwächlichen, schwankenden Charakter und treiben zu gleicher Zeit mit zwei Frauenherzen ihr Spiel. Niemandem wird es gar einfallen, eine Parallele zwischen Sampsons Waitwell und Mirabells Waitwell zu ziehen. Die Gleichheit der Namen beweist also gar nichts, und man kann hinsichtlich des Inhalts die Miß Sara als ein Originalstück ansehen. Es bleibt also die Idee der bürgerlichen Tragödie übrig, die Lessing von Lillo empfing. Aber er faßt sie viel tiefer auf. Lillo schreibt ein Rührstück, das am Ende die triviale Lehre enthält, die Jünglinge sollten sich vor schlechten Frauenzimmern hüten.[1] „Lessing vermied die kriminalistische Färbung, welche die bürgerlichen Tragödien der Engländer damals kennzeichnete, indem er sich nicht begnügte, die Verwicklungen der über den menschlichen Satzungen stehenden Personen einfach in dem Kreise der unter denselben lebenden Menschen von Neuem zu variieren, sondern in diesem bürgerlichen Kreise selbst die ewigen ungeschriebenen Gesetze aufsuchte, welche diesem wie allen Menschen vorgeschrieben sind, und gegen welche sich Niemand, auch der Fürst nicht, ungestraft auflehnen darf.“[2] —

Man geht irre, wenn man annimmt, die Miß Sara bedeute „die entschiedene Abwerfung der Zwingherrschaft der französischen Tragik“.[3] Die Idee der bürgerlichen Tragödie kommt wohl von den Engländern, und die Einheit des Ortes ist so wenig in dem deutschen Stücke beachtet wie im George Barnwell, ja in der 1756 verfaßten Vorrede zu der deutschen Übersetzung von Thomsons Trauerspielen spricht sich Lessing gegen die Einheiten des Ortes und der Zeit energisch aus,[4] und doch ist das bloße Erscheinen dieser Vorrede ein Beweis dafür, daß Lessing durchaus noch keinen festen Standpunkt erwählt hat. „Ich rede nach Empfindung, wenn ich ihn (sc. Thomson) auch in dieser Sphäre (sc. der tragischen) für einen von den größten Geistern halte.“[5] Niemand wird heute Lessing in dieser Hochschätzung Thomsons beistimmen. Thomson ist ein sehr mittelmäßiger dramatischer Dichter, und es ist, glaube ich, Wenzel[6] nicht gelungen, Hettners Urteil be-

---

[1]
Be warn'd, ye youths, who see my sad despair,
Avoid lew'd women, false as they are fair.
By my example learn to shun my fate,
How wretched is the man who's wise too late!
Ere innocence and fame and life be lost,
Here purchase wisdom cheaply at my cost (IV, 2).

[2] Sendel, Lessing-Aristoteles' Verhältnis zu Shakspere (Archiv für Litteraturgeschichte herausgegeben von Gosche 3, 1872, S. 83).

[3] Hettner, 508.

[4] 11, 1, 856.

[5] Ebenda.

[6] Kritisch-ästhetische Studien über James Thomsons Tragödien. Herrigs Archiv 1890, 84, S. 31 ff.

deutend einzuschränken. Lessing[1]) begeistert sich für Thomsons Tragödie Eduard und Eleonora, ein für unsern Geschmack höchst langweiliges Stück: In den traurigsten Situationen ermüden uns die Personen durch ihre nicht endigenden Reden. Es ist nicht einmal eine Tragödie, wie es sich bezeichnet, denn in wunderbarer Weise wird Eleonora durch das Gegengift Selims gerettet und ihrem Eduard erhalten. Thomson verrät den Einfluß der Alten, Shakspeares, der französischen Klassiker und der späteren Engländer, daher gewinnt er die Gunst Lessings. In der folgenden Schrift Lessings begegnen wir einer Wandlung in seinen Ansichten. 1758 erscheint in der Theatralischen Bibliothek der Aufsatz: „Von Johann Dryden und dessen dramatischen Werken,“ und das Jahr 1759 beschert uns die Litteraturbriefe.[2]) Dort will Neander, daß man seinen Landsleuten, den Engländern, den Vorzug vor den Franzosen gebe, obwohl diese „ihre Trauerspiele regelmäßiger anlegen und die Gesetze der Komödie und das Dekorum der Bühne genauer beobachten.“[3]) Ein regelmäßiges französisches Schauspiel zu schreiben sei leicht, nichts schwerer als ein unregelmäßiges englisches.[4]) Shakspere, Beaumont und Fletcher, teilweise Ben Jonson seien einem Corneille und Racine vorzuziehen. Neander ist Dryden, wir können sagen: auch Lessing. Denselben vier englischen Dramatikern begegnen wir in dem berühmten 17. Litteraturbrief; ähnlich, nur kräftiger und entschiedener als Neander, macht Lessing Propaganda für die Engländer gegen Gottscheds Franzosen. — Voltaire, für den Niemand Lessing einer Voreingenommenheit zeihen wird, wird allein von seinen Landsleuten wegen seiner Zaïre gelobt, er hat sie Shakspere entlehnt.

---

[1]) a. a. O., 858. Bemerkenswert ist, daß Lessing nie aufhörte, Thomson hoch zu schätzen, sogar zu einer Zeit, wo er sich weder für seine beschreibenden Gedichte noch seine Dramen mehr erwärmen konnte. Wir erkennen dies aus einer Stelle in der Hamburgischen Dramaturgie (7, 91): „Er (sc. Quin) war Thomsons Freund, und die Freundschaft, in der ein Schauspieler mit einem Dichter wie Thomson gestanden, wird bei der Nachwelt immer ein gutes Vorurteil für seine Kunst erwecken.“

[2]) Von einer Besprechung der „Geschichte der englischen Schaubühne“ sehe ich ab. Sie ist Nicolai zuzuschreiben, und daher von Muncker in seine Ausgabe nicht einmal aufgenommen, vgl. S. 6 des Vorwortes zum sechsten Bande seiner Werke. Hier möchte ich den Gründen, weshalb Lessing diese Abhandlung nicht geschrieben haben kann, einen neuen hinzufügen. Die Geschichte der englischen Schaubühne ist sehr dürftig, selbst wenn sie nur eine Art Chronologie geben will. Von Beaumont und Fletcher (11, 1, 703) z. B. wird kein einziges Stück erwähnt; unter Otway (710) vermissen wir Alcibiades und The Soldier's Fortune; unter Wycherley (713) das Country-Wife; Congreve (715) muß sich mit dem Old Bachelor begnügen; wo bleibt sein Double-Dealer? Lessing kannte und benutzte nachweislich alle diese Stücke. Die Geschichte wäre, wenn er sie verfaßt hätte, viel reichhaltiger ausgefallen.

[3]) 11, 1, 744.

[4]) Ebenda, 751 f.

„Hat Corneille ein einziges Trauerspiel, das sie nur halb so gerührt hätte?" Unwillkürlich müssen wir die Frage aufwerfen: Woher kommt der Umschwung in Lessings Anschauung? Der 17. Litteraturbrief offenbart ihn uns, aber wir sehen nicht den allmählichen Übergang von Thomson zu Shakspere. Daß Lessing mit der englischen Litteratur vertraut war, wissen wir, aber der Heros Shakspere hatte ihn noch nicht gefesselt. Jetzt rückt er ihn in den Vordergrund, an ihm soll die dramatische Litteratur sich aufrichten, er soll ihr Schutzheld gegen die Franzosen sein. Von einem eingehenden Studium Shaksperes hat Lessing bisher nichts verraten, und doch hat ein solches stattgefunden, denn Othello, Lear, Hamlet werden in ihrer Gewalt über unsere Leidenschaften dem Ödipus des Sophokles fast gleich geachtet. Im 51. Litteraturbrief, wo er einen Aufsatz Klopstocks im nordischen Aufseher über die poetische Sprache behandelt, kommt er zu folgendem Schluß: „Von diesem Kunststücke werden aber freilich diejenigen nichts wissen wollen, die nur an einem korrekten Racine Geschmack finden und so unglücklich sind, keinen Shakspere zu kennen." — Vielleicht dürfen wir eine Erklärung der befremdlichen Erscheinung darin sehen, daß Lessing in den Jahren 1756 und 1757 mit Mendelssohn und Nicolai einen eingehenden Briefwechsel über das Trauerspiel und den Ursprung und die Natur der tragischen Empfindungen unterhielt.[1]) Er ging bei dem größten modernen Tragiker in die Schule und lernte in seinen unsterblichen Werken die Urbilder echtester Tragik. Er hat erkannt, daß Shaksperes Dichtung auf der heimischen Volksbühne fuße. Er „wünschte, daß das deutsche Drama sich gradlinig fortentwickelt haben möchte, wie es etwa das Englische gethan".[2]) „Unsere alten Stücke haben wirklich sehr viel Englisches gehabt." Daher die berühmte Scene aus dem Doktor Faust, an welchem er seit 1755 arbeitete, am Ende des 17. Litteraturbriefes, um zu beweisen, daß das alte Volksschauspiel „eine Menge Scenen hat, die nur ein Shaksperesches Genie zu denken vermögend gewesen". — Schon hat er, wie gleichfalls aus diesem Briefe hervorgeht, an den ein Jahr später begonnenen Sophokles gedacht — eine folgerichtige Entwicklung, denn Shakspere ist der moderne Sophokles —, so daß wir die Jahre 1757—1760 in gewissem Sinne als die fruchtbarsten in Bezug auf die Läuterung seiner Ansichten über die Tragödie ansehen müssen. Nach E. Schmidt[3]) „schien ihm Shaksperes kühne Größe gefährlich, denn dieser allein

[1]) Eine bequeme Übersicht über die den Gegenstand erörternden Briefe giebt Danzel 1, 351, Anmerkung 1; vgl. auch Schröter und Thiele, Hamburgische Dramaturgie. Vorrede, 55.
[2]) Danzel 1, 451.
[3]) 1, 376.

durfte kein Korn in Lessings Mühle für dramatische Anleihen schütten, und der Klassicismus der Form — E. Schmidt meint Sophokles und Diderot — wurde gegen ihn zu Hilfe gerufen." Nun sind die Litteraturbriefe freilich noch keine Hamburgische Dramaturgie, aber selbst ohne Anleihe aus Shakspere erkennen wir Shakspere's Geist vielfach in den poetischen Werken dieser Jahre. Wenn sie auch an die Franzosen erinnern, liegt es daran, daß Lessing immer noch Lessing bleibt, denn von einer sklavischen Nachahmung Shakspere's ist bei ihm keine Rede.[1]) Danzel und noch Hettner stellen „Das befreite Rom" und Henzi zusammen und leiten beide vom Julius Caesar ab. E. Schmidt[2]) hat bewiesen, daß Das befreite Rom ins Jahr 1756 oder 1757 gehört. Die Reden des Brutus und Collatinus ans Volk möchte ich zwar nicht mit denen des Brutus und Antonius bei Shakspere vergleichen,[3]) dazu bietet das Fragment zu wenig Anhalt; aber wohl können die Pöbelscenen als Shaksperisch gelten. Ob man sich hier schon einzelne Vertreter des Volkes, die uns in ihren verschiedenen Reden eine Vorstellung von der Volksseele geben, wie im Julius Caesar und Goethes Egmont, zu denken hat, oder nur den Pöbel in seiner Gesamtheit, der durch wüstes Geschrei seinen Unwillen äußert, bleibe dahingestellt, es hätte wohl eine größere Kunst verraten. Aber der bloße Umstand, daß der Dichter mit Massen operiert, bezeugt, daß er viel von Shakspere gelernt hat. — Shakspere'sche Form haben wir namentlich im „Horoskop", das wie Fatime, Kleonnis, Spartakus teilweise im englischen Blankvers geschrieben ist. Im Horoskop überrascht ferner die Übertretung der Regel von der Einheit des Ortes, denn nicht nur nach den einzelnen Akten, sondern auch innerhalb desselben Aktes wechselt der Schauplatz. E. Schmidt führt noch die größere Personenzahl und die starke Beteiligung von Frauen ins Feld.

Aber Lessing bleibt Shakspere noch nicht treu. Aus der Fülle der Entwürfe müssen wir zwei hervorheben, die wieder garnicht an Shakspere erinnern: „Alcibiades" (und Alcibiades in Persien) und „Die Witzlinge". „Im Philotas teils Shakspere, teils der Antike folgend, scheint er es im Alcibiades auf eine Tragödie von ganz antikem Muster abgesehen zu haben." Die Freundschaft zweier Helden wird verherrlicht. Nicht der wilde und thatenlustige Alcibiades erscheint. Alcibiades will nur sich selbst leben: „Ist es dir noch nicht genug, daß ich vierzig Jahre der Wollust und dem Ehrgeize, der ganzen schrecklichen Schar der Laster gefröhnt habe? Die Thorheit hat den

[1]) Danzel 1, 441; Rovenhagen, S. 11.

[2]) 1, 337 f. Hier und im Folgenden richte ich mich, gegen Boxberger, ganz nach Schmidts Zeitbestimmung, vgl. auch Muncker 3, Vorrede, 12.

[3]) Danzel 1, 166 Anmerkung.

besten und größten Teil meines Lebens; hindre mich nicht, den kurzen kalten Rest der Weisheit zu weihen!" Von Otways Alcibiades hebt sich das Fragment durch diesen ernsten Hintergrund bedeutend ab. Entlehnt sind ihm II, 2: Tissaphernes (= Pharnabaz) ist neidisch auf Alcibiades, dem der König Agis (= Artaxerxes) alle Macht verliehen, um ihm Athen zu erobern (I, 2), ferner die wichtige dritte Scene desselben Aktes: Thissaphernes will seinen Sohn Patroklus (= Susamithres) überreden, Alcibiades zu hassen, Patroklus bleibt aber seinem Freunde treu und verleugnet eher den Vater. (Otway III, 2). Es ist Boxberger[1]) gelungen, die andern von Lessing benutzten Werke aufzufinden; sie zeigen aber nur, wie selbständig Lessing verfährt. Hettner[2]) findet in IV, 2 eine Ähnlichkeit mit Coriolan, wohl mit Unrecht. Er hält das Fragment für viel jünger (1749) und leitet daher die These ab, Lessing schätzte damals noch nicht Shakspere. Das gerade Gegenteil ist das Richtige. Der Alcibiades ist frühestens 1760 geschrieben, wo Lessing sich schon Shakspere genähert hatte, er dichtete aber nicht nach der Schablone, und die Antike sagte ihm für den Stoff mehr zu. Ähnlich steht es um die Witzlinge. Danzel konnte das englische Stück, das, nach den Namen zu schließen, unverkennbar hier zu Grunde liegt, nicht ausfindig machen. Scherer[3]) meint, daß The Soldier's Fortune von Otway in Lessing den Entwurf anregte. Diese Abhängigkeit von Otway giebt sich aber nur im Titel kund. Madame Blunt und Miranda sind zwei affektierte, witzig sein wollende Närrinnen, Herr Blunt einer von den alten Witzlingen. Im Otwayschen Stücke finden wir auch mehrere Witzlinge: In der Intrigue findet nicht die geringste Ähnlichkeit statt. Es macht Lessing alle Ehre, daß er Otway nicht weiter benutzt hat. Sein Soldatenglück ist eins der sittenlosesten Stücke in der Gesamtlitteratur, Kuppelei und Ehebruch spielen sich auf offener Bühne ab. Lessing hat in seinen Auszügen aus Otway[4]) den großen Unterschied zwischen The Soldier's Fortune und der „Männerschule" Molières berührt und seiner Entrüstung über den ausschweifenden Engländer Ausdruck verliehen. — Man möchte eher geneigt sein, Lessings Fragment mit Molièreschen Personen in Verbindung zu bringen, an den Tartüffe und die gelehrten Frauen zu denken. Französisch ist es auch, wenn wir wieder eine Lisette finden. Aber es ist nicht mehr die Lisette der früheren Lustspiele. Ihre Rolle ist eine sehr bescheidene geworden. Während sie z. B. im „Vater ein Affe ꝛc." noch die Führung hat, ist sie hier die einfache Dienerin und wird nur einmal erwähnt. Ist diese Lisette, die Lessing

[1]) Hempel 11, 2, 651.
[2]) 502.
[3]) Deutsche Rundschau.
[4]) Hempel 11, 2, 862 ff.

im Lustspiele notwendig brauchte, vielleicht schon eine Vorläuferin der Franziska? denn auch sie „giebt nicht ausschließlich Ratschläge, aus denen die Entwicklung entsteht“.[1]) Der Sprung von den Witzlingen zu der „Minna von Barnhelm“ ist nicht allzu kühn. Beide sind in Breslau, wenn auch nicht gleichzeitig, so doch kurz nacheinander entstanden. — Minna von Barnhelm ist nicht nur das beste Lustspiel Lessings, sondern überhaupt das beste deutsche Lustspiel. Worin seine große Bedeutung liegt, hat Goethe in die oft citierten Worte gefaßt: „Eines Werkes aber, der wahrsten Ausgeburt des siebenjährigen Krieges, von vollkommenem norddeutschen Nationalgehalt, muß ich hier vor allen ehrenvoll erwähnen; es ist die erste, aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduktion von specifisch temporärem Gehalt, die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung hat.“ Goethe spricht vom Gehalte des Dramas. Wir betrachten mehr die Form. Der feinsinnige Danzel[2]) bezeichnet die Kunstform der Minna als das comique sérieux, das Lessing aus seinen Diderotschen Studien vorschwebte. Diderot, Shakspere, Sophokles fesselten ihn gleichzeitig. Die Beschäftigung mit Shakspere erschlossen wir oben aus verschiedenen Momenten, dem Diderot und Sophokles sind eigene Schriften gewidmet, von des ersteren Theater einige Stücke ins deutsche übertragen. Französisch ist in unserm Lustspiel die strenge Innehaltung der Einheiten des Ortes und der Zeit; englisch, speziell Shaksperisch ist „die Abspielung der Situationen und Handlungen der Hauptpersonen in ähnlichen Situationen und Handlungen der Nebenpersonen, wodurch die Idee von allen Seiten klar beleuchtet wird.[3]) — Aus englischen Stücken stammen aber auch, unbeschadet des echt deutschen Charakters der Minna, manche wichtige Motive.[4]) Wenn ihnen hier eine vielleicht zu eingehende Betrachtung zu teil wird, so soll damit nur bewiesen werden, wie Lessing die Hauptvertreter der englischen Litteratur genau kannte. In den dramatischen Entwürfen hören wir von Congreve, Wycherley, Otway, welche die Verwilderung des englischen Lustspiels bezeichnen; Farquhar, um ihn handelt es sich hier, überragt bereits die Genannten an sittlicher Reinheit und beginnt mit dem zuchtlosen Bühnenwesen aufzuräumen. In Farquhars Constant Couple, or a Trip to the Jubilee (1700) finden wir einen Oberst Standard, der die Lady Lurewell liebt, da er aber sein ganzes Vermögen eingebüßt hat, es seiner nicht für würdig hält, sie zu heiraten und sie meidet. „I once, madam, hoped the honour of defending you

---

1) Scherer, a. a. O.
2) 1, 474.
3) Rovenhagen, S. 13.
4) Siehe auch Allgemeine Zeitung 1864, 4. Juli, S. 2854 und Erich Schmidt 1, 465.

from all injuries through a title to your lovely person, but now my love must attend my fortune. This commission, madam, was my passport to the fair; adding a nobleness to my passion, it stamped a value on my love; 'twas once the life of honour, but now its hearse, and with it must my love be buried. — — No madam, no: I'll never be a charge to her I love. The man that sells himself for gold, ist the worst of prostitutes" (I, 2). Aus ähnlichen oder ganz gleichen Gefühlen handelt Tellheim, wenn er Minna auseinandersetzt, weshalb er nicht der Ihrige werden könne. Auffallend ist auch die erste Scene des dritten Aktes im Sir Harry Wildair von Farquhar, wo wir Lady Lurewell im Spiele mit Mr. le Marquis antreffen. Wir hören da aus des letzteren Munde die Worte: „Blind! (sc. Fortune) yes, begar, and dumb and deaf too. — Vell denn, Fortune give de Anglisman de riches, but nature give de Franceman de politique to correct de unequal distribution. Sonst zeigen beide Lustspiele freilich eine große Verschiedenheit. Lady Lurewell ist im Gegensatze zu Minna eine Kokette, die mit den Männern ihr Spiel treibt, und Standard ist durchaus keine so edle Natur wie Tellheim, wie schon aus dem Benehmen gegen seinen Nebenbuhler Sir Harry Wildair erhellt. — Der Ring mit der Inschrift Love and Honour, den Lady Lurewell als fünfzehnjähriges Mädchen dem Verführer Standard, ihrem späteren Manne, gegeben hat, spielt keine so große Rolle wie in Lessings Stück, er dient hauptsächlich als Erkennungszeichen. Vielleicht könnte man auch an den Ring in Otways „Soldatenglück" erinnern. Zu weit geht es aber, wenn man Lessing sogar eine Anleihe bei Wycherley machen läßt, der im Plain-Dealer Fidelia in Männerkleidung ihrem Manly so lange folgen läßt, bis dieser endlich ihre Treue erkennt und sie heiratet. — Die oben erwähnten zwei bis drei Motive des Engländers hat Lessing verwertet, alles andere, Fabel sowohl wie Komposition, sind sein Eigentum und machen die Minna zum ersten nationalen Drama der Deutschen.[1]) Zwischen Lessings bestes Lustspiel und sein bedeutendstes Trauerspiel fällt die Hamburgische Dramaturgie. In diesem Werke erkennen wir klar und unzweideutig, wie Lessing endgiltig die Fesseln der französischen Tragik abgestreift hat. Jetzt ist kein Rückschlag mehr möglich.

---

[1]) Grudzinskis Schrift: Minna von Barmhelm und l'École des Amis, Eine litterarhistorische Abhandlung, Krakau 1896 ändert nicht viel an diesem Ergebnis; man kann höchstens sagen, daß Lessing, der den Lachaussée kannte, auch seine École des Amis gelesen hatte und aus der Hortense einige Züge für seine Minna entlehnte. Für Tellheim müssen wir auch fernerhin die englischen Vorbilder in Anspruch nehmen. Grudzinski traut dem französischen Stücke einen viel zu großen Einfluß auf Lessing zu.

Schon der Laokoon, nicht viel früher geschrieben, ist von ganz antikem Geiste durchweht. Homer ist die unversiegbare Quelle, aus der er schöpft; von ihm leitet er die Regeln und die Grundsätze für die epische Poesie ab. In der Hamburgischen Dramaturgie giebt Aristoteles die Norm für die Tragödie, und die Muster sind Sophokles und — Shakspere. In der Natur der Sache liegt es, wenn wir in der Minna von Barnhelm nur aus gewissen Zügen den Einfluß Shaksperes herleiten konnten. Das Stück ist eine Komödie, und in dieser Gattung hat Lessing, das dürfen wir nicht vergessen und wollen wir gleich vorwegnehmen, stets mehr den Franzosen als den Engländern gehuldigt. „Die englische Manier in diesem Punkte zerstreut und ermüdet uns; wir lieben einen einfaltigen Plan, der sich auf einmal übersehen läßt. So wie die Engländer die französischen Stücke mit Episoden erst vollpfropfen müssen, wenn sie auf ihrer Bühne gefallen sollen, so müßten wir die englischen Stücke von ihren Episoden erst entladen, wenn wir unsere Bühne glücklich damit bereichern wollten. Ihre besten Lustspiele eines Congreve und Wycherley würden uns ohne diesen Ausbau des allzu wollüstigen Wuchses unausstehlich sein. Mit ihren Tragödien werden wir noch eher fertig; diese sind zum Teil bei weitem so verworren nicht als ihre Komödien, und verschiedene haben, ohne die geringste Veränderung, bei uns Glück gemacht, welches ich von keiner einzigen ihrer Komödien zu sagen wüßte.“[1]) Danach handelte Lessing auch und nahm, wie wir gesehen haben, aus den englischen Vorlagen stets nur eine Episode zur Bearbeitung. Die Hamburgische Dramaturgie beschäftigt sich vorzugsweise mit der Tragödie, wie auch Aristoteles bei seiner Definition des Dramas nur sie im Auge hat. Merkwürdig ist, daß schon der 17. Litteraturbrief in nuce die Hamburgische Dramaturgie enthält. Wenn aber dort neben Shakspere auch Jonson und Beaumont und Fletcher zu ihrem Rechte kommen, so dreht sich hier die Untersuchung um Shakspere allein, und seine Tragödie ist die moderne Tragödie κατ' ἐξοχήν.[2]) — Die Entstehung und ganze Anlage der Dramaturgie bringt es mit sich, daß Lessing nur einige Stücke Shaksperes eingehend bespricht — findet sich ja nicht einmal eine Gelegenheit, den König Lear zu erwähnen — und dennoch lernen wir durch Lessing den ganzen Shakspere kennen. „Durch die Hamburgische Dramaturgie ist Shakspere erst in Deutschland heimisch geworden.“[3])

[1]) Stück 12. Hempel 7, 111.

[2]) Ben Jonson, Beaumont und Fletcher werden gar nicht erwähnt. Dryden wird nur gestreift. „Er ist es, der bei den Engländern Meisterstücke von dieser Art (Epiloge) gemacht hat, die noch jetzt mit dem größten Vergnügen gelesen werden, nachdem die Spiele selbst, zu welchen er sie verfertigt, zum Teil längst vergessen sind“ (Hempel 7, 92).

[3]) Hettner, S. 527.

Seinen Landsleuten legt es Lessing ans Herz, Shakspere fleißig zu studieren, sei es auch nur in der Übersetzung Wielands. „Sie ist noch kaum fertig geworden, und Niemand bekümmert sich schon mehr darum. Die Kunstrichter haben viel Böses davon gesagt. Ich hätte große Lust, sehr viel Gutes davon zu sagen. Nicht, um diesen gelehrten Männern zu widersprechen, nicht, um die Fehler zu verteidigen, die sie darin bemerkt haben, oder weil ich glaube, daß man von diesen Fehlern kein solches Aufheben hätte machen sollen. Das Unternehmen war schwer; ein jeder anderer als Herr Wieland würde in der Eile noch öfterer verstoßen und aus Wissenheit oder Bequemlichkeit noch mehr überhüpft haben, aber was er gut gemacht hat, wird schwerlich Jemand besser machen. So wie er uns den Shakspere geliefert hat, ist er noch immer ein Buch, das man unter uns nicht genug empfehlen kann. Wir haben an den Schönheiten, die er uns liefert, noch lange zu lernen, ehe uns die Flecken, mit welchen er sie liefert, so beleidigen, daß wir notwendig eine bessere Übersetzung haben müßten." [1]) — Was zieht Lessing zu Shakspere? Die Antike. Unter allen modernen Dichtern sei es der Brite allein, der dem antiken Ideal gerecht werde, und nur das griechische Theater sei das wirkliche Theater, nur Aristoteles habe die einzig wahre Theorie der Tragödie aufgestellt, weil er sie aus dem Drama seiner Zeit ableite, wie er, Lessing, selbst die Theorie des Epos aus dem Homer genommen habe und dadurch von ihrer Richtigkeit überzeugt sei. „Ich würde in diese trockene Schlußkette weniger Vertrauen setzen, wenn ich sie nicht durch die Praxis Homers vollkommen bestätigt fände, oder wenn es nicht vielmehr die Praxis des Homers selbst wäre, die mich darauf gebracht hätte." [2]) Die Dichtkunst des Aristoteles hält Lessing „für ein ebenso unfehlbares Werk als die Elemente des Euklides nur immer sind. Ihre Grundsätze sind ebenso wahr und gewiß, nur freilich nicht so faßlich, und daher mehr der Chikane ausgesetzt als alles, was diese enthalten. Besonders getraue ich mir von der Tragödie, als über die uns die Zeit so ziemlich alles daraus gönnen wollen, unwidersprechlich zu beweisen, daß sie sich von der Richtschnur des Aristoteles keinen Schritt entfernen kann, ohne sich ebenso weit von ihrer Vollkommenheit zu entfernen". [3]) Die Franzosen haben sich von dem Aristoteles, trotzdem sie es nicht zugeben wollen, entfernt und besitzen keine Tragödie, Shakspere kannte die Alten nicht und kommt ihnen gleich. „Verschiedene französische Tragödien sind sehr feine, sehr unterrichtende Werke, die ich alles Lobes wert

[1]) Stück 15. Hempel 7, 122.
[2]) Laokoon, Kapitel 16. Hempel 6, 99.
[3]) Hamburgische Dramaturgie, Stück 101—104. Hempel 7, 475 f.

halte; nur daß es keine Tragödien sind. Die Verfasser derselben konnten nicht anders als sehr gute Köpfe sein; sie verdienen zum Teil unter den Dichtern keinen geringen Rang; nur daß sie keine tragische Dichter sind, nur daß ihr Corneille, Racine, ihr Crébillon und Voltaire von dem wenig oder gar nichts haben, was den Sophokles zum Sophokles, den Euripides zum Euripides, den Shakspere zum Shakspere macht."[1]) Hier werden Sophokles, Euripides, Shakspere in einem Atemzuge genannt, und doch welcher Unterschied zwischen einer Tragödie des Sophokles und einer des Shakspere, wenn wir nur den äußeren Bau betrachten! Bei dem Griechen die strenge Einheit des Ortes und der Zeit, die geringe Anzahl der Personen, die verhältnismäßig kurze Handlung; beim Engländer eine Handlung, die sich sehr oft Monate hinzieht, in ganz verschiedenen Ländern abspielt und durch manche Episoden unterbrochen wird. Aber Shakspere erreicht — und darin begegnen sich Sophokles und Shakspere — die von Aristoteles verlangte Wirkung der Tragödie und erregt „unser Mitleid in dem Grade, in welchem die Tragödie es erregen sollte", während die Franzosen bei all ihrer Regelmäßigkeit dies Ziel verfehlen. Die Franzosen sind geziert und schwach, Shakspere natürlich und kraftvoll. Shakspere zwingt uns, ihm überallhin zu folgen, wir sind in seiner Gewalt. Daher versteht er es, das Gespenst im Hamlet uns glaubhaft zu machen. „Vor ihm richten sich die Haare zu Berge, sie mögen ein gläubiges oder ungläubiges Gehirn bedecken." Daher übten Shaksperes Tragödien eine tiefe, anhaltende Wirkung auf die Zuschauer aus, auch zu einer Zeit, „wo die Bühnen, auf welchen sie gespielt wurden, aus nichts bestanden als aus einem Vorhange von schlechtem, groben Zeuge, der, wenn er aufgezogen war, die bloßen, blanken, höchstens mit Matten oder Tapeten behängten Wände zeigte; da war nichts als die Einbildung. was dem Verständnisse des Zuschauers und der Ausführung des Spielers zu Hilfe kommen konnte; demohngeachtet, sagt man, waren damals die Stücke des Shakspere ohne alle Scenen verständlicher, als sie es hernach mit denselben gewesen sind".[2]) Die höchste Begeisterung für Shakspere bekundet Lessing in der Kritik von Weißes Richard III. „Shakspere will studiert, nicht geplündert sein. Haben wir Genie, so muß uns Shakspere das sein, was dem Landschaftsmaler die camera obscura ist; er sehe fleißig hinein, um zu lernen, wie sich die Natur in allen Fällen auf eine Fläche projektiert, aber er borge nichts daraus ..... Alle, auch die kleinsten Teile beim Shakspere, sind nach den großen Maßen des historischen Schauspiels

[1]) Ebenda, Stück 81. Hempel 7, 395.
[2]) Ebenda, Stück 80. Hempel 7, 391.

zugeschnitten, und dieses verhält sich zur Tragödie französischen Geschmacks ungefähr wie ein weitläufiges Freskogemälde gegen ein Miniaturbildchen für einen Ring ..... Aus einzelnen Gedanken beim Shakspere würden ganze Scenen, und aus einzelnen Scenen ganze Aufzüge werden müssen. Denn wenn man den Ärmel aus dem Kleide eines Riesen für einen Zwerg recht stutzen will, so muß man ihm nicht wieder einen Ärmel, sondern einen ganzen Rock daraus machen." [1]) — Hier zeigt sich zugleich, wie Lessing Shakspere nachgeahmt wissen will. Durch die starke Hervorhebung Shaksperes hat er der ganzen französischen Tragödie den Todesstoß versetzt und der deutschen den Weg gewiesen, den sie einzuschlagen habe. Treffend und echt Lessingsch ist das Bild vom Riesen und seinem Kleide. Man kann eine Tragödie in Shaksperes Manier schreiben und doch in vielem von ihm abweichen. Als Jüngling sagte er einst, daß der Anfänger der Regeln nicht entraten könne, jetzt hören wir etwas Analoges: „Aber mit diesen Regeln fing man an, alle Regeln zu vermengen und es überhaupt für Pedanterie zu erklären, dem Genie vorzuschreiben, was es thun und was es nicht thun müsse, kurz wir waren auf dem Punkte, uns alle Erfahrungen der vergangenen Zeit zu verscherzen." [2]) Diese Worte darf man nicht unberücksichtigt lassen, will man die Emilia Galotti verstehen, die trotz ihrer Regelmäßigkeit alsbald an Shakspere erinnerte und trotz ihres scheinbar französischen Äußeren bewies, daß die Herrschaft des französischen Klassicismus in Deutschland unwiderbringlich dahin sei. — Hier liegt es uns ob, das was ShakspERisch an der Tragödie ist, zu zeigen; alle andern Fragen, eine Legion, berühren uns nicht. [3]) — Wohl haben wir die Einheit der Zeit, aber der Dichter wird durch sie nicht behindert, er richtet seine Handlung danach ein; wenn wir sie prüfen, so ergiebt sich, daß sie recht gut im Laufe eines Tages geschehen kann, ja muß. Denn kommt die Trauung zwischen Appiani und Emilia zu stande, so hat der Prinz das Nachsehen. Will er zum Ziele kommen, so muß Marinelli rasch für ihn handeln. Auch die Ortseinheit ist gewissermaßen gewahrt, der erste Akt spielt im Vorzimmer des Prinzen, der zweite im Hause Galotti, die andern ohne Unterbrechung auf Dosalo, und innerhalb der Akte ist keinerlei Wechsel der Scenerie. [4]) Und dennoch, wo finden wir in der französischen Litteratur eine Tragödie, deren Charaktere so ausgeprägt, so fein gezeichnet sind, wie die des

[1]) Ebenda, Stück 73. Hempel 7, 362.

[2]) Ebenda, Stück 101—104. Hempel 7, 476.

[3]) Interessant ist der Aufsatz von Roethe in der Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 2, 529 ff. Roethe hat entdeckt, daß das Fragment Virginia nichts als eine wörtliche Übersetzung einer Crispschen Tragödie ist.

[4]) Vgl. E. Schmidt 2, 197.

Marinelli und der Orsina besonders? Obwohl die Handlung ohne die geringste Unterbrechung schnell von statten geht, werden wir durch nichts überrascht. Es folgen die Handlungen notgedrungen aus den Charakteren; diese werden, obwohl kurz, doch treffend gezeichnet. Wenn es der Claudia vor der allzu rauhen Tugend ihres Gatten fast graut; wenn wir aus dem Munde der Mutter hören, daß Emilia „die furchtsamste und entschlossenste ihres Geschlechts ist, ihrer ersten Eindrücke nie mächtig, aber nach der geringsten Überlegung in alles sich findend, auf alles gefaßt“: so ist es natürlich, daß diese Emilia zu sterben wünscht, obwohl ihre Ehre vorläufig noch nicht verletzt ist, und daß dieser Vater sie tötet, um einer solchen Eventualität vorzubeugen. Freilich ist der Werdeprozeß nicht so fein dargestellt wie etwa im Macbeth oder im Othello, den beiden Charaktertragödien par excellence, wo wir schrittweise den Ehrgeiz und die Eifersucht im Helden sich entwickeln sehen, bis zu einem Grade, daß wir sogar durch die Mordthat nicht aus der Fassung gebracht werden, da sie folgerichtig und erwartet ist. Aber der Ansatz zu der Charaktertragödie ist von Lessing gemacht worden, in bewußter Anlehnung an Shakspere; der Prozeß selbst ist nicht völlig durchgeführt, weil die Handlung von Anfang an knapp, vielleicht zu knapp bemessen war. Der Hauptfortschritt aber gegenüber der früheren Tragödie ist der Umstand, daß wir seit Shakspere zum ersten Male wieder Handlung haben, keine Erzählung, keine trockene Schilderung. Der Überfall ist fast zu sehen, man hört die Schüsse und weiß, daß einer von den Hauptpersonen in diesem Augenblicke getötet wird; Emilia eilt fliehend herbei, nicht lange darauf Claudia. Zuletzt wird die Tochter vom Vater erstochen, nachdem das packende Gespräch vorausgegangen. Wie lebhaft, fast Handlungen gleichkommend, sind ferner die Gespräche zwischen Appiani und Marinelli, zwischen letzterem und der Orsina und gar zwischen dieser und Odoardo! Schnelles, lebhaftes Tempo, kein Augenblick ruhiger Betrachtung, stets Bewegung. Schon bei der Lektüre wird man fortgerissen, geschweige bei einer Aufführung im Theater. — Dies dürfte genügen, um zu beweisen, wie sehr diese Tragödie trotz Zeit- und Ortseinheit von der steifen französischen Tragödie sich entfernt und dem Drama Shaksperes nachgebildet ist. — Auf dem Standpunkte, den er in der Emilia Galotti einnimmt, beharrt Lessing, wie es sein letztes Drama, der Nathan, bezeugt. Wohl „sollte er, um mit Scherer[1]) zu reden, noch eine höhere Stufe ersteigen (sc. im Nathan): von der prosaischen Tragödie ging er schließlich doch zum Drama in Versen über, um einen ganz idealen Gehalt in die würdige Form zu bringen und einem hohen Gesang

[1]) Geschichte der deutschen Litteratur, S. 460 f.

von allverbindender Menschenliebe auch den Schmuck der rythmischen Rede zu gönnen".[1]) Aber die „würdige Form" trifft nicht den innern Kern und den Bau des Dramas. In dieser Hinsicht bedeutet die Emilia Galotti bereits Lessings höchstes Können. „Er bewährte sich als den Meister dieser Tragödie, wie ihn die Minna als Meister des Lustspiels gezeigt hatte. Er ward damit der eigentliche Lehrer einer jüngeren Generation von Dramatikern."[2])

Lessings Bekanntschaft mit der englischen Litteratur ist nicht auf die dramatischen Dichter beschränkt. Fast sein ganzes Leben hindurch[3]) beschäftigte er sich mit den Engländern, vielleicht mehr als mit den Franzosen. Sternes Tristram Shandy und Sentimental Journey[4]) schätzte er nicht minder als Richardsons Clarissa und andere Romane. Swift[5]) und Pope las er schon früh. Die Schrift „Pope ein Metaphysiker", die er gemeinschaftlich mit Moses Mendelssohn verfaßte, beruht auf Popes Essay on Man. Von einer Lektüre Popes finden wir auch noch später Spuren, wenn er z. B. im Laokoon[6]) seine Übersetzung der Iliade anführt, freilich um ihm in der Frage der Perspektive Unrecht zu geben. Aber von einem Einfluß dieser Dichter auf Lessing merken wir wenig oder gar nichts. Mag immerhin das Jugendgedicht „Die Religion" durch Popes Lehrgedicht angeregt sein, wie manche annehmen, geradezu befremdlich ist es jedoch, wenn Richard M. Meyer[7]) das bekannte Gedicht „Das Muster der Ehen"

---

[1]) Wie Lessing durch englischen Einfluß zum fünffüßigen Jambus geführt ward, zeigt Oberländer: Die geistige Entwicklung der deutschen Schauspielkunst im 18. Jahrhundert, Hamburg und Leipzig 1898 (Litzmann, Theatergeschichtliche Forschungen 15), S. 107.

[2]) Scherer, ebenda.

[3]) Aus einem Briefe vom 22. Juli 1779 erfahren wir, daß er Chaucers Canterbury Tales liest. Vgl. Hempel 20, 1, 716 Anmerkung.

[4]) Zwei Charaktere aus den Witzlingen sind dem Tristram Shandy nachgebildet, vgl. Hempel 11, 2, 56 Anmerkung; siehe auch Hempel 20, 1, 605 Brief an Bode; die Verdeutschung von „sentimental" rührt bekanntlich von Lessing her. Sogar Sternes Predigten hatte er eingehend gelesen, wie uns Nicolai berichtet, vgl. Hempel 17, 268 f.

[5]) „Swift war ein kühner Philosoph, strenger Richter und ein englischer witziger Kopf", vgl. Recensionen, Hempel 12, 551.

[6]) Laokoon, Kapitel 19; Hempel 6, 120.

[7]) Zeitschrift für deutsches Altertum 31, 104. Das englische Gedicht lautet folgendermaßen: On a Certain Lady at Court (Pope, Works, London 1855, 4, 98): 1. I know the thing that's most uncommon: | (Envy, be silent, and attend!) | I know a reasonable woman | Handsome and willy, yet a friend. 2. Not warp'd by passion, awed by rumor | Not grave through pride, or gay through solly; | An equal mixture of good humor, | And sensible soft melancholy. 3. 'Has she no faults then', Envy says, 'Sir'? | Yes, she has one, I must aver | When all the world conspires to praise her, | the woman's deaf and does nof hear. Vgl. R. Köhler, Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 2, 275.

für eine „z. T. wörtliche Übersetzung“ von Popes Gedicht On a certain lady at court ausgiebt, weil zwei Zeilen in beiden Gedichten ähnlich (nicht gleich!) lauten. Man ist dann nicht weit von Albrecht[1]) entfernt, der Lessing für einen Plagiator der schlimmsten Art hält und ihm nichts originelles zutraut. Nein, schon früh erkennt Lessing Pope als den Reimer. „In seinen Gedichten ist er der verschönerte Pope, in seinen Briefen der wahre.“[2]) Kaum zu erwähnen haben wir hier die Übersetzungen von Law: Eine ernsthafte Ermunterung an alle Christen oder von Hutchesons Sittenlehre der Vernunft, die der Berliner Litterat anfertigte, um sein Leben zu fristen.[3]) Männer wie Burke[4]) und Shaftesbury fesselten allerdings lange seine Aufmerksamkeit; der Laokoon und die theologischen Schriften verraten das Studium des Moralphilosophen.[5]) Wenn ihnen hier keine Beachtung geschenkt wird, so geschieht es, weil wir keine gleichsam organische Entwicklung in ihrem Einfluß auf Lessing wahrnehmen. Sie fesseln ihn, sobald er auf sie stößt, und er entnimmt ihnen Lehren und Grundanschauungen.[6]) — Anders verhält es sich mit der Beziehung Lessings zur dramatischen Litteratur Englands. Lessing ist für uns vorzugsweise Dramatiker, und der Kritiker Lessing hat es auch meistens mit dem Drama zu thun. Zwischen den ersten dramatischen Fragmenten und der Emilia Galotti ist ein gewaltiger Unterschied. Dort sehen wir englische Stücke eines Wycherley, Congreve u. s. w. ganz äußerlich verarbeitet, hier finden wir Shakspeares Geist vorherrschend, denn „ein Plagium kann man an ihm nicht begehen“. Wir finden die merkwürdige Erscheinung, daß Lessing in seiner Jugend den modernen Engländern sich nähert und erst verhältnismäßig spät zu Shakspere kommt, ihn aber dann tiefer als irgend einer vor ihm erfaßt und zu seinem Leitstern erwählt. —

---

[1]) Paul Albrecht: Lessings Plagiate. Hamburg und Leipzig.

[2]) Recensionen, Hempel 12, 504.

[3]) Aus dem Jahre 1756. Der Vollständigkeit halber seien noch erwähnt Samuel Richardsons Sittenlehre für die Jugend, und die geheiligten Andachtsübungen der Frau Rowe ed. von Watts.

[4]) Philosophical Inquiry into the origin of our ideas of the sublime and beautiful. Lange trug sich Lessing mit einer Übersetzung des Werkes, wie aus verschiedenen Briefen an Mendelssohn hervorgeht, vgl. Hempel 20, 1, 147. 151. 159. Einige Bruchstücke sind abgedruckt 18, 320 f.

[5]) Danzel 1, 348. E. Schmidt 2, 8 und 358. 648. Vgl. auch Rehorn: Das Verhältnis Shaftesburys zu Lessings Laokoon, Berichte des Freien Deutschen Hochstifts 1886/7, S. 146 ff.

[6]) Ähnlich verhält es sich mit dem Fragment „Der Schauspieler“ (Hempel 11, 2, 851 ff.). In neuester Zeit hat Oberländer, a. a. O., 95 f. Hogarths Einfluß auf Lessing nachgewiesen. Vgl. übrigens auch S. 119 und 139 f.

Swedenborg im Faust.

Von Max Morris in Charlottenburg.

Die Geisterwelt des Faustdramas läßt sich nicht in einem sauberen System darstellen. Goethe hat in den auf einander folgenden Stadien der Produktion bei den allerverschiedensten Stellen Anlehnung gesucht, wohl bewußt, daß die Bildung von Mythen nur naiven Zeiten und Menschen gehört, und daß dem mit der Bildung dreier Jahrtausende belasteten modernen Dichter die Aufgabe zufällt, überkommene Mythen wieder einzuschmelzen, zu läutern und in neuen, reineren poetischen Gebilden auszuprägen.

Der junge Goethe wird von solchen Aufrührern wider die Gottheit, wie Prometheus, Faust und — mit gewissen Einschränkungen — der ewige Jude sind, unwiderstehlich angezogen und bemächtigt sich in leidenschaftlichem Anlaufe des gewaltigen Stoffes, aber mit jedem Schritt vorwärts thürmen sich in solchen Dichtungen die Schwierigkeiten. Das Problem zu stellen und die wahlverwandten geistigen Titanen den oberen Mächten den Kampf ansagen zu lassen, das vermag er; aber die Lösung, den Ausgleich zwischen Titan und Gottheit, hat der junge Goethe in keiner dieser Dichtungen geleistet. Im Faust hat er es nicht einmal bis zur vollständigen Fragestellung gebracht. Den Teufel und den Teufelspakt mythengerecht und zugleich modern darzustellen, das gelang ihm nicht, und so ließ er die große Lücke und schuf, was ihm zu schaffen möglich war: Schülerscene, Auerbachs Keller, Gretchen. Wie er nun in den neunziger Jahren ernstlich an die Füllung der Lücke geht, hören wir fortwährend seine Klagen über den barbarischen Stoff, das heißt den Teufelspakt. Er hilft sich, indem er auf Cellinische Weise einen Satz zinnerner Teller in den Guß wirft (an Charlotte Schiller, den 21. April 1798) und neue Mythen hineinzieht. 1797 eignet er die Hiobsfabel dem Faustdrama an und gewinnt so für den Teufel eine sichere Stellung in der Geisterwelt. Im August 1799 liest er Miltons verlorenes Paradies und faßt den Plan, Miltons Hierarchie des Bösen in die Faustdichtung hineinzuschmelzen; er schafft die Satansscene und gründet auf Miltons Anschauungen vom Chaos, das zwischen Hölle und Erde liegt, den Plan eines Epilogs im Chaos auf dem Wege zur Hölle. Im Fortgange der Faustdichtung wird dann die griechische Mythologie und zuletzt der katholische Heiligenhimmel dem Faustdrama angeeignet. Aber schon ganz im Beginn hat er einen solchen Satz zinnerner Teller in den Guß geworfen: er hat mit Swedenborgs Anschauungen vom Geisteruniversum seine Dichtung befruchtet.

Wir beginnen mit der Erdgeistererscheinung. In seinen Arcana coelestia (London 1749—1756) schildert Swedenborg nacheinander die Geister des Merkur, Jupiter, Mars und anderer Planeten. Auch mit den Geistern unseres Erdplaneten verkehrt er öfter — freilich mehr der Konsequenz halber, denn bequemer sind ihm die Geister entfernter Planeten, über die sich besser fabulieren läßt. Die grandiose Gestalt des einen Erdgeistes würde man bei Swedenborg vergeblich suchen. Daß der Erdgeist trotzdem ein Abkömmling von Swedenborgs Planetengeistern ist und wie es zu dieser Konzeption kam, soll weiterhin in einem anderen Zusammenhange gezeigt werden.

Hören wir nun eine Geistererscheinung bei Swedenborg. Arcana coelestia § 7620: Videbam flammeum quoddam pulcherrimum. erat varii coloris, purpureum . . . et tunc flammeum mutabatur in avem . . . volabat circumcirca et primum circa caput meum. 7621: Cum avis illa volabat circum caput . . . visus est spiritus. 7747: Postea influebant spiritus Martis a superiori in faciem meam, infusus sentiebatur instar tenuis pluviae striatae.

Goethe gewinnt hieraus die einzelnen Züge seiner Geistererscheinung, indem er aus Swedenborgs Schilderung die ungeeigneten skurrilen Elemente fortläßt, also den Vogel und den Vergleich mit dem Streifenregen. Das Übrige rückt zusammen und erscheint Zug um Zug in Goethes Versen. Flammeum . . . purpureum . . . volabat circum caput — es zucken rothe Strahlen mir um das Haupt; influebant a superiori — es weht (ein Schauer) vom Gewölb herab; infusus sentiebatur — und faßt mich an. Ich fühls . . . Es ist aber nicht etwa ein mechanisches Zusammenstreichen, wodurch das flammeum purpureum als neues Subjekt statt des Vogels zu volabat circum caput tritt, sondern der Dichter liest umdichtend und neu aufbauend. Was ihm Eindruck macht, fügt sich zu einem neuen, schöneren Bilde zusammen.

Nun die Erscheinung des Geistes selbst. Arcana coelestia 6922: Apparuit flamma satis candida flagrans laete et hoc per aliquantum temporis; flamma illa significabat adventum spirituum Mercurii. Also die Geister des Merkur erscheinen in der Flamme wie der Erdgeist.

Daß bei Goethe die Lampe schwindet und der Mond sein Licht verbirgt, wofür sich bei Swedenborg kein Analogon findet, hat den theatertechnischen Zweck, die röthliche Flamme des Erdgeistes mehr zur Wirkung kommen zu lassen.

Nun spricht Goethes Erdgeist:

Du hast mich mächtig angezogen
An meiner Sphäre lang gesogen.

Hier entstammt jedes Wort dem Anschauungskreise Swedenborgs. Zunächst die Sphäre des Geistes. Arcana coelestia 1510: Unusquisque spiritus et magis unaquaevis societas spirituum suam sphaeram habet. 1505: est sphaera quasi imago eius extensa extra illum (spiritum), et quidem imago omnium, quae apud illum. Nun das Anziehen und Saugen: 5180. Sunt genii et spiritus, qui capiti inducunt speciem suctionis seu attractionis, taliter ut locus, ubi talis attractio seu suctio existit, doleat. Die Geister üben also eine Anziehung und ein Saugen auf den Menschen aus. Goethe kehrt das Verhältnis um; bei ihm wirkt die Anziehung und das Saugen von Mensch zu Geist, so daß nun unter Hineinziehung der Vorstellung von der Sphäre eines Geistes die berühmten Verse aus diesen Elementen sich aufbauen.

Statt der weiterhin folgenden Citate hätte ich ebenso gut andere gleichwertige wählen können, da Swedenborg endlos immer wieder sich selbst ausschreibt. Dagegen findet sich die attractio et suctio zwischen Geist und Mensch nur an dieser Stelle — soweit man bei der Schwierigkeit einer Orientierung in den breiten Gewässern der Swedenborgschen Werke eine solche Behauptung wagen darf. Goethe hat dann also diesen § 5180 genau gekannt. Die sinnliche Anschaulichkeit dieser Vorstellungen machte sie ihm besonders brauchbar, da ja die Schwierigkeit des Fauststoffes eben darin lag, für den Verkehr Fausts mit der Geisterwelt poetisch mögliche, das heißt sinnlich glaubhafte Formen zu finden, und so fügte er die Stelle wörtlich übertragend in sein Drama ein.

Die niederschmetternde Wirkung des Erdgeists auf Faust ist Goethes eigene Erfindung; Swedenborg verkehrt ganz harmlos mit seinen Geistern. Nur einmal, als ein Geist sich ihm naht, der auf der Erde seines Zeichens ein Mörder gewesen war, sagt Swedenborg (Arcana coelestia 7803): quando prope erat, horror cum timore me occupavit manifeste.

Zu Fausts Worten: „Der du die weite Welt umschweifst, geschäftger Geist" ist zu erinnern an Arcana coelestia 6926: quod spiritus illi vagentur per universum und 5389: Sunt cohortes spirituum qui circumvagantur.

Nun kennen wir also das Buch, in dem Faust das Zeichen des Erdgeistes erblickt hat. In diesem selben Buche stand aber auf einem anderen Blatte das Zeichen des Makrokosmus.

Wie alles sich zum Ganzen webt
Eins in dem andern wirkt und lebt
Wie Himmelskräfte auf und nieder steigen
Und sich die goldnen Eimer reichen!

Mit segenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen
Harmonisch all das All durchklingen.

Das ist — in Goetheschen Tönen natürlich — nichts anderes als Swedenborgs Makrokosmus, sein Geisteruniversum. Allem, was Swedenborg von seinen Geistern zu berichten weiß — so kleinlich und komisch es im einzelnen oft genug ist — liegt doch ein grandioses Gesamtbild des Universums zu Grunde. Ich gebe einen kurzen Abriß dieses Gesamtbildes mit den Worten Kants (Träume eines Geistersehers): „Alle Menschen stehen ... in gleich inniger Verbindung mit der Geisterwelt ... Ein Geist liest in eines anderen Geistes Gedächtnis die Vorstellungen, die dieser darin mit Klarheit enthält ... Übrigens, obgleich das Verhältnis der Geister unter einander kein wahrer Raum ist, so hat dasselbe doch bei ihnen die Apparenz desselben ... In diesem eingebildeten Raume ist eine durchgängige Gemeinschaft der geistigen Naturen ... Auch ist die ungeheure Entfernung der vernünftigen Bewohner der Welt in Absicht auf das geistige Weltganze für nichts zu halten, und mit einem Bewohner des Saturn zu reden ist ihm ebenso leicht als eine abgeschiedene Menschenseele zu sprechen. Alles kommt auf das Verhältnis des inneren Zustandes und auf die Verknüpfung an, die sie unter einander nach ihrer Übereinstimmung im Wahren und im Guten haben; die entfernteren Geister aber können leichtlich durch Vermittelung anderer in Gemeinschaft kommen ..... Der ganze äußere Mensch korrespondiert also dem ganzen inneren Menschen, und wenn daher ein merklicher geistiger Einfluß aus der unsichtbaren Welt eine oder andere dieser seiner Seelenkräfte vorzüglich trifft, so empfindet er auch harmonisch die apparente Gegenwart desselben an den Gliedmaßen seines äußeren Menschen, die diesen korrespondieren. ... Sowie ... verschiedene Kräfte und Fähigkeiten diejenige Einheit ausmachen, welche die Seele oder der innere Mensch ist, so machen auch verschiedene Geister ... eine Societät aus, welche die Apparenz eines großen Menschen an sich zeigt, und in welchem Schattenbilde ein jeder Geist sich an demjenigen Orte und in den scheinbaren Gliedmaßen sieht, die seiner eigentümlichen Verrichtung in einem solchen geistigen Körper gemäß ist. Alle Geistersocietäten aber zusammen und die ganze Welt aller dieser unsichtbaren Wesen erscheint zuletzt selbst wiederum in der Apparenz des größten Menschen ... In diesem unermeßlichen Menschen ist eine durchgängige innigste Gemeinschaft eines Geistes mit allen und aller mit einem."

„Wie alles sich zum Ganzen webt, eins in dem andern wirkt und lebt," wird hier trotz des im Hintergrunde von Kants sachlicher

Darstellung verborgenen Spottes offenbar. Ich habe das lange Citat nicht gescheut, weil ich, um Swedenborgs gewaltiges Gesamtbild des Universums aus seinen eigenen Worten darzustellen, die Citate endlos hätte häufen müssen. Zu dem Auf- und Niedersteigen der Himmelskräfte, die vom Himmel durch die Erde dringen — das sind eben Swedenborgs Geister — erinnern wir uns der schon in einem anderen Zusammenhange angeführten Stellen von den umherschweifenden Geistern.

Das Bild von den auf- und niedersteigenden Himmelskräften wird durch die Fortsetzung „und sich die goldnen Eimer reichen" ein wenig anakoluthisch. Das Zureichen der Eimer ist von der Feuersbrunst hergenommen. Die Menge, durch deren Hände die Eimer gehen, ist aber als stabil zu betrachten, und das will sich mit den auf- und niedersteigenden Himmelskräften nicht recht zusammenfügen.

Zum Makrokosmus und seinen Himmelskräften führt Graffunder (Preußische Jahrbücher 1891, S. 700 ff.) folgende Stelle aus „van Helmont, Paradoxaldiskurse oder Ungemeine Meinungen von dem Makrokosmo und Mikrokosmo S. 20" an: „Dieser Weg ist kein ander, kann auch kein ander seyn, als welcher durch Jakobs Leiter vorgestellet worden: Denn gleicherweise wie auff derselben die Engel Gottes auff und niedersteigen, also steigen die wesentlichen lebendigen Kräffte oder geistlichen Leiber der himmlischen Lichter unabläßlich von oben herab durch die ätherische Lufft zu dieser untern Welt, als von dem Haupt zu den Füßen ... Und dieses Auf- und Niedersteigen der himmlischen Kräffte, und die stetige Verbesserung und Verherrlichung, die daran hanget, und darvon herkommt, wehret und beharret ohn Unterlaß, und muß nothwendig also thun." 1 Mose 28. 12 heißt es: „und siehe, die Engel Gottes stiegen daran auf und nieder." Die Übereinstimmung zwischen van Helmont und Goethe beschränkt sich also darauf, daß sie im selben Zusammenhange von den himmlischen Kräften sprechen. Das kann ein Zufall sein, oder es mag auch diese Stelle von frischer Lektüre her Goethe im Ohre gelegen haben, als er die Makrokosmusverse schrieb; aber mehr als isolierten Einfluß auf die Formgebung des einen Verses: „Wie Himmelskräfte auf und niedersteigen" kann ich nicht anerkennen. Für den Faustmonolog wurde bisher eine alchymistische Basis als selbstverständlich vorausgesetzt. Graffunder hat sie mit großer Umsicht und Sachkenntnis nun auch nachzuweisen gesucht, aber sein Versuch konnte nicht gelingen, weil diese alchymistische Grundlage gar nicht vorhanden ist. Faust sagt:

> Drum hab ich mich der Magie ergeben
> Ob mir durch Geistes Kraft und Mund
> Nicht manch Geheimnis werde kund.

Aus Geistes Mund hofft er Erleuchtung, das „loqui cum spiritibus" ist seine Magie. Hier gleich im Anfange wird die Swedenborgische Grundlage der ganzen Beschwörungsscene deutlich ausgesprochen, und wir haben hier Goethes erste Intention für die Ausgestaltung der Geisterwelt im Faustdrama. Er wollte die überkommenen rohen Vorstellungen vom Teufelswesen in die schwungvolleren und umfassenderen Anschauungen des Swedenborgischen Geisteruniversums überleiten und so dem Faustistoffe eine neue Grundlage bereiten. Das Bindeglied mußte der Geist der Sage, Mephisto, werden. Es galt, ihn in die Reihen der Swedenborgischen Geister einzufügen, und da es sich um die Seele eines irdischen Menschen handelt, so konnten von den mannigfachen Planetengeistern Swedenborgs nur die Geister dieses unseres Planeten, die Erdgeister, in Betracht kommen. Mephisto wird einer von ihnen, und zwar ein „spiritus malus". (Die Belegstellen für die bösen Geister in Swedenborgs System folgen weiterhin.) Er erscheint als Sendling des „großen Geistes" der die societas der spiritus huius terrae in sich darstellt, des Erdgeistes, der über allem irdischen Geschehen waltet. Denn jede societas spirituum stellt sich nach Swedenborg wieder unter dem idealen Schattenbilde einer einzigen Menschengestalt dar. Der Erdgeist ist also streng im Sinne des Swedenborgischen Systems konzipiert. Das Große und Poetische an dieser Gestalt gehört freilich Goethe an und für die gewaltigen Worte: „In Lebensfluten, im Thatensturm" würden wir das Vorbild in den Arcana coelestia vergebens suchen.

Kuno Fischer war also auf der rechten Spur, als er in dem Diener des Erdgeistes den irdischen Dämon witterte, nur daß dieser Erdplanetengeist mit den Kobolden des Volksglaubens nichts zu schaffen hat.

So löst sich nun das Befremden, mit dem man bisher die Intention Goethes betrachten mußte, der Mephisto zum Sendling und Diener des Erdgeistes machen wollte. Wir sehen, wie dieser Plan in ihm entstanden ist. Aus den bekannten Stellen ist diese Urintention ja längst erschlossen worden; sie liegt aber schon in den Worten des Erdgeistes:

Du gleichst dem Geist, den du begreifst,
Nicht mir!

Einen solchen Geist, den Faust begreift, wird ihm der Erdgeist beigeben und damit auf Fausts Frage: „Wem denn?" antworten. Der hier schon vorschwebende Gegensatz wurde dann in den neunziger Jahren weiter ausgeführt:

Ich habe mich zu hoch gebläht;
In deinen Rang gehör' ich nur.
Der große Geist hat mich verschmäht.

Auch die demselben Gedankengang sich einfügenden Verse:

623. Nicht darf ich dir zu gleichen mich vermessen!
652. Den Göttern gleich' ich nicht! Zu tief ist es gefühlt;
Dem Wurme gleich' ich, der den Staub durchwühlt

waren ursprünglich bestimmt, Mephistos Erscheinen vorzubereiten, Faust für den Bund mit dem geringeren Geiste disponiert zu zeigen.

Daß der Mensch nur den wahlverwandten Geist festzuhalten vermag, ist ein Swedenborgscher Zug. Arcana coelestia 5851: in genere tales spiritus apud hominem sunt, qualis ipse homo est . . . homo sibi arcessit spiritus ex inferno secundum vitam. Sunt inferna exactissime distincta secundum mala cupiditatum . . . inde nusquam deest, quin similes evocentur et adjungantur homini qui in malo.

So sollte die Erdgeistererscheinung, die jetzt scheinbar folgenlos verläuft, ein nothwendiges Glied in der beabsichtigten Swedenborgisierung des Faustſtoffes bilden. Der ganze Apparat ist in kunstvoller Weise in Bewegung gesetzt. Vom gesamten Geisteruniversum, dessen Abbild Faust in dem „geheimnißvollen Buche" schaut, führt uns das Drama über den Erdgeist, der dem niedergeschmetterten Faust den Geist ankündigt, dem er gleicht und den er begreift, zu Mephisto. Und damit ist dann der Anschluß an die nun mit einer neuen tieferen Grundlage ausgestattete Volkssage erreicht, das eigentliche Spiel — Fausts Leben unter den neuen Bedingungen — kann nun beginnen, Faust kann jetzt mit dem Geiste Mephisto auf Swedenborgsche Art verkehren. So sagt er denn auch zu ihm: „Verräterischer, nichtswürdiger Geist, und das hast du mir verheimlicht." Und Mephisto spricht selbst von der Geistergemeinschaft, der er angehört: „Warum machst du Gemeinschaft mit uns, wenn du nicht auswirtschafften kannst? . . . . Drangen wir uns dir auf oder du uns?" Es ist dieselbe Gemeinschaft, von der auch der Erdgeist spricht:

Erschwoll, sich uns, den Geistern, gleich zu heben.

Goethes erste Intention war also: Die Faustfabel wird im Swedenborgschen Sinne umgestaltet. Fausts Bund mit dem Teufel stellt sich dar als die Verbindung eines Menschen mit der Geisterwelt. Er wendet sich zuerst an den Erdgeist. Dieser weist ihn ab und sendet ihm einen untergeordneten Geist. Mephisto ist ein spiritus malus huius terrae. —

Wir lassen nun Fausts Worte im einzelnen an uns vorübergehen. Es wird mit dem jetzt gewonnenen Aufschluß manches prägnanter und in seinem eigentlichen Lichte erscheinen.

Fausts sehnsüchtiger Wunsch

Ach könnt ich doch .....
Um Bergeshöhl mit Geistern schweben

ist uns jetzt durchsichtig. Er erstrebt, was Swedenborg vergönnt war.

Und dies geheimnisvolle Buch
Von Nostradamus eigner Hand
Ist dir das nicht Geleit genug?

Daß das geheimnisvolle Buch hier den Namen des Nostradamus trägt, wird man mir ja nicht entgegenhalten. Von ihm giebt es nur eine Sammlung von Prophezeihungen und einen Witterungsalmanach, die beide hier nicht gemeint sein können. Nostradamus ist eben ein Deckname, da der erst 1772 gestorbene Swedenborg hier unmöglich genannt werden konnte. Die Bezeichnung des Buches als „geheimnisvoll" birgt wohl eine Anspielung auf den Titel: Arcana coelestia. Gar zu sinnlich darf man sich Faust freilich nicht vorstellen, wie er mit den acht schweren Quartbänden der Londoner Ausgabe bepackt ins weite Land flieht. Vielleicht hat eben diese komische Vorstellung ein wenig dazu beigetragen, daß Goethe seine ursprüngliche Intention, wie sie Scherer und Niejahr festgestellt haben, aufgab und die Beschwörung im Studierzimmer vor sich gehen ließ.

Erkennest dann der Sterne Lauf.

Es ist schon manchem, z. B. Niejahr, Euphorion 4, 282, ein leises Befremden gekommen, daß Faust hier astronomische Einsichten erwartet. Es handelt sich, wie wir nun sehen, gar nicht um wissenschaftliche Astronomie, sondern um die geheimnisvollen Bezüge der Weltkörper zueinander in Swedenborgs System, wie sie Arcana coelestia 7171, 7247, 7800 und auch in einer besonderen, übrigens fast durchweg aus den Arcana coelestia zusammengestellten Schrift dargelegt sind: De telluribus in mundo nostro solari quae vocantur Planetae. London 1758. Vergleiche auch seine Vera christiana religio, London 1771, § 160.

Dann geht die Seelenkraft dir auf.

Das ist eine wörtliche Übertragung von Swedenborgs Formel: aperiuntur interiora, die bei ihm die Erleuchtung des zum Geistersehen Gewürdigten bezeichnet. Arcana coelestia 6695: Quia ex divina Domini misericordia mihi aperta sunt interiora, quae sunt spiritus mei, ac ita loqui datum est cum illis qui in altera vita. Ganz ähnlich de telluribus 1: Quoniam ex divina Domini misericordia mihi aperta sunt interiora, quae

spiritus mei sunt, et per id datum est loqui cum spiritibus et angelis. Arcana coelestia 8114: hoc appercipitur, per quod interiora non clausa sint, sed aperta ad Dominum, quo enim apertiora sunt interiora, eo sunt susceptibiliora recipiendi Divinum bonum ac Divinum felix. Aliter prorsus ac apud illos qui non in ordine coeli vivunt; apud illos interiora clausa sunt, at exteriora aperta ad infernum. Und so noch an vielen Stellen. Das Aufgehen der Seelenkraft ist also sinnlicher gemeint, als uns bei harmlosem Lesen klar zu werden pflegt.

Wie spricht ein Geist zum andern Geist.

Dieser Vers war mit den bisherigen Mitteln eigentlich nicht zu verstehen. Weshalb Faust gerade diesen Aufschluß erhofft, mußte unklar bleiben. In unserem Zusammenhang löst es sich vollkommen. Swedenborg ist unerschöpflich, auseinanderzusetzen, „wie spricht ein Geist zum andern Geist". Arcana coelestia 8734: Loquela spirituum in genere formata est ex ideis, quae sunt cogitationis . . . et quia integra idea rei sic sistitur et communicatur, spiritus plura possunt intra minutum exponere, quam potest homo in mundo intra horam; nam omnis idea rei, qualis est in cogitatione, in alterius cogitationem plene immittitur. Ein Geist spricht also zum andern Geist durch unmittelbare Ideenübertragung. Arcana coelestia 1635: sermo humanus illabitur per aurem, via externa, medio aëre, sed sermo spirituum non per aurem, nec medio aëre, verum via interna. 10298: sunt enim voces loquelae illorum (spirituum) non quales apud hominem in mundo, sed sunt prorsus consonae veris et bonis, quae apud illos, adeo, ut ex illis naturaliter procedant; in hac loquela sunt spiritus et angeli, cum inter se loquuntur. Diese Möglichkeit, als Geist zum Geiste zu sprechen, wird nun auch dem Menschen gewährt, dem die Seelenkraft aufgegangen ist. Arcana coelestia 6695: Quia ex divina Domini misericordia mihi aperta sunt interiora ac ita loqui datum est cum illis qui in altera vita . . ., licet illa . . . referre. Locutus sum . . . cum spiritibus et angelis. De telluribus 1: Sciendum est, . . . quod ab illis (spiritibus) instrui possit homo, cui interiora adeo aperta sunt, ut loqui et conversari possit cum illis; homo enim in sua essentia est spiritus et una cum spiritibus quoad sua interiora, quapropter is, cui interiora aperiuntur a Domino, cum illis, sicut homo cum homine, loqui potest.

So gewinnen die beiden Verse

Dann geht die Seelenkraft dir auf,
Wie spricht ein Geist zum andern Geist

einen völlig neuen, prägnanten Inhalt. Faust geht die Seelenkraft auf — interiora ei aperiuntur — und er ist nun fähig, die loquela spirituum zu vernehmen. Wie diese, so werden hier eine ganze Anzahl von Versen aus dem Monolog in beinahe unbehaglicher Weise durchsichtig. Der geheimnisvolle Duft, der diese Stellen bisher umschwebte, ist uns durch lange Gewöhnung vertraut und lieb geworden, und es wird mancher das ehrwürdige Dämmerlicht, in dem sie so poetisch reizvoll wirkten, der harten und grellen Beleuchtung vorziehen.

Umsonst, daß trocknes Sinnen hier
Die heilgen Zeichen dir erklärt.

Die Erleuchtung geschieht durch höhere Gnade, die den Auserwählten zuteil wird. 6695: Quia ex divina Dei misericordia mihi aperta sunt interiora . . .

Ihr schwebtet, ihr Geister, neben mir
Antwortet mir, wenn ihr mich hört.

Die Geister sind nach Swedenborg überall vorhanden; dem Gewürdigten antworten sie.

Faust schlägt nun das Buch — wir können getrost sagen: die Arcana coelestia — auf und erblickt darin das Zeichen des Makrokosmus, er durchdringt sich mit dem großen Gesamtbilde von Swedenborgs Geisteruniversum.

Ha! welche Wonne fließt in diesem Blick
Auf einmal mir durch alle meine Sinnen.
Ich fühle junges heilges Lebensglück,
Fühl neue Glut durch Nerv und Ader rinnen.
War es ein Gott, der diese Zeichen schrieb?
Die all das innre Toben stillen,
Das arme Herz mit Freude füllen
Und mit geheimnisvollem Trieb
Die Kräfte der Natur enthüllen.
Bin ich ein Gott? mir wird so licht!
Ich schau in diesen reinen Zügen
Die wirkende Natur vor meiner Seele liegen.

In diesen entzückten Worten Fausts haben wir ein lautes Selbstzeugnis Goethes für den gewaltigen Eindruck, den er von dem empfangen hat, „der diese Zeichen schrieb“ und den er ja auch in den Frankfurter gelehrten Anzeigen „den gewürdigten Seher unserer Zeiten“ nennt.

Jetzt erst erkenn' ich, was der Weise spricht:
Die Geisterwelt ist nicht verschlossen;
Dein Sinn ist zu, dein Herz ist todt
Auf, bade, Schüler, unverdrossen
Die irdsche Brust im Morgenrot.

Daß dieser Weise eben Swedenborg ist, hat Erich Schmidt[1]) schon mit Bestimmtheit ausgesprochen und dazu auf die Belegstellen vom Auf- und Zuschließen hingewiesen. Dieses glückliche Aperçu Erich Schmidts hat mir, wie ich dankbar anerkenne, die Anregung gegeben, die Spuren Swedenborgs im Faust näher aufzusuchen, da ich empfand, daß es sich dann nicht um ein isoliertes Citat ohne Vorgang und Nachfolge handeln könnte, sondern daß sich dann im Faustdrama eine Basis für eine solche Erwähnung finden müßte. Es wird nun deutlich geworden sein, daß der ganze Monolog im Zeichen Swedenborgs steht.

Auf, bade, Schüler, unverdrossen
Die irdsche Brust im Morgenrot.

Für Swedenborg ist das Morgenrot das Sinnbild eines Höchsten, Heiligsten, der Erhebung zum Unaussprechlichen. Arcana coelestia 3458: mane enim et aurora in sensu supremo est Dominus, et in sensu interno est coeleste amoris Ipsius, inde quoque est status pacis. 2780: Status pacis in coelis se habet sicut status aurorae in terris; in statu pacis in coelis existunt omnia coelestia et spiritualia, et inde trahunt omne suum faustum, beatum et felix, sicut in statu aurorae. 1807: similiter quae in terris sunt, ut cum videt auroram diei, non cogitat de aurora, sed de omnium ortu a Domino, et progressione in diem sapientiae. 4275: constat ex significatione aurorae, quae sit in supremo sensu Dominus, in sensu repraesentativo regnum ipsius et in sensu universali coeleste amoris.

Welch Schauspiel! Aber, ach, ein Schauspiel nur!

Faust, oder vielmehr Goethe, sieht also in dem Geisteruniversum ein grandioses Bild des Zusammenhanges aller Kräfte und Erscheinungen im Weltall, aber eben nur ein Bild. Es ist Poesie, nicht Erkenntnis. —

Swedenborgs Geisterlehre kennt auch böse Geister. Arcana coelestia 653: bina genera spirituum malorum sunt. 5846: malum et falsum (influit) ab inferno, ita per spiritus malos, qui apud hominem. 5852: Spiritus mali, qui apud hominem, quidem ab Infernis sunt. So operiert denn Goethe im Urfaust auch mit solchen: „Im unwiderbringlichen Elend bösen Geistern übergeben“ .... „daß über der Stätte des Erschlagenen rächende Geister schweben.“ Und auch der böse Geist der Domscene verdankt

[1]) Goethes Faust in ursprünglicher Gestalt. Weimar 1894, S. XXXVIII. Vgl. auch Niejahr, Euphorion 4, 283.

seine Existenz diesem Drange, die Welt mit Geistern zu bevölkern. Swedenborgs gute und böse Geister weben so um den Menschen herum und sprechen zu ihm, wie wir es in der Domscene sehen. Arcana coelestia 1635: Loquela spirituum mecum tam distincte percepta et audita est sicut loquela cum homine, imo quando cum illis locutus sum in medio consortio hominum. Es widerstrebt vielleicht manchem, daß auch Gretchen in den Bereich dieser Swedenborgschen Vorstellungen hineingezogen wird, aber es ist wohl so, und wir sehen hier wieder, mit welcher Energie Goethe seinen Stoff mit diesem Elemente zu durchdringen bestrebt war.

Von dem anderen durch Anknüpfung an den Erdgeist Swedenborgisierten bösen Geiste des Faustdramas war schon die Rede.

In der nachfrankfurtischen Faustdichtung ist von Swedenborg wenig mehr wahrzunehmen. Nur am Anfange des zweiten Monologs klingen in Anknüpfung an die alten Scenen die Swedenborgschen Töne noch einmal kurz an.

606. Darf eine solche Menschenstimme hier
Wo Geisterfülle mich umgab, ertönen?

624. Hab' ich die Kraft, dich anzuziehn besessen,
So hab ich dich zu halten keine Kraft.

Auch der Einfall, Faust mit der Deutung einer schwierigen Bibelstelle beschäftigt vorzuführen, wird zum vorweimarischen Bestande der Faustdichtung gehören, und zwar wegen der Analogie mit Swedenborg und besonders mit Goethe selbst, der auf den Spuren „des Weisen" einhergehend das γλώσσαις λαλεῖν gerade so gewaltsam zu deuten suchte wie Faust den λόγος. Davon wird weiter unten noch die Rede sein. Nur das Motiv der Bibelübersetzung wird hier als alt angesprochen; die Ausführung gehört ihrem Stile nach erst den neunziger Jahren an. Für die alte Konzeption der Scene spricht auch der von Suphan (Goethe-Jahrbuch 6, 308) dargelegte Zusammenhang mit Werken Herders von 1774 und 1775.

Sonst ist der alte Plan, den Faustſtoff Swedenborgisch zu behandeln, in der Weimarischen Zeit ganz aufgegeben. Genau derselbe Einschnitt ergiebt sich, wenn wir nun die Spuren Swedenborgs in Goethes übrigen Werken verfolgen; denn es versteht sich, daß ein so starker Eindruck, wie ihn der junge Goethe nach dem Zeugnisse des Faustdramas von Swedenborg empfing, sich nicht nur dort wiederspiegelt.

Frankfurter gelehrte Anzeigen (37, 261): Nun erhebe sich seine Seele, ... fühle tiefer das Geisterall, und nur in andern sein Ich. Dazu wünschen wir ihm innige Gemeinschaft mit dem

gewürdigten Seher unserer Zeiten,[1]) rings um den die Freude des Himmels war, zu dem Geister durch alle Sinnen und Glieder sprachen, in dessen Busen die Engel wohnten: dessen Herrlichkeit umleuchte ihn ...., durchglühe ihn, daß er einmal Seligkeit fühle, und ahne, was sei das Lallen der Propheten, wenn ἄρρητα ῥήματα den Geist füllen. 37, 256: Und der gelehrte denkende Theolog und Weltkündiger[2]) hofft dort (im Paradies) eine Akademie, durch unendliche Experimente, ewiges Forschen sein Wissen zu vermehren, seine Kenntnis zu erweitern. Ferner 38, 372: „und den allgemeinen Geist, der die ganze Menschheit zusammen webt ...." Diese letztere Stelle aus den Frankfurter gelehrten Anzeigen führe ich an, weil sie die Erdgeistkonzeption in abstrakter Formulierung zu enthalten scheint. „Webe hin und her," sagt der Erdgeist im Urfaust.

Unter dem Einflusse Swedenborgs, der ja in den Arcana coelestia und in der Apocalypsis revelata endlose Bände mit seiner seltsamen Bibeldeutung gefüllt hatte und den er den gelehrten denkenden Theologen nennt, wird nun Goethe selbst zum Bibeldeuter. Von den „Zwo biblischen Fragen" ist die zweite nichts anderes als die Anwendung Swedenborgscher Anschauungen zur Deutung des Evangeliums. „Was heißt mit Zungen reden? Vom Geist erfüllt, in der Sprache des Geists, des Geists Geheimnisse verkündigen .... Er redete die Sprache der Geister." Das sind die Swedenborgschen Töne, die uns schon in Fausts „Wie spricht ein Geist zum andern Geist" wiederklangen. Die oben aus den Arcana coelestia dazu angeführten Stellen ließen sich leicht beliebig vermehren.

Daß Goethe hier wirklich Swedenborgs loquela spirituum meint, die sich durch unmittelbare Ideenübertragung vollzieht, das ergiebt sich aus der Formel „Sprache der Geister". Dieser Plural erklärt sich weder aus biblischen Anschauungen, noch aus dem allgemeinen Geistesenthusiasmus des Stürmers und Drängers. Goethes Satz: „Der ... mit der Geistessprache redet, redet nicht den Menschen, sondern Gott" ist nicht viel mehr als eine Übersetzung aus den Arcana coelestia 10298: sunt enim voces loquelae illorum (spirituum) non quales apud hominem in mundo, sed sunt prorsus consonae veris et bonis.

---

[1]) Dies und der Brief an Lavater vom 14. November 1781 sind die einzigen Stellen, an welchen der junge Goethe den tiefen von Swedenborg empfangenen Eindruck selbst bezeugt. Das „Geisterall" bestätigt die oben dargelegte Auffassung der Himmelskräfte des Makrokosmus, die harmonisch all das All durchklingen. Auch daß man bei dem Studium Swedenborgs „Seligkeit fühlt", stimmt zu dem jungen heiligen Lebensglück, das Faust beim Anschauen des Zeichens des Makrokosmus fühlt.

[2]) Das ist wieder Swedenborg, vgl. Arcana coelestia 1802 und 2299.

Man sieht die zweite biblische Frage im Keime schon in der Swedenborgstelle der Frankfurter gelehrten Anzeigen: „daß er einmal Seeligkeit fühle und ahne, was sei das Lallen der Propheten, wenn *ἄρρητα ῥήματα* den Geist füllen."

Auch in den Briefen und Dichtungen des jungen Goethe stoßen wir von Ende 1771 an auf Schritt und Tritt auf die Spuren des Geistersehers. Zwar handelt es sich in den übrigen Dichtungen nicht wie im Faustdrama um eine sorgsame Ausnützung von Swedenborgs besonderen Anschauungen, von seinem Systeme, aber doch um eine durch ihn genährte ganz ungewöhnlich starke Neigung, die Welt mit Geistern zu bevölkern. Ich lasse die Zeugnisse folgen: die Stellen sind nicht alle gleich beweiskräftig, bei einer oder der anderen mag der Anklang an Swedenborg zufällig sein — im ganzen werden sie doch überzeugen. Aus Leipzig und Straßburg findet sich keine Spur solcher Anklänge. An Herder, Ende 1771 (Briefe 2, 12): „Der himmlische Grimm der rächenden Geister säuselte um mich herum."

An Friedrich Jakobi, 21. August 1774: „Oft wohne ich mit Jappachs Geist."

An Auguste Stolberg, 25. Juli 1775: „Der gute Geist, der um uns alle schwebt, wird ihm gelinden Balsam in die Seele gießen." An dieselbe, 3. August 1775: „ich hab Ihnen beschrieben, wie's um mich herum aussieht, um die Geister durch den sinnlichen Blick zu vertreiben." Hier hören wir deutlich Fausts: „Ihr schwebt, ihr Geister, neben mir."

Noch häufiger in den Werken. Götz (8, 159): „Bösen Geistern ist Macht über uns gegeben, daß sie ihren höllischen Mutwillen an unserm Verderben üben."

Concerto drammatico (38, 4):

Im Brausen
Des Sturmes hör ich die Not
Verdammter Geister sausen.

Werther (19, 9): „Ich weiß nicht, ob so teuschende Geister um diese Gegend schweben .... und wie um die Brunnen und Quellen wohlthätige Geister schweben ...." 9, 133: „Lippen, auf denen die Geister des Himmels schweben ..." (9, 23: „ich sehe sie durch die Augen ihres Liebhabers" gehört erst der späteren Bearbeitung an.)

Geistes-Gruß (1, 95):

Hoch auf dem alten Thurme steht
Des Helden edler Geist.

An Lottchen (Jakobi) (1, 77):

Und das Herz es schließt sich zu.

Mahomet (39, 190):

Mahomet: Wie dank ich ihm, er hat meine Brust geöffnet, ... daß ich sein Nahen empfinden kann.
Halima: Du träumst! Könnte deine Brust eröffnet worden sein, und du leben?
Mahomet: Ich will für dich zu meinem Herrn flehen, daß du mich verstehen lernst.

(Hier wird Swedenborgs Terminologie und Halimas Unbekanntschaft mit dieser Formel für die Erleuchtung der Berufenen von dem Dichter scenisch ausgenützt.)

Gesang der Geister über den Wassern (2, 56).

Mahomets Gesang.

Über Wolken nährten seine Jugend gute Geister.

Stella (11, 189):

Bist du ein böser Geist, in Gestalt meines Weibes?

Gegen mein Verfahren, aus der Dichtung des jungen Goethe die Geisterstellen zu sammeln und sie in ihrer Gesamtheit für ein weiteres Zeugnis seines Swedenborgianismus zu erklären, könnte man den Einwand erheben, daß die Beseelung der Natur mit Geistern bei einem Dichter nicht viel sagen will, sondern zu den hergebrachten Mitteln der poetischen Technik gehört. In dieser übergroßen Entwicklung finden wir aber eine solche Neigung bei Goethe nur in den Jahren von 1772—1775, in der Entstehungszeit des Urfaust. Es wird niemandem möglich sein, aus irgend einem anderen vierjährigen Abschnitt von Goethes Dichtung eine ähnliche Blumenlese zusammenzubringen. In den Balladen, wo die Versuchung doch so nahe lag, ist von Geistern nur selten die Rede. Erst der Greis arbeitet wieder gelegentlich mit „Dämonen". Ohne also auf jeder einzelnen Stelle ängstlich zu bestehen, halte ich die Sammlung als Ganzes für beweiskräftig. Wie wäre es auch möglich, daß Swedenborg, der die Anfänge der Faustdichtung geradezu beherrscht, in der sonstigen Dichtung des jungen Goethe gar keine Spuren hinterlassen haben sollte? —

Auf Swedenborg wurde Goethe durch Fräulein von Klettenberg hingewiesen, in deren Kreise der Geisterseher viel Beachtung fand. Eine Übersetzung aus Swedenborgs De coelo findet sich, aus ihrem Nachlasse stammend, in Lappenbergs Reliquien S. 75 ff. L. Weis hat im Goethe-Jahrbuch 3, 349 die Vermutung ausgesprochen, daß diese Übersetzung von Goethe selbst herrühre. Ich brauchte in diesem Zusammenhange gewiß nichts dagegen zu haben, aber Weis hat für seine Vermutung leider auch nicht den Schatten eines Beweises beigebracht.

Unter dem Einflusse des Fräuleins von Klettenberg beginnt nun Goethes Swedenborgianismus zu Ende 1771. Das erste Zeugnis findet sich in einem nicht näher zu datierenden Briefe an Herder vom Ende dieses Jahres. Eine Swedenborgisierende Stelle des Götz ist in der Geschichte Gottfriedens vom Oktober 1771 noch nicht enthalten. Ihren Höhepunkt erreicht diese Leidenschaft zu Ende 1772 und Anfang 1773. In jener Recension der Frankfurter gelehrten Anzeigen vom 3. November bemüht er sich, Lavater für seinen neuen Heiligen zu gewinnen und Anfang 1773 versucht er sich nach Swedenborgs Vorgange und im Anschluß an dessen Anschauungen von der loquela spirituum als Bibeldeuter. Damit gewinnen wir nun für den Swedenborgisierenden Faustmonolog zeitliche Grenzen. Die ersten Monate des Jahres 1772 dürfen wir noch abziehen, da Goethes neue Leidenschaft doch nicht sofort eine solche Frucht wie den Faustmonolog gezeitigt haben kann, der auch recht eingehende Studien in den bändereichen Arcana coelestia voraussetzt. Im Oktober 1773 war aber die Wagnerscene mindestens als Konzeption schon vorhanden, da das Bild des in der Nachtmütze unter die griechischen Heroen tretenden Wieland von dem analogen Eintritt Wagners bei Faust abgeleitet ist. (Morris, Goethe-Jahrbuch 20, 260.) Also bestand damals auch schon der Monolog, denn daß die Dichtung am Faust im Anschluß an die Puppenspiele mit dem Monolog begonnen hat, leuchtet ein, und so nimmt es auch Erich Schmidt in seiner Einleitung zum Urfaust an. Der Monolog ist also zwischen dem Sommer 1772 und dem Herbst 1773 entstanden. Nicht nur die Genialität der Dichtung, sondern auch die große technische Virtuosität, mit der die Swedenborgsche Grundlage hineingeschmolzen ist, sprechen mehr für das Jahr 1773.

Das Swedenborgsche Geisteruniversum hat also in dem Pandämonium der Gedanken- und Anschauungswelt des jungen Goethe einen breiten Raum eingenommen.[1]) Er wird es für das genommen

[1]) Swedenborgs Phantasmen haben noch einigen anderen Dichtern Eindruck gemacht, z. B. Coleridge (Brandl, Coleridge. Berlin 1886, S. 399) und Balzac. Der letztere hat 1835 einen Swedenborgianischen Roman geschrieben Séraphita (Oeuvres complètes, Band 17), der denn freilich nur geeignet ist, die Genialität in Goethes Verfahren ins Licht zu setzen. Goethe schmilzt die sinnlich anschaulichen Züge (das Anziehen und Saugen, das Aufgehen der Seelenkraft, die Sphäre des Geistes, die Flammenvision bei seiner Erscheinung) in den Monolog ein, und Fausts Entzücken über das geheimnisvolle Buch und das darin zu schauende Abbild des Universums ist so vollkommen in Poesie aufgelöst, daß die Beziehung trotz des vielfachen dem Monologe zugewendeten Studiums so lange unbemerkt bleiben konnte. Bei Balzac haben wir einen Kreis schwärmerischer Menschen, die spiritualistische Reden führen. Einmal wird Swedenborgs Lebensgang ausführlich erzählt. Ein geheimnisvolles Wesen, von einem Manne als Séraphita, von einem Mädchen als Séraphitus geliebt, stirbt nach langen verzückten Reden — und das ist der Roman.

haben, was es ist, für Dichtung. So nennt Faust das Abbild des Geisteruniversums im Zeichen des Makrokosmus „ein Schauspiel nur". Aber wenn selbst der Ausdruck von dem „gewürdigten Seher unserer Zeiten" darauf hinweisen sollte, daß der junge Goethe mit diesen Geisterphantasien etwas ernstlicher spielte, so braucht sich der Aufklärer in uns darüber nicht zu beunruhigen. „Der Aberglaube ist die Poesie des Lebens, darum schadets dem Dichter nicht, abergläubisch zu sein" (Spruch 184 bei Löper). Goethes Anschauungen über diese Dinge haben wir in dem Briefe an Lavater vom 14. November 1781: „Ich bin geneigter als jemand noch eine Welt außer der Sichtbaren zu glauben und ich habe Dichtungs- und Lebenskraft genug, sogar mein eigenes beschränktes Selbst zu einem Schwedenborgischen Geisteruniversum erweitert zu fühlen. Alsdenn mag ich aber gern, daß das alberne und ekelhafte menschlicher Exkremente durch eine feine Gährung abgesondert und der reinlichste Zustand in den wir versetzt werden können, empfunden werde. Was soll ich aber zu Geistern sagen, die solchen Menschen gehorchen, solches Zeug vorbringen und solche Handlungen begehen." Diese Operation der Läuterung hat er eben im Faustmonolog an Swedenborgs Geisterlehre vollzogen, in der es an groben und komischen Elementen durchaus nicht fehlt. Daß es sich für ihn bei dem ganzen Geisterwesen doch schließlich um Poesie handelt, die aus dem Reiche der Erfahrung hinausdeutet, zeigt auch die schöne Briefstelle an Lavater (22. Juni 1781): „Glaube mir, das Unterirdische geht so natürlich zu als das Überirdische, und wer bei Tage und unter freyem Himmel nicht Geister bannt, ruft sie um Mitternacht in keinem Gewölbe. Glaube mir, du bist ein größerer Hexenmeister, als je einer, der sich mit Abacadabra gewafnet hat." —

Goethe wird geradezu an seinen Swedenborgianismus gedacht haben, als er am 3. Januar 1830 zu Eckermann sagte: „Auch muß man bedenken, daß der erste Teil aus einem etwas dunkeln Zustande des Individuums hervorgegangen. Aber eben dieses Dunkel reizt die Menschen, und sie mühen sich daran ab, wie an allen unauflösbaren Problemen."

Mit der Übersiedlung nach Weimar hört Swedenborgs Geisterwelt auf, Goethes Dichtung zu befruchten. Auf einen Nachklang des Erdgeistes in Hans Sachsens poetischer Sendung weist mich Niejahr hin.

> Der Natur-Genius an der Hand
> Soll dich führen durch alle Land
> Soll dir zeigen alles Leben,
> Der Menschen wunderliches Weben u. s. w.

Wenn die beiden Geister auch nicht geradezu identisch sind — solche luftigen Geschöpfe darf man ja nicht gar zu streng

nach ihren Legitimationspapieren fragen — verwandt sind sie jedenfalls.

Sonst bestellt sich Goethe zwar noch 1776 eine deutsche Übersetzung eines Swedenborgschen Werkes (Weimarische Briefausgabe 3, 115), aber diese Anschauungen dienen ihm nur noch in Briefen zu bildlichem Ausdruck. An Frau von Stein, 2. Dezember 1777: „Wege mitunter!! Im dreckigen Jerusalem Schwedenborgs ist nichts gröber." An Einsiedel, Anfang September 1778: „Sage der Herzoginn, wenn sie einen dieser Abende wollte das niedrige Thal mit ihrer Gegenwart beglücken, würden die Geister desselben sie aus allen Büschen heraus tubend bewillkommen." An Frau von Stein, 4. November 1779: „einzelne Nebel stiegen aus den Felsrizen aufwärts, als wenn die Morgenluft junge Geister aufwekte, die Lust fühlten, ihre Brust der Sonne entgegen zu tragen und sie an ihren Bliken zu vergülden." An Charlotte von Stein, 1. Oktober 1781: „Durch seine (Grimm's) Augen wie ein schwedenborgischer Geist will ich ein gros Stück Land sehn." An Frau Rath, 3. Oktober 1781: „Wenn man nach Art Schwedenborgischer Geister durch fremde Augen sehen will, thut man am besten, wenn man Kinder Augen dazu wählt." Dann verschwindet Swedenborg auch aus den Briefen; von der italienischen Reise bis zu Schillers Tod wird er nicht mehr genannt. Vereinzelt finden sich dann wieder Swedenborgsche Bilder in den Briefen an Friedr. A. Wolf (28. November 1806) und an d'Alton 1824 (Naturwissenschaftliche Korrespondenz 1, 13). Zuletzt knüpft Goethe als Greis wieder an ihn an, zwar jetzt

Nicht von der Macht der Dunkelheit gerührt.
Wer schildert gern den Wirrwarr des Gefühles,
Wenn ihn der Weg zur Klarheit aufgeführt?

Der junge Goethe hatte in Swedenborgs Geisterkreise geathmet, sie umschwebten den Dichtenden und fanden so den Eingang in seine Dichtung; der Greis verwendet die fremden und längst erledigten Anschauungen, um damit seine Phantasie für die Darstellung des Faustischen Paradieses zu befruchten. Die Gestalten, mit denen er es bevölkert, gab der katholische Heiligenhimmel willig her, aber diese leuchtenden Bilder durften in einem Drama nicht regungslos verharren. Da wandte sich Goethe wieder an den Mann, der zu erzählen weiß, wie es bei den Engeln und Geistern hergeht, und das Paradies begann zu schwingen und eine gewaltige kreisende Aufwärtsbewegung durchdrang die himmlischen Sphären.

Das Walten Swedenborgscher Anschauungen bei der Darstellung von Fausts Verklärung ist längst bemerkt, und z. B. in Löpers Kommentar finden sich schon die wesentlichsten Stellen zusammen-

getragen. Der Vollständigkeit halber führe ich sie hier mit einigen neu beigebrachten Zügen zusammen an.

Zu dem Kampfe Mephistos mit den Engeln, arcana coelestia 1755: Angeli sunt, qui dominantur super spiritus malos et infernales. 1398: Erant plures spiritus circum me, qui non boni; venit angelus, et vidi, quod spiritus praesentiam ejus non sufferre possent .... sicut etiam ex alia experientia, quod unus angelus possit myriades spirituum malorum abigere. — Die Teufel stürzen ärschlings in die Hölle. 3641: at infernales coram visu angelico sunt capite deorsum et pedibus sursum. — Zwar hat die Hölle Rachen viele, viele, Nach Standsgebühr und Würden schlingt sie ein. 6370: sciendum est, quod innumerabilia inferna sunt, distincta secundum omnium malorum et inde falsorum genera, et secundum eorum species, et specierum singula; et quod in unoquoque inferno sit ordo. — Pater seraphicus: Knaben, mitternachtsgeborne, Halb erschlossen Geist und Sinn, Für die Eltern gleich verlorne, Für die Engel zum Gewinn! .... Doch von schroffen Erdenwegen, Glückliche, habt ihr keine Spur. 2790: qui non diu post nativitatem obeunt, sunt infantili mente paene sicut in terra nec quidquam plus sciunt. Steigt herab in meiner Augen Welt- und erdgemäß Organ, Könnt sie als die euern brauchen, Schaut euch diese Gegend an. 1880: Quando primum apertus mihi fuit visus interior et per oculos meos viderunt mundum, et quae in mundo essent, spiritus et angeli, obstupefacti sunt, ut dicerent, hoc miraculum miraculorum esse. — Steigt hinan zu höherm Kreise, Wachset immer unvermerkt, Wie nach ewig reiner Weise Gottes Gegenwart verstärkt. 2292: Ex his constare potest, quod infantes non illico post mortem in statum angelicum veniant, sed quod per cognitiones boni et veri successive introducantur, et hoc secundum omnem ordinem coelestem. Diese Stelle dient mit den folgenden zugleich als Erläuterung für die vollendeten und jüngeren Engel und für die „höhern Sphären“. 459: Coeli sunt tres; primum est, ubi spiritus boni, secundum ubi spiritus angelici, tertium, ubi angeli. distinguuntur tam spiritus quam spiritus angelici et angeli in coelestes et in spirituales; coelestes sunt, qui per amorem fidem acceperunt a domino, sicut illi qui in antiquissima ecclesia ...., spirituales sunt, qui per cognitiones fidei a domino acceperunt charitatem. 1752: boni spiritus sunt quidem etiam angeli, sed inferiores, nam sunt in primo coelo, spiritus autem angelici in secundo et angeli proprie dicti in tertio. 1802: apud angelos interiores plus est internum quam apud angelos exteriores, quare propiores sunt domino et magis

haeredes. — Zu den höhern Sphären noch 2297: Praeterea infantes, sicut perficiuntur, etiam circumdantur atmosphaeris secundum statum perfectionis eorum, quod atmosphaerae in altera vita dentur innumerabili varietate. — Chor seliger Knaben. Göttlich belehret Dürft ihr vertrauen ... Doch dieser hat gelernt, Er wird uns lehren ... Die eine Büßerin. Vergönne mir, ihn zu belehren. 1802: Sed a primo seu externo coelo nusquam aliquis in alterum seu interius coelum evehi potest, priusquam instructus est in bonis amoris et veris fidei, quantum instructus tantum potest evehi et venire inter spiritus angelicos ... similiter se habet cum omnibus, etiam cum infantibus, qui omnes instruuntur in regno Domini, at hi faciles, quia nullis principiis falsi imbuti. 2299: Instruuntur infantes imprimis per repraesentativa geniis eorum adaequata. — Sieh, wie er jedem Erdenbande der alten Hülle sich entrafft. 2494: Homines cum vivunt in mundo ... apud se et in se habent intelligentiam et sapientiam angelicam, sed reconditam in intimis eorum memoriae interioris, quae intelligentia et sapientia eis nusquam apparere potest, priusquam corporea exuunt. —

Die Geister und der Geist Swedenborgs schweben also über dem Ausgange des Faustdramas wie über seinem Eingange. Der junge Goethe glaubte in den Phantasien dessen, „der diese Zeichen schrieb“, ein Abbild der wirkenden Natur zu schauen, er selbst war es, dem bei Betrachtung dieses Geisteruniversums junges heiliges Lebensglück durch Nerv und Ader rann. Der Greis dagegen benutzt milde lächelnd diese naiven Anschauungen, um den Himmel der Seligen poetisch auszugestalten, der, selbst eine naive Konzeption, diese Elemente vollkommen in sich auflöst. Gewiß hat Goethe mit Behagen den Humor der Thatsache empfunden, daß die Faustdichtung an ihrem Schlusse auf die Motive der ersten Scene zurückgriff, die sechszig lange Menschenjahre zurücklagen und von dem Dichter seit mehr als einem halben Jahrhundert geistig überwunden waren.

Dem schwedischen Geisterseher aber ist eine Art von Unsterblichkeit durch zwei Deutsche gesichert. Wen Kant einer humoristischen Streitschrift gewürdigt hat, und wessen Gedanken ein Stück Faust geworden sind, der lebt für die Zeitspanne, die wir menschlicher Weise die Ewigkeit nennen.

Schillers Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Abfall der Niederlande.

Studien zur Entstehungs- und Druckgeschichte.

Von E. F. Koßmann im Haag.

1. Entstehung des Planes.

Der verschiedenartige Geschichtsunterricht, den Schiller auf der Karlsschule von Schott, von Drück und von Abel erhielt, kam den wesentlichsten Grundrichtungen seines Charakters, der sentimentalischen, der pathetischen und der philosophischen entgegen. Begeistert für Plutarch und Rousseau verließ er die Anstalt, und die Probleme der Philosophie und Geschichte blieben fernerhin seine eigentliche Stoffwelt. Auch schon aus praktischen Gründen mußte er als dramatischer Dichter der Geschichte nahe bleiben, liefert sie doch dem Dichter, der aus ihrem Riesennetz von Handlungen einen ihm homogenen Causalnexus herausschneidet, das wirksamste Staffagenwerk fertig mit. Und zwar mußten einen Dichter, dessen Wollust große Tugenden und große Verbrechen sind, und dessen Pläne sich auch um jenen geheimen Punkt drehen, „in dem das Eigentümliche unsres Ichs, die prätendierte Freiheit unsres Wollens mit dem notwendigen Gang des Ganzen zusammenstößt", die gewaltigen Eruptionen des Individualismus, die Verschwörungen und Empörungen, ganz besonders reizen. In der That sehen wir Schiller diesen Pfaden zielbewußt nachgehen, nicht zwar, wie ich glaube, schon im Cosmus von Medici,[1] aber vom Fiesco an bis zum Demetrius an Grabes Schwelle.[2]

---

[1]) Dieses Stück war nach Petersens Andeutung ein Familienstück. Daß Charlotte es „Die Verschwörung der Pazzi gegen die Mediceer" nennt, beruht wohl auf einer rührenden Reminiscenz der Witwe: In der Rudolstädter Liebeszeit 1788 hatte sie die Geschichte unter diesem Titel, in Reinwalds Bearbeitung für das Buch der Verschwörungen, zuerst kennen gelernt, und dabei gewiß von Schiller erfahren, daß er den Gegenstand selbst einmal behandelt hatte. Woher Schiller den Stoff nahm, ist nicht bekannt; daß er ihn schon aus Du Tertre geschöpft habe, wie Schillers Werke (herausgegeben von Bellermann, Bibliographisches Institut) 6, 168 erzählt wird, ist nur eine unbewiesene Vermutung Minors, Schiller 1, 138.

[2]) Auch andres bleibt für alle Perioden charakteristisch, so die Lust zum einen oder andren Zweck die Geschichte der Menschheit aufzurollen, von der Dissertation § 11 über die „Künstler" und „Spaziergang" bis zu den „Vier Weltaltern"; ja sogar das sentimentalische Element, die eigne Gemütsteilnahme des Dichters an den pathetischen Erscheinungen der Historie ändert sich — trotz aller Bemühungen

Es ist fesselnd zu verfolgen, wie diese beiden Neigungen Schillers, die historische und die philosophische, anfangs noch mit der physiologischen gemischt, sich in ihm aus rhetorischem Duft, auseinanderstrebend, zu wissenschaftlicher Ausschließlichkeit entwickeln, bis sie „in des Kunstwerks Schönheit lieblich schweigen“ müssen.

Auf dem Gebiet der Geschichte ging er von den Franzosen St. Real, Mercier, von Retz aus, die mit ihren psychologischen Geschichtsnovellen dem dramatischen Dichter auf halbem Wege entgegenkamen, einen Schritt weiter führte ihn Robertson, der schon in der Dissertation citiert, doch hauptsächlich seit der Ausarbeitung des Fiesco (1782) gewirkt haben wird. Schiller selbst giebt bekanntlich in der Vorrede zum Abfall der Niederlande die Lektüre von Watsons Geschichte der Regierung Philipps II. (aus dem Englischen, Lübeck 1778) als die ursprüngliche Veranlassung seines ersten historischen Werkes an; das führt in den Herbst 1785, wo er während der Arbeit am Don Carlos an Huber schreibt (5. Oktober): „ich lese jetzt stark im Watson und meinem Philipp und Alba drohen wichtige Reformen“. Doch war er damals noch weit entfernt an ein eigenes Werk über diesen Stoff, überhaupt an eine Bethätigung auf dem Gebiete der Geschichte zu denken. Erst im Frühling des folgenden Jahres, als er allein in Körners Hause saß (Körner war am 7. April 1786 mit seinen Damen und Huber für einige Wochen nach Leipzig gereist), geriet er beim schier zufälligen Lesen von G. H. Bougeants Histoire des guerres et des négociations, qui précédérent le traité de Westphalie (Paris 1727 und öfter) in jene Begeisterung, in welcher er an Körner schrieb: „Täglich wird mir die Geschichte theurer. Ich habe diese Woche eine Geschichte des dreißigjährigen Krieges gelesen und mein Kopf ist mir noch ganz warm davon ... Ich wollte, daß ich zehn Jahre hintereinander nichts als Geschichte studiert hätte. Ich glaube, ich würde ein ganz anderer Kerl sein. Meinst du, daß ich es noch werde nachholen können?“ (15. April 1786 vgl. an Huber 18. April).

Und auch hierzu mußte noch ein Sporn von außen kommen. Zur selben Zeit benutzte nämlich Huber seinen Aufenthalt in Leipzig während der Ostermesse, um sich für die eine oder andere litterarische Arbeit einen Verleger zu gewinnen; mit seinen bisherigen Sachen, meist Übersetzungen, hatte er wenig Erfolg gehabt. Jetzt wollte er Marivaux' Paysan parvenu verdeutschen. Darüber verhandelte er vermutlich mit Siegfried Lebrecht Crusius und kam dadurch in

---

im Wallenstein — nicht wesentlich, vom Brutussingenden Räuber Moor bis zur französischen Gottesstreiterin, die „das Herz schuf“ und der Schweizer Erhebung „unsterblich und des Liedes wert“.

einen momentanen Konflikt mit dem befreundeten Göschen (Schiller an Göschen 7. April und 5. Mai. Speidel und Wittmann, Bilder aus der Schillerzeit S. 94 bringen leider keine einzige, auf unsre Fragen bezügliche Angabe). Jedoch die Sache zerschlug sich überhaupt, da W. C. S. Mylius eben seine Übersetzung des Marivauxschen Werkes in den Blättern ankündigte, und Huber mußte sich nach etwas andrem umsehen. Eine verjährte Vorliebe für das ältere englische Theater[1]) ließ ihn auf Otways berühmtes Venice Preserved verfallen, und es reizte ihn Otways Quelle, die Conjuration des Espagnols contre la République de Venise en l'année 1618 von St. Réal, nachzulesen. Darüber nun geriet er in eine ähnliche historische Begeisterung wie Schiller drüben in Dresden über dem Bougeant. Sein Brief an Schiller vom 11. Mai 1786, der erst kürzlich bekannt geworden ist (Gegenwart 1898, Nr. 31, S. 71), ist voll davon: „In der That, hab' ich je ein Faktum so beschrieben gelesen, daß es alle meine Forderungen erfüllte und einen wahren Enthusiasmus in meiner Seele zurückließe, so ist es diese Verschwörung von St. Réal ... Dabei hab' ich auch gefühlt, wie dankbar für den Erzähler ein solches einzelnes Faktum aus der Geschichte wuchert, das so meteorisch hervorleuchtet und dem das Schicksal selbst so bequeme Schranken gesetzt hat, daß es dasteht und zu warten scheint, bis es aus dem ungeheuren Chaos der Weltgeschichte hervorgerissen wird. Vorzüglich macht es einen interessanten Anblick, mit welcher Zauberei ein großes weitläufiges Verbrechen wie dieses so gewaltige Kräfte weckt und in Thätigkeit setzt, die gewiß ohne dasselbe ewig geschlafen hätten. Aus dem unscheinbarsten, gröbsten Stoff wächst oft kolossalische Größe hervor, wenn das Schicksal nur den Samen dazu hingeworfen hat u. s. w." Er schließt den Passus: „kurz, ich möchte noch eine Verschwörung erleben!" Es versteht sich leicht, daß Schiller, der ja ohnehin an Hubers Nöten so brüderlichen Anteil nahm, lebhaft auf diesen Ton einging: „ ... mehr interessiere ich mich für einige andre Stellen in Deinem Brief, wo Du von vergessenen Perlen in dem Reich der Geschichte sprichst. Möchte ein guter Genius diesen Gedanken in Dir zur Reife bringen! Das Beispiel St. Réals und andrer sollte Dich billig erwärmen, um so mehr, da dieses Fach unwidersprechlich das Deinige werden müßte. Zapfe einmal diese Fässer in

[1]) Vgl. Theresens biographische Nachrichten in Hubers Sämtlichen Werken seit 1802, 1, 37, die übrigens für diese Zeit sehr verschwommen sind; so S. 44: „Während dieses Dresdner Aufenthalts machte er noch [außer dem heimlichen Gericht] einige historische und biographische Aufsätze auf Verlangen einiger Privatpersonen, welche nie für den Druck bestimmt waren, und deren Zweck und Schicksal mir unbekannt sind. Dieses war aber wohl auch der ganze Umfang seiner Thätigkeit."

Deiner Phantasie an, ich wette, daß Du Dich reicher finden wirst als Du vermutest" (17. Mai).

Aus diesem Zusammentreffen der Interessen der beiden unternehmungsbedürftigen Freunde muß bald nach Hubers Rückkehr (Ende Mai) der Plan zu einem gemeinschaftlichen Unternehmen über Rebellionen entstanden sein. Schiller kannte ein Werk, das ihnen wenigstens die Richtung angeben konnte, die Histoire des Conjurations conspirations et revolutions célèbres tant anciennes que modernes par Duport du Tertre (Paris 1754, ff. 10 vol.), eine bequeme Kompilation, die er beim Fiesko unter seinen Quellen nennt, die eine ganze Anzahl Schillerscher Stoffe (Fiesko, Abfall der Niederlande, Wallenstein, Demetrius) enthält, ohne ihm doch je ein Ausgangspunkt oder gar eine Hauptquelle gewesen zu sein. Dieses Buch bestellte Körner am 9. August in Leipzig (Goedeke, Geschäftsbriefe, S. 28), gewiß im Zusammenhang mit dem Plan der Freunde. Als Verleger war — wir wissen nicht wann noch wie — der genannte Crusius gewonnen, und Schillers Name sollte, vermutlich auf des Verlegers Wunsch, die Ware decken. Während der Michaelismesse 1786 erschien in den Gothaischen gelehrten Zeitungen die Ankündigung: „Leipzig. Künftige Ostermesse 1787 wird hier im Crusiusischen Verlag herauskommen: Geschichte merkwürdiger Verschwörungen und Rebellionen aus mittleren und neueren Zeiten, herausgegeben von Fried. Schiller." Diese Ankündigung, sie möge nun von Schiller sein oder nicht (gedruckt Sämtliche Werke 4, 113 ohne Begründung der Autorschaft), zeigt schon äußerlich, daß der Plan noch ganz vage war. Sie beginnt trügerisch mit einem prätentiösen Präteritum: „Die verschiedenen Verfasser, welche an diesem Werke, das aus zwei Bänden bestehen wird, Anteil haben, nahmen bei der Wahl der Geschichten weniger Rücksicht auf ihren universalischen Einfluß, als auf das Interesse des Details und der Charaktere," verliert sich dann aber in ein immer luftiger werdendes Futurum: „und werden sich weder an eine Zeitfolge der Begebenheiten noch an eine geographische oder statistische Ordnung binden. Bloß politische Revolutionen werden ausgeschlossen sein, Privatbegebenheiten hingegen, welche sich in dieser Gattung durch irgend eine interessante Merkwürdigkeit auszeichnen, darin aufgenommen werden. Jede Messe wird ein Band, ohngefehr ein Alphabet stark herauskommen." So ist in wenigen Zeilen das geschlossene zweibändige Buch zu einem periodisch erscheinenden Sammelwerk mit unendlichem Programm geworden.

2. Das Buch der Verschwörungen.

Von den Arbeiten für das angekündigte Unternehmen erfahren wir Bestimmtes erst zu Beginn des folgenden Jahres. Wenn Schiller

am 19. Oktober 1786 von Göschen Robertsons Geschichte Karls V. verlangt, weil er das Buch „jetzt ganz notwendig brauche" und schon am 5. November zurückschreibt, daß er es „nun nicht weiter nötig habe", so muß das doch wohl für irgend eine Einzelheit, etwa des Don Carlos, und nicht für das Buch der Verschwörungen gewesen sein.[1]) Daß Huber zu derselben Zeit Lebrets Geschichte von Italien im Hause hatte (Jonas 1, 315. 333. 343), könnte dagegen wohl im Zusammenhange mit dem Unternehmen stehen. Denn Huber scheint sich gleich an die Arbeit gemacht zu haben, und beide Verschwörungen, die er bearbeitete, spielen sich auf italienischem Boden ab. Die freie Übersetzung jenes Aufsatzes von St. Réal, der ihn so begeistert hatte, unter dem Titel „Verschwörung des Marquis von Bedemar gegen die Republik Venedig, im Jahre 1618", war vermutlich sein erstes.[2]) Mehr Mühe verwendete er auf die „Revolution in Rom durch Nikolaus Rienzi, im Jahre 1347", die er im 3. Bande des du Tertre fand. Mit Hilfe des Dresdener Bibliothekars Daßdorf machte er sich mit den ersten Quellen bekannt, den Mémoires pour la vie de F. Pétrarque (ed. de Sade, Amsterdam 1764—1767), den Annales ecclesiastici von Bzovius und Reynaldus (den Fortsetzern des Baronius) und dem Fortifiocca (damals noch anonym in Muratori Rer. ital. Antiquit. III), und natürlich auch mit Ducerceaus klassischer Darstellung (Paris 1733, wiederholt 1748). So kindlich arrogant der Libertin auf dem Gebiet der Geschichte[3]) auch über alle Überlieferung hinweg in seinen Helden hineinpsychologisiert, er läßt doch gerne die Gründlichkeit seines Quellenstudiums durchblicken.[4]) Anfang Februar 1787 war mindestens

---

[1]) Wenn nicht Minor für seine entgegengesetzte Meinung Schiller 2, 624 einen mir unbekannten Grund hat. Robertsons Einfluß auf Schillers Abfall der Niederlande streift Tomaschek S. 72 und 133.

[2]) Bekanntlich für Schillers Werk angesehen, bis Vollmer in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1875, Nr. 159, Hubers Brief an Schiller vom 20. Dezember 1788 veröffentlichte. Daß der Bedemar nicht, wie Goedeke Grundriß² § 253. 15 angiebt, nach dem Auszug bei Du Tertre, sondern direkt aus St. Réal genommen ist, beweist, abgesehen von Schillers ausdrücklicher Angabe in der Vorrede zum Buch der Verschwörungen, die flüchtigste Vergleichung; um nur die ersten Seiten zu nehmen: die Partien Goedeke, Schillers Werke 4, 119_{20}—120_{32} = St. Réal, Oeuvres. Paris 1745, 4, 12—14, 121_{2}—122_{3} = 14—16, 122_{26}—125_{32} = 17—21 finden sich nicht im Du Tertre. Ganz irrig überhaupt werden a. a. O. die drei Abhandlungen des Buches der Verschwörungen Übersetzungen aus Du Tertre genannt; keine derselben schöpft aus dieser Quelle.

[3]) Huber an Körner, 11. Dezember 1788.

[4]) Gerne hätte Huber seine beiden Aufsätze selbst bevorredet, aber die Publikation geschah durch Schiller ohne jede Mitteilung an den Abwesenden (Huber an Schiller, 20. Dezember 1788); so fand er erst beim Wiederabdruck des Rienzi in seinen Vermischten Schriften Gelegenheit, den Leser auf seine breite Quellengrundlage aufmerksam zu machen.

Eine dieser Arbeiten bei Crusius eingesandt. Denn Crusius schickte am 28. Februar 1787 die ersten vier Aushängebogen „von unsrem Werke“[1]) an Schiller und kündigte auf etwa 14 Tage den Abdruck des übrigen „noch in Handen habenden Manuskripts“ an, und bat um weiteres Manuskript innerhalb dieser Zeit, damit die Pressen ununterbrochen fortarbeiten könnten (Geschäftsbriefe, S. 28). Das Buch war ja auf die Ostermesse angekündigt. Aus Schillers Antwort auf diesen Brief erfahren wir zuerst, daß Schiller für sich die Rebellion der Niederlande gewählt hatte, — wann? wissen wir nicht, wieso? ist aber leicht zu verstehen, sind doch die „Thränen aus den Niederlanden“ die gewaltige Folie des Don Carlos, an dem er noch den ganzen Winter arbeitete, und war ihm jener Aufstand doch auch schon im Oktober 1785 durch Watsons Darstellung nahe getreten. Die aus Bougeant geschöpfte Begeisterung für den 30jährigen Krieg mußte daher dem vertrauteren Stoffe vorläufig weichen. Aber Manuskript hatte er jetzt, als Crusius mahnte, noch nicht; er mußte um Aufschub bitten, und schlug vor, das Buch nach der Messe in 2 kleine Bände geteilt herauszugeben. „Die Rebellion der Vereinigten Niederländer, welche ich für unser Werk bearbeite, wächst mir unter den Händen und kann, wenn ich sie nicht übereilen will, unmöglich auf die Ostermesse beschlossen werden. Es liegt mir äußerst viel daran, das Werk in jeder Rücksicht der Erwartung des Publikums entsprechend zu machen . . . Lassen Sie also den Setzer einige Zeit noch pausieren“ (an Crusius, 6. März 1787). Die Arbeit, von der Schiller hier so zuversichtlich schreibt, muß noch in den ersten unentwickelten Anfängen gewesen sein. Wie weit er sie überhaupt in Dresden gefördert hat, ja ob er überhaupt schon etwas von unsrem Text nach Weimar brachte, wir wissen nur, daß er mehrere Bücher — nicht einmal genau welche — aus Leipzig entliehen hatte, die er im Juli mit nach Weimar nahm (vgl. an Körner, 15. Mai 1788). Die nächstfolgende briefliche Erwähnung der Arbeit ist fünf Monate jünger; aus dem ersten Weimarer Trubel schrieb Schiller an Körner (18. August 1787): „Angenehm wird es Dir sein zu hören, daß ich arbeitete, ja endlich hab ichs über mich gewonnen, aber nicht den Geisterseher, sondern die Niederländische Rebellion. Ich bin voll von meiner Materie und arbeite mit Lust. Es ist gleichsam mein Debut in der Geschichte und ich habe Hoffnung etwas recht lesbares zu stande zu bringen.“ Doch wieder tauchte er im Leben unter, so daß Körner, der sich weniger für diese Arbeit als dafür, daß der Freund überhaupt arbeite, interessierte, am 7. September

[1]) Die Behauptung in Bellermanns Schillerausgabe (Bibliographisches Institut) 6, 205, daß dies vier Bogen des Abfalls der Niederlande gewesen seien, bedarf wohl keiner Widerlegung; Schillers Briefe an Crusius vom 6. März 1787, 6. Oktober 1787, 24. Januar 1788 lassen darüber keinen Zweifel.

anfragte: „Fährst du noch fort an den Niederlanden zu arbeiten?“ So rückte die Michaelismesse 1787 heran, und der Termin mußte wieder hinausgeschoben werden. „Auf Michaelis können die Verschwörungen freilich nicht fertig werden, aber auf Neujahr gewiß. Ende Oktobers bin ich fertig mit den Niederlanden. An Crusius mag ich nicht eher schreiben bis ich ihm einen Transport Mannskript schicken kann“ (an Huber, 14. September 1787). Zunächst scheint nur die zunehmende Geldverlegenheit zur Arbeit gespornt zu haben, er arbeitete „stark“, aber nur „mit einigem Vergnügen“ daran, bei körperlichem Unbehagen (an Körner, 22. September). Im Oktober, als er alle Hilfsquellen versiegt sah, war die unvollendete Arbeit seine einzige Hoffnung. „Das verfluchte Geld! An Crusius schreibe ich nächsten Donnerstag, zu Ende des Monats muß ich Geld haben, weil ich da ganz auf dem Sande bin; wenn mich Crusius nicht gleich bezahlen kann, wenigstens zur Hälfte, so gebe ich meine Niederlande besonders heraus bei einem andern Buchhändler und arbeite noch an einer andern Verschwörung“ (an Huber, 6. Oktober). Aus diesem Gesichtspunkt ist der an demselben Tage geschriebene Brief an Crusius zu betrachten, in welchem Schiller meldet, daß die niederländische Rebellion bis auf wenige Bogen fertig sei, jetzt abgeschrieben werde, und zugleich um Vorschuß bittet. „Da diese Materie jetzt gleichsam Mode und Ware für den Platz ist, so war anfangs meine Idee, sie auch mit einem besondern Titel zu versehen und allein in die Welt zu schicken. Ich denke aber, es kann beides statt haben, welches ich alles Ihnen überlasse“ (an Crusius, 6. Oktober). Unter solchem Drucke ging die Arbeit weiter, Schiller vertraute darauf den neuangesetzten Termin einhalten zu können, „gegen Neujahr werden die Verschwörungen herauskommen“ (an Körner, 19. Oktober). Hubers Bedemar und Rienzi, das ist 225 Seiten des Buches, waren unterdessen gedruckt (an Huber, 3. November); mit Schillers niederländischer Rebellion war der erste Band also reichlich gefüllt.

Doch noch ehe Schillers erste Mannskriptsendung abging, entschied sich das Schicksal des Buches in andrem Sinne. Wieland nämlich, der Mann mit dem beweglichen Herzen, der wenige Tage zuvor sich überzeugt erklärt hatte, daß das Drama Schillers Fach sei (Jonas 1, 423), wurde am 24. Oktober von einer Vorlesung Schillers aus seiner historischen Arbeit so hingerissen, daß er ihm versicherte, er sei dazu geboren, Geschichte zu schreiben. „Er umarmte mich schwärmerisch und erklärte, daß ich keinen vor mir haben würde in der Geschichte“ (an Huber, 26. Oktober 1787). Diese Beurteilung des berühmten und einflußreichen Mannes eröffnete natürlich dem Existenzsuchenden eine weite Perspektive: ein neues Feld mit praktischen Erfolgen, bürgerliche Stellung, vielleicht eine Professur. Und

die niederländische Rebellion sollte diese neue Schaffensperiode ankündigen, da durfte sie nicht unter den andern Verschwörungen erscheinen. Schillers praktischer Geist verschob sofort die Steine zu einer neuen, vorteilhafteren Figur. Vor allem schickte er nun die Monatswende ein Stück Mannskript an Crusius, um Geld zu bekommen. Zugleich rief er Huber auf, um das Buch der Verschwörungen zu füllen. „Eile an eine Verschwörung. Wähle aber ein interessantes Sujet und laß es nicht über 10 Bogen wachsen . . . Crusius quält mich um mehr Verschwörungen. Eile Dich zu bestimmen“ (an Huber, 1. und 3. November, zugleich ein Beweis, daß von einem überlegten Plane für das Werk keine Rede war. Huber lehnte energisch ab, „zu diesem ersten Transport unsrer Geschichte“ noch eine Verschwörung zu liefern, an Schiller, 4. November 1787). Dann entwickelte er dem Verleger sein neues Programm (5. November): Von Wielands und andrer Freunde Beurteilung ausgehend, nach welcher er seine Arbeit als „ein ziemlich wichtiges Werk der Historie“ bezeichnen durfte, schlug er vor, die niederländische Rebellion, möglichst solide ausgestattet, so daß sie sich auch äußerlich als etwas Hervorragendes anzeige, apart zu veröffentlichen, daneben aber gleichzeitig von dem Buche der Verschwörungen unter seiner Leitung den ersten Band herauskommen zu lassen, „weil es zu meinem Zwecke dient, daß beiderlei Werke zugleich erscheinen“. Man sieht, er wollte in dem neuen Fach, dem er sich „angefangen hatte zu bestimmen“, möglichst glänzend auf dem Plan erscheinen, der gute Feldherr gleich mit guter Truppe. Als Termin für die beiden Werke wurde nun der Januar angesetzt. Von nun an laufen die beiden Unternehmungen nebeneinander her, doch Freunde wie Körner wußten noch ein Vierteljahr später nichts von der Trennung (an Schiller, 29. Februar 1788).

Für das Buch der Verschwörungen fand sich bald unerwarteter Sukkurs in Schillers Schwager Reinwald, der in seinem Briefe vom 12. November 1787, gelegentlich seiner litterarischen Projekte die Frage hinwarf, „vielleicht könnte ich Dir auch zu den Verschwörungsgeschichten einen Beitrag thun“, und gleich einige nannte, die er zur Hand hatte, Fiesco, die Pazzi, Masaniello und andere (Maltzahn, Schillers Briefwechsel mit Christophine). Während Schillers Besuch in Meiningen, Ende November bis Anfang Dezember, wurden die Pazzi zu diesem Zwecke gewählt. Daß Schiller diese am 20. Dezember als eine Arbeit für Reinwalds „müssige Stunden“ bezeichnet (Maltzahn, S. 103), beweist, daß er unterdessen den Termin wieder hinausgeschoben hatte. In der That kam Reinwald erst Ende Februar 1788 dazu, sich mit dem Gegenstande zu befassen (Maltzahn, S. 104), und auch jetzt trieb Schiller nicht. „Vor Ostern braucht

es nicht fertig zu sein; aber gegen Johannis möchte ich es" (an Reinwald, 7. März 1788). Reinwald las noch erst die gedruckten Bogen von Rienzi und Bedemar, um sich auf den Ton der übrigen Mitarbeiter zu stimmen, am 28. April hatte er noch nicht zu schreiben angefangen, aber am 23. Juni schickte er sein fertiges Manuskript. Schiller dankte am 9. Juli dafür: „Deine Accuratesse setzt mich in den Stand, den ersten Teil meiner Verschwörungen zeitiger erscheinen zu lassen, als es mir anfangs geschienen hat. Ich denke zu Ende Augusts sollst Du Geld und Exemplare empfangen." Reinwalds Arbeit, die aus Macchiavelli, Poliziano und anderen, geflissentlich aber nicht aus du Tertre schöpft (Reinwald an Schiller, 23. Juni 1788), wurde von Schiller a. a. O. gewürdigt, von Körner dagegen sehr hart beurteilt (an Schiller . . . November 1788).

Als Schiller die Pazzi an Crusius sandte, stellte er zuversichtlich noch einen eigenen Beitrag in Aussicht: „Die 4te Verschwörung werde ich Ihnen zeitiger liefern als sie mir nach den bisherigen Verzögerungen zutrauen werden" (Anfang Juli 1788). Aus der flüchtigen „Nachricht", die er dem Buche statt einer Vorrede vorausschickte, ersieht man, daß es die des Fiesco sein sollte. Doch fehlt jeder Hinweis, ob es ihm je damit Ernst gewesen, wenn er auch bei seiner Vertrautheit mit dem Stoffe die Arbeit für eine sehr leichte halten mochte.

3. Der Abfall der Niederlande.

Schillers eigne Arbeit trat mit der Lostrennung von dem Buche der Verschwörungen in ein neues Stadium. Sollte es die hohen Hoffnungen, die er darauf setzte, erfüllen, das ist: seinen wissenschaftlichen Ruhm begründen, so mußten vor allem die Quellen origineller benutzt sein, und weder Wagenaar noch Watson durften die Darstellung bestimmen. Ein breiteres Quellenstudium charakterisiert daher die nächstfolgende Zeit. Anfang November nahmen Stradas Bellum Belgicum, Grotius' und Reyds Annalen und „zehn andre", in denen er „herumwühlte", seine ganze Zeit in Anspruch (an Körner, 19. November) und bei seinem Besuche beim Meininger Schwager nutzte er in diesem auch den Bibliothekar aus; denn gleich nach der Rückkehr erhielt er von dort den Viglius (Maltzahn, 103 ff.). Im Dezember ging er ganz und gar in der Arbeit auf. „Zwölf Stunden Arbeit am Tag und sehr oft noch einige mehr." „Die Rebellion nimmt jetzt meine Zeit ganz weg und ich verdiene die folgenden Monate sonst nichts als was ich dafür erhalte. Bei dem für mich äußerst nachteiligen Contrakte mit Crusius muß ich jetzt fast 8 Tage lang lesen und schreiben um 6 Thaler zu verdienen, denn Du wirst es kaum begreifen wenn ich Dir sage, daß ich des Tags allein 7 Stunden lesen und Auszüge

machen muß. Weil mir an dieser Erscheinung in der historischen Litteratur allerlei liegt, so darf ich nichts unterlassen was in meinen Kräften ist, sie so gut als möglich einzurichten" (an Körner, 19. Dezember; an Huber, 25. Dezember 1787). In diese Arbeitsperiode, Januar 1788, fällt die interessante Auseinandersetzung mit Körner, den Schillers Verbindung mit Wieland[1]) und die prosaische Arbeit beunruhigte. In dieser treten die praktischen Zwecke der neuen Thätigkeit stark in den Vordergrund; man sieht, Schiller wollte dem schon in Aussicht stehenden Ruf nach Jena damit innerlich wie äußerlich entgegenarbeiten, er wollte sich durch ehrliche Arbeit konsolidieren und neu verproviantieren und zugleich leichte Ernte an Geld und Ehre halten. Demgegenüber tritt der Gegenstand selbst manchmal sehr zurück. „Ich ringe mit einem mir heterogenen fremden und oft undankbaren Stoff, dem ich Leben und Blüte geben soll, ohne die nötige Begeisterung von ihm zu erhalten. Die Zwecke, die ich mit dieser Arbeit finde, halten meinen Eifer noch so hin, und verbieten mir, auf halbem Wege zu erlahmen ... Für meinen Carlos, das Werk dreijähriger Anstrengung, bin ich mit Unlust belohnt worden. Meine niederländische Geschichte, das Werk von 5 höchstens 6 Monaten, wird mich vielleicht zum angesehenen Manne machen" (7. Januar, vgl. 17. März, 16. April). Dann aber zeigt sich doch wieder die volle Freude am Schaffen, am Gelingen: „Du glaubst kaum wie zufrieden ich mit meinem neuen Fache bin. Mit jedem Schritte gewinne ich an Ideen und meine Seele wird weiter mit ihrer Welt" (12. Februar, 6. März). So dauerte die Sammel- und Excerpierarbeit weiter (siehe an Körner, 23. Februar, 16. April; an Reinwald, 7. März, 24. April), gemäßigt freilich durch das zunehmende gesellige Leben, poetische Abschweifungen und die Bekanntschaft mit Lengefelds, bis Schiller am 19. Mai der Verehrten nach Rudolstadt nachfolgte. Am 15. Mai gingen die Leipziger Bibliotheksbücher zurück, von den Meininger schweigt die Korrespondenz.

Crusius hatte unterdessen seit Anfang November 1787 Manuskript, wieviel wissen wir nicht, in der Hand; ob er die bessere Type, die Schiller verlangte, nicht vorrätig hatte, oder ob er mit dem Abdruck nicht eilte, weil kein Manuskript für das Buch der Verschwörungen, das ja gleichzeitig erscheinen sollte, da war: genug es ruhte. Schiller aber ließ nach seinem unterdes verbesserten Konzept den Anfang, als Ankündigung des Werkes, im Januar- und Februarheft des Merkur erscheinen. Am 24. Januar 1788 sandte er Crusius ein neues Manuskript, Vorrat für 12 Bogen, und versicherte ihm, er könne jetzt ohne Aufschub und ohne Gefahr neuer Verzögerungen anfangen

[1]) Vgl. auch Huber an Körner, 25. August 1788.

zu drucken. Den Anfang dieses Manuskriptes bildeten zwei gedruckte Bogen aus dem Merkur (der Abschnitt im Januarheft betrug etwas über zwei Bogen), das übrige war Handschrift, doch abweichend von dem, was Crusius in Händen hatte; denn Schiller verlangte, daß das früher gesandte nach diesem neuen korrigiert und in Ordnung gebracht werde. Da Crusius aber für solche Arbeit keine geeignete Persönlichkeit zur Hand hatte, so schickte er Schillers Wunsch entsprechend beide Manuskripte zurück, indem er um direkte Rücksendung bat, und zugleich seine Besorgnis ausdrückte, daß im Merkur ihm zuviel vorweggedruckt würde (auch in Betreff der Jahreszahlen am Rand und einer Assignation an Bertuch antwortete er, was für die Datierung der beiden folgenden Briefe an Crusius von Wichtigkeit ist). Schiller erhielt die Sendung gerade an einem Posttage, vermutlich Donnerstag den 31. Januar, kurz vor Abgang der Leipziger Post, und schrieb deshalb nur eben eiligst, daß er natürlich mit dieser Post das Manuskript nicht wiederschicken könne, zugleich um wegen des Merkur zu beruhigen und wegen der Assignation zu danken, indem er die Sendung des Manuskriptes und die Beantwortung des übrigen auf den nächsten Donnerstag versprach (Jonas, Nr. 247, Band 2, 18 und Anmerkung; Band 7, 251; Jonas Vermutung 7, 276 ist hiernach zu verbessern). Am nächsten Donnerstag, 7. Februar, in später Nachtstunde (an Körner, 7. Februar) gab er in der That das Manuskript, das er außer dem Anfang ganz hatte abschreiben lassen, zur Post, mit einem Begleitzettel, der zugleich wegen der Jahreszahlen am Rand Weisung erteilte (Jonas, Nr. 244). Den Anfang schickte er wieder im Merkurdruck, unverändert bis S. 27 des Januarheftes (Werke 7, 23, $_{17}$, wo jetzt das Erste Buch beginnt),[1] von da bis S. 35 (Werke 7, 32, $_{20}$) desselben Heftes vielfach verbessert. Das Februarheft des Merkur war noch nicht erschienen. Nun begann der Druck, während Schiller weiter arbeitete. Zu Ostern sollte das Buch erscheinen.

Der Plan des Werkes hatte sich unterdessen wieder erweitert. Zweifellos gab Wieland Schillers Absicht wieder, wenn er in der einleitenden Note zum Januarheft des Merkur sagte: „Der historische Aufsatz den ich hier mitteile, ist aus einem größeren Werke des Hrn. Fr. Schillers gezogen, welches unter obigem Titel [Der Abfall der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung] auf nächstkommende Jubilatemesse im Crusiusischen Verlage zu Leipzig erscheinen wird, und den ganzen Niederländischen Krieg unter Philipp II. zum Gegenstande hat, auch vielleicht bis auf die neuesten

[1] Merkwürdigerweise hat Druck a gerade auf dieser Seite bei dem Kolumnentitel „Erstes Buch“ statt „Vorrede“.

Zeiten fortgesetzt werden dürfte." Wie aus der einfachen Rebellion der „Abfall der Niederlande" geworden war, so wuchs nun der Abfall in Schillers Idee allmählich zu einer niederländischen Geschichte an: „die niederländische Geschichte wird nach dem angefangenen Plane sechs Bände" (an Körner, 27. Juli 1788). Den Titel „Abfall ꝛc." teilte Schiller am 24. Januar 1788 Crusius mit, hinzufügend, daß zur Ostermesse nur der erste Teil erscheinen werde. Genauer drückte er sich einen Monat später (24. Februar) aus: das ganze Werk bestehe aus zwei Hauptepochen [Teilen], die eine vor, die andre nach der Utrechtischen Union [1579]; der Titel auf Bogen A [„Geschichte der Niederländischen Rebellion bis zur Utrechtischen Verbindung. Erster Band"] sei nämlich nicht der Titel des Buchs, sondern des Abschnittes oder Teiles. Schiller wollte am liebsten „wenigstens gleich zwei Bände" veröffentlichen. Diese zwei Bände nun sollten zweifelsohne den ersten Teil bilden, also bis 1579 führen. Nur so nämlich erklärt es sich, wenn Schiller am 26. Juli 1788 zu dem abgeschlossenen Manuskript noch drei Bogen hinzufügt „weil sonst der II. Teil [lies: Band] gegen den 1ten viel zu lang ausfallen würde"; er fügte eben das Jahr 1567 hinzu, weil sonst der Zeitraum bis 1579 für einen Band zu groß gewesen wäre. Die zwei Bände aber bis Ostern fertig zu stellen, sah Schiller keine Möglichkeit und er wünschte daher den Termin hinauszuschieben, doch wolle er sich nicht widersetzen, wenn Crusius es für notwendig erachte, zur Ostermesse einen Band zu geben. Wegen des Buchs der Verschwörungen, das ja zugleich erscheinen sollte, mußte die Sache schnell entschieden werden. Crusius nahm, was er glaubte bekommen zu können; er muß Schiller um genaue Angabe des Titels des einen Bandes gebeten haben, denn er setzte in den Leipziger Meßkatalog Ostern 1788 (S. 105):[1])

Schiller Fr. Abfall der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung. Des 1n Thls. 1r Bd. 8. Leipzig, bei S. L. Crusius.

Schillers Mitteilung dieses Titels ist erhalten; es ist Jonas, Nr. 326, von Goedeke und Jonas irrtümlich in den Oktober versetzt, weil in Nr. 325 auch wieder von dem Titel die Rede ist. Schillers Angabe in Nr. 326 paßt aber wörtlich nur zum Ostermeßkatalog, im Michaeliskatalog wird von dem Buche unter demselben Titel einfach „der erste Band" angekündigt, und zwar „gr. 8." Die erste Ausgabe selbst trägt auf dem einen Titel die Bezeichnung „Erster Teil enthaltend die Geschichte der Rebellion(en) bis zur Utrechtischen Verbindung", auf dem andern „Erster Band".

[1]) Gütige Mitteilung M. Sondheims.

Die Ostermesse war im April (vgl. Jonas, Nr. 263), es war also nicht mehr viel Zeit. Schiller wünschte noch eine Vignette und eine Landkarte zu dem Buche, Crusius hatte noch kein gutes Papier. Ende März wurde scharf drauflos gedruckt (an Körner, 23. Februar, 6. und 31. März). Aber von der Ostermesse war bald nicht mehr die Rede, vielleicht schon nicht mehr am 7. März, wo Schiller an Reinwald schreibt, er brauche die versprochenen Pazzi nicht vor Ostern, sondern gegen Johannis.

Über den Fortgang des Druckes und der Manuskriptsendungen sind wir nur lückenweise unterrichtet. Zufällig erfahren wir, daß Schiller Mitte April (am 15ten schreibt er an Körner „ich muß jetzt abbrechen um ein Packet an Crusius zu expedieren") Manuskript bis wenig über S. 251 des Druckes A geschickt hatte, also noch nicht die Hälfte des ersten Bandes. Er bat nämlich am 17ten April Crusius in dem „letzthin" übersandten Manuskript ein Citat zu streichen, und dieses Citat „Essay sur les Moeurs T. III. Concile de Trente", in A auf S. 251, ist in allen Ausgaben bis heute stehen geblieben. Der Grund warum Schiller es hat streichen wollen,[1]) war wohl, daß er der Wissenschaftlichkeit seiner Arbeit nicht durch Anführung einer rhetorischpopulären Darstellung als Quelle Abbruch thun wollte; das Voltairesche Werk ist nur Einmal vorher (A, S. 102), nachher über-

[1]) Benutzt ist das Kapitel CLXXII „Sommaire des particularités principales du concile de Trente", wofür die Ausgaben als Kolumnentitel einfach „Du Concile de Trente" setzen, in der That, wenn auch nur in Einzelheiten, wie folgende Sätze zeigen mögen:

Voltaire. Gothaer Ausgabe, Essay sur les moeurs 3, 517.	Schiller A, 237 f.
1548. Ces querelles influaient sur les concile, le peu d'évêques impériaux restés à Trente ne voulaient point reconnaître les pères de Bologne.	Die politischen Händel, welche den kaiserlichen und römischen Hof entzweyten, trennten auch das Concilium, und die kaiserlichen Bischöfe, die in Trient zurückgeblieben, wollten die Väter in Bologna nicht erkennen.
C'est dans le temps de ces divisions que Charles-Quint ayant vaincu les princes protestans dans la célèbre bataille de Mulberg, en 1547, et marchant de succés en succés, mécontant du pape, n'espérant plus rien d'un concile divisé, ambitionne la gloire de faire ce que n'avait pu ce concile, de réunir, du moins pour un temps, les catholiques et les protestans d'Allemagne. Il fait . . . publier . . . son interim.	Unterdessen hatte die Schlacht bei Mühlberg das Selbstvertrauen des Siegers erhoben, beleidigt von dem Pabst, und unbefriedigt von den Concilien, will er aus eigner Gewalt ins Werk richten was er aufgiebt von diesen zu erhalten, und unternimmt, die streitenden Partheyen vermittelst seines Interims zu vereinigen.

haupt nicht mehr citiert. Wieso es stehen geblieben, wissen wir nicht; vielleicht war Bogen Q schon gesetzt und gedruckt, ehe Crusius dazu kam das Citat zu streichen. Zu beachten ist auch, daß gerade Meßzeit war und Crusius daher wohl dringendere Geschäfte hatte als das sich so lange hinschleppende Buch; dazu paßt gut, daß Schiller am 1. Mai bei Crusius anfragen läßt, ob er ihm nichts zu schicken habe (Jonas 7, 257).

Als Schiller im Mai nach Volkstädt übersiedelte, war also über die Hälfte des Buches gedruckt, und in seinem Mannskript war Schiller so weit, daß er optimistisch schon ganz darüber hinwegsah. „Die Arbeiten, mit denen ich diesen Sommer zu Stande kommen möchte, sind der Geisterseher, . . . der zweite Teil meiner niederländischen Rebellion und der Rest des ersten, ein Theaterstück . . . und hier und da ein Aufsatz in den Merkur" (an Körner 26. Mai). Aber schon wenige Wochen später scheint er den Gedanken an den zweiten Teil, das ist Band, für diesen Sommer aufgegeben zu haben; vielleicht schon als er am 19. Juni an Göschen, den Herausgeber der Thalia, schrieb: „diesen Monat muß ich noch an meine Geschichte wenden, aber den ganzen noch übrigen Sommer und Herbst wird nur für Sie gearbeitet," sicher am 5. Juli (an Körner): „Mit dem ersten Teil [lies: Band] meiner Geschichte werde ich in zehn Tagen fertig, er beträgt 33—34 Bogen. Ich fange an diese Arbeit satt zu werden. Die Pause, die ich zwischen dem ersten und zweiten Teil [lies: Band] machen werde, ist mir äußerst nötig. Überhaupt ist es keine Arbeit für die schöne Jahreszeit." Für meinen Liebesfrühling, hätte er auch sagen können. Damit war er aber eigentlich ungerecht, verdankte er der Arbeit doch, von Juni bis Oktober, manche schöne Stunde bei Charlotte und den Ihrigen, wanderte doch jeder Korrekturbogen gleich hinüber zu den Schwestern (Jonas, Nr. 280. 298), und wurde dort vorgelesen (Fielitz, Nr. 45), und auch in Schillers Abwesenheit wieder und wieder gelesen (Fielitz, 1, 43. 51. Nr. 63. 64. 84. 92; Jonas, Nr. 321. 323). Sie war nicht das geringste geistige Band, das Charlotte in diesem Sommer immer fester an ihn fesselte: ihr steigendes Interesse und Verständnis für das Werk war, wie Schiller selbst fühlte (an Lotte, 3. September und Jonas' Anmerkung), der Anfang des Zusammenwachsens. Für die Geschichte des Druckes geben aber alle diese Billets, die mit soviel Kunst allmählich datiert worden sind, nichts. Wenn Lotte in einem undatierbaren Billet schreibt, sie habe die ganze Nacht von Wilhelm von Oranien geträumt, so kann man daraus schlechterdings nichts schließen, denn dazu mußte Schiller am vorhergehenden Tage nicht gerade die Charakteristik Wilhelms auf Bogen H vorgelesen haben, wie Urlichs (S. 62) und Fielitz (Nr. 23) meinen; und wenn er es

gethan hat, so beweist es wieder nichts, wir wissen ja (siehe oben), daß in Weimar schon bis über Bogen Q gedruckt war.

Kurz vor dem 26. Juli schickte Schiller, vielleicht durch Geldverlegenheit getrieben, wieder ein Packet an Crusius, und zwar die von Reinwald (über eine Woche vorher) erhaltenen Pazzi als Nummer drei für das Buch der Verschwörungen, und zugleich Manuskript der Niederlande, das er als den Schluß des ersten Teiles bezeichnete [lies: Bandes. Jonas, Nr. 291]. Doch noch ehe er Antwort von Crusius haben konnte, meldete er am 26. Juli, daß er, wenn Crusius acht Tage warten könne, noch drei Bogen zu dem ersten Bande hinzufügen wolle, weil sonst der zweite zu stark würde. Als ob er nur so in seinem Manuskriptvorrat hätte schneiden können! Zugleich reklamierte er drei Druckbogen. „Es fehlen mir noch[1]) die Aushängebogen X Y Z, schicken Sie mir sie doch mit dem Bäldigsten!" Diese Angabe, zusammengehalten mit der am folgenden Tage Körner gemachten, daß der erste Teil (das ist: Band) der Niederländischen Geschichte 32 Bogen habe, hat Jonas viel Mühe gemacht. Er versucht eine Erklärung, indem er 32 als Schreibfehler für 23 nimmt und dies auf den gleichzeitigen Druck a bezieht, der im ganzen nur 24¹/₄ Bogen (A—B b) Text enthält. Aber 32 ist kein Schreibfehler für 23, denn drei Wochen vorher hatte Schiller den ersten Teil (das ist Band) auf 33—34 Bogen, also noch etwas mehr taxiert (an Körner, 5. Juli); und dann, bei dieser Annahme hätten die Bogen X Y Z nebst den Pazzi den Inhalt des Packets von vor wenigen Tagen bilden müssen, denn es bliebe kein Spielraum für andres Manuskript; im Gegenteil, statt der angekündigten drei Bogen hätte Schiller nur noch einen Bogen und 2¹/₂ Seiten geliefert. Die Stelle klingt aber viel eher nach einer Reklamation, etwa: es fehlen mir immer noch die Bogen X Y Z, schicken Sie sie doch! und die kaum angekommene Schlußsendung konnte ja selbstverständlich noch nicht gedruckt sein. Ferner: bei Jonas' Annahme wäre das ganze Buch außer der angekündigten Nachsendung schon am 26. Juli gedruckt gewesen und die Verzögerung der Herausgabe bis Ende Oktober würde noch schwerer verständlich. Es ist aber meines Erachtens auch gar nicht nötig, den Druck a an dieser Stelle herbeizuziehen. Wir wissen aus dem unverbesserten Citat, daß im April S. 251, also Bogen Q, der Ausgabe A gedruckt wurde; nimmt man nun an, daß Schiller in der Weimarer Arbeitsperiode noch Bogen R S T U, das ist: S. 257—320 erledigte und vielleicht Ende Juni von Volkstädt Bogen X Y Z, das ist: S. 321—368 sandte (Bogen V, W giebt es nicht in A, a), so

[1]) Bei Jonas im Text der irreführende, in der Anmerkung verbesserte Druckfehler „nur noch".

konnte er gut (wenn er, wie ich annehme, circa den 24. Juli als Schluß Bogen Aa bis Ff, das ist: S. 369—464, abgeschickt hatte), am 26. Juli Bogen X Y Z reklamieren, während er weitere drei Bogen zum ersten Bande Gg bis Ii, das ist: S. 465—512, ankündigte. Das wären die 32 Bogen, von denen er am folgenden Tage an Körner schrieb. In Wirklichkeit schwoll ihm dann der Nachtrag wie gewöhnlich über die Berechnung, nämlich auf etwas über fünf Bogen, Gg bis Mm, das ist: S. 465—548, an. — Wir erfahren nur Anfang Juni (Jonas, Nr. 280), Anfang August (Nr. 298) und Anfang Oktober (Fielitz, Nr. 84. 85. 88) von neuen Bogen, aber das genügt, um die Beziehung der Bogen X Y Z auf den Druck a auszuschließen.

Die Einsendung des auf den 2. August versprochenen Schlusses schleppte sich wieder hin. Wenn Schiller am 20. August an Körner schreibt „meine Geschichte soll denke ich in vier Wochen gedruckt sein", so kann man daraus wohl abnehmen, daß dieser Schluß noch nicht eingesandt war. Doch scheint es vor Beginn des Unwohlseins, welches ihm etwa vom 12.—28. September „alle Geschäfte entleidet und unmöglich machte", geschehen zu sein, denn er entschuldigt sich mit diesem Unwohlsein am 10. Oktober bei Crusius, daß er Titel und Vorrede noch nicht geschickt habe. An diesem Tage hatte Schiller die Korrekturbogen bis Kk; nur Ll, wozu noch über Berechnung zwei Blatt Mm kamen, fehlte und der Titelbogen war noch nicht geschrieben. Schiller kündigte die Restsendung auf den 12. an; dann könne das Werk erscheinen, zugleich mit dem Buch der Verschwörungen, das sich nun mit drei Nummern begnügen mußte. Am 16. Oktober langte Bogen Ll an und Schiller traf mit umgehender Post seine letzten Anordnungen (Jonas, Nr. 329). Diese betrafen die Druckfehler und ein Blatt, das Schiller umgedruckt wünschte (Jonas, Nr. 325 und 329). Schon am 17. April hatte er Crusius geschrieben, daß der Verstümmelung eines Satzes, infolge der Streichung eines Kommas, sowie andern wesentlichen Druckfehlern durch Umdruck einiger Blätter begegnet werden könne; jetzt ist nur noch von einem Blatte die Rede, aber dieses mußte „ein für alle mal, notwendig" umgedruckt werden.

4. Der Karton.

Seite 99/100 in A und das entsprechende Blatt 69/70 in a sind Karton. Schillers Wunsche ist also entsprochen worden. Ich besitze ein Exemplar von a, in welchem der Buchbinder versäumt hat, den Karton aus dem Titelbogen zu schneiden, und wo das ursprüngliche Blatt 69/70 noch an seiner Stelle steht. Zur bequemeren Vergleichung steht dieser ursprünglichste Text im Folgenden zwischen

der Lesart von A a und der der Bearbeitung von 1801 (B b). Es ist die Rede von der spanischen Inquisition.

A, S. 99/100; a, S. 69/70 (Karton).

Namen führen, die spanische nennen. Ihre Einsetzung fällt in das Ministerium des Kardinal Ximenes (hat den Kardinal Ximenes zum Stifter a); ein Dominikanermönch, Torquemada, eröffnete diesen schrecklichen Gerichtshof zuerst, gründete seine Statuten, und vermachte in ihm seinem Orden der Menschheit ewigen Fluch. Bald wurde aus einem Werkzeuge despotischer und hierarchischer Unterdrückung ein Instrument der Habsucht. Die ungeheuren Summen, die durch Einziehung der Güter in den königlichen Fiskus fielen, waren eine fürchterliche Lockung für Ferdinand; die Inquisition gab ihm einen Schlüssel zum Vermögen aller seiner Unterthanen in die Hände, wie sie das Organ seiner Gewalt und das starke Band war, woran er die Mächtigen hielt. Das Tribunal stand unerschütterlich fest, weil es durch die vereinigte Kraft der zwo mächtigsten Leidenschaften gehalten wurde.

Die Vernunft unter den blinden Glauben herab zu stürzen, und die Freiheit des Geists durch eine todte Einförmigkeit zu zerstören, war das Ziel, worauf dieses Institut hinarbeitete; seine Werkzeuge dazu waren *Schrecken* und *Schande*. Bis ins Gebiet der geheimsten Gedanken dehnte es seine un-

Das ursprüngliche Blatt.

[Sie] hat den Kardinal Ximenes zum Stifter; ein Dominikanermönch, Torquemada, stieg zuerst auf ihren blutigen Thron, gründete ihre Statuten, und verfluchte mit diesem Vermächtniß seinen Orden auf ewig. Schändung der Vernunft, und Mord der Geister heißt ihr Gelübde, ihre Werkzeuge sind *Schrecken* und *Schande*. Eine freche Nachahmerin der Allwissenheit überfällt sie in seiner stillen Werkstätte den Gedanken, und läßt das Siegel des Gewissens in der Fieberglut der Angst und der Folterquaal schmelzen. Jede Leidenschaft steht in ihrem Solde, sie augelt mit jedem Triebe der Natur, ihr Todtengerippe drängt sich zwischen die Umarmungen der Freundschaft und der ehlichen Liebe, der Schlaf ist nicht heilig vor ihr. Ihre Schlinge liegt in jeder Freude des Lebens. Selbst die Einsamkeit ist nicht einsam für sie; auch wo sie *nicht* ist, erschreckt ihr leiser Geistertritt die Phantasie bei ihrem ruhigen Spiele, und die Furcht ihrer Allgegenwart hält selbst in den Tiefen der Seele die Freiheit gefesselt. Wohin sie ihre Horcher nicht bringt, entzweyt sie das Denkensvermögen mit sich selbst, und erzieht sich in einer Neigung des Gemüths eine Verrätherin der andern. Alle Instinkte der Menschheit hat sie

B, S. 120 = die gemeine Lesart.

Sie hat den Kardinal Ximenes zum Stifter; ein Dominikanermönch, Torquemada, stieg zuerst auf ihren blutigen Thron, gründete ihre Statuten, und verfluchte mit diesem Vermächtniß seinen Orden auf ewig. Schändung der Vernunft, und Mord der Geister heißt ihr Gelübde, ihre Werkzeuge sind Schrecken und Schande.

Jede Leidenschaft steht in ihrem Solde,

ihre Schlinge liegt in jeder Freude des Lebens. Selbst die Einsamkeit ist nicht einsam für sie;

die Furcht ihrer Allgegenwart hält selbst in den Tiefen der Seele die Freiheit gefesselt.

Alle Instinkte der Menschheit hat sie

natürliche Gerichtsbarkeit aus. Jede Leidenschaft stand in seinem Solde; Freundschaft, ehliche Liebe und alle Triebe der Natur wußte es zu [100] seinem Zwecke zu brauchen; seine Schlingen lagen in jeder Freude des Lebens. Wohin es seine Horcher nicht bringen konnte, versicherte es sich der Gewissen durch Furcht, ein dunkler Glaube an seine Allgegenwart fesselte die Freiheit des Willens, selbst in den Tiefen der Seele. Alle Instinkte der Menschheit beugte es unter das Formular eines willkürlichen Glaubens; alle Ansprüche an seine Gattung waren für einen Ketzer verscherzt, mit der leichtesten Untreue an der Kirche hatte er sein Geschlecht ausgezogen. Die heilsamen Schauer des Instinkts, womit uns der Urheber unsers Wesens gegen unnatürliche Verbrechen gewaffnet hat, trug es willkührlich auf ein elendes Priesterwerk über; ein bescheidener Zweifel an der Unfehlbarkeit des Papsts wird geahndet wie Vatermord, und schändet wie Sodomie. Kein Schicksal konnte seine Opfer ihm unterschlagen, an Leichen, an Gemählden wurden seine Sentenzen vollstreckt, vor dem Arme der Inquisition war das Grab selbst keine Zuflucht, und die Schuld des Vaters lebte fort im Elend ganzer Generationen.

Die Vermessenheit ihrer Urtheilsprüche kann nur von der Unmenschlichkeit übertroffen werden, womit sie dieselben vollstrecket. Sie fällt die Sinne u. s. w.

herabgestürzt unter den Glauben; ihm weichen alle Bande, die der Mensch sonst am heiligsten achtet. Alle Ansprüche auf seine Gattung sind für einen Ketzer verscherzt, mit der leichtesten Untreue an der mütterlichen Kirche hat er sein Geschlecht ausgezogen. Die heilsamen Schauer des Instinkts, womit uns der Urheber unsers Wesens gegen das Abscheuliche ausgerüstet hat, und wodurch die Natur gleichsam ihre Grenzen hütet, trägt sie willkührlich auf ihr elendes Menschenwerk über, und weiß die Natur mit ihren eigenen Waffen zu schlagen. Ein bescheidener Zweifel an der Unfehlbarkeit des Papsts wird geahndet wie Vatermord, und [70] schändet wie Sodomie; ihre Urteile gleichen den schrecklichen Fermenten der Pest, die den gesundesten Körper in schnelle Verwesung treiben. Selbst das Leblose, das einem Ketzer angehörte, ist verflucht; ihre Opfer kann kein Schicksal ihr unterschlagen; an Leichen und Gemählden werden ihre Sentenzen vollstreckt; und das Grab selbst ist keine Zuflucht vor ihrem entsetzlichen Arme.

Die Vermessenheit ihrer Urteilssprüche kann nur von der Unmenschlichkeit übertroffen werden, womit sie dieselben vollstrecket. Sie fällt die Sinne u. s. w.

herabgestürzt unter den Glauben; ihm weichen alle Bande, die der Mensch sonst am heiligsten achtet. Alle Ansprüche auf seine Gattung sind für einen Ketzer verscherzt; [121] mit der leichtesten Untreue an der mütterlichen Kirche hat er sein Geschlecht ausgezogen.

Ein bescheidener Zweifel an der Unfehlbarkeit des Papsts wird geahndet wie Vatermord, und schändet wie Sodomie; ihre Urteile gleichen den schrecklichen Fermenten der Pest, die den gesundesten Körper in schnelle Verwesung treiben. Selbst das Leblose, das einem Ketzer angehörte, ist verflucht; ihre Opfer kann kein Schicksal ihr unterschlagen; an Leichen und Gemählden werden ihre Sentenzen vollstreckt; und das Grab selbst ist keine Zuflucht vor ihrem entsetzlichen Arme.

Die Vermessenheit ihrer Urteilssprüche kann nur von der Unmenschlichkeit übertroffen werden, womit sie dieselben vollstrecket.

Indem sie Lächerliches u. s. w.

Goedeke, dem nicht entgangen war, daß A, 99/100 Karton ist, nahm nach Schillers Brief vom 17. April an, der Zweck der Änderung sei gewesen, jenes vom Censor gestrichene Komma wieder einzusetzen (Geschäftsbriefe, S. 41); die Vergleichung der Texte zeigt, daß dies nicht zutrifft. Der Grund war ein ganz andrer:

Es ist auch von protestantischer Seite anerkannt, daß Schillers Darstellung der spanischen Inquisition zu den Partieen seines Werkes gehören, die der Kritik am wenigsten Stich halten (Tomaschek, S. 87; Janssen[2], S. 36 ff.); ja Schiller gesteht dies selbst, indem er in der Vorrede bedauert, daß er Spittlers Schrift über die spanische Inquisition zu spät zu Gesicht bekommen habe, um von ihrem „scharfsinnigen und vollwichtigen Inhalt“ noch Gebrauch zu machen. Er hatte das Institut als eine stumpfsinnige hierarchisch-politische Erfindung dargestellt (als seine Quellen nennt er Hopper, Burgundius, Grotius und — hier allein, außer der eben besprochenen Stelle — Voltaire) und in dichterischer Extase ihre Gräuel geschildert. Nun lernte er aber kurz vor Abschluß des Werkes aus Spittlers „Entwurf der spanischen Inquisition“[1]) eine andre Auffassung kennen, gegen deren wissenschaftliche Inhaltlichkeit ihm seine Tiraden recht leer vorkommen mußten. „Schon Plürs“, sagt Spittler, gewiß zu Schillers Ärger, „hat deutlich genug darauf gedeutet, daß die spanische Inquisition in ihrer ersten Veranlassung und Einrichtung nichts weniger als ein Rest des Religions-Eifers war. Sie war ein Werkzeug der Könige, die den Despotismus auf den Ruin der großen Nationalfreiheiten zu gründen suchten. Sie war die Erfindung eines Ministers, der diesen Weg für den sichersten hielt, den großen mächtigen Klerus zu unterjochen, und den trotzigen Reichsadel ... mit einemmal zu fesseln ... Jeder charakteristische Punkt der neuen Einrichtung, wie spanische Inquisition von aller andern bisherigen Inquisition sich unterschied, war sichtbar bloß zum Vorteile der königlichen Gewalt ... Alles zum Vortheil des Königs und — nicht der Kirche ... Nichts fiel der apostolischen Kammer zu; nichts dem Fiskus des Bischofs; nichts der Gemeinheit des Ortes, wie doch sonst oft auch gebräuchlich war; alles zog allein der Fiskus des Königs. — Nun einmal auch dem Fiskus des Königs aus diesem neuen Institute so große Hoffnungen gezeigt wurden, so ist es kein Wunder, daß die ganze Untersuchung eine Gierigkeit und Schärfe gewann, die sonst doch selbst auch in Fällen dieser Art noch selten zu sein pflegt. Zwey Harpyen faßten nun mit einemmal.“

[1]) In Reuß' Übersetzung von Don Alonzo Manriques Sammlung der Instruktionen des spanischen Inquisitionsgerichtes (Hannover 1788, S. I—LXII), wieder gedruckt in Spittlers Sämtlichen Werken 9, 13—42.

Den Niederschlag dieser Sätze findet man Schritt für Schritt in dem Karton. Ximenes ist Minister geworden, die „royalistische Wendung“, das heißt das Moment der königlichen Habsucht ist hervorgehoben, die „zwo mächtigsten Leidenschaften“ sind eben jene „zwei Harpyen“, Glaubenseifer und Habsucht. Das also war der Grund, warum das Blatt umgedruckt werden mußte. Doch benutzte Schiller diese Gelegenheit sogleich, um in einer andern Beziehung zu bessern. Man erinnert sich, daß Körner schon, als er die Einleitung im Merkur gelesen hatte, vor all zu viel Redeschmuck in einem historischen Werke warnte und daß Schiller darauf bekannte, es sei für ihn keine leichte Sache sich in der Historie so schnell von der poetischen Diktion zu entwöhnen (29. Februar, 6. März 1788). Hier ist ein Beweis von Schillers gutem Willen: Stilblüten sind ausgemerzt, Realien an ihre Stelle gesetzt, und das historische Präsens, das sich der lebhaften Phantasie einschleicht wie die Sünde, ist ins ruhige Präteritum verwandelt.

5. Die Drucke A und a.

Ende Oktober erschienen die beiden Bücher. Am 20. erwartete sie Schiller „mit jedem Posttage“ (an Körner); sie werden wohl am 27. oder 28. eingetroffen sein (Jonas, Nr. 332 scheint sich nur auf die in Nr. 329 bestellten Bücher zu beziehen).

Im Leipziger Meßkatalog Michaelis 1788, und gleichlautend unter Crusius' Verlagsanzeigen hinter dem Buch der Verschwörungen, werden sie so aufgeführt:

Schiller, Fr. Abfall der vereinigten Niederlande von der Spanischen Regierung. 1r Band, gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.
Ebendesselben Geschichte merkwürdiger Verschwörungen und Rebellionen aus mittleren und neueren Zeiten, 8. 18 Gr.

Hier ist also nur von Einer Ausgabe des Abfalls der Niederlande die Rede; es giebt aber bekanntlich zwei Crusiussche Drucke vom Jahre 1788, über deren Verhältnis zu einander die Meinungen auseinandergehen:

A (Bezeichnung von Ellissen, Sämtliche Werke VII; Beschreibung Trömel, Nr. 66.) 8°. 5 Bll. (2 hintereinander gelegte Doppelblätter und 1 Karton; enthaltend den doppelten Titel und die Vorrede, unterzeichnet: Schiller), 548 Seiten, Schreibpapier. Das erste Blatt des Bogens A wird eingenommen von einem dritten Titel: Geschichte der Niederländischen Rebellion &c., Rückseite frei. Auf dem Haupttitel Vignette, der Freiheitshut auf großem Stock in Landschaft, Endner inv. fc. (nach Schillers eigner Angabe; über die Schicksale dieser

Vignette, die Oeser machen sollte, vgl. Jonas, Nr. 263. 291. 303. 305). S. 99/100 ist Karton.

a (Bezeichnung von Ellissen a. a. O., Beschreibung übrigens Trömel, Nr. 65.) 8°, aber kleiner als A. 5, ursprünglich 6 Bll. (ein Doppelblatt und 2 ineinandergelegte Doppelblätter; enthaltend den doppelten Titel und die Vorrede, unterzeichnet: C. F. Schiller, und ursprünglich den Karton für S. 69/70), 387 Seiten, ordinäres Papier. Bogen A beginnt ohne neuen Titel mit dem Text, aber die Custode unter Bl. 5 lautet „Geschichte" und beweist, daß Bl. 6 zuerst den dritten Titel trug; dieses Bl. wurde dann als Karton für S. 69/70 umgedruckt, vom Buchbinder herausgeschnitten. Auf dem Haupttitel Druckvignette.

Trömel giebt ohne Begründung a als erste Ausgabe an, A als „zweite Ausgabe (Druck)"; Ellissen giebt A, augenscheinlich wegen der von Schiller vorbereiteten Vignette, den Vorrang, ihm folgen Urlichs (S. 62 Anmerkung), Fielitz (1^2, 43 Anmerkung), Goedeke Grundriß^2 § 253. 16 a, ja Goedeke nennt (Schillers Geschäftsbriefe, S. 50) a einen leichtfertigen Nachdruck (vgl. ebenda, S. 29: „Freilich ist auch der Anschein, als habe er [Crusius] neue Auflagen mit alter Jahreszahl gedruckt, kein wesenloser. Von der Geschichte der Verschwörungen und Schillers kleineren prosaischen Schriften giebt es Doppeldrucke dieser Art, von denen Schiller schwerlich eine Ahnung gehabt hat"). Jonas folgt anfangs Trömel (zu Nr. 294. 295), bekennt aber zu Nr. 325, daß er bei den verschiedenen Angaben zu keinem sicheren Urteil komme.

Haben wir Zeugnisse für a? ich glaube mit nein antworten zu können. Man könnte etwa vermuten, daß Crusius schon hätte angefangen gehabt zu setzen, als Schiller ihm (5. November 1787) schrieb, daß er andern Druck als für das Buch der Verschwörungen wünsche, weil Schiller schließt: „ist an meiner Rebellion schon angefangen worden zu setzen, so will ich recht gerne die Unkosten tragen", und daß er neben dem neuen Druck den schon begonnenen stillschweigend fortgesetzt habe; aber a hat eine andre Type als das Buch der Verschwörungen. Der Bericht an Körner vom 6. März 1788, daß Crusius scharf drauflos drucke, während Göschen behaupte, daß Crusius kein Papier habe, um vor der Messe zu beginnen, beweist weder für noch gegen. Der Meßkatalog von Ostern 1788 giebt als Format 8°, der von Michaelis 1788 gr. 8° an; ein Unkundiger könnte denken, daß a zu Ostern, A zu Michaelis erschienen sei, aber schon der Karton in a beweist, daß a keinesfalls vor Oktober erschienen ist. Die am 26. Juli ausstehenden Bogen X Y Z, die auf den ersten Blick am meisten für a sprechen, können, wie ich oben bewiesen zu haben glaube, nur von A sein. Auch die Verbesserungen des Kartons

beginnen mit S. 99 von A, während in a ein halber Satz unverändert bleiben mußte.[1])

Nein, vom ersten Bogen an, dessen erste Seite am 24. Februar 1788 als ein Titelblatt bezeichnet wird, bis zum letzten Ll bogen, der am 16. Oktober 1788 erwähnt wird, in seinen Andeutungen an Körner, wo er den Band auf 32—34 Bogen taxiert, in den Bestimmungen über die Vignette, überall spricht Schiller nur von A: und auch Körner citiert A, wenn er in seiner Beurteilung des Buches (Brief von Mitte November 1788) von dem allgemeinen Gesichtspunkt spricht, der auf der 5. Seite angegeben sei. Und Crusius' gleichzeitige Verlagsanzeige bezieht sich auch auf A, wie die Formatbezeichnung „gr. 8°" beweist.

Und doch kann a kein Nachdruck sein. Nicht weil Schiller ihn der zweiten Auflage des Buches zu Grunde legte (hat doch auch Goethe den Himburgschen Druck für seine „Schriften" verwendet), aber weil a die ungedruckte Seite ebenso gut als Karton hat wie A. Dieser Umstand beweist unwiderleglich, daß beide Drucke gesetzt und abgezogen waren, als Schiller Anfang Oktober 1788 auf den Umdruck drang. Bei dem besseren Druck fand sich für die Druckfehler Raum auf der letzten Seite, für den Karton vermutlich auf einem 6. Blatt des Titelbogens; beim schlechteren wurden die Errata einfach weggelassen, wahrscheinlich weil die Seiten- und Zeilenbezeichnung derselben zu viel Zeit gekostet haben würde (denn Platz wäre auf der Rückseite von S. 387 genug gewesen), und als Karton wurde das 6. Blatt des Titelbogens, der den dritten Titel enthielt, verbraucht.

So bleibt die weitere Frage, wie Crusius dazu kam, stillschweigend zugleich mit dem eigentlichen Druck einen zweiten schlechteren zu veranstalten, den er nicht unter seinen Verlagsartikeln aufführte. Ich vermute, daß es zur Abwehr des Nachdrucks geschehen ist, das heißt, daß Crusius selbst eine billige Ausgabe auf den Markt warf, um Andre daran zu verhindern. Bei der zweiten Auflage des Buches von 1801 hat er dasselbe gethan; es existiert ein Druck von 430 + 358 Seiten mit Portraits (Ellissen B; Trömel, Nr. 165) und einer von 294 + 239 Seiten ohne Portraits (Ellissen b; Trömel, Nr. 164. Goedeke freilich bezweifelt Werke 7, S. 9, zu Zeile 16 auch die Rechtmäßigkeit von b, aber ohne hinreichenden Grund; in Goedekes Grundriß² fehlen B und b!), während in der Korrespondenz nur von Einem Drucke die Rede ist. Die verzweifelte Lage der deutschen Verleger des vorigen Jahrhunderts gegenüber den Nachdruckern ist

[1]) Ein bequemes Kriterium für die Vorlage von Nachdrucken und Übersetzungen; z. B. die der holländischen Übersetzung Amsterdam 1791 (nicht 1792 wie Goedeke Grundriß² angiebt) ist A, denn sie liest S. 95: „De oprigting van dezelve viel voor onder het bestuur van den Kardinal Ximenes".

bekannt, auch einige Mittel, deren sie sich zur Abwehr bedienten. Göschen hatte augenscheinlich einen Kontrakt mit Stahel in Wien geschlossen; denn letzterer begleitete seine Ausgabe des Don Karlos 1787 mit einer Anzeige: „Ich habe diese zweite wohlfeilere Ausgabe des Don Karlos auf ausdrückliche Ordre meines Freundes, des Buchhändlers G. J. Göschen in Leipzig drucken lassen, damit die Absichten des Nachdruckers weniger wirksam sein mögten: Leider sind solche Schritte nöthig, um die deutsche Muse zu retten rc.," und in derselben Zeit erschien Göschens Ausgabe von Goethes Schriften mit zweierlei Titelblatt, zugleich bei Stahel. Trotzdem erschien freilich gleichzeitig eine Ausgabe des Don Karlos mit Göschens Firma, die nach Schillers eignem Zeugnis ein Nachdruck ist (Trömel 52). Ob die schlechte Ausgabe des Geistersehers die neben der echten, auch mit Göschens Firma, erschien, ein Nachdruck ist, wie Trömel annimmt, oder nicht, scheint mir noch nicht erwiesen. Cotta, dem der Wallenstein gleich nach Erscheinen zweimal nachgedruckt wurde, entschloß sich 23. September 1800, sofort, ohne Schillers Antwort abzuwarten, eine noch wohfeilere Ausgabe zu drucken und expedierte diese schon am 13. November nach Wien, um sie dort für 48 Kreuzer zu verkaufen, während anderorts der Preis auf 1 fl. 12 kr. gestellt wurde. Und von Turandot, Mahomet, Tankred ließ er, als Wiener Nachdrucke erschienen, eine ebenso wohlfeile Auflage von einigen hundert Exemplaren machen und nach Wien senden (an Schiller, 12. November 1802); für die Braut von Messina machte er es auf Schillers Rat wie Göschen, er kontraktierte mit einem Wiener und gab Exemplare mit dem Titel: „Wohlfeile, mit Bewilligung des Verfassers veranstaltete Originalausgabe, Wien bei Geistinger" heraus. — Auffallend ist nur, daß Crusius von Schillers kleineren prosaischen Schriften und bei der ersten Auflage der Gedichte keine wohlfeile Ausgabe veranstaltete und von den letzteren deshalb sofort einen Konkurrenten in Wien bekam (Schiller an Crusius, 18. Dezember 1800).

6. Weitere Schicksale der beiden Bücher.

Die beiden Werke, die nun also endlich erschienen waren, stellten sich nur als erste Teile einer Serie dar. Göschen beneidete Crusius wegen des „bleibenden Verlagsartikels" (Jonas 2, 245) — ohne Grund, denn beide blieben ohne Fortsetzung. Wie das kam, sei kurz zusammengestellt.

Gleich nachdem Schiller von Reinwald die Pazzi erhalten hatte (9. Juli 1788), hatte er ihn zu einer neuen Verschwörung ermuntert „z. B. die von Stenon in Schweden oder die Pulververschwörung in England", und als er ihn am 18. April 1789 zur

Teilnahme an den Memoires einlud, fügte er ausdrücklich hinzu: „Auch die Verschwörungen werden fortgesetzt und Deine Beiträge sind willkommen.“ Reinwald machte sich ans Werk die Pulververschwörung zu bearbeiten (an Schiller, 29. Dezember 1789). Über zwei Jahre hört man nichts mehr von dem Buche. Schillers Brief an Crusius vom 21. Februar 1792 weist auf Absichten oder Verhandlungen, von denen übrigens nichts bekannt ist: „Es ist mir ganz recht, wenn Herr Huber die Herausgabe der Geschichte merkwürdiger Rebellionen pp. übernehmen will. Nur behalte ich mir dabei zweierlei vor. 1. Daß ich brauchbare Aufsätze dieses Inhalts, wozu mir erst kürzlich von einigen meiner Mitarbeiter Hoffnung gemacht worden, darin einrücken kann. 2. daß mein Nahme auf dem Titel ganz wegbleibt.“ Wieder anderthalb Jahre später scheint das Unternehmen noch einmal in einem Briefe Schillers an Reinwald aufzutauchen: „Die Pulververschwörung vergiß ja nicht und unter der Hand wirst Du wohl thun, nach einem neuen Stoff von rebellischem Inhalt Dich umzusehen“ (22. Juli 1793). Von da an ist aber nicht mehr die Rede davon, die „Horen“ spülten die letzte Erinerung daran weg. „Hättest Du Deine Pulververschwörung fertig,“ schreibt Schiller dem Schwager 1. Februar 1796, „so könnte ich sie wahrscheinlich in die Horen setzen.“ Und da erschien sie denn auch.

Lebhafter, aber noch kürzer ist der Todeskampf der Niederländischen Geschichte. Im Juli hatte Schiller sich auf die Pause gefreut, die er zwischen dem ersten und zweiten Band machen wolle. Jetzt, nachdem der erste Band erschienen war, drängte Professur und Heirat die Arbeit momentan in den Hintergrund. Jonas hält für wahrscheinlich, daß Schiller den Abfall der Niederlande gemeint habe, als er am 3. November 1788 an Wieland schrieb: „aus der Gefangenschaft bin ich glücklich entwischt und habe es mir auf mein Lebenlang zur Warnung sein lassen, nicht mehr in den Krieg und auf die See zu gehen“; aber das ist ganz ausgeschlossen, denn gerade in dieser Zeit faßte Schiller ja den Plan, über niederländische Geschichte Kolleg zu lesen, um auf diese Weise die Fortsetzung „gemächlich skizzieren“ zu können (an Körner, 25. Dezember 1788; an Huber, 2. Januar 1789). Zum zweitenmal, daß er mit diesem Buche zwei Fliegen mit einem Schlage fangen wollte! Crusius gegenüber band er sich freilich nicht an eine Zeit (9. März 1789), aber sprach doch sehr zuversichtlich, sogar im Plural, von neuen Teilen zur niederländischen Geschichte vor Ostern 1790 (16. April 1789). Und auch bei den Heiratsplänen spielt die Fortsetzung der niederländischen Geschichte eine Rolle. War er mit ihr Professor geworden, sie sollte ihm auch zur Heirat helfen. Um sie zu vollenden, wollte er ein Jahr Urlaub fordern oder sogar seinen Abschied nehmen und so seine Über-

siedelung nach Rudolstadt ermöglichen, die damals noch eine Bedingung für das Jawort der Mutter schien (an Körner, 12. Dezember; an Lotte, 17. und 20. Dezember 1789). Das neue historische Werk, der 30jährige Krieg in Göschens Damenkalender, wollte Schiller nicht mit dem Abfall der Niederlande verglichen wissen, jenes war ihm das populäre, dies das wissenschaftliche Werk, dem jede Verzögerung an Qualität zu Gute kommen mußte (an seinen Vater, 20. Dezember 1790; an Göschen, 5. März 1791; an Crusius, 8. Oktober 1791). Die Krankheit und der Zwang Geld zu verdienen (der Kontrakt mit Crusius war unvorteilhaft) ließen die Arbeit weiterhin zurücktreten; doch noch am 3. September 1792 schreibt Schiller an Crusius: „Dieses Jahr bin ich auch des historischen Kalenders entledigt und dann können wir auch von der Niederländischen Geschichte reden.“ Man erinnere sich aber der Ereignisse der folgenden Jahre, Kant, schwäbische Reise, Goethe, Rückkehr zur Poesie, und es braucht nicht erörtert zu werden, daß von einer Fortsetzung nun in Wirklichkeit nicht mehr geredet werden konnte.

Im Oktober 1799 schlug Schiller Crusius, mit dem er durch die „prosaischen Schriften“ und die „Gedichte“ in Geschäftsverbindung geblieben war, vor, eine neue verbesserte Ausgabe der niederländischen Geschichte zu veranstalten; hinzufügen wollte er die bereits gedruckten Aufsätze über den Prozeß des Grafen Egmont und über die Belagerung von Antwerpen, und er stellte noch zwei Erzählungen aus diesem Kriege in Aussicht; als Honorar — darum war es ihm wohl vor allem zu thun — bedang er sich ein Karolin per Bogen (an Crusius, 15. Oktober und 29. November 1799). Crusius ging darauf ein, aber Schiller übereilte und überanstrengte sich nicht bei dieser „verbesserten Ausgabe“. Er benutzte, wie schon Ellissen (Werke 7, S. VI) bemerkt, ein Exemplar von a und „verbesserte“ hauptsächlich durch Streichen. Die eignen Verbesserungen der ersten Ausgabe, die neuen Gesichtspunkte von Spittler, die er so bedauert hatte, zu spät kennen gelernt zu haben, das Citat aus Voltaire, das gestrichen werden sollte, ja selbst die in A verzeichneten Druckfehler der ersten Ausgabe — alles lag längst hinter ihm im wesenlosen Scheine, quer durch ging sein Stift. Es ist der berühmte Redaktor Schiller, der aus einem zweiundzwanzigstrophigen Gedichte fünfzehn Strophen hinausstreicht, der diese zweite Ausgabe zuschnitt, und gegen den niemand mehr als der dichtende Schiller in Schutz genommen zu werden verdient.[1])

Aus obiger Zusammenstellung ist auch ersichtlich, daß Schillern bei seiner Redaktion ein Exemplar ohne den Karton (vermutlich in

[1]) Goethes Respekt vor Schillers Zugreifen trägt doch bedenkliche Früchte, wenn auch Schillers mörderische Redaktion seiner Jugendgedichte gut geheißen wird, vgl. Harnack, Schiller, S. 321.

albis), also ein bisher unbekannter Text der betreffenden Seite vorlag. Es ist lehrreich zu sehen, daß das medizinische Bild von den Fermenten der Pest nicht eine Zuthat des Jahres 1800, sondern ein verirrtes Stückchen Jugendstil ist, das schon 1788 getilgt war. Die andern schlimmsten Stilblüten sind einfach gestrichen; von den neuen Sätzen des Kartons zeigt B kein Wort. Aus den zwei neuen Erzählungen wurde nichts. Am 28. August 1800 war der Anfang der Bearbeitung beim Abschreiber, am 4. Dezember schickte Schiller die erste Lieferung Manuskript an Crusius; kurz vor seiner Abreise aus Jena, also Ende März 1801, erhielt er die gedruckten Exemplare, für die er erst am 11. September dankte.

Zur Schillerforschung.

Von Otto Harnack in Darmstadt.

In Nachstehendem möchte ich einige Punkte erörtern, die ich in meiner Schillerbiographie (Berlin 1898), ohne Begründung oder mit bloßer Andeutung der ausschlaggebenden Gründe hinstellen mußte. Es sind teils solche, in denen ich mich zwischen bisher schon ausgesprochenen, divergierenden Ansichten zu entscheiden hatte, teils solche, in denen ich zu eigenen neuen Ansichten gelangt war.

1. Die Entstehungszeit der Theosophie des Julius.

Es ist üblich geworden, diesen Hymnus in Prosa weit zurückzudatieren, und ihm damit eine weit frühere Entstehungszeit anzuweisen als den „Philosophischen Briefen“, in denen er veröffentlicht ist. Den Anlaß dazu hat Schiller selbst gegeben, indem er seinen „Julius“ an „Raphael“ schreiben ließ: „Ich finde einen verlornen Aufsatz wieder, entworfen in jenen glücklichen Stunden meiner stolzen Begeisterung“. Allein ich halte diesen Satz für eine schriftstellerische Fiktion, und bin überzeugt, daß der Aufsatz erst für die „Philosophischen Briefe“ verfaßt ist. Daß sich seine Gedanken mit denen der „Anthologie“ berühren, darf dabei nicht verwundern, da er ja verfaßt ist, um das damalige idealistische System des „Julius“ darzulegen. Damit fällt auch der Einwand hinweg, daß der Aufsatz zeitlich zu nah an das philosophische Gespräch im „Geisterseher“ heranrücke, das einen ganz andern philosophischen Standpunkt zum

Ausdruck bringt. Der Inhalt der „Theosophie" entsprach eben schon, als sie verfaßt wurde, gar nicht mehr dem des Verfassers; sondern war mit absichtlicher Einseitigkeit formuliert, um die Gegenrede Raphaels hervorzurufen. Und will man die Erwähnung des „Ungedruckten Romans in Briefen" in der „Anthologie" geltend machen, so würde dies nicht nur für die „Theosophie", sondern für die gesammten „Philosophischen Briefe" eine frühe Entstehung beweisen. Nimmt man aber trotz jener Notiz an, daß der schon zur Zeit der „Anthologie" entworfene Briefwechsel doch erst unmittelbar vor seinem Erscheinen ausgeführt sei, so ist kein Grund vorhanden, für die „Theosophie" etwas anderes anzunehmen.

Im Besonderen muß ich behaupten, daß der Stil und die Darstellungsweise der Theosophie ganz anders sind als wir sie in den Prosaschriften der Stuttgarter Zeit finden. Man vergleiche etwa den „Spaziergang unter den Linden", der ja auch eine philosophische Wechselrede bringt! Wie drängt sich da überall noch der cynische Materialismus des angehenden Mediciners hervor! Wie schwelgt die Satzfügung im Aneinanderpressen der aufs künstlichste herbeigezerrten Gegensätze! In welch grotesken Bildern arbeitet noch die Phantasie! — Dagegen in der „Theosophie", wie in den ganzen „Philosophischen Briefen" eine abgeklärte Sprache der Phantasie, ein Bestreben, die Harmonie, auch wo sie in der Sache noch nicht erreicht ist, doch in der ästhetischen Form zu finden. Es ist die schwärmerische, aber ästhetisch durchgebildete Sprache des Marquis Posa, die wir hier hören. Vorzüglich möchte ich auf die Verse hinweisen:

Sehn Sie sich um
In seiner herrlichen Natur! Auf Freiheit
Ist sie gegründet — und wie reich ist sie
Durch Freiheit! Er, der große Schöpfer, wirft
In einen Tropfen Thau den Wurm, und läßt
Noch in den todten Räumen der Verwesung
Die Willkür sich ergötzen .... Er, der Freiheit
Entzückende Erscheinung nicht zu stören —
Er läßt des Uebels grauenvolles Heer
In seinem Weltall lieber toben — ihn,
Den Künstler, wird man nicht gewahr, bescheiden
Verhüllt er sich in ewige Gesetze!
Die sieht der Freigeist, doch nicht ihn. Wozu
Ein Gott? sagt er; die Welt ist sich genug!
Und keines Christen Andacht hat ihn mehr
Als dieses Freigeists Lästerung gepriesen!

Daneben möge man nun Julius begeisterte Ausrufungen stellen! „Sollten meine Ideen wohl schöner sein als die des ewigen Schöpfers? Wie? Sollte der es wohl dulden, daß sein erhabenes Kunstwerk hinter den Erwartungen eines sterblichen Kenners zurück-

bliebe? Das eben ist die Feuerprobe seiner großen Vollendung und der süßeste Triumph für den höchsten Geist, daß auch Fehlschlüsse und Täuschung seiner Anerkennung nicht schaden, daß alle Schlangenkrümmungen der ausschweifenden Vernunft in die gerade Richtung der ewigen Wahrheit zuletzt einschlagen, zuletzt alle abtrünnigen Arme ihres Stromes nach der nämlichen Mündung laufen. Raphael — welche Idee erweckt mir der Künstler, der in tausend Copien anders entstellt, in allen Tausenden dennoch sich ähnlich bleibt, dem selbst die verwüstende Hand eines Stümpers die Anbetung nicht entziehen kann!"

2. Über die Entstehung des „Menschenfeinds".

Daß ich in meiner Schillerbiographie den „Menschenfeind" erst zum Zeitpunkt seiner Veröffentlichung namhaft gemacht, hat mir den unbegründeten Vorwurf eingetragen, ich hätte seine Entstehung zu spät datiert. Ich rede aber an jener Stelle von ihm als von einem „längst angefangenen" Drama. Allerdings aber glaube ich, daß die Scenen bei ihrer Veröffentlichung noch bedeutende Veränderungen erfahren haben. Am 14. Februar 1790 schrieb Schiller an „Lotte und Caroline": „die Scenen mißfielen mir (beim Hervorsuchen); aber ich habe eine davon mit vielem Glück retouchirt." Am 14. März machen ihm „die Scenen" noch zu schaffen; seine Arbeit ist also nicht bei der einen stehen geblieben. Am 26. November schreibt er an Körner, er habe sich zum Abdruck des Fragmentes entschlossen. „Hätte ich irgend noch den Gedanken gehabt ihn auszuarbeiten, so wäre er nie in die Thalia eingerückt worden; aber diesen Gedanken habe ich nach der reifsten kritischen Überlegung und nach wiederholten verunglückten Versuchen aufgeben müssen". Wir dürfen jedenfalls annehmen, daß solch ein „Versuch" auch noch in das Jahr 1790 gefallen ist.

Im „Menschenfeind" sind also verschiedene Entstehungsstadien zu unterscheiden, und zwar von 1786 bis 1790. Äußerlich abgrenzen werden sie sich in der Production nicht lassen; denn es scheint nicht, daß eine Neudichtung ganzer Scenen nachträglich noch stattgefunden hat. Aber die Motive, die verwertet sind, werden Schlüsse gestatten auf die Zeit, in der die einzelnen Scenen oder ihre Bestandteile ihre jetzige Form gefunden haben. Frühe Motive, die schon die erste Form enthalten haben kann, sind alle landwirtschaftlichen und gärtnerischen, die auf Bauerbach, ja schon auf die Solitude zurückweisen. Frühe Motive sind die biblischen, die in Huttens prophetenhafter Mahnrede anklingen. In das erste Entstehungsjahr (1786) reichte der pathetische Idealismus, der sich mit

der „Theosophie des Julius“ berührt. Aber die stille Ruhe, die auch über Huttens Menschenfeindlichkeit gebreitet liegt, die Freude an der großen „Mutter Natur“, an der „verdienstlosen Trefflichkeit“ der „ruhigen Pflanzenwelt“; — diese stillen Tröstungen, die den Trübsinn des Pessimisten mildern, sind Errungenschaften einer spätern Zeit, der Zeit da sich der Dichter selbst, im engen Kreise befriedigt, „nach wildem Sturm zum Dauernden“ gewöhnt hat. Ich glaube, daß der „Menschenfeind“, den wir aus dem Fragment kennen, sich durch solche Züge wesentlich von dem unterscheidet, den Schiller ursprünglich unter der Anregung von Shakespeares düster-gewaltigem Timon bilden wollte. Für ein einzelnes Motiv, das auf spätere Einflüsse hinweist, halte ich das Gespräch mit dem Haushofmeister, auf das Egmonts Scene mit seinem Geheimschreiber eingewirkt hat.

3. Zur Recension von Bürgers Gedichten.

In der Besprechung dieser Recension habe ich die Behauptung ausgesprochen, daß Schiller hier die Maßstäbe seines Urteils einer Theorie der „Idealisierung“ entnommen habe, die er später in seinen philosophischen Hauptschriften nicht mehr verfochten hat, und deren Anwendung thatsächlich die lyrische Dichtung ersticken müßte. Den Unterschied, der zwischen dieser Theorie und Schillers wenige Jahre später formulierten Ansichten obwaltet, möchte ich im Folgenden bestimmen. In der Recension wird verlangt, daß die Dichtkunst, die Sitten, den Charakter, die ganze Weisheit ihrer Zeit geläutert und veredelt in ihrem „Spiegel“ sammeln und „mit idealisierender Kunst aus dem Jahrhundert selbst ein Muster für das Jahrhundert“ erschaffe. Dies aber setze voraus, „daß sie selbst in keine andere als gebildete Hände fiele“. „Begeisterung allein ist nicht genug; man fordert die Begeisterung eines gebildeten Geistes. Alles was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. .... Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ist sein edelstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf die Vortrefflichen zu rühren. Der höchste Wert seines Gedichtes kann kein anderer sein, als daß es der reine, vollendete Abdruck einer interessanten Gemütslage, eines interessanten, vollendeten Geistes ist. .... Kein noch so großes Talent kann dem einzelnen Kunstwerk verleihen, was dem Schöpfer desselben gebricht, und Mängel, die aus dieser Quelle entspringen, kann selbst die Feile nicht wegnehmen“. Hier ist eine ganze Reihe von Einseitigkeiten und Schiefheiten aneinandergefügt. Statt von dem Kunstwerk wird nur vom Künstler geredet, statt von seiner künstlerischen Anlage, nur von seiner Aus-

bildung und statt von seiner künstlerischen Ausbildung von seiner „Läuterung“ zum „vollendeten Geist“. Es wird zuerst das ganze Thema vom sachlichen Boden auf den persönlichen hinübergeführt; es wird die Person nicht nach ihrem natürlichen Sein, sondern nur nach ihrem Wollen und Streben beurteilt; es wird endlich das Streben nach sittlicher Vollendung mit dem nach der ästhetischen vermengt. Man glaubt eher die Anforderungen an einen Lehrer oder Prediger als die an einen Dichter zu hören. Der Kritiker scheint sich erst dort einer sachlicheren Behandlung zuzuwenden, wo er speciell die Aufgabe des Volksdichters erörtert. Aber auch dies ist nur Schein. Denn wenn er auch zunächst betont, hier handle es sich um „glückliche Wahl des Stoffes und höchste Simplicität in Behandlung desselben“, so treten doch sogleich wieder andere Forderungen hervor. „Als der aufgeklärte, verfeinerte Wortführer der Volksgefühle, würde er dem hervorströmenden, Sprache suchenden Affekt ..... einen reineren und geistreicheren Text unterlegen; er würde, indem er ihnen den Ausdruck lieh, sich zum Herrn dieser Affekte machen, und ihren rohen, gestaltlosen, oft tierischen Ausbruch noch auf den Lippen des Volkes veredeln. Selbst die erhabenste Philosophie des Lebens würde ein solcher Dichter in die einfachen Gefühle der Natur auflösen, die Resultate des mühsamsten Forschens der Einbildungskraft überliefern und die Geheimnisse des Denkers in leicht zu entziffernder Bildersprache dem Kindersinn zu erraten geben“. Der Volksdichter wird also hier zu einer Art Popularphilosophen, wie sie ja in dem Zeitalter eines Engel und Garve beliebt waren; aber wo bleibt dabei die lyrische Poesie?

Es war eben Schiller damals die selbständige Bedeutung des Ästhetischen noch nicht aufgegangen. Es war ihm der Wert des Naiven und Unbewußten noch nicht verständlich geworden. Es war ihm das Wesen objectiven künstlerischen Schaffens überhaupt, am meisten aber bei dem lyrischen Dichter noch völlig verschlossen. Es fehlt ihm die Schule Kants, es fehlt die neidlose, verständnisvolle Bewunderung Goethes, es fehlt die tiefere Erkenntnis und Auffassung der Antike. Hätte er diese drei großen inneren Erfahrungen schon besessen, so wäre sicherlich sein Urteil über Bürger milder ausgefallen.

Wie ganz anders stellt sich Schiller vier Jahre später zu diesen Problemen! In den Briefen über ästhetische Erziehung, in den Aufsätzen, „Über das Naive und über die sentimentalischen Dichter!“ oder noch später in den „Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst“. Jetzt weiß er, daß für den Künstler in erster Linie nicht eine durch abstrakte Begriffe zu bestimmende Beschaffenheit in Betracht kommt, sondern sein Verhältnis

zur umgebenden Welt, seine Art, sie zu erfassen und ihr nachzubilden; er weiß, daß die Kunst nicht nach einem abstrakten Idealbilde, sondern nach einer harmonischen Verschmelzung von Geist und Natur, nach „lebender Gestalt", nach der „Consummation der Menschheit" strebe, daß für den Wert der künstlerischen und dichterischen Thätigkeit nichts anderes bestimmend ist als der Grad ihrer ästhetischen Vollkommenheit. Jetzt gab er zu, daß solche Vollkommenheit der Leistung auch schon der einfachen, ungebrochenen, glücklich veranlagten Natur gelingen könne. Er sprach ausdrücklich aus, daß die ästhetisch vollkommene Behandlung den gemeinen Stoff veredeln könne.

Gewiß wäre auch nach solchen Gesichtspunkten an Bürger noch mancherlei zu tadeln gewesen, aber der Tadel hätte das Kränkende verloren und Bürgers Einrede, daß nach solchen Grundsätzen fast alle lyrischen Dichter verdammt werden müßten, wäre nicht möglich gewesen. Schiller hat in jener Recension eben doch trotz aller ästhetischen Detailkritik Bürger nach moralischem Maßstabe beurteilt; den rein ästhetischen Maßstab lernte er erst später erkennen und anwenden.

4. Der Zeitpunkt der entscheidenden Annäherung Goethes und Schillers.

Die entscheidende Annäherung erkenne ich in dem bekannten Gespräch, von dem Goethe berichtet hat, und seinen Zeitpunkt habe ich in meinem Buch in die Tage vom 20. bis 24. Juli 1794 verlegt. Es scheint mir vor allem zweifellos, daß das Gespräch erst nach der Aufforderung zur Teilnahme an den Horen und nach Goethes zustimmender Erklärung stattgefunden hat. Aufforderung und Zustimmung (vom 13. und 24. Juni) sind noch so formell gehalten, daß sie ein kurz vorher gegangenes eingehendes Gespräch, das zur Erkenntnis der beiderseitigen Geistesart führte, durchaus nicht voraussetzen lassen. Etwas intimer klingt Goethes Zettel vom 25. Juli; einen ganz anderen zuversichtlichen Ton aber schlägt Schillers berühmter Brief vom 23. August an. Hier hat augenscheinlich der entscheidende Umschwung bereits sich vollzogen; ob vor oder nach dem 25. Juli, ist noch die Frage.

Nun schreibt aber Schiller am 1. September an Körner über sein Verhältnis zu Goethe: „Wir hatten vor sechs Wochen über Kunst und Kunsttheorie ein langes und breites gesprochen, und uns die Hauptideen mitgeteilt, zu denen wir auf ganz verschiedenen Wegen gekommen waren. Zwischen diesen Ideen fand sich eine unerwartete Übereinstimmung, die umso interessanter war, weil sie

wirklich aus der größten Verschiedenheit der Gesichtspunkte hervorging. Ein Jeder konnte dem andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen." Dies Gespräch, das durch den größten Gegensatz hindurch doch zu einem befriedigenden Resultat führte, ist sicherlich identisch mit dem, wovon Goethe in dem bekannten Aufsatz erzählt. Daß Goethe über Naturbetrachtung, Schiller über Kunstbetrachtung zu berichten weiß, ist kein Hindernis. Beides war in Goethes morphologischer Anschauungsweise eng verbunden. Goethen blieb mehr der naturwissenschaftliche Ausgangspunkt des Gespräches im Gedächtnis, Schillern mehr die Übertragung auf das Kunstgebiet.

Nimmt man die von Schiller gegebene Zeitbestimmung „vor sechs Wochen" buchstäblich, so gelangt man zum 21. Juli als dem Termin des Gesprächs, so daß das oben erwähnte Briefchen Goethes vier Tage nach demselben geschrieben sein würde. Bis zum 20. hatte das Gespräch sicherlich nicht stattgefunden, da an diesem Tag Schiller einen längeren Brief an Körner schrieb, ohne etwas Ähnliches zu erwähnen.

Am 24. Juli befand sich Goethe schon wieder in Weimar, von wo er an Hufeland schrieb. Der Inhalt seiner Briefe an Schiller und Hufeland paßt nun vorzüglich zu der Annahme einer unmittelbar vorausgegangenen Zusammenkunft in Jena. Beiden sendet er Bücher zurück (Hufeland die „Mitgeteilten Schriften", Schiller die „Schocherische Abhandlung"), die er offenbar bei dem letzten Zusammensein von ihnen erhalten hatte. Ein „baldiges Wiedersehen" hatte er in Aussicht gestellt; aber die unvermutet notwendig gewordene Reise nach Dessau macht es unmöglich. Er freut sich „auf eine öftere Auswechslung der Ideen" mit Schiller, was doch darauf schließen läßt, daß ein solcher Austausch kürzlich erfolgt war. Er bittet, daß Schiller ihm ein freundschaftliches Andenken erhalte, ein Ausdruck, der ihren früheren Beziehungen nicht entspricht und auf eine neuerdings erfolgte, entschiedene Annäherung schließen läßt. Nach alledem glaube ich, daß zwischen dem 20. und 24. Juli die folgenschwere Sitzung der naturforschenden Gesellschaft stattgefunden hat, und daß Goethe zu ihr von Weimar hinübergefahren war, ohne irgend längeren Aufenthalt in Jena zu nehmen.

5. Über die beiden Prosaaufsätze von 1801.

Daß diese beiden Aufsätze (Über das Erhabene" und „Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst"), erst kurz vor ihrer Veröffentlichung entstanden seien, nicht wie gewöhnlich angenommen wird, schon zur Zeit der sonstigen philosophischen Arbeiten Schillers, habe ich in der Biographie (S. 322.

323) dargelegt. In Bezug auf den erstgenannten Aufsatz habe ich auch die Begründung so ausführlich gegeben, daß ich nur wenig hinzuzufügen habe. Ich möchte nur noch hervorheben, daß der ganze Aufsatz in einer Stimmung geschrieben ist, wie sie gerade die Beschäftigung mit der tragischen Dichtung sehr wohl erzeugen konnte. Jene Ermahnungen, den „schlaffen, verzärtelten Geschmack“ hinwegzuwerfen, der „eine Harmonie zwischen dem Wohlsein und dem Wohlverhalten lügt, wovon sich in der wirklichen Welt keine Spuren zeigen“, jene Aufforderungen, „das furchtbar herrliche Schauspiel der alles zerstörenden und wieder erschaffenden und wieder zerstörenden Veränderung“, „die pathetischen Gemälde der mit dem Schicksal ringenden Menschheit, der unaufhaltsamen Flucht des Glückes, der betrogenen Sicherheit, der triumphierenden Ungerechtigkeit und der unterliegenden Unschuld“ zu betrachten, — sie sind wie ein Aufruf zur Hochschätzung und zur Pflege der tragischen Kunst. Es ist die Ausführung des in dem von mir citierten gleichzeitigen Brief an Professor Süvern (26. Juli 1800), kurz ausgesprochenen Gedankens. Ferner möchte ich zu dem Eingang des Aufsatzes, der die freiwillige Unterwerfung unter das Schicksal des Todes fordert, der dazu aufruft, durch die moralische Kultur die Gewalt des Todes dem Begriff nach zu vernichten, — auf äußere Vorgänge hinweisen, die zur psychologischen Erklärung dienen können.

Gerade im Winter 1799/1800 war der Tod Schiller erschütternd nahe getreten; zuerst seine Gattin, dann er selbst waren an den Rand des Grabes gebracht worden. „Der Rest des vorigen Jahres,“ schrieb er am 24. März an Körner, „und der Anfang des neuen machen eine sehr traurige Epoche in meinem Haus, und ich fürchte, wir werden uns zeitlebens derselben zu erinnern haben.“ Es entsprach ganz Schillers Naturell aus so traurigen Erfahrungen und Empfindungen sich durch solch trotzig erhabene Gedanken zu befreien, wie sie in jenem Aufsatz sich stürmisch zusammendrängen.

Der zweite Aufsatz „Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst“, steht mit dem vorigen insofern in Zusammenhang, als auch er den Hauptwert der Kunst in den Ausdruck des Großen setzt. Das Große wird zum Gemeinen und Niedrigen in Gegensatz gebracht; aber dem großen Künstler wird das Recht und die Kraft zugeschrieben, auch das Gemeine zu adeln und durch die Behandlung zum Großen zu erheben. Seinen eigentümlichen Charakter gewinnt der Aufsatz dadurch, daß er sich fast ausschließlich über Art und Bedeutung dieser künstlerischen Behandlung verbreitet. Er läßt damit einen Denker erkennen, der selbst mitten im künstlerischen Schaffen steht, im Unterschied zu dem fünf Jahre früher rein theoretisch arbeitenden Ästhetiker. Die Objectivität

gegenüber dem Stoff, die sich hier kundgibt, hatte Schiller erst an der Wallensteindichtung gewonnen.

Wenn er jetzt natürlicherweise seine Beispiele hauptsächlich von der tragischen Dichtung hernahm, so ist umso bedeutungsvoller die häufige Beziehung auf die bildende Kunst, die daneben stattfindet. Gleich zu Anfang werden die niederländischen und italienischen Maler in Gegensatz gebracht, dann wird von der Porträtmalerei geredet, dann von Gemälden aus der heiligen Geschichte; am Schluß endlich werden die Schranken des Dichters und des Malers in der Darstellung des Gemeinen miteinander verglichen. Diese sonst in Schillers ästhetischem Denken nur selten betretenen Gebiete weisen auf die eifrigen Gespräche über bildende Kunst hin, die er damals mit Goethe pflog, in Anlaß von dessen „Propyläen" (1798—1800), in denen er ja auch selbst als Kunstkritiker auftrat.

Zur Biographie August Gottlieb Meißners.

Von Stefan Hock in Wien.

Über die näheren Umstände der Berufung Meißners nach Prag war bisher nichts Sicheres bekannt.[1] Es erklärt sich dies aus dem bedauernswerten Umstande, daß in den zwanziger Jahren eine Anzahl von Dokumenten, die seine Ernennung betrafen, im Ministerium des Innern vernichtet wurden. Eine Reihe von Briefen, Circulanden und Protokollauszügen, die sich in der k. k. Hofbibliothek, im Haus-, Hof- und Staatsarchiv und im Ministerium des Innern vorfand, giebt nun einigen Aufschluß über die Art und Weise, wie der Reichsdeutsche und Protestant Meißner seine Anstellung an der Prager Universität erhielt.

Ich stelle ein chronologisch geordnetes Verzeichnis der Akten voraus:

1. Brief Meißners an van Swieten, vom 11. September 1785 (Bitte um die Professur).
2. Brief Rieggers an van Swieten, vom 12. September 1785 (Empfehlung Meißners).
3. Vortrag der Studienhofkommission beim Kaiser am 23. September 1785, Vorschläge der Staatsräthe, Resolution des Kaisers, vom 29. September 1785 (Ernennung Meißners).

[1] Fürst, August Gottlieb Meißner. 1894. S. 39 f.

4. Brief van Swietens an Meißner, vom 1. October 1785 (Mittheilung der erfolgten Ernennung).

5. Brief Meißners an van Swieten, vom 9. October 1785 (Dank. Über den Tausch der Lehrkanzeln mit Seibt. Aufschub des Vorlesungsbeginnes. Zollangelegenheiten).

6. Protokollauszug des Hofdecrets, vom 11. October 1785, exp. 19. October 1785 (Ernennung Meißners).

7. Protokollauszug des Vortrages der Hofkanzlei und der Resolution des Kaisers, vom 21. October 1785 (Zollangelegenheiten).

8. Brief van Swietens an Meißner, vom 22. October 1785 (Aufschub des Vorlesungsbeginnes. Zollangelegenheiten).

9. Protokollauszug des Hofdecrets, vom 25. October 1785, exp. 29. October 1785 (Tausch der Lehrkanzeln).[1])

10. Protokollauszug über den Gubernialbericht, vom 21. November 1785 (Tausch der Lehrkanzeln).[1])

11. Vortrag der vereinigten böhmisch-österreichischen Hofkanzlei beim Kaiser am 27. December 1785, Vorschläge der Staatsräthe, Resolution des Kaisers, vom 2. Januar 1786 (Zollangelegenheiten).

12. Protokollauszug der Genehmigung des Gubernialdecrets vom 7. December 1785, die Ausfolgung der verbotenen Bücher an Meißner betreffend, vom 14. Januar 1786.

Die Dokumente lassen sich in drei Gruppen sondern; sie betreffen 1. die Anstellung Meißners, 2. den Tausch der Lehrkanzel mit Seibt, 3. Zoll- und Censurangelegenheiten.

1. Meißner wurde dem Präsidenten der Studienhofkommission van Swieten durch „einige seiner Freunde“ empfohlen, unter denen wir vor allen den Prager Universitätsbibliothekar P. Karl Raphael Ungar und den Gubernialrat Joseph Anton Stephan von Riegger zu nennen haben. Ungar meldete seinem Freunde die Erledigung der Prager philosophischen Kanzel durch die Anstellung des P. Augustin Herz als Bibliothekar in Graz, worauf Meißner in einem Antwortschreiben die Bedingungen mitteilte, unter denen er die Stelle annehmen würde. Dieser Brief wurde an van Swieten gesandt und Meißner gleichzeitig aufgefordert, um seine Ernennung einzuschreiten. Ebenso schickte Riegger eine Reihe von Briefen Meißners mit warmen Empfehlungen an den Präsidenten der Studienhofkommission und schlug officiell als Schulreferent des böhmischen Guberniums Meißner für die Prager Lehrkanzel vor. In den obersten Verwaltungsstellen der Wiener Regierung saß damals eine Anzahl von freidenkenden, deutsch gesinnten Männern, die einen innigen Anschluß Österreichs an die mächtig anschwellende geistige Bewegung im Reiche wünschten, der Staatsminister Simon Thaddäus Freiherr von Reischach, der Naturrechtslehrer Karl Anton von Martini-Wasserberg und vor allen van Swieten, der große Mitarbeiter an der josephinischen Studienreform. So konnte es geschehen, daß Meißner einzig wegen seiner Verdienste

[1]) Nr. 9 und 10 sind Fürst bekannt gewesen (a. a. O., S. 40).

als ein Schriftsteller, „der wahren philosophischen Geist mit vieler Weltkenntniß und Anmuth des Styls zu verbinden gewußt", dem Kaiser für die Stelle empfohlen wurde, mit der Bemerkung, daß „durch eine solche Erwerbung nicht nur allein der jugendliche Unterricht, sondern auch der Ruhm der Prager Universität befördert werden wird". Nur Martini, der selbst durch fast 20 Jahre als Lehrer an der Wiener Universität wirkte, erinnert, daß „nicht alle gutte Schriftsteller auch einen gutten Vortrag" haben, und fragt, ob Meißner „auch mit dieser unentbehrlichen Eigenschaft begabet" sei. Am 29. September erfolgte die Entscheidung des Kaisers, die einfach lautete: „Ich beangenehme das Einrathen der Coon", vom 11. Oktober[1]) datirt das Hofdecret, das dem böhmischen Gubernium Meißners Ernennung anzeigt. Van Swieten hatte es sich aber nicht nehmen lassen, schon am 1. Oktober den Dichter zu seiner Berufung zu beglückwünschen, durch die er hoffte, „einen Gehülfen erhalten zu haben, von dessen Fähigkeit und Denkungsart ich den Thätigsten Eifer und die besten Früchte erwarten darf".

In seinem Antwortschreiben vom 9. Oktober dankt Meißner für den „Ehrenvollen Ruf", teilt aber gleichzeitig seine schwere Erkrankung mit und bittet um die Erlaubnis, seine Antrittsvorlesung etwas später halten zu dürfen, da eine Reise nach der Lausitz zur Erhaltung seines mütterlichen Vermögens unumgänglich sei, da ferner die Lösung seines Dresdener Verhältnisses einige Zeit in Anspruch nehmen dürfte. Dieses Ansuchen wird ihm anstandslos bewilligt.

2. Fürst[2]) meint, daß Seibt die Lehrkanzel für Ästhetik „offenbar einem höheren Willen gehorchend" zu Gunsten Meißners abgetreten habe. Das ist aber nicht der Fall gewesen. Denn Meißner schreibt am 9. Oktober an van Swieten: „Äußerst angenehm war es mir zugleich zu ersehen, daß Ewr. Excellenz wegen meiner Bestimmung bei Dero ersterem Plane, bei eigentlicher Philosophie nemlich, geblieben. Einige Prager Nachrichten hatten mir Besorgniße wegen eines Tausches der Seibtischen Kanzel erregt." Er führt weiterhin aus, daß er trotz aller Vorliebe und trotz seiner „nicht ganz flachen Bekandtschaft mit Roms und Griechenlands Schriftstellern" sich doch nie „ohne eine sehr lange Vorbereitung" erkühnen würde, „die Dichter dises lezten Volks als Lehrer zu erklären". Seibts Bemühungen, die Lehrkanzel für Philosophie zu erhalten, waren aber endlich doch erfolgreich, denn am 25. Oktober wird der Tausch mittelst Hofdecrets unter der Bedingung bewilligt, daß Meißner seine Zustimmung gebe, welche denn auch laut Gubernialbericht vom 21. November (wohl sehr ungern)

1) Nicht September (Fürst, a. a. O., S. 40).
2) a. a. O., S. 40. 48.

erfolgte.[1]) In diesem Vorfalle haben wir den ersten Grund für die Gegnerschaft der beiden Collegen zu erkennen.

3. Die Gruppe von Dokumenten, die sich auf Zoll- und Censurangelegenheiten bezieht, bietet mehr kultur- als litterarhistorisches Interesse. Schon in seinem Briefe vom 9. Oktober bittet Meißner um einen Hofkammerpaß für seine Gerätschaften, besonders für seine Bücher, Zeichnungen und einiges ererbte Porzellan. Am 21. Oktober wird in einer Note an den Kaiser „eingerathen", Meißners Eigentum, doch das Porzellan nur, „wenn es nicht in einer vieleicht einem Partikulier nicht angemessenen Menge bestünde," zollfrei passieren zu lassen. Der Kaiser entscheidet, Meißner habe die Maut wie jeder zu zahlen, doch sei ihm das Geld eventuell zurückzuerstatten; seine Bücher seien der Censur zu unterwerfen. Diese Resolution teilt van Swieten am 22. Oktober dem Schriftsteller mit und warnt ihn, mehr Porzellan als unbedingt nötig, mitzunehmen. Mit gutem Grund; denn am 2. Januar 1786 befiehlt der Kaiser: „Außer der für den porzellainernen Service bezahlten Maut Gebühr können ihm die übrigen Beträge rückgezahlt werden." Meißner mußte daher für sein auf 156 fl. geschätztes Porzellan 93 fl. 36 kr. Zoll zahlen, ein unangenehmer Empfang für den in Geldsachen nicht sehr liberalen Mann. Überdies wurden ihm verbotene Bücher, die er mitführte, konfisciert, und ein Hofdekret vom 14. Januar 1786 mußte das Revisionsamt an den § 6 der Instruktion erinnern, „kraft welchen auch andern Reisenden und Partikuliers, wenn sie von verbotenen Werken nur ein Exemplar, mithin solches nur zu ihrem Gebrauche bei sich führen, dieselbe nicht abgenohmen werden sollen".

Der unfreundliche Willkommgruß, den ihm das österreichische Zollamt bot, stimmte Meißners Hoffnungen etwas herab, der unerwünschte Tausch der Lehrstühle nahm ihm die Freude am Unterricht. Dazu kamen die offenen und versteckten Anfeindungen der Dunkelmänner, und so verstehen wir es, daß er sich bald ebenso lebhaft aus Prag hinaussehnte, wie er seine Berufung dahin angestrebt hatte.

Zu Justinus Kerners Briefwechsel.

Im Briefe an Kerner vom 21. Juli 1809 (1, 67) erwähnt Uhland einen August Koch, Verfasser des Kirchhofs, der die Herausgabe einer Wochenschrift „Die Grazien" plane. Hierzu bemerkt Ernst Müller in einer Anmerkung, Koch fehle im Goedeke. Koch aber ist Schreib- oder Lesefehler für Hoch. Vgl. Goedeke² § 300, 71 = Band 7, S. 228. Alfred Rosenbaum.

---

[1]) Vgl. Fürst, a. a. O., S. 40.

Jean Pauls litterarischer Nachlaß.[1])

Von Josef Müller in München.

Während bei den Dichterheroen Goethe und Schiller, ja selbst bei Geistern weit minderen Rangs jeder Zettel, jedes Brieffragment sorgfältiger Registrierung und eingehender Erörterung sich erfreut, ist der meiner Ansicht nach drittgrößte unserer klassischen Poeten einer unverdienten Zurücksetzung seitens der sonst so regen Litteraturforschung verfallen und ein großer Teil seiner Geistesschätze ruht noch immer, seinem Volke gänzlich unbekannt, im Staub der Archive.

Am vollständigsten sind die Briefe des Dichters gesammelt und herausgegeben worden.

Schon in der ersten von Ernst Förster besorgten und bei G. Reimer in Berlin 1826—38 erschienenen Gesamtausgabe fand der Briefwechsel zwischen Jean Paul und Jacobi, sowie der wichtige mit dem Pfarrer Vogel in Rehau Platz (im 60. respective 63. Band); gleichzeitig wurde in Sonderausgabe die umfangreiche Korrespondenz mit seinem intimsten Freund Christian Otto, freilich äußerst verstümmelt, veröffentlicht (bei Reimer 1829—33, 4 Bände; vgl. hierzu die Textredaction von Paul Nerrlich im Programm des Askanischen Gymnasiums in Berlin für 1889, die aber nur einige Schreibfehler richtig stellt, dagegen die ungeheuren Lücken der Briefe Jean Pauls, welche Engherzigkeit und Feigheit verursachte, nicht ausfüllt. In den Briefen an seinen intimsten Freund Otto hat der Dichter innerste Herzensgedanken ausgesprochen, daher ist eine Revision dieses Briefwechsels unerläßlich).

Es folgte der „Briefwechsel zwischen Heinrich Voß und Jean Paul“ (herausgegeben von Abraham Voß, Heidelberg 1833), dann kamen „Briefe an eine Jugendfreundin“ (Renata Wirth, spätere Otto), herausgegeben von Täglichsbeck, Brandenburg 1858; dann in Försters „Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Jean Paul“ ein geraumer Teil der übrigen Brieflitteratur in 4 Bänden, München 1863, als Jubiläumsgabe. Zerstreutes findet sich noch in den acht Bänden „Wahrheit aus Jean Pauls Leben“ von Otto und Förster (Breslau

---

[1]) Ich kann zwar mit dem geehrten Herrn Verfasser weder in der allzu großen Wertschätzung Jean Pauls übereinstimmen, noch seinen sonstigen Standpunkt teilen. Nichtsdestoweniger halte ich die systematische Durcharbeitung des Jean Paulschen Nachlasses für ein so notwendiges und verdienstliches Werk, daß ich für ihre Ergebnisse den Raum mit Freuden zur Verfügung gestellt habe. A. S.

1826—33), in den litterarischen Nachlässen von Herder, Jacobi und Knebel und in dem Werk „Theaterbriefe von Goethe und freundschaftliche Briefe von Jean Paul“ von Dittmar, Berlin 1835 (besonders eine Anzahl Briefe an Ahlefeldt). Die „Akademischen Blätter“ (von Otto Sievers) brachten 1884, S. 235 ff. teilweise noch ungedruckt gebliebene Briefe Jean Pauls an Frau von Krüdener. Einen Brief Jean Pauls an einen jungen Dichter veröffentlichte Nerrlich in der Nationalzeitung 1892, Nr. 49. Weiteres werde ich in meinen bald erscheinenden „Jean Paul-Studien“ nachholen.

Schlimmer steht es mit den hinterlassenen Werken und Studien Jean Pauls. Diese lassen sich in drei Gruppen scheiden: 1. In die Jugendwerke und Vorstudien, die der Dichter aus irgend welchem Grund bei Lebzeiten nicht der Veröffentlichung für geziemend hielt. 2. In die Excerpten-, Sammel-, Hilfs- und Studienbücher, welche das umfangreiche Arsenal bilden, aus dem die Jean Paulschen Schöpfungen geschmiedet wurden. 3. In die unvollendeten Arbeiten, vor deren Fertigstellung der Dichter durch den Tod überrascht wurde.

Wie natürlich sind vor allem die Arbeiten der letzten Gruppe als seine reifsten Producte zur Beachtung gekommen. Es waren: „Selina oder über die Unsterblichkeit der Seele“ (61. Band der Reimerschen Gesammtausgabe), die unvollendete Selbstbiographie des Dichters (1. Band von „Wahrheit aus Jean Pauls Leben“), der „Papierdrache“ (herausgegeben von Förster 1845 in Frankfurt a. M.) und die Schrift „Wider das Überchristentum“ (erschienen als Einschaltung im „Papierdrachen“).

Zur Selina habe ich das Brouillon, das auf der Münchner Staatsbibliothek aufbewahrt ist, verglichen und für meine „Seelenlehre Jean Pauls“ verwertet (siehe besonders S. 30 die im gedruckten Text nicht enthaltene wichtige Stelle über das Verhältnis von Seele und Leib und über geplante neue philosophische Arbeiten). Somit ist diese Gruppe zum Abschluß gekommen.

Nicht so die beiden ersten. Zwar enthält schon die erste Gesamtausgabe vier Bände (62—65) dieser Erstlingsaufsätze; auch „Wahrheit aus Jean Pauls Leben“ ist von mehr oder minder großen Auszügen aus dem bis dahin ungedruckten Material stark durchflochten; desgleichen Försters Jean Paul-Biographie im letzten (34.) Band der dritten Auflage der Berliner Ausgabe 1860—62; es haben auch nachher, namentlich durch Nerrlich, manche Publikationen in wissenschaftlichen Blättern stattgefunden, die nachher getreulich ihre Detaillierung und Würdigung finden sollen; das sind aber alles von dem Ganzen nur homöopathische Dosen. Nicht weniger als sechsundzwanzig mächtige Faszikel, jeder von im Durchschnitt

10—12 Heften mit je mehreren hundert Seiten lagern im Handschriftensaal der Berliner königlichen Bibliothek, die sie in den achtziger Jahren von den Erben Jean Pauls erwarb, und doch ist dies keineswegs der gesamte Nachlaß; namentlich die Briefe sind nicht vollständig vertreten; auch sind nur wenige Manuskripte der bereits von Jean Paul veröffentlichten Werke darunter. Es fehlen auch manche von den Erben erwähnte und teilweise auch veröffentlichte Schriften.

Als ich im Sommer 1898 das gesamte in Berlin liegende Material eingehend studierte (was auf der Münchner Staatsbibliothek aufbewahrt ist und einige im Besitz des Herrn Majors Brix von Förster, des Enkels Jean Pauls, befindliche Documente waren von mir schon vor Abfassung meines Werks „Jean Paul und seine Bedeutung für die Gegenwart", München bei Dr. Lüneburg 1894, eingesehen worden), war ich erstaunt über den Reichtum und den Gehalt der noch ungehobenen Schätze und ich glaube, jeder wird dies Erstaunen teilen, wenn ich nun eine immerhin beschränkte Auslese davon gebe. Denn eine völlige Wiedergabe verbietet sich schon durch die Masse von selbst. Es findet sich auch unter der Fülle von goldkörnigem Material, wie natürlich, viel Spreu und Minderwertiges — freilich immer vom Jean Paulschen Geiste aus gemessen; denn Jean Paulsche Schlacke ist noch Edelmetall, mit der Tagespoesie verglichen. Ich werde also nur das Vorzüglichste und bisher ganz Unbekannte ausführlich mitteilen, über das Sonstige nur kurz referieren. Eine Erschöpfung des Geistesschatzes ist also nicht geplant und einer künftigen weiteren Ausbeutung nicht vorgegriffen.

Man könnte die Vorfrage stellen: Ist es geraten oder selbst erlaubt, Schriften zu publizieren, die der Verfasser in seinem ganzen Leben nicht zu veröffentlichen für wert hielt? Bringt es einem Genius Ehre, wenn man jeden Fetzen Papier, den er beschrieben, ans Licht des Tages und vor das Forum der Kritik zieht? Die letzte Frage möge an die Adresse gerichtet werden, wo sie — und es ist dies vielfach der Fall — zutrifft; ich meinerseits habe die Antwort darauf schon gegeben, als ich sagte, daß hier nur das Beste und die Mittelschlächtigkeit weit Überragende zur Mitteilung kommen werde. Was die erste Frage betrifft, so setzt sich die Litteraturforschung aus allgemeinen Gründen über zu große Engherzigkeit und Rücksichtsmeierei bekanntlich weit hinweg. Auch das, was der Autor unterdrückt wissen wollte, zieht sie vor ihr Forum, wenn es interessant und nach irgend welchem Gesichtspunkt wichtig erscheint. Es ist aber schon die Voraussetzung nicht richtig, auf der jener Einwand beruht. Wenn Jean Paul manches, was er geschaffen, bei Lebzeiten nicht veröffentlichte, so besagt das nicht, daß er es auch

künftig nicht veröffentlich wissen wollte; dagegen spricht schon die sorgfältige Aufbewahrung und genaue Inordnunghaltung. Es sind aber auch directe Aussprüche des Dichters bezeugt, welche beweisen, daß er seine gesamten Arbeiten dem Publikum zugedacht habe. „Wenn ich könnte,“ schrieb er 1809 in sein Tagebuch, „so möchte ich, was noch kein Autor konnte und kann, alle meine Gedanken nach dem Tode der Welt gegeben wissen; kein Einfall sollte untergehen; aber wie ist das zu machen bei Reichtum?“ (Jean Pauls sämtliche Werke, Berlin 1829, Band 61, Vorwort VIII). Auch eine von Förster ebendaselbst mitgeteilte Stelle des Tagebuchs von 1785 spricht dieselbe Idee aus. Desgleichen findet sich im 10. Faszikel die Bemerkung: „Früh oder spät einmal nach meinem Tod liest doch jemand meine unverbrannten Papiere.“ Es scheint, daß der Dichter die Fülle seiner Kräfte möglichst zu Neuschöpfungen frisch erhalten wollte und die Redaction und Herausgabe seiner Jugendschriften dem späteren Alter oder selbst seinen Nachkommen zugedacht hatte. Daß auch noch andere Gründe — namentlich seine geänderte Überzeugung — für Zurückhaltung mancher Ausarbeitungen maßgebend waren, werde ich am geeigneten Ort ausführlich beweisen. Jedenfalls wird die Kenntnisnahme der folgenden bisher ungedruckten Schriften, die teilweise dem Besten, was Jean Paul geschrieben, gleichkommen, mit Dank aufgenommen werden.

Was ich an den bisherigen Veröffentlichungen aus dem Nachlaß zu rügen habe, ist vor allem der Mangel an Ordnung. Die Förstersche Publizierung Band 61—65, ist ein chaotisches Durcheinander ohne jede chronologische Folge. Nerrlich machte es nicht besser. Bald publizierte er dieses, bald jenes Stück, ziellos und ohne leitenden Gesichtspunkt; bald etwas aus der spätesten Zeit, bald eine der frühesten Jugendarbeiten, bald einiges aus der mittleren Zeit, bald Aphorismen, die kunterbunt aus dem Ganzen herausgepflückt wurden. Ferner benützte er immer wieder ein neues Organ, so daß man die Fragmente aus fünf bis sechs Orten zusammensuchen muß; über die Form und den Umfang der Publikationen werden wir auch manches zu sagen haben. Was aber ganz besonders frappiert, ist, daß auch bei der von ihm besorgten Herausgabe der Schriften Jean Pauls in der Kürschnerschen Nationallitteratur keineswegs chronologische Folge, die doch allein in die Geistesentwicklung eines Autors klaren Einblick gewährt, eingehalten ist, sondern die Jugendschriften mit späteren und spätesten vereint in dem 1. Band als „Kleinere Schriften“ zusammengefaßt wurden. Nun, wird man denken, werden wenigstens diese Schriften die zeitliche Ordnung einhalten. Aber weit gefehlt! Bei den „Satiren und

Idyllen" S. 109—311 kommt zuerst ein Aufsatz aus dem Jahre 1810; dann folgen der Reihe nach Arbeiten aus den Jahren 1796, 1809, 1790, 1815, 1791. Für bunte Abwechslung ist, wie man sieht, gesorgt. Was für ein Verständnis von den religiösen Anschauungen des Dichters z. B. soll der Leser gewinnen, wenn er nach dem 1781 entworfenen Aufsatz über Atheismus und Fanatismus, wo Jean Paul den Atheismus dem übertriebenen Religionskultus vorzuziehen scheint, unmittelbar den von der „Sonnenwende der Religion" aus dem Jahre 1809 liest, der von der wärmsten Begeisterung für das Transcendente und für das Ansehen der Priester durchweht ist und sofort dann mit der Schrift „Wider das Überchristentum" bekannt wird, wo wieder ein ganz anderer Geist weht?

Seltsamer Weise ist auch nicht ein Aufsatz neu und bisher ungedruckt; nicht einmal seine eignen Veröffentlichungen im Archiv für Litteraturgeschichte, im Neuen Reich, in der Leipziger Zeitung u. s. w. hat der Herausgeber zu sammeln der Mühe wert gefunden, geschweige die früheren Publikationen Försters. So ist die teuere Kürschnersche Ausgabe weit minderhaltig als selbst die erste Gesamtausgabe vom Jahr 1826, ja die minderhaltigste von sämtlichen Ausgaben. Vor der Reimerschen hat die Nerrlichsche nur zwei kleine Schriften und auch die eine nur teilweise voraus: die Schrift „Wider das Überchristentum" und das sehr lückenhaft veröffentlichte „Lob der Dummheit", genauer Abdruck der im „Neuen Reich" 1880, 2, S. 588—600 veröffentlichten Probe.[1]) Dagegen besitzt die Reimersche Ausgabe allein aus dem Nachlaß fünf starke Bände, von deren Inhalt in der Kürschnerschen fast nichts steht. Im Folgenden soll nun der Nachlaß in historischer Folge besprochen und teilweise bekannt gegeben werden. Jean Paul hat ihn selbst musterhaft geordnet; freilich ist die Ordnung nach seinem Tod einigermaßen gestört worden, so daß die einzelnen Stücke nicht immer genau chronologisch und sachlich zu einander passen. Doch läßt sich dies leicht rektifizieren.

[1]) Es ist charakteristisch, auch für den Geist der Nerrlichschen Arbeiten überhaupt, daß in dieser fragmentarischen Publikation einzig die Satire Jean Pauls auf die theologische, philologische und philosophische „Dummheit" mitgeteilt wird, dagegen die Ausfälle auf die medizinische, juristische Dummheit, wie überhaupt der ganze erste Teil, der die Vorzüge des Dummen vor dem Weisen, das Glück der Dummen bei Fürsten, Weibern, Hofleuten und Adeligen u. s. w. preist, ganz übergangen ist. Die fehlenden Teile sind von mir veröffentlicht im Juliheft S. 105—122 und Augustheft S. 179—196 des Jahrganges 1899 von „Nord und Süd".

Inhalt der auf der Berliner königlichen Bibliothek aufbewahrten Schriftstücke.

A. Nr. 1—5. Excerpte.

„Um meine Lebensgeschichte zu haben, brauche ich bloß die Bände meiner Excerpten vor mir aufzuschlagen; an jedem extrahierten Buch hängt ein glimmendes Stück meiner Geschichte."

Dieser Abschnitt ist sehr umfangreich. Die einzelnen Nummern sind oft mehrfach geteilt, so die erste in I a mit sechs, I b mit sieben Heften, jedes etwa 2—300 Seiten umfassend, die zweite sogar in II a (1—14 Hefte), II b (15—30 Hefte), II c (31—49 Hefte) u. s. w. Die Excerpten beginnen mit dem Jahre 1778, dem fünfzehnten Lebensjahr des am 21. März 1763 geborenen Dichters; die beiden ersten Hefte von I a sind im Jahre 1778, die beiden folgenden 1779 geschrieben; das Jahr 1780 umfaßt schon sechs Hefte; das für Jean Pauls Schriftstellerei fruchtbare Jahr 1781 (Universitätsjahr in Leipzig) bringt nur drei Hefte. Nr. II a enthält vierzehn Hefte Excerpten aus den Jahren 1782—88, II b sechzehn (1789—98), II c neunzehn von 1799 an u. s. w. Die Excerpten reichen bis zum Jahr 1822.

Bezeichnend für den Ordnungssinn Jean Pauls, wie er in seinen Sammlungen (weniger in seiner Darstellung) durchgängig herrscht, ist die Bemerkung am Ende des ersten Hefts: „In jedem Band will ich 25 Bücher excerpiren. Da dieser Band nur 24 hat, so soll der nächste 26 enthalten." Dieses Princip hat Jean Paul freilich nicht genau durchgeführt; denn das dritte Heft hat 28, das vierte nur 16 Abhandlungen.

Die Excerptensammlung ist natürlich nicht als eigene Gedankenarbeit des Dichters interessant; sie ist aber höchst instructiv für seinen Bildungsgang; hier liegen die Fermente, die zu dem Geistes- und Charaktergehalt, wie er die Individualität Jean Pauls kennzeichnet, zusammenschossen und wir können aus dem, was er las, und beachtens-, wie aufzeichnenswert fand, uns bereits den künftigen Schriftsteller weissagen. Die Excerpten sind auch vielfach von eigenen Noten des Schreibers begleitet und nach dieser Seite also auch von produktivem Gehalt. Es hat einen eigentümlichen Reiz, wenn man das Bild des fertigen Denkers aus seinen Werken schon kennt, nachträglich die stetige, unmerkliche, Zug um Zug fortschreitende Gestaltung dieses so außergewöhnlichen Mannes und die Einflüsse der Litteratur auf seine Bildung succeſſive wahrzunehmen.

In dem ersten Heft fällt sofort der starke Anteil der religiösen Litteratur auf, erklärlich freilich, wenn wir bedenken, daß Theologie das geplante Berufsstudium Jean Pauls war und die Bücher der ersten Zeit fast sämtlich der Bibliothek des Pfarrers Vogel in Rehau entstammten.

Nicht minder ist der Geist dieser Litteratur charakteristisch. Die gelesenen Bücher sind durchgängig der rationalistisch-aufklärerischen Richtung des vorigen Jahrhunderts angehörig und die Aufzeichnungen verraten deutlich den Konflikt, in den der jugendliche Jean Paul bereits mit den Dogmen des Christentums geraten war. Wir können uns denken, daß derjenige, welcher so mit den kritischen Waffen vertraut ist, nicht lange dem in Aussicht genommenen Lebensstudium treu bleiben würde. In der That folgte Jean Paul, als er sich als stud. theol. in Leipzig immatrikulieren ließ, nur der üblichen Sitte, die dem ältesten Pfarrersohn gewissermaßen zur Pflicht machte, dem Beruf des Vaters zu folgen, wie dem innigen Wunsch der Mutter, wohl auch in der geheimen Hoffnung, daß seine Zweifel durch die siegreiche Kraft der dortigen Gelehrsamkeit entkräftet würde. Einen Erfolg seines geheimen Bildungsstrebens erntete Jean Paul bereits als Gymnasiast bei einer Disputierübung in Hof, wo er den armen Konrektor Rennebaum in Opposition gegen ein Dogma so in die Enge trieb, daß dieser, mit dem Arsenal der heterodoxen Rüstkammer nicht halb so vertraut als der Opponent, noch an Dialektik ihm gewachsen, nur durch auferlegtes Schweigen den Sieg der Freigeisterei verschleiern konnte. Jean Paul hieß von da an in Hof der Atheist. (Spazier, J. P. Friedrich Richter. Biographischer Commentar. Berlin 1835, S. 129—130.)

In formeller Beziehung ist beachtenswert, daß sich Jean Paul den Titel der excerpierten Bücher von einem in Schönschrift besonders gewandten Mitschüler Namens Wolfram in Fraktur voranschreiben ließ (Spazier 1, 106, vgl. 92; Wahrheit aus Jean Pauls Leben 3, 6). Auch bedient sich Jean Paul bereits hier der sonderbaren Orthographie, die ihn als Autor später in beständigen Kampf mit den Setzern brachte, und deren Princip Vereinfachung aller Doppelkonsonanten und Verdrängung fremder Buchstaben, namentlich Ausmerzung des c und ch war; also: Narheit, Begrif, Kus, Glük, Geschwäz. Doch kommt auch: Glükk (Heft 9, S. 23), Gesezzes (1, 21), Räzzel (Räthsel) (4, 29) u. s. w. vor. Statt c soll entweder k oder z gesetzt werden; ph, f, v, also drei (im Norddeutschen mit dem pf sogar vier) Zeichen für denselben Laut gelten nach 8, 107 als Unfug, für ch wird g oder k (Krysip) gesetzt, j ist gleich i, auch das unlautbare dehnende h fällt aus, also

Warheit.[1]) Grundgedanke ist das rein phonetische Princip, wobei dem Dichter freilich Provinzialismen, wie die fränkische Aussprache des g = ch unterlaufen. Am 22. März 1804 wurde die Orthographie fallen gelassen (Wahrheit 2, 93).

Mißlich für den nicht vertrauten Leser sind auch die vielen Abkürzungen z. B. nt für nicht. Besonders in den Studienblättern steigen sie mitunter fast ins Unentzifferbare. So wird in II c aus Molina und Eskobar der Satz angeführt: m (man) k (kann) n (einen) tödt der n Thaler od weniger nehm w (will). Am Schluß jedes Heftes kommt ein Sammelregister, nach Thematen geordnet.

Die vorzüglichst behandelten Werke sind:

Journal für Prediger. Halle bei Kümmel.
Allgemeine theologische Bibliothek. Mietau bei J. Friedr. Hinz.
Allgemeine deutsche Bibliothek.

Im ersten Heft (1779):

Die christliche Lehre vom Gebet von Gottfried Leß.
Neue Mannigfaltigkeiten. Eine gemeinnützige Wochenschrift mit Kupfern.
Die Stimme des Hirten. Vertraute Reden eines Pfarrherrn an seine Pfarrkinder. Aus dem Französischen von Regnis.
Gellerts moralische Vorlesungen.
Predigten von protestantischen Gottesgelehrten (Zollikofer ꝛc.) 1771.

Im zweiten Heft:

Über die Krankheiten der Gelehrten und die wichtigste und sicherste Art, sie zu heilen. Von Johann Gottlieb Ackermann. Nürnberg bei Jakob Bauer 1777.
Franz Hutcheson, Unsere Begriffe von Schönheit und Tugend. Aus dem Englischen übersetzt.
Des Herrn Grafen Maximilian Josef von Lamberg Tagebuch eines Weltmannes.
Das Grab des Aberglaubens. Leipzig bei Metzler. [Das Thema: Aberglaube schlimmer als Atheismus, wird darin nach Plutarch, Baco, Bayle eingehend behandelt. Der Einfluß dieses Buches ist sehr stark auf den Jean Paulschen Aufsatz: „Vergleichung des Atheismus mit dem Fanatismus" aus dem Jahre 1781. (Reimer 63, 43—47.)]
Young, Vom Menschen.
Das Leben und die Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker von Nicolai

Im dritten Heft:

Auserlesene kleinere Gedichte aus den besten deutschen Dichtern zur Bildung jugendlicher Herzen und des Geschmackes. Augsburg 1772.
Schütz, Lesebuch zur Bildung des Verstandes und Geschmackes.
Briefe zur Beförderung des Geschmackes an einen jungen Herrn vom Stande. Leipzig und Breslau 1764.
Die Leiden des jungen Werther.

---

[1]) Seine neue Orthographie rechtfertigt der Dichter in einem Brief an Pfarrer Vogel aus Leipzig. November 1781 (siehe Reimersche Ausgabe 63, 201).

Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten unserer Religion. Von Jerusalem 1768.

Auserlesene Gedichte von Anna Louise Karschin. Berlin bei Winter 1764.

Wielands Goldener Spiegel oder die Königin von Scheschian.

Im vierten Heft:

Thomas Abbt. Vom Verdienst.

Briefe an eine deutsche Prinzessin über verschiedene Gegenstände aus der Physik und Philosophie. Aus dem Französischen. Leipzig 1773.

Der Philosoph für die Welt. Von Engel.

Theorie der schönen Künste und Wissenschaften. Von Justus Riedel. Jena 1767.

Neuere Apologie des Sokrates oder Untersuchung der Lehre von der Seligkeit der Leiden. Von Joh. Aug. Eberhard, Prediger in Berlin 1772.

Versuch einer biblischen Dämonologie von Semler.

Im fünften Heft:

Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele. Von Moses Mendelsohn 1767.

Deutscher Merkur 1778. 1779.

Auserlesene Bibliothek der neuesten deutschen Litteratur 1774.

Ephemeriden der Menschheit oder Bibliothek der Sittenlehre, Politik und Gesetzgebung 1776.

Leipziger Musenalmanach 1776.

Deutscher Merkur 1773.

Im sechsten Heft (1780):

Lavaters Physiognomik.

Sulzers Vermischte Schriften.

Eine Anzahl naturwissenschaftlicher, nun verschollener Werke.

Im siebenten Heft:

Nathan der Weise.

Betrachtungen über die Natur. Von Bonnet.

Über Natur und Religion für Liebhaber und Anbeter Gottes. Von Heinrich Sander.

Deutsches Museum.

Björnstahls Briefe auf seinen Reisen. Aus dem Schwedischen.

Musäus, Physiognomische Reisen.

Rousseaus Emil.

Im achten Heft:

Eberts Naturlehre für die Jugend.

Kosmologische Unterhaltungen für die Jugend 1778.

Tellers Wörterbuch des Neuen Testaments.

Gedanken über Purismus und Sprachbereicherung. Von Gedike.

Anlage zur Architektonik oder Theorie der Einfachen und Ersten in der philosophischen und mathematischen Erkenntnis durch Lambert. Riga 1775.

Ewald von Kleists Werke.

Lessings Erziehung des Menschengeschlechts.

Die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion von Samuel Reimarus.

Allgemeine Betrachtungen über die Triebe der Thiere von Samuel Reimarus.

Aussichten in die Ewigkeit von Zimmermann.

Asmus von Claudius.

Von der Güte und Weisheit Gottes in der Natur. Von Heinrich Sander. Neue Auflage.

Im neunten Heft:

Gedichte von Gottfried Bürger.
Adam Fergusons Grundsätze der Moralphilosophie. Übersetzt von Garve.
Tölner, Theologische Untersuchungen.
Bonnet, Philosophische Untersuchung der Beweise für das Christentum.
David Hartleys Betrachtungen über den Menschen.
Sophron oder die Bestimmung des Jünglings für dieses Leben.
Betrachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen. Von Magister Immanuel Kant.
Sturz' Schriften.
Logik und Metaphysik von Joh. Heinrich Feder.
Kleine Kinderbibliothek von Campe.
Von Geistern und Geistersehern. Von Hennings.
Beccaria, Abhandlung von Verbrechen und Strafen. Aus dem Italienischen.

Im zehnten Heft:

Allgemeine Theorie der schönen Künste von Sulzer.
Zimmermann, Vom Nationalstolz.
Shakespeares Schauspiele.
Alex. Popes Sämtliche Werke.
Lebensläufe in aufsteigender Linie.
Fr. Bacons Moralische, politische und ökonomische Versuche. [Zu diesem Autor macht J. P. die charakteristische Bemerkung: „das ist das sicherste Kennzeichen eines edlen Geistes, wenn Ehrenstellen ihn verbessern".]
Feder, Untersuchungen über den menschlichen Willen.

Im elften Heft (1781):

Michaelis, Mosaisches Recht und Einleitung in die göttlichen Schriften des Neuen Bundes.
Isak Iselin, Über die Geschichte der Menschheit.
Semler, Untersuchungen über den Kanon.
Über die Sittlichkeit der Wollust von F. Ockel.
Herders Älteste Urkunde des Menschengeschlechts, bei Hartknoch 1774.
Charakteristik der Bibel von Niemayer.
Chronologen. Von Wekherlin.

Im zwölften Heft:

Über Physiognomik wider die Physiognomen. Zur Beförderung der Menschenliebe und Menschenkenntnis.
Samuel Buttlers Hudibras. Übersetzt. Leipzig und Hamburg 1765.
Göttingisches Magazin der Wissenschaften und Litteratur. Von Lichtenberg und Forster.
Wilhelmine. Ein prosaisch-komisches Gedicht von Moriz August von Thümmel. 4. Auflage 1777.
Tristram Shandy (deutsch).
Swift, Satyrische und ernsthafte Schriften. Hamburg und Leipzig 1758.
Die Räuber von Schiller.

Im dreizehnten Heft:

Zur Geschichte und Litteratur. Von Lessing.
Schauspiele von Lessing.
Sophiens Reise von Memel nach Sachsen.

La nouvelle Heloïse par Rousseau. Genève.
Rousseaus Werke.
Zimmermann, Über die Einsamkeit.
Untersuchungen über den Menschen. Von Tiedemann.
Eberhard, Allgemeine Theorie des Denkens und Empfindens.
Gedichte von Goekingk.

Die bisherigen Hefte füllen die Faszikel Nr. I a und b und reichen bis ins Jahr 1781, wo Jean Paul im 18. Lebensjahr die Universität Leipzig bezog. Von den folgenden Heften sind die hauptsächlichsten Quellen:

Nr. II a (1782—1788): Herders Geschichte der Menschheit, Britische Annalen von Archenholz, Flögel, Geschichte der Hofnarren, Journal für Deutschland, Bechsteins Naturgeschichte, Tagebuch von de la Roche, Becks Weltgeschichte, Wolf, Geschichte des Jenseits, Werke von Büsching, Meckel, Home, Bayle, Möser, Gibbon, Mosheim.

Nr. II b (1789—1798): Die Sakontala, Röslers Handbuch der praktischen Astronomie, Kants Theorie des Himmels, Nicolais Reisen, Hufelands Makrobiotik, Müllners Technologie, Darwins Zoonomie, Tiedemanns Geschichte der Philosophie, Wielands Lukian, die Werke von Sophokles, Plutarch, Racine, Hagedorn, Montaigne, Schlegel.

In II a findet sich auch eine Sammlung Anekdoten, Seltsamkeiten und Sprüchen aus allen möglichen Büchern, z. B.: Die jüngste von mehreren Schwestern wollte zuerst verheiratet sein, weil man die jüngsten Kinder zuerst zu Bette bringe. — Eine Frau, die von ihrem Mann täglich geprügelt wurde, sagte einmal, als er eine große Gesellschaft gab: Nun, Heinrich, schlagen wir uns vor oder nach dem Essen? — Der Pfarrer fragte in der Bibelstunde: Warum schlief Josef nicht bei Putiphars Weib? Alle schwiegen, nur ein Dummer antwortete: Ihn schläferte nicht.

Nr. II c (1799—1822) enthält, um nur das Interessanteste zu erwähnen:

Eckartshausen, Aufschluß über die Magie, Johnson, Live of Poets, Mémoires de Clairon, Die Schriften der Bourignon, Böttigers, Aristoteles' Poetik, Galiani, Humes Vermischte Schriften, Bossuet, Buffon, Alfieri, Flögels Geschichte des Grotesk-Komischen, Försters Reisen, Beckmanns Geschichte der Erfindungen, Meiners Geschichte des weiblichen Geschlechts, Derselbe, Geschichte des Verfalls der Römer, Schellings Weltseele, Heinses Briefe, Kotzebues Romane, Bonnets Palingenesie, Simplicissimus, Solgers Schriften, Unterhaltungen aus der naturgeschichtlichen Welt, die Medizinischen Annalen, Tract. Talmudici Beraschoth, Vénus physique, de Maupertuis. Niebuhrs Römische Geschichte, Hufelands Journal für praktische Heilkunde, Erziehungslehre von Schwarz, Eschenmayers Archiv für Magnetismus, Ennemoser, Ueber Magnetismus, Kochs Geschichte der Litteratur, Ballenstedts Urwelt, Kants Anthropologie, Hahnemanns Organon, die Journale: Hermes, Der Gesellschafter, Kronos.

Auffallend ist, daß die Werke Luthers und der Reformatoren vollständig fehlen. Bei Jean Paul begegnet man überhaupt fast keinen direkten Anklängen an Luther.

Gehen wir auf den Inhalt der Excerpte ein, so beanspruchen das erste Augenmerk

a) die religiösen Themata.

1. Hier ist es vor allem die Ewigkeit der Höllenstrafen, die Jean Paul sehr gedrückt hat. Gleich das erste Excerpt (aus dem Journal für Prediger) betrifft die Frage. Es heißt dort:

Allerdings können für die ewige Dauer der Höllenstrafen scheinbare Stellen der heiligen Schrift angeführt werden; dabei ist aber zu erwägen, daß es doch bei Gott stehe, wie sie verwirklicht werden. Es sind folgende Grundsätze festzuhalten:

1. Gott erschafft kein vernünftiges Wesen, dessen unaufhörliches Unglück er vorhergesehen, da schon ein mitleidiger Mensch sich dessen enthalten würde.

2. Ein weiser Gesetzgeber hat bei seinen Strafen nicht nur die Warnung anderer, sondern auch die Besserung dessen, den sie betreffen, zur Absicht.

3. Die Absicht Jesu Christi geht auf wirkliche Belehrung aller und jeder Menschen; man kann nicht annehmen, daß Gottes große und gnädige Absicht der Hauptsache nach bei denselben mißlingen könnte. Sie muß also bei denjenigen, bei welchen sie auf Erden nicht erreicht werden kann, künftig erreicht werden.

S. 5 stoßen wir wieder auf die Frage. Hier wird die Höllenstrafe als Vernichtung des Menschendaseins ausgelegt, als „geistiger und ewiger Tod", weil Vernichtung für immer und unwiderruflich.[1]) Ebenso Heft 2, 118, wo als Analogie der „ewige Friede" herbeigezogen wird als ein solcher, über den nichts bestimmt wird, wie lang er währen soll. Allgemeine deutsche Bibliothek 1765, 92. S. 13 wird ewig gleich äonisch, einen unbestimmten Zeitraum fassend, genommen; S. 55 wird die Hölle als ewig zugegeben, aber nicht als Strafe desselben Sünders, sondern immer neu eintretender Menschen, von denen die Hölle successiv gefüllt wird. Im Heft 4, 127 wird hierzu der talmudische Satz verwertet: „Durch viele Geschlechterfolgen werden sie gestraft werden." Das Thema wird auch später noch oft variiert, so S. 172 und 274, wo Zollikofer als Zeuge aufgeführt wird, Heft 3, 57. 165, wo ebenso wie Heft 4, 36. 76. 77 der altchristliche Gedanke der Wiedereinbringung, Apokatastasis, verfochten wird. Auch Judas sei nicht verloren gegangen, seine Scham und Selbstvorwürfe mußten seine Begnadigung verbürgen. Jesu Worte: „Es wäre ihm besser, wenn er nicht geboren wäre" berechtigten nicht zu seiner Verdammung; es sei das andere Wort der Schrift zu bedenken: „Laßt uns nicht richten vor der Zeit, bis der Herr kommt,

[1]) In einem Brief an Vogel aus Leipzig, 27. Mai 1781 (siehe Reimersche Ausgabe 63, 194) verwirft jedoch Jean Paul diese Auslegung, die auch Ernesti in Leipzig anwendete, indem er „die ewige Pein" (Mat. 25, 46) = Vernichtung nahm. κόλασις habe nie die Bedeutung Tod, sondern bedeute immer Qual, Züchtigung, ebenso wie der Gegensatz ζωή חיים z. B. 1. Sam. 25, 6 die Bedeutung Glückseligkeit habe.

der auch das im Finstern Verborgene ans Licht ziehen und den Rat der Herzen offenbaren wird." (Es ist vielleicht von Interesse, daß neuerdings auf katholischem Boden namentlich durch Hirscher und Schell diese Idee des Origines, Gregor von Nyssa und anderer wieder Leben bekommen hat. Siehe Hermann Schell, Katholische Dogmatik, Eschatologie. Anton Seitz, Apologie des Christentums bei den Griechen des 4. und 5. Jahrhunderts. Hilt, Des heiligen Gregor von Nyssa Lehre vom Menschen. Köln 1890.)

2. In naher Beziehung zur Ewigkeit der Hölle steht das Problem der Existenz des Teufels. S. 2 wird nach dem Journal für Prediger die Einwirkung des Teufels auf den Menschen bestritten. Wenn der Teufel an der Sünde des Menschen unmittelbar schuldig wäre, so müßte er allgegenwärtig sein, was nicht gedacht werden kann. Es sei also anzunehmen, daß, weil der Teufel der erste Urheber der Sünde und der größte Bösewicht sei, von mancher besonders schweren Sünde so geredet werde, als ob der Teufel der Verführer dazu sei, um ihre Abscheulichkeit nachdrücklich zu zeigen, und daß bei einigen Stellen anstatt des Teufels solche Menschen, die ihm ähnlich und ebenso wie er Verführer und Verderber anderer sind, gemeint würden. Bei diesem Citat findet sich die Randbemerkung Jean Pauls: „Non credendum est, diabolum existere. quod jam probabo." Aus der Allgemeinen theologischen Bibliothek wird S. 85 die Konjektur angeführt: daemones bedeutet nicht Teufel, sondern heidnische Gottheiten, die früher Menschen waren, also menschlich existierten; Beelzebub, der Oberste der Dämonen, sei der Gott der Philister. Fallsucht und Wahnsinn sei auf diese Geister zurückgeführt worden und Jesus habe sich der Volksmeinung akkommodiert. S. 32 aus derselben Quelle: Die Annahme eines Teufels sei nicht nötig zur Erklärung der menschlichen Sünde (Einschränkung der Seelenkräfte, natürliche Triebe, Beschaffenheit der körperlichen Säfte und Wirkung derselben auf die Seele erklärten diese genugsam), nicht einmal für die Ewigkeit der Hölle. Der Satz: „Wer den Teufel leugnet, leugnet auch die Hölle" sei nicht wahr. Könne Gott nicht strafen auch ohne Teufel? Habe er diesen zur Exekution nötig? Vielleicht brauche er ihn, das Feuer anzuschüren? Wo Menschenverstand zugenommen, hätten die Spuren des Teufels abgenommen oder aufgehört. S. 163 wird aus Nicolais Allgemeiner deutscher Bibliothek die Konjektur angeführt, die bösen „Engel" 2. Petr. 2, 4 und Jud. 6 seien nicht als gefallene Geister, sondern als Gesandte oder Boten zu verstehen. Der Satz Luk. 10, 18: „Ich sah den Teufel wie einen Blitz vom Himmel fallen" bedeute: Ich sah die vermeinte Macht des Teufels, die im Aberglauben, Unglauben und Laster besteht, auf einmal aufhören, nach kurzer Zeit von ihrer Höhe herunterstürzen. Die Ver-

suchung Christi sei ein Gesicht gewesen. Heft 4, S. 168—195 werden weitläufige Auszüge aus Semlers Versuch einer biblischen Dämonologie gegeben.

Abgesehen von den geschmacklosen Deutungen und Drehungen des Textes hat sich der Dichter die rationalistischen Anschauungen von Teufel und Hölle vollständig zu eigen gemacht. Fortan war ihm der Teufel nur eine humoristische Figur, die er in seinen Satiren sehr gern herbeizieht; Jean Paul nennt den Teufel so oft wie Luther. Nur der Hintergrund eines Radikalbösen scheint ihm zeitweise in der Menschennatur zu lauern und selbst Äußerungen über absolute Existenz eines bösen Prinzips kommen vor; siehe mein Werk: Jean Paul und seine Bedeutung für die Gegenwart, S. 185—191. Ganz ins Reine ist der Dichter also doch nicht über dies Thema gekommen.

3. Die nächst wichtige Frage war die Stellungnahme zur Person Christi. Bereits hatte zu Jean Pauls Jugendzeit die Kritik Voltaires, Reimarus', Semlers und anderer das Grunddogma des Christentums, die Lehre von der Gottheit Christi zu unterhöhlen angefangen und die Litteratur, selbst die protestantisch-theologische, war mit den rationalistischen und deistischen Ideen tief durchtränkt. In diesem Geist sind auch durchaus die Schriften und Revuen gehalten, aus denen Jean Paul seine erste Nahrung sog. Die Leugnung jeder höheren Offenbarung ist der Grundgedanke derselben.

Aus dem Journal für Prediger schreibt Jean Paul S. 4 des ersten Heftes den Gedanken ab:

„Sollte es jemand eine unvernunftmäßige und unglaubliche Meinung zu sein scheinen, daß ein Wesen von höherer Ordnung und himmliicher Würde in Unvergleichung gegen den Menschen in der Gestalt eines Gottes im Fleische erscheinen und gleich einem andern Menschen erfunden werden sollte, so können wir dagegen antworten, daß wir kein Beispiel haben, daß unser Erlöser oder einer seiner Apostel von irgend einem ihrer Jünger oder Bekehrten verlangen, diese Lehre anzunehmen und zu glauben, diese also nicht unter die notwendigen Artikel unseres christlichen Glaubens gerechnet wird .... Wie Engel und selbst gute Menschen wegen ihrer Frömmigkeit und Rechtschaffenheit und wegen der göttlichen Gunst gegen sie häufig Söhne Gottes genannt werden, so wird der Erlöser am häufigsten und in der vorzüglichsten Bedeutung der Sohn Gottes genannt, womit aber nicht der Ursprung seines Wesens, sondern sein sittlicher Wert und seine Würde nach dem göttlichen Urteil angezeigt wird ... Christus, Gesalbter, Sohn Gottes waren bei den Juden gleichbedeutende Ausdrücke."

S. 79 citiert Jean Paul aus der Allgemeinen theologischen Bibliothek 6, 162 das Urteil eines Referenten über den Satz[1]) des Herrn Basedow: Jesu sei anzubeten wegen der ihm von Gott dem Vater verliehenen göttlichen Majestät: „Läßt sich denken, daß Gott einem

[1]) Er ist socinianisch.

Geschöpf göttliche Majestät gäbe? Kann er machen, daß es aufhöre, ein Geschöpf zu sein, daß es zu den vernünftigen Geschöpfen in eben das Verhältnis kommt, in dem Gott mit denselben steht?" Dazu bemerkt Jean Paul: Diese Schwierigkeit ist freilich richtig, aber sie trifft ebenso die gewöhnliche Lehre von der Vereinigung der menschlichen Natur Christi mit der göttlichen. Auch hier bleibt die menschliche Natur Christi menschliche Natur, „wie kann sie aufhören, Geschöpf zu sein?" (Jean Paul wird der Kirchenlehre hier nicht gerecht, denn diese verlangt weder Anbetung der menschlichen Natur Christi, noch begreift die hypostatische Union der beiden Naturen eine Verwandlung der menschlichen in die göttliche in sich.)

Mit der überirdischen Würde des Stifters der christlichen Religion fällt natürlich auch jede mystische Bedeutung seines Todes. Der Gedanke eines Versöhnungsopfers kann in sein heldenhaftes Leiden und Sterben gelegt werden; sein Tod war aber dann kein Sündopfer, sondern Opfer im weiteren Sinn, wie wenn Jornandes sagt: Remus prima victima munitionem urbis novae sanguine suo consecravit. „Wiedergeboren aus dem Wasser" bedeute: wiedergeboren aus geistigem Wasser, Erneuerung und Reinigung durch ein gutes Gewissen. S. 100 nach der Allgemeinen theologischen Bibliothek 4, 342. In Heft 2, 153 heißt es: „Haben die Apostel vor der Auferstehung Jesu den lebendigen Glauben an sein Verdienst gehabt? Nein; erst danach kam die Idee von Opfer, Genugthuung u. s. w. auf. Also waren die Apostel vorher im Zustand der Verdammnis?" (Allgemeine deutsche Bibliothek 1766, 33). Heft 4, 146 wird die Wandlung des Satisfaktionsbegriffs dargelegt. Bei den Kirchenvätern handelte es sich nur um Loskauf aus der Gewalt des Satans. Erst die Scholastiker, namentlich Anselm, bildeten daraus die Lehre von der Genugthuung: früher fand man die Erlösung hinlänglich in der Güte und Erbarmung Gottes begründet, wie im Neuen Testament ausdrücklich steht. Daselbst wird auch gegen die „Unendlichkeit" des Leidens Christi polemisiert; viele Menschen hätten viel mehr und länger gelitten. Auch der heilige Geist ist keine göttliche Person. „Sünde gegen den heiligen Geist" sei Gotteslästerung gemeint, „Sünde gegen den Menschensohn" Sünde gegen jeden Menschen. Heft 1, 35 nach der Allgemeinen theologischen Bibliothek 1, 197.

4. Die theologischen Begriffe Gnade und Inspiration verlieren damit ihre Berechtigung. Heft 2, 250 wird aus Sebaldus Nothanker das Gespräch des Titelhelden mit einem Pietisten mitgeteilt, in welchem die göttliche Gnade in die naturgemäßen Anlagen verflüchtigt erscheint. „Freilich haben wir alles durch göttliche Gnade. Aber die Gnade wirkt nicht wie ein Keil auf einen Klotz; Gott hat die Kräfte zum Guten in uns selbst gelegt." „Inspiration," heißt es Heft 1, 187,

„nützt nichts. Schwierigkeiten müssen durch richtige Schrifterklärung gehoben werden." Allgemeine theologische Bibliothek 10, 50.

5. An die Stelle der übernatürlichen Offenbarung tritt das „natürliche Evangelium", das S. 33 und 51 des ersten Heftes „den Männern von Rom, Wittenberg, Zürich" entgegengehalten wird. „Es ist im Evangelium kein Gebot, keine Vorschrift, die nicht dem Wesen nach in aller Menschen Herzen geschrieben ist. Das Menschenherz ist immer noch viel größer, weiter um sich greifend, erhabener als der strengste Buchstabe des Gesetzes. Das Evangelium bringt nichts in unser Herz, so wenig als der getreue Ausleger des Textes; es weckt nur das auf, was im Herzen ist." Allgemeine theologische Bibliothek 1, 154. S. 64: „Tugend ist immer etwas Gottgefälliges, sie mag ohne oder durch das Evangelium gewirkt werden. Gottes Ebenbild ist die vernünftige und eines ewigen Glückes empfängliche Seele." S. 43: Auch der unbekehrte Mensch ist noch Träger des göttlichen Ebenbildes. Hier ausdrückliche Opposition gegen Luther im Anschluß an die Allgemeine theologische Bibliothek 2, 194. Tugenden bei Christen und Nichtchristen seien nur formal verschieden, weil der Christ auf Befehl des Evangeliums handelt. Der Wert der Tugend liege in der freien Thätigkeit; nur dadurch gebe es Verdienst. Der Glaube müsse den Werken gegenüber zurücktreten. Man könne selig werden, wenn man auch nicht dieser oder jener Meinung in den Lehrpunkten sei. Abraham konnte schlechterdings nicht selig werden ohne Liebe und Gehorsam. Ursprüngliche Heiligkeit wird verworfen. Adam und Eva waren nicht absolut heilig; sie wurden gereizt von der verbotenen Frucht, waren stolz.

S. 26 im ersten Heft heißt es:

„Ἐργά und ἐργά ἀγαθά sind in der Schrift grundverschieden. Erstere sind Werke im verächtlichen Sinn, Werke ohne Gott, bloß liturgische Handlungen; die zweiten sind Ausbrüche einer neuen Gesinnung, die uns Goll durch das Evangelium eingeflößt hat, eigentlich das, was wir Tugend, christliche Tugend und wahre Frömmigkeit nennen. Die Bibel wirft auch nie die Frage auf (wie der Katechismus), ob die Menschen durch gute Werke selig werden können. Noch weniger giebt sie die Antwort darauf wie der (lutherische) Katechismus. Wenn sie sie aufwirft, so ist allemal von ἐργά schlechthin die Rede, das heißl von äußerlichen Handlungen, die nach Mosis Gesetz geschehen mußten. Die ἐργά ἀγαθά werden von der Seligkeit nirgends ausgeschlossen." Allgemeine theologische Bibliothek 177[1].

S. 70: „Die Katholiken haben in unseren Augen oft klügere Grundsäve als manche unserer Gottesgelehrten, die mil ihrer albernen Orthodoxie die Tugend verächtlich machen. Würden die Katholiken nur unter ‚gute Werke' anfangen, wahre christliche Tugend zu verstehen und mit ihren abgeschmackten operibus superrogationis zu Hause bleiben, und sich dabei einiger unüberlegter Ausdrücke bei Erklärung des Verdienstes, das sie der Tugend zuschreiben, enthalten, so sollte ihr Satz vom Verdienst der Werke uns allemal ehrwürdig sein. Denn daß Tugend in den Augen Gottes wert und angenehm macht (Apostelgeschichte 10, 34), ist nicht nur unleugbar richlig, sondern dieser Gedanke ist auch ein schlechterdings

unentbehrliches Motiv zu Tugend und Gottseligkeit, und unsere christliche Moral wird in Ewigkeit unfruchtbar bleiben, so lange wir den Menschen dies Motiv nicht wörtlich wiedergeben. Man bringe tausend Befehle und Drohungen Gottes und lasse den Trieben dabei den unseligen Systemsgedanken: ‚Gott sieht bei unserer Begnadigung allein auf Christi Tod, gar nicht auf unsere Tugend und Sinnesänderung; gar nicht unsere Rechtschaffenheit giebt uns Wert in Gottes Augen,‘ so lange wird die Allgemeinmachung einer rechten, eifrigen Tugend unmöglich bleiben. Man sieht an den Katholiken, was ihre irrige Lehre vom Verdienst für Wirkungen thut: wie sich Vornehme und Geringe überwinden lassen, die sauersten Übungen zu unternehmen, bloß weil man ihnen sagt, das sei das einzige Mittel, den Himmel zu verdienen. Was würde also nicht die wahre Lehre vom Verdienst für Wirkung thun, wenn sie mit rechtem Ernst und Eifer eingeschärft würde? Und höchst kindisch ist es, wenn man hier gleich mit der ängstlichen Besorgnis, daß diese Lehre den Menschen werkheilig machen würde, der Wahrheit in den Weg läuft. Wir wünschen von Herzensgrund, daß alle Christen auf eine vernünftige Art werkheilig werden möchten; freilich nicht, wie manche dumme Katholiken, die sich überreden, ein Vermächtnis ins Kloster oder eine gut bezahlte Seelenmesse schenke Ansprüche auf Himmel und Seligkeit, aber doch in dem Sinn, daß man sich fest überredete, reines eifriges Bestreben, Gott zu gefallen, sei in den Augen Gottes die höchste Zierde, der vornehmste Beruf des Menschen; Tugend allein gebe Anteil an der Erlösung Christi, an seinem Versöhnungstod, an allen Seligkeiten, die er uns erworben. Ist dies Werkheiligkeit, so lasse Gott zur Ehre seines Namens alle Lutheraner werkheilig werden!“ Allgemeine theologische Bibliothek 4, 81 ff.

Dann wird gezeigt, daß der Tod Christi an sich überhaupt nicht Verdienste schaffen kann. Der (lutherische) Theolog denke beim Verdienst Christi nur an seinen Tod, statt an sein heiliges Leben. Sei Christus nicht Heiligmacher, dann auch nicht Versöhner. Die Heiligung der Menschheit sei der höchste Zweck der göttlichen Haushaltung.

6. Bezüglich der menschlichen Natur wird die Erbsünde völlig verworfen und die natürliche Größe und Schönheit der reinen Menschenseele in helles Licht gestellt. Sünde entstehe nur aus Unordnung der Triebe. Alle Laster seien Modifikationen ungeordneter Eigenliebe. Eigenliebe sei Naturtrieb, welcher ebensowohl zu einer vernünftigen Liebe der wahren Glückseligkeit als der Scheinglückseligkeit erhöht werden, respektive ausarten könne. Im ersten Falle sei dieser Naturtrieb die natürliche Anlage zur Tugend, im zweiten die natürliche Anlage zum Laster 1, 99; aus der Allgemeinen theologischen Bibliothek 7, 342. Im zweiten Heft wird mit Bezug auf Hutcheson (Unsere Begriffe von Schönheit und Tugend) ausgeführt: Der Mensch ist einer ruhigen Bosheit unfähig. Haß ist einzig die Wirkung der Selbstliebe und nicht einer uneigennützigen Bosheit. Höchstens momentan können solche Bewegungen auftauchen; aber bei Besinnung über die menschliche Natur weichen sie. Nur dann wäre ruhige Bosheit möglich, „wenn sie gegen einen Charakter gerichtet wäre, von dem wir glauben, daß er notwendig und unveränderlicherweise moralisch böse sei, wie eine plötzliche Leidenschaft uns unsere Feinde bisweilen vorstellt, ohne daß uns doch vielleicht ein solches Wesen

unter den Werken eines gütigen Gottes vor Augen kommt". S. 160. Höchst charakteristisch ist im 10. Heft eine Note Jean Pauls zu Shakespeares Satz im Timon von Athen: „Manche Menschen haben nicht einmal Tugend genug zu den Lastern, auf die sie schelten." Jean Paul bemerkt dazu: „Jede Handlung ist eine Mischung von gut und bös. Je nachdem das eine oder das andere die Oberhand behält, wird die Handlung gut oder bös genannt; das heißt aber: sie ist nur mehr gut als bös u. s. w. Das Gute einer Handlung kann = 2, das Böse = $1^1/_2$ sein. So kann man den Satz Shakespeares gelten lassen."

Höchst willkommen war Jean Paul bei dem englischen Philosophen der Nachweis eines wirklich uneigennützigen Wohlwollens als angeborener Mitgift der Menschennatur und als Quelle der moralischen Gesinnung. Die kleinste Beimischung von Eigennutz trübe die tugendhafte Handlung, so sei die Liebe der Eltern zu ihren Kindern von geringem moralischen Wert. Die nachfolgende Stelle aus Hutcheson führe ich deswegen an, weil sie Jean Paul mit etwas andern Worten im Siebenkäs, 1. Fruchtstück (nach dem 14. Kapitel) angewendet hat: „Wäre die moralische und natürliche Güte (das bonum honestum und utile) nicht verschieden, so würden wir eine Ohrfeige, einen Schimpf von einem Nachbarn, einen Betrug von einem, der mit uns in Kompagnie steht, oder von einem Vormund mit gleicher Heiterkeit und gesetztem Wesen hinnehmen, als wir einen gleichen Schaden von einem herabfallenden Balken, Ziegel oder Ungewitter ansehen, und wir würden bei beiden Gelegenheiten einerlei Gesinnung und Neigung haben. Niederträchtigkeit, Grausamkeit, Verräterei würden wir ebenso sanftmütig hinnehmen als einen Brand oder Mehlthau im Getreide oder einen ausgetretenen Strom. Nun ich glaube, daß wir bei diesen Fällen auf ganz verschiedene Weise berührt werden, obgleich das natürliche Übel bei beiden gleich sein kann." S. 119. Hutcheson faßt das moralische Gefühl als eine „Fähigkeit der Seele — nicht angeborene Idee — Begriffe des Beifalls oder Mißfallens bei gewissen Handlungen zu empfangen, ohne daß wir vorher wüßten, daß uns ein Vorteil oder Schaden aus denselben entstünde, sowie wir uns an einer regulären Gestalt oder harmonischen Komposition vergnügen, ohne Kenntnisse in der Mathematik zu haben". Dieses moralisch erhebende Gefühl sei nicht gerade Vergnügen, eigene Lust, ja oft mit dem Gegenteil verbunden. Nähmen wir solche Handlungen an fremden Seelen wahr, so entstehe Hochachtung, Liebe, Bewunderung. S. 136. Diese Achtung beruhe auf dem durchaus spezifischen und von jeder andern Befriedigung verschiedenen moralischen Urteil, welches das vornehmste Merkmal vernünftiger Wesen bilde. Wäre das moralische Wohlwollen nicht gänzlich uneigennützig und von jedem Vorteil un-

abhängig, so könnten wir ja durch Geschenke zum Wohlwollen für die unschicklichsten Gegenstände gebracht werden; wir könnten durch einen Dritten bestochen werden, den größten Spitzbuben zu lieben. S. 161. Dieses Citat giebt uns Aufschluß über den Sinn einer nicht ganz klaren Abhandlung Jean Pauls mit dem Titel: „Es giebt keine eigennützige Liebe, sondern nur eigennützige Handlungen," wovon weiter unten die Rede sein wird. Zu dem ganzen Thema über die moralische Natur des Menschen vgl. das 3. Kapitel meines Werkes „Jean Paul und seine Bedeutung für die Gegenwart": Jean Paul als Moralphilosoph, besonders S. 178. 185. 192.

Die Größe der menschlichen Natur und ihre hohe Bestimmung dünkt Jean Paul auch ohne übernatürlich-magische Ausstattung hinreichend gesichert. Durchaus fest aber hält der Dichter an der Unsterblichkeit der Seele. Und diese wieder ist gesichert durch das Dasein Gottes. „Was wäre ich, wenn Gott nicht wäre?" citiert er Heft 1, 207 aus Jerusalems „Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion" 1768. „Ein dunkles Rätsel, das widersprechendste Geschöpf, von allen Seiten eingeschränkt und in all seinen Absichten und Begierden unendlich, mit der Anlage zu unendlichen Fähigkeiten, um als ein Embryo zu sterben, ein Herr der Tiere, ein Herr der ganzen Natur mit allen Schicksalen eines Insektes, ein toter Staub voll göttlicher Kräfte, ein denkendes Wesen, das über alle Himmel sich erhebt und im Augenblick ein Fraß der Würmer, mit dem strengsten Gesetz geboren ohne Gesetzgeber. Wie rätselhaft! wie finster!" (Solche scharf pointierte Kontraste wendet auch Jean Paul mit Vorliebe an, um das Trostlose und Ungereimte des Unglaubens an Gott und das jenseitige Leben zu malen. Belege siehe mein Buch, S. 152 ff. über Unsterblichkeit bei Jean Paul.)

„Fern unter Engeln hat das sterbliche Geschlecht
Im Himmel und im Nichts sein doppelt Bürgerrecht.
Aus ungleich festem Stoff hat Gott es auserlesen
Halb zu der Ewigkeit, halb aber zum Verwesen.
Zweideutig Mittelding von Engeln und von Vieh!
Es überlebt sich selbst, es stirbt und stirbet nie."

Auserl. Ged. zur Bild. jung. Herzen. Augsburg 1772, S. 147
[Haller, Über den Ursprung des Übels 2, 103—108].

Aus demselben Buch S. 234 wird angeführt:

„Wie arm, wie reich, wie niedrig, wie erhaben!
Wie rätselhaft, wie wunderbar ist doch der Mensch!
Vermischet aus verschiedenen Naturen
Ein meisterhaftes Band getrennter Welten!
Ein sonderbares Glied in der endlosen Kette
Der Wesen, mittleres Geschöpf zwischen
Dem Nichts und Gott!

Erbe der Herrlichkeit, ein schwaches Kind des Staubs,
Ein hilfloser Unsterblicher, ein unendliches
Insekt, ein Wurm, ein Gott!"

Aus diesen Quellen, wie durch die Lektüre von Young, Pope, Gellerts „Moralischen Vorlesungen" und ähnlichen Werken angeregt, die oben angeführt wurden, hat Jean Paul 1781 den schönen Aufsatz: „Etwas über den Menschen" (Reimer 63, 17—43) geschrieben, in dem wörtliche Anklänge an das Obige vorkommen. Mit lebhaften Farben malt der Dichter erst die Licht- und dann die Schattenseiten der menschlichen Natur, um dann den Ausgleich zu geben, der aber im Grund ein großes Ignoramus ist. „Wenn nur eine unendliche Hand den Menschen schaffen konnte, so kann ihn vielleicht auch nur ein unendliches Auge durchschauen." Erst das zukünftige Leben werde vollen Aufschluß geben. Der Aufsatz schließt mit Popes Rat: „Hoffe in Demut, erhebe dich auf zitternden Flügeln, erwarte den großen Lehrer Tod und bete Gott an!"

7. So leuchtet die Trias der Deisten: Gott, Freiheit, Unsterblichkeit bereits in der Jugendreife des Dichters siegreich über allen Zweifeln und aller Kritik der Orthodoxie hervor, gleichwie sie zeitlebens dem Autor Halt und Lebensstärke gebracht hat. Über den Unsterblichkeitsgedanken, der in den Schriften Jean Pauls eine so bedeutende Rolle spielt, ist noch eine Stelle interessant, welche aus Jerusalems oben genanntem Werk S. 293 genommen ist und lautet:

„Alle Vernunft ist ewig. Ein vernünftiges Geschöpf, das seine ganze Existenz auf immer verliert, stirbt alle Zeit, wenn es stirbt, zu frühe, es stirbt alle Zeit gegen seine Natur. Eine Maschine erhält durch ihre Zusammensetzung auf einmal ihre ganze Vollkommenheit, das Tier erreicht auch mit seinem Alter alle Vollkommenheit, deren seine Natur fähig ist. Aber ein vernünftiges moralisches Wesen hat seiner Natur nach keine Grenzen, nirgends eine Grenze in seiner Erkenntnis, nirgends in seinen Wünschen, nirgends in seiner Glückseligkeit. Alle Vernunft ist ewig."

(Aus dem deutschen Museum 1777, 238 ist im Heft 7 der Satz aufgeschrieben: „Ihr habt des Trostes, Menschen, sowenig und bemüht euch, auch ihn hinwegzuvernünfteln.") Starken Einfluß, der durch viele wörtliche Anklänge bezeugt ist, auf das Campanerthal hat ferner ein Gedicht aus dem Leipziger Musenalmanach 1776, S. 9. Wenn wir endlich selbst die Idee der Unsterblichkeit der Tiere und der Seelenwanderung in den Werken Jean Pauls mitunter sympathisch besprochen finden (siehe mein Buch, S. 169 ff.), so finden sich auch im Excerptenbuch der ersten Zeit Aufzeichnungen darüber: so über erstere in Heft 9, 136 aus Bonnet, über die letztere als Hypothese in Heft 1, 48 aus der Allgemeinen theologischen Bibliothek 4, 205.

8. Wegen der Ungewißheit über alles Transscendente gebührt sich im Verkehr mit Andersgläubigen weitgehende Toleranz und

Schonung. Heft 1, 97 citiert Jean Paul aus der Allgemeinen theologischen Bibliothek 7, 73 den Passus:

„Wir halten viele Dinge für sehr unchristlich, unedel, ungiltig und entehrend für die Bekenner Christi, und bedenken nicht, daß die Apostel all dieses an sich hatten und gleichwohl gewürdigt wurden, aus einer ganzen Welt auserwählt zu werden, um die nächsten Freunde des Erlösers zu sein. Jesus, der billigste, heiligste Menschenfreund, trug ihre Schwächen und Irrtümer, da edle feurige Liebe zur Redlichkeit, zu Tugend und Religion ihr Herz erfüllten. Intolerante, lieblose Menschen! lernet den Christussinn, Güte des Herzens bei Mängeln der Theorie, die meist nur eurer Einbildung nach Mängel sind, zu schätzen!"

Jean Paul findet es lächerlich, um Dogmen zu streiten, die von einem Strichelchen mehr oder weniger, wie das OS oder ΘS 1. Tim. 3, 16 abhängig sind (Heft 6, 109) und hält es für würdiger, die Verstandeskräfte zur sittlichen Hebung und Aufklärung des Volkes zu verwenden. Mit Wohlgefallen wird aus dem Leipziger Musenalmanach S. 249 das Verschen citiert:

„Die Theurung hat nur Sünder weggerafft".
Wer will, kann es in Silligs Büchlein lesen,
Der reiche Mann war folglich tugendhaft,
Und Lazarus ein Bösewicht gewesen.

So sehen wir den Grundbau des religiösen Charakters unseres Dichters in der Studienzeit des 15.—18. Jahres an der Hand seiner Bildungseinflüsse bereits fest gelegt, und die späteren Jahre haben nur diesen Grundriß reicher ausgeführt und höchstens nach einzelnen Seiten hin erweitert oder modifiziert.

Wir gehen über zu den

b) philosophischen Thematen des Excerptenbuches.

Vgl. hierzu das Kapitel „Jean Paul als Philosoph", S. 118—175 meines Hauptwerkes und meine Dissertation „Jean Pauls Seelenlehre", beide 1894.

Schon aus obigem Titelverzeichnis geht der hervorragende Anteil der philosophischen Litteratur klar hervor. Von interessanten Aufzeichnungen erwähne ich:

Heft 1, 131 eine Untersuchung aus der Allgemeinen deutschen Bibliothek 1777, 31 über die damals viel ventilierte Frage: ob operierte Blindgeborene sofort Würfel und Kugel mit Hilfe des Gesichtes erkennen. Jean Paul bemerkt dazu: Wie kann man über so etwas so lange streiten? Das hieße von ihm fordern, er solle sie in einer ihm fremden Sprache nennen.

Heft 2, 90 steht eine längere Erörterung über Schlaf und Traum — ein Thema, das den Dichter zeitlebens lebhaft interessierte und zu vielen Untersuchungen veranlaßte.

Heft 4, 13 finden wir aus den „Briefen an eine deutsche Prinzessin“ S. 49 Ausführungen über die Frage: ob der Geist an einem gewissen Orte sei? Die Frage wird verneint. Sobald man den Geist an einen Ort binde, lege man ihm Ausdehnung bei. Die Seele sei weder im Kopf, noch außer dem Kopf, ohne daß man daraus die Folge ziehen dürfe, als wenn sie gar kein Dasein habe. „Kann ich doch auch von der gegenwärtigen Stunde sagen, daß sie weder in noch außer meinem Kopf sei, und doch ist sie wirklich. Meine Seele existiert also nicht an einem gewissen Ort, aber sie wirkt an einem Ort, und da nur Gott das Vermögen hat, in allen Körpern ohne Ausnahme zu wirken, so sagt man in diesem Betracht, daß Gott allenthalben sei.“ (Diese Malebrancheschen Ideen sind neuerdings vom Rehmke wieder aufgenommen worden.)

In demselben Heft, S. 112 treffen wir einen Beweis für die Einzigkeit Gottes, im Text fälschlich „Einheit Gottes“ genannt. Er ist entnommen aus Eberhards „Neuer Apologie des Sokrates“ S. 203 und lautet: „Wenn wir neben Gott einen zweiten von ganz derselben Beschaffenheit (unendlicher Vollkommenheit) dächten, so könnten wir ihn unmöglich vom ersten unterscheiden; er wäre also für uns doch nur einer.“ (Der sogenannte Beweis beruht auf unrichtiger Anwendung des principium indiscernibilium Leibnitzens und auf Verwechslung von Einzigkeit und Einerleiheit.)

Im 5. Heft, S. 96 findet sich eine Erörterung über Vernunft und Sprache aus der „Bibliothek der neuesten deutschen Litteratur“ 1774, die heutzutage veraltet ist.

Höher steht ein Auszug aus Sulzers vermischten Schriften über das Genie und das Verhältnis von Phantasie und Gedächtnis im 6. Heft, S. 137 ff. Über das letztere Thema enthält dasselbe Heft auf S. 169 ff. auch ein Excerpt aus dem deutschen Merkur 1779, 182. Der Einfluß dieser wie anderer Quellen auf Jean Pauls später kundgegebene Anschauungen hierüber ist eklatant. (Vgl. meine Seelenlehre, S. 31.) Interessant ist hierzu auch das Citat aus Hippels „Lebensläufen“ in Heft 10: „Wer keine Einbildungskraft hat, hat auch kein Gedächtnis. Ein großes Gedächtnis kann die Urteilskraft schwächen. Fassen und Behalten ist nicht dasselbe“ — ein Gedanke, der allerdings voller Schiefheiten steckt. Über das Genie finden sich noch mannigfache Excerpte, so Heft 2, 152 aus der Allgemeinen deutschen Bibliothek 1765, 65, wie überhaupt Vieles über ästhetische Themata.

c) Auch die Naturwissenschaft, Geschichte und poetische Litteratur ist stark vertreten.

Bemerkenswert ist auch die Sorgfalt, die Jean Paul der Sammlung glänzender Vergleiche und Metaphern zuwendet. Heft 1, 74

begegnet uns eine schwungvolle Beschreibung der Morgenröte aus der Allgemeinen theologischen Bibliothek 4, 147:

„Komm hinaus, Jüngling, auf das freie Feld und merke! Die urälteste, herrlichste Offenbarung Gottes erscheint dir jeden Morgen als Thatsache, als großes Werk Gottes in der Natur. Himmel und Erde, sieh, wie sie noch zusammen vermischt vor uns liegen! Himmel auf der Erde, Erde zum Himmel erhoben! ‚Und die Erde war wüst und leer.' Lichtstrahl, ein tönender Goldklang auf der großen Laute der Natur! Wie sie aufblickt die Morgenröte und das große schwarze Nachttuch am Saum erfaßt und abschüttelt die Räuber der Nacht! Licht! ‚Und es ward Licht.' Siehst du jene stille Glorie? Jene sanften Augenwimpern der Morgenröte, wie sie jeden Augenblick weiter hinauf schimmert, jeden Augenblick — die Wolken um sich her — anders wandelt? Welche Farben! Welcher lachende Glanz! Wer den Pinsel dahinein tauchte! Sanftes Angesicht der Gottheit! Offenbarung und Erscheinung! Wer, der hier nicht niederfällt, anbetet — schweigend seufzt: Wäre ewig meine Seele wie das Licht, wie dieser Gottesanbruch!"

Heft 1, 134:

„Das Gebet giebt Ruhe in der Todesstunde. Gleich einem erhabenen Berg, welcher noch im Glanze der Sonne steht, wenn die Erde schon mit Finsternis bedeckt ist, erhebt er (der gerecht Sterbende) in der schwarzen Stunde des Todes seinen Geist über alle Todesfurcht, Schreck und Verzweiflung niedriger Seelen empor." Die christliche Lehre vom Gebet von Gottfried Leß, S. 132.

Heft 3, 95 wird aus den Gedichten der Louise Karschin der schöne Vergleich angeführt:

„Der Morgen dreht sein heitres Angesicht
Uns lächelnd zu und weckt mit sanftem Licht
Die Kreaturen." „Morgengedanken".

Heft 9, 189 aus der „Logik und Metaphysik" von Feder: „Das Gefühl ist gleich einem Schiffer, der sich immer nah am Ufer hält, die Vernunft gleich einem Seefahrer, der den Ozean durchkreuzt."

Grandios ist die Allegorie vom System Spinozas aus der Allgemeinen deutschen Bibliothek 1768, 156:

„An Gestalt ein Kolossus
Schrecklich dem Aug' und doch nach Ebenmaße gebauet, —
Sein gewaltiges Haupt war ein Gebirge, die Haare
Wälder, sein schreckendes Aug' ein entzündeter Feuerofen,
Oder ein flammender Abgrund, in einen Körper verwandelt —
Stand vor dem Dichter die Welt. In seinen kleinsten Gefäßen
Floßen die Bäche gemächlich und durch die schwellenden Adern
Brauste das Weltmeer dahin. Sein Kleid war der Schleier der Lüfte —
Also träumte Spinoza sich Gott."

Ein ausführliches Kapitel, Heft 1, 231 aus der Allgemeinen deutschen Bibliothek handelt von der „symbolischen Erkenntnis", von Zeichen, Metapher, Sprache.

Charakteristisch ist noch für den Optimismus Jean Pauls (vgl. hierzu Kapitel 2: Der Optimismus Jean Pauls S. 87—117

meines Hauptwerkes) das Citat aus Wielands Goldenem Spiegel S. 131: „Freude ist der letzte Wunsch aller empfindenden Wesen, sie ist dem Menschen, was Luft und Sonnenschein der Pflanze ist; durch süßes Lächeln kündet sie die erste Entwicklung dem Säugling an, und ihr Abschied ist der Vorbote der Auflösung unseres Wesens."

Jean Pauls Abneigung gegen den Reim, namentlich gegen das „Schellengeläute der Sonette" ist bekannt. Im Heft 7, 159 findet sich nun ein Citat aus der Allgemeinen deutschen Bibliothek 1778, 130, welches auch in der Form mit des Dichters Verdikt in seiner „Vorschule zur Ästhetik" und der ästhetischen „Nachschule" übereinstimmt: „Die beständigen Reime sind erst zu der Zeit aufgekommen, da der gesunde Geschmack in der Musik verloren gegangen war und man sich dadurch aufzuhelfen gesucht hat, daß man den Versen Schellen anhängte, damit doch etwas klingeln möge." (In den „Einfällen" Nr. 7 des Nachlasses finden sich die Sentenzen: Der Dichter kann ohne Reim, wie der Vogel ohne Schwanz fliegen. Der Wohlklang überlebt in gewissen Versen den Verstand, wie der Klingelbeutel oft länger währt als die Predigt. Aber auch die Kehrseite fehlt nicht: Ein Vers voll Gedanken und Wohlklang ist ein Baum voll Früchte und Vogelgesang.)

Für die starke Betonung des Individualitätsprinzips bei Jean Paul ist charakteristisch das Citat Heft 1, 149:

„Willst du deutscher Baco werden?
Ein Cherburg, ein Milton? Nein.
Auch Yorik nicht und Diderot? Auf Erden
Gepriesen so wie sie zu sein?
Nein, nein, nichts will ich werden,
Nur was ich bin, ganz sein."

Aus den „Neuen Mannigfaltigkeiten" 1, 174.

Endlich verdient herausgehoben zu werden die Stelle aus der Allgemeinen deutschen Bibliothek 1767, 197: Es sei ein Fehler stümperhafter Erzähler, durch Vergrößerungen und Superlative zu wirken. „Als schlechte Wirte erschöpfen sie über dem ihren Vorrat, so daß sie für wichtige Dinge keinen Nachdruck übrig behalten." („„Wie wahr ist diese Bemerkung!"" schaltet Jean Paul ein.) „Skribenten von Genie wissen, daß es der beste Zugang zum Herzen ist, den Leser zum Augenzeugen zu machen. Sie stellen daher jedes Ding so vor, als ob es vor unseren Augen vorginge; sie machen alles dramatisch und individuell und verwandeln den Leser in einen Zuschauer." Interessant ist auch die Stelle Heft 2, 264, die aus dem Tristram Shandy 9, 115 genommen ist: „Ein Autor borgt, bettelt und stiehlt so stark von einem andern, daß bei meiner Seele die Originalität fast so rar geworden ist als die Ehrlichkeit."

Es sind in der hier stehenden Analyse nur die bis 1781 reichenden Excerpte gewürdigt worden, weil es darauf ankam, die für den Werdegang Jean Pauls wichtigen Litteratureinflüsse zur Anschauung zu bringen, die seinen Charakter konsolidierten, an dem dann die nachherigen Strömungen wenig mehr änderten. Selten bietet ein Charakter solch ein Beispiel der Konstanz. Der Jean Paul des 18. Jahres ist im wesentlichen auch der Jean Paul des Greisenalters. Auf die Leselitteratur der nachfolgenden Jahre einzugehen, verbietet schon der Raum. Sie ist ziemlich gleichbedeutend mit der wertvollen Litteratur der Lebenszeit des Dichters überhaupt, soweit sie in den Gesichtskreis Jean Pauls fiel, und dieser Gesichtskreis war ein sehr weiter. Kaum hat jemand soviel gelesen wie er. Überall war er abonniert, bis von Bamberg ließ er sich nach Bayreuth allwöchentlich die Novitäten schicken und reger Austausch mit allen Freunden vermittelte ihm die seltensten Produkte des Büchermarktes, soweit er sich nicht durch Kauf in den Besitz derselben setzen konnte.

Noch eine Bemerkung möge am Schluß dieses Abschnittes erlaubt werden: Das Wissen Jean Pauls trägt im Grund den Charakter eines Excerptenwissens; es ist bunt zusammengewürfelt nach Art der Polyhistorie; die systematische Schulung fehlt. Schon als Kind hatte der Dichter keinen geordneten Schulunterricht. Der Vater unterrichtete ihn selbst; aber dieser Unterricht war nur ein Auswendiglernenlassen ohne Erklärung (siehe „Wahrheit aus meinem Leben", zweite Vorlesung). Auch als Jean Paul nach dem Tod des Vaters in die Schule zu Schwarzenbach und auf das Gymnasium nach Hof kam, fehlten ihm, wie er selbst klagt, gute Lehrer mit reichen Kenntnissen und fruchtbarer Methode. In Leipzig endlich auf der Akademie hörte er nur wenige Kollegien, da er das Brotstudium, die Theologie, bald aufgab und beschäftigte sich mehr mit Sprachstudien und Lektüre auf eigene Faust, so daß unser Dichter Autodidakt im vollsten Sinne genannt werden kann. Der einzige Philosoph (Platner), den er dort hörte, war auch kein Systematiker, sondern lehrte und schrieb „Aphorismen" (Spazier 2, 12 ff.). Der ungeregelten Aufnahme des Wissens entsprach auch die Wiedergabe: Jean Paul doziert meist in Aphorismen; zur logisch geordneten Gedankenfolge bringt er es nur selten. Geistreiche Blitze, überraschende Seitenblicke mitten in einer Erzählung, auch eine los hingestreute Serie von Gedankenperlen — das ist die Art, in der Jean Paul am liebsten seine Ideen von sich giebt. Im Faszikel Nr. 18 findet sich der bezeichnende Satz: „Der Sprung von einem Gegenstand zum andern ist von wahrem Nutzen, wenn man von keinem viel weiß." Selbst wo Jean Paul ein Thema ex officio und genial abhandelt, wie in seinen theoretischen Schriften: Levana, Vorschule der Ästhetik, ist die Gedankenfolge doch

nur leicht entworfen und die Entwicklung eine sprunghafte. Das ist es, was seinen Stil denen lästig macht, welchen Klarheit und Ordnung über alles geht und die selbst Schönheit und Tiefe der Gedanken nicht versöhnt, wenn sie einige Mühe bei den Wegen haben, auf denen sie der Dichter zu seinen Goldschächten führt. Eine Art Selbstverteidigung ist der Passus am Schuß des 25. Kapitels im Titan: „Was viele Schullehrer an Dian tadeln können, ist, daß er dem Jüngling alle Bücher untereinander gab, ohne genaue Ordnung der Lektüre. Aber Albano fragte in späteren Jahren: Ist eine solche Ordnung etwas anderes als Narrheit? Ist sie möglich? Ordnet denn das Schicksal die Erscheinung der neuen Bücher oder Systeme oder Lehrer oder die äußeren Begebenheiten oder die Gespräche je so paragraphenmäßig, daß man weiter nichts brauchte, als die Gegenwart abzuschreiben ins Gedächtnis, um die Ordnung obendrein zu haben? — Braucht und macht nicht jeder Kopf seine eigne? — Und kommt es mehr auf die Rangfolge der Speisen oder auf ihre Verdauung an?“ (Fortsetzung folgt.)

Litterarhistorisches aus Franz Pulszkys Memoiren.

Von Julius Jung in Prag.

Das ungarische Geistesleben war seit dem vorigen Jahrhundert mehr und mehr in den Bereich der deutschen Kultur hineingezogen worden; nicht zum wenigsten durch die zahlreichen deutschen Ansiedlungen im Lande, sowohl die, die während des früheren Mittelalters in der Zips, in Siebenbürgen, an der Donau gegründet worden, als die, die unter der Regierung Kaiser Karls VI. nach der endgiltigen Pacificierung des so lange rebellierenden Landes im Banat und anderwärts zu stande gekommen waren. Das Bürgertum in den Städten war deutsch; zahlreiche Studierende erwarben ihre höhere Ausbildung in Göttingen; die evangelischen Theologen, zumal auch die der Siebenbürger Sachsen, studierten in Jena oder in Leipzig, hingegen die ungarischen Calviner ihre Leute in althergebrachter Weise nach Heidelberg oder nach Holland entsendeten.

Während unter Maria Theresia die „Akatholiken“ über Zurücksetzung klagten und der Wiener Hof ängstlich darüber wachte, daß ihre diesbezüglichen Querelen nicht etwa dem preußischen Könige

Anlaß zu Anknüpfungen gab, wurde unter Josef II. den Nichtkatholischen gleiches Recht mit den Katholischen erteilt; aber der Adel, der sein Palladium in der völligen Abgabenfreiheit sah, widersetzte sich dem aufgeklärten Despotismus des Kaisers. Preußen schürte die Flamme; es ist neuerdings klargestellt worden, daß damals im Zuge war, den Herzog Karl August von Sachsen-Weimar, den Gönner unserer großen Dichter, als Thronprätendenten von Ungarn gegen Josef, den Ungekrönten, auszuspielen.[1])

Dann kam die Reaktionsperiode, welche durch die Vorgänge in Frankreich verursacht wurde. Während die Entwicklung im 18. Jahrhundert dahin gegangen war, Ungarn dem Fortschritte der übrigen Europäer anzuschließen, begann Kaiser Franz vielmehr damit, seine Monarchie geistig abzusperren; was dann durch mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch die Verkümmerung des geistigen Lebens mit sich brachte; wofür sich die öffentliche Meinung durch die Verherrlichung Josefs II. und später selbst Napoleons rächte.

In dieser Zeit wuchs Franz Pulszky heran. Er wurde 1814 zu Eperies in Oberungarn geboren und entstammte einer protestantischen Adelsfamilie (Widersacher dichteten ihm später jüdische oder slovakische Ahnen an), die seit 1740 das Prädikat von dem ihr damals verliehenen Gute Cselfalva führte; seine Mutter war eine geborene Fejérváry, aus welcher Familie der gegenwärtige Honvedminister stammt. Umgangssprache der Familie war das Deutsche,[2]) nur bei der Großmutter gebrauchte man das Ungarische, während das slovakische Idiom der ringsumsitzenden Landbevölkerung nicht als ebenbürtig angesehen wurde; worüber Pulszky zu Anfang der vierziger Jahre mit dem Grafen Leo Thun in eine schließlich ziemlich erregte Kontroverse geriet;[3]) und noch der alte Pulszky hat dem Tschechenführer Rieger energisch jedes Rühren an der Slovakenfrage als einen „casus belli" bezeichnet. Pulszky hatte deutsche und ungarische Lehrer; er ist in diesen beiden Sprachen, ebenso in der englischen als ein eleganter Schriftsteller hervorgetreten, sowohl in verschiedenen Reisewerken, als auch in seinen Memoiren, die er 1876 unter dem Titel „Meine Zeit, mein Leben" zu schreiben begann und die dann seit 1880 auch in

[1]) Wertheimer und Bailleu, im „Pester Lloyd" 1898, Mai 22. Dabei diente Goethe dem Herzog als Sekretär. [Vgl. jetzt auch Goethe-Jahrbuch 20, 144 ff. A. S.]

[2]) Über Pulszkys Jugendlektüre vgl. 1, 34 (Schiller, Kotzebue); 37 f. (August Schlegels Vorträge; Calderons Tragödien; Tassos „befreites Jerusalem"; Meißners Skizzen, Kotzebues und Lessings Werke. Dazu Wieland; Klopstock; Holbach, Walter Scott; Voltaire, Rousseau, Lafontaine, Clauren, Hauff). Auch Goethes Italienische Reise und Heinses Ardinghello werden erwähnt 1, 60. Als Pulszky das Alter der Pubertät erreicht hatte, schrieb er Gedichte in deutscher Sprache, und selbst der Plan eines Trauerspieles „Rienzi" beschäftigte ihn lange (66).

[3]) 1, 247 f., vgl. 372 f.

einer autorisierten deutschen Ausgabe gleichzeitig mit der ungarischen erschienen.[1])

Es sind darin die Reisen, die er in der Jugend nach Italien, Deutschland, Frankreich und England in der Begleitung seines Oheims Gabriel Fejérváry unternahm, geschildert; unter dessen Leitung machte Pulszky archäologische und kunsthistorische Studien, die ihn befähigten, die letzten Decennien seines Lebens als Direktor des ungarischen Nationalmuseums zu wirken und den Altertumsstudien in dieser Stellung solche Dienste zu leisten, daß ihn Mommsen gelegentlich als „optimus amicus" citiert. Auch die politischen Aktionen im Vormärz, an denen sich Pulszky beteiligte und die ihn 1848 als den befähigsten Agenten Kossuths erwiesen, werden eingehend vorgeführt. Es sind zum Teil solche, die Franz Grillparzer vom altösterreichischen Standpunkt aus mit seinem Spotte verfolgte:

Die Preßfreiheit steht oben an,
Wo, wundervolles Treiben!
Das halbe Land nicht lesen kann,
Das andere nicht schreiben.

Oder wenn er den Fanatismus für die ungarische Sprache geißelt, der rein als politisches Agitationsmittel kultiviert wurde: „es ist nicht Eure Muttersprache, denn Eure Mutter hat sie nicht gesprochen."

In der That waren ja zahlreiche ungarische Patrioten der magyarischen Sprache unkundig, so die meisten Zipser Deutschen, die noch jetzt dem neuungarischen Staatswesen die besten Beamten liefern.[2]) Aber ebenso Erzherzog Josef, der durch 50 Jahre (bis 1847) als Palatin wirkte, und Graf Széchényi, der „größte Ungar" — wie ihn selbst sein Gegner Kossuth nannte —, der für die Entwicklung der ökonomischen Verhältnisse sich einsetzte; freilich auch darin von der reaktionären Wiener Regierung vielfach gehemmt. Wäre von oben her das Reformbedürfnis des Landes befriedigt worden, so wäre es nicht zur Revolution gekommen, deren Folgen schließlich weder den Magyaren, noch den andern Ungarn zum Heile ausgeschlagen haben.

In den Erinnerungen Pulszkys kommen Namen vor, die auch in der deutschen Litteraturgeschichte einen Klang haben. Baron Christian Zedlitz, der Dichter der „Totenkränze", gehörte zum Freundeskreise der Familien Fejérváry und Pulszky; als sich der ältere Stiefbruder Franz Pulszkys aus durch Liebeskummer veranlaßtem Lebensüberdruß

---

[1]) Preßburg und Leipzig, im Verlag von Carl Stampfel. Band 1 und 2 reichen bis zur Katastrophe von Világos, Band 3 und 4 behandeln das Exil (bis 1866) und die Heimkehr.

[2]) „Bei Wigand in Kaschau, dessen ausgedehntes Geschäft ganz Nordungarn mit Lektüre versah, waren ungarische Bücher nicht zu bekommen" 1, 25. Die Leipziger Buchhändlerfirma stammt bekanntlich aus Kaschau.

selbst entleibte und Graf Josef Dessewffy darauf eine lateinische Elegie dichtete, übertrug Zedlitz sie auch ins Deutsche; so kam sie in seine Werke:

Diesem gebot zu leben Geburt und Glück, und die Tugend,
Künste, Schönheit und Geist hatten ihn reichlich geschmückt;
Doch weil dies irdische Leben ihm allzu bitter bedünkte
Und nicht genug des Raumes für den unsterblichen Drang,
Hat der Jüngling, fromm, dem Schatten der liebenden Mutter
Seinen gesellt, am Grab, das die Gebärerin deckt.[1])

Baron Zedlitz gehörte auch den Wiener litterarischen Kreisen an; es sind über seine Stellungnahme zu den damaligen diese Kreise bewegenden Fragen neuerdings aus seinem Briefwechsel mit dem Archäologen C. A. Böttiger in Dresden,[2]) sowie mit Hammer-Purgstall in Wien[3]) interessante Einzelheiten aus den Jahren 1826—1830 bekannt geworden.

Zedlitz war aber nicht nur ehemaliger österreichischer Offizier, als welcher er nach den Kriegsjahren seinen Abschied genommen hatte. Er war seit seiner Heirat mit einer Baronesse Lipthay auch ungarischer Gutsbesitzer; als solchen lernte ihn der junge Pulszky 1830 im Kasino zu Pest kennen: „Der erste berühmte Mann, dessen Bekanntschaft ich machte. Es nahm mich Wunder, daß ein so bedeutender Dichter mit anderen prosaischen Menschenkindern ebenso Billard spielte, wie ein Táblabiró [= Stuhlrichter] vom Lande, und beim Mittagmale mit gutem Appetite doppelt so viel aß.“[4])

Zedlitz gehörte zu den Bewunderern des Fürsten Metternich, auf dessen Veranlassung hin er die „Allgemeine Zeitung“ mit Berichten über den Stand der Dinge in Ungarn versah, bis ihm Pulszky vom Standpunkte der Opposition aus Konkurrenz machte. Wir sind über des Baron Zedlitz Beziehungen zu der „Allgemeinen Zeitung“ jetzt näher unterrichtet.[5]) Er hatte gute Gesichtspunkte; wir können das abträgliche Urteil Pulszkys (1, 228) über seine Thätigkeit als regierungsfreundlicher Korrespondent nicht teilen. Wenn Zedlitz sich Metternich anschloß, so folgte er nur dem Beispiele von Gentz und Prokesch; wir dürfen nicht außer acht lassen, daß Metternichs vornehm diplomatische Haltung selbst Pulszky imponierte.[6])

[1]) Vgl. Pulszky 1, 20.

[2]) Im Feuilleton der „Neuen Freien Presse“ 1898, August, veröffentlichte H. A. Lier Briefe des Freiherrn von Zedlitz an C. A. Böttiger.

[3]) Vgl. das Grillparzer-Jahrbuch 1897.

[4]) Pulszky 1, 44.

[5]) Vgl. E. Heyck, Die Allgemeine Zeitung 1798—1898, wo einzelne Briefe des Freiherrn mitgeteilt sind, die von einem verständigen Urteile in politischer Hinsicht zeugen.

[6]) Vgl. 1, 304 ff.: Kossuth bei Metternich; 326: Metternich über die ungarischen Verhältnisse an den Palatin; 332: Charakteristik des Erzherzogs Ludwig, Metternichs, Kolowrats.

Auch der gute Ladislaus Pyrker wird da erwähnt. Durch die Familie des Grafen Dessewffy wurde Pulszky im Jahre 1834 zu Preßburg bei Stierle-Holzmeister, einem pensionierten Hauptmann, eingeführt, welcher für die Wiener Almanache Novellen schrieb und einer der bedeutenderen österreichischen Humoristen war (1, 107): „Sein Haus war der Sammelplatz der deutschen Schriftsteller in Preßburg. Hier ließ sich der Patriarch Pyrker, der hochgebildete Erzbischof von Erlau huldigen; hierher kam der Geschichtschreiber Graf Johann Majláth, hierher Pazziazzi, der nebst Tretter der deutsche Satellit des Kisfaludy-Klub in Pest war; hierher kamen endlich alle Mitglieder der Preßburger Gesellschaft, die sich mit der deutschen Litteratur beschäftigten, oder an ihr Gefallen fanden. Diese gemütlichen Abende hatten jedoch auch eine Schattenseite; — es wurde nämlich zu Ehren und in Gegenwart Pyrkers dessen „Tunisias" an sechs nacheinander folgenden Samstagen vorgelesen und der Erzbischof betrachtete es als eine berührende Unhöflichkeit, wenn diejenigen, welche die zwei ersten Gesänge der Tunisias angehört hatten, den weiteren Vorlesungen nicht beiwohnten. Doch erhielten diejenigen, die sich in Geduld faßten, auch ihren Lohn: der Erzbischof beschenkte sie nämlich in der Regel mit einem Exemplar seiner Werke." Wir hören, daß während der Session des ungarischen Reichstages von 1839 auf 1840 bei Pyrker die Berufung eines beliebten Fastenpredigers, des Franziskanermönchs Albach, nach Preßburg durchgesetzt wurde, der als Redner sich eines großen Rufes erfreute, aber wegen politischer Beimengungen bald wieder entfernt wurde (1, 237 f.). Indem dann Pulszky das Aufblühen der ungarisch-nationalen Litteratur in jener Zeit hervorhebt, vergleicht er die Dichter Vörösmarty, Petöfi, den Romanschriftsteller Jósika mit den gleichzeitigen deutschen und den auswärtigen. „Vörösmarty war Tegnér, Oehlenschläger, Miczkiewicz, Lenau, Zedlitz und der schwäbischen Schule, somit den beliebtesten Dichtern jener Zeit ebenbürtig, Jósikas Romane aber hielten den Vergleich mit der damaligen deutschen Romanlitteratur unbedingt aus." Petöfi drang mit seinen Dichtungen, die mit denen Heines verglichen werden, wohl sofort im Volke, in der Kritik aber erst durch, nachdem sich Pulszky seiner angenommen hatte.[1]) Später erwarb sich Kertbeny das Verdienst Petöfis Dichtungen auch im Auslande bekannt zu machen.

Was Pulszky vor seinen Landsleuten voraus hatte, war der weitere Blick, den er sich durch seine Reisen angeeignet hatte. War er doch auf diesen mit den bedeutendsten litterarischen Wortführern des Auslandes in Berührung gekommen: in München mit Thiersch,

[1]) 1, 392 ff.; vgl. 2, 66 ff. Über „Abafy", den ersten Roman Jósikas 1, 135. Auch die Anfänge des Baron Eötvös lernt man kennen 1, 240. 303; (über dessen „Dorfnotär") 318 ff.

Ringseis, Görres, Boisseré, Schelling, auch mit Saphir, „dem witzigen Juden aus Lovas-Berenÿ“, und anderen,[1] in Stuttgart mit Menzel,[2] in Augsburg mit Friedrich List, dem Nationalökonomen, und mit Kolb, dem allgewaltigen Redakteur der „Allgemeinen Zeitung“, in Berlin mit dem Archäologen Gerhard, dem Architekten Schinkel, dem Kunsthistoriker Waagen;[3] in Rom mit Bunsen und dem Kreise, der sich um das deutsche archäologische Institut sammelte; endlich in Wien, wo er den Winter 1844 auf 1845 zubrachte und nachher, als er mit der Bankierstochter Therese Walter sich verlobte und sie heiratete,[4] mit allen politischen und litterarischen Notabilitäten. Das Haus Walter war ein Mittelpunkt musikalischer und litterarischer Genüsse; man las die zeitgenössischen französischen Autoren, aber auch Shakespeare mit verteilten Rollen. Da verkehrten Männer wie Hammer-Purgstall und Bauernfeld.[5] Fürst Moriz Dietrichstein ermangelte nicht diese Männer auch in seinen Kreis zu ziehen. Daneben spielte die Hochfinanz (in der nach dem Sturze des Hauses Geymüller 1840 die Sina und Rothschild obenauf kamen) eine Rolle; und wie der Bankier Walter, so unterhielt der reiche Fabrikant Pacher, der eine Tochter von Friedrich List geheiratet hatte, einen geistig angeregten Zirkel.[6] Es ist derselbe Pacher, bei dem auch Fallmerayer eingeladen war, als er im Jahre 1846 nach Wien kam.

Wir haben seiner Zeit nach Fallmerayers Tagebuch dessen Wiener Aufenthalt geschildert. Damals waren uns die Memoiren von Pulszky nicht zur Hand. In diesen wird Fallmerayers Erwähnung gethan, aber unter einem falschen Datum, was zeigt, daß Pulszky aus dem Gedächtnis schrieb, infolge dessen chronologische Ungenauigkeiten nicht zu vermeiden waren.

---

[1] 1, 70 ff. (im Jahre 1833), vgl. 164. 253. Die Zusammenkunft mit Fallmerayer im Jahre 1844 wird von Pulszky nicht erwähnt.

[2] 1, 162 (im Jahre 1835); 254 (im Jahre 1840).

[3] 1, 146 (im Jahre 1835).

[4] Sie war protestantischen Glaubens, wie Pulszky hervorhebt; jüdischer Abstammung, was er verschweigt. Geboren 1815; nachher im Exil wie ihr Mann litterarisch sich bethätigend.

[5] Über den Salon Walter vgl. 1, 343. 347. 353. Über Bauernfeld 1, 353. 2, 58. Auch über Grillparzer findet sich eine Bemerkung 2, 212. Es wird ihm verübelt, daß er die Armee besang. Bemerkenswertes Urteil über das österreichische Offizierskorps.

[6] 1, 344. Vgl. Fallmerayers Tagebuch zum 2. Juli 1846. Euphorion 5, 532. Es ist der Fabrikant „von Pacher-Theinburg“, dessen Witwe später lange Jahre in München lebte; ihre Tochter heiratete daselbst den Verleger Rudolf Oldenbourg. — Die von Fallmerayer ebenda erwähnte Frau von Buol war, wie ich geschätzter Mitteilung verdanke, eine Schwester des bekannten im Jahre 1845 verstorbenen Barons Josef Giovanelli. Baron Buol war in den dreißiger Jahren Gubernialrat und Direktor der philosophischen Studien in Innsbruck, kam dann als Hofrat (Staatsrat) nach Wien, wo eine Tochter den Diplomaten Baron Biegeleben heiratete.

Pulszky erzählt (1, 373) zum Jahre 1846 Folgendes: „Am 15. März wurde ich nebst dem berühmten Fallmerayer und dem Baron Hammer-Purgstall vom alten Fürsten Dietrichstein zum Essen geladen. Bei Tische fragte er uns, ob wir wohl wüßten, weshalb er diesen Tag feiere?

— Die Iden des März und die Ermordung Cäsars schwebten wohl schwerlich vor den Augen Ew. Durchlaucht, sagte ich.

— Und auch nicht das Datum des Patentes von 1811,[1]) sagte Hammer-Purgstall.

— Sie denken also nicht daran, daß heute der Geburtstag des Kaisers Josef ist; für sein Andenken erhebe ich mein Glas, und ich hoffe, daß auch die Ungarn den Gegner der Jesuiten und Ultramontanen, den Philosophen auf dem Throne verehren."

Da Fallmerayer nachweislich nur am 28. Juni 1846 beim Fürsten Dietrichstein gespeist hat, muß dieser Toast ausgebracht worden sein, ohne daß der „Fragmentist" dabei war; insofern wir nämlich das Datum des 15. März als feststehend betrachten dürfen. Denn genau genommen ist Kaiser Josef II. im Jahre 1741 am **13.** März zur Welt gekommen.

Auch mit dem Grafen [vielmehr Baron] Andrian wurde Pulszky bekannt, der anonym „Die Zukunft Österreichs" herausgab.[2]) „Dieses Buch wurde in Leipzig gedruckt und in Wien verboten, trotzdem befand es sich in den Kreisen der höheren Mittelklasse in allen Händen und machte auf die Gemüter einen tiefen Eindruck. Die Gedichte des Grafen Anton Auersperg „Spaziergänge eines Wiener Poeten", welche unter dem Pseudonym A n a s t a s i u s G r ü n erschienen, fanden trotz aller Verbote des Grafen Sedlnitzki selbst in den unteren Schichten der Gesellschaft Verbreitung" (1, 356).

Schmerling, Doblhoff, Sommaruga und andere traten hervor, während die Hilflosigkeit der Regierung immer größer wurde. Die Schilderung der regierenden Persönlichkeiten ist von einer frappanten Anschaulichkeit; besonders wenn man damit die Darstellungen der Geschichtschreiber aus den deutschen und böhmischen Erblanden vergleicht, eines Arneth,[3]) Helfert, Springer. Es spricht sich darin der Mann der Revolution aus; aber man sieht auch, daß er im Laufe der Zeit

[1]) Den österreichischen Staatsbankerott betreffend.

[2]) Pulszky meint „später" 1, 356. Die Schrift „Österreich und dessen Zukunft" erschien aber in erster Auflage schon 1841. Daß er Andrian einen „Grafen" nennt, ist gleichfalls ein Lapsus.

[3]) In dem posthumen Werke über „Johann Freiherrn von Wessenberg" (1898). Auch Arneths Memoiren zeigen, wie sich ein Teil der Wiener Kreise in Loyalität erschöpfte, indem sie mit dem Hofe Freude und Leid teilten. In anderen Kreisen herrschte desto mehr Médisance.

saturirt worden und daher die Vergangenheit humorvoll zu behandeln geneigt ist. Ein gescheiter Mensch, ein vollendeter Causeur, der viel gesehen und erlebt hat, kein Heiliger, auch in seinen alten Tagen nicht, wo er Widersacher genug hatte und von Schulden gedrückt wurde (wie so viele dieser ungarischen Größen) — so war Franz Pulszky. Er starb hochbejahrt im Jahre 1897. Der König kondolierte seinem Sohne, der ein Parte in französischer Sprache ausgab. Franz Pulszkys Memoiren aber verdienen gelesen zu werden; nicht bloß von Politikern, sondern, worauf wir hier aufmerksam zu machen uns erlaubten, auch von den Männern der Litteratur.[1])

Erklärung.

Auf Herrn M. Nietzkis „Erwiderung" (Euphorion 6, 442), die weit über ein Jahr nach meiner Recension erfolgte,[2]) entgegne ich:

1. Herr Nietzki verdreht seine Behauptungen und meine Bedenken einfach ins Gegenteil. In dem von ihm citierten Passus S. 119, Z. 10 von oben seines Buches spricht er von der Gesinnung der großen Masse der westdeutschen Bevölkerung vor der Schlacht bei Leipzig und fährt (was er in seiner „Erwiderung" verschweigt) dann fort: „Heines Schriftstellerei beginnt jedoch lange nach der großen Völkerschlacht." Ich jedoch spreche von „Heines Schriftstellerei", also von der Zeit nach der Völkerschlacht, tadle es, daß Nietzki Heines Gesinnungen stets an der der „heterogensten Gruppen mißt" und verweise auf Individuen, die auf Heines Entwicklung besonderen Einfluß nahmen (Goethe, Hegel, Varnhagen), um zu zeigen, daß auch damals seine Gesinnungen nicht „im krassen Widerspruch zur ganzen Mitwelt standen". (Ueber die Stimmung, die auch nach 1813 in vielen Kreisen Deutschlands gegen Napoleon herrschte, mag Nietzki unter anderm im 8. Kapitel von Geigers „Aus Alt-Weimar" nachlesen.) Daß Nietzki durch seinen angeblich zur Entlastung Heines citierten Satz ihn thatsächlich belastet, muß er wissen. Charakteristisch ist, daß er die in seinem Buch gesperrt gedruckten Worte „bis zur Schlacht bei Leipzig" in seiner Erwiderung nicht sperrt und umgekehrt.

2. Selbstverständlich bezieht sich mein Vorwurf, Nietzki lege auf jede Kundgebung Heines dasselbe Gewicht, nicht auf jene Stellen, die er zu citieren für gut findet, sondern auf andere, von denen ich zwei der absurdesten in meiner Recension (Euphorion 5, 343) aufs deutlichste anführe. Solche Stellen finden sich ferner S. 71. 74. 78. 79 ff.

Herr Nietzki wird die Schwäche seiner Argumentation nicht durch die Stärke seines Tones retten. Rudolf Fürst.

---

[1]) Wir bemerken, daß Pulszky 1849 in Paris auch Heinrich Heine, seinen deutschen Lieblingsdichter, besuchte (2, 315) und in London bei der Lady Lovelace, der Tochter Byrons, eingeführt wurde (2, 320). „So lange sie unverheiratet war, hatte ihr die Mutter, die ihren Gemal über den Tod hinaus haßte, nicht gestattet, die Werke des großen Dichters zu lesen; später las sie dieselben deshalb nicht, damit sich ihre unbegrenzte Liebe zur Mutter nicht etwa verminderе."

[2]) An der verspäteten Veröffentlichung seiner Erwiderung trägt Herr Nietzki keine Schuld. Für unsere Zeitschrift betrachten wir diese Polemik nunmehr als abgeschlossen. A. S.

Recensionen und Referate.

Reinsberg-Düringsfeld Freiherr v. O., Das festliche Jahr. In Sitten, Gebräuchen, Aberglauben und Festen der Germanischen Völker. Zweite, neu durchgesehene und vermehrte Auflage. Mit über 100 Illustrationen und einer Farbendrucktafel nebst ausführlichem Namen- und Sachregister. Leipzig, H. Barsdorf. Leipzig 1897. 6 M.

Im Jahre 1863 ist die erste Auflage dieses wohlbekannten Buches erschienen. Sein Verfasser hat nach dem Kalender geordnet die Sitten und Bräuche, öffentlichen und Familienfeste, kirchliche Feiern und die an bestimmte Tage sich anschließenden abergläubischen Vorstellungen der verschiedenen germanischen Völker, also einen reichen und bunten Stoff zusammengetragen und in leicht lesbarer Darstellung mit den zugehörigen Liedern, Sprüchen und Redensarten, sowie mit instruktiven Bildern mitgeteilt. Für wissenschaftliche Zwecke freilich konnte das Buch nur mit Vorsicht benützt werden, weil die Quellen nirgends angegeben sind und manche Darstellung aus ungenauen, irrtümlichen, nicht weiter kontrollierbaren Mitteilungen geflossen ist, endlich weil dort, wo der Zufall dem Sammler nicht günstig war, wichtige Bräuche obenhin abgethan erscheinen. Es ist aber begreiflich, daß dieses unterhaltende, liebenswürdige, seiner Anordnung wegen leicht benützbare Buch viel gelesen und oft ausgeschrieben wurde und daß es seit Jahren im Buchhandel vergriffen war.

Es ist das Bedürfnis nach einem solchen Buche vorhanden. Und es wäre eine sehr schöne, mühsame, aber dankbare Arbeit das festliche Jahr des deutschen Volkes (oder wie hier: aller germanischen Völker) in einer dem gegenwärtigen Standpunkt der Volkskunde entsprechenden Darstellung zu behandeln. Allein da müßte das gesamte umfängliche und wertvolle Material, das namentlich in letzter Zeit in den verschiedenen germanischen Landschaften zu Tage gefördert worden ist, benützt, es müßten die gegen-

wärtigen oder vor kurzem aufgelassenen Bräuche geschildert, deren Ursprung und Entwicklung verfolgt, die Quellen kritisch geprüft und verzeichnet werden.

Statt einer solchen wünschenswerten neuen Bearbeitung bietet uns die vorliegende zweite Auflage den alten Text mit geringfügigen Zusätzen und einem dankenswerten Namen- und Sachregister, sowie die früheren (in einer zurückgebliebenen Technik hergestellten) Bilder, die nur um eine, (in der „feinen" Ausgabe um 7) Farbentafeln vermehrt sind. Die Zusätze zum Text, die etwa 70 Seiten betragen, enthalten z. B. Auszüge aus Roseggers „Volksleben in Steiermark" (S. 45 ff.), Hinweise auf die modernen Tiroler Bauernspiele (S. 138 ff.). Aber das ist alles ganz gelegentlich und äußerlich angefügt. Von einer konsequenten Verbesserung und Vermehrung auf Grund der heutigen Bräuche und unserer gegenwärtigen Kenntnisse von den germanischen Volksüberlieferungen kann keine Rede sein. Längst nicht mehr bestehende Bräuche werden als noch lebend bezeichnet, die Schützenfeste aus dem Anfang der sechziger Jahre als die jüngsten Veranstaltungen ihrer Art genau wie in der ersten Auflage geschildert (S. 249 ff.). Ebenso, z. B. das Oberammergauer Passionsspiel (S. 132 ff.). Ja selbst Sätze, wie S. 89, „An der Mur trug man bis vor wenigen Jahren . . ." werden wörtlich beibehalten. Von neuen Volksfesten, wie z. B. von der Sedanfeier keine Spur. Fast nirgends ist Rücksicht darauf genommen, daß zwischen beiden Auflagen mehr als dreißig Jahre ins Land gegangen sind.

So kann das vorliegende Buch nicht als wissenschaftliche Leistung gelten. Ja es kann auch nicht mehr als gutes Familien- und Volksbuch, was es beim Erscheinen zweifellos gewesen ist, bezeichnet werden, weil es heute in Wort und Bild veraltet ist.

Prag. Adolf Hauffen.

Richter K., Der Deutsche S. Christoph. Eine historisch-kritische Untersuchung. (Acta Germanica V, 1). Berlin, Mayer & Müller 1896. 8 M.

Nur in Kürze möchte ich auf das reiche litterargeschichtliche und volkskundliche Material hinweisen, das in dem vierten Kapitel „Niederschlag der Legende in Volksbrauch und Volksmeinung" geboten wird. Die übrigen Teile dieses schon oft besprochenen Buches gehören nicht in den Rahmen dieser Zeitschrift. Das dritte ebenfalls sehr reichhaltige Kapitel über die bildlichen Darstellungen der Christophlegende ist kunstgeschichtlichen Charakters, die beiden ersten Abschnitte, die die Entstehung der Legende, das mittelhochdeutsche Christophgedicht in beiden Fassungen und die Christophlegende von Jacobus a Voragine behandeln, sind bereits von A. Schönbach (im Anzeiger für deutsches Alterthum 23, 159—163) und K. Zwierzina

(im Österreichischen Litteraturblatt 6, 397—400) eingehend und im wesentlichen ablehnend besprochen worden.

Das Schlußkapitel schildert die Verehrung, die S. Christoph in Deutschland vom frühen Mittelalter herauf genossen hat, an der Hand von zahllosen Zeugnissen aus den verschiedenen Jahrhunderten und mit vergleichenden Parallelen aus fremden Litteraturen. Für das Jahr 1000 ist diese Verehrung in Deutschland schon zu belegen. Sie nimmt in den nächsten Jahrhunderten rasch zu und Christoph wird zum viel vermögenden, am öftesten angeflehten Fürbitter und Nothelfer. Er verlieh nach der allgemein verbreiteten Volksmeinung: Sieg über die Feinde, Hilfe in Wassernöten, Feiung gegen Schwerteshieb, Erlösung von böser Schuldenlast, Schutz vor Hunger, jähem Tode und Versuchungen des Teufels. Er wurde zum besonderen Helfer in der Pestgefahr, zum Schutzheiligen der Reisenden und zum Patron verschiedenartiger gemeinnütziger Gesellschaften. Volkstümliche Lieder und Sprüche, örtlich abgeänderte Legenden und Schwänke liefen im Munde des Volkes herum. Endlich (wahrscheinlich erst seit dem 17. Jahrhundert) wurde sein Name auch beim Schatzgraben und anderen Zauberhandlungen angerufen.

In der Reformationszeit begann die Opposition gegen die Auswüchse der Christophverehrung. Protestanten vernichteten Christophstatuen und Bilder, schrieben Streitschriften gegen die Legende und den volkstümlichen Aberglauben. Da der beliebte Heilige aus dem Herzen des Volkes nicht auszurotten war, verwandelte man die Legende in eine Allegorie (Luther, Melanchthon u. A.) oder in eine Satire („Vom Leben, Reisen, Wanderschaften S. Christoffel's" 1591 nicht von Frischlin, sondern wie Richter S. 229 nachweist, von Andreas Schönwaldt).

Die mythische Deutung auf Thor weist Richter ab, meint aber, daß sich hie und da einzelne Erinnerungen an den Donnergott in die Christophgeschichten eingemengt haben. Vor allem aber sind alle Züge der Riesenmythen auf S. Christoph übertragen worden.

Der ganze Abschnitt ist eine (zum großen Teile aus Anmerkungen und Exkursen bestehende) Skizze, die als erster Versuch einer Zusammenfassung dieses weitschichtigen Gegenstandes erstaunlich viele neue Thatsachen und wichtige Zeugnisse beibringt. Trotz der Fülle der Belege wird noch manches aus älterer und neuerer Zeit nachzutragen sein. Die gegenwärtig überall gesteigerte Sammelthätigkeit auf dem Gebiete der Volksüberlieferungen wird auch hierzu jährlich neues Material zu Tage fördern (vgl. z. B. Pliemitscher, Der heilige Christophorus als Brotpatron. Carinthia I 87, S. 91—94) und eine abschließende, abgerundete Darstellung über diesen Gegenstand „S. Christoph im deutschen Volksglauben" ermöglichen, die in den wesentlichen Zügen mit Richters Skizze übereinstimmen dürfte.

Zu der älteren Litteratur, den S. 223 f. erwähnten Streitschriften der Protestanten gegen die abergläubische Christophverehrung möchte ich

noch bemerken, daß in den häufigen satirischen Zusammenstellungen der katholischen Nothelfer mit ihren besonderen Schutz- und Heilungsgebieten im 16. Jahrhundert auch gewöhnlich der Name St. Christophs, als Retter vor jähem Tode und ähnlichem, genannt wird. Zu den hierhergehörigen Listen, die ich im Euphorion 4, 15 erwähnt habe, füge ich noch hinzu eine umfängliche Zusammenstellung aller bezüglichen Heiligen in des Georg Nigrinus „Affenspiel“ 1571, S. K 4b ff. Von unserem Heiligen heißt es an der betreffenden Stelle:

Christoffel, der sehr große Man,
In Wassers not auch helffen kan,
Gibt süssen schlaff vnd gute ruh,
Der im des tages ehr anthue.
Wers thut, verdient auch viel Ablas,
Wie ich in einer Kirchen las.

Prag. Adolf Hauffen.

Hantzsch V., Sebastian Münster. Leben, Werk, Wissenschaftliche Bedeutung. (Des XVIII. Bandes der Abhandlungen der philologisch-historischen Klasse der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaft Nr. III). Leipzig, B. G. Teubner 1898. 6. M.

Die vorliegende abgerundete und gründliche, durchgängig quellenmäßige Monographie über den fruchtbaren Polyhistor Münster bildet, wie Hantzsch' vortreffliches Buch „Deutsche Reisende des 16. Jahrhunderts.“ Leipzig 1895, eine Vorarbeit zu dem geplanten Werk: „Die geographische Litteratur Deutschlands im Reformationszeitalter.“

Hantzsch schildert auf Grund neuer Daten sorgfältig und anschaulich den wechselreichen Lebensgang dieses merkwürdigen Mannes, seine Studien, seine Lehrthätigkeit an den Universitäten in Heidelberg und Basel, die allmählich bis zum Übertritt wachsende Zuneigung des in konfessioneller Beziehung vorurteilslosen Minoriten zum schweizerisch-reformierten Bekenntnis.

In sachlicher Gruppierung wird dann die wissenschaftliche Bedeutung der 75 vielseitigen und verschiedenartigen Schriften Münsters charakterisiert in den Kapiteln: Münster als Mathematiker und Astronom, als Hebraist, als Kartograph (mit einem genauen beschreibenden Verzeichnis der 142 durch Hantzsch nachgewiesenen Karten Münsters) und als Kosmograph. Im Mittelpunkte des letztgenannten Abschnittes steht Münsters Hauptwerk die großartige Kosmographie 1544, die erste ausführliche deutsche Weltbeschreibung. Hantzsch unterrichtet uns vorzüglich über die Entstehungsweise, den Inhalt, den Wert und die Abbildungen dieser „weltlichen Bibel des 16. Jahrhunderts“, sowie über die Veränderungen der vielen späteren Ausgaben. Was die Quellen zur Kosmographie betrifft, so entnahm

Münster „den weitaus größten Theil den humanistisch-reformatorischen Zeitalter, dem er selbst angehörte. Man darf behaupten, daß er kaum ein wirklich bedeutendes geographisches und geschichtliches Werk dieser Periode unbeachtet und unausgebeutet ließ". Außerdem verwertete er für seine Weltbeschreibung die zahllosen handschriftlichen Beiträge, die ihm auf seinen Aufruf hin aus allen Teilen Deutschlands und der Nachbarländer zugekommen waren.

Die überaus reichhaltigen Anmerkungen Hantzsch' bringen unter anderem die bibliographischen Verzeichnisse der gedruckten Werke Münsters auf Grund von Nachforschungen in mehr als 80 der größten Bibliotheken. Besonders wertvoll ist darunter die Bibliographie der zahlreichen deutschen, lateinischen und andersprachigen Ausgaben der Kosmographie. S. 156 teilt Hantzsch den Titel der tschechischen Ausgabe unvollständig nach dem zum Teil zerrissenen Titelblatte des Leipziger Exemplars mit. Ich gebe darum hier den berichtigten Titel nach dem Prager Exemplar 54 B 2:

MDLIIII | Kozmograffia Czeská. | To gest wypsánij o položenij Kragin neb Zemij | y Obyčegijch Národuow wsseho Swieta | a Hystorygij podlé Počtu Leth namém zběhlych prwé nikdé | tak pospolku w žádném Jazyku newidaná. Am Schluße:

Jan Kosořsky z Skosoře.

Der Übersetzer Sigismund von Puchowa hat die Länder Böhmen und Mähren hier selbständig bearbeitet. (Vgl. Jireček, Rukověť 2, 157 f.)

Zu S. 37 und 53, wo von Münsters Versuchen, die Grenzen Deutschlands zu bestimmen, die Rede ist, hätte der Aufsatz von F. G. Schultheiß, Die geschichtliche Entwicklung des geographischen Begriffes „Deutschland" (Globus 69, Nr. 18 f.) herangezogen werden sollen. Daselbst werden auch Münsters Vorgänger auf dem angedeuteten Gebiete behandelt.

Prag. Adolf Hauffen.

Kraeger H., Der Byronsche Heldentypus. (Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte, herausgegeben von F. Muncker VI.) München, Haushalter 1898. 3 M.

Es sind in den letzten Jahren eine ganze Reihe von Schriften über einzelne Werke Byrons (Marino Falieri, Giaour, Heaven and Earth, Mazeppa) erschienen, von zusammenfassenden Betrachtungen dagegen nichts, wenn wir von Donners Arbeit über Byrons Weltanschauung (1897) absehen. Ein Seitenstück zu dieser letzteren bildet nun das vorliegende Buch von Kraeger, das sich zugleich als Vorläufer einer Byronbiographie ankündigt.

Der Verfasser geht aus von einer Betrachtung der Gestalt Satans in Miltons berühmtem Epos, die bekanntlich von der Figur des Prome-

theus stark beeinflußt ist. Die Fäden, die von Milton zu Klopstock und weiterhin zu Schillers Räubern hinüberführen, werden aufgezeigt. An diese Dichter schließt sich nun Byron zunächst mit seinen kleineren Epen an. Gerade seine Abhängigkeit von Schiller ist bisher wenig betont.[1]) Tritt sie schon in einer seiner frühesten Dichtungen, der Ballade von Oscar of Alva hervor, die durch die Lektüre des „Geistersehers," angeregt wurde, so zeigt sie sich fast ebenso stark in „Lara" und „Parisina". Auch in der Wahl ihrer Themata, ihren ästhetischen Anschauungen, ihrer Neigung zur Didaxis bewährt sich die geistige Verwandtschaft der beiden. Aber Byron war weit einseitiger als seine Vorgänger und dabei nie sehr stark in der Erfindung seiner Stoffe; die Gestalt des Prometheus-Satan, die ihn schon während seiner Schulzeit beschäftigt hatte, ließ seine Phantasie nicht mehr los; daher sind fast alle die Helden seiner Dichtungen Variationen dieses einen Typus. Daß Byrons Auffassung geschichtlicher Persönlichkeiten, daß seine ganze Naturbetrachtung dieselbe Richtung verfolgt, hat Kraeger mit Glück nachgewiesen. Hieran reihen sich die litterarischen Einwirkungen der Zeitgenossen, wobei mit Vorliebe Gestalten aufgegriffen wurden, die eine Abart des Satanproblems darstellen: Beckfords Bathek, Moores Zeluko, ferner nicht bloß Schillers Karl Moor, sondern auch dessen schwächliche Nachbildung in „The Germans Tale" von Miß Harriet Lee, worauf bekanntlich Byrons Drama „Werner" sich gründet. Hier ist das Räuberleben hinter die Coulissen verlegt, ebenso noch in den früheren Epen, im Giaour und der Braut von Abydos, wo an Stelle der Räuber die Piraten treten, was ja aus des Dichters Erlebnissen und Anschauungen sich leicht erklärt. Dieses neue Motiv mischt sich dann mit dem Satantypus im Korsair; bei dem Hauptshelden ist hier dieselbe Wandlung aus dem Milden, Frommen ins Wilde und Groteske vor sich gegangen wie bei Lucifer und Karl Moor. In den darauf folgenden Dichtungen ist der Typus kaum noch zu erkennen: allenfalls in Lara, kaum noch in der Parisina und der Belagerung von Korinth (Kraegers Ausführungen klingen hier etwas gezwungen). In Beppo und Don Juan giebt es wieder Figuren, die das Piratenkostüm tragen. Eine Verschmelzung dieses Motives mit der Luciferidee findet sich dann wiederum in einer der letzten Dichtungen, Die Insel (1823).

Der erste Abschnitt des Manfredkapitels, der Byrons Beziehungen zur Schweiz betrifft und im wesentlichen aus schon bekanntem biographischen Detail besteht, fördert uns nicht sonderlich. Mehr zur Sache gehören die nun folgenden Auseinandersetzungen, die zeigen, wie auch Manfreds Gestalt eine deutliche Spiegelung des gefallenen Engels ist, nur daß der Dichter ausschließlich die inneren Leiden der Helden betont. Aus demselben Holze wie Manfred ist Cain geschnitzt, eine Figur, die in ihrem Trotz und ihrer

[1]) Vgl. auch die bekannte Stelle in Childe Harold (Canto IV, Strophe 18).

Verachtung des höchsten Wesens Lucifer und Prometheus nahe verwandt ist. Deutliche Hinweise auf die beiden fehlen auch nicht in Byrons letztem Mysterium, Heaven and Earth. — Merkwürdig ist es nun, wie er doch gegen Ende seines Lebens aus diesem Vorstellungskreise sich loslöst. Wenn auch im Don Juan der Teufel wieder hineinspielt, so bezeichnet dies Werk dennoch eine Wendung Byrons zu einem Frieden mit sich und der Welt. Er stellt darin „das Schlechte nur so ausführlich dar, damit es sich selber zerstören und Platz für das Gute schaffen könne.“ Nicht durch sittlichen Ernst befreit er sich von den falschen Idealen, sondern durch Geist, Witz und Ironie.

Einen passenden Abschluß für seine Arbeit gewinnt der Verfasser, indem er in seinem letzten Kapitel Carlyle mit Byron contrastiert. Nur geht er in seinem „hero worship“ viel zu weit, wenn er jenem ausschließlich das Verdienst zuschreibt sein Volk in den dreißiger Jahren vor dem Unglück einer Revolution gerettet zu haben (S. 110). Eine Revolution bedrohte England eigentlich erst 1848 in Folge der Charlistenbewegung. Andererseits darf man nie die Verdienste der „christlichen Socialisten“ wie Kingsley, Hughes, Maurice und anderer vergessen, die ihre Landsleute gleichzeitig mit Carlyle zur Erfüllung socialer Pflichten aufriefen.

Die Schrift ist überhaupt nicht frei von Irrtümern und Ungenauigkeiten. Daß z. B. im Beppo die Frau und ihr cavaliere servente sich vermählen (S. 52), hat der Dichter nirgendwo angedeutet. Es war nicht Friedrich, sondern August Wilhelm Schlegel, den Byron bei Frau von Staël traf (S. 60). Auch kann man doch kaum behaupten, daß Faust „schließlich den Mephisto samt seiner infernalischen Begleitung in die Flucht jage“ (S. 19). Andere Versehen sind wohl eher als lapsus calami zu betrachten: S. 6 (die Foltern des Tantaliden), S. 57. 66 (Dent Jument): S. 86 (Steinbachfall) S. 102 (Römer auf dem Rialto!)

Alles in allem genommen ist es ein erfreuliches Buch, mit dem wir es hier zu thun haben, gut geschrieben und eine Menge feiner und treffender Bemerkungen enthaltend. Man kann daher von dem ausführlicheren Werke, mit dem uns der Verfasser beschenken will, nur Gutes erwarten.

Berlin. Georg Herzfeld.

Medwin Th., Gespräche mit Lord Byron. Aus dem Englischen mit Einleitung, Anmerkungen, Namen- und Sachregister: Neu herausgegeben von A. v. d. Linden. 2. Auflage. Leipzig, Barsdorf 1898.

Ob es wirklich angebracht war, von der 1824 erschienenen Übersetzung dieses Buches eine neue Auflage zu veranstalten, mag von vornherein zweifelhaft erscheinen: denn man darf gewiß auch von einem Laien, der sich für Byron interessiert, heutzutage verlangen, daß er es im Original

zu lesen im stande sei. Aber abgesehen davon, fragt es sich noch, ob dies Werk wirklich eine so wertvolle Quelle für die Kenntnis des Dichters ist, wie der Übersetzer in seiner Vorrede uns glauben machen will. Soviel steht fest, daß gegen Medwin sofort nach der Publikation nicht bloß von Freunden Byrons, sondern überhaupt von Seiten der englischen Kritiker, die dem Dichter nichts weniger als wohlwollend gesinnt waren, die schwersten Vorwürfe erhoben wurden. Er wurde in wenig höflicher Weise geradezu ein Dummkopf und ein Narr gescholten, dem Byron niemals Zutritt zu seinem Hause hätte gewähren dürfen; es hieß, er habe das Vertrauen Byrons gemißbraucht, die Berichte seien gefälscht. Sehr zu Ungunsten Medwins, wenn auch in weniger heftigem Ton, äußert sich ein Aufsatz im dritten Bande der Westminster Review, der wahrscheinlich von Hobhouse, Byrons vertrautem Freunde und Reisegefährten herrührt, worin eine Fülle von Irrtümern und Mißverständnissen nachgewiesen werden. Ebenso hielt der Verleger Murray es für nötig, sich gegen die Vorwürfe zu verwahren, die Byron vor Medwin gegen ihn ausgesprochen haben sollte, und die gewiß zum allergrößten Teile aus der Luft gegriffen waren. Es ist offenbar, daß Medwin weder Takt noch Diskretion besaß und alles für bare Münze nahm, was Byron in Momenten des Mißmutes ihm gegenüber äußerte: ja, man kann sich des Verdachtes nicht erwehren, daß der Dichter sich manchmal über seine Leichtgläubigkeit lustig gemacht hat. Trotzdem darf nicht geleugnet werden, daß das Buch einen gewissen Wert besitzt, allein schon wegen des Abschnitts, den Goethe dazu beigesteuert hat.

So wenig wie das Original kann man die Übersetzung loben. Es macht den Eindruck, als ob Herr v. d. Linden einfach die erste Auflage des Buches (Stuttgart 1824), die ich leider nicht habe einsehen können, vorgenommen und ein wenig überarbeitet habe. Eine Reihe schiefer und undeutscher Ausdrücke sind anscheinend stehen geblieben, wie z. B. ich anticipiere (S. 39); niemand sei mehr ein Christ als ich (S. 57); sein Leben war sehr schwach und verkrüppelt (S. 65); seine Verkleidung in den geputzten Kavalier (S. 103); ich war pflichtlich (!) installiert (S. 158); eine dreijährige Ergebenheit (S. 201) und andere mehr. Von Fehlern bei der Übersetzung zu sprechen ist hier wohl nicht der Ort; es genügt in dieser Beziehung auf die Ausführungen von Kölbing (Englische Studien 26, 84) zu verweisen. Dem Buche sind ziemlich ausführliche Anmerkungen beigegeben, die manches Wissenswerte enthalten. Freilich wird nicht jedem bekannt sein, wer San Ciappelletto (S. 35) oder Frau Malaprop (S. 37) oder Vathek (S. 159) ist. Bei Cuvier (Anmerkung 168) hätte gesagt werden müssen, daß hier auf seinen „Discours sur les révolutions de la surface du globe" (1812) angespielt wird.

Schließlich sei noch bemerkt, daß die kurze Biographie Medwins im Vorwort (S. VII—IX) fast wörtlich dem Dictionary of National Bio-

graphy entlehnt ist. — Aus all dem Gesagten wird es klar, daß diese Übersetzung in keiner Weise empfohlen werden kann.

Berlin. Georg Herzfeld.

Piper C. A., Beiträge zum Studium Grabbes. (Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte. Herausgegeben von F. Muncker, VI.) München, Haushalter 1898. 2.40 M.

In seinen „Beiträgen zum Studium Grabbes" bietet Piper eine höchst willkommene und schätzenswerte Gabe für die immer noch fehlende gründliche Grabbe-Biographie. Der Verfasser macht darin mit Recht gegen Oskar Blumenthals verschwommene Auffassung und Verkennung dieses Dichters Front und folgt den Spuren Rudolf Gottschalls, der in Grabbes Leben namentlich das Pathologische betont wissen will. Doch ist Piper hierin nicht, wie er meint, der erste. In einem Aufsatze in Westermanns illustrierten deutschen Monatsheften Band 62 (1887) hat schon Konrad Alberti sich auf diesen richtigen Standpunkt gestellt und aus einem „angeborenen, krankhaften Hang Grabbes zum Bizzarren, Seltsamen" manche auffallenden Erscheinungen in dieses Dichters Leben und Dichten erklärt. Ganz neu ist daher Pipers Auffassung, Grabbe sei eine heute sogenannte „psychopathische Minderwertigkeit" nicht. Doch schmälert dieser Umstand des Verfassers Verdienst keineswegs. Denn erst sein Buch bietet den Schlüssel zum vollen Verständnisse dieser bisher fast stets verkannten Dichternatur. Nicht einzelne Absonderlichkeiten — das Gesamtleben des Dramatikers hat Piper feinsinnig und gründlich von diesem Gesichtspunkte aus analysiert. Zwar brachte der Verfasser kein an sich neues Material bei, doch hat er das bekannte geschickt und mit Verstand verarbeitet, und durch eine Fülle neuer Gedanken zeichnet sich sein Buch vorteilhaft vor der bisherigen Grabbelitteratur aus.

Auch im zweiten Teile der Arbeit, einer Studie über Grabbes „Herzog Theodor von Gothland", herrscht dieselbe klare und eingehende Kritik. Wir bedauern nur, daß der Verfasser gerade diese Dichtung nicht eingehender nach ihrer psychologischen Seite hin als das Werk einer „psychopathischen Minderwertigkeit" beleuchtet. Dafür entschädigen aber andere Vorzüge. Das Beste darin ist die Analyse der aufsteigenden Partie des Dramas. Die Technik, die Charaktere, ihre Berechtigung, Möglichkeit und Bedeutung für das Ganze, werden gewürdigt. Auch hier können wir bis auf Einzelheiten uns mit dem Verfasser einverstanden erklären. Von diesen sagt uns am wenigsten die Ansicht zu, Gustav sei eine rein tendenziöse, nachher in das Drama eingefügte Figur. Im übrigen ist deren Deutung durchaus neu und interessant. Ebenso scheint uns der Tadel, der an der Anwendung des Problems der Verblendung Gothlands durch seine Leidenschaft geübt wird, nicht ganz berechtigt. Grabbe kommt der

Lösung dieses Problemes doch ziemlich nahe. Er lehnt sich hier besonders eng an Shakespeare an, von dessen dramatischer Psychologie er unserer Meinung nach weit mehr beeinflußt wurde, als der Verfasser anzunehmen geneigt ist. Die Menschen dieses Grabbeschen Jugendwerkes sind durchaus nachgeahmte Shakespearesche Renaissancemenschen, denen nur ein kümmerliches Reis modernster Lebensanschauung aufgepfropft ist.

Im übrigen hat Piper den Einfluß des Briten auf Grabbe, was ganze Charaktere und einzelne Motive angeht, eingehend nachgewiesen; doch geht er wohl zu weit in der Annahme, daß in dem jungen Grabbe die von Schiller empfangenen Impulse die Shakespeareschen überwögen. Unserer Ansicht nach war das Umgekehrte der Fall. Weiterhin findet das Verhältnis der Grabbeschen Dichtung zum „Sturm und Drang", zum Schicksalsdrama und zur Romantik eine auf gründlicher Belesenheit fußende, vortreffliche Darstellung. Nur an einer Stelle ist dem Verfasser ein kleiner Irrtum unterlaufen, wo er Novalis' Lied „Auf grünen Bergen wird geboren" in seinem Wortlaute nicht richtig citiert und überdies Bürger zuschreibt.

Was die Gesamtauffassung der Tragödie angeht, so polemisiert Piper mit Recht gegen die Deutungen, welche Blumenthal und Gottschall ihr untergeschoben haben. Mit guten Gründen behauptet der Verfasser, des Dichters Idee sei gewesen, einen vollständigen Selbstauflösungsproceß des Helden zu entrollen. Gern lassen wir diese Ansicht gelten. Umso schwereren Tadel verdient aber in dem Falle der nachlässige Dichter. Denn daß dieser Gothland, wie er im Anfange auftritt, sich in „drei Tagen" zu einem lebensmüden, kraft- und ideallosen Greise ausleben soll, ist trotz der schweren Schläge, die ihn treffen, ganz unmöglich. Alle Phantasie vermag uns aber nicht darüber zu täuschen, daß die Handlung sich thatsächlich in dieser kurzen Frist abwickelt, wenn auch der Dichter durch mannigfache andere Angaben eine Zeit von mehreren Monaten angenommen wissen will und dadurch mit sich selbst in Widerspruch gerät. Zuweilen hielt auch der gute Grabbe sein Schläfchen.

Münster. H. Bartmann.

Schweizer V., Ludolf Wienbarg. Beiträge zu einer Jungdeutschen Ästhetik. Leipzig, C. Wilds Verlag 1897 (auf dem Umschlage 1898). 3 M.

Über die Entstehung dieses Buches giebt der Verfasser in einem vom Januar 1898 datierten Vorwort näheren Aufschluß. Er hatte ursprünglich vier Aufsätze beisammen, die „vor mehr als 3 Jahren" geschrieben wurden und zu einer „umfassenden Monographie über L. Wienbarg und die jungdeutsche Ästhetik" erweitert werden sollten, indem er noch ein „längeres Kapitel" über Wienbargs Leben und Entwicklungsgang und eine Abhand-

lung über jungdeutsche „Litteraturphilosophie" hinzufügen wollte. Aber Mangel an Zeit und andere Arbeiten, bekennt vielsagend der Verfasser — vereitelten „dauernd" die geplante Biographie des „jungdeutschen Dunkelmannes", wofür er uns freundlich auf Proelß und das Konversationslexikon(!) verweist; die Litteraturphilosophie hingegen wuchs über den anfänglichen Rahmen so sehr hinaus, daß er darüber ein selbständiges Werk schreiben müsse. So entschloß er sich, da „man besonders seit der Entwicklung eines jüngsten Deutschlands bei unserem Litteraturpublikum ein lebhaftes Interesse für das junge Deutschland voraussetzen darf", das Vorliegende mit einer Widmung an Professor Elster in Druck zu geben. — Diese Art ein Buch zu machen hat immer üble Folgen, im vorliegenden Falle aber war durch die Ausschließung des Biographischen bei Wienbarg und durch die breitere Behandlung der jungdeutschen Ästhetik an der Hand von Wienbargs Schriften nicht einmal ein treffender Buchtitel zu gewinnen. Da nun auch das Vorhandene zu wenig organisch verarbeitet ist und häufige Wiederholungen vorkommen, so gestaltet sich die Lektüre des Buches späterhin ziemlich unerfreulich und ermüdend.

Im ersten „Teile" (S. 9—30) werden in bekannter Weise Name und Begriff (Umfang) des jungen Deutschland erörtert; mit Strodtmann behauptet auch Schweizer, daß Campe der neuen Richtung den Namen gegeben, nicht Wienbarg, ohne indessen neue Belege zu bringen. Als Zeitgrenzen nimmt er 1830—1835 an; den terminus a quo hätte er z. B. auch aus Gutzkows Vorrede „Zur Philosophie der Geschichte" (Hamburg 1836, S. IV in Sperrdruck) belegen können, den terminus ad quem giebt die Zeit der versuchten Unterdrückung durch den Bundestag, nach welcher dann die jungdeutschen Bestrebungen in andere litterarisch-politische Strömungen einmündeten. Schweizer polemisiert mehrfach gegen J. Proelß, der den Holsteiner Wienbarg (1802—1872) zu wenig gewürdigt hat, dagegen läßt er den großen Phrasenmann Brandes so ziemlich beiseite. Er sucht zunächst die Jungdeutschen litterarisch einzuschätzen und faßt sie dabei nicht als Feinde von Staat und Religion und Sittlichkeit, aber auch nicht als die wahren Bahnbrecher des Fortschrittes und der nationalen Idee auf, sondern als Mittelsmänner der neuen Zeit, denn die Mitglieder des „Jungen Deutschland" waren eigentlich keine politischen Köpfe, sondern Schwärmer, die für das Publikum schrieben, und deshalb, um jenem zu gefallen, über Politik reden mußten (S. 20). Litterarisch betrachtet glichen sie den Stürmern und Drängern des 18. Jahrhunderts, doch nur so, daß statt Natur, Genie und Originalität jetzt Realismus, Liberalismus und Freiheit gepredigt wurde. Vor allem wollten sie Litteratur und Kunst in den Dienst des (praktischen) Lebens stellen und lehnten die Verbindung jener Bildungselemente mit den Gesetzen der Kirche und des Staates ab, am schroffsten Heinrich Laube. Sie waren also demokratisch gesinnt und suchten auf die großen Massen zu wirken, weshalb sie vorzüglich Journa-

listik trieben; sie wollten durch die „Kunst“ das Leben reformieren, befehdeten die Romantik, welche alle Beziehungen auf das wirkliche Leben verloren hatte, und knüpften wieder an Goethe an, besonders Wienbarg, aber auch dieser nur einseitig, indem er bloß den jungen Dichter und den alten Ästhetiker gelten ließ, während Börne den ganzen „Olympier“ verunglimpfte. Die Jungdeutschen gingen eben überall auf das „Zeitgemäße“ aus und verwarfen rücksichtslos alles, was ihnen als „veraltet“ vorkam. Auf diese Weise mußten sie naturgemäß mit Politik, Staat und Kirche in Streit gerathen. Obwohl selbst in den Ansichten oft unklar und künstlerisch zu wenig fruchtbar und schöpferisch, übten sie doch großen Einfluß und bereiteten die Bewegung von 1848 vor. Schweizer betont die geschichtliche Seite fast gar nicht. Und doch ist die Wirksamkeit der Jungdeutschen historisch aus der reaktionären Restaurationsperiode zu erklären. Übrigens waren sie zumeist nur Theoretiker. Hieher gehört vor allen Wienbarg mit seinen „Ästhetischen Feldzügen“ (1834). Im zweiten Teile bespricht Schweizer in recht guter Übersicht Wienbargs Schriften, doch vermissen wir gerade da biographische Angaben am schmerzlichsten. Auch Beziehungen zu Zeitgenossen werden zu wenig hervorgehoben, und manches Wichtige wird bloß unter dem Striche angedeutet. Schweizer führt doppelte Fußnoten, da er die litterarischen Nachweise besonders verzeichnet, und erschwert dadurch die Übersicht. S. 55 ist eine Note unrichtig „besternt“, S. 151 fehlt Note [3]) ganz.

Wienbarg war kein selbständiger Denker, sondern Eklektiker und „Popularphilosoph“, daher stellte er auch in seinen gerühmten „Feldzügen“ kein eigenes System der Ästhetik auf. Es sind in der Tat, wie er selbst sagt, nur „flüchtige Ergüsse wechselnder Aufregung, aber alle aus der Sehnsucht des Gemüts nach einem besseren und schöneren Volksleben entsprungen“ (S. 69). Hiermit bezeichnet er deutlich das Ziel seiner Ästhetik, das nicht wissenschaftlich, sondern agitatorisch ist. Seine Citate sind z. B. häufig ungenau, seine Ausführungen wie Gutzkows Philosopheme oft nur ein geistreichelndes Gerede über alle möglichen Gegenstände des öffentlichen Lebens. Daher auch die vielen Phrasen und forcierten Ausdrücke, in denen die Jungdeutschen unseren „Modernen“ gleichen. Dem guten Wienbarg zerflossen die Gedanken sozusagen unter der Feder. Er ist deshalb auch als Kunstkritiker (S. 111 fg.) nur relativ bedeutend. In der Absicht, alles auf das Leben zu beziehen, um das Volk mündig zu machen, wird er naturgemäß einseitig; von bildender Kunst scheint er nicht viel verstanden zu haben und er begreift unter „Kunst“ fast immer nur die Poesie. Aus bekannten Gründen lehnt er die Lyrik, ausgenommen die politische, ab, desgleichen das rein historische Drama, doch verteidigt er wieder Uhlands „Ludwig der Baier“. Desgleichen schiebt er das Versepos beiseite, so daß also nur noch der Roman und das moderne Drama mit dem bißchen Zeitlyrik übrig bleiben. Von dem Romane nimmt er endlich

auch noch die romantischen „Romanschmierer“ aus, selbst Goethes „Wilhelm Meister“, worin ihm die geschilderten Verhältnisse nicht ganz mit Unrecht „poesielos“ vorkommen. Wienbarg, der unkritische Kopf, merkte aber die Ironie in dem Goetheschen Zeitromane nicht. Da er also überall und immer das „Zeitgemäße“ suchte, so machte er die Tendenz zur Hauptsache jeglichen Kunstwerkes. Praktisch hat er selbst nichts geleistet, und so beruht seine Bedeutung auf der Kodificierung der litterarischen und ästhetischen Grundlehren der Jungdeutschen, der leider wieder die Vollständigkeit mangelt. Schweizer hätte dies schärfer betonen sollen. Ich habe aber auch noch Einzelheiten an seiner sonst fleißigen und mühsamen Arbeit auszustellen. Zur Note über gut = schön (S. 102) hätte Goethes Distichon für Mimi Gallitzin (Goethe-Jahrbuch 14, 162) angeführt werden können, dafür würde ich ihm die Erwähnung der endlich in ihrer Nichtigkeit erkannten Schrift „Rembrandt als Erzieher“ und der Braitmaierschen Schmähschrift (S. 134) gerne erlassen. Manchmal wäre genaueres Citieren erwünscht. Hans Merians Vortrag erschien 1889 zu Leipzig bei W. Friedrich in zweiter Auflage gedruckt und kann jetzt als veraltet bezeichnet werden. S. 97 steht ein lästiger Druckfehler: W. hat in „Quadriga“ diesen Frauen (statt Fragen) einen besonderen Abschnitt gewidmet; es handelt sich um das „Studium der Alten.“ Manches kann ich leider nicht nachprüfen. Haym heißt nicht Richard, sondern Rudolf (S. 23).

Trotz diesen Mängeln glaube ich schließlich behaupten zu dürfen, daß Schweizers Untersuchungen wegen des dargebotenen Details, der hübschen Analysen der Schriften Wienbargs und wegen der litterarischen Nachweise, die uns sonst nirgends in dieser Reichhaltigkeit zu Gebote stehen, immerhin von Wert sind.

Graz. S. M. Prem.

Francke Kuno, Glimpses of Modern German Culture. New-York, Dodd, Mead and Company 1898.

Seinen 1896 erschienenen, jetzt bereits in zweiter Auflage vorliegenden „Social Forces in German Litterature" läßt nun Kuno Francke ein Werk folgen, das die neueste Phase unserer litterarischen Entwicklung in einer Reihe ausgezeichnet geschriebener Essays beleuchtet. Ein Hinweis auf das frühere Werk erscheint um so mehr angebracht, als auch diesmal Francke litterarische und allgemeine kulturelle Entwicklung in engste Verbindung bringt. Die gegenwärtige deutsche Kultur wird durch die litterarischen Zustände illustriert, und so ist auch ein „Impressions of Industrial and Patriarchal Germany" betitelter Abschnitt wesentlich litterarischer Art.

Jene dem Inhalt des Kunstwerkes in den Vordergrund stellende und ihn als Ausdruck oder Spiegel politischer und socialer Zustände und

Strömungen erfassende Art der Litteraturbetrachtung ist ja an sich gerechtfertigt, verdient aber, worauf auch kürzlich Wunder bei einer Besprechung der „Social Forces" (vgl. Litteraturblatt für Germanische und Romanische Philologie XX. Jahrgang Nr. 6) mit Recht hinwies, mit Rücksicht auf den bis vor einigen Jahren wesentlich philologischen Betrieb besondere Beachtung und Anerkennung. Aus dieser Betonung des Inhaltlichen ergiebt sich nun freilich auch das geringe Eingehen nicht nur auf litterarhistorische Beziehungen, sondern auch auf grundsätzliche und feinere ästhetische Erörterungen, auf den poetischen Stil der neuen Litteratur. Das erklärt sich aber bei dem vorliegenden Buche aus dem Zweck, dem es dienen soll, aus der Rücksicht auf den Leserkreis, für den es bestimmt ist. Es will nämlich das litterarisch interessierte Publikum Amerikas auf die dort bisher nur wenig gekannte und im geringen Maß gepflegte zeitgenössische deutsche Poesie hinweisen. Dabei mußten natürlich große Gesichtspunkte gewählt, mußten leitende Ideen betont und bei dem ausgeprägten Wirklichkeitssinn der amerikanischen Leserwelt vor allem die politischen und socialen Bedingungen aufgezeigt werden. Kuno Francke ist wohl der erste, der gerade diesen Weg litterarischer Vermittlung betritt, und daß er es mit großer Wärme, mit starker Hervorhebung der Lichtseiten thut, macht ihm, dem Deutsch-Amerikaner nicht nur alle Ehre, es dürfte auch die Kenntnis und die Anerkennung unserer neuen Kunst fördern und damit dem deutschen Volk einen dankbar anzuerkennenden Dienst leisten. Es berührt ungemein erfreuend, mit welch starkem Gefühlanteil Francke die lebendig bewegte, überall von neuen und starken Ideen, auch von stark ausgeprägten Individuen beherrschte deutsche Gegenwart schildert. Da findet sich nichts von jenem trüben, an der Zukunft verzweifelnden Pessimismus, wie er bei uns ja nicht selten ist, nichts auch von den üblichen Wehmutsthränen, wie sie der „guten alten Zeit" nachgeweint werden. Auch dem deutschen Leser wird so das Buch nützlich sein, kann er doch einmal sehen, wie sich unser deutsches Geistesleben in der Beurteilung eines klugen und teilnehmenden Beobachters im fremden Land ausnimmt. Viel Widersprechendes sieht auch Francke, er sieht aber auch überall Leben, Bewegung und Kraft, und er sieht das mit ersichtlichem Stolz.

Diesem an sich so wohlthuenden Enthusiasmus wird freilich der deutsche Leser, besonders auf dem Gebiet litterarischer Einzelbetrachtung, nicht immer folgen können. Große Thaten hat unser moderner Naturalismus, speciell die naturalistische Dramatik, die Francke besonders heranzieht, noch nicht vollbracht. Hier sind wir von der Höhe, die Hebbel, Ludwig und in gewisser Hinsicht auch Anzengruber einnahmen, bereits wieder ein Stück heruntergeschritten. Wenn die neue Richtung den Versuch gemacht hat, eine großzügige Tragödie mit starkem geistigen Gehalt darzustellen, so ist sie bisher noch immer gescheitert. „Florian Geyer", „Johannes" und gar „Die drei Reiherfedern" reden doch eine recht

deutliche Sprache. Das hat Francke, der die beiden zuerstgenannten Dramen eingehend bespricht, nicht beachtet. Er hätte das seinem amerikanischen Publikum nicht verschweigen dürfen. Wenn er einmal eine kritische Bemerkung macht, wenn er so z. B. auf Sudermanns starke Rücksicht auf das Bühnenwirksame hinweist, so bleibt er am Äußerlichen hängen. Die tieferen Mängel der dramatischen Kunst Sudermanns werden nicht aufgedeckt. Denn gleich darauf preist er seinen „Johannes" mit großer Begeisterung und überschätzt ihn so fürchterlich, daß ihm wohl auch die eifrigsten Anhänger des Dichters in Deutschland nicht beistimmen würden. Um eine Probe zu geben, sei der Schluß des 10. Essays (betitelt „Sudermann's ‚John the Baptist'") angeführt: „But what does all this mean beside the fact, that in the Baptist himself Sudermann has created a character worthy of Schiller's genius; a character which arouses in us emotions such as our forefathers must have felt when they saw the first performance of a „Jungfrau von Orleans" or a „Wilhelm Tell"; a character which, we may confidently hope, will be a source of inspiration and delight to our children and our children's children." (S. 153.) Auch bei der Beurteilung der „Weber" und der „Einsamen Menschen" (S. 118. 119), wo man ihm noch eher folgen kann, trägt er viel zu stark auf. Hier verführt ihn, wie auch an anderen Stellen, das sociale Element dieser Dramen; die Freude, die er an der sich kräftig äußernden demokratisch-freiheitlichen Gesinnung empfindet, läßt ihn auf eine kritisch-ästhetische Betrachtung gänzlich verzichten. Manchmal bricht er auch die Analyse, die im einzelnen oft sehr fein ist, vorzeitig ab, wie beim „Johannes" und bei der „Versunkenen Glocke". Bei letzterer hätte er den unklaren Schlußakt, der ja schon zu zahlreichen Controversen Anlaß gegeben hat, nicht übergehen dürfen. Wenn er sagt, das Stück spiele „somewhere in the Middle Ages" so irrt er sich, wie aus der Bühnenanweisung zum zweiten Akt hervorgeht. Ganz schief und viel zu eng ist sein Urteil über „Hanneles Himmelfahrt". Was an Empfindungs- und Gedankengehalt alles in dem Stück liegt, kannman aus Schlenthers meisterhafter Analyse ersehen („Gerhart Hauptmann", S. 176 ff.). Direkt falsch ist auch Franckes Urteil über den noch immer nicht genug gewürdigten „Biberpelz", den er „a gross satire of Prussian police officer in search for crimes of lese-mayesty" (S. 87) nennt. Hier ist er wieder durch seine Neigung, überall und immer Anspielungen auf politische Zustände zu suchen, verleitet worden. In falsche Beleuchtung wird aus diesem Grunde auch Johanna Ambrosius, der ein Essay gewidmet ist, gerückt. Sie ist ihm eine große sociale Erscheinung, eine Führerin in „the universal struggle for a fuller humanity" (S. 62). Der Vergleich der Dichterin mit der Heldin von Sudermanns „Heimat" erscheint recht gesucht. Verhältnismäßig am stärksten ist aber wieder, wie schon in den „Social Forces", Wildenbruch und insbesondere sein gewiß in der Theaterwirkung

sehr starker „König Heinrich“ überschätzt. Wenn er an diesem Werk den starken Schwung, den Glanz der Diktion, die Intensität der Handlung rühmt, so wird man ihm vielleicht beistimmen können, wenn er aber von der realistischen Lebenswahrheit, Greifbarkeit (palpability) und dem naturalistischen Detail des Stückes spricht, so schätzt er an ihm etwas, was es garade nicht besitzt. Und wenn er gar meint, auf Grund dieser verschiedenartigsten Vorzüge übertreffe Wildenbruch hier Schiller, so muß doch gegen eine solche Verhimmelung Einspruch erhoben werden.

Franckes Analysen der angeführten Werke, zu denen sich noch Halbes „Mutter Erde“ gesellt, sind trotz aller Übertreibungen und Überschwänglichkeiten reich an feinen und treffenden Bemerkungen. In nachempfindender Reproduktion ist er Meister. Schade nur, daß er sich allzu sehr an das hält, was der Dichter möglicherweise gewollt hat, und viel zu wenig an das Kunstwerk, wie es nun einmal vorliegt.

An diese Essays über moderne Dramen schließen sich die Charakteristiken zweier älterer Vertreter deutscher Dichtkunst: Heinrich Seidels und Peter Roseggers. An diesen mit Wärme und kluger Beobachtung geschriebenen Aufsätzen kann man seine ungetrübte Freude haben, ebenso wie an dem auf Grund von Erwin Rhodes Veröffentlichung geschriebenen Kapitel „Karoline von Günderode und Friedrich Creuzer“. Warmer persönlicher Verehrung ist der Essay über „Hermann Grimm“, „the principal, if not sole, upholder of the classic traditions of Weimar and Jena“, entsprungen. Seine Eigenart sieht er darin, daß sich in ihm der Philosoph, der Kritiker und der Litterarhistoriker vereinige. Wenn er im Gegensatz zu einer solch universellen Anlage von den jüngeren (!) deutschen Litterarhistorikern spricht, die sich fast alle in der Hauptsache philologischer Textkritik widmeten, so ist das aber doch eine den Thatsachen recht wenig entsprechende Behauptung. Dem Vergleich Grimms mit Taine wird man, da Francke auch das Trennende gebührend hervorhebt, zustimmen können. Ob Grimm nach seiner Wesensart von allen Lebenden geradezu prädestiniert ist, auch Schiller in einem zu erhoffenden Werke dem modernen Empfinden nahe zu bringen, wagen wir zu bezweifeln. Im zweiten Teile des schon erwähnten achten Essays bespricht er das Drama „Alt Schottland,“ das aus der Feder von Grimms verstorbener Gattin, Gisela von Arnim, der Tochter Bettinas stammt. „Old Germany is by no means dead“, so leitet er diesen Abschnitt ein, und das ist der Gesichtspunkt, von dem aus er das Werk betrachtet. Der Charakter des im Mittelpunkt des Dramas stehenden Lord Jakob Mac Orn trage, worauf ihn eine Andeutung Hermann Grimms bringt, sowohl Züge von Jakob Grimm als auch von Achim von Arnim. Mit rasch entzündetem Enthusiasmus und im sonderbaren Widerspruch zu dem vollen Lob Hauptmanns und Sudermanns heißt es von diesem Charakter: „Truly, the whole Ibsenite company of cynics, modern prophets, and would-be reformers seem

to sink into nothingness if brought face to face with characters of such genuine grandeur as this simple-minded old country nobleman of the old school."

An diese litterarischen Essays schließt sich ein Aufsatz über Böcklin, der vieles Treffende enthält. Beschlossen wird die gesamte Reihe, in der noch die an originellen Bemerkungen über deutsche Verhältnisse reiche Schilderung des Leibniztages der Berliner Akademie hervorgehoben sei, von einem längeren Aufsatz „Bismarck as a National Type".

Dresden. Karl Zeiß.

Spletstößer W., Der heimkehrende Gatte und sein Weib in der Weltlitteratur. Litterar-historische Abhandlung. Berlin, Mayer und Müller 1899.

Wer den Titel der vorliegenden Arbeit recht überlegt, dem werden sich, auch wenn er in der Weltlitteratur nicht sehr bewandert ist, eine große Zahl von Reminiszenzen an litterarische Produkte der verschiedensten Art aufdrängen. Das Problem der Trennung und Wiedervereinigung zweier Liebenden ist ja ebenso alt wie die Poesie selbst. Wir finden es in „Tausend und einer Nacht" ebenso wie in den modernsten französischen Romanen, und das Volkslied hat dieses Thema stets mit besonderer Vorliebe gepflegt. Wenn der Leser daher das Büchlein von nicht ganz 100 Seiten zur Hand nimmt, so werden sich in ihm wohl leise Zweifel regen, ob denn nicht mancher Ehegatte in der Weltlitteratur heimgekehrt sei, ohne daß Spletstößer davon Kenntnis erhalten habe?

Die Ausführungen des Verfassers beweisen zwar eine nennenswerte Sachkenntnis, aber es wäre zu wünschen gewesen, daß er seinen Stoff etwas eingeschränkt hätte. Die Sorgfalt seiner Untersuchungen läßt uns nicht daran zweifeln, daß er weit vortrefflicheres geleistet hätte, wenn sich die Arbeit mit dem Wiederkehren des Motives in einer bestimmten Gattung von Litteraturwerken, etwa im Volksliede, in der Prosadichtung oder im Drama beschäftigte. Noch empfehlenswerter wäre eine genauere Spezialisierung des Gegenstandes gewesen, wie z. B. wenn der Verfasser seine Untersuchungen auf den Kreis jener Dichtungen konzentriert hätte, in welchen der heimkehrende Gatte seine Frau mit einem Anderen vermählt, oder im Begriffe findet, einen Anderen zu heiraten, welche beiden Gruppen in den Abschnitten I. und II. behandelt sind. (Beispiele: Tennysons Enoch Arden und die spanische Sage vom Grafen Dirlos.) Die charakteristischen Momente der Stoffgruppen IV., V. und VI. liegen darin, daß die Frau in Abwesenheit des Gatten von Sarazenen geraubt oder um der Liebe willen, die sie zu ihm hegt, von ihren Eltern schlecht behandelt wird. Die Ausbeute ist bei diesen Gruppen weit geringer, als bei den beiden ersten. Eine ganz isolierte Stellung nimmt III. (die

Liebesprobe) ein, welche Dichtungen behandelt, in denen der heimkehrende Gatte die Treue seiner Frau prüft, oder selbst von ihr geprüft wird — eine Idee, welche mit dem übrigen Stoffkreise nur sehr lose zusammenhängt.

Durch die große Ausdehnung der Materie mußte die Behandlung notwendig leiden; wir finden die Prosa entschieden zu Gunsten der Poesie vernachlässigt. Es ist allerdings richtig, daß das in Rede stehende Motiv in Volksliedern und Romanzen am häufigsten auftritt, aber auch Roman und Novelle stellten ihr Kontingent. Wie das reiche Verzeichnis der benutzten Quellenwerke beweist, hat sich der Verfasser auch auf diesem Gebiete umgesehen, mußte jedoch, ohne Zweifel mit Rücksicht auf den beschränkten Raum, seine Ausführungen restringieren. So wurden die interessanten Filiationsverhältnisse zwischen zahlreichen novellistischen und poetischen Bearbeitungen in den seltensten Fällen berücksichtigt. Auf dramatische Versionen geht Spletstößer gar nicht ein. Hätte er den Ansprüchen der Vollständigkeit nur im entferntesten Rechnung tragen wollen, so hätte seine Arbeit das Aussehen einer systematisch geordneten Bibliographie erhalten müssen. Der Verfasser war aber im Gegenteile bestrebt, seine Untersuchungen in stilistisch annehmbarer Weise vorzutragen, und so bietet das Buch immerhin eine anregende und instruktive Lektüre, die nebenbei der wissenschaftlichen Forschung manchen Dienst leistet.

Wien. Wolfg. v. Wurzbach.

Nachträge.

Zu dem Aufsatze von Kopp über das Marlboroughlied (oben S. 276 ff.) weist Karl Reuschel in Dresden darauf hin, daß sich in dem Buche „Auf den Spuren des französischen Volkslieds. Dichtung und Wahrheit von Ernst Pasqué und Eduard von Bamberg. Frankfurt am Main, Rütten und Loening 1899", S. 74—93 eine Reihe von Bemerkungen über das Lied und seine Geschichte befinden. Trotz der feuilletonistischen Form enthalten sie einiges nicht Unwichtige; sie sind zum Teil durch Kopps Aufsatz als unrichtig erwiesen worden, andererseits aber ergänzen sie die Ausführungen Kopps in glücklicher Weise. — Zu Ergänzung von Hauffens Erörterungen über die „Venediger" (oben S. 444) macht Reuschel ferner darauf aufmerksam, daß Luther an zwei Stellen (Erlanger Ausgabe 5², 426, 2 ff. und fast ebenso 13², 57, 3. Abschnitt) die Venediger kurz berührt. Es heißt an der zuerst angeführten Stelle: „Zöllner waren in solchem Ampt, da es also zuging: Einer bestund von den Römern eine Pflege; gleichwie heutigs Tags die Venediger und der Türke einem ein Bergwerk oder Landrenterei einthun, daß er jährlich so viel davon gebe." Das stimmt zu der Vermutung Ludwig Toblers (Kleine Schriften zur Volks- und Sprachkunde S. 129 unten).

Bibliographie.[1])

1. Zeitschriften.

Bearbeitet von Adolf Hauffen in Prag.

Philologische und litterarhistorische Zeitschriften.

Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der **germanischen Philologie.** 20. Jahrgang 1898. Erste Abteilung.

I. Bolte J., Geschichte der germanischen Philologie. A. Biographie. B. Encyklopädie und Bibliographie. — II. B. Bolte J., Vergleichende Litteraturgeschichte. 1. Allgemeines. 2. Stoffgeschichte. — V. Deutsch in seiner Gesamtentwicklung. C. Boetticher G., Litteraturgeschichte. — VIII. Wessely R., Neuhochdeutsche Sprache. A. Grammatik. B. Wortkunde. C. Namenkunde. D. Geschichte der Schriftsprache und des Stiles. E. Aussprache, Schrift, Rechtschreibung, Zeichensetzung. F. Unterricht. G. Metrik und Poetik. — IX. Bolte J., Neuhochdeutsche Litteratur. A. Litteraturgeschichte. B. Denkmäler von 1450—1620. (Luther J., Nr. 73 ff. Luther.) — X. Bleich, Deutsche Mundartenforschung.

Jahresberichte für **neuere deutsche Litteraturgeschichte.** 7. Band. (1896.)

2. und 3. Abteilung. II. Von der Mitte des 15. bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts. — II, 1. Osborn M., Allgemeines. — II, 2. Wolkan R., Lyrik. — II, 3. Hauffen A., Epos. — II, 4. Creizenach W., Drama. — II, 5. Kück E., Didaktik. — II, 6. Kawerau W., Luther und die Reformation. — II, 7. Ellinger G., Humanisten und Neulateiner.

I. Allgemeiner Teil. — I, 11. Werner R. M., Poetik und ihre Geschichte. — I, 12. Tille A., Weltanschauungsgeschichte. „Seine Weiterführung wird von der Aufnahme abhängen, die dieser erste Bericht [1894—1896] findet".

IV. Von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. — IV, 1. Allgemeines. a) Stern A., Litteraturgeschichte. — b) Winter G., Politische Geschichte. — c) Michels V., Memoiren, Tagebücher und Briefwechsel. — d) Stern A., Die deutsche Litteratur und das Ausland. — IV, 4. Weilen A. von, Drama und Theatergeschichte. — IV, 5. Meyer R. M., Didaktik. — IV, 6. Schmidt Erich, Lessing 1895. 1896. — IV, 7. Naumann E., Herder. — IV, 8. Goethe. a) Harnack O., Allgemeines 1895. 1896. — b) Leitzmann A., Leben. — c) Pniower O., Lyrik 1895. 1896. — d) Harnack O., Epos. — e) Weissenfels R., Drama. — IV, 9. Müller Ernst, Schiller.

---

[1]) Wo die Jahreszahl fehlt, ist 1899 zu ergänzen.

Zeitschrift für deutsche Philologie. Band 31.

Heft 2. Röhricht R., Die Jerusalemfahrt Joachim Rieters aus Nürnberg 1608—1610. (Im Auszuge mitgeteilt.)

Bruinier J. W., Untersuchungen zur Entwicklungsgeschichte des Volksschauspiels vom Dr. Faust. — X. Fausts Ende. Exkurse: Die Krucifixversion. Anhang: Die Arien.

Biese A., Elster: Prinzipien der Litteraturwissenschaft.

Geiger L., Kerner und Müller. Kerners Briefwechsel. — Ausführliche, aufschlußreiche Recension.

Heft 3. Gottlieb Th., Zimmernsche Handschriften in Wien.

Drescher K., Arigos „Blumen der Tugend".

Geiger L., Justinus Kerners Briefwechsel mit Varnhagen von Ense. — Charakteristik mit Auszügen. Plant eine Veröffentlichung der wichtigsten Briefe.

Düntzer H., Zur Aufführung von Goethes Clavigo.

The Journal of Germanic Philology. Vol. II. Heft 3.

Hempl G., Der See und Die See.

Allen Ph. S., Wilhelm Müller and the German Volkslied.

Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Litteratur.

Band 42. Heft 4. Schröder E., Ein Lied auf den Heiligenstädter Putsch von 1462. — Nach einer Handschrift des Duderstädter Archivs.

Band 43. Heft 1. Horn P., Aus der litterarischen Thätigkeit eines Augsburger Büchsenmeisters des 16. Jahrhunderts. — Mitteilung eines handschriftlich erhaltenen Onomastikon (deutsche Ausdrücke zum Schießwesen) aus dem Jahre 1591 von Samuel Zimmermann.

Heft 2. Kretschmer P., Zur Geschichte von der „säugenden Tochter".

Meyer R. M., Kopulative Eigennamen.

Schröder E., Das Lied des Möringers.

Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Litteratur.

Band 24. Heft 4. Wustmann R., Wunderlich: Unsere Umgangssprache.

Singer S., Benezé: Sagen- und litterarhistorische Untersuchungen. 1. Das Traummotiv. 2. Orendel, Wilhelm von Orense, Robert der Teufel.

Hoenig B., Bolte: Das Danziger Theater im 16. und 17. Jahrhundert.

Pniower O., Collin: Goethes Faust in seiner ältesten Gestalt. — Mit Einwendungen gegen die „willkürliche Chronologie" und gegen die Annahme eines einheitlichen Ursprungs des Werkes.

Werner R. M., Ammann: Volksschauspiele aus dem Böhmerwald; Kraus: Das böhmische Puppenspiel Faust; Kollmann: Deutsche Puppenspiele; Engel: Deutsche Puppenkomödien. Fischer: Beiträge zur Litteraturgeschichte Schwabens.

Walzel O. F., Müller: Schillers Kalender.

Strauch Ph., Briefe an Paul Wigand von den Brüdern Grimm und Arndt.

Band 25. Heft 1. Köster A., Alt: Studien zur Entstehungsgeschichte von Goethes Dichtung und Wahrheit. — Zeigt, daß nur die äußere Entstehungsgeschichte erledigt wurde und weist an einem Beispiel: Paralipomenon (Weimarer Ausgabe 27, S. 386 f.) fruchtbar nach, wie die innere Entstehungsgeschichte von Dichtung und Wahrheit zu behandeln wäre.

Elster E., Stickelberger: Parallelstellen; Stettenheim: Schillers Fragment „Die Polizey".

Werner R. M., Warkentin: Nachklänge der Sturm- und Drangperiode in Faustdichtungen. — Mit einzelnen Nachträgen.

Schmidt Erich, Zur Geschichte der deutschen Philologie. 1. Wilhelm Grimm an Friedrich Schlegel. 16. Februar 1814. (Ueber die Kinder- und Hausmärchen.)

2. Jahn an Bernd. 1ten des Brachmonds 1816. 3. Lachmann an Zeune. 1. April 1835. 4. Jacob Grimm an Wurm. 22. Mai 1852.

Band 25. Heft 2. Ehrismann G., Uhl: Die deutsche Priamel.

Schröder E., Tyl Ulenspiegel (phototypischer Neudruck).

Fischer H., Rubensohn: Griechische Epigramme.

Lambel H., Joseph: Das Heidenröslein.

Wackernell J. E., Bellermann: Schillers Werke. — Macht auf die Unzulänglichkeit der Ausgabe aufmerksam.

Harnack O., Pietsch: Schiller als Kritiker.

Schröder E., Rosenbaum: Thümmels Wilhelmine.

Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte.

Band 12. Heft 5/6. Golther W., Über die Sage von Siegfried und den Nibelungen. II. Die Erweckung der Walküre. Siegfried und Brünhild. Siegmund der Walsung. Siegfried und die Nibelunge.

Schiff O., Zu den Quellen der Ezzelintragödie Eichendorffs.

Sulger-Gebing E., Heinses Beiträge zu Wielands Teutschem Merkur in ihren Beziehungen zur italienischen Litteratur und zur bildenden Kunst.

Bäbler J. J., Zur Geschichte zweier moralischer Wochenschriften. (Die Holländische Bagatelle und das Bremische Freytagsblättlein.)

Geiger L., Briefwechsel L. F. Hubers und K. A. Böttigers. Mitgeteilt und erläutert.

Knaack G., Die säugende Tochter. Ein Beitrag zur vergleichenden Volkskunde.

Tropsch St., Lucian in Wielands „Geschichte des Prinzen Biribinker".

Muncker F., Ellinger: E. T. A. Hoffmann.

Röttefen G., Elster: Prinzipien der Litteraturwissenschaft.

Band 13. Heft 1. Aspelin E., Lamottes Abhandlungen über die Tragödie verglichen mit Lessings Hamburgischer Dramaturgie.

Oeftering M., Die Geschichte der Irene in der französischen und deutschen Litteratur. I. II.

Golther W., Ein mingrelisches Siegfriedsmärchen.

Kopp A., Internationale Tabakspoesie.

Holstein H., Alsatica.

Geffcken J., Die Tendenz in Gustav Freytags „Soll und Haben".

Distel Th., Kleine Lesefrüchte und Archivsplitter. I—V.

Zdiechowski M., Murko: Deutsche Einflüsse auf die Böhmische Romantik.

Der Bote für Deutsche Litteratur. 2. Jahrgang. Heft 4.

David J. J., Zu Conrad Ferdinand Meyer.

Scheffel in den Märztagen 1848. Nach bisher nicht veröffentlichten Tagebuch-Briefen des Dichters.

Meyer Georg Heinrich, Hans Grasberger †. (1836—1898.)

Deutscher Litteratur-Kalender auf das Jahr 1899. Herausgegeben von J. Kürschner. 21. Jahrgang.

Zeitschrift für den deutschen Unterricht. Jahrgang 13.

Heft 1. Dähnhardt O., Volkskunde und Schule.

Arens E., Neues aus dem schwäbischen Dichterkreise zu einigen Gedichten von Uhland und Kerner. — Auf Grund des 1897 veröffentlichten Briefwechsels von Justinus Kerner.

Schneidewin M., Über einen Fleck in Sudermanns „Johannes".

Damköhler E., Beiträge zur Etymologie unserer Pflanzennamen.

Löschhorn K., Ein wichtiger Brief über den Tod der Jungfrau von Orleans.

Heft 2. Koldewey F. E., Justus Georg Schottelius und seine Verdienste um die deutsche Sprache.

Zart G., Die Rückertsche Parabel vom Manne im Brunnen. Nachtrag.

Sütterlin L., Der Buttlerbrief in Schillers Wallenstein. Ein Beitrag zum Verständnis der Dichtung.

Heft 3. Landmann K., Zur Wiedererweckung der deutschen Heldensage im 19. Jahrhundert.

Knaack G., Fritz Reuter und Oliver Goldsmith.

Heft 4. Lyon O., Bühnenaussprache und Schule. — Zugleich eine Besprechung der von Theodor Siebs herausgegebenen Schrift „Deutsche Bühnenaussprache".

Henkel H., Über Gerhart Hauptmanns deutsches Märchendrama „Versunkene Glocke".

Benseler G., Noch einmal Eichendorffs Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts".

Heft 5. Freybe, Züge zarter Rücksichtnahme und Gemütstiefe in deutscher Volkssitte.

Schwarze W., Ein Gedenkblatt zum 25jährigen Jubiläum des Königlichen Gymnasiums zu Dresden-Neustadt.

Zeitschrift des **Allgemeinen deutschen Sprachvereins.** Jahrgang 14.

Nr. 1. Müller Karl, Die Verstärkung des sprachlichen Ausdrucks.

Nr. 3. Erdmann K. O., Die vielseitige Verwendung (Supposition) der Wörter.

Nr. 4. Rauter G., Zur Aussprache und Rechtschreibung rheinisch-westfälischer Ortsnamen.

Nr. 5. Heintze A., Zur Ableitung sprichwörtlicher Redensarten.

Beiträge zur **Geschichte** der **deutschen Sprache** und **Litteratur.** Band 24.

Heft 1. Saran F., Zur romanischen und deutschen Rhythmik.

Schönbach A. E., Über den Conjunctiv praeteriti im Bairisch-österreichischen.

Heft 2. Horn W., Zur Geschichte von oder.

Meier John, Eine Berichtigung. — Zu seinem Aufsatze: Eine populäre Synonymik des 16. Jahrhunderts.

Americana Germanica. Vol. II. No. 3.

Haußmann W. A., German-American hymnologie (1683—1800).

Eggert, On some passages in Goethes Faust and their interpretation by Calvin Thomas.

Gerber, The Goethe institutions at Weimar and ther work from the beginning of 1897 to the Middle of 1898.

Göbel, Beiträge zur Erklärung von Goethes Faust II. Im Anschluß an die Ausgabe von Calvin Thomas.

Chronik des **Wiener Goethe-Vereins.** Band 13.

Nr. 1/2. Minor J., Die Einheit des ersten Faust-Monologs. — Verteidigt die Einheit gegen F. Saran und bekämpft dessen Methode überhaupt.

Horner E., Goethe und Ayrenhoff. — Über Ayrenhoffs litterarische Ausfälle gegen Goethe.

Nr. 3/4. Guglia E., Goethe und Gentz.

Necker M., Justus Frey (Andreas Ludwig Jeitteles).

Junius, Goethe zu dem Kanzler Müller. — Burckhardt: Goethes Unterhaltungen mit Müller.

Minor J., Goethes Beziehungen zu den Steiermärkern. — Über Ilwofs gleichnamiges Buch mit neuen Notizen über Kilian Brustfleck.

Nr. 5/6. Rosenbaum R., Goethes Mignon.

Berwerth F., Goethe und der Wiener Edelsteinstrauß. — Zum vierten Buch von Dichtung und Wahrheit, Goethes Besuche beim Juwelier Lautensack in Hanau.

Litteraturblatt für **germanische** und **romanische Philologie.** XX. Jahrgang.

Nr. 1. Behaghel O., Mensing: Die Formationen des Nomens. (Erdmanns Deutsche Syntax II.)

Golther W., Wechßler: Die Sage vom Gral. — Vermißt unter anderem eine Berücksichtigung von Immermanns Merlin.

Schneller Ch., Dalla Torre: Die volkstümlichen Pflanzennamen in Tirol. — Mit neuen Etymologien.

Nr. 4. Kluge F., Paul: Deutsches Wörterbuch.

Siebeck H., Hering: Spinoza im jungen Goethe.

Nr. 5. Wetz W., Elster: Prinzipien der Litteraturwissenschaft I. — Durchwegs ablehnend.

Archiv für das Studium der **neueren Sprachen** und **Litteraturen.** Band 102. Heft 1. 2.

Wackernell J. E., Ältere Volkslieder und volkstümliche Lieder aus Tirol. II. Krippenlieder, Advent-, Neujahrs- und Dreikönigslieder.

Die neueren Sprachen. Band 7. Heft 1.

Vietor W., Wissenschaft und Praxis in der neueren Philologie.

Modern Language Notes. Vol. XIV.

No. 4. Gerber A., The Homunculus-Helena theory, and the evolution of the Helena drama and its antecedents.

No. 5. Heller Otto, Goethe and Wordsworth.

Modern quarterly of Language and Literature. I. 3.

Breul K., E. Sievers.

Fiedler G., Luther's views and influence on schools and education.

Breul K., Schiller's lyrics.

Zeitschrift für **romanische Philologie.** XXIII, 1. 2.

Wechßler H., Untersuchungen zu den Gralromanen.

Giornale storico della letteratura italiana. XXXIII, Fasc. 97.

Farinelli A., Borinski: Ueber poetische Vision und Imagination.

Revista Critica de Historia y Literatura españolas, portuguesas é hispano-americanas. Abril á Septiembre de 1898.

Farinelli A., Apuntes sobre viajes y viajeros por España y Portugal. Verzeichnet auch die deutschen Reisebeschreibungen.

Archiv für **slavische Philologie.** 20. Band. Heft 4.

Jagić V., Bibliographische Uebersicht der slavischen Zeitschriften philologischen, litteraturgeschichtlichen und ethnographischen Inhalts.

Zeitschriften für Pädagogik und Schulgeschichte.

Neue Jahrbücher für das **klassische Altertum, Geschichte** und **deutsche Litteratur** und für **Pädagogik.** 2. Jahrgang. 3. und 4. Band.

Heft 1—3. Mogk E., Deutsche Volkskunde. — Im Anschluß an E. H. Meyers „Deutsche Volkskunde".

Vollert J., Michelangelo und Goethe. — Sieht in einer Gruppe des „jüngsten Gerichtes“ das Vorbild zu dem Vers: „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan.“

Biese A., Die Aufgaben der Litteraturgeschichte. — Bezüglich der griechischen, römischen und deutschen litterargeschichtlichen Darstellungen.

Imelmann J., Zu Goethes Iphigenie. 1. Goethe und Racine. — Iphigenie I 3 und Racine, Phädra III 2. — 2. Delphi oder Delos. — Goethe meint die Insel Delos und nennt sie mit älteren Geographen irrtümlich Delphos und Delphi (II 1, III 3, IV 4).

Fabian E., Die Errichtung eines Alumnats an der Zwickauer Schule.

Wohlrab M., Die Entsühnung in Goethes Iphigenie auf Tauris.

Zielinski Th., Die Orestessage und die Rechtfertigungsidee.

Heft 3 und 4. Böhmer A., Lernen und Leben auf den Humanistenschulen im Spiegel der lateinischen Schülerdialoge.

Heft 3. Petersdorff H. von, Die Entwicklung der deutschen Kaisersage.

Heinemann K., Der Erdgeist und seine Ende.

Fauth F., Zur pädagogischen Psychologie und Physiologie.

Landmann K., Ein Herderbuch als Schulausgabe. — Loeber: Herderbuch.

Roth F. W. E., Aus dem mittelrheinischen Humanistenkreis. — Peter und Johann Sorbillo, G. Piscator, Merstetter, Hebelin von Heimbach.

Heft 4. Treuber O., Eine neue Philosophie der Geschichte. — Barth: Philosophie der Geschichte als Sociologie.

Valentin V., Elster: Principien der Litteraturgeschichte.

Hamel W., Gellerts pädagogische Wirksamkeit.

Clemm O., Aesticampians Leipziger Abschiedsrede 1511.

Zeitschrift für die **österreichischen Gymnasien.** 50. Jahrgang.

Heft 1. Friedwagner M., Der VIII. allgemeine deutsche Neuphilologentag in Wien.

Heft 2. Werner R. M., Heinzel: Beschreibung des geistlichen Schauspiels im deutschen Mittelalter.

Singer S., Khull: Des Ritters Hans von Hirnheim Reisetagebuch 1569.

Heft 3. Arnold R. F., Busse: Novalis' Lyrik.

Heft 4. Arnold R. F., Erich Schmidt und Hartmann: Gedichte von Ludwig Uhland.

Rheinische Blätter für **Erziehung** und **Unterricht.** Band 73. Heft 1. 2.

Wahrheit und Irrtum auf dem Gebiete des Unterrichts und der Erziehung am Anfang und Ende des 19. Jahrhunderts.

Knoke M., Johannes Buno und seine emblematische Unterrichtsmethode (1617—1697).

Pädagogisches Archiv. Band 41. Heft 1. 2.

Kewitsch G., Bühnendeutsch und Schuldeutsch.

Hermann E., Das Schultheater.

Koch A., Einiges aus Schulberichten des vorigen Jahrhunderts.

Zeitschrift für **Philosophie** und **Pädagogik.** Band 6. Nr. 1. 2.

Lobsien M., Über den Ursprung der Sprache.

Willmann O., Der Neukantianismus gegen Herbarts Pädagogik.

Geyser J., Die psychologischen Grundlagen des Lehrens.

Pädagogische Studien. Band XX. Heft 1. 2.

Franke C., Über den litteraturgeschichtlichen Unterricht an Lehrerbildungsanstalten.

Mitteilungen der **Gesellschaft** für **deutsche Erziehungs-** und **Schulgeschichte.** Jahrgang 9. Heft 1.
Merkle J., Das Königliche Katharinenstift zu Stuttgart.
Treitel L., Geschichte des israelitischen Schulwesens in Württemberg.
Planck H., Das Württembergische Realgymnasium.
Hauber G., Der deutsche Unterricht an der Karlsschule. — Von 1774—1790.

Monatshefte der **Comenius-Gesellschaft.** 8. Band.
Heft 1/2. Hohlfeld P., Was ist Bildung?
Keller L., Die altevangelischen Gemeinden und der Hexenglaube.
Romundt H., Immanuel Kant.
Nachrichten: Albrecht Dürer und Hans Denk in Antwerpen um 1520. — Die Akademie des Palmbaums und der große Kurfürst.
Heft 3/4. Wyneken G. A., Kants Platonismus.
Nachrichten: Zu Lessings „Ernst und Falk". (4. und 5. Gespräch über die Freimaurerei.) — Ueber den Namen Rosenkreuzer.

Vorträge und **Aufsätze** aus der **Comenius-Gesellschaft.** 7. Jahrgang. 1. und 2. Stück.
Beck Jos. R. von, Georg Blaurock und die Anfänge des Anabaptismus in Graubündten und Tirol. Aus dem Nachlasse. Herausgegeben von J. Loserth.

Evangelische Volksschule. 12. Jahrgang. Nr. 10—18.
Wagner Hedwig, Ueberſicht über die litterarische und musikalische Entwicklung des deutschen Kirchenliedes.

Philosophische Zeitschriften.

Archiv für **Philosophie.**
I. Abteilung. Archiv für Geschichte der Philosophie. Band 5.
Heft 2. Wintzer W., Die ethischen Untersuchungen Feuerbachs.
Heft 3. Tumarkin A., Das Associationsprinzip in der Geschichte der Ästhetik.
II. Abteilung. Archiv für systematische Philosophie. Band 5. Heft 1.
Bergmann J., Seele und Leib. III.
Dessoir M., Beiträge zur Ästhetik. III. Vom Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Kunst a) bewußte Verbindung: Die Ästhetik. — S. 83 ff.: Die ästhetischen Eindrücke der Kerkerscene in Goethes Faust.
Lipps Th., Dritter ästhetischer Litteraturbericht II. A. S.

Zeitschrift für **Philosophie** und **philosophische Kritik.** 113. Band. Heft 2.
Volkelt J., Zur Psychologie der ästhetischen Beseelung.
Falckenberg, Lotzes Briefe an Ed. Zeller.
Jodl F., Fichte als Sozialpolitiker.

Philosophisches Jahrbuch. 12. Band. Heft 1. 2.
Cathrein V., Der Begriff des sittlich Guten.
Müller Josef, Komik und Humor. Bemerkungen zu der gleichnamigen Schrift von Th. Lipps.

Revue philosophique. 1899 Avril.
Dauriac L., La philosophie de R. Wagner.

Zeitschrift für **immanente Philosophie.** Band IV. Heft 1.
Marschner F., Die Grundfragen der Ästhetik im Lichte der immanenten Philosophie.

Zeitschrift für **Psychologie** und **Physiologie** der **Sinnesorgane.** XX. Heft 2/3.
Heymans G., Zur Psychologie der Komik.

Kantstudien.
Band III. Heft 1. Medicus F., Kants transscendentale Ästhetik und die nichteuklidische Geometrie.
Vorländer K., Neue Zeugnisse, Goethes Verhältnis zu Kant betreffend.
Band IV. Heft 1. Paulsen F., Kant der Philosoph des Protestantismus.
Medicus F., Zu Kants Philosophie der Geschichte mit besonderer Beziehung auf K. Lamprecht.
Neumann A., Lichtenberg als Philosoph und seine Beziehungen zu Kant.
Wentscher M., War Kant Pessimist?
Döring A., Kants Lehre vom höchsten Gut.
Lind P. von, Das Kantbild des Fürsten von Pleß. (Mit Abbildung.)

Theologische Zeitschriften.

Archiv für **Religionswissenschaft.** 2. Band. Heft 1. 2.
Höfler M., Krankheitsdämonen.
Hardy E., Glaube und Brauch oder Brauch und Glaube.

Theologische Quartalschrift. 81. Jahrgang. 2. Heft.
Sägmüller, Die Entstehung und Entwicklung der Kirchenbücher im katholischen Deutschland bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Dargestellt auf Grund der kirchlichen Gesetze.

Zeitschrift für **praktische Theologie.** 1899. Nr. 2.
Haller, Der Einfluß Straßburgs auf die Ulmer Katechismus-Litteratur.

Kirchliche Monatsschrift. XVIII. Heft 4.
Fischer E., Luthers 95 Thesen in neuer Beleuchtung.
Sternfeld R., Th. Fontane.

Theologische Studien und **Kritiken.** Nr. 2.
Clemen O., Zwei Lutherworte, mitgeteilt aus der Zwickauer Ratsschulbibliothek. Miscellen zur Reformationsgeschichte.
Kawerau G., Die Flugschrift Sepultura Lutheri 1538.

Zeitschrift für **Kirchengeschichte.** Band 19. Heft 4.
Borkowski, Mitteilungen aus dem Dohnaschen Archiv zu Schlobitten.
Friedensburg, Beiträge zum Briefwechsel der katholischen Gelehrten Deutschlands im Reformationszeitalter.
Drews, Spalatiniana.

Beiträge zur **bayerischen Kirchengeschichte.** Band 5. Heft 1—3.
Rieder O., Kirchengeschichtliches in den Zeitschriften der historischen Vereine in Bayern. (Fortsetzung.)
Kadner S., Eine akademische Rede zu Anfang des 17. Jahrhunderts.
Kawerau G., Über eine angeblich verschollene Spottschrift gegen Joh. Eck vom Augsburger Reichstage 1530.
Kolde Th., Ein unbeachteter Brief an Luther und Melanchthon.

Zeitschrift für **katholische Theologie.** XXIII. Band. Heft 1.
Schmid Franz, Der Ursprung der Sprache und die Dogmatik.

Der Katholik. 3. Folge. Band 18.
Januar. Franz A., König Friedrich II. von Preußen und die religiöse Toleranz.

Kaufmann K. M., Die monumenta ordinis fratrum praedicatorum historica.

Paulus N., Ein Beichtbüchlein für Erfurter Studenten aus dem 16. Jahrhundert.

Februar. Gotheins Heiligenkarikaturen. — Gegen seine Charakteristik des Ignatius von Loyola.

April. Mai. Weber A., Zur Streitfrage über Dürers religiöses Bekenntnis. — Ergebnis: Er war „ein treuer Katholik".

April. Falk F., Die Mainzer Bibeldrucke

Fischer-Colbrie A., Das Problem der Kultur.

Mai. Paulus N., Conrad Treger, ein Augustiner des 16. Jahrhunderts.

Falk F., Der Mainzer Vulgatadruck 1609.

Protestantische Monatshefte. 3. Jahrgang. Heft 1. 2.

Baur A., Über den Ursprung der konfessionellen Spaltung in Deutschland.

Plantiko O., Lebenszweck und Lebensauffassung.

Beweis des Glaubens.

Februar. März. April. Freybe A., Die wilde Jagd des Abfalls und das Pseudo-Evangelium des modernen Zeitgeistes in Goethes Fausttragödie.

Deutsch-evangelische Blätter. 24.

Nr. 4. Beyschlag W., Protestantisches in Goethe.

Benrath K., Die Ansiedlung der Jesuiten in Preußen.

Nr. 5. Landenberger A., Ein Blumenstrauß aus der Kinderpoesie.

Zeitschriften für Kunst und Musikgeschichte.

Zeitschrift für **bildende Kunst.** Band 10.

Heft 6. Vogel J., Zu den Bildnissen Winkelmanns. — Mit Oelbild von Oeser und Stich von Senff.

Heft 8. Koetschau K., Neues über Goethe als Radierer. — Mit 6 Radierungen.

Heft 9. Lange K., Dürers ästhetisches Glaubensbekenntnis. (Fortsetzung.)

Monatshefte für **Musikgeschichte.**

Jahrgang 30. Beilage Nr. 12. Runge P., Die Besprechung der Colmarer Sangesweisen durch Rietsch.

Jahrgang 31. Nr. 1. 2. Bossert G., Die Hofkantorei unter Herzog Christoph von Württemberg.

Nr. 2. 3. Valen. Caroline, Mozartbriefe der Donaueschinger Bibliothek.

Nr. 3—5. Hornefser A., Verzeichnis der Werke Johann Rosenmüllers.

Nr. 5. 6. Kopp A., Eine handschriftliche Liedersammlung der Königlichen Bibliothek zu Berlin. — Aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. Mit Abdruck von Texten.

Die Lyra. XXII. Jahrgang. Nr. 7. 9. 13.

Zur Erinnerung an Robert Hamerling. (Splitter aus der Werkstätte eines Hamerlingforschers.) — Darunter auch eine bisher ungedruckte Erzählung und eine Theaterkritik aus seiner Jugendzeit.

Zeitschriften für Bibliothekswesen.

Centralblatt für **Bibliothekswesen.** 16. Jahrgang.

Heft 1/2. Ehrle F., Die internationale Konferenz zur Beratung über die Erhaltung und Ausbesserung alter Handschriften.

Heft 1—5. Schubert A., Die sicher nachweisbaren Inkunabeln Böhmens und Mährens vor 1501.

Heft 5. Der gelehrte Korrektor Adrian O. S. B. der Peter Schöfferschen Druckerei zu Mainz.

Eichler F., Auch ein Wort zum Generalkatalog der österreichischen Handschriften.

Beiheft 22. Bauch G., Geschichte des Leipziger Frühhumanismus mit besonderer Rücksicht auf die Streitigkeiten zwischen Konrad Wimpina und Martin Mellerstadt.

Mitteilungen des **österreichischen Vereins** für **Bibliothekswesen.** III. 1. 2.

Weilen Alexander von, Zur Wiener Theatergeschichte. (Fortsetzung.)

Lenk H. von, Ueber den Realkatalog der k. k. Hofbibliothek.

Zeitschrift für **Bücherfreunde.**

2. Jahrgang 1898/99. Heft 10. Zobeltitz F. von, Ein Vorläufer des Psalteriums von 1457.

Fromm E., Die Buße des heiligen Hieronymus. Ein neu aufgefundener Holztafeldruck des 15. Jahrhunderts.

Heft 10. 11. Loubier J., Die Kunst im Buchdruck. Sonderausstellung im Berliner Kunstgewerbemuseum.

Luther J., Zur Bibliographie der Reformationszeit.

Mitteilungen: Schmidt Hans Georg, Eine Lutherbibel.

Heft 11. Wolkan R., Politische Karikaturen aus der Zeit des 30jährigen Krieges.

Schlossar A., Die Wiener Prachtausgaben Degens vom Anfang unseres Jahrhunderts.

Heft 12. Schmidt A., Die Bibliothek Moscheroschs.

3. Jahrgang 1899/1900. Heft 1. Zur Westen W. von, Der künstlerische Buchumschlag: Deutschland.

Schulz H., Deutsche Zeitungen über den Sacco di Roma von 1527.

Fränkel L., Brümmer: Lexikon der deutschen Dichter. — Mit Nachträgen.

Heft 2/3. Schlossar A., Taschenbücher und Almanache zu Anfang unseres Jahrhunderts. I. Deutschland.

Thiele P. E., Lutherhandschriften von 1532—1544. — Mit Faksimiles.

Hayn H., Bibliographie der Bücher mit fingierten Titeln. Ein Beitrag zur Kuriositäten-Litteratur. [Uebersehen: Grillparzers Werke, 5. Auflage 13, 163 f. A. S.]

Geiger L., Neues von, an und über Jean Paul. — Mitteilung von Briefen.

Fabricius W., Die ältesten gedruckten Quellen zur Geschichte des deutschen Studententums. II. Nochmals das Manuale scholarium. Die Depositionslitteratur.

Akademieschriften und Verwandtes.

Sitzungsberichte der königlich **bayerischen Akademie** der **Wissenschaften.** Philosophisch-philologische und historische Klasse.

1898. Band 2. Heft 2. 3. Stieve F., Zur Geschichte Wallensteins.

Wölfflin E. von, Zur Geschichte der Tonmalerei. II.

Oefele E. Freiherr von, Briefe von und an Konrad Peutinger. — Von B. Hölzl, Johann Eck, M. Molther; an Karl Peutinger.

1899. Heft 1. Baumann F. G., Die Eidgenossen und der deutsche Bauernkrieg seit dem März 1525.

Sitzungsberichte der königlichen **böhmischen Gesellschaft** der **Wissenschaften.** 1898.

Schulz V., Drobné zprávy o Albrechtu z Valdštejna z let 1626 až 1633. (Kleine Mitteilungen über Albrecht von Wallenstein aus den Jahren 1626—1633.)

Mitteilung Nr. IX der **Gesellschaft** zur Förderung **deutscher Wissenschaft, Kunst** und **Litteratur** in **Böhmen.**

Hauffen A., Fünfter Bericht über den Fortgang seiner Sammlung der volkstümlichen Überlieferungen in Deutsch-Böhmen (Januar 1899). — S. 7 ist eine mundartliche Fassung der weit verbreiteten Sage vom Teufel in der Kirche aus dem böhmischen Adlergebirge mitgeteilt. Ueber die Wanderungen und Parallelen dieser Sage hat gehandelt Bolte in der Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte 11, 249—266.

Jahrbücher der Königlichen Akademie gemeinnütziger **Wissenschaften** zu **Erfurt.** Neue Folge. Heft 24.

Heinzelmann W., Goethes Odendichtung aus den Jahren 1772—1782. Vortrag.

Berichte des Freien **Deutschen Hochstiftes** zu **Frankfurt** am Main. Neue Folge.

Band 14. Heft 2—4. Koch M., Neuere Goethe- und Schillerlitteratur. XV. XVI. — Mehrere Ergänzungen zu Goethes Gesprächen. — Macht S. 296 f. bei der Besprechung des Jahrbuchs der Grillparzer-Gesellschaft Band 7 auf eine Äußerung Hases über das Kreuz im Kolosseum aufmerksam. — S. 391. Zur Erklärung von Goethes Gedicht „Grenzen der Menschheit“.

Heft 2. Ziehen J., Die Standbilder Schillers.

Heft 3/4. Friedberg E., Caspar Scheuren.

Band 15. Heft 1. Waldberg M. von, Goethe und die Empfindsamkeit. Neue Einflüsse auf den Werther nachgewiesen. A. S.

Nachrichten von der Königlichen **Gesellschaft** der **Wissenschaften** zu **Göttingen.**

Heft 1. Frensdorff F., G. A. von Münchhausens Berichte über die Kaiserwahl des Jahres 1742.

Schröder E., Die Berner Handschrift des Matthias von Neuenburg.

Göttingische gelehrte Anzeigen. 1898.

Nr. 7. Seuffert B., Kettner: Schillers dramatischer Nachlaß. — Mit sehr wertvollen Bemerkungen.

Nr. 8. Liliencron R. von, Bettelheim: Biographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog. I. — Mit einer bedeutsamen Charakterisierung der Zwecke und Ziele der „Allgemeinen deutschen Biographie“ im Gegensatze zum Nekrologe.

Nr. 10. Loserth J., Franz: Der Magister Nikolaus Magni de Jawor.

Nr. 12. Muncker F., Waniek: Gottsched. — Mit einzelnen Berichtigungen und Nachträgen.

Sitzungsberichte der königlich **preußischen Akademie** der **Wissenschaften** zu Berlin.

1898. XXXII. Gerhardt, Über die vier Briefe von Leibniz, die Samuel König in dem Appel au public, Leide MDCCLIII, veröffentlicht hat.

LI. Weinhold K., Ueber syntaktische Erscheinungen in der schlesischen Mundart.

Sitzungsberichte der philosophisch-historischen Klasse der kaiserlichen **Akademie** der **Wissenschaften** in Wien.

Band 139 (1898), Band 140 (1899). Schönbach A. E., Studien zur Erzählungslitteratur des Mittelalters. 1. Teil. Die Reuner Relationen (S. 10. Hamlet; S. 24. Erasmus Francisci „Höllischer Proteus"; S. 79 ff. Ueber Necromantie, Zauberbücher; S. 85. Teufelsbündnis) — 2. Teil. Die Vorauer Novelle (S. 92. „Noch aus einem anderen Grunde darf dieses Fragment ein stärkeres Interesse beanspruchen: mit ihm erscheint — vielleicht nur für einen Augenblick — zum ersten Male das Faustproblem in der Litteratur des Mittelalters und zugleich auf dem Boden Deutschlands."

Band 140 (1898). Briefe des Dichters Johann Baptist von Alxinger, herausgegeben von G. Wilhelm. 57 Briefe Alxingers an Boie, Böttiger, Brockmann, Göschen, Herder, A. G. Meißner, Nicolai, Reinhold, Wieland und mehrere Ungenannte; je ein Brief von Böttiger, Nicolai und Meißner an Alxinger. In dem Verzeichnis der sonst gedruckten Briefe Alxingers S. 2 fehlen die Briefe an F. L. W. Meyer (Zur Erinnerung an F. L. W. Meyer 2, 5) und an G. Fr. Treitschke (Frankls Sonntagsblätter 1847, Nr. 29.). A. S.

Zeitschriften für Volkskunde.

Zeitschrift des **Vereins** für **Volkskunde**. Band 9.

Heft 1. 2. Schwartz W., Heidnische Ueberreste in den Volksüberlieferungen der norddeutschen Tiefebene.

Meyer R. M., Eine Gesamtdarstellung des deutschen Volkstums. — Hans Meyer: Das deutsche Volkstum.

Drechsler P., „O laß mich doch hinein, Schatz!" Vergleichung eines schottischen und eines schlesischen Volksliedes.

Tienken A., Kulturgeschichtliches aus den Marschen am rechten Ufer der Unterweser.

Landau A., Holekreisch. — Versuch deutsche Kinderlieder durch einen jüdischen Namengebungsbrauch zu erklären und mit Holle in Verbindung zu bringen.

Raff Helene, Geschichten aus dem Etschland und dem Stubai.

Beck H., Niederdeutsche Sprüche und Redensarten aus Nordsteimke in Braunschweig.

Hein W., Das Huttlerlaufen. — Ein salzburgischer Faschingsbrauch. Mit Abbildungen.

Eysn Marie, Das Frautragen im Salzburgischen. — Marienlieder.

Prato St., Vergleichende Mitteilungen zu Hans Sachs' Fastnachtspiel „Der Teufel mit dem alten Weib".

Kleine Mitteilungen: Schell O., Dreikönigs- und Fastnachtslieder vom Niederrhein. — Fränkel L., Das Sommertags- oder Stabansfest in der Pfalz.

Petsch R., Küffner: Die Deutschen im Sprichwort.

Das **deutsche Volkslied**. Zeitschrift für seine Kenntnis und Pflege. 1. Jahrgang.

Eine von Josef Pommer und Hans Fraungruber begründete Zeitschrift, die den schönen Zweck verfolgt, die Kenntnis des echten deutschen Volksliedes weiteren Kreisen zu vermitteln und seine sachverständige Pflege zu fördern. Die Herausgeber setzen sich also neben einer populärwissenschaftlichen Aufgabe auch die praktische, darauf hinzuarbeiten, daß echte Volkslieder gesammelt, veröffentlicht und mit einem entsprechenden einfachen musikalischen Satze von Gesangsvereinen gesungen werden.

Heft 1/2. Pommer J., Was wir wollen.
Fraungruber H., Wie der Steirer singt.
Pommer J., Florian und Lene, Volkslied aus Tirol.
Pommer J., Das Gefühl als Richter in Sachen des Volksliedes.

Mitteilungen und Umfragen zur **bayerischen Volkskunde.**

4. Jahrgang Nr. 4. Petsch R. Ein Rätselmärchen auf der Wanderung.
5. Jahrgang Nr. 1. Brenner O., Sankt Mäha. — Nicht St. Mäher, sondern Abkürzung aus St. Bartholomäus.

Zeitschrift für **österreichische Volkskunde.**

Jahrgang 4. Heft 11/12. Bünker J. R., Niederösterreichische Schwänke, Sagen und Märchen. (Schluß.)
Marx A., Aus dem Leben des steierischen Volkes im Mürzthal. Die Hochzeit. Kleine Spott- und Trutzlieder.
Röttinger H., Deutsche Haussprüche aus Tirol.
Kleine Mitteilungen: Vrbka A., St. Wolfgangssage in Gnadtersdorf bei Znaim. — Ankert H., Die Sage von der Geistermesse. — Peiter W., Volkstümliche Tierheilkunde im Hocherzgebirge.
Bibliographie: Hittmaier A., Salzburg. — Hauffen A., Deutsch-Böhmen.
Jahrgang 5. Heft 1/2. Tappeiner F., Einige ethnologische und anthropologische Aufzeichnungen über die Bewohner des Oetz- und Schnalserthales.
Bibliographie: Schlossar A., Steiermark 1895—1896.
Heft 3/4. 5/6. Weissenhofer R., Jugend- und Volksspiele in Niederösterreich.
Marx Marie, Lieben und Hassen des jungen Bauernvolkes im Mürzthale. — Mit Vierzeilern.
Kleine Mitteilungen: Branky F., Glocken-Inschriften aus Kruman.
Petak A., Grabschriften aus Leonding in Oberösterreich.
Kleine Mitteilungen: Branky F., Glockeninschriften aus Kruman. — Moses H., Die unglücklichen Tage des Jahres. — Blümml E. und Höfer H., Die Beziehungen der Pflanzen zu den Kinderspielen in Niederösterreich. — Ankert H., Der Mond im Glauben des nordböhmischen Volkes.

Blätter für **Pommersche Volkskunde.** 7. Jahrgang. Nr. 3—8.

Haas A., Erinnerungs- und Vivat-Bänder.
Brank A., Volkslieder und Kinderreime aus Pommern.
Schwank und Streich aus Pommern.
Knoop O., Allerhand Volkstümliches über die Haustiere.
Die Heinzelmännchen zu Falkenburg.
Knoop O., Allerhand Reime aus Pommern.
Haas A., Fastnachtsgebräuche in Pommern.
Volksmärchen aus Pommern.
Die Entheiligung des Feiertages und die Gotteslästerung in der pommerschen Sage.
Die Vornamen in Pommern.
Kleine Mitteilungen.

Mitteilungen des Vereins für **sächsische Volkskunde.** Nr. 8—10.

Helmolt, Volkstümliches aus Breitenau bei Lauenstein. — Mit Spinnstubenliedern.
Junghanns E., Beitrag zur volkstümlichen Sitte aus dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts.
Störtzner, Noch einmal das Koberchen.
Wiechel H., Haussprüche und Inschriften im Erzgebirge.
Volkslieder.
Mann, Reime und Sprüche in Oberlausitzer Mundart.

Schweizerisches Archiv für **Volkskunde.** Jahrgang 3. Heft 1. 2.

Stückelberg E. A., Translationen in der Schweiz. — Ueber Kulte, Reliquienverehrung, Translationsfeste.

Hoffmann-Krayer E., Luzerner Akten zum Hexen- und Zauberwesen.

[Hoffmann-Krayer], Bibliographie über schweizerische Volkskunde für das Jahr 1898.

J. M., Die arme Gred. Volkslied aus Luzern.

Hoffmann-Krayer E., Ein Stück Aberglauben in Basel aus 1705.

Ithen Anna, Erinnerungen aus der Pestzeit im Volksmunde.

Keßler G., Zwei Besegnungen.

Hoffmann-Krayer E., Das Würgen am Namenstag oder Geburtstag.

Miscellen: Meier John, Die Verbreitung der Schnaderhüpfel und des Jodlers in der Schweiz. — Stückelberg E. A., Über die Krippenverehrung. Von dem bösen Geist zu Appenzell. — Socin A., Ortsnamen und Siedlungsgeschichte. (Referat.)

Ons Volksleven. Tijdschrift voor Taal-, Volks- en Oudheidkunde. 11e Jaargang. Aflevering 1—6.

Haron A., De Roos in het Volksgeloof en Volksgebruik. (Vervolg.)

Sint-Marten, Volksgebruiken en Liederen 7.

Van den Broeck en d'Hooghe A., Kinderspelen uit het Land van Dendermonde.

Haron A., Bijgeloof Volksmeeningen, Gebruiken en Zegswijzen te Maastricht. (Vervolg.)

Van den Zeekant, Sagen, Volksgebruiken, Kinderrijmen.

Zeitschriften für Geschichte, Geographie und Kulturgeschichte.

Zeitschrift für **Kulturgeschichte.** Band 6.

Heft 3. 4/5. Zinck P., Studentisches Leben in Leipzig zur Zeit des Kurfürsten August (1553—1586).

Kamann J., Briefe aus dem Brigittenkloster Maihingen (Maria-Mai) im Ries 1516—1522. I.

Achelis Th., Rousseaus Weltanschauung.

Breysig K., Die Entwicklung der europäischen Völkergesellschaft und die Entstehung des modernen Nationalismus. Ein sozialgeschichtlicher Versuch. I.

Bibliographie. 1897 (Schluß). 1898. I.

Historische Zeitschrift. 82. Band.

Heft 2. Meinecke F., Die Gedanken und Erinnerungen Bismarcks.

Heft 3. Oncken H., Sebastian Franck als Historiker.

Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland. Band 123.

Heft 1. Nostitz-Rieneck R. von, Moderne Weltanschauung und katholische Renaissance.

Heft 2. 3. Endres, Ein geistlicher Fürst des 18. Jahrhunderts. — J. B. Kraus, Fürstabt von St. Emmeram zu Regensburg.

Heft 5. 6. Neue Arbeiten über das Jesuitendrama. — Über Abhandlungen A. Dürrwächters.

Heft 5. $\alpha\beta$. Eine neue Tetzel-Biographie. — N. Paulus: Johann Tetzel.

Heft 10. F. B., Der junge Eichendorff. — A. Krüger: Eichendorff.

Heft 11. Deutschtum und Luthertum.

Neßler, Aus der neueren Litteratur Tirols. —

Geschichtsblätter des deutschen Hugenotten-Vereins. VIII. Zehnt.

Heft 1. Cuno Fr. W., Geschichte der wallonisch-reformierten Gemeinde zu Hanau a. M.

Heft 2. Tollin, Die Hugenotten am Hofe zu Lüneburg und das Edikt Georg Wilhelms.

Heft 3. Märkt, Die Waldensergemeinde Serres in Württemberg

Heft 4. Bonin, Aktenmäßige Geschichte der Siedelung Neu-Kelsterbach.

Heft 5. Tollin, Die hugenottischen Pastoren von Lüneburg.

Heft 6. Heußner Rud., Chronik der französischen Kolonie Schwabendorf. A. S.

Zeitschrift für **Social-Wissenschaft.** II. Jahrgang.

Heft 2. Lamprecht K., Wandlungen in der Auffassung der Aufgaben der Geschichtswissenschaft.

Heft 3. Achelis Th., Die Philosophie in ihrer Erneuerung durch Sociologie und Psychologie.

Heft 5. Rein W., Ueber Stellung und Aufgabe der Pädagogik an der Universität.

Lippert J., Bemerkungen zu von Treitschkes Politik.

Erläuterungen und **Ergänzungen** zu **Janssens Geschichte** des **deutschen Volkes.** I. Band. 4. Heft.

Lemmens L., P., Pater Augustin von Alfeld († um 1532). Ein Franziskaner aus den ersten Jahren der Glaubensspaltung in Deutschland. A. S.

Globus. Band 75.

Nr. 9. Zemmrich J., Deutsches und französisches Volkstum in der Schweiz.

Nr. 17. Born P., Die sprachlichen Verhältnisse in der Schweiz.

Zeitschrift des deutschen und österreichischen **Alpenvereins.** Band 29. 1898.

Zwiedineck-Südenhorst H. von, Die Ostalpen in den Franzosenkriegen. II.

Strele R. von, Wetterläuten und Wetterschießen. Eine kulturgeschichtliche Studie.

Kübler A., Das Tannheimer Thal. Ethnographische Skizze. — Sitten und Gebräuche. Sagen. Namenkunde.

Historische Provinzial- und Lokalzeitschriften.

Alemannia. Jahrgang 26. Heft 3.

Schmidt Friedrich, Geistliches Gespräch zwischen einer Fürstin und einer Krämerin von einem Paternoster aus Edelsteinen. Eine Handschrift des 15. Jahrhunderts.

Bohnenberger K., Mundartgrenzen und die Nordgrenze der alemannisch-schwäbischen Mundart.

Meyer Johannes, Ueber die Betonung des verstärkenden zu.

Heilig O., Mittel aus dem 16. Jahrhundert (1554) gegen Kröten, Schlangen, Würmer, Nattern u. s. w. im Leibe. Aus dem Cod. Pal. 264.

Beck P., Lied eines kaiserlichen Wurmserischen Husaren. Beim Marsch nach den Niederlanden im Jahre 1785.

Beck P., Der Orden der „Verrückten Hofräthe“. Ein Goethe-Kuriosum. — Von diesem (Anfang des 19. Jahrhunderts in Frankfurt am Main gestifteten) Orden erhielt auch Goethe ein Ernennungsdekret mit dem Denkspruche: ob orientalismum occidentalem.

Unseld W., Schwäbische Findlinge. — Sprüche und Redensarten.

Weech Fr. von, Deutsche Verse aus dem Cod. chart. XXVI b/49 des Stiftsarchivs zu St. Paul im Lavantthal (Kärnten), einem Formelbuch, meist schweizerischen Inhalts aus dem 17. Jahrhundert.

Baltische Monatsschrift, April 1899.

[Diederichs H.], Zur Biographie des Dichters Jacob Lenz. — Willkommene Mitteilungen aus dem Nachlasse Dumpfs. Briefe des Bruders Ch. G. Lenz an Dumpf aus den Jahren 1816/17 mit einer ausführlichen Schilderung der Heimholung des Dichters. — Pastor Georg Gottfried Marpurg an Dumpf 1815 über eine vorübergehende Liebe des Dichters. — Drei Briefe des Dichters an den Bürgermeister von Dorpat F. K. Gadebusch 1780/1. — Dumpfs Briefwechsel mit Tieck 1820/1. A. S.

Schriften des Vereins für Geschichte des **Bodensees** und seiner Umgebung. 27. Heft.

Lunglmayr, Die Orts- und Flurnamen des Amtsgerichtsbezirkes Lindau.

Leiner O., Die Mitglieder des Konstanzer Rates von 1550—1800.

Mitteilungen des Vereins für Geschichte des Deutschen in **Böhmen.** Jahrgang 37.

Nr. 3. Hauffen A., Die deutsch-böhmische Litteratur am Beginn des 19. Jahrhunderts. — Zusammenfassende Besprechung des von A. Sauer in Goedekes Grundriß [2] bearbeiteten § 298. Böhmen.

Horčička A., Die Beziehungen Adalbert Stifters zu der Familie Kaindl. — Mit ungedruckten Beilagen: vier Briefe und zwei Gelegenheitsgedichte.

Nr. 4. Mayer W., Wallensteins letztes Quartier.

Simon J., Aus der Geschichte der Egerer Lateinschule unter Rektor Goldammer.

Der Böhmerwald. Monatsschrift. 1. Jahrgang. Heft 1—6.

Urban M., Heiratsgeschichte des Thomas Reinl von Stockhäusln. — Ein Volksstück unbekannten Verfassers in nordgauischer Mundart aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts.

Schacherl A., Sagen aus dem Böhmerwalde.

Schreiber H., Die Pflanzen im Liede der Böhmerwäldler.

Meßner P., Josef Meßner, Ein Dichterbild aus dem Böhmerwalde.

Unsere Böhmerwaldschriftsteller. 1. Anton Schott. 2. Paul Meßner. 3. Heinrich Swoboda.

Brandenburgia. Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg zu Berlin. VII. Jahrgang.

Nr. 1. Lemke E., Volkstümliches und Kulturgeschichtliches aus der Pflanzenwelt der Mark Brandenburg.

Nr. 2. Friedländer M., Ueber deutsche Volkslieder. — Referat.

Nr. 8. Mielke R., Der Neidkopf. — Der an alten Häusern zuweilen angebrachte Neidkopf bezweckt Abwehr vor einer Schädigung. Entsprechende alte gereimte Haus-Inschriften werden mitgeteilt. (Nachträge dazu Nr. 9.)

Euler C., Das Königliche Joachimsthalsche Gymnasium.

Braunschweigisches Magazin. 4. Band 1898.

Eggeling O., Ein Studiosus aus dem letzten Jahrzehnt der Universität Helmstedt. — Briefe aus Helmstedt von dem nachmaligen Pariser Orientalisten und Bibliothekar Karl Benedict Hase.

Saftien K., Römische Propaganda in Hannover während der Regierung Johann Friedrichs 1665—1679.

Mack H., Der Prozeß Claus, ein Stimmungsbild aus der Franzosenzeit.

[Zimmermann P.], Zum Gedächtnis Hoffmanns von Fallersleben. — Seine Versuche, die Bibliothekarsstelle in Wolfenbüttel zu erlangen. Abdruck eines Briefes vom 7. Januar 1831 und zweier Gelegenheitsgedichte.

Andree R., Johannes Spring von Scheppau, der braunschweigische Jakob Sackmann. — Charakterisiert die niederdeutschen Predigten dieses 1667 verstorbenen derben Kanzelredners.

Schüddekopf K., F. W. Zachariä in Braunschweig. 1. Zachariä und Johann Adolf Schlegel. — Mit Briefen Zachariäs. 2. Zachariä und Gleim. — Brief des Ersteren 10. Oktober 1766. 3. Zachariä als Buchhändler.

Voges B., Der Plan einer Verlegung der Helmstedter Universität nach Wolfenbüttel im Jahre 1790.

Zimmermann P., Zum 25jährigen Bestehen des Braunschweig-Wolfenbüttelschen Geschichtsvereins.

Schütte O., Märchen und Sagen. Volksreime. Rätsel im Braunschweiger Lande gesammelt. Kinderlieder. 1. Wiegenlieder. 2. Auszählreime. Dorfneckereien. Frühere Hochzeitsbräuche.

Schattenberg H., Das Hänseln im Braunschweigischen. Noch ein Lied vom Schäfer und Edelmann.

Schüddekopf K. und Brandes W., Zum Helmstedter Studenten A B C.

Andree R., Helmstedter Studenten-Ulk.

Knoll F., Mißverstandene Flurnamen.

Beck H., Hans Würth. Ein Bild aus Nordsteimkes Vergangenheit. — Am Ausgang des 17. Jahrhunderts.

Heinemann O. von, Herzog Julius von Braunschweig und seine Navigationspläne.

Damköhler E., Was bedeutet der Name Rübeland? — Relluwe = grindig, schorfig, also „Schorfland."

Hinkel J., Wie die Trautensteiner vor Zeiten den Steigern einmal ein Kind geborgt haben. — Aus dem Trautensteiner Kirchenbuche zum Jahre 1711.

Wagner W., Heinrich Köhler, Hofschauspieler 1845—1898.

Koldewey F., Die Titulatur des höheren Lehrerstandes im Herzogtum Braunschweig. In ihrer geschichtlichen Entwickelung dargestellt.

Beiträge zur Geschichte **Eisenachs.** IX. 2. Heft.

Kahle K., Aus Eisenachs guten und bösen Tagen. 2. Heft. 1811—1820.

Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von **Erfurt.** 20. Heft.

Oergel G., Das Kollegium zur Himmelspforte von der Reformation bis zur Reduktion 1521—1664.

Pick A., Briefe des Professors J. B. Siegling in Erfurt an den Feldmarschall Grafen Neidhardt von Gneisenau.

Meder P., Der Schwärmer Esajas Stiefel. Ein kulturgeschichtliches Bild aus Erfurts alter Zeit.

Archiv für **Frankfurts** Geschichte und Kunst. 3. Folge. 6. Band.

Müller B., Sebastian Furck, Kupferstecher und Kontrafaiter von Frankfurt a. M.

Kracauer J., Frankfurt am Main und die französische Republik 1802—1803.

Falk F., Zur Biographie der Frankfurter Reformatoren M. Ambach, J. Bernhard und Th. Sartorius.

Jung R., Archivalische Findlinge. (Familienforschung vor 300 Jahren. Gedicht auf J. Ch. Senckenberg 1772.)

Zeitschrift der Gesellschaft für Beförderung der Geschichts-, Altertums- und Volkskunde von **Freiburg,** dem Breisgau und den angrenzenden Landschaften. 14. Band.

Wengen F. von, Die Belagerung von Freiburg im Breisgau. Tagebuch des österreichischen Kommandanten Feldmarschalllieutenants von Harrsch.

Zeitschrift des Vereins für **Hamburgische Geschichte.** Band X. 3. Heft.

Schäfer E., Zur Geschichtschreibung des Albert Krantz.

Obst A., Die Familie Lappe.

Zeitschrift des **Harzvereins** für **Geschichte** und **Altertumskunde.** XXXII. Jahrgang. Erste Hälfte.

Drees H., Geschichte des fürstlichen Gymnasiums, der Oberschule, zu Wernigerode.

Jacobs E., Johann Liborius Zimmermann. (Nachträge).

Jacobs E., Freudenfeiern und Plünderung auf Schloß Wernigerode 1621—1623.

Jacobs E., Die Brockenfahrten zur Pietistenzeit.

Jacobs E., Des Dichters Gleim Wunschgebet zum Geburtstage der Gräfin Christiane Anna Agnes zu Stolberg-Wernigerode, geborenen Prinzessin zu Anhalt-Cöthen namens der Ihrigen. 1788. — Nach des Dichters Handschrift. Das Gebet ist in Reimen.

Neue Heidelberger Jahrbücher. Jahrgang 8. Heft 2.

Hausrath A., Luthers Thesenstreit.

Schneegans F. E., Die Abtei Thélème in Rabelais' Gargantua.

Quartalblätter des historischen Vereins für das Großherzogtum **Hessen.** II. Band 1898. 2. Vierteljahrsheft.

Nick G., Goethes Vater als Giessener Doktorand.

Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Altertumskunde zu **Homburg** v. d. Höhe. 6. Heft.

Schulze Ernst, Beiträge zur Lebensgeschichte des Erbprinzen Friedrich Josef von Hessen-Homburg und seiner Geschwister.

Zeitschrift des Vereins für **Lübeckische Geschichte** und **Altertumskunde.** Band 8. Heft 1.

Tesdorpf O., Das Hauptregistratur- oder Sekretbuch des Lübecker Syndikus Dr. Joachim Carstens. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des 17. Jahrhunderts mit einem Urkunden-Anhange.

Hoffmann M., Zum Gedächtnis C. F. Wehrmanns. Verzeichnis seiner Schriften.

Jahresberichte des **Museumsvereins** für das Fürstentum **Lüneburg** 1896/98. (1899).

Görges W., Bericht über eine Reise von Lüneburg nach Orléans im Jahre 1547.

Zeitschrift des Vereins für die **Geschichte Mährens** und **Schlesiens.** 3. Jahrgang.

Heft 1. 2. Lechner K., Beiträge zur Frage der Verläßlichkeit des „Codex diplomaticus et epistolaris Moraviae". (Fortsetzung.)

Loserth J., Justus Frey, ein bisher unbekannter Dichter Mährens in der vormärzlichen Zeit.

Schulz H., Neue Briefe Karls von Zierotin an Hartwich von Sitten aus den Jahren 1610—1612.

46. **Jahresbericht** des historischen Vereins für **Mittelfranken.** 1898.

Sax J., Musik und Theater in der fürstbischöflichen Residenzstadt Eichstätt bis zum Jahre 1802. A. Musik. B. Musik in Verbindung mit dem Theater. C. Theater. — Der Beginn des Theaters fällt in die Zeit nach dem Einzuge der Jesuiten 1614. Verzeichnis von Aufführungen für 1774—1799. Gründung einer „vereinigten Kasino- und Theatergesellschaft" 1816.

Jahrbuch der historischen Gesellschaft für den **Netzedistrikt.**

Aus dem Tagebuche des Baurates Peterson in Bromberg. — Schildert die Kriegsereignisse des Jahres 1806.

Oberbayerisches Archiv für **vaterländische Geschichte.** 50. Band. Ergänzungsheft.

Lindner P., Familia S. Quirini in Tegernsee. Die Äbte und Mönche der Benediktiner-Abtei Tegernsee von den ältesten Zeiten bis zu ihrem Aussterben (1861) und ihr litterarischer Nachlaß. II. Teil.

Mitteilungen des **Oberhessischen Geschichtsvereins.** Neue Folge. 8. Band.

Hepding H., Volkskundliches aus Großen-Linden. — Beantwortung des hessischen Fragebogens mit einer Vorbemerkung von Otto Behaghel.

Herrman F., Der Dorfname „Götzen".

Zeitschrift für die Geschichte des **Oberrheins.** Neue Folge. Band 14.

Heft 1. Obser K., Zur Geschichte der badischen Presse in der Rheinbundszeit.

Kern R., Ein unbekannter Brief Melanchthons. — An Andreas Lamperti in Schweinfurt 1548 in Schulangelegenheiten. Lateinisch.

Heft 2. Bossert G., Zur Biographie des Dichters Valentin Boltz von Ruffach.

Krieger A., Ein lateinisches Gedicht auf den Abt Laurentius von Altdorf und Ettenheimmünster.

Winkelmann A., Badische Geschichtslitteratur des Jahres 1898.

Wild K., Eine Denkschrift Boyenburgs über die Errichtung eines polytechnischen Institutes zu Mainz 1669.

Mitteilungen des Vereins für **Geschichte** und **Landeskunde** von **Osnabrück.** 23. Band. 1898.

Bär und Runge, Die Schriften Johann Karl Bertram Stüves.

Droop, Plattdeutsche Sprichwörter aus Osnabrück.

Runge, Johann Ägidius Rosemann, genannt Klöntrup, der Osnabrücker Jurist, Dichter und Sprachforscher.

Archiv für **österreichische Geschichte.** 85. Band. 1898.

Krones F. von, Das Cisterzienserkloster Saar in Mähren und seine Geschichtschreibung.

Bibl V., Nidbruck und Tanner. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte der Magdeburger Centurien und zur Charakteristik König Maximilians II.

Mitteilungen des **Instituts** für **österreichische Geschichtsforschung.** Band 20. Heft 1.

Levinson A., Thomas Ebendorfers Liber pontificum.

Tadra F., Zur Lebensgeschichte Johanns von Gelnhausen, Registrators der Kanzlei Kaiser Karls IV.

Prem S., Murko: Deutsche Einflüsse auf die Anfänge der böhmischen Romantik.

Fontes rerum Austriacarum. 2. Abteilung. Band L.

Loserth J., Akten und Korrespondenzen zur Geschichte der Gegenreformation in Innerösterreich unter Erzherzog Karl II. (1587—1590).

Erstes Jahrbuch der **deutsch-österreichischen** Schriftsteller-Genossenschaft.

Gruß Adolf (E. Thurn), Meine Erinnerungen an Heinrich Laube.

Schrattenthal K., Eine Dichterin aus Alt-Wien (Gabriele von Baumberg-Bacsányi). Gedenkblatt.

Rewald J. von, Das Breitenfeld und die Schotten. Monographie einer Wiener Vorstadt. A. S.

Zeitschrift der **Historischen Gesellschaft** für die Provinz **Posen.** 14. Jahrgang. Heft 1/2.

Bartolomäus R., Die Provinz Posen auf dem Frankfurter Parlament.

Prümers R., Tagebuch Adam Samuel Hartmanns über seine Kollektenreise 1657—1659.

Neujahrsblätter. Herausgegeben von der Historischen Kommission der Provinz **Sachsen.**

Schiller in Lauchstädt im Jahre 1803. Unter Benützung eines vom Major z. D. O. E. Seidel hinterlassenen Manuskripts dargestellt von Alb. Pick.

Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Alterthum **Schlesiens.** 33. Band.

Staender, Die Handschriften der Königlichen und Universitätsbibliothek zu Breslau.

Bauch G., Breslau und Pestalozzi. Nach aktenmäßigen Quellen.

Schulz H., Stammbücher eines schlesischen Fürsten und eines Breslauer Bürgers. — 1. Herzog Karl Friedrich von Münsterberg-Oels. Eintragungen: 1618—1646. 2. Georg Hänsel. 1609—1634. Mit deutschen Sprüchen.

Zeitschrift der Gesellschaft für **Schleswig-Holsteinische Geschichte.** 28. Band.

Hagen P., Briefwechsel zwischen H. C. Boie und J. B. Köhler. Neue für Boies Anfänge wichtige Briefe an den Kieler Professor Johann Bernhard Köhler aus den Jahren 1768 und 1769 und ein Brief Köhlers. Nach S. 306 und 333 war Boie seit dem 6. Band, also seit Juli 1768 an der Redaktion der Hamburger Unterhaltungen beteiligt. A. S.

Diöcesanarchiv von **Schwaben.** Jahrgang 17. Heft 1. 2.

Schön Th., Geschichte des Theaters in Ulm. 1. Das Komödienhaus und die Komödianten in Ulm. — Am 18. Oktober 1572 erhalten fremde Personen das Recht, das Stück „Himmelreich" aufzuführen. Von 1594—1694 wiederholt Aufführungen englischer und holländischer Komödianten. Von 1712—1780 spielen deutsche Wandergesellschaften im Wagenhaus. Die Daten der Aufführungen und Namen der Gesellschaft sind verzeichnet. Berichte über den Bau des neuen Theaters 1781. Genaue Angaben über die Gesellschaften und den Spielplan bis 1800.

Zeitschrift des historischen Vereins für **Schwaben** und **Neuburg.** 25. Jahrgang 1898.

Dürrwaechter A., Der Füßener Totentanz und sein Fortleben. Mit Abbildungen.

Werner L., Eine vergessene Größe. Therese Huber 1764—1829.

Korrespondenzblatt des Vereins für **siebenbürgische Landeskunde.** 22. Jahrgang.

Nr. 1. Schullerus Pauline, Sächsische Volksmärchen aus Alzen.

Wonner A., Zur Volkskunde aus Zied. (Fortsetzung.)

Nr. 2. Müller H., Sächsisches Bauern-Vaterunser. Anfang des 18. Jahrhunderts.

Nr. 3. 4. 5. Croner K., Gespensterspuk und Hexenglaube in Kl.-Bistritz.

Beiträge zur Kunde **steiermärkischer Geschichtsquellen.** 29. Jahrgang.

Mayer F. M., Des Bildhauers Franz Ferdinand Ertinger Beschreibung seiner Reisen 1690—1694.

Zwiedineck Hans von, Das gräflich Lambergsche Familienarchiv zu Schloß Feistritz bei Ilz. II.

Zeitschrift für **vaterländische Geschichte** und **Altertumskunde.** Herausgegeben von dem Verein für Geschichte und Altertumskunde **Westfalens.** 56. Band.

1. Abteilung. Wormstall A., Das Schauspiel zu Münster im 16. und 17. Jahrhundert. — Auf Grund der Akten des Stadtarchivs. Von 1601—1647 wiederholt Nachrichten über englische Komödianten. 1646 französische, 1647 holländische Komödianten. Von 1647 ab Nachrichten über deutsche Komödianten.

J. F., Zur Geschichte des Turnens in Münster. 1819.

2. Abteilung. Richter W., Ferdinands von Fürstenberg Bildungsgang und litterarische Thätigkeit.

Zeitschrift des **westpreußischen** Geschichtsvereins. Heft 40.

Arnold R. F., Drei politische Gedichte aus der Zeit des polnischen Erbfolgekrieges. (Nachträge.)

Allgemeines.

Deutsche Rundschau. Jahrgang 25.

Januar. Stein L., Die menschliche Gesellschaft als philosophisches Problem.

Rodenberg J., Conrad Ferdinand Meyer zum Gedächtnis.

Februar - April. Huch Ricarda, Studien zur Romantischen Schule. I. Karoline. — Wendet auf sie Friedrich Schlegels Wort aus der Lucinde an: „Der stärkste Beweis für ihre innere Vollendung ist ihre heitere Selbstzufriedenheit.“ II. Die Gebrüder Schlegel. — III. Das Athenäum. — „Im Athenäum liegt der Keim zu Allem, was die Romantik bringen sollte.“

März. Mai. Frey A., Aus Conrad Ferdinand Meyers Leben. I. Die Vorfahren. II. Jugendjahre. — Mit Proben von poetischen Erstlingen.

März. Zabel E., Friedrich Spielhagen.

Hartwig O., Zur deutschen Biographik. — Bettelheim: Biographisches Jahrbuch.

April. Paulsen F., J. G. Fichte im Kampf um die Freiheit des philosophischen Denkens.

Mai. Grimm Hermann, Heinrich und Heinrichs Geschlecht. — Ueber Wildenbruch.

Nord und Süd. Band 88.

Januar. Henzen W., Carl Reinecke.

Kroll E., Französische Forschungen über die Quelle zu Goethes Natürlicher Tochter. — Bréal: Deux Études sur Goethe.

Friedmann E., Briefe von Georg Ebers.

Februar. Moeller-Bruck A., Richard Dehmel.

März. Bienenstein K., J. J. David.

David J. J., Richard Heinzel. — Begrüßungsgedicht.

Biedermann K., Zeit- und Lebensfragen aus dem Gebiete der Moral. IV. Ist der Mensch in seinen Entschließungen und Handlungen frei oder unfrei? (Willensfreiheit oder Determinismus)?

März—April. Funck-Brentano F., Die Bastille in der Legende und nach historischen Dokumenten.

April. Glaser J., Max Halbe.

Castle E., Heilige Liebe. — Ueber das Verhältnis zwischen Lenau und Sophie Löwenthal.

Deutsche Revue. Jahrgang XXIV.

Januar—März. Meyer-Krämer R., Jakob Burckhardt und Gottfried (und Johanna) Kinkel. Ungedruckte Briefe.

Philippson M., Die Zeit um 1870 in parlamentarischer Beleuchtung. Aus Forckenbecks Briefen an seine Gemahlin.

Groth Klaus, Wie mein Quickborn entstand.

April. Sadger J., War Goethe eine pathologische Erscheinung? — Der Verfasser bejaht diese Frage.

Mai. Benedikt M., Der „Verismus“ in der Kunst und in der Wissenschaft.

Preußische Jahrbücher.

Band 95. Heft 1. Meyer R. M., Ist Goethes „Egmont“ ein historisches Drama? — Die Frage wird verneint.

Heft 2. Lenz M., Bismarck.

Harnack O., Ein Goetheproblem. — Selbständige Besprechung der Schriften von Keuchel: Goethes Religion und Saitschick: Goethes Charakter.

Broicher Charlotte, Oedipus oder das Rätsel des Lebens. — Ueber die gleichnamige Tragödie von Prellwitz.

Sandvoß F., Morris: Goethe-Studien.

Heft 3. Voretzsch K., Gaudys Kaiserlieder und die Napoleondichtung. — In Deutschland und Frankreich.

Sandvoß F., Ernst M. Arndt. Ein Apostel der Deutschheit.

Daniels E., Ein fahrender Ritter aus der Zeit der Freiheitskriege. — Karl von François: Ein Soldatenleben.

Band 96. Heft 1. Hartmann E. von, Der Individualismus der Gegenwart.

Sandvoß F., Planer und Reißmann: Seume; Krüger: Der junge Eichendorf; Schüddekopf und Walzel: Goethe und die Romantik; Bernays: Zur neueren und neuesten Litteraturgeschichte.

Heft 2. Lorenz M., Marx-Bernstein-Kautsky.

Neue deutsche Rundschau, der freien Bühne X. Jahrgang.

Heft 1. Brahm O., Theodor Fontane. — Litterarisches und Persönliches.

Poppenberg F., Hugo von Hofmannsthal.

Key Ellen, Schönheit.

Heft 2. Jakob Burckhardt und Friedrich Nietzsche. Briefwechsel mit einer Einleitung von Elisabeth Förster-Nietzsche.

Westermanns Illustrierte deutsche Monatshefte. Jahrgang 43.

Januar. Hagen Luise, Deutsche Handwerkerkünstler im Zeitalter der Reformation. 2. Peter Vischer.

Petzet Erich, Georg Ebers.

März. Henning H., F. Spielhagen.

Meyer G., Ein fürstlicher Sonderling des 18. Jahrhunderts. — Markgraf Friedrich Christian von Bayreuth.

April. Wolff E., Klaus Groth.

Alt C., Zwei Briefe Schillers an Frau von Kalb. Zum erstenmal veröffentlicht. — 1. Vom 1. Oktober 1793 Empfehlungsbrief für Hölderlin. War bisher nur fragmentarisch bekannt. 2. Vom 16. Februar 1795.

Velhagen & Klasings Monatshefte. Jahrgang XIII.

Heft 5. Buchholtz A., Frau von Krüdener.

Heft 6. Meyer R. M., Friedrich Spielhagen. Zu seinem siebzigsten Geburtstage.

Pantenius Th. H., Aus meinen Kinderjahren.

Heft 7. Jensen W., Aus meinen Kriegsjahren.

Heft 9. Zobeltitz F. von, Ludwig Fulda.

Vom Fels zum Meer. Jahrgang 18. Heft 8.

Garleb E., Anna Ritter. Ein Beitrag zur Frauenlyrik der Gegenwart.

Österreichisch-Ungarische Revue. Band 25. Heft 2/3.

Münz B., K. Karlweiß, der Schöpfer des Wiener Romans.

Münz B., Ein Publicist des 18. Jahrhunderts über das geistige und sociale Leben Wiens. — Ludwig Wekhrlin.

Susan Camillo B., Johann Rautenstrauch.

Heimgarten. Jahrgang 23.

Heft 4. Trunk H., Warum hat in unseren Volksschulen der deutsche Sprachunterricht so wenig Erfolg.

Heft 5. Malser H., Über das Verhältnis des Volkes zur bildenden Kunst.

Heft 6. Rosegger P., Briefe von Hans Grasberger an den Herausgeber dieser Zeitschrift. — Von 1885—1898. Mit vielen interessanten Bemerkungen über

Hamerling, Anzengruber und andere. Z. B. „Hamerling ist ein schöner, aber exotischer Baum .... sein milder Schatten kann nicht ein ganzes Volk laben und beherbergen, wie es bei Dir der Fall ist. Anzengruber ist allerdings ... ein heimischer Baum, wie Du, aber im Saft ist er vielfach vergällt und verschärft, er trägt saure Holzäpfel zum Theil."

„Tschumpaliedla" aus dem Erzgebirge.

Reiterer K., Mundartliche Volkssprüche.

Mai. R(osegger), Auch einer! — Friedrich von Hausegger.

Hamerling R., Die Fortdauer nach dem Tode. (Aus dem Nachlasse des Dichters.)

Fischer Rosalia, Volksaberglaube. Gesammelte Beispiele aus der östlichen Steiermark.

Die Gesellschaft. XV. Jahrgang.

Band 1. Heft 3. 6. Band 2. Heft 2. 3. Gystrow E., Der Katholicismus und die neue Dichtung.

Band 1. Heft 1. Bölsche W., Heinrich und Julius Hart.

Göhre P., Die Religion im modernen Geistesleben.

Heft 2. 3. 5. Lamprecht K., Die Entwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft vornehmlich seit Herder.

Heft 6. Bleibtreu K., Ein „sozialistischer" Ästhetiker. — Pro domo gegen Edgar Steiger.

Deutsche Dichtung.

25. Band. 8. Heft. Ein Brief von Herders Gattin. — 18. Jänner 1804 an einen „Adjunkten".

Sevenig N., Über Luxemburgische Dialektdichtung.

9. Heft. Bunte Reihe. Ungedruckte Briefe von H. Clauren, Rosa Maria Assing, J. L. Deinhardstein, Willibald Alexis, Berthold Auerbach und Eduard Boas.

10. Heft. Franzos K. E., Konrad Ferdinand Meyer.

11. Heft. Ein Gestrandeter. — Mitteilung eines Briefes von Karl J. Braun von Braunthal an Ludwig Foglar 26. Oktober 1861, worin er sein Verhalten in dem Konflikte mit Anastasius Grün zu vertheidigen sich bemüht.

12. Heft. Österreichische Dichter. — Ungedruckte Briefe von Karl Herloßsohn (1831 und 1845 an Deinhardstein), Uffo Horn (1847 über Alfred Meißner an Julius Mosen), von Ferdinand Kürnberger (1877 an einen Berliner Redakteur), von Hamerling (1873 an Landau in Prag).

26. Band. Heft 1—5. Ewert M., Erinnerungen von Willibald Alexis. — Ewert hat die lange verschollenen, in Zeitschriften und Taschenbüchern verstreuten Erinnerungen von Alexis aufgefunden, giebt hier Proben und will eine Auswahl in Buchform veröffentlichen.

Heft 1. Briefe deutscher Humoristen. — Bogumil Goltz 1867. — Fritz Reuter 1866. — G[illegible] Freytag 1861 über den 30jährigen Krieg.

Arnold F., Berichtigung zu dem Brief Pfeffels an Christian von Mechel in Band 24, S. 271.

Heft 2. Franzos K. E., Juliane Déry. — Mit persönlichen Erinnerungen.

Heft 3. Franzos K. E., Konrad Meyer und Konrad Ferdinand Meyer.

Heft 5. Ein historisches Volkslied. — Mitteilung eines in Salzburg 1849 gesungenen Liedes, das die österreichischen Verhältnisse der Zeit besingt und vor allem Radetzky feiert.

Litterarisches Centralblatt.

Nr. 1. —r, Erich Schmidt und Hartmann: Uhlands Gedichte.

Nr. 2. M[ax] K[och], Peschel und Wildenow: Körner und die Seinen.

Nr. 4. Burdach K., J. Luther: Die Reformationsbibliographie. — Giebt, um des Verfassers Anschauung zu berichtigen, eine mit Beispielen erläuterte Darstellung von Luthers Verhältnis zur neuhochdeutschen Schriftsprache.

Nr. 5. Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte. Festgabe für Heinzel.

Nr. 6. Fränkel L., Bolte: Köhlers kleinere Schriften. I.

Nr. 9. —n., Bartels: Die deutsche Dichtung der Gegenwart². — Anerkennend.

Nr. 15. M[ax] K[och], Piper: Beiträge zum Studium Grabbes.

Nr. 19. M[ax] K[och], Bernays: Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte 3. und 4. Band.

Deutsche Litteraturzeitung. XX. Jahrgang.

Nr. 1. Willmanns W., Mensing: Die Formationen des Nomens.

Nr. 2. Burdach K., B. Arndt: Der Übergang vom Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen in der Sprache der Breslauer Kanzlei. — Mit Berichtigungen zu Einzelheiten und zur Methode, sowie mit einer Charakteristik der im östlichen Mitteldeutschland 1350—1450 sich entwickelnden neuhochdeutschen Gemeinsprache. Wichtig die Sätze: „Nicht von der Lautlehre aus läßt sich diese schwierigste aller sprachgeschichtlichen Fragen lösen. Die neuhochdeutsche Syntax und Stilistik vor allem enthält den Schlüssel zu dem Geheimnis des Ursprungs der neuhochdeutschen Schriftsprache."

Nr. 3. Köster A., Mézières: Goethe. Nouvelle édition. — Bezeichnet das Buch als wissenschaftlich wertlos.

Nr. 7. Steig R., Krüger: Der junge Eichendorff. — Mit Nachträgen und Berichtigungen zum biographischen Teil.

Nr. 8. Euling K., Uhl: Die deutsche Priamel. — Im wesentlichen ablehnend.

Nr. 9. Volkelt J., Borinski: Ueber poetische Vision und Imagination.

Witkowski G., Möbius: Ueber das Pathologische bei Goethe.

Nr. 10. Meyer R. M., E. Wolff: Poetik. — Ablehnend.

Köster A., Harnack: Schiller. — Warm anerkennend.

Nr. 12. Große E., Lipps: Komik und Humor.

Steig R., Morris: Kleists Reise nach Würzburg. — Ablehnend. (Entgegnung von Morris in Nr. 17.)

Much R., E. H. Meyer: Deutsche Volkskunde. — Mit einzelnen kleineren Berichtigungen.

Nr. 13. Köster A., Erich Schmidt und Hartmann: Uhland, Gedichte.

Nr. 15. Bohnenberger K., Krauß: Schwäbische Litteraturgeschichte. I.

Nr. 16. Roethe G., Wunderlich: Die Kunst der Rede an den Reden Bismarcks dargestellt. — „Die ‚Kunst' dieses Redners ist seine Natur. Aber Natur ist nicht Kunst."

Nr. 17. Scheel W., J. Luther: Die Reformationsbibliographie.

Nr. 18. Meyer R. M., Steiger: Das Werden des neuen Dramas.

Nr. 20. Lambel H., Bloch: Herder als Ästhetiker.

Baumeister A., Lange: Zu Schillers philosophischen Gedichten.

Nr. 21. Geffcken J., Jahn: Immermanns Merlin.

Allgemeines (früher: Österreichisches) **Litteraturblatt.** VIII. Jahrgang.

Nr. 1. Arens E., Droste-Hülshoff: Gesammelte Schriften. Herausgegeben von Schücking. — „Die Ausgabe bedeutet in textkritischer Beziehung einen Rückschritt."

Nr. 2. Kralik R. von, Heinzel: Beschreibung des geistlichen Schauspiels.

Nr. 3. Schönbach A. E., Golz: Genovefa in der deutschen Dichtung.

W[ackernel]l, Nagl und Zeidler: Deutsch-österreichische Litteraturgeschichte.

Nr. 4. Zeidler J., Bischoff: Tieck als Dramaturg.

Nr. 6. Kummer K. F., Bartels: Die deutsche Dichtung der Gegenwart.

Nr. 9. Schönbach A. E., Maurmann: Grammatik der Mundart von Mühlheim.
Nr. 10. Schönbach A. E., Grimm: Deutsche Grammatik. IV.

Revue critique.
Nr. 6. Dejob Ch., Denis: L'Allemagne 1810—1852.
Nr. 15. Besson P.: Freiligrath.
Nr. 16. Piquet F., Wilmotte: Les passions allemandes du Rhin dans leur rapport avec l'ancien théâtre français.
Nr. 17. Henry V., Petsch: Volksrätsel.
J., Herrmann M.: Die Reception des Humanismus in Nürnberg.

Die Zukunft. Jahrgang VII.
Nr. 8. Werner R. M., Aus Hebbels Nachlaß.
Nr. 15. Bülow Frieda Freiin von, Männer-Urteil über Frauendichtung.
Nr. 17. Moll A., Das Deutschtum in den Vereinigten Staaten.
Nr. 18. Lamprecht K., Eine Festrede. — Am Jahrestage der Reichsgründung vor den Leipziger Studenten.
Gurlitt C., Anfänge moderner Kunst.
Nr. 20. Helmolt H., Was ist Weltgeschichte?
Nr. 22. Menger A., Die sociale Bewegung in der Kulturwelt.
Nr. 23. Schlaf J., Deutsche Litteratur. — Betrachtungen allgemeiner Natur

Der Thürmer. 1. Halbjahrband.
Heft 4. Zimmer H., Ein Gedenkblatt für F. X. Gabelsberger.
Heft 5. Poppenberg F., Zu Konrad Ferdinand Meyers Gedächtnis.
Schettler P., Stoffliche Probleme.
Heft 6. Dix A., Der Relativismus.
Heft 7. Rosegger P., Das Recht der Persönlichkeit.
Berger, Vom jungen Eichendorff.
Gagliardi, Verbrechen und Wahnsinn im Drama und im modernen Roman.
Heft 8. Schettler, Klaus Groth.
Berger, Was ist deutsch?
Wolff, Eine nationale Bühne in Wien.

Wiener Rundschau. III.
Nr. 7. Altenberg Peter, Selbstbiographie.
Schaukal R., Über die Forderung von sogenannten Gedanken in der Dichtung.
Graf M., Brahms' Probleme.
Nr. 12. Schlaf J., Zur Entwicklung der lyrischen Technik.
Nr. 13. Fuchs G., Sermon wider die Litteraten in Dingen der dramatischen Dichtkunst.

Die Grenzboten. Jahrgang 58.
Nr. 1—3. Kinzel K., Gerhart Hauptmann und sein Biograph (Schlenther).
Nr. 4—6. Joesten J., Die litterarische Bildung am Rhein im vorigen Jahrhundert.
Nr. 7—9. Münch W., Poesie und Erziehung.
Nr. 10. Wolff E., Potemkins Dörfer. Ein Beitrag zur neuesten Litteraturgeschichte. — Stellungnahme gegen Gerhart Hauptmann und den „Modenaturalismus".
Nr. 12. Die Tagebuchblätter von Moritz Busch. Vorbemerkung der Herausgeber.
Stern A., Andreas Oppermann. Erinnerungsblätter.
Nr. 15. 16. 17. 19. Joesten J., Litterarisches Leben am Rhein in der Mitte des 19. Jahrhunderts. — Ueber Gottfried Kinkel und dessen Gattin. Der litterarische Maikäferbund.
Nr. 18. A. P., Jakob Burckhardts letztes Wort über die Renaissance.

Drei Revolutionen in der deutschen Litteratur. Eine Studie.
Nr. 19. Deutschland und die Schweiz, Schweizer und Deutsche.
Nr. 21. Lienhard F., Vom litterarischen Jung-Elsaß.

Der Kunstwart. Jahrgang 12.

Heft 7. Wohlwollende Kritik.
Lier L., Vom modernen Drama. — Steiger: Das Werden des neuen Dramas. Eloeßer: Das bürgerliche Drama. Sittenberger: Studien zur Dramaturgie der Gegenwart.
Heft 8. Spitteler K., Das Thema vom Glück in der Dichtung.
Bartels A., Für die gute Familie. — Ueber Familienromane.
Volkskunst.
Dix A., Spieltrieb, Schönheitsdurst und Wirtschaft.
Heft 9. 10. Weitbrecht C., Ethisch und ästhetisch.
Heft 9. Louis R., Ueber Wagner als Denker und von künstlerischer Weltanschauung überhaupt.
Lorenz R., In Sachen „Schauspielkunst und Theaterschule".
Heft 10. Lier L., Grillparzers „Jüdin von Toledo".
Heft 11. Batka R., Ungekürzte Aufführungen u. s. w.
Bartels A., Dekadenz in der Unterhaltungslitteratur.
Heft 12. Bartels A., Zur deutschen Litterargeschichte. — Besprechungen.
Batka R., Vom Volksliede.
Heft 14. Bartels A., Klaus Groth und die Volkskunst.
Heft 14. 15. Platzhoff E., Grundsätze moderner Litteraturgeschichtschreibung.
Heft 15. Kalkschmidt E., Der Dialekt auf der Bühne.
Heft 16. 17. Bartels A., Von der jüngsten deutschen Litteratur.

Die Gegenwart. Jahrgang 28.

Nr. 2. Wulckow R., Wider die „Poeten". — Gegen die dilettierenden Dichter.
Nr. 3. Koch F., Kann der gebildete Deutsche die Philosophie entbehren?
Wegmann J. F., Aus Heinrich von Treitschkes Kolleg.
Nr. 5. Ungedrucktes von Gottfried August Bürger. Aus W. von Maltzahns Nachlaß mitgeteilt. Bürger an Gleim, Göttingen, 29. September 1771 mit den ersten Fassungen der Gedichte: „Lust am Liebchen" Sauer Nr. 28 („Minnelied"); „Das vergnügte Leben" Sauer Nr. 22 („Das glückliche Leben. Nach dem Grécourt"); „Der Sprung" Sauer Nr. 247 („Ein Geschichtchen"); „Mein Amor" Sauer Nr. 144 (ohne Ueberschrift) und mit dem Wortlaut eines bisher verschollenen Gedichtes ohne Ueberschrift: „An Chloens Busen flog der lose Cypripor", vgl. Sauer S. 510. A. S.
Nr. 6. Neumayr E., Friedrich der Große als Komponist.
Nr. 7. Hergt P., Zur Geschichte des deutschen Buchhandels.
Thomsen J. G., Österreichische Kampflieder.
Nr. 8. Chamberlain H. St., Grundlage und Wesen des 19. Jahrhunderts. — Aus dessen Buch: Grundlagen des 19. Jahrhunderts.
Mahnicke K., Bühnendeutsch.
Nr. 11. Hermann P., Der Weltuntergang in der deutschen Mythologie.
Drews A., Die geistigen Strömungen des Jahrhunderts und die Philosophie des Unbewußten.
Nr. 15. Rothe E., Ein unbekannter Freund von Heine und Börne. — Hermann Wolfrum 1812—1834 (vgl. Euphorion 5, 512 ff.).
Mensinga G. A., Der Heidedichter August Freudenthal.
Nr. 19. Staudacher O. F., Der Kampf um den Hanswurst. Beiträge zur deutschen Theatergeschichte.
Müller Hans F., Die Deutschen im Sprichwort. — Nach E. Küffners Heidelberger Dissertation.
Nr. 21. Heiderich M., Rodbertus, Lassalle und Rudolf Meyer.

Das Magazin für **Litteratur.** Jahrgang 68.
Nr. 2. Steiner R., M. von Egidy.
Nr. 3. 4. Benzmann H., Julius Hart.
Isarius H., Adalbert von Majersky.
Nr. 5. 6. Friedmann A., Aus Briefen von Georg Ebers.
Maeterlinck M., Ueber die Schicksalstragödie.
Nr. 7. Büchner L., Universalisten und Spezialisten.
Nr. 8. Michel H., Lichtenberg.
Nr. 8—10. Lublinski S., Geistige Struktur Deutschlands um 1800. — Aus dessen Buch „Litteratur und Gesellschaft im 19. Jahrhundert."
Nr. 9. Achelis Th., Zur Ethik.
Nr. 15. 16. Breysig K., Treibhauskunst.
Nr. 19. Steiner R., Ludwig Büchner.
Nr. 19—21. Benzmann H., Lyrik.
Nr. 20 Menzer P., Das Athenäum (1798—1800).

Dramaturgische Blätter. Jahrgang 2.
Nr. 1. 2. Landsberg H., Deutsche Litteraturkomödien seit den Tagen der Romantiker. (Schluß.)
Nr. 3. Die Direktion Schlenther.
Gr., Einige Bemerkungen zum Drama. — Über den Monolog.
Nr 4. Michel H., Die erste Aufführung der Piccolomini. 30. Januar 1799.
Nr. 5. 6. Landsberg H., August Wilhelm Iffland.
Nr. 7. Schikowski J., Ein Geschichtschreiber des deutschen Theaters. — Gebührende Zurückweisung von Weddigens Geschichte der Berliner Theater.
Aram M., Politik und Dichtung.
Nr. 8. 9. Litterarische Traditionen. Plautus-Lessing.
Nr. 10—12. Dichtung und Schule. — Über Schulausgaben.
Nr. 19—21. Georg Büchners „Dantons Tod."

Die Zeit. Band XVIII.
Nr. 223. Bahr H., Hirtenlieder.
Nr. 224. Wallaschek R., Händels Oratorien.
Nr. 225. Burckhard M., Fuhrmann Henschel.
Nr. 226. Pastor W., Fechner als Mensch.
Levetzow Karl Freih. von, Der neue Rhythmus. — Replik von Holz in Nr. 231. Antwort von Levetzow Nr. 233.
Nr. 230. Windholz J. L., Jacob Schabelitz. — Der Züricher Verleger radikaler Schriften † 28. Januar 1899.
Nr. 234. Rosegger P., Die Entdeckung der Provinz. — Als Einleitung zu Aufsätzen über das geistige Leben in den deutsch-österreichischen Provinzen.
Nr. 235. Jenny R. Chr., Jung-Tirol.
Nr. 239. Greinz H., Aus Linz. Ein Litteraturbrief.
Nr. 241. Holzamer W., Gustav Falke.
Nr. 242. 243. Moldauer, Zur Frage der Jugendlektüre.

Deutsches Wochenblatt. Jahrgang XII.
Nr. 5. Wurm, Scheffel-Erinnerungen.
Nr. 7. Hart J., Zwei Jubilare. — Spielhagen. Jordan.
Nr. 9. Busse C., Halbe und Hirschfeld.
Nr. 18. Hildebrandt A., Exlibris, Bücherzeichen, Bibliothekzeichen.
Nr. 19. 20. Houben H., Karl Gutzkow und Karl Seydelmann. Beiträge zur Charakteristik beider nebst ungedruckten Briefen. — Berichtigungen und Ergänzungen zu Rötschers Buch über den Schauspieler Seydelmann.

Deutsche Stimmen. 1. Jahrgang.
Nr. 1. Schaarschmidt Fr., Nationale Kunst.
Nr. 3. Blumschein, Zur Geschichte unserer mehrfachen Vornamen. A. S.

Die Nation. Jahrgang 16.

Nr. 13. Widmann J. V., Zur Personifikation des Todes in der modernen Dichtung und Kunst.

Nr. 16. 17. Philippson M., Ernst Moritz Arndt.

Nr. 18. Ziegler Th., Richard Rothe. — Besprechung der neuen Bücher von Hönig und Holtzmann.

Stern A., Der Lebensabend einer Idealistin (Malvida von Meysenbug).

Nr. 22. Ziegler Th., Zum Leben Döllingers.

Nr. 23. Barth Th., Karl Schurz, der Vermittler zweier Nationalitäten.

Fritzsche R. A., Georg Christoph Lichtenberg.

Nr. 24. Sittenberger H., Eine junge Dichterin. — C. E. Ries.

Nr. 25. Barth Th., Ludwig Bamberger.

David J. J., Künstler-Romane.

Nr. 26. Meyer R. M., Heinrich Leo.

Nr. 27. Stoeßl O., Novalis und die Romantik.

Nr. 28. Heilborn E., Goethe und die ältere Romantik.

Nr. 30. 31. Meyer Richard M., Neue Lyrik. — Ueber Detlev von Liliencron, Isolde Kurz, Johannes Schlaf, Paul Ernst, R. Dehmel.

Günther S., Heinrich Kiepert.

Die Umschau. 3. Jahrgang.

Nr. 8. 9. Werner R. M., Lyrik und Epik im vergangenen Jahr.

Nr. 11. Tetzner F., Zur deutschen Volkskunde.

Nr. 13. Muther R., Der Zusammenhang zwischen Kultur und Kunst im 19. Jahrhundert.

Die Gartenlaube.

Nr. 3. Kaden W., Deutschtum im Thal von Gressoney.

Nr. 9—12. Necker M., Eugenie John-Marlitt. Mit bisher ungedruckten Briefen und Mitteilungen.

Nr. 18. Hartmann J., Emilie Uhland.

Das litterarische Echo. I. Jahrgang.

Nr. 8. 9. Sittenberger H., Wiener Dramatiker.

Mauthner Fr., Die Allerjüngsten und ihre Artistenlyrik.

Weitbrecht R., W. Jordan.

Nr. 10. Stern, F. Spielhagen.

Gemmel, Memoiren und Briefwechsel.

Nr. 11. Fechner, Ein paar Fontane-Briefe.

Nr. 12. Gystrow, Max Kretzer.

Nr. 13. Wunderlich, Bismarck als Schriftsteller.

Trojan, Eine Kinkel-Erinnerung.

Nr. 14. Geiger, Die Litteratur im Badner Land.

Wolff E., Klaus Groth im Wandel der Zeiten.

Nr. 15. Meyer R. M., Goethe-Schriften.

Kretzer M., Vom Familienblatt-Roman.

Deutscher Hausschatz. 25.

Nr. 5. Klinsch, Rom und die deutschen Dichter.

Reclams Universum. XV.

Nr. 9. Uhl W., Die Entwicklung des deutschen Kalenders seit dem Aufkommen der Buchdruckerkunst.

Nr. 11. Bojanowski von, Die großherzogliche Bibliothek in Weimar.

Die Wage. Jahrgang II.

Nr. 1—6. 11 Briefe Ludwigs II. von Bayern an Richard Wagner.

Nr. 4. Volksdichter.

Nr. 7. Berger A. von, Modernste Lyriker. — „Ich bemerke in ihr (der modernsten Lyrik) ein Streben nach einem neuen Inhalt und nach neuen Formen, durch die sie zum Ausdruck der inneren Bewegungen der Zeit werden soll, aber über mehr oder minder talentvolle, mehr oder minder excentrische Experimente hat sie es bis jetzt nicht gebracht."

Nr. 9. Specht R., Lichtenberg.

Nr. 10. Lothar R., Der Einakter.

Nr. 13. Lothar R., Hugo von Hofmannsthal. — Versuch einer Gesamtcharakteristik.

Nr. 21. Karpeles G., Heinrich Heine und Alexander Weill. — Berichtigungen der Erfindungen in Weills Souvenirs intimes de Henri Heine.

Das neue Jahrhundert. Jahrgang 1.

Nr. 12. Breitenbach E., Die Ahnen des Weihnachtsbaumes.

Mielke H., Volkstheater.

Nr. 13. Tille A., Moderne Faustbilder.

Beilage zur **Norddeutschen Allgemeinen Zeitung (Berlin).**

Nr. 2. Wohlfahrt B., Die Preußen in sarmatischen Garnisonen. 1795—1806.

Nr. 7. Benkert, Freiligraths Werterstimmung.

Nr. 8. 9. Verdeutschungen in der Heeressprache.

Nr. 10. Müller Ewald, Die Lutchen in der Niederlausitz.

Nr. 30. H. S., Ein Frauenwort zur Sprachreinigung.

Nr. 34. Oppeln-Bronikowski Friedr. von, Wilhelm Jordan.

Nr. 47. Zieler G., Friedrich Spielhagen.

Nr. 48. Zieler G., Georg Christoph Lichtenberg.

Nr. 53. Bienenstein Karl, Ricarda Huch.

Nr. 57. Dr. P. V—t., Vom jungen Goethe.

Nr. 67. Brausewetter E., Die neue deutsche Ibsen-Ausgabe. Eine sprachkritische Untersuchung.

Nr. 95 a. Erdmann G. A., Klaus Groth.

Nr. 97. Jellinek A. L., Aus der Grillparzer-Zeit. — Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft, Band 8.

Nr. 100. Die deutsche Dichtung und der deutsche Volksgeist (Wychgram).

Nr. 107 a. Löhn-Siegel Anna, Der Dichter Karl Gutzkow und die weibliche Lesewelt. A. S.

Sonntagsbeilage zur **Vossischen** Zeitung **(Berlin).**

Nr. 4. Luther J., Zur Buchgewerbe-Ausstellung im Kunstgewerbemuseum.

Scheel W., Zur Biographie Jakob Grimms — Aus dem Grimm-Schrank der Berliner Königlichen Bibliothek.

Nr. 5. Werckshagen C., Richard Rothe. Zu seinem hundertsten Geburtstag.

Bruchmüller W., Adolf Pichler.

Nr. 6. Schenk P., Friedrich der Große und Johann Georg Zimmermann.

Nr. 7. Wilhelm Jordan und seine neueste Dichtung. — Mit vielen Nachrichten über Jordans Leben und Rhapsoden-Thätigkeit.

Nr. 8. Holstein H., Die erste Aufführung von Schillers „Piccolomini" und „Wallensteins Tod" auf dem Nationaltheater zu Berlin am 18. Februar und 17. Mai 1799.

Nr. 8. 9. Holzhausen P., Zur Geschichte des deutschen Korpsstudententums.

Nr. 9. Meyer A., Friedrich Spielhagen.

Nr. 9. 10. Meyer Richard M., Das deutsche Volkstum.

A. L., Zur Litteratur der Pädagogik.

Nr. 11—13. Sittenberger H., Die Einheiten. — Über die Beobachtung der drei Einheiten im modernen Drama.

Nr. 12. Ein schwarzes Buch. — Rancks Polizeibuch von 1848—1856. Als „gefährliche Subjekte" werden unter anderen darin mit näherer Charaktisierung verzeichnet: Uhland, Hoffmann von Fallersleben, Alfred Meißner, Moritz Hartmann, Herwegh, Kinkel, Freiligrath, Vischer, Feuerbach, Ruge, Gervinus, David F. Strauß, Karl Biedermann u. s. w.

Ernst P., Novalis.

Allgemeine Zeitung (München). 1899. Nr. 139 und 140. 20. und 21. Mai.

Bettelheim A., Briefe von Ludwig Anzengruber an Josephine Gallmeyer. 6 Briefe aus den Jahren 1878—1883. A. S.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung (München).

Nr. 3. Redlich O., Alfons Huber.

Nr. 6. Jellinek A., Führende Geister. — Über Bettelheims Biographiensammlung.

Nr. 8. 9. Bayer B., Constantin von Höfler.

Nr. 11. Sander F., Deutschlands geistige Strömungen im 19. Jahrhundert. — Über Theobald Zieglers Buch.

Schmidlunz H., Die Mittelschulfrage als Sache der Hochschulpädagogik und der Psychogenesis.

Nr. 12—14. Sittenberger H., Dramatisch und Theatralisch.

Nr. 21. Fred W., Der Wiener Kongreß. Zur Kulturgeschichte der Jahre 1800—1825.

Nr. 22. 104. Bischoff, Die vlämische Bewegung.

Nr. 23. Schultheiß F. G., Deutsches Volkstum.

Nr. 32. Wittko P., Wilhelm Jordan.

Nr. 33. 34. Holzhausen P., Litteratur- und Stimmungsbilder aus den ersten Koalitionskriegen. III. Die Sänger des ägyptischen Feldzuges. — Mitteilung zahlreicher verschollener Gedichte. — Nr. 64. IV und Nr. 86. 87. V. Der erste Konsul in der deutschen Lyrik seiner Zeit.

Nr. 38. Müller Ernst, Ein unechter Brief Schillers? — Bezeichnet Jonas Nr. 1968 für höchst wahrscheinlich unecht.

Nr. 39. 40. Thudichum F., Rechtgläubigkeit und Aufklärung im 18. Jahrhundert.

Nr. 46. Ziegler Th., Ein neuer „Pfingstmontag." — Über H. Schneegans, Der Pfingschtmondåa vun hitt ze Dåa.

Nr. 47. Zu Lichtenbergs Gedächtnis.

Nr. 51. Weltrich R., Schillers Vorfahren.

Nr. 52. Ratzel F., Hörmanns „Tiroler Bauernjahr."

Nr. 65. Kluge F., „Die böse Sieben." — Vgl. Nr. 92 und 98.

Nr. 67. Achelis Th., H. Steinthal.

Nr. 68. 69. Scholz B., Althannoversche Erinnerungen. Musikalisches und Persönliches aus den Jahren 1859—1866. — Viel über das Hoftheater.

Nr. 74. Gumppenberg H. von, Das euphonische Gesetz der unreinen Reime.

Nr. 80—82. Klein Cl., Bernhard Kugler.

Nr. 82. 83. Kraeger H., Zur Technik und Entwicklung der Gedichte Conrad Ferdinand Meyers.

Nr. 85. Schott S., Von zwei Naturdichtern. — Johanette Lein, Wil. Graf.

Nr. 93. Vorstel Fr. von, Klaus Groth.

Nr. 95. C(rönert), Volksschauspiele aus dem Böhmerwald. — Ammann I. II.

Nr. 103. Wilser L., Zur Geschichte der Buchstabenschrift.

Nr. 108. Geppert, Hans Hoffmann. Eine Studie.

Nr. 111. Horn P., Vergleichende Soldatensprache.

Nr. 114. Wurzbach W. von, Die Vorläufer der modernen Novelle im 18. Jahrhundert. — Ueber Fürsts Buch.

Nr. 116. Jansen H., Zur Erinnerung an August Kopisch.
Nr. 123. Petsch R., Kölnische Sprichwörter und Kinderreime.
Jung J., David Schönherr.

Beilage zur Bohemia (Prag). 1899.
21. März, 16. April und 3. Mai. [Batka R.], Aus Joh. Peter Pixis' Memoiren. 1. Lehr- und Wanderjahre. 2. Wiener Aufenthalt. 3. Italienische Oper in Wien.
30. März. E. K., Eduard Pötzl. Eine litterarische Skizze.

Prager Tagblatt. 1899 Nr. 49.
Werner R. M., J. J. David. — Gesamtcharakteristik.

Magdeburger Zeitung. 1899. 23. April.
Muchau H., Erinnerungen an Karl Leberecht Immermann. — Proben aus einem gereimten Liebesbrief des jungen Dichters an seine Kousine „Süß-Rielchen“, Friederike Ragotzky. Reproduktion eines bisher unbekannten Jugendporträts von Immermann.

Ostdeutsche Rundschau (Wien). 1899. 12. April.
Riecl-Geroldingr L. G., Der Alchemist Goethe. — Zu Faust I, Vers 1042 ff.

Wiener Zeitung. 1899.
Nr. 4 und 5. Schlossar A., In Schillers Geburtsstadt.
Nr. 62. Morold M., Ferdinand von Saar.

Neue Freie Presse (Wien). 1899.
Nr. 12382. 10. Februar. Abendblatt. Paulitschke Ph., Friedrich Müller.
Nr. 12383. 11. Februar. Schlossar A., Das Cottasche Damentaschenbuch.
Nr. 12396. 24. Februar. Mähly J., Friedrich Spielhagen.
Nr. 12414. 12416. 14. und 15. März. Eine Selbstbiographie Heinrich Laubes 1834. Aus den Akten des preußischen geheimen Staatsarchivs, mitgeteilt von L. Geiger.
Nr. 12417. 17. März. P. N[athan], Ludwig Bamberger.
Nr. 12432. 2. April. L. Sp[eidel], Das Glück, kein Dichter zu sein.
Spielhagen Fr., Post festum.
Nr. 12440. 11. April. Blum H., Erinnerungen an Ludwig Bamberger.
Nr. 12443. 14. April. Dr. C—ll [Crüwell], Beethoven und A. W. Thayer.
Nr. 12472. 12479. 14. und 21. Mai. Hafner Leopold von, Aphorismen. A. S.

Journal des Débats politique et littéraire. 1899.
4 Janvier. Barine A., Amour allemand par Max Müller.
8 Février. Barine A., Un drame réaliste allemand. Gerhart Hauptmann: Le voiturier Henschel. C. Senil.

Anhang.

Schweizerische Zeitschriften.

Bearbeitet von Eduard Hoffmann-Krayer in Zürich.

Die Schweiz. Schweizerische illustrierte Zeitschrift.
Band II. Heft 26. Frey L., Conr. Ferd. Meyer.
Band III. Heft 11. Frey A., J. V. Scheffel im aargauischen Seethal.

Schweizerische Litterarische Monatsrundschau. IV. Nr. 8.
Sutter L., Wilh. Lindemanns Geschichte der deutschen Litteratur.

Monatrosen des schweizerischen Studentenvereins. XLIII. 261.

Holder K., Über das Freiburger (Freiburg in der Schweiz) Studentenleben im 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Schweizerische Zeitschrift für **Gemeinnützigkeit.** XXXVIII. S. 109.

[O.] H[un]z[iker], Pestalozzi in Stans.

Schweizerische theologische Zeitschrift.

Heß P. D., Aus dem Briefwechsel zwischen Antistes J. J. Heß und Kaplan Ignaz Romer.

Kirchenblatt für die reformierte **Schweiz.** XIV.

Brassel J. H., Das Religiöse in Conr. Ferd. Meyers Gedichten.

Zwingliana. Mitteilungen zur Geschichte Zwinglis und der Reformation. Herausgegeben von der Vereinigung für das Zwinglimuseum in Zürich. Redakteur: E. Egli.

Anzeiger für **schweizerische Geschichte.** Nr. 3.

Cartellieri A., Zu Gilg Tschudis Leben.

Schweizerische Blätter für **Wirtschafts-** und **Sozialpolitik.**

Ernst P., Zur Entstehung des Zunftwesens.

Reichel A., Wirtschaft und Recht nach der materialistischen Geschichtsauffassung.

Schweizerische Zeitschrift für **Strafrecht.**

Merz W., Aktenstücke zur altaargauischen Kriminaljustiz.

Zeitschrift für **schweizerisches Recht.** Band 40.

Rechtsquellen des Kanton Tessin. Herausgegeben von A. Heusler.

Fleiner F., Kirchenpolitik im Bistum Basel.

Schweizer Archiv für **Heraldik.** XIII. S. 36.

H. S., Ahnentafeln berühmter Schweizer. I. Joh. Casp. Lavater. — Geht zurück bis auf Heinr. Lavater (1560—1623).

Sonntagsbeilage der **Allgemeinen Schweizer Zeitung (Basel).** 1899.

K. F., Ein Vers Homers bei Goethe.

Ein weißer Glanz ruht über Land und Meer,
Und duftend schwebt der Aether ohne Wolken.

Baur F., Jeremias Gotthelf.

Achelis Th., Adolf Bastian.

Finsler G., Unsre Bibelsammlung. — Mit historischen Erörterungen über Bibeldrucke.

Jahresberichte für das historische Museum und für Erhaltung **baslerischer** Altertümer. Jahrgang 1897.

Burckhardt A., Die Stammbücher des historischen Museums in Basel.

Basler Jahrbuch 1899.

Geßler A., Basel in Hebels Werken.

Neujahrsblatt der Litterarischen Gesellschaft von **Bern.**

Willy Rud., Karl Victor von Bonstetten (1745—1832). Eine litterarisch-psychologische Skizze.

Neues Berner Taschenbuch. Herausgegeben von H. Türler.

Schaffroth J. G., Hans Jakob Dünz, der Chorweibel und Illustrator der Lochrödel (1617—1649).

Biographie des unglücklichen Jünglings Georg Rud. König, geschrieben von seinem Vater.

Haller A., David Müslins Tagebuch über die Märztage 1798.

Ischer R., J. J. Rousseau und J. G. Zimmermann.

Historischer Kalender oder der **Hinkende Bot** auf das Jahr 1899 **(Bern).**

Von alten Kalendern und einem berühmten Kalenderschreiber (Jeremias Gotthelf).

Maler König und die alten Schweizertrachten (mit farbigen Bildern).

Sonntagsblatt des **„Bund".**

S. 157. 164. 172. Vetter Ferd., Niklaus Manuels „Traum".

S. 91. Knortz K., Rübezahl. Eine mythologische Untersuchung.

Bündnerisches Monatsblatt. Jahrgang IV.

Nr. 3. Staffler E., Zur Geschichte der bündnerischen Censur im 17. und 18. Jahrhundert.

Nr. 5. Aus den Akten der provisorischen Landesregierung (Darin: Ehrenerklärung und sonstige Akten zur Rehabilitation Heinrich Zschokkes).

Nr. 6. Pieth Fr., Zwei Briefe Lavaters an einen nach Frankreich deportierten Salis.

IX. Neujahrsblatt des Kunstvereins und des historisch-antiquarischen Vereins zu **Schaffhausen.**

Vogler C. H., Der Künstler und Naturforscher Lorenz Spengler.

Thurgauische Beiträge zur vaterländischen **Geschichte.** 38. Heft.

Farner A., und Wegeli R., Bauernchroniken aus den Thurgau-Bezirken Diessenhofen und Frauenfeld und dem zürcherischen Weinland.

Mitteilungen der **Antiquarischen Gesellschaft** in **Zürich.** LXIII.

Durrer R., Zwei schweizerische Bildercyklen aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts. — Die höchst beachtenswerte Publikation zeigt uns an Hand der Wandmalereien im Haus „zur Zinne" (Diessenhofen), daß bildliche Darstellungen des Nithartschen Veilchen-Schwankes (vgl. Narrenbuch herausgegeben von Bobertag S. 153 ff.) bereits zu Anfang des 14. Jahrhunderts vorkommen und weist nahe Beziehungen der dortigen Schildereien mit der Heidelberger Liederhandschrift nach.

Neujahrsblatt der **Hülfsgesellschaft** in **Zürich** auf das Jahr 1899.

Finsler G., Geschichte der Zürcherischen Hülfsgesellschaft.

Neujahrsblatt zum Besten des **Waisenhauses** in **Zürich** für 1899.

(Furrer K.), Der Predigermönch Felix Schmid.

(Frater Felix Fabri), Ein Jerusalems- und Sinaipilger aus Zürich im 15. Jahrhundert.

Neujahrsblatt der allgemeinen **Musikgesellschaft** in **Zürich.**

Steiner A., Johannes Brahms, II. Teil.

Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1899.

Schiffmann F. J., Der Dominikaner Albertus De Albo Lapide und die Anfänge des Buchdrucks in der Stadt Zürich.

Ganz P., Briefwechsel zwischen Anna Regula Simmler und ihren Freunden.

Bibliothèque universelle et Revue suisse. T. XIV.

Dumur, Gottfried Keller.

Naville E., La langue internationale.

La Semaine littéraire (Genève).

Nr. 281. Guilland A., Les oeuvres posthumes de Jacob Burckhardt.

Nr. 285. Rossel V., Mme d'Ebner-Eschenbach.

Revue de la **Suisse catholique** 1897.

Berthier J. J., Essais anciens d'organisation universitaire à Fribourg.

La Suisse universitaire.
Piccard J., Christian-Friedrich Schönbein.
Fäßler O., Deutsch-schweizerische Belletristik in den Jahren 1897 bis 1898.
de Girard R., L'enseignement secondaire futur.
Sulliger J., La classification des Sciences.
Field H. H., Le Concilium Bibliographicum.

Musée Neuchâtelois. Recueil d'histoire et d'archélogie XXXVI.
Humbert V., La Société du Jeudi et Pestalozzi.

---

2. Bücher.

Bearbeitet von August Sauer.

Litteraturgeschichte. Poetik. Sammelwerke.

Litteraturgeschichte. Litteraturbilder fin de siècle. Herausgegeben von A. Breitner. 4. Bändchen. Leipzig, Baum. 2 M.

Inhalt: Pichler. Mit Beiträgen von B. Münz: Adolf Pichler. — H. Widmann: Die „Moderne" in Salzburg.

Goedeke K., Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Aus den Quellen. 2. Auflage. Nach dem Tode des Verfassers in Verbindung mit Fachgelehrten fortgeführt von E. Goetze. 20. Heft. (7. Band, S. 193—384.) Dresden, Ehlermann. 4.20 M.

Inhalt: 7. Buch. Zeit des Weltkrieges. Phantastische Dichtung. 5. Kapitel. Dichter aus Mittel- und Süddeutschland. § 300 (Fortsetzung). Oberrhein. Württemberg. Baden. Pfalz. — § 301. Mittelrhein. Hessen. Nassau. — § 302. Mitteldeutschland. Sachsen. Thüringen. Anhalt. — 6. Kapitel. Dichter aus Norddeutschland. § 303. Niederrhein. Westfalen. Oldenburg. Bremen. Hannover. Braunschweig und die Lippischen Länder. — § 304. Mecklenburg. Lübeck. Hamburg. Schleswig-Holstein.

Ich freue mich darüber, daß mein Beispiel Nachahmung gefunden hat und daß auch die übrigen früher wenig beachteten Paragraphe dieses Kapitels ganz neu bearbeitet und an der Hand der provinciellen Vorarbeiten vielfach ergänzt und verbessert worden sind. Der Umfang mußte allerdings fast verzehnfacht werden (den kaum mehr als zwanzig Seiten der ersten Auflage stehen fast zweihundert in der zweiten gegenüber); aber wie lehrreich und bequem ist es z. B. bei einem noch der Würdigung harrenden Schriftsteller, wie Friedrich Gräter, Goedekes später nicht erfülltes Versprechen (alte Auflage 3, 174) jetzt eingelöst zu sehen und den Inhalt seiner wichtigen Zeitschriften (Bragur, Iduna und Hermode, Barden-Almanach) in vollständiger Aufzählung zu überblicken. Wir wünschen nichts sehnlicher, als daß auch der Rest des alten dritten Bandes mit gleicher Ausführlichkeit bearbeitet werde, und müßte schon aus äußeren Gründen irgendwo gekürzt werden, so lasse man Goedekes vielfach überholte Biographien und Charakteristiken der bedeutenderen Dichter, sowie die Inhaltsangaben ihrer Dichtungen weg, wie das bei einer späteren Auflage, in wesentlicher Entlastung des Grundrisses, auch für Schiller und Goethe geschehen könnte.

Möller-Bruck A., Die moderne Litteratur in Gruppen- und Einzeldarstellungen. 3. Band: Die Auferstehung des Lebens. Berlin, Schuster & Loeffler. 50 Pf.

Landschaften. Rhein. Joesten J., Litterarisches Leben am Rhein. Zwei Studien über „Die litterarische Bildung am Rhein im vorigen Jahrhundert", „Gottfried Kinkel und sein Kreis in Bonn". Leipzig, Grunow. 2 M.

Österreich. Hevesi L., Wiener Totentanz. Gelegentliches über verstorbene Künstler und ihresgleichen. Stuttgart, Bonz & Co. 3.60 M.

Inhalt: Theater. Charlotte Wolter. Ludwig Gabillon. Zerline Gabillon. Mitterwurzer. Helene Hartmann. Amalie Haizinger. La Roche. Bei Karl Meixner. Fanny Elßler. Ludwig Arnsburg. Von der toten Gallmayer. — Bildende Kunst. Hans Makart. Hans Canon. Emil J. Schindler. Viktor Tilgner. Heinrich Natter. Theodor von Hörmann. Graf Edmund Zichy. — Musik. Rubinstein. Wieniawskiana. Erinnerungen an Robert Volkmann. Eine Wiener Figur (Anton Bruckner). — Litteratur. Eduard von Bauernfeld. Etwas über Heinrich Laube. Vom Wiener Spaziergänger (Daniel Spitzer). Ferdinand Kürnberger. Hippolyt Schaufert.

Schleswig-Holstein. Detleffsen D., Landschaftliche Schilderungen Schleswig-Holsteins bei unseren Dichtern. Programm. Glückstadt.

Dichtungsgattungen. Drama. Teuber P. V., Die Entwicklung der Weihnachtsspiele seit den ältesten Zeiten bis zum 16. Jahrhundert. I. Programm. Komotau 1898.

Lyrik. Freybe A., Das älteste Mecklenburger Karfreitaglied, zugleich der erste Liederdruck Mecklenburgs. Nebst verwandten Dichtungen. Ein Beitrag zur Litteratur des niedersächsischen Crux fidelis. 2. Auflage. Berlin, Süsserott. 1.20 M.

Uhl W., Der Kaiser im Liede. Festrede. Königsberg, Gräfe & Unzer.

Beziehung zum Auslande. Frankreich. Ulrich O., Charles de Villers. Sein Leben und seine Schriften. Ein Beitrag zur Geschichte der geistigen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich. Mit Villers' Lettre à Mademoiselle D. S. Sur l'abus des grammaires dans l'étude du français, et sur la meilleure méthode d'apprendre cette langue. Leipzig, Dieterich. 2 M.

Kontz A., De Henrico Beyle, sive Stendhal, litterarum germanicorum judice. Dissertation. Besançon.

Fritsche E. G. O., Die französische Kriegslyrik des Jahres 1870 in ihrem Verhältnis zur gleichzeitigen deutschen. Programm. Zwickau.

Poetik. Borinski K., Deutsche Poetik. 2. Auflage (Sammlung Göschen, Nr. 40). Leipzig, Göschen. 80 Pf.

Sammelwerke. Allgemeine Deutsche Biographie. 221. Lieferung. (Band XLV. Lieferung 1.) Zeisberger — von Ziegesar. . . . Leipzig, Duncker & Humblot.

David Zeisberger, Missionar der Brüdergemeinde in Nordamerika und Sprachforscher 1720—1808 (F. Ratzel). — Heinrich Zeise, evangelischer Theologe 1718—1794 (P. Tschackert). — E. A. Zeiß, Schulmann 1809—1877 (Lothholz). — Gustav Zeiß, Schulmann 1811—1875 (Lothholz). — Lucas Zeissenmair, Buchdrucker vom Ende des 15. Jahrhunderts (K. Steiff). — J. A. Zeitfuchs, Chronist und geistlicher Schriftsteller 1671—1742 (Ed. Jacobs). — Karl Zell, Philologe 1793—1873 (von Weech). — Matthäus Zell, der Begründer der evangelischen Kirche in Straßburg 1477—1548 (A. Erichson). — Ulrich Zell, Kölns erster Buchdrucker (Jak. Schnorrenberg). — Cäcilie Zeller, religiöse Dichterin 1800—1876 (L. Fränkel). — Chr. H. Zeller, schwäbischer Pädagog 1779—1860 (Sander). — K. A. Zeller, schwäbischer Pädagog 1774—1840 (Sander). — Valerian Zellner, Augustiner 1718—1763 (Lauchert). — Johann Kaspar Zellweger, schweizerischer Geschichtsforscher 1768—1855 (Hunziker). — Laurenz Zellweger, der Freund Bodmers 1692—1764 (Hunziker). — K. F. Zelter, Bauherr und Musiker 1758—1832 (Rob. Eitner). — G. G. Zeltner, lutherischer Theologe 1672—1738 (Tschackert). — C. F. J. Zenger, Capuziner 1755—1830 (Lauchert). — Joseph Zenger, katholischer Theologe 1757—1827 (Lauchert). — Konrad Zeninger, ein Nürnberger Buchdrucker der Incunabelzeit (K. Steiff). — G. P. Zenkel, protestantischer Theologe 1717—1760 (Tschackert). — Joh. Christoph Zenker, Gelegenheitslyriker 1738—1799 (L. Fränkel). — Albert Zenner, Dominikaner circa 1625—

1698 (Lauchert). — Gottfried Zenner, Gelehrter und Schriftsteller 1656—1721 (M. Mendheim). — J. J. Zentgraf, protestantischer Theolog 1643—1707 (Tschackert). — A. M. Zeplichal, schlesischer Jesuit und Schulmann 1737—1806 (M. Hippe). — F. Ignaz J. M. Zeppenfeldt, Historiker 1760—1831 (P. Zimmermann; briefliche Mitteilungen eines Enkels). — W. Zepper, reformirter Theologe 1550—1607 (Cuno). — Josef Zerboni di Sposetti, Publicist 1760—1831 (Grünhagen). — H. G. Zerrenner, theologischer und pädagogischer Schriftsteller 1750—1811 (Ed. Jacobs). — K. Chr. G. Zerrenner, Theolog und Schulmann 1780—1851 (Sander). — Philipp von Zesen, Dichter und Schriftsteller 1619—1689 (K. Dissel). — Paul Zetl, Jesuit 1680—1740 (Lauchert). — J. A. Zeune, Germanist 1778—1853 (L. Fränkel; persönliche Mitteilungen W. Sehrings; mündliche Äußerungen S. Günthers). — Johann Kaspar Zeuß, Germanist und Schöpfer der Keltischen Philologie 1806—1856 (Edward Schröder). — Jacob Zevecote, niederländischer Dichter des 17. Jahrhunderts (Martin). — K. A. G. von Zezschwitz, lutherischer Theologe 1825—1886 (Tschackert). — F. S. Zickler, evangelischer Theologe 1721—1779 (Tschackert). — Magnoald Ziegelbauer, gelehrter Benedictiner 1689—1750 (W. Heyd).

Servaes Franz, Präludien. Ein Essaybuch. Berlin, Schuster & Loeffler. 5 M.
Inhalt: Einführung. Präludien. An Hermann Bahr. — 1. Teil. Anzengruber. Liliencron. Holz. Schlaf. Dehmel. Scheerbart. Hauptmann. — 2. Teil. Menzel. Böcklin. Thoma. Liebermann. Klinger. Ury. Baluschek. — 3. Teil. Betrachtungen über Bismarck.

Gelehrtengeschichte. Geschichte der Wissenschaften.

Endres J. A., Korrespondenz der Mauriner mit den Emmeramern und Beziehungen der letzteren zu den wissenschaftlichen Bewegungen des 18. Jahrhunderts. Stuttgart, Roth. 3 M.

Grützner P., Zum Andenken an Rudolf Heidenhain (Aus: „Archiv für die gesammte Physiologie"). Bonn, E. Strauß. 1.20 M.

Apelt O. Ueber Rankes Geschichtsphilosophie. Programm. Eisenach.

Koldewey Friedrich Ernst, Justus Georg Schottelius. Ein Beitrag zur Geschichte der Germanistik (aus „Zeitschrift für deutschen Unterricht"). Wolfenbüttel, Zwißler. 1.50 M.

Lange Jul., Jacob Steiners Lebensjahre in Berlin 1821—1813. Nach seinen Personalakten dargestellt. (Aus „Festschrift zur Erinnerung an das 75jährige Bestehen der Friedrichs-Werderschen Oberrealschule, ehemaligen Gewerbeschule"). Berlin, Gaertner. 2 M.

Geschichte und Kulturgeschichte.

Allgemeines. Fitte S., Religion und Politik vor und während des siebenjährigen Krieges. Programm. Berlin, Gaertner. 1 M.

Chamberlain H. St., Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts. Zweite Lieferung. München, Bruckmann. 6 M.
Inhalt: Der Eintritt der Juden in die abendländische Geschichte. Der Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte. Religion.

Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung. 1806. (Neu aufgelegt.) Zweibrücken, F. Lehmann. 4 M.

Seedorf H., Von maurerischer Art und Kunst. Neun freimaurerische Vorträge. Göttingen, Wunder. 1 M.

Aus dem Inhalt: Zur Geschichte der Freimaurerei.

Landschaften. Elsaß. Forrer R., Der Odilienberg, seine vorgeschichtlichen Denkmäler und mittelalterlichen Baureste, seine Geschichte und seine Legenden. Straßburg, Trübner. 1.50 M.

Hessen. Ackermann K., Bibliotheca hassiaca. Repertorium der landeskundlichen Litteratur für den preußischen Regierungs-Bezirk Kassel, das ehemalige Kurfürstentum Hessen. 9. und letzter Nachtrag. Kassel, Selbstverlag. 75 Pf.

Gundlach Frz., Hessen und die Mainzer Stiftsfehde 1491—1463. Mit einem Anhang von Urkunden und Altenstücken. Marburg, Elwert. 3.60 M.

Schulze E., Ungedruckte Briefe des Prinzen Leopold von Hessen-Homburg und seiner Geschwister 1804—1813. Programm. Homburg.

Nassau-oranische Korrespondenzen. Herausgegeben von der historischen Kommission für Nassau. 1. Band. 2 Abteilungen. Wiesbaden, Bergmann. 15 M.

1. Meinardus O., Der katzenelnbogische Erbfolgestreit. 1. Band. 1. Abteilung. Geschichtliche Darstellung bis zum Tode des Grafen Heinrich von Nassau (1538). — 2. Abteilung. Briefe und Urkunden 1518—1538.

Österreich. Festschrift zum fünfzigjährigen Regierungs-Jubiläum (1848—1898) Seiner Kaiserlichen und Königlichen Apostolischen Majestät Franz Josef I. Herausgegeben von den historischen Vereinen Wiens. Wien 1898. Seidel & Sohn. 16 M.

Inhalt: Lind K., Der Altertumsverein zu Wien. Eine Studie über dessen Wirken während der Regierung . . . des Kaisers Franz Josef I. — Pettenegg E. G. Graf von, Die von . . . Kaiser Franz Josef I. verliehenen Märkte- und Städte-Wappen. — Witting Johann B., Statistik der Standeserhöhungen während der Regierung des Kaisers Franz Josef I. — Müller Josef, Die Münzreformen in Österreich während der Regierung Kaisers Franz Josef I. — Mayer Anton, Die Pflege der geistigen Kultur in Niederösterreich mit Ausnahme von Wien während der Regierung des Kaisers Franz Josef I. Uebersichtlich dargestellt.

Zum Zweiten December, 1848. 1898. Huldigungsgabe des Österreichischen Volksschriften-Vereines in dessen Namen geleitet und herausgegeben von Freihrn. von Helfert. Wien 1898, Verlag des Österreichischen Volksschriften-Vereines.

Aus dem Inhalt: Breitner A., Österreich im Lichte der Dichtungen Victor von Scheffels. — Weber Anton, Baugeschichtliches aus der Regierungszeit unseres Kaisers.

Hilliger K., 1848—1849. Historischpolitische Zeitbilder aus der Provinz Pommern, insbesondere aus der Stadt und dem Kreise Stolp und den Nachbarkreisen, nebst allgemeinen Beiträgen aus der Geschichte von 1848—1849. Stolp, Selbstverlag. 2.50 M.

Preußen. Wallat G., Geschichtschreiber, Memoiren und Litteratur zur Geschichte Friedrich Wilhelms I. Programm. Deutsch-Krone.

Sach A., Das Herzogtum Schleswig in seiner ethnographischen und nationalen Entwicklung. 2. Abteilung. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 5.20 M.

Schweiz. Hürbin J., Handbuch der Schweizergeschichte. Stans. Hans von Matt. Mit zahlreichen Ausblicken auch auf die Litteraturgeschichte der Schweiz. H.-K.

Tagebuch des Venners und Oberstlieutenants Joh. Fankhauser von Burgdorf über den zweiten Villmergerkrieg 1712. Mit einer biographischen Einleitung, verschiedenen Beilagen und einem Bilde Fankhausers. Herausgegeben von R. Ochsenbein. Burgdorf, C. Langlois. H.-K.

Pieth Fr., Die Mission Justus von Gruners in der Schweiz 1816—1819. (Nach seinen Berichten im königl. preußischen geheimen Staatsarchiv in Berlin.) Chur, Hitz. 2.50 M.

Württemberg. Briefwechsel des Herzogs Christoph von Wirtemberg. Im Auftrag der Kommission für Landesgeschichte herausgegeben von Viktor Ernst. 1. Band 1550—1552. Stuttgart, Kohlhammer. 10 M.

Ortschaften. Brünnert G., Napoleons Aufenthalt in Erfurt im Jahre 1808. Erfurt, Neumann. 50 Pf.

Strauß F. Will., Beiträge zur Geschichte der Stadt M. Gladbach und des Jülicher Landes. (Neue Folge.) Gladbach, Strauß.

Carlebach S., Geschichte der Juden in Lübeck und Moisling, dargestellt in neun in dem Jünglings-Verein zu Lübeck gehaltenen Vorträgen. Lübeck, Quitzow 3.50 M.

Dobenecker R., Aus der Vergangenheit von Stadt und Pflege Ronneburg. Für Schule und Haus zusammengestellt. Ronneburg, Brandes. 1.20 M.

Bär Ant., Beiträge zur Geschichte der Herrschaft Wiesenburg und der Stadt Kirchberg im sächsischen Erzgebirge. Kirchberg, Schneider. 7 M.

Nüesch Alex. und Heinr. Bruppacher, Das alte Zollikon. Kulturhistorisches Bild einer zürcherischen Landgemeinde von den ältesten Zeiten bis zur Neuzeit. Festgabe zum 400jährigen Jubiläum der Kirche. Zürich, Zürcher & Furrer.

Familien. Grotefend W., Regesten zur Geschichte des gräflich und freiherrlich Grote'schen Geschlechts. . . . Kassel, Scheel, 10 M.

Personen. Bismarck. Busch Mor., Tagebuchblätter. 3 Bände. Leipzig, Grunow. 21 M.

Inhalt: 1. Graf Bismarck und seine Leute während des Krieges mit Frankreich 1870—1871 bis zur Beschießung von Paris. — 2. Graf Bismarck und seine Leute während des Krieges mit Frankreich 1870—1871 bis zur Rückkehr nach Berlin. — Wilhelmstraße 76. — Denkwürdigkeiten aus den Jahren 1871—1880. — Varzin, Schönhausen, Friedrichsruh. — 3. Denkwürdigkeiten aus den Jahren 1880—1893.

Grunow J., Buschs Tagebuchblätter und die deutsche Presse. Ein Kapitel aus dem Kampfe um Bismarcks Andenken. Zur Abwehr herausgegeben. Leipzig, Grunow. 30 Pf.

Poschinger Heinr. von, Bismarck-Portefeuille. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 3 M.

Redern E. von, Bismarck 1888—1898. Nach authentischen Quellen. Berlin, Eichblatt. 6 M.

Schweninger Ernst, Dem Andenken Bismarcks. Zum 1. April 1899. Leipzig, Hirzel. 1 M.

Forrer. Reber B., Erlebnisse eines jungen Arztes. Schweizerisches Sitten- und Kulturbild aus dem Ende des 16. Jahrhunderts. Genf, Selbstverlag.

Kampf ums Recht des jungen Josias Forrer gegen den intriganten Renwart Cysat. H.-K.

Kaunitz. Correspondance secrète entre le comte Kaunitz-Rietberg et le baron Ignaz de Koch 1750—1752, publiée par H. Schlitter. Paris, Plon, Noursit & Cie. 1898.

Schlitter H., Kaunitz, Philipp Cobenzl von Spielmann. Ihr Briefwechsel (1779—1792) herausgegeben. Wien, Holzhausen. 3.40 M.

Flach H., Dr. Albrecht Rengger. Ein Beitrag zur Geschichte der helvetischen Revolution und der Helvetik. 1. Teil. Aarau, Sauerländer & Co. 3 M.

Erlebtes und Erstrebtes. Lebens-Erinnerungen von E. R(othe). Bremen, Dierksen & Wichlein. 2.50 M.

Kirchengeschichte. Theologie.

Allgemeines. Berger Arnold E., K. Sell, G. Kawerau, Ursachen und Wirkungen der deutschen Reformation. 3 Vorträge, unter Berücksichtigung der Geschichtsdarstellung Janssens gehalten. Leipzig, Braun. 1 M.

Richter A., Ueber einige seltenere Reformations-Flugschriften aus den Jahren 1523—1525. Programm. Hamburg.

Monumenta Tridentina. Beiträge zur Geschichte des Concils von Trient 1546—1547, begonnen von A. von Druffel, fortgesetzt von K. Brandi. 1. Band. Von der Sendung der Legaten nach Trient (März 1545) bis zum Beginn des schmalkadischen Krieges (Juni 1546). 5. Heft. Mai—Juni 1546. München, Franz. 3 M.

Schneider A., Die spanischen Vorlagen der deutschen theologischen Litteratur des 17. Jahrhunderts. Dissertation. Freiburg i. B.

Landschaften. Zuklin Franz, Die historisch berühmte Kirche zu Ratsch (Bezirk Teplitz). Ein Beitrag zur Kirchengeschichte Böhmens. Warnsdorf, Opitz. 40 Pf.

Bertram A., Geschichte des Bistums Hildesheim. 1. Band. Hildesheim, Lax. 8 M.

Schnell H., Das Bekenntnis des Herzogtums Mecklenburg, Kaiser Karl V. 1549 überreicht, nebst demjenigen des Landes Braunschweig-Lüneburg. Ein Beitrag zur Geschichte des Augsburger Interims. Berlin, Süsserott. 1.25 M.

Rettig G. F., Die Krankheit der Messe. Von Niklaus Manuel. Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte der Schweiz. Wiederabdruck des II. Teiles der als Beilage zum Osterprogramm der Kantonschule Bern Anno 1862 erschienenen Broschüre. Im Auftrage von W. Joos. Schaffhausen, Schoch. 30 Pf.

Personen. Doumergue E., Jean Calvin. Les hommes et les choses de son temps. Tome 1er: La jeunesse de Calvin. Ouvrage orné de la reproduction de 157 estampes anciennes, autographes etc. Lausanne, Georges Bridel & Cie.

Friedrich J., Ignaz von Döllinger. Sein Leben, auf Grund seines schriftlichen Nachlasses dargestellt. 2. Teil. Vom Ministerium Abel bis zum Ablauf der Frankfurter Zeit 1837—1849. München, Beck. 8 M.

Lüttemann H., D. Joachim Lüttemann. Sein Leben und Wirken. Nach älteren Quellen dargestellt. Braunschweig, Wollermann. 2 M.

Meinhold Thdr., Lebensbild des D. Carl Meinhold, Superintendenten in Kammin in Pommern. Ein Stück pommerscher Kirchengeschichte, verfaßt von seinem Sohne. Mit einem Vorwort von J. Geusichen. Berlin, Wiegandt & Grieben. 3.50 M.

Rothe. Bauer Heinrich, Richard Rothe als akademischer Lehrer. Vortrag. Freiburg i. B., Mohr. 75 Pf.

Troeltsch E., Richard Rothe. Gedächtnisrede. Freiburg i. B., Mohr. 80 Pf.

Bibliothekswesen. Buchhandel.

Gerster L., Die schweizerischen Bibliothekzeichen (Exlibris) von 1470 an bis zur Gegenwart. Kappelen (Kanton Bern). Selbstverlag.

Verzeichnis des Verlags von Hermann Böhlaus Nachfolgern in Weimar, die Jahre 1853 bis 1898 umfassend.

Geschichte der Musik und des Theaters.

Zelle Frdr., Die Singweisen der ältesten evangelischen Lieder. I. Die Melodien der Erfurter Enchiridien 1524. Programm. Berlin, Gaertner. 1 M.

Hanslick E., Am Ende des Jahrhunderts. 1895—1899. (Der „Modernen Oper" VIII. Teil.) Musikalische Kritiken und Schilderungen. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur. 6 M.

Thomas F., Der Stammbaum des Ohrdrufer Zweiges der Familie von Johann Sebastian Bach. Programm Ohrdruf.

Lichtenberger H., Richard Wagner, der Dichter und Denker. Ein Handbuch seines Lebens und Schaffens. Übersetzt von Frdr. von Oppeln-Bronikowski. Dresden, Reisner. 9 M.

Inhalt: 1. Buch. Wagners Kindheit und Jugend. — 2. Buch. Wagner in Dresden. — 3. Buch. Wagner im Exil. — 4. Buch. Wagners Rückkehr nach Deutschland. Das Bayreuther Werk.

Bahr Herm., Wiener Theater (1892—1898). Berlin, Fischer. 4 M.

Kunstgeschichte.

Verzeichnis der Kunstdenkmäler der Provinz Posen. 1. Band. (Schluß.) Berlin, Springer. 4 M.

Inhalt: Kohte J., Übersicht der Kunstgeschichte der Provinz Posen. Mit einem Abriß der politischen und kulturgeschichtlichen Entwicklung des Landes von A. Warschauer.

Bau- und Kunstdenkmäler Thüringens. Bearbeitet von P. Lehfeldt. 27. Heft. Jena, Fischer. 2 M.

Inhalt: Herzogtum Sachsen-Meiningen. III. Band. Kreis Sonneberg. Amtsgerichtsbezirke Sonneberg, Steinach und Schalkau.

Ludorff A., Die Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen. Herausgegeben vom Provinzial-Verbande der Provinz Westfalen. IX. Münster. Paderborn, Schöningh. 4.20 M.

Inhalt: Kreis Paderborn. Mit geschichtlichen Einleitungen von W. Richter.

Schmid Heinrich Alfred, Arnold Boecklin. 2 Aufsätze. Berlin, Fontane & Co. 3 M.

Prockſch A., Bernhard Aug. Freiherr von Lindenau als Kunstfreund. Ein Beitrag zu seiner Biographie. Erweiterter Abdruck der Abhandlung des Friedrichsgymnasiums von Ostern 1899. Altenburg, Geibel. 2 M.

Geschichte der Philosophie.

Allgemeines. Braunschweiger D., Die Lehre von der Aufmerksamkeit in der Psychologie des 18. Jahrhunderts. Leipzig, Haacke. 3.60 M.

Heinrich W., Die moderne physiologische Psychologie in Deutschland. Eine historisch-kritische Untersuchung mit besonderer Berücksichtigung des Problems der Aufmerksamkeit. Zweite umgearbeitete Auflage. Zürich, E. Speidel.

Hartmann Eduard, Geschichte der Metaphysik. 1. Teil. Bis Kant (Ausgewählte Werke. XI. Band 1. Teil). Leipzig, Haacke. 12 M.

Windelband W., Die Geschichte der neueren Philosophie in ihrem Zusammenhange mit der allgemeinen Cultur und den besonderen Wissenschaften dargestellt. 2 Bände. 2. Auflage. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 18 M.

Philosophen. Kant. Perlmutter A., Die Kantische Lehre von der Causalität und die Max Nordau'sche Auffassung derselben. Leipzig, Mutze. 40 Pf.

Wartenberg M., Kants Theorie der Kausalität, mit besonderer Berücksichtigung der Grundprincipien seiner Theorie der Erfahrung. Eine historisch-kritische Untersuchung zur Erkenntnistheorie. Leipzig, Haacke. 6 M.

Nietzsche. Heune am Rhyn O., Anti-Zarathustra. Gedanken über F. Nietzsches Hauptwerke. Altenburg, Tittel. 3 M.
Lichtenberger Henri, Die Philosophie Friedrich Nietzsches. Eingeleitet und übersetzt von Elisabeth Förster-Nietzsche. Dresden, Reißner. 4 M.
Schopenhauer. Deutschthümler Wilh., Ueber Schopenhauer zu Kant. Ein kleines Geschichtsbild. Wien, Dirnböck. 2 M.
Möbius P. J., Ueber Schopenhauer. Leipzig, Barth. 4.50 M.
Wiebrecht R., Die Metaphysik Schopenhauers vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus betrachtet. Dissertation. Göttingen, Vanderhoeck & Ruprecht. 80 Pf.

Geschichte des Unterrichts.

Niedere und höhere Schulen. Berlin. Todt C., Biographisch-bibliographisches Verzeichnis der Lehrer des Joachimsthalschen Gymnasiums seit 1826. Programm. Berlin.
Schmidt Wilhelm, Die Kirchen- und Schulvisitation im Herzberger Kreise vom Jahre 1529 nebst Urkunden. Berlin, Gaertner. 1 M.
Messer A., Joh. Jos. Friedr. Steigentesch „Abhandlung von Verbesserung des Unterrichtes der Jugend in den kurfürstlichen Mainzischen Staaten 1771". Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen. III. Teil. 4. und 5. Abschnitt. Programm. Giessen.
Jordan R., Beiträge zur Geschichte des städtischen Gymnasiums in Mühlhausen in Thüringen. Programm. Mühlhausen.
Universitäten. Beyer C., Studentenleben im 17. Jahrhundert. Kulturgeschichtliche Bilder. Schwerin, Bahn. 2 M.
Knod Gust. C., Deutsche Studenten in Bologna (1289—1562). Biographischer Index zu den Acta nationis Germanicae universitatis Bononiensis. Berlin, R. von Decker. 30 M.
Asbach J., Die Napoleonische Universität in Düsseldorf (1812/13). Programm. Düsseldorf, Voß & Co. 1.50 M.
Acten der Erfurter Universität. III. Teil. Register zur allgemeinen Studentenmatrikel (1392—1636) begonnen von J. C. H. Weißenborn, fortgeführt von A. Hortzschansky (Geschichtsquellen der Provinz Sachsen und angrenzender Gebiete. Herausgegeben von der historischen Commission der Provinz Sachsen. 8. Band.) Halle, Hendel. 27 M.
Reh, Statuta facultatis philosophicae in academia Francofurtana. Programm. Groß-Strehlitz, Wilpert. 1 M.
Stalmann, Das Herzogliche philologisch-pädagogische Institut auf der Universität zu Helmstedt. (1779—1810). Teil I: Darstellung. Programm. Blankenburg.
Die Leopold-Franzens-Universität zu Innsbruck in den Jahren 1848—1898. Festschrift aus Anlaß des 50jährigen Regierungs-Jubiläums Seiner Majestät des Kaisers Franz Joseph I. Herausgegeben vom akademischen Senat. Innsbruck, Wagner. 20 M.
Pädagogen. Kvačala J., J. V. Andreäs Anteil an geheimen Gesellschaften. Berlin, Mittler & Sohn. 1 M.
Swet C., Beiträge zur Lebensgeschichte und Pädagogik Joh. Bernh. Basedows. Dissertation. Leipzig 1898.
Pöhnert K., Joh. Matth. Gesner und sein Verhältnis zum Philanthropinismus und Neuhumanismus. Ein Beitrag zur Geschichte der Pädagogik im 18. Jahrhundert. Dissertation. Leipzig 1898.
Brause A., Johann Gottfried Stallbaum. Ein Beitrag zur Geschichte der Thomasschule in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. 3. Teil (Schluß). Programm. Leipzig. 1.20 M.

Die Litteratur in der Schule.

Hellwig P., Erklärende Beiträge zur Dichterlektüre. Programm. Berlin, Gaertner. 1 M.

Violet F., Die neuere deutsche Litteratur auf der Oberstufe der höheren Mädchenschule. Programm. Berlin, Gaertner. 1 M.

Sammlung deutscher Dichtungen und Prosawerke, für den Schulgebrauch herausgegeben von A. Brunner. Bamberg, Buchner. à 60 Pf.
- 23. Goethes Torquato Tasso, erklärt von M. Hoferer.
- 24. Schillers Braut von Messina. Erklärt von Seb. Englert.

Graesers Schulausgaben klassischer Werke ... herausgegeben von J. Neubauer. Wien, C. Graeser. à 60 Pf.
- Heft 57. 58. Klopstock Fr. G., Der Messias. Mit Einleitung und Anmerkungen von K. Fuchs.
- Heft 60. Shakespeare W., König Lear. Trauerspiel. Übersetzt von Heinrich Voß. Herausgegeben und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von A. von Weilen.

W. Königs Erläuterungen zu den Klassikern. Leipzig, Beyer. à 40 Pf.
- 19. Stecher R., Erläuterungen zu Schillers Gedichten.
- 20. Stecher R., Erläuterungen zu Goethes Gedichten
- 21. Bischoff E., Erläuterungen zu Goethes Faust. 1. Teil.
- 22. Stecher R., Erläuterungen zu Kleists Prinz von Homburg.

Goethe W. von, Italienische Reise (Auszug.) Für den Schulgebrauch herausgegeben von K. Schirmer. Leipzig, Freytag. 90 Pf.

Rohle C., Der zweite Teil von Goethes Faust für den deutschen Unterricht im Zusammenhange dargestellt. Berlin, Gaertner. 1 M.

Herder J. G., Abhandlungen. Ausgewählt und für den Schulgebrauch herausgegeben von E. Naumann. 2. Bändchen. Leipzig, Freytag. 80 Pf.

Stoff- und Sagengeschichte.

Görbing F., Die Elfen in den englischen und schottischen Balladen. Dissertation. Halle.

Brüll F., Die Legende von der Pfalzgräfin Genovefa nach dem noch ungedruckten bisher verschollenen Texte des Johannes Seinius. Programm. Prüm.

Bernoulli A., Die Sagen von Tell und Stauffacher. Eine kritische Untersuchung. Basel, Reich. 1.20 M.

Wick A., Tobias in der dramatischen Litteratur Deutschlands. Heidelberger Dissertation.

Volkskunde.

Höfler M., Deutsches Krankheitsnamen-Buch. München, Piloty & Loehle. 35 M.

Solff K., Bilder und Sagen aus Breisachs Vergangenheit. 2. Auflage. (Lorenz' badische Bücherei. II.) Freiburg i. B., Lorenz & Waetzel. 90 Pf.

Sprichwörter und alte Volks- und Kinderlieder in Kölnischer Mundart. Köln, Stauff. 50 Pf.

Hoffmann J. J., Trachten, Sitten, Bräuche und Sagen in der Ortenau und im Kinzigthal. I. Abschnitt. Trachten, Sitten und Bräuche. Lahr, Schömperlen. 2.50 M.

Camenisch R., Geschichten und Sagen aus Alt Fry Rhätien. Davos. H. Richter.

Deutsche Schriftsprache. Mundarten.

Gombert A., Bemerkungen zum deutschen Wörterbuche. Programm. Breslau.
Grimm J. und W., Deutsches Wörterbuch. ... Neunten Bandes fünfzehnte Lieferung. Schwingeblock—Seele (Schluß des IX. Bandes) Bearbeitet von und unter Leitung von M. Heyne. Titel und Vorwort. Leipzig, S. Hirzel.
Des X. Bandes 1. Lieferung (S) befindet sich im Druck
Trebs E., Beiträge zur österländischen Mundart. Programm. Fürstenwalde.
Dütschke G., Sprachliches zur Heimatkunde des Kreises Schwelm, sowie zur Einführung in Art und Ergebnisse der Ortsnamenforschung. Schwelm, Scherz. 75 Pf.

15.—17. Jahrhundert.

Kaiser A., Die Fastnachtspiele von der actio de sponsu. Teil I. Die Rumpolt-Mareth-Spiele. Dissertation. Göttingen 1898.
Neudrucke von Schriften und Karten über Meteorologie und Erdmagnetismus, herausgegeben von G. Hellmann. Nr. 12. Berlin, Asher & Co. 20 M.
Inhalt: Wetterprognosen und Wetterberichte des 15. und 16. Jahrhunderts. Facsimiledrucke mit einer Einleitung.
Kück E., Schriftstellernde Adlige der Reformationszeit. I. Sickingen und Landschad Programm. Rostock.
Lühr G., Cursus gloriae mortalis dramatica poesi expressus, sive Jason Fabula. Ein Schuldrama des Jesuiten Thomas Clagius. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte des Rösseler Gymnasiums. Programm. Rössel.
Bilter E., Die epische Technik in Chr. H. Postels Heldengedicht „Der große Wittekind". Ein Beitrag zur Geschichte der Renaissanceepen. Dissertation. Göttingen.
Sielek F., Bartholomäus Ringwaldt. Sein Leben und seine Werke. Frankfurt a. O., H. Andres & Co. 60 Pf.
Secundus J. N., Basia. Mit einer Auswahl aus den Vorbildern und Nachahmern herausgegeben von G. Ellinger. (Lateinische Litteraturdenkmäler des 15. und 16. Jahrhunderts. Herausgegeben von M. Hermann.) Berlin, Weidmann. 2 M.
Voß G., Christoph Stummel: Studentes, comoedia de vita studiosorum. (Neuer Abdruck.) Programm. Aachen.

---

18. Jahrhundert.

Wittig M., Johann Christian Brandes. Ein Beitrag zur Geschichte der Litteratur und des Theaters im 18. Jahrhundert. Programm. Schneeberg. 1 M.
Coym J., Gellerts Lustspiele. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des deutschen Lustspiels. (Palaestra. Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie. Herausgegeben von A. Brandl und Erich Schmidt II). 2.40 M.
Goethe. Alberti Karl, Goethe in Asch und Umgebung. Ein Beitrag zur Heimatskunde. Asch, Berthold. 60 Pf.
Carel G., Voltaire und Goethe. III. (Goethe bis 1770.) Programm. Berlin, Gaertner. 1 M.
Biedermann W. Freiherr von, Goethe-Forschungen. Anderweite Folge. Mit drei Bildnissen und dem Bildnisse des Verfassers. Leipzig, F. W. von Biedermann. 10 M.

Inhalt: Vorwort. I. Dichtungen Goethes. 1. Lesarten zweier kleinen Gedichte. (Ungedruckt.) II. Quellen und Anlässe Goethischer Dramen. 1. Einzelnes zu Faust. Die angeblichen Faustpläne. Vorbilder zu Faust. Die Domscene. 2. Zu Tasso. 3. Theaterzettel zur Natürlichen Tochter. III. Dramatische Entwürfe Goethes. 1. Cäsar. (Ungedruckt.) 2. Das Entstehen der Elpenor-Dichtung. IV. Goethe mit Zeitgenossen. 1. Bildnisse zur Goethekunde. (Ungedruckt.) 2. Zu Caroline Schulze. 3. Goethe und H. L. Wagner. 4. Goethe und Jakob Lenz. 5. Franz Lersé in Weimar. (Ungedruckt.) 6. Die Unterhaltung mit Napoleon. V. Vermischtes zur Goetheforschung. 1. Hagedorn, ein Vorbild Goethes. 2. Goethes productive Kritik. 3. Zu den Recensionen der Frankfurter gelehrten Anzeigen. 4. Gedächtnißirrtümer Goethes. 5. Zu Goethes Theaterrepertoire. 6. Goethe und das Schrifttum Chinas. VI. Berichtigungen und Nachträge zu Goetheschriften des Verfassers. — Beigabe. Entwickelung äußerer Formen der Dichtung.

Heinemann K., Goethe. 2. Auflage. Leipzig, Seemann. 10 M.

Goethes Briefe an Frau von Stein. Herausgegeben von A. Schöll. 3. Auflage, besorgt von J. Wahle. 1. Band. Mit einem Titelbild der Frau von Stein und 7 Reproductionen Goethischer Handzeichnungen. Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt. 8.40 M.

Klaar Alfred, Der Faust-Cyclus. Vorbereitende Worte zu der Aufführung des von Wilbrandt für die Bühne bearbeiteten Goetheschen „Faust" an drei Theaterabenden. Prag, Calve. 60 Pf.

Wohlauer A., Das erste Paralipomenon und der erste Entwurf zu Goethes „Faust". Programm. Breslau.

Herder. Großmann Frdr., Herder und die Schule. Programm. Berlin, Gaertner. 1 M.

Zipper A., Erläuterungen zu den Meisterwerken der deutschen Litteratur. 7. Band. Herders Cid (Universal-Bibliothek Nr. 3946). Leipzig, Reclam jun. 20 Pf.

Lessing. Rethwisch C., Der bleibende Wert des Laokoon. Berlin, Gaertner 1.20 M.

Boschulte L., Zur Charakteristik der Poesie Matthissons, insbesondere über ihr Verhältnis zur Poesie Höltys und Klopstocks. Dissertation. Jena.

Langmesser A., Jacob Sarasin, der Freund Lavaters, Lenzens, Klingers und Anderer. Ein Beitrag zur Geschichte der Genieperiode. Zürcher Dissertation.

I. J. Sarasins Leben (Jugendzeit, Sturm und Drang, Cagliostro und Getrud Sarasins Krankheit, Lebensabend). II. J. Sarasins schriftstellerische Versuche (Gedichte, Der Hausfriede, Plimplamplasko, Aufsätze). Anhang (Ungedruckte Briefe aus dem Freundeskreise Sarasins: Lavater, J. Iselin, Pfeffel, Lersé, Jung-Stilling, Schlosser, F. H. Jacobi, Klinger, Sophie von La Roche, Merk, Chr. Kaufmann, Joh. Ehrmann, Marquise von Branconi, Karl Mathäi.) H.-K.

Schiller. Detmer H., Zur Charakteristik von Schillers Umdichtungen des Vergil. Programm. Hildesheim.

Reichl Eduard, Geschichte des Schillerhauses in Eger. Eine Grundbuchstudie. Eger, Selbstverlag.

---

19. Jahrhundert.

Groth. Bartels A., Klaus Groth. Zu seinem 80. Geburtstage. Leipzig, Avenarius. 1.75 M.

Siercks H., Klaus Groth. Sein Leben und seine Werke. Ein deutsches Volksbuch. Kiel, Lipsius & Fischer. 4 M.

Heine. Haluſa T., O. Cist., Heinrich Heine. In charakteriſtiſchen Zügen zum 100. Geburtstag. München, Abt. 50 Pf.

Zur Linde Otto, Heinrich Heine und die deutſche Romantik. Diſſertation. Freiburg i. Br.

Inhalt: Einleitung. Zeugniſſe Heines. Seine Stellung zur Romantik im Allgemeinen. Heines Stellung zu einzelnen Romantikern. Einzelner Romantiker litterariſcher Einfluß und Zitate aus ihnen. — Romantiſches bei Heine. Poetiſche Behandlung der Natur. — Vertauſchung von Sinnlichem und Geiſtigem. — Märchenartige Poeſie. — Romantiſche Ironie. — Romantiſche Verherrlichung von Krankheit und Tod; romantiſche Liebe. — Schickſalstragödie. — Heines Stellung zu den politiſchen und religiöſen Tendenzen der Romantiker: Burſchenſchaft und Katholizismus.

Jahn Kurt, Immermanns Merlin (Palaeſtra. Unterſuchungen und Texte aus der deutſchen und engliſchen Philologie. Herausgegeben von A. Brandl und Erich Schmidt. III). Berlin, Mayer & Müller. 3 M.

Renner A., Ein neuer Lyriker, Joſef Kitir. Aeſthetiſche Studie. Wien, Szelinski. 50 Pf.

Kleiſt Heinrich von, Meiſterwerke mit Erläuterungen von Eugen Wolff. II. Prinz Friedrich von Homburg. Kritiſche Ausgabe nach der Handſchrift. Minden, Bruns. 1.20 M.

Lein Johanette, Gedichte. Mit einem Geleitwort von Alfred Bock. Gießen, Ricker. 1.50 M.

Paul Penters Schriften. Herausgegeben von Frdr. Haßlwander und Hans Fraungruber. 1. und 2. Band. Wien, Thiel. 3.70 M.

1. Gedichte. — 2. Novellen. Touriſtiſches Moſaik.

W. H. Riehls Geſchichten und Novellen. Geſamtausgabe. 1. Band. Kulturgeſchichtliche Novellen. Stuttgart, Cotta. 4 M.

Weiß S. A., Gedichte. Herausgegeben von ſeiner Witwe. Berlin, Concordia. 2 M.

Wiederwald K., Franz Wisbacher und ſeine Muſe. Separat-Abdruck aus dem Salzburger Volksblatt. Salzburg 1898, Selbſtverlag (Dieter). 20 kr.

Mitteilungen.

Heinrich Stümcke in Berlin läßt demnächſt im Verlage der Schulzeschen Hofbuchhandlung in Oldenburg eine größere Monographie über König Saul und David im Drama des 16. und 17. Jahrhunderts erſcheinen.

Als erſte Veröffentlichung der Geſellſchaft der Bibliophilen erhalten die Mitglieder demnächſt ein Facſimile von Goethes Handſchrift des Luſtſpiels „Die Mitſchuldigen" in ſeiner umfangreichſten, endgültigen Faſſung.

Egon von Komorzynski in Wien bereitet eine Monographie über Emanuel Schikaneder vor, worin deſſen Wirkſamkeit als Theaterdirektor in Wien und ſein Einfluß auf die Entwicklung der Wiener localen Dramatik ausführlich dargeſtellt, und namentlich die Frage der Autorſchaft der „Zauberflöte" eingehend unterſucht werden ſoll.

In Max Heſſes Leipziger Klaſſiker-Ausgaben wird demnächſt eine von Eduard Griſebach herausgegebene neue Geſamt-Ausgabe von E. T. A. Hoffmanns Werken erſcheinen: dieſe Ausgabe wird nicht nur eine Reihe von ganz verſchollenen Stücken Hoffmanns bringen, die in allen bisherigen Ausgaben fehlten, ſondern ſie wird auch eine Anzahl intereſſanter Bilder enthalten, welche die von Hoffmann herrührenden oder von ihm ſelbſt angeordneten Illuſtrationen der erſten Ausgaben wiedergeben.

Erklärung.

Professor Max Koch hat auf meine in dieser Zeitschrift (6, 214) abgedruckte Widerlegung dreier unbegründeter Vorwürfe in der von ihm herausgegebenen „Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte" mit anderthalb enggedruckten Seiten voll Klatscherei und Schimpferei geantwortet. Er glaubt mir „groben Unfug", „litterarischen Charlatanismus", „unaufrichtiges Spiel", „frivole Unbill wider Schiller" [1]) vorwerfen zu dürfen. Er zieht den Namen eines ganz unbeteiligten Dritten in die Debatte herein und schreibt mir mit ganz besonderem Taktgefühl neben allen moralischen Mängeln auch „nervöse Ueberreizung" zu.

Sachlich habe ich zu konstatiren, daß er in dem einen Falle (Schillers Verpflichtung gegen das Mannheimer Theater betreffend) sein Unrecht eingestehen muß, daß er in dem zweiten den Streitpunkt verschiebt, indem er sich hütet, seine Behauptung zu wiederholen, daß der gedruckte Teil der Schillerschen Iphigenien-Recension bloß von Euripides' Drama handle, und daß er in dem dritten mit allem Aufwand von Worten die Thatsache doch nicht in Abrede stellen kann: nicht gewußt oder sich nicht erinnert zu haben, daß das Schema über den Dilettantismus von Goethe und Schiller in gemeinsamen Handschriften bei Zusammenkünften in Jena niedergeschrieben worden ist, — ein Sachverhalt, auf den ich mit vollkommen zutreffenden Worten in meinem Buch hingewiesen habe, um das innige Gemeinschaftsverhältnis beider Dichter zu charakterisieren. Aber freilich — daß ich auf etwas hingewiesen habe, dessen er sich nicht entsinnen konnte, — dieses Unrecht kann er mir nicht verzeihen und überhäuft mich deshalb mit Schmähungen. Ich begnüge mich damit, dies unwürdige Gebaren dem Urteil der Fachgenossen vorzulegen.

Darmstadt. O. Harnack.

---

[1]) Diese Unbill soll darin bestehen, daß ich gesagt habe, Schiller wisse in der Iphigenien-Recension noch nicht viel eigenes und selbständiges über Goethes neue antikisierende Richtung zu sagen. Für jeden Sachkenner ist dies Urteil genügend durch die Einleitung der Recension begründet, in der Schiller behauptet, Goethe habe sich der griechischen Form ganz zu bemächtigen „gewußt, sie bis zur Verwechslung erreicht!"

In der Handschrift abgeschlossen am 1. Juni, im Satz am 18. Oktober 1899.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

Diderot in Leipzig.

Von Daniel Jacoby in Berlin.

Daß Diderot auf seiner Reise nach Petersburg durch Leipzig kam und sich dort aufhielt, ist meines Wissens nicht beachtet worden. Auch nicht von seinem sorgsamsten Biographen Karl Rosenkranz. Der nach ihm folgende englische Biograph John Morley (Diderot and the Encyclopaedists. London 1878) erwähnt ebenfalls nur den Aufenthalt in Holland (2, 103 f.).

Uns aber ist alles aus dem Leben des Mannes von Wichtigkeit, dem Lessing seinen Dank bekannt hat, an dessen Geist Schiller sich immer wieder stärkte,[1] von dem Goethe, „seit langer Zeit ihn hochachtend",[2] ein Jahr vor seinem Tode an Zelter schrieb: „Diderot ist Diderot, ein einzig Individuum; wer an ihm oder seinen Sachen mäkelt, ist ein Philister, und deren sind Legionen." Seit 1765 war Diderot der Kaiserin Katharina näher getreten. Dankbar, wie er war, unternahm er zu ihr die Reise nach Rußland im Mai 1773. Zuerst kam er nach dem Haag, wo er mit dem Fürsten und der Fürstin Gallizin verkehrte. Am 22. August, so erzählt Rosenkranz, reiste er über Düsseldorf nach Petersburg; Rosenkranz erwähnt nur noch, daß Diderot „die eben so langweilige als gefährliche Strecke zwischen Königsberg und Memel in einem Gedichte besang, das sich noch erhalten hat". Im September 1773 aber war Diderot in Leipzig. Das zeigt ein Brief Zollikofers an Garve. Der lebhafte, gemüt- und geistvolle Franzose hatte mit dem freigesinnten Theologen eine längere Unterredung, die mit Unrecht unbekannt oder unbeachtet geblieben ist. Am 18. September schreibt er aus Leipzig an Garve:[3] „Diderot hat

[1] An Goethe, 7. August 1797.

[2] Nachträgliches zu Rameaus Neffe, gleich zu Anfang.

[3] Briefwechsel zwischen Chr. Garve und G. J. Zollikofer nebst einigen Briefen des erstern an andere Freunde. Breslau 1804, S. 102—108.

eine interessante einnehmende Gesichtsbildung, die viel Verstand und ein ehrliches, offenherziges, menschenfreundliches Wesen ankündigt, zugleich aber doch Spuren von heimlicher Unruhe und Gram zu verrathen scheint. Seine Lebhaftigkeit ist außerordentlich groß. Alle Vorstellungen, die er braucht, und alle Ausdrücke, die sie am besten und stärksten bezeichnen können, stellen sich ihm augenblicklich dar. Er hat die Sprache völlig in seiner Gewalt, ob er gleich auch der Lateinischen und Englischen Sprache ziemlich mächtig ist; spricht oft mit einer Schnelligkeit, die es uns langsamern Deutschen zuweilen schwer macht, ihm zu folgen, und ihn ganz zu fassen, und mit einer Wärme und Stärke, die uns kaltblütigere Seelen fast betäubet. Ueberhaupt spricht er viel, entscheidend und sehr oft allein. Will man ihm Einwürfe machen, oder sonst etwas zur Unterredung beytragen, so muß man den Augenblick schnell ergreifen, und ebenfalls zuversichtlich reden. Der Ton der gelassenen ruhigen Untersuchung scheint ihm nicht natürlich zu seyn. Zur Schilderung seines Charakters habe ich nicht Data genug. Er hat mir gleich in der ersten halben Stunde meines Umgangs mit ihm einige Züge desselben an die Hand gegeben, die ich, so wie sie mir einfallen, ungefähr mit seinen Worten hersetzen will: ‚Niemahls in meinem Leben habe ich die geringste Neigung gehabt, eine Lüge zu sagen, nämlich eine Unwahrheit, um andern zu schaden, oder mich selbst wegen eines begangenen Fehlers zu entschuldigen. — Jedermann zu dienen und zu helfen, es sey durch meinen Rath, oder durch meinen Credit, ist stets mein Vergnügen gewesen. — Das einzige, was ich mir etwa vorzuwerfen habe, ist, daß ich das Frauenzimmer zu sehr geliebt, und mir doch zuweilen dabey habe sagen müssen: es ist nicht recht. Leidenschaften lassen sich nicht bezwingen. Glücklich, wer von Natur gut ist! — Ueber die Thoren, die ich sehe und höre, mache ich mich lustig; zuweilen habe ich auch ein wenig Mitleiden mit ihnen. Die Verdrießlichkeiten mit der Encyclopädie und die Furcht vor den Folgen derselben haben mir viel Unruhe und Kummer verursacht, und selbst meiner Gesundheit Schaden gethan. — Ich bin kein Freund vom Marterthume. — Ich beneide die Thiere, daß sie ihr Ende nicht vorhersehen, und wünsche, eines plötzlichen Todes zu sterben.‘" —

Wie gut Zollikofer beobachtet hat, und wie klar Diderots Aussprüche über sich selbst sein Wesen widerspiegeln, bestätigt die Charakteristik, die Rosenkranz nach sorgsamem Studium der Schriften Diderots und der Urteile der Zeitgenossen über ihn gegeben hat. Hier nur einige bezeichnende Stellen:[1] „Diderot war ein redlicher

[1] Karl Rosenkranz, Diderots Leben und Werke. Leipzig 1866. 2, 387. 388. 389. 390. 391.

Mensch ohne Eigennutz. Er war pflichttreu, arbeitsam, zuverlässig, und wir haben gesehen, welche Lasten ihm nicht nur seine Freunde, sondern auch ihm an sich fremde Personen aufbürdeten. — Die Lebhaftigkeit seiner Empfindungen war eben so heftig, als schnell wechselnd. — Er beherrschte die Sprache in einem bewundernswürdigen Umfang. — Als Mensch war er trotz seiner Schwächen gewiß einer der liebenswürdigsten, die je existiert haben. Er gehört zu den seltenen Schriftstellern, die als Menschen im Umgange bedeutender als in ihren Schriften gewesen sind. Er war hilfreich gegen Jedermann, fast ohne Kritik, wie die Sonne Gute und Böse ohne Unterschied bescheint. — Wie wir bei ihm überall dem Gegensatz begegnen, so sehen wir auch sein Leben sich dualistisch gestalten. Er hatte seiner Familie im Hause eine andere außer dem Hause entgegengesetzt. Dort lebte er mit Frau und Tochter, hier mit Fräulein Voland, deren Schwestern und ihrer Mutter, ohne daß zwischen beiden Familien der geringste Verkehr statt fand."

Wenn man sich erinnert, daß Diderot in der Encyklopädie noch den Glauben an Gott bekannte, oder sich als Skeptiker zeigte, dagegen von 1760 an entschiedener Atheist war, ohne, wie Rosenkranz sagt,[1]) ein Fanatiker für die Progaganda des Atheismus zu sein, gleich Holbach und Naigeon, so wird man mit Interesse bei Zollikofer lesen, wie Diderot von einem Urteil über Voltaire zu seiner Lieblingsansicht kommt: „Voltaire ist nichts weniger als Philosoph; er glaubt, daß die Welt ewig sey, daß die Materie denken könne, daß es keine Freiheit gebe, und doch glaubt er das Dasein eines vergeltenden Gottes. Kann etwas ungereimter seyn? — Dies scheint Diderots Lieblingsmaterie zu seyn. Er ergriff alle Gelegenheiten, um den Atheismus zu predigen, und zuweilen predigt er ihn wirklich mit der Hitze eines Schwärmers. Bald müssen ihm Anekdoten, bald witzige Einfälle dazu dienen. Doch zieht er zuweilen wieder zurück, wenn er merkt, daß seine Zuhörer ganz anders denken, und verwahret sich durch ein: ich will nun die Sache selbst ununtersucht lassen, die Sache mag seyn, wie sie will u. s. w. — Von dieser Seite kömmt mir der Mann nichts weniger als groß vor, und ich würde ihn, bey allen seinen menschenfreundlichen Gesinnungen, für einen höchst gefährlichen Menschenfeind erklären, wenn er nicht andern Freunden gesagt hätte, daß er sich wohl hüten werde, sein System dem Volke vorzutragen, oder jemahls gegen die Religion zu schreiben. Unterdessen hat er es doch schon gethan und wird es vermuthlich noch mehr thun. Glücklich kann er bei seynem Systeme gewiß nicht seyn, und den Nahmen eines wahren Philosophen kann er nach meinen

[1]) a. a. O., S. 387.

Gedanken eben so wenig behaupten, wenn er auch nur einen einzigen Menschen zu seinem Proselyten zu machen sucht. Ueberhaupt zweifle ich noch sehr, ob er jemahls ruhig und anhaltend genug über diese Materien nachgedacht habe. Behauptet er doch selbst, daß der Mensch in dem leidenschaftlichen, oder doch empfindungsvollen Zustande eben so geschickt zur Untersuchung der Wahrheit sey, als in irgend einem andern. Sein Empfindungsvermögen und seine Einbildungskraft sind unstreitig weit stärker, als seine Vernunft."

Auch hier hat Zollikofer richtig beobachtet und geurteilt. Hören wir wieder Rosenkranz: „Diderot war mit einem großen Verstande, aber auch mit einer nicht weniger großen Phantasie begabt. . . Er sprang gewöhnlich vom Begriff zur Anschauung, von der Anschauung zum Begriff. . . Das Detail ist seine Stärke. Will er abschließen, so geschieht es oft nur durch ein Bild oder auch eine Anekdote, die er vortrefflich zu erzählen versteht. Er wird dadurch unterhaltend wie irgend einer; . . allein er bringt es nicht zu einem architektonisch befriedigenden, wissenschaftlichen Kunstwerk. Immer werden wir ihm eine außerordentliche Anregung verdanken, selten wird er eine tiefe Ueberzeugung in uns begründen. Bei keinem Franzosen fühlt man stärker als bei Diderot, daß ein Deutscher, daß ein Kant kommen mußte, die Gegensätze von Sinnlichkeit und Geist, Receptivität und Spontaneität, Verstand und Vernunft, Anschauung und Begriff, Endlichkeit und Unendlichkeit, Nothwendigkeit und Freiheit, antinomisch zusammenzufassen und dialektisch aufzulösen." —

„So wenig Diderot," fährt der selbstbewußte Schweizer Theolog fort, „mir ein Genüge thut, wenn er von Philosophie redet, weil er gar keine festen Principien hat, so gerne höre ich ihn, wenn er von schönen Künsten und Wissenschaften redet. Da spricht er in der That als ein Kenner."

Zuletzt einige Urteile und Gedanken, die Zollikofer aufschrieb, so viel er sich ihrer erinnerte. „In Frankreich giebt es sehr wenige Originale. Alles ist da auf denselben Ton gestimmt, nähmlich auf den Ton, der in jedem Hause, oder in jeder Gesellschaft herrschet. Daher sind die Narren, die wirklich etwas eigenes haben, allenthalben sehr willkommen, weil sie die langweilige Einförmigkeit in Urtheilen u. s. w. unterbrechen. — Außer Paris ist kein gutes Französisches Buch jemahls geschrieben worden. — Die Deutschen gehen vorwärts, wir rückwärts. Sie würden uns schon eingehohlt haben, wenn sie eine Hauptstadt hätten. Lassen sie nur erst ihre guten Dichter die Sprache bearbeiten, so werden sie auch bald Redner, Geschichtschreiber, Philosophen haben.[1]) — Lucrez ist der einzige Dichter, der zugleich

[1]) Hier redet Diderot ähnlich wie Friedrich der Große in seiner bekannten Schrift.

ein Philosoph gewesen. Die übrigen haben ihre Philosophie bloß von andern entlehnt. — Von Hallern sprach er verächtlich;[1] J. J. Rousseau nannte er einen Sophisten;[2] Pope hat nichts Eigenes. — Je ne regrette l'enfer, que pour une seule classe d'hommes, pour les mauvais princes et pour leurs mauvais instituteurs."

Die Diderot in einer Unterhaltung hörten, rühmten alle seine bewunderungswürdige Frische, seinen Freimut, sein Feuer. Madame Necker z. B. konnte ihn nicht genug hören und wünschte, daß ein Sekretär hinter seinem Rücken alles, was er spräche, aufzeichnen könnte. Zollikofers Bericht ist ein Zeugnis mehr für Diderots anziehende Persönlichkeit. Seine Annahme übrigens, Diderot werde auch nach Breslau kommen und Garve aufsuchen, bestätigte sich nicht. Der kranke Freund antwortete ihm: „Ich bin froh, daß Diderot nicht nach Breslau gekommen ist." Ob über den geistvollen Franzosen noch andere Leipziger Aufzeichnungen gemacht haben? Möglich, denn Zollikofer schrieb Garve: „Von dem Herrn Diderot werden Sie vielleicht schon andere Freunde unterhalten haben." Als Diderot mit Zollikofer sprach, lebte Lessing im einsamen Wolfenbüttel. Wie schade, daß beide bei aller Verschiedenheit so wesensverwandte Männer nicht zusammen kamen! Welch ein Zwiegespräch wäre das geworden! Lessings Biograph hat sich und uns ein solches lebendig vor Augen gestellt (Erich Schmidt, Lessing 2, 42).

Eine unbekannte Sammlung von Volksliedern des 16. Jahrhunderts.

Von Rudolf Wolkan in Czernowitz.

In meinem Besitze befindet sich eine bisher unbekannte Liedersammlung des 16. Jahrhunderts, die folgenden Titel hat: Neun vnd | neuntzig | Schöne aufferlesene Lie- der, allen züchtigen Jungfrawen vnd Frawen, | zum Newen Jar | gedruckt. | Frölich in Ehren, | Kan niemand verkeren. |

[1] Das konnte Diderot nur ihm im Grimm über des noch lebenden Haller pietistische Neigungen.

[2] Diderot lernte erst seit 1758 den Freund Rousseau so genau kennen, daß dieses Urteil durchaus erklärlich ist. Siehe Rosenkranz, a. a. O. 1, 351 f. Vgl. 2, 358 und 364 (Diderots Ausfall gegen Rousseau in der zweiten Ausgabe des Essai über Seneca).

Die Sammlung hat das gewöhnliche Kleinoktavformat der Volkslieder des 16. Jahrhunderts. Gebunden ist das Buch fast genau in derselben Art, wie das bekannte von Bergmann herausgegebene Frankfurter Liederbuch von 1582 in der Ambraser Sammlung, nämlich in Kleinquart. Der Deckel besteht aus Holz mit braunem Lederüberzug, der reich mit fein ornamentierten Vergoldungen verziert ist; an den acht Ecken getriebene Messingbeschläge mit Buckeln. Zusammengehalten werden die Deckel von je zwei, zusammen vier zierlich gedrehten und ciselierten Krampen. Der Schnitt an allen vier Seiten ist in Gold als Grundfarbe gehalten, mit einer ornamentalen Musterung, die durch blaue, grüne, rothe und gelbe Farbe gehöht ist. Das Ganze bildet ein seltenes Buchbinderkunststück und besteht eigentlich aus sieben Teilen. Öffnet man es in der Querform, so befindet sich rechts das Liederbuch, links eine Art Notizbuch mit ornamentalen Randleisten, 67 unbeschriebene Blätter. Wendet man das Ganze um, so sieht man im Unterteil zwei viereckige Kästchen, die wahrscheinlich zur Aufnahme von Spielkarten dienten, zu deren Festhaltung zwei noch vorhandene Riegel bestimmt waren. Der mittlere Teil des Buches öffnet sich nach zwei Seiten und enthält: Eigentliche vnd gedenck | würdige Contrafacturen oder anbildungen, wol | verdienter vnd weitberümpter Kriegshelden, auß des hochwirdigen | Bischoffs Pauli Jonij Elogijs oder Rhumschrifften gezogen, sampt | deren jeder angehenckten summarischen Reimen, beide den | History vnd auch gemäls verstendigen ergetz | lich vnd vorstendig. | Durch Theobaldum Müller von Marpurck. | Mit Römischer Keiserlicher Maiestat | freyheit. | [Druckersignet.] Getruckt zu Basel, bey Peter Perna. | M. D. LXXVII. | Die Hälfte dieses Bilderwerkes bis Blatt Hiij befindet sich auf der einen, die zweite Hälfte auf der andern, verkehrten Seite des Bandes. Endlich öffnet sich der Band noch der ganzen Querform nach und zeigt auf beiden Seiten ein Puffbrett aus Papier, überragt von einer zinnoberrothen Cartouche, umgeben von Randleisten.

Das Liederbuch enthält nicht, wie der Titel sagt, 99, sondern 110 Lieder auf 72 Blättern, die in ihrer Reihenfolge fast genau den ersten 94 Liedern des Ambraser Liederbuchs (A) entsprechen, und zwar sind die Lieder 1—21 in beiden Sammlungen gleich; Nro. 22 fehlt A; Nro. 23—32 = A 22—31; Nro. 33 fehlt A; Nro. 34 und 35 = A 32 und 33; Nro. 36 = A 44; Nro. 37 = A 45; Nro. 38—40 = A 34—36; Nro. 41 fehlt A; Nro. 42—48 = A 37—43; Nro. 49 und 50 fehlt A; Nro. 51—54 = A 46—49; Nro. 55 fehlt A; Nro. 56—59 = A 50—53; Nro. 60 und 61 fehlt A; Nro. 62—77 = A 54—69; Nro. 78 fehlt A; Nro. 79—89 = A 70—80; Nro. 90 = A 109; Nro. 91 und 92 = A 81 und

82; Nro. 93 fehlt A; Nro. 94 und 95 = A 83 und 84; Nro. 96 fehlt A; Nro. 97 = A 245; Nro. 98 = A 256; Nro. 99—108 = A 85—94; Nro. 109 und 110 fehlen A.

Meine Sammlung ist zwischen 1558 und 1582 gedruckt und giebt sich mit ihren 110 Liedern gegenüber 99 des Titels als vermehrte Auflage einer früheren Sammlung zu erkennen; das erste Datum folgt aus dem Liede Nro. XI, das aus dem Jahre 1558 stammt, das zweite aus dem Umstande, daß meine Sammlung die Vorlage für A bildete.

Das ergiebt sich zunächst aus den bei A fehlenden Texten. Da diese zum Teil zerlesen waren, zum Teil, wie das seltene sonstige Vorkommen beweist, nicht volkstümlich zu werden vermochten, so war es begreiflich, daß der Bearbeiter von A sie ausschied; der umgekehrte Fall ist nicht gut denkbar, daß ein Bearbeiter die Reihenfolge der ihm vorliegenden Lieder durch den Einschub schlecht überlieferter oder unbeliebter Lieder unterbrochen hätte.

Ich lasse zunächst die A fehlenden Lieder folgen, soweit sie nicht bereits in zugänglichen Sammlungen gedruckt vorliegen und füge die mir bekannt gewordenen handschriftlichen Fassungen bei:

Nro. XXII. Der Hundt mir für dem liecht vmbgeht.

Gedruckt bei Böhme, Liederhort 3, Nro. 1648. Das Lied findet sich zuerst in einem Liederbuche ohne Titel (Goedeke 2, S. 27, Nro. 3), Mainz, circa 1513—1518 als Nro. 20.

Nro. XXXIII. Ein Medlein an dem Laden stund.

Gedruckt Böhme, Liederhort 1, Nro. 116 a. In meiner Sammlung hat das Lied nur 3 Stophen, wie in den Reutterliedlein von 1535.

Nro. XLI.

[1] DEr Heger das ist ein speyer Vogel,
er spot all die andern Vögelein an der Heyde.
Ich hab gehört vnd ist also,
ein Weydman gut
reit aus nach Bölein [!] kleine.

[2] Marquart auff den Kloben trat,
was hülffen jn seine falsche tücken?
Ein Weydman jn zu gaste bat,
er stack in in sack
vnd hengede jn auff den rücken.

[3] Des waren alle Vögelein fro,
das dem Heger also was gangen.
Sumer potz velten, ich gans im wol,
er leschet doch viel,
das jn doch nicht kan brennen.

[4] Der Heger sprach, ein thummer gast
war ich, vnd flog in Hagedorn.
Ich weis nicht wie ichs versehen hab
das mir so viel
aus meinem Nest sein getragen.

[5] Die Eyer die ich darinne hett
die sein daraus dieblich gestolen.
Nu wol hin, es ist wol ehe geschehen,
das des spötters Haus
stundt in heissen kolen.

[6] Es wolt ein Jungfraw spatziren gehn,
der bunte Kuckuck flog jr in das Neste,
Sie meint, sie het einen Falcken gefangen,
sie begundt jn
auff jre handt zu setzen.

[7] Do sie jn wol gezemet hatte
vnd hat jn so lieblich auffgezogen,
Kuckuck krawwaw so sagt er
vnd flog enweg,
das Medlein hat er betrogen.

[8] Het ich dich eben angesehn,
deinen worten het ich nicht gegleubet.
Nu wol hin, es ist wol ehe geschehn,
sich eben zu,
so wirstu nicht betrogen.

[9] Es wolt ein Herr spatziren reiten
ein so kurtze kleine weile.
Do ward er einer Tannen gewar,
darauff do lieff
ein eppelein vmb die zweige.

[10] Er lieff die Tannen auf vnd nider
das sie die zweig nicht mehr kundt tragen.
Sie fiel einen vbergrossen fall,
ein bein entzwey,
sie durfft das niemandt klagen.

[11] O wee ich armes eppelein,
das ich diesen vbermut muss leiden.
Des muss ich nu ein Krüppel sein,
steig nicht zu hoch,
so wirstu on schaden bleiben.

[12] Dis Lied haben vns die Weisen bedacht
von einer schönen Jungfrawen.

Es ist leicht begreiflich, warum der Bearbeiter von A das vorliegende, niederdeutschen Ursprung verratende Lied nicht in seine Sammlung aufnahm. Es war arg zersungen, zum Teil bereits unverständlich und deshalb nicht mehr beliebt. Drei, vielleicht ursprünglich

selbständige Lieder, die nur das gemeinsam haben, daß Tiere im Mittelpunkte der Handlung stehen, waren ohne äußeren Bezug zusammengezogen. Aus dem 16. Jahrhundert kann ich das Lied nur noch aus Cgp. 343, Bl. 94, belegen, aus dem es Görres: Meisterlieder, S. 142, mit willkürlichen Änderungen abgedruckt hat. Ich wiederhole es aus der Handschrift, weil es trotz teilweise noch stärkeren Verfalles — Markwart als Beiname des Hehers war wohl nicht mehr allgemein verständlich — doch einige ältere Züge bewahrt hat. Es hat folgenden Wortlaut:

[1] Der heher ist ein Speer vogel,
er spottet aller vögel insgemeine.
Ich habs gehort, es ist also,
der Waydman geet vns, geht vns [!] nach vögelin cleine.

[2] Der heher vf den Cloben trat,
was helffen Jne sein böse falsche liste?
Der Waidman Jn zw Gasste bat,
Er sties Jm sackh, den er vff dem Ruckhen hat.

[3] Des waren all die vögel fro
vnd das dem heher was also ergangen.
Aeh, Sammer Gott, Ich Gums im wol,
Er blies vil, das Jn doch nicht brant.

[4] Drumb Sprach sich die Atzel,
der Ich het ein Nest so ner vor Jhenem hage,
Ich wais nit, wie ich es vergangelt hab,
mir ist souil aus meinem Nest enttragen.

[5] Die Aier, die darJnnen lagen,
die sind mir also dieblich abgestolen.
Ja Samer Gott Ich gons Jm,
Des Petters haus das Steet in haißen kolen.

[6] Es wolt ein Jungfraw Sparber fahen,
da flog Jr ein Gugkhgauch auf Jr netze.
Sy hueben auf, Sie zagen auf,
Sie begund Jn vff Jr handt zusetzen.

[7] Da sie Jne vferzogen het
vnd also lieblich listig vfferzogen,
da flog der Gugkhgauch guckh hin guckh dar
vor Jenem wald, da war die Jungkhfraw betrogen.

[8] Es wolt ein her Spaciern gan,
da begegnet Jm ein aff Jnn kurtzweile,
da ward der Aff einer dannen gewar
darauf lief er also mit großer eyl.

[9] Er lief die dannen vf vnd ab,
bis in die nechst nit lenger wolten tragen.
Do fiel der Aff ein großen fall, ein Pain entzwey,
do darfft Er es Niemant Clagen.

[10] O wee mir Armes Affelein,
das ich die dannen so hoch vff wolt steigen,
des mues ich nun ein krüppel sein.
Steig nit zu hoch, so magstu bey Ehren Bleyben.

[11] Das Lied haben vns die Weisen gedicht
von einer Jungen Jungkhfrawen,
der Nie kein Mann zu maßen an was.
Darumb not man ein Narr Jnn Jren Armen Ruehen.

So schlecht die Überlieferung hier auch ist, so zeigt sich doch in Strophe 4 der ältere Text richtiger erhalten; 5, 4 beweist zugleich, daß das Lied nach dem Gehör aufgezeichnet wurde; aus „des Spötters“ wurde durch leichtes Mißverständnis „des Peters“. Den Schluß der ursprünglichen Fassung, Strophe 12, die in der Heidelberger Handschrift (Strophe 11) erweitert erscheint, hat das Ambraser Liederbuch beibehalten, aber dem Liede XXXVI angehängt.

Nro. XLIX steht im Liederbuche A. von Aichs, 1519, als Nro. 61, bei Forster 1, 2; in meiner Sammlung hat es folgenden Wortlaut:

[1] DJe mich erfrewt, ist lobenswerd,
für alles, so ich je gesach.
Keine stundt vergeht, ir wird begert,
zu meiner lust in aller sach:
Wenn sie ist schön getrewer art,
so lieblich, lustig vnd so zart,
freundlichers nie geboren ward,
ich grüsse die fein, von wegen mein,
in irem grünen Röckelein.

[2] Redt selber, hertz, was dünckt dich,
ist sie nicht hoch zu rühmen mir?
Ja, warlich, es düncket mich,
sie ist begabt mit aller zier.
Jr glatter leib, weis als der schnee,
vmbgreifflich, rein vnd lustig sehr,
ir lieb ich aller trewe gestehe,
von berd vnd schein, Gott grüsse die fein
in irem grünen Röckelein.

[3] Ich schlaff, ich wach, so ist sie die,
so zu negst mir an meinem hertzen leit.
Wie offt im Traum vmbfahe ich sie,
schmück sie vnd drück sie zu jeder zeit.
So wehn ich denn, ich schweb empor,
weil sie so ist mein glück zuuor,
als ich verhoff in diesem Jar,
frew ich mich dein, schönes Medelein,
in deinem grünen Röckelein.

Nro. L = Forster 1, 15:

[1] VErgangen ist mir mein glück vnd heyl
vnd alle freud auff Erden.
Elendt bin ich, verlassen gar,
mir mag nicht besser werden.
Bis in den tod
leid ich gros not,
so ich dich, lieb, mus meiden,
geschicht mir ach,
O weh der sach,
mus ich mich dein verzeihen,
gros leid wird mir geschehen.

[2] Erbarmen thu ich mich so hart,
das kömpt aus bulers hulde,
die mich in angst vnd not hat bracht,
vnd williglich das dulde.
Vmb dich allein,
hertz liebste mein,
ist mir kein bürd so schwer,
wers noch so viel,
ich dennoch wil
in deinem dienst ersterben,
nach frembder lieb nicht werben.

[3] Vmb hülff ich rieff, mein höchster hort,
erhör mein senlich klagen,
schaff mir, hertz lieb, dein botschafft schier,
mus sonst vor leidt verzagen.
Mein trawriges hertz
leidt grossen schmertz,
wie sol ichs vberwinden?
Ich sorg, das schier
der tod mit mir
wil ringen vmb das leben,
thu mir deines trostes geben.

Nro. LV = 65 Lieder (Goedeke 2², S. 32) Nro. 15; Forster 1, 120:

[1] DIeweil vmbsonst
jtzt alle kunst
an tag wird frey gegeben,
Keinem wundern sol,
ob er gleich wol
gelerte Leut sihet elend leben.
Denn merck nur darauff,
bey allem kauff
wirstu so gewis befinden,
das wolfeil macht
all ding veracht
vnd bleibt also dahinden



[2] Doch schweig vnd beyt,
in kurtzer zeit
wird sich schön spiel erheben.
Las gefallen dir
der Welt Manier,
wart doch deiner schantz darneben.
Dann weil die kunst
hat gantz kein gunst
itzundt auff dieser Erden,
so mus zu end
das regiment
mit narren besetzt werden.

[3] Darnach aus not
dich aus dem kot
das glück herfür wird rücken
Vnd geben genug
durch guten fug,
so du dich vor must schmücken.
Darumb ich rat,
doch schier zu spat,
das man nach kunst wöll streben,
dann wolfeil brot
sol man zur not
in grossen Ehren auff heben.

Von Nro. LX habe ich nur bei Hoffmann, Findlinge S. 88 die erste Zeile als Studentenlied citiert gefunden:

[1] ICH fuhr mich vber Rhein,
ich fuhr mich vber Rhein
auff einem Lilgen blate, blate,
zu der hertz allerliebsten mein.

[2] |: Vnd do ich hinüber kam :|
do krehten alle die |: Hanen :|,
der liechte tag brach an.

[3] |: Ich kam für liebleins thür :|,
die thür war zu |: geschlossen :|,
der Riegel stack darfür.

[4] |: Traut lieblein, las mich ein :|,
ich hab so lang |: gestanden :|,
erfroren möcht ich sein.

[5] |: Ich lasse dich nicht ein :|,
du gibst mir denn die |: trewe :|,
das du mein eigen wilt sein.

[6] |: Die trewe gebe ich dir nicht :|,
ich wil dich gerne |: lieb haben :|,
aber nemen mag ich dich nicht.

[7] |: Der Schwestern, der war drey :|,
die jüngst, die unter jnen |: was :|,
die lies den Knaben ein.

[8] |: Sie führt jn auff das Haus :|,
sie bandt jm heudt vnd |: füsse :|
vnd warff jn zum Fenster hinaus.

[9] |: Er fiel wol vber ein block :|,
er fiel drey Riben im leib |: entzwey :|,
darzu ein loch im kopff.

[10] |: Der fall, der thet jm weh :|
gesegen dich Gott, mein feines |: lieb :|,
zu dir komme ich nimmer mehr.

Nro. LXI ist das Lied des Peter Watzdorf, gedruckt bei Wackernagel, Kirchenlied 3, Nro. 1187.

Nro. LXXVIII:

[1] FRisch frölich wollen wir singen
aus frischem freyen mut,
ich hoffe mir sol gelingen,
ich weis ein edles blut,
ein zartes Frewelein
nach allen meinen willen,
ich hoffe, sie sol mir werden,
die hertz allerliebste mein.

[2] Ich bin ir holdt gewesen
fürwar eine lange zeit,
für aller Welt geliebet
hat sie mir das hertze erfrewt,
dieweil ich sie gesehen hab,
es lebt kein Mensch auff Erden,
der mir so lieb mag werden,
die warheit die mus ich sagen.

[3] Sie hat ein gelbes Hare,
klar sind jre Eugelein,
sie blicken hin vnd here
nach dem jungen hertzen mein.
Sie hat einen roten mundt,
darzu zwey rote wangen,
damit hat sie mein hertz vmbfangen,
die hertz allerliebste mein.

[4] Sie hat ein leib, ist linde,
darzu jre Ermelein,
möcht ich die tugent finden
bey der hertz allerliebsten mein.
Das lachen steht jr wol an,
sie ist auch aller tugent voll,
darzu viel ehr vnd reich,
die hertz allerliebste mein.

[5] Ach scheiden jmer scheiden
vnd wer hat dich erdacht,
du hast mein junges hertze
aus frewde in trawren gebracht.
Es mus doch gescheiden sein,
sie schwang sich zu mir herümmer,
wenn wiltu wider kommen,
lieb, in so kurtzer zeit.

[6] Kum heinte auff den abendt
gar heimlich, wie du wilt,
das dich niemant spüre,
sonst kostet es deinen leib,
feines lieb, dein stoltzer mut.
Ich bin dir holdt im hertzen,
freundlich mit dir zu schertzen
vnd wünsche dir ehr vnd gut.

Das Lied findet sich auch in der Handschrift Valent. Holls, Bl. 128 b und im Cgp. 343, Bl. 28 (gedruckt bei Görres, S. 16), dort mit 9, hier mit 5 Strophen. Die ersten 4 Strophen sind allen Fassungen mit verhältnismäßig geringen Abweichungen gemeinsam, von da ab gehen sie auseinander. Die Fassung bei Holl führt das Lied konsequent zu Ende; der Sänger hofft auf die Zukunft (Strophe 5), fürchtet aber die Klaffer (Strophe 6), schenkt das Lied seinem Mädchen, dem er die Treue beteuert (Strophe 7) und denkt an das Scheiden (Strophe 8); Strophe 9 hören wir, daß das Lied ein gut Gesell gedichtet habe, dem Gott ein „fein gut Jahr" schenken möge; die Fassung des Cgp. 343 hat nur die 6. Strophe Holls herüber genommen, während die meiner Sammlung mit dem Anfang der 5. Strophe oft verwendete Verse aufnimmt und mit deren zweiter Hälfte und der 6. Strophe in ein ganz anderes Lied ausmündet.

Nro. XCIII: „Zucht, ehr vnd lob jr wonet bey" läßt sich im 16. Jahrhundert häufig nachweisen; es findet sich bei Öglin 1512, Nro. 39; im Liederbuch ohne Titel (1513—18) Nro. 36; Forster 1, 31; 5, 21; Bicinia 2, 96 und im Cgp. 343, Bl. 72, dessen Text mit dem meiner Sammlung übereinstimmt:

[1] ZVcht ehr vnd lob jr wonet bey,
gantz frey, on alle rew,
bin ich verpflicht zu dienen jr.
Sie hat fürwar das feinst geberdt,
beschwert vnd höchlich mehrt
sich hertzlich klag vnd sehnlich gier.
Seint ich nu weis zukünfftig not,
kein rhat auff Erd mich helffen mag,
ligt am tag, erhör mein klag,
die ich stets trag,
send gnad, mein glück, ehe ich verzag.

[2] Recht als ein Wildt kein vernunfft hab,
gar ab[1]) mein Schatz vnd haab,
durch scheidens gewalt vergessen wird.
Dardurch mein kranck vnd schwaches hertz
on schertz vnseglich schmertz
mit seufftzen viel im elendt fürt.
Ich glaub, kein freud sey mir beschert,
verkert sich nicht mein schwerlich wehe,
wie ichs nu drehe, gehe oder stehe,
gleich wie der Schnee
ich armer Bub im leid vergehe.

[3] Ich las jenn reden was er wil,
in still[2]) mich betrübt so viel
sein hertzlich leid mehr denn ich klag.
Mir was vor[3]) nicht mein hertz so wundt,
die stundt ist mir wol kundt,
mein schwere pein, die ich stets trag.
Glück, durch dein hülff not würd gewendt,
behendt soferr er selber wult.
Mein gros vnschuldt durch mein geduldt
wenden in huldt,
hilff schier, mein glück, thu, was ich solt.

Nro. XCVI kenne ich nur (mit schlechterem Text) aus Cgp. 343, Bl. 65; in meiner Sammlung hat das Lied den folgenden Wortlaut:

[1] MEin hertz ist alles trawrens vol
darzu bin ich betrübet.
Freud vnd lust ist gar dahin,
für die hoffnung bin ich geübet.
Ach, reicher Gott, das klag ich dir,
das ich all freud mus meiden,
das thut meinem hertzen weh.

[2] Doch leiden mus mein eigen sein,
trawren mus ich tag vnd nacht.
Den liebsten bulen, den ich hab,
der hat mich darzu gebracht.
Das ist des falschen Klaffers schuldt,
mag ich das nicht rechen,
so wirdt er mir nimmer holdt.

[3] Ich hab den tag wol ehe gelebet,
das ich in freuden was reich.
Kein freyer hertz auff Erden lebt,
das lies ich düncken mich.
Nu bin ich verlassen von aller Welt,
mein hertz ligt in den tod gequelt,
wo es mir nicht besser gefelt.

---

[1]) ab nach Cgp. 343; mein Text hat all.
[2]) in still (nach Cgp. 343) fehlt in meinem Text.
[3]) vor nach Cgp. 343; in meinem Text: von.

[4] Nu weis ich noch hülff oder trost,
o wee mir armen Man.
Den ich sonst lang gedienet hab,
der sehe mich nu nicht an.
Des ist mein hertz so sehr verwundt,
der nu mich armen sol trösten,
der komme in kurtzer stundt.

[5] Das ich so gar betrübet bin,
das ist meins trawrens schuldt.
Wenn er sich recht bedencken wolt,
er möcht mir werden holdt.
Ach, möcht das on den tod geschehen,
mein hertz wolt ich auffschneiden
vnd lassens inwendig besehen.

Nro. CIX kann ich in der Fassung meines Liederbuchs nirgends nachweisen:

[1] LJeb haben vnd zu meiden
bringet mir ein schwere pein,
das machen die falschen Klaffer,
die wolten mich haben darein.
Sie gedencken mich zu vortreiben
zu vortreiben gantz vnd gar,
ich bin dir holdt von Hertzen,
das gleube du mir fürwar.

[2] Du feines Meidelein wolgemuth,
wie erfrewestu mich so sehr,
die blümelein an der Heiden gut,
nach dir steht mein begehr.[1]
Sie bringen freundtliche liebe,
lieb vmb den willen dein,
halt mich in deinem hertzen,
du feines Medelein.

[3] Ich trat mich in einen Garten,
die zeit ward mich so lang,
nach den hübschen vnd den zarten
thet ich so manchen gang.
Ich brach ein feines Blümelein,
ich warffs zum Fenster ein,
was schleffest du oder wachestu,
hertz allerliebste mein.

[4] Ich schlaff nicht, sunder wache,
hertz allerliebster[2]) Bule mein,
ich habe so lange gestanden,
erwartet habe ich dein.
Ich habe so lange gestanden,
für dich habe ich kein ruh,
solt ich dich vbergeben,
Ich wolts nicht gerne thun.

---

[1]) Im Text steht: begier.
[2]) liebster fehlt im Text.

[5] Feines Medelein, du solt nicht gedencken,
das ich wil von dir lan
das machen alle falsche zungen,
ich darff nicht zu dir gan.
Wie offt ichs gerne thete,
Lieb, vmb den willen dein,
so jrren mich alle die Leute,
der falschen Klesser neidt.

[6] Was zog sie von den Henden?
Von Golde ein fingerlein.
Sich da, du junger Geselle,
trages vmb den willen mein.
Es felt kein Blat vom Strauche,
Lieb, vmb den willen mein,
so jrren mich alle die Leute
durch jren falschen schein.

[7] Feins Medelein, vergiss nicht meiner,
wenn ich nicht bei dir bin,
du krenckest mir mein gemüte,
darzu hertz, muth vnd sinn.
Ich kan nicht frölich sein,
wenn ich nicht bey dir bin,
du leist mir in dem hertzen,
du feines Medelein.

[8] Feines Medelein, gedenck an die trewe,
die du mich hast geredt,
von dich wil ich nicht scheiden,
hertz allerliebste mein.
Der falschen Klesser sind so viel,
so gar nach diesem Spiel,
sie sollen vns nicht vortreiben,
vnd wer jr noch so viel.

[9] Feins lieb, hüt dich vor Klesser,
sie gehn vns sehre nach,
las du dich nicht verführen,
denn das wirdt offenbar.
Sie wincket mich mit den Euglein klare,
das hübsche Jungfrewlein zarte,
sie hat mir mein junges hertze
vmbfangen gantz vnd gar.

[10] Der vns dis Liedlein new gesang,
frey wol gesungen hat,
das haben gethan zween junge Gesellen,
zu Franckfurt in der Stadt.
Sie haben so wol gesungen
aus frischem, freyem gunst,
ich wil das wieder sagen,
das Hertz aus freyer kunst.

Nro. CX ist das Lied Benedict Glettings, das Wackernagel: Kirchenlied 4, Nro. 229—231 in drei Fassungen abdruckt; doch ist der Text meiner Sammlung mit keiner gleichlautend; am nächsten kommt er Nro. 230, doch hat mein Text nur die Strophen 1—3, 6, 7 und 9.

Meine Sammlung war die Vorlage für A; A erweist sich aber zugleich als verschlechterter Abdruck der Texte meines Liederbuches, wie aus den Lesarten hervorgeht; ich kann hier nicht alle Abweichungen geben, nur die für die Textgestalt wesentlichsten sind im Folgenden angeführt. Ich nenne zuerst die Nummer und Lesart von A und füge dann die meiner Sammlung hinzu:

I, 1, 11 aufsteht] aufstaht; 2, 4 darumm] datum. — III, 2, 3 hat] het; 2, 8 dir] mir. — IV, 2, 2 wil sein] w. nu s.; 3, 3 was] mas. — VI, 2, 8 ungestell] vngesell; 3, 5 schmertzlich] schmertziglich. — XIII, 4, 2 herumher] rummer. — XIV, 1, 4 gerewen] reuen. — XV, 2, 4 jr] dir; 3, 6 hab] mag. — XVIII, 3, 5 Spann] spar. — XX, 2, 7 freud wonne] f. vnd w. — XXI, 3, 1 jr] je; 3, 5 jhm] jem. — XXIV, 1, 4 weder] kain; 1, 7 ich im thu] i. i. weiter t. — XXV, 1, 2 kreuckst du mein hertz] kreuckstu hertz; 1, 6 leer] klar. — XXVIII, 5, 3 lengst] ehe. — XXXII, 1, 7 erkoren] verkoren. — XXXIII, 2, 2 sein] wesen. — XXXVI, 2, 2 nicht] gart. — XLII, 1, 1 thun sie] thut er sie. — XLVI, 1, 8; 2, 8; 3, 8 versag es mir nit] murr nur nicht. — XLIX, 1, 7 bey dir frölich] b. d. ich f.: 3, 4 du gewüntschte] d. die g. — LII, 2, 6 lernen] leren; 2, 8 ich wils wol vertreiben] i. w. im wol erweren; 3, 3 Er ist] Ist er; 4, 4 freude treiben] freud nicht sparen. — LIII, 10, 2 handt] henden. — LV, 1, 6 liebe mich tödten] lieb die wil m. t. — LVI, 4, 2 klar] kalt; 6, 7 meines] meinem. — LVII, 2, 6 beyde tag vnd auch die nacht] b. nacht v. a. den tag; 4, 7 stehen] stan; 4, 9 aus] an das; 5, 5 solchs] solches; 7, 6 die gröste pein] das gröste schwer. — LVIII, 1, 2 auffgangen] auffgeghan; 4, 4 stern mir] st. han m. — LIX, 3, 5 erstickt] ersticket. — LX, 2, 1 ich sag] i. dir s.; 5, 6 scheinet] scheint. — LXIII, 5, 2 zu dir] z. mir. — LXVII, 1, 4 mit dir in freuden zu leben] kein liebere soll mir nicht werden. — LXVIII, 4, 1 wenglein dein] w. rot. — LXIX, 1, 1 Braunschweig] Buschwart; 4, 1 ungeschmecht] vngescheldt. — LXX, 6, 8 manch] mannich. — LXXV, 5, 2 denn ich] dann so i. — LXXVI, 3, 8 mein würtzgertlein] den Garten. — LXXX, 1, 5 klag offt] k. ich o. — LXXXIII, 3, 3 frawen vnd ich] f. red i. — LXXXIX, 1, 2 zimmer] zinne; 8, 5 singen ein] süngen mir e. — XCI, 3, 10 wil ich weichen] wil weichen. — XCII, 1, 4 die] dich; 3, 3 hat] halt. — XCIII, 2, 5 Damascenisch hauben] Damaschen Schauben. — XCIV, 3, 3 mir] nur.

Fischart-Studien.

Von Adolf Hauffen in Prag.[1])

V.

Der Anti-Machiavell.

1.

Die Lehren, die der florentinische Staatsmann Niccolò Machiavelli im zweiten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts in seinen Discorsi, sowie im Principe den Fürsten und republikanischen Machthabern seiner Zeit gegeben hat, wurden bald nach der Drucklegung dieser Schriften (1531 und 1532) von verschiedenen Seiten heftig angegriffen und noch vor dem Ausgang des Jahrhunderts wiederholt litterarisch bekämpft. Machiavelli hatte mit beispielloser Unverfrorenheit eine Reihe von Grundsätzen aufgestellt, die den Geboten der Menschlichkeit und der christlichen Moral widersprachen, sowie die Lehre verkündet, daß der gute Zweck, nämlich die Erlangung und Behauptung der Macht, jedes Mittel, auch Grausamkeit, Betrug u. s. w. rechtfertige. Vor und nach Machiavelli haben die Fürsten oft genug Treu und Glauben der politischen Notwendigkeit geopfert, niemand aber hatte vor ihm dieses Vorgehen theoretisch verteidigt.

Sobald die Bedingungen sich änderten, unter denen Machiavelli geschrieben hatte, wurden auch die eigentlichen Zwecke, die er verfolgte, nicht mehr verständlich, und seine Gegner hatten es leicht, ihn als Feind von Sitte und Menschlichkeit überhaupt hinzustellen. Seine ersten litterarischen Bekämpfer waren Männer der Kirche, namentlich Jesuiten; denn Machiavelli hatte aus nationalen Gründen das Papsttum angegriffen, die Lehren des Christentums mit nahezu heidnischer Gesinnung getadelt, die Unabhängigkeit des Staates von der Kirche gefordert. Als Verteidiger des staatlichen Despotismus wurde er aber auch jenen verhaßt, die nach Gewissensfreiheit strebten. So erwuchsen ihm auch Feinde im Lager der Protestanten, zunächst der Hugenotten.

Machiavelli hatte seinen „Principe" dem Lorenzo von Medici gewidmet. Ihm stellte er als Muster Cesare Borgia auf, der in der Romagna einen Staat mit List und Gewalt zu gründen, zu erweitern und zu befestigen verstand, und der — nach der Meinung Machia-

[1]) Vgl. Euphorion 3, 363 ff. und 705 ff.; 4, 1 ff. und 251 ff.; 5, 25 ff. und 226 ff.

vellis — mit seinem rücksichtslos konsequenten Vorgehen bei mehr Glück zur Alleinherrschaft in Italien hätte vordringen müssen. Die Medici sollten nun sein Erbe antreten und die Einigung Italiens anstreben, ein Ziel, das Machiavelli mit glühendem Patriotismus ersehnte.

Die Tochter des früh verstorbenen Lorenzo war Katharina von Medici, die Gattin Heinrichs II., seit dem Regierungsantritt ihres zweiten Sohnes Karl IX. die thatsächliche Herrin von Frankreich. Von zahlreichen Landsleuten umgeben, die einen entscheidenden Einfluß auf ihre Entschlüsse hatten, vertraut mit den Lehren Machiavellis führte sie in schweren Bedrängnissen mit italienischer Verschmitztheit die Regentschaft für ihre minderjährigen Söhne. Verständig, gewandt, energisch, war sie nicht wählerisch in ihren Mitteln und bebte auch vor Mord und Verrat nicht zurück. Durch stetes Schwanken und ein hinterlistiges Spiel mit den Parteien suchte sie die bürgerlichen Unruhen beizulegen und den drohenden Gefahren zu wehren. Wiederholt war sie den Hugenotten entgegengekommen, veranlaßte aber, als die Partei ihr zu mächtig schien, das erbarmungslose Morden der Bartholemäusnacht (1572).

Was Wunder, daß unter dem Eindruck dieses ungeheuren Verbrechens die Hugenotten die Schuld an der Grausamkeit und Doppelzüngigkeit der Königin den Lehren des Machiavelli und den augenscheinlich durch Machiavelli verdorbenen, am Pariser Hofe Ränke spinnenden italienischen Ratgebern zuschoben. Und so trat denn einer der Hugenotten, der Advokat Innocenz Gentillet 1576 mit einer überaus heftigen Anklage gegen Machiavelli und die in Frankreich lebenden italienischen Machiavellisten auf.[1] Das Werk Gentillets hat den Titel:

> Discours sur les moyens de bien gouverner et maintenir en bonne paix ou Royaume ou autre Principauté. Divisez en trois parties: asavoir, du Conseil, de la Religion et Police, que doit tenir un Prince. Contre Nicolas Machiauel Florentin. A Treshaut et Tresillustre Prince François Duc d'Alençon, fils et frere de Roy. MDLXXVI. 8°. (Berliner Königliche Bibliothek Fa 4581.)

Die Vorrede ist gerichtet an den Herzog Franz von Alençon († 1584), den jüngeren Bruder Karl IX. Gentillet fordert ihn auf, Frankreich vom Unglück der Tyrannei zu befreien, das die Fremden und Machiavellis Lehre über das Land gebracht haben. Er möge

[1] Über Gentillet vgl. man die Biographie universelle 16, 196 f. mit einigen Irrtümern, die oben berichtigt werden. Über die antimachiavellistische Litteratur überhaupt vgl. man Villari, Machiavelli und seine Zeit 2, 364 ff.; Mohl, Die Geschichte und Litteratur der Staatswissenschaften 3, 549 f., wo die oben besprochenen Werke nur flüchtig berührt werden.

die wahre Religion fördern und das Vaterland zur alten Würde emporführen. Das umfängliche und überaus weitschweifige Werk selbst ist in drei Bücher geteilt. Das erste handelt vom Rat, das andere von der Religion, das dritte von der Regierungskunst. Im ersten sind drei, im zweiten zehn, im letzten siebenunddreißig Grundsprüche (Maximes) aus den „Discorsi" und dem „Principe" mitgeteilt und ausführlich bekämpft.[1] Gentillet geht dabei so ungerecht vor, wie die meisten litterarischen Gegner Machiavellis. Er reißt seine Aussprüche ganz aus dem Zusammenhange der Gedankenfolge heraus, er löst sie von den Zeitumständen los, die Machiavelli berücksichtigt, von den Zielen, die er angestrebt hatte. Gentillet stellt die Lehren des Florentiners als gleichsam allgemein giltige Vorschriften hin. Dabei citiert er sie gar nicht wörtlich, sondern entstellt sie unter dem Vorwande, sie deutlicher aussprechen zu wollen. Er bekämpft ihn in der leidenschaftlichsten gehässigsten und auch ungerechtesten Weise, wenn er ihm gar Unfähigkeit zur Erfassung der vorgesetzten Aufgabe, Mangel an Geschichtskenntnis und staatsmännischer Erfahrung vorwirft und die Behauptung aufstellt, daß sich in seinen Schriften überhaupt nichts Gutes finde.

Den einzelnen Grundsprüchen folgt ein kürzerer Absatz, der die betreffende Stelle aus den „Discorsi" oder dem „Principe" näher beleuchtet. Diesem folgt eine gewöhnlich überaus lange Erläuterung und Bekämpfung der Machiavellischen These mit einer Anzahl von Beispielen aus der älteren und neueren französischen Geschichte und aus dem Altertum, mit einer Menge von Citaten aus antiken Schriftstellern, Ratschlägen und Meinungen verschiedener Staatsmänner und Juristen, mit weit ausgreifenden allgemeinen Erörterungen, die oft genug nur in dem losesten Zusammenhange mit dem Gegenstande selbst stehen. Jedem Buche geht noch eine besondere Einleitung voraus. Die erste Vorrede bezeichnet die Einführung des Machiavellischen Geistes in Frankreich als Quelle aller Übel, Unsitten und Mißstände in diesem Lande. Heftig tadelt Gentillet die von Machiavellis Lehre angefaulten Italiener, verteidigt hinwiederum gegen die Vorwürfe des Florentiners die Franzosen und mit besonderer Wärme die Deutschen. Der Schluß der Vorrede ist kulturhistorisch besonders bemerkenswert. Es wird selten aus französischem Munde ein so warmes Lob deutscher Kaufleute geflossen sein:

(S. 16.) Et quant à ce, que Machiavel taxe et blasme les Alemans d'avarice et de perfidie, on cognoit en cela, qu'il est un impudent calomniateur. Car on void, que ny en leur pays, ny aux villes de France, ou ils se tiennent pour le trafic et commerce, ils n'exercent point ces grandes et

[1]) Diese Grundsprüche sind jetzt abgedruckt bei Edward Meyer, S. 10—11. Vgl. unten, S. 667.

execrables usures, que font les Italiens, ains se contentent d'un mediocre profit et interest de leurs deniers à raison de cinquante voire de cent pour cent. Et quant à la marchandise, cela est tout notoire, que les Alemans sont plus ronds et loyaux, que nulle autre nation: car ils ne la fardent point, et ne vendent point une pour autre et ne la furfont point aux marchans, ains du premier mot ils disent, ce qu'ils en veulent avoir sans chercher un profit desmesuré sur ceux, qui ne savent conoistre, que vaut la marchandise. Et quant à la perfidie, les Alemans l'ont bien en si grande detestation et execration, qu'ils n'estiment point qu'il soit de plus grand vice que celuy là, et des qu'un homme a manqué une seule fois sa foy et promesse, voire en petite chose, ils ne l'estiment jamais plus hommes de bien. Mais qu'on ne s'estonne point si Machiavel a osé mentir si impudement des Alemans, car il a bien osé mettre en avant des choses plus estranges que ceste calomnie, comme nous monstrerons parcy apres.

Aus der Erläuterung des zweiten Grundspruches verdient auch eine nicht eben anerkennende Bemerkung Gentillets über die schmeichlerischen Poeten seiner Zeit als litterarhistorisches Zeugnis eine wörtliche Anführung:

(S. 85.) Au rang de ces Jangleurs peuvent bien estre mis à bon droit ces Poetes de nostre temps, qui par leurs poesies plaines de flatteries et de menteries, cherchent le moyen de crocheter quelque Abbaye ou quelque Prioré, ou bien d'avoir quelque don en recompense de leurs adulations. Je confesse bien, que les Poëtes doyvent avoir plus de licence à escrire les louanges de quelqu'un, qu'un orateur ou historien: mais quand elles sont si hyperboliques, qu'elles reuiennent plutost au deshonneur qu'à l'honneur de celuy de qui elles sont escrites, alors elles ne sont aucunement tolerables. Je prendray pour exemple les Epitaphes, qui furent imprimez à Paris du feu Roy Charles IX peu apres sa mort. Là ou ces beaux Poetes disent, que le Roy devant que mourir avoit deffait plus de monstres, que jamais ne fit Hercules, ayant respandu tant de sang de ses sujets rebelles. — — Quil y avoit en luy un magazin de tous arts, et qu'il estoit fort expert aux metiers mechaniques Que le Roy Henry son frère à present regnant luy à succedé, comme Caesar à Pollux, comme un Dieu à un autre Dieu. Que le Roy Charles est mort martyr de Jesus Christ et qu'il doit estre doresnavant invoque comme Sainct. u. s. w.

Im ganzen zweiten Buche werden wiederholt christliche Glaubenssätze in calvinistischem Sinne erläutert, Bräuche der katholischen Kirche angegriffen; so wird unter anderm S. 158—170 mit breitem Behagen ein Discours plaisant des habits des Cordeliers, die Geschichte vom Streit der Barfüßer über Form und Farbe ihrer Kutten vorgetragen (S. 571—591), die Armut der Bettelmönche verspottet. Den Schluß des ganzen Werkes bildet eine neuerliche flammende Aufforderung Gentillets an seine Landsleute zur Vertreibung des Machiavellischen Giftes und aller Machiavellisten aus Frankreich, sowie ein längeres Gedicht: Souhait pour la France.

Gentillets Werk wurde wiederholt neu aufgelegt, in fremde Sprachen übertragen und noch spät von bequemeren litterarischen Gegnern des Florentiners arg ausgeplündert. Die zweite Auflage

erschien bereits nach Jahresfrist. Ihr Titel stimmt überein mit der ersten Auflage, nur hat sie auf dem Titelblatte die Bemerkung: Seconde Edition reueuë und die Jahreszahl MDLXXVII. 12⁰ (Prager Universitäts-Bibliothek 13 L 28). Hier, wie dort sind Autorname und Druckort (wahrscheinlich Lyon) nicht genannt. Die Vorrede blieb unverändert. Zu den kleineren einleitenden Gedichten der ersten Auflage kommen hier noch hinzu: ein längeres Gedicht Complainte de la France a monseigneur le duc (mit ähnlichem Inhalt, wie die Vorrede) und einige belanglose Reimpaare: au lecteur. Eine in Berlin befindliche dritte Ausgabe vom Jahre 1609 erwähnt Wendeler (Meusebachs Fischart-Studien S. 251, Anmerkung)

Im Jahre 1577 wurde Gentillets Werk auch ins Lateinische übersetzt und zwar von einem anonymen Hugenotten, doch nicht von Gentillet selbst, was aus der Vorrede deutlich hervorgeht. Die lateinische Übersetzung führt den Titel:

> Commentariorum De Regno Aut Quoquis Principatu recte et tranquille administrando, Libri Tres In Quibus Ordine Agitur De Consilio, Religione, et Politia, quas Princeps quilibet in ditione sua tueri et observare debet. Adversus Nicolaum Machiavellum Florentinum. CIↃIↃLXXVII. 8⁰. (Prager Universitäts-Bibliothek 13 H 31.)

Die Vorrede und die einleitenden Gedichte Gentillets fehlen hier. Dafür finden wir ein kurzes Invektiv-Gedicht In Machiavellum und eine neue lateinische Vorrede, gerichtet an zwei jüngere englische Adelige, Franciscus de Hastings und Eduardus Bacon. Der Übersetzer beneidet England um seine freiheitlichen Zustände. Damit das Gift der Machiavellisten nicht auch dahin dringe, sende er dies warnende Buch. Quippe quum hosce commentarios Gallis primum a doctissimo et prudentissimo viro conscriptos cum ceteris quoque gentibus communicari fas, hanc operam peregi. Die Uebersetzung schließt sich enge an die Kapiteleinteilung, den Inhalt und in der Regel auch an den Wortlaut des Originals an. Nur gelegentlich sind Kürzungen vorgenommen, einzelne Beispiele weggelassen oder gekürzt worden, was unten noch an einigen Proben gezeigt werden soll. Sachliche Änderungen, sowie Zusätze habe ich keine bemerkt, außer daß gelegentlich der Lateiner neue Randbemerkungen verwendet. Von dieser lateinischen Übersetzung liegen mehrere Auflagen vor: 1578, 1590, 1599, 1611 (vgl. Wendeler, a. a. O.), 1647 (vgl. Biographie universelle 16, 196 f.) — Diese lateinische Übersetzung ist durch Simon Patericke ins Englische übertragen und in zwei Auflagen 1602 und 1608 veröffentlicht worden.[1])

[1]) Edward Meyer hat in seiner interessanten Arbeit Machiavelli and the Elizabethan drama (Litterarhistorische Forschungen von Schick und Waldberg I) gezeigt, daß die englischen Dramatiker der Elisabethanischen Zeit in ihren zahlreichen

2.

Dieser Antimachiavell wurde in die deutsche Litteratur eingeführt durch den bekannten lutherischen Polemiker und Gießener Pfarrherrn Georg Nigrinus.[1]) Seine Übersetzung des Gentilletschen Werkes erschien 1580 und hat folgenden Titel:

Regentenkunst / oder
Fürstenspiegel
Gründtliche er-
klärung / welcher massen ein
Königreich vnd jedes Fürstentumb
rechtmessig vnd ruhsam könne vnd
solle bestellet vnd verwaltet
werden.
Abgetheilt in III Bücher / nach
den dreyen fürnemsten vnd nötigsten Stü-
cken / welche bey jedem ordentlichen Regiment
sollen wargenommen vnnd fortge-
setzt werden.
I. Von guten Rähten.
II. Von der Religion.
III. Von der Regimentsverwal-
tung oder Policey.
Geschriben wider den beschreyten Italieni-
schen Scribenten Nicolaum Machiavellum
Historicum vnnd Secretarium der
Statt Florentz.
Nun erstmals dem Vatterlandt zu gu-
tem durch G. N. verteutscht.
Gedruckt zu Franckfurt am Mayn.
MDLXXX.

(Die gesperrt gedruckten Zeilen haben im Original rote Lettern. Auf dem letzten Blatte des Buches steht:) Gedruckt zu Franckfurt am Mayn bey Georg Raben in verlegung Bernhard Jobins Bürger vnd Buchhendlers in Straßburg. (Druckerzeichen: Ein Ritter auf einem geflügelten Rosse gegen einen Löwen kämpfend) MDLXXX (Berliner Königliche Bibliothek Fa 4606.)[2])

Anspielungen auf Machiavell nicht so sehr auf dessen Schriften selbst zurückgehen, sondern auf Gentillets Antimachiavell. Meyer kennt aber den lateinischen Antimachiavell nicht und begeht infolgedessen (S. 19 ff.) einige Irrtümer. Er glaubt, daß Patericke direkt Gentillet im Jahre 1577 übersetzt, aber seine Arbeit erst 1602 veröffentlicht habe. Wie ist aber da die große Wirkung in der Zwischenzeit zu erklären? Rätselhaft bleibt ihm auch des Engländers Bemerkung in der Vorrede: „I never saw England." — Patericke hat aber eben nicht Gentillet direkt, sondern die anonyme lateinische Fassung ins Englische übersetzt, und zwar samt der Vorrede des Lateiners, die bereits an die beiden englischen Edlen gerichtet ist und den Satz: quamquam ipse Angliam nunquam viderim enthält, und mit Beibehaltung des alten Datums: Kalend. Augusti 1577. Vgl. Shakespeare-Jahrbuch 35.

[1]) Vgl. Goedekes Grundriß² 2, 505—507. Mit seinen Schriften wird sich eine der nächsten Fischart-Studien eingehender beschäftigen.

[2]) Außerdem noch vorhanden in Göttingen und in der großen Fischart-Bibliothek von G. Schad in Werneck bei Schweinfurt.

Die deutsche Übersetzung ist eingeleitet mit einer Widmung an den jungen Grafen Johann Ludwig von Nassau. Nigrinus erwähnt hier kurz das französische Werk und die lateinische Übersetzung. Von verschiedenen Seiten aufgefordert, habe er sich entschlossen eine deutsche Übertragung anzufertigen. „Dann obwol Machiavelli Schrifften in Teutschlanden nicht viel bekannt, so seyen doch leider seine Gebott vnd Practicken nicht so gar frembd vnd vnbekannt, vnnd seyen wol bey etlichen in besserer vbung, dann sie Machiavellus je auff die Ban bracht hat.“ Aus dem Inhalt sei Manches seinem Predigtamte gemäß. Da der Verfasser „sonderlich die Papisten etwas anzäpfft vnd auch von Bäpsten Exempel fürbracht auß Machiavello eyngeführt, darauß jre Tyranney, Kriegssucht, vntrew vnd Anti-christisch wesen desto baß an tag kommet, hab ich die Version desto lieber an die hand genommen, weil ich on das eben in der Arbeit bin, der Bäpsten Historien zu samlen vnd an tag zu bringen, nit etliche jrer Practicken, wie hie geschicht, sonder die meisten zu entdecken.“ Er sei übrigens „nur ein Dolmetscher“. „Hat mir derhalben weder darzu oder abzusetzen geziemet.“ „Wiewol ich mich nicht rühmen kann, daß ichs eben so wol vnd fein in der Dolmetschung, wie es schön wol vnd lieblich in der Frantzösischen vnnd Lateinischen lautet, getroffen habe, Vnnd das Werck wol eines Geschickteren bedörfft hette, vnd ist auch etwan darzu in eyl zugangen.“ Die Vorrede ist unterzeichnet: „Giessen, den 20. Junij, &c. 80. — — Georgius Nigrinus, Pfarrherr zu Giessen.“

Nigrinus erwähnt also beide Vorgänger und sagt nirgends ausdrücklich, ob er die französische oder die lateinische Vorlage übertragen hat. Er vermied es, geradezu einzugestehen, daß er nicht aus dem Original geschöpft habe. Denn ein genauer Vergleich zwischen den drei Werken giebt den sicheren Erweis, daß Nigrinus von Anfang bis zum Ende wörtlich die lateinische Fassung übersetzt, daß er an den zahlreichen Stellen, wo diese von Gentillet abweicht, ihr genau folgt und daß er auch nicht ein einziges Mal auf den Wortlaut des französischen Originals zurückgeht. Dieses Verhältnis ersehen wir schon aus der Überschrift des Inhaltsverzeichnisses: Elenchus Theorematum seu Axiomatum Machiavelli, quae his Commentariis refelluntur, übersetzt Nigrinus wörtlich: „Verzeychnuß der Satzung vnnd Grundtsprüche Machiavelli, welche in dieser Erklärung widerlegt werden.“ Während Gentillet ziemlich abweichend davon sagt: Indice des Maximes de Machiavel, refutees en ces discours divisez en trois parties. Dasselbe können wir bei der Fassung und Wortstellung der Grundsprüche beobachten. Z. B. I, 3. Externis hominibus fidere Princeps non debet. „Außländischen Leuten soll ein Fürst nicht vertrauwen.“ Hingegen: Le Prince ne se doit fier aux

etrangers. Oder III, 5. Qui sine ulla dimicatione civitatem aut provinciam ulcisci volet, eam malis moribus impleat. „Wer ohn Krieg vnd allen Schwerdtschlag sich an einer Statt oder Landtschafften rechnen will, der erfülle sie mit bösen sitten.“ Hingegen: Pour se venger d'un pays ou d'une cité, sans coup ferir, la faut remplir de meschantes moeurs. Oder III, 32: Subditi in pace, concordia et fide facile retineri, et prohiberi a motu ac rebellione, possunt, si inopia cohibeantur. „Die Vnderthanen können leichtlich in friede, eintracht vnd trew erhalten vnd für bewegung vnd Auffruhrn behüt werden, wann sie mit armuht vnd mangel gezwungen.“ Hingegen: Le moyen de tenir les sujets en paix et union, et les garder de se remuer, c'est de les tenir pauvre.

Und so geht es durch das ganze Werk fort. Immer folgt Nigrinus genau (zuweilen mit geradezu undeutscher Satzfügung[1]) der lateinischen Fassung. Überall, wo die lateinische Übersetzung eine Randglosse oder (was seltener der Fall ist) eine kleine Zwischenbemerkung, ein Citat hinzufügt, überall, wo sie den Wortlaut des Originals in freierer Weise durch eine Redensart und Ähnliches wiedergiebt, sehen wir bei Nigrinus wörtliche Übereinstimmung mit dem Latein im Gegensatz zum französischen Text.[2]) An den überaus zahlreichen Stellen, wo der Lateiner die weitschweifigen Ausführungen der Vorlage gekürzt hat, befindet sich Nigrinus immer auf seiner Seite augenscheinlich ohne eine Ahnung davon, daß er vom Original so sehr abweicht. Ich gebe nur Eins aus den vielen Beispielen:

---

[1]) Z. B. S. 59. Princeps, ne ab assentatoribus circumveniatur, edicere debet amicis u. s. w. „Ein Fürst, daß er nicht von Schmeichlern betrogen werde, soll seinen Freunden und Räthen verbieten — —“

[2]) Z. B. (S. 297.) Qu' estoit-ce de Spartacus? Un pauvre esclave. (S. 298.) Quis erat Spartacus? Pastor Thrax, mox servus (Nigrinus S. 207[b]) „Wer war Spartacus? ein Hirt auß Thracien, bald ein gefangener Knecht.“ — (S. 289.) Voicy le propre conseil. (S. 290.) Non magis ovum ovo simile est, quam. (Nigrinus 202[b]) „Es ist kein Ey dem andern so ehnlich als.“ — (S. 241.) il. (S. 233.) Impurus iste Atheismi doctor et Lucretii fraterculus. (Nigrinus 167[a]) „Der vnfletige Doctor deß Gottlosen Wesens und Luciani Brüderlein.“ — (S. 197.) ce malheureux Atheiste. (S. 186.) sacrilegus iste Cyclops. (Nigrinus S. 139[a]) „Der Gottsdiebische Cyclops.“ — (S. 70.) les flateurs et menteurs. (S. 62.) simiae istae aulicae. (Nigrinus S. 60[b]) „Die Hofaffen.“ — S. 192. Car l'on void bien, que tout cela sont des miracles de Jesus Christ ou de ces Apostres, que ces Payens leur on voulu desrober, pour les attribuer aux Princes. Und nun in der lateinischen Uebersetzung mit ganz anderer Auffassung: Quis non videt ea miracula tum a Satana esse conficta, ut veris quoque fidem demeret, tum a profanibus hominibus Principum nomine vulgata ... Ebenso bei Nigrinus (S. 136[a]) „Wer sihet nun nicht, daß dise Wunderwerck vom Teuffel erdacht seyen, auff daß man denen, so gewiß vnd warhafftig geschehen, keinen beyfall, noch glauben geben solle. Vnd von verruchten gottlosen Menschen vnter der Fürsten namen außgesprengt .....“

(S. 17.) Quamobrem mihi luculentum ac imitandum videtur exemplum Alexandri principis, atque institutum, quo in Consiliariis et magistratibus legendis uti consueverat. Primum enim praesides, proconsules et legatos nunquam ad beneficium faciebat, sed ad iudicium vel suum, vel senatus. Atque adeo non nisi honestos et bonae famae homines et si aliis in numeribus sui specimen dedissent, ad honores admittebat. Itaque ubi voluisset aliquos vel rectores provinciis dare, vel praepositos facere, vel procuratores, id est rationales, ordinare, nomina eorum proponebat, hortans populum ut siquis quid haberet criminis manifestis rebus probaret. — — — —

(S. 32 b.) Darumb so dünckt michs ein schön Exempel vnd brauch Keysers Alexandri seyn, dem wohl zufolgen, den er zu halten pflegte Rähte vnd Amptleute zu erwehlen. Dann erstlich so machete er nie keine Landtpfleger, Regenten vnd Legaten nach gunst, sondern nach dem vrtheil, entweder sein selbst oder deß Rahts. Darzu so ließ er keine zu so hohen wirden, so nicht ehrlich vnd auffrichtig kommen, die nemlich ein gut gerücht hatten vnd wann sie in andern ämptern ir tugend vnd frommkeit hetten sehen lassen. Wann er derhalben den Provintzen vnd Landtschafften entweder etlich Regenten geben oder Amptleut machen vnd Verwalter, das ist Rentmeister eynsetzen wolte, so nennt er sie mit Namen mit vermanunge zum Volcke, daß so jemand ein Laster von im wüßte, er dasselbige offentlich anzeigte.

Dem gegenüber lautet die entsprechende Stelle bei Gentillet:

(S. 30.) En sur ce poinct, il me semble, que la façon de proceder de l'Empereur Alexandre Severe, à eslire tant gens de son Conseil, que magistrats, estoit fort bonne, et qui meriteroit bien d'estre imitée et tirée en consequence. Car en premier lieu il ne pourvoyoit jamais en office aucunes personnes, en considerations d'aucune faveur de parenté ou d'amitié, ni en recompense d'aucun service: mais seulement en consideration de la probité et capacité des personnes. Que si quelqu'un luy estoit presenté, qui ne fust de bien bonne reputation, tant en savoir et experience qu'en bonne vie, encores qu'il eust fait de bons services en quelque autre charge, ou qu'il y eust grande apparence qu'il deust bien faire, pour estre de maison et de race de gens sages et prudens, si est-ce qu'il ne le recevoit point. Et pour mieux estre informé de la reputation des personnes qu'on luy mettait en avant, il faisoit mettre es lieux et carrefours publics des affiches, par lesquelles ils exhortoit le peuple, que si quelqu'un avoit quelque chose à dire contre tel et tel (lequels il nomoit) pourquoy ils ne deussent estre recens et admis en tel ou tel office, qu'il eust à la denoncer. Et faisoit ainsi faire ces mandements par placars, afin qu'il peust mieux descouvrir et estre adverty des vices et vertus des personnes.

Zuweilen behält Nigrinus die lateinischen Ausdrücke direkt bei, so in der Regel bei Quellenangaben, doch auch gelegentlich im Text. Z. B. S. 83ᵃ „auß welchen etliche (Scurrae) Speyvögel vnd Geltnarren, die andern (Delatores) Ohrnbläser vnd Verläumder genannt werden".

Nigrinus giebt also eine ganz schlichte Übersetzung ohne Abänderungen, auch ohne jegliche selbständige Erweiterung. Die einzigen Zusätze des Verdeutschers bestehen in einigen wenigen Randbemerkungen. So sagt z. B. S. 67ᵇ Nero zu dem Armenierkönig

Teridates: . . . „wisset, es stehe in meiner macht, Königreich zu geben oder zu nemmen“ und Nigrinus setzt an den Rand: „Diese wort hat der Bapst von Nerone gelernet“. Eine Bemerkung, die dem antipapistischen Schriftsteller sehr leicht in die Feder fließen konnte. — S. 124[b], da vom Münzwucher in Frankreich die Rede ist, sagt Nigrinus am Rande: „O das haben jhr auch viel in Teutschlandt gelehrnt.“ — Gentillet bringt (worauf schon oben hingewiesen wurde) zahlreiche deutschfreundliche Ausführungen. Zu einzelnen davon macht Nigrinus einschränkende Randglossen. So sagt z. B. Gentillet zu dem Grundspruch III 5: C'est pourquoi la nation d'Allemagne est demeuree entiere et constante en ses moeurs, d'autant que les Allemans n'ont jamais esté curieux de trafiquer avec leurs voisins, ni d'aller habiter en pays d'autruy, ni de recevoir estrangers en leur terre, ains se sont toujours contentez de leurs biens, nourriture, moeurs, et de leur façon de vestement. Tellement qu'en evitant la frequentation des Espagnols, Francois et Italiens, qui sont les trois nations du monde plus vicieuses, ils n'ont point appris leurs coustumes et corruptions. Der Lateiner und Nigrinus übersetzen wörtlich diesen Satz und der letztere fügt an den Rand: „O jetzt geht es weit anders“ und: „O daß noch geschehe!“

Um es kurz zusammenzufassen: Nigrinus hat also den Antimachiavell nicht nach dem französischen Original, sondern nach der lateinischen Übersetzung verdeutscht. Wo jene beiden voneinander abweichen, folgt er ausnahmslos dem Lateiner. Es ist nirgends zu beobachten, daß er Gentillet selbst in die Hand genommen hätte. Seine Verdeutschung ist schlicht und genau, ohne selbständige Erweiterungen und mit Ausnahme weniger Randbemerkungen ohne Zusätze.

3.

An der Veröffentlichung des deutschen Antimachiavell hat auch Johann Fischart Anteil genommen. Dies ist lange bekannt, doch Art und Umfang seines Anteiles sind noch nicht genau festgestellt worden. Man hat gemeint, daß Fischart die Verdeutschung seines Gesinnungsgenossen Nigrinus durchgesehen und namentlich dort nachgebessert habe, wo es darauf ankam, den Sinn des französischen Originals, der in der lateinischen Übersetzung nicht vollständig getroffen sei, mit der erforderlichen Genauigkeit wiederzugeben. Denn Nigrinus war des Französischen wahrscheinlich nur unvollständig oder gar nicht mächtig. Meusebach vermutet auch, daß Fischart Zusätze eingeschoben habe und fügt hinzu: „Die ich jedoch nicht heraus suchen kann, wenn mir nicht ein vorsündflutliches Leben beschert ist.“ Es

ist leicht nachzuweisen, ohne daß man die Lebensdauer eines Methusalem zu der Arbeit benötigen würde, daß die geäußerten Annahmen unrichtig sind.[1])

Fischart mußte sich für die Verdeutschung des Antimachiavell aus mehreren Gründen lebhaft interessieren. Das Werk erschien im Verlage seines Schwagers Jobin, dem er gerade in jener Zeit als litterarischer Beirat zur Seite stand; es bekämpft Katharina von Medici, die er wenige Jahre vorher in Gedichten leidenschaftlich angegriffen hatte;[2]) es richtet seine Spitze gegen Machiavellis Lehren, die auch Fischart ablehnen mußte als ein für politische und Gewissensfreiheit schwärmender Republikaner. Er hat dieser Gesinnung später offenen Ausdruck verliehen in der Einleitung zu seinem „Ganz gedenkwürdigen Verzeichnus der spanischen Armada 1588". Es gebe jetzt viele vornehme und überkatholische Fürsten, meint Fischart, die statt wie gute friedliebende Hausväter zu regieren, „inen nach eines Florentzischen Secretarij Italiänischen Kopff vnd Tyrannen formierung, vilmehr eine vnauffrichtige, dückische, gefährliche vnd arglistige Form . . zu regieren lassen belieben". Ein gutes Beispiel liefere der König von Spanien, der, „damit er nit (wie es die Machiavellische Hoffdüttler deiten) ein halber gegengefangener König oder Passivus Rex sei", der Niederländer uralte Freiheiten zu unterdrücken suchte.[3])

Fischart hat sich mit Machiavell näher beschäftigt. Wir ersehen aus der unten abzudruckenden Vorrede, daß er dessen Schrift Ritratti delle Cose dell' Alamagna, einen begeisterten, optimistisch gefärbten Bericht über die politischen und sozialen Zustände Deutschlands unter Maximilian I., gelesen hat. Fischart konnte ja Machiavellis Schriften im Original lesen, da er des Italienischen mächtig war.

Was nun den thätigen Anteil Fischarts am Antimachiavellus betrifft, so steht zunächst fest, daß er 3 kleine Gedichtchen beigesteuert hat, welche Übersetzungen einiger schon von Gentillet mitgeteilten, lateinischen Verse darstellen. Sie lauten:[4])

Ad vere Francos.

Moribus antiquis viguit res Franca virisque,
Nunc ruit, heu, gente et moribus Italicis.
Ergo procul gentemque novam, moresque nefandos
Pellite, magnanimos ut referatis avos.

[1]) Vgl. Vilmar, Zur Litteratur J. Fischarts, S. 45 f.; Besson, Étude sur J. Fischart, S. 281 f.; Mensebach, a. a. O., S. 326.

[2]) Vgl. Hauffen, Fischarts Werke 1, S. LXVIII f.

[3]) Scheibles Kloster 10, 1019.

[4]) Fischarts Verse hat bereits Kurz, Fischarts sämtliche Dichtungen 3, 321 mitgeteilt, doch mit einigen Fehlern und ohne die Originalverse.

Durch gut alt Sitten, Leut vnd Bräuch,
Stund etwan wol diß herrlich Reich,
Nun aber leyder thuts zerrütten
Frembd Gsind durch vngbräuch vnd frembd Sitten.
Derhalben jagt solch frembd ding auß,
(Kein Han kein frembden leidt im Hauß)
Darmit jr gleich werdt euwern Alten
Vnd was sie gewonnen, könt erhalten.

Ad Pseudofrancos.

Libera gens Franca est, hanc unquam nulla Tyrannis
Compulit imperio subdere colla suo.
Francorum aut igitur clarum deponite nomen,
Servire aut Tuscis desinite imperiis.

Jr hießt wol etwan Francken frey,
Weil euch bejocht kein Tyranney,
Nun aber schafft entweder ab
Den Namen, den man euch drumb gab
Oder thut ab den grossen spott,
Daß ir thut frembder Leut gebott.

Das Druckerzeichen des französischen Originals zeigt in einem ovalen Lorbeerkranz drei eine Krone tragende Säulen. Um die Säulen schlingt sich ein Band mit der Inschrift: Firmant Consilium, Pietas, Politeia Coronam. Diesen Spruch übersetzt Fischart:

Gut Raht vnd war Religion
Sampt Polizey stercken ein Kron.

Die Verse sind unterzeichnet mit dem von Fischart sehr häufig angewendeten Anagramm: „Jn Forchten Gehts Mittel“.

Der deutsche Anti-Machiavell hat nicht weniger als vier Vorreden. Und zwar je eine Vorrede von Nigrinus und von Fischart, ferner Verdeutschungen der Vorreden Gentillets und des lateinischen Übersetzers. Die letzte ist jedenfalls von Nigrinus besorgt worden, der ja, wie wir gesehen haben, die gesamte lateinische Übersetzung verdeutscht hat. Der Lateiner zählt in seiner Vorrede auch Rabelais zu den Vorläufern des Machiavell und zu den Rädelsführern derer, die mit ihren Possen die Religion und die guten Künste angetastet haben. Diese Behauptung hätte Fischart gewiß nicht ohne eine Bemerkung niedergeschrieben. Die Verdeutschung der Vorrede Gentillets aber ist höchst wahrscheinlich von Fischart besorgt worden. Aus dem Texte des Nigrinus geht ja, wie wir wissen, nirgends die Kenntnis des französischen Originals hervor. Nigrinus war, wie es scheint, des Französischen gar nicht mächtig. Außerdem weist die Verdeutschung der Vorrede Gentillets auch in der Ausdrucksweise auf Fischart hin. Z. B. für la maniére die Doppelform „Manier und Weise“, oder für: un vrai tige issu du bon Roy Louis XII, „ein grünes Stämm-

lein vom Uhraltvatter König Ludwig XII.", ferner der Satz: „Der jr seyt ein Fränckischer Fürst vom Fränckischen Stamm geborn, deß Vatterlands ein Frantzos, dazu mit dem Namen, mit der that vnd gemüht ein Frantzoß, — — — mit dem Namen vnd art ein rechter Franciscus."

Können wir hier Fischarts Anteil nur mit Wahrscheinlichkeit vermuten, so ist bei seiner eigenen Vorrede seine Autorschaft durch die Anfangsbuchstaben D. J. F. G. M. = „Doctor Johann Fischart genannt Mentzer", erwiesen. Schon Meusebach (a. a. O., 250) sagt von dieser Vorrede, „welche ihres verständigen, tüchtigen Inhalts wegen immer erhalten zu werden verdient". Da sie nur in sehr wenigen Exemplaren erhalten und noch niemals neugedruckt worden ist, gebe ich im Folgenden einen genauen Abdruck:

An den gütherhigen Leser.
D. J. F. G. M.

Gleicher massen, wie der frembd Florentinisch Policeyscribent Nicolaus Machiavell, wider welchen diß Buch seiner vnrichtig- vnd widersinnigkeit halben geschriben worden im Tractätlin genannt Ritratti delle Cose dell' Alamagna, auß Julii Caesaris Historien schreibt vnd bewährt, daß die Teutschen durch Zufuhr oder Eynführung frembder ferrgeholter, kostbarer, zartlicher, muhtwilliger vnd zu Wollust dienlicher Kauffmannswaar vnd vnnötiger Gerentschafft seyen dadurch allgemächlich vnd zusehenlich auch zarter, vnartiger, lustsichtiger, prächtischer, Weibischer vnd gar verfrembdet, ja von standthafftiger Mannheit vnnd redlicher Tapfferkeit mit der weil beynahe entfrembdet worden.[1])

Also kan man auß täglicher leydiger Erfahrung auch von seinen, deß Herrn Machiavelli vnd allen andern ärgerlichen Büchern schreiben vnd halten, daß sie durch Eynführung, Fürspigelung, Vorthun vnd Ostentirung sonderer eygensinniger Meinungen vnd frembder Opinionen nicht allein in benachbarten Königreichen, sondern auch bey vnsern Teutschen, die in solchen frembden Landen sondere Gemeinschafft vnd Kundschafft suchen, vnd jhnen ohne diß gern was frembd ist, gefallen lassen, fast viel die alten auffrichtigen Sitten, Recht vnd Gebräuch verkehren, vergifften vnd beschmeissen, ja zu frembden vngewohnten, vnländtlichen Rechten vnnd Moribus anleytung vnd fürschub geben vnd thun.

So doch zu gleicher weiß, wie Gott ein jedes Land, mit sonderen Gewächsen, Samen, Früchten, Gelegenheiten vnnd Vortheilen, die sich gantz eben zu außbringung desselbigen Landts Eynwohnern schicken, pflegt zu begaben vnd zu segnen. Also auch durch hochverstendige darzu begabte Leut eben dergleichen Ordnungen (zc 6b) Gesatz vnnd gute Gewohnheiten, die sich zur selben Landtsart schicken, pflegt zu pflantzen vnd in vbung zu bringen.

Welche ja billich auch als zu jeder Landtsart geartet, in vbung vnd brauch solten erhalten werden. Wo nicht mit guten ländtlichen Gesatzen vnd Gebräuchen es ebenmessiger weiß pflegte zuzugehn, wie mit den angezogenen Kauffmannswaaren, gewächsen vnd Landfrüchten, das gleich wie von wegen seltzamkeit vnd auß muhtwillen die frembden vnnötigen vnglantzartigen Waaren vnnd Species alsdann am allermeysten begert vnd gesucht werden, wann ohne diß aller vberfluß vnnd die genüge der eynheimischen Früchten vorhanden.

Also auch wo der löblichen Alten vnnd Vorfahren gute Gesatz, Gebräuch vnnd gute Lehren, beydes in Schrifften vnd Exempelsweiß gnugsam vorscheinbar

[1]) Vgl. Geschichtklitterung, S. 301.

für Augen vnd menniglichen an der Handt jhnen doch die Leut auß verneuwerung jedes mahl was frembd vngewohnt vnd seltzam ist, baß liessen gefallen vnd gelieben.

Darüber jhnen dann gleichsfals pflegt zu begegnen wie diesen, welche viel mehr frembde vnbekannte jhnen vngewachsene vnd jhrem Magen vntügliche vnd vnverdäuliche, dann jhre Einländige gemeine ordenliche angewohnte vnd jnen nach jrer Landtsart anmuhtige Landtgewächß vnd Speisen wöllen zur Narung eynnemmen vnd gebrauchen: Aber durch solche muhtwillen jnen nicht viel Rahts schaffen, sondern allerley vngesundtheit, ja den leydigen Todt zuletzt selbs vervrsachen.

Ebenmessiger gestalt gehets noch gefehrlicher mit diesen zu, welchen jre sitliche Landtsatzungen vnd Regimentsbestellungen daheym oder zu Landt anfangen zu erleiden vnnd gleichsam nicht mehr schmacken noch ansiehn wöllen, sondern auff das sie gescheidter dann jhre (2c. 7ª) Vorfahren angesehen seyen frembder Nationen, Gebräuch, Gesatz, Opinionen, Schrifften vnd Exempel fürsuchen vnnd eynführen, darmit sie die alten auff sie löblich geerbte Gewohnheiten vnd gestifft Ordonantzen entweder gantz vnd gar auffheben, vnd in vergeß bringen oder ein solche verwirrung vnnd Mischmasch von allerley gesuchten Ordnungen, sie reymen sich zum Landt oder zur Polizey wie sie wöllen, anrichten, das es weder der alten noch neuwer Bestellung gleich siehet, sondern niemandt weyß zu erkennen, wie man spricht, wo Kopff oder Schwantz stehe, ob es Teutsch gehauwen oder Welsch gestochen heisse. Auß welcher zerrüttung dann, wann nicht alles in seinem gewohnten Paß gehet, endlich der gewisse vntergang muß erfolgen.

Derwegen vnnd so dann die zuschleiffung oder zuschmeichelung frembder Polizeyordnung, sampt den bösen Berichten vnnd Meynungen von Regirung der Regimenten obgehörter massen gefehrlich abgehet, so hat zwar nicht vnbillich gegenwertiger Scribent oder Widerweiser der Florentinischen Regimentslehren als ein Patriot oder Liebhaber löblicher Gesatz vnnd Gebräuch seines Vatterlands dieser bösen schädlichen weise, frembde, vndienliche vnd widersinnische Anstellungen der Policeyen zu hegen vnnd zu pflegen sich sehr wolbefüglich angenommen vnd mit gutem grund denselbigen sich widersetzt vnd sie außgemustert.

Sonderlich, da er gesehen, welcher vnmassen die Machiavellersect hin vnd wider anfängt eynzureissen vnnd vberhandt zu gewinnen. Also das auch allbereyt auß wircklicher vollziehung deß Machiavelli ärgerlicher Fürschreibung Vnfürstlich oder Vnpolitisch zu regieren grosse Zerrüttungen vnnd Empörungen in benachbarten Königreichen sich haben ereuget.

Gott gebe die Gnad, das wir Teutschen doch zum wenigsten, wann wir je das Tyrannisch Gifft, welches vnter den versüßten Lehrpuncten deß Machiavelli verborgen (2c 7ᵇ) noch zur zeyt von wegen zimlich auffrechter Freyheit nicht erkennen wöllen, gleichwol auß der benachbarten Exempel vnd schaden eine zeitige warnung ziehen vnd schöpffen: In erwegung das, was einer herrlichen wehrhafften Nation hat können widerfahren, das dieses einer anderen, die in gleicher vnachtsamkeit fortschreytet vnd den vorlauffenden Lastern die Ban nicht zeitlich ablauffet, gleichsfalls könne begegnen. Sonderlich, wo man so leichtlich, wann man nur durch ein Landt, wie ein Katz durch den Regen geloffen, alle frembde Leichtfertigkeiten vnnd Sitten annimpt vnd dieselbigen alsdann gleichsam für ein köstlich Palladium vnd frembd Heyligthumb heimbringet vnd auffmutzet.

Derhalben allen gutherzigen getreuwen Liebhabern deß Vatterlands vnnd seines Heyls eifferigen zurahten, das sie dergleichen herrliche nützliche Bücher gleich wie diß gegenwertige, welches die Not zu schreiben angegeben, fleissig durchlesen vnd erwegen vnd darauß, was jhnen in jhren Regimentsbestellungen vnd Regirungen täglich fählen oder abgehn sehen, lehrnen verbessieren. Wie ich dann hoff, das solches Werck der günstige Leser gehörter gestalt ihme werd wissen nutz zu machen vnd die Mühe vnd Arbeit, so der Vertent dieses Buchs angewendet, sampt deß Truckers fleiß im besten vnd zu danckbarkeit erkennen: Vnd darmit vrsach geben jm fernnere nützliche Opera täglich in Truck mitzutheilen. Ende.

Aus dieser Vorrede ersehen wir deutlich, daß Fischart dem Werke gegenüber den Standpunkt eingenommen hat, der für ihn in der Politik, wie in der Kunst überhaupt der maßgebendste war, nämlich den nationalen Standpunkt. Er haßt Machiavellis Lehren vor allem deshalb, weil sie fremd und undeutsch sind. Jedes Land müsse, so führt Fischart aus, so wie es seine besondern Früchte hervorbringe, auch solche Verordnungen, Gesetze und Gewohnheiten erzeugen, die seiner „Landsart" und dem Nationalcharakter seiner Bevölkerung entsprächen. Schon in den Römerzeiten sei die Einführung fremder Waren und Bräuche den Deutschen verderblich geworden. Um so schlimmer werde fremder Einfluß, wenn er sich nicht auf Gegenstände der äußeren Kultur, sondern auf Anschauungen und Sitten, Verwaltung und Gesetze, also auf die gesamte innere Kultur beziehe. Aus dieser Zerrüttung und Verwälschung der öffentlichen Ordnung und des Nationalcharakters müsse der Untergang des Volkes erfolgen. Das noch in „zimlich auffrechter Freyheit" lebende deutsche Reich möge sich das Beispiel des Nachbarlandes zur Warnung dienen lassen. Von diesem Gesichtspunkt aus wünscht Fischart, daß das Buch, das dem Vertenten und dem Drucker große Mühe gemacht habe, weite Verbreitung fände.

Diese in der Vorrede ausgedrückten Anschauungen hätte Fischart zweifellos auch bei der Bearbeitung des ganzen Werkes zur Geltung gebracht, wenn er irgend einen Einfluß darauf genommen hätte. An den vielen Stellen, wo im Original deutsche Verhältnisse berührt werden, bei der langen Geschichte vom Kuttenstreit der Barfüßer, die er doch selbst in einer Jugenddichtung behandelt hatte, bei den sonstigen antikatholischen Auslassungen hätte Fischart gewiß nicht der Verlockung zu Zwischenbemerkungen und Ergänzungen widerstanden. Bei seinen eigenen Übersetzungen, z. B. von Bodins Dämonomanie ist ja dies in reichem Maße der Fall. Beim deutschen Antimachiavell aber finden wir keinen einzigen Zusatz zum Original.

Fischart hat sich in der Vorrede ausdrücklich vom Vertenten (also von Nigrinus) unterschieden, er hat auch augenscheinlich nirgends, obwohl es oft notwendig gewesen wäre, den Text des Nigrinus nach dem französischen Original gebessert. Wir haben auch keinen Grund anzunehmen, daß die vielen in den Text eingestreuten Verse von Fischart herrühren. Sie sind einfache Übersetzungen der in der Vorlage citierten lateinischen Verse und Nigrinus war ja auch im Verseschmieden geübt genug.

Um also zusammenfassend Fischarts Anteil am deutschen Antimachiavell festzustellen: Er besteht nur in den Vorstücken, also in der mitgeteilten Vorrede, in den drei Gedichtchen und wahrscheinlich in der Übertragung der Vorrede Gentillets. Im Texte selbst ist

weder ein Zusatz, noch eine Korrektur von Fischarts Hand nachzuweisen.

Merkwürdig bleibt bei diesem Verhältnis nur die Art, wie Fischart den Antimachiavell später citiert. In der Dämonomanie 1581 (S. 51) sagt er zwar nur die „Antimachiavellisch Regentenkunst“ ohne Verfasser oder Übersetzer zu nennen. In der zweiten Ausgabe der „Geschichtklitterung“ 1582 (bei Alsleben, S. 204) bezeichnet er es aber förmlich wie sein eigenes Werk: „Jedoch meinet Mögeintzer im Antimachiavell, es wer besser Incitatissimi Gäul weren Burgermeyster, Vögt, Pfleger vnnd Amptleut, dann die Scheleratissimi.“ Mögeintzer ist die von Fischart öfter angewendete Umformung seines Beinamens Mentzer. Das Citat bezieht sich auf Antimachiavell S. 442ᵃ und 443ᵃ. Es wird hier bei Bekämpfung von Grundspruch III 35 erzählt, daß Caligula sein Pferd Velocissimus zum Bürgermeister von Rom machen wollte. Die Machiavellisten halten das gewiß auch für wahnsinnig. „Warumb halten sie es dann für billich vnnd fein, daß heutiges tags mit Ehren vermehret vnnd erhebt werden, die nicht allein viel greuwlicher, dann Velocissimus (das Pferdt), sondern auch die allerschalckhafftigsten vnder allen zweybeinigen vnnd vierfüssigen Thieren sind.“ Und später: „Wer wollte nicht meynen, daß dem Velocissimo sicherer ein Ampt könne vertrauwet werden, denn jrgendt einem Machiavelliten.“ Das Citat ist also sehr ungenau, jedenfalls nur aus dem Gedächtnisse niedergeschrieben. Daß aber Fischart dabei seinen Namen nennt, darf uns nicht wundernehmen, weil Fischart dem Brauche seiner Zeit folgend in litterarischen Dingen nie strenge zwischen Mein und Dein schied.

Der deutsche Antimachiavellus ist noch in zwei weiteren Ausgaben erschienen. Die zweite Ausgabe führt den Titel: „Antimachiavellus. Das ist Regentenkunst vnd Fürstenspiegel . . . Straßburg bei Johann Carolo 1624.“[1] Dieser Ausgabe geht eine neue von Carolus unterzeichnete Vorrede voraus, in der das Umsichgreifen der Machiavellischen Lehren von neuem beklagt wird. Ein Satz dieser Vorrede bestätigt auch unser Urteil über die Übersetzung: „. . . welches dann auch Weyland Ehrwürdigen Herrn Georgio Nigrino gewesenen Pfarrherrn zu Gießen anlaß gegeben, daß Er anno 1580 solchen authorem auß der Lateinischen in die Teutsche Spraach nicht ohne besonderen ruhm gebracht.“ Im übrigen hat die zweite Ausgabe die gleichen Vorstücke und denselben Text wie die erste. Am Schlusse ist ein Register neu hinzugekommen.

[1] Den ausführlichen Titel bringt H. Kurz, Fischarts Dichtungen 3, S. XLIV f. Exemplare in Göttingen und Wolfenbüttel.

Die dritte Ausgabe hat den Titel: „Regentenkunst oder Fürstenspiegel. Straßburg 1646“ und denselben Text wie die zweite.[1] Es ist nur eine Titelauflage.

Nur die zweite Ausgabe der deutschen Fassung führt eigentlich den Titel Antimachiavellus, nach dem man das Werk überhaupt kurz zu benennen pflegt.

Zeugnisse zur Faustsage.

Von Johannes Bolte in Berlin.

1. Ein Meisterlied von Friedrich Beer.

Im Euphorion 1, 787 habe ich einen am 1. Juni 1588 verfaßten Meistergesang des Nürnbergers Friedrich Beer mitgeteilt, der das 41. Kapitel des ein Jahr zuvor erschienenen Faustbuches unter dem Titel: „Faustus verzaubert zwölf studenten“ in Reime bringt.[2] Ihm möchte ich nun ein zweites Meisterlied desselben Autors anreihen, das den im Faustbuche (Kapitel 42 ed. Braune; Kapitel 43 ed. Milchsack) unmittelbar darauf folgenden Schwank von den vollen Bauern behandelt und vermutlich zur selben Zeit entstanden ist. Ich fand es in einer zu Anfang des 17. Jahrhunderts geschriebenen Meisterliedersammlung der Nürnberger Stadtbibliothek (Will III. 784 fol.) Blatt 72 a; auf derselben Seite schließt sich das andre Meisterlied Beers: „D. Faustus verblendt zwölf schlagende Studenten“ mit dem Datum d. 1. Juni 1588 an.

D. Faustus macht laut schreyende bawren stil.

Im kurtzen thon H. Müglings.

1.

Johann Faustus mit nam
Eines tags in ein wirtshauß kam;
Da war ein hauf bauren beysam,
Das mancher tisch war wol besetzt,

---

[1] Der ausführliche Titel bei Kurz, a. a. O., S. XLV f. Exemplare in Aarau und Prag.

[2] Nachträglich verzeichne ich dazu die Varianten der Dresdener Handschrift M 5, S. 56: Vers 1 Sachsenlande — 2 Wont — 4 Auff ein zeit erhub sich ein — 5 Zu Nacht — 6 das nembt] nemet — 7 es] das — 10 War — 11 einander] sich munter — 12 der hader sich — eben] fleißig — 13 Faustus durch sein kunst den studenten — 14 Dett ire aug — 15 andren nicht] anderen — 18 fehlt — 19 Keiner west nicht — 21 freund — 22 Und schlugen al ein — 24 name ein end — 25 verrichtet war — 27 gar] ser — 28 Und alsbald in — 30 Welchs] Das — gute.

Die zanckten mancherley,
Mit singen war groß ir geschrey,
Triben seltzame fanthasey,
Waren aufeinander verhetzt.

Dann niemand in der stuben an dem orte
Kundt verstehen noch hören seine worte.
Doctor Faustus sprach forte
Zu dem, der ihn berufft zur speiß:

2.

'Ich will im gar wol thon.'
Die bauren ließen nicht darvon,
Hilten mit ihrem schreyen an
Sampt dem gesang ganz wunderbar.

Faustus zauberet rund,
Das idem sein maul offen stund
Gar weit und es nicht zuthun kund.
Auff der stet ein ider still war.

Die bauren theten einander ansehen,
Doch west keiner nicht, wie im war geschehen.
Die warheit mußt man jehen,
Die bawren waren worden leiß.

3.

Bald ider bauer kam
Hinauß für die stuben, mit nam
Het er sein maul wieder beysam
Und kundt reden; das frewt in sehr

Und heim lieff nach dem strauß.
Mercket disen verstand darauß:
Wann jemand zecht in eim wirtshauß,
Der halt sich nach der weisen lehr,

Übertrinck sich nicht, sonder halt sich messig
Und sey in tugenden gar nicht nachlessig;
Sunst wirt man im gehessig.
Der tugendreich hat deß ein ehr.

Anno Dichts Fritz Ber.

2. Victor Perillus 1592.

Im Mscr. Buderi Qu. 70, Bl. 184—288 der Jenaer Universitätsbibliothek ist ein merkwürdiges Gedicht eines sonst unbekannten Thüringers Victor Perillus (Grannus) vom Jahre 1592 erhalten; es führt den Titel „Der Hörseelbergk“ und stellt in 3893 Versen einen Besuch des Götterboten Mercurius in der Unterwelt dar, bei dem alle Stände der Reihe nach satirisch durchgehechelt werden. Mercurius läßt sich vom Fährmann Charon durch Plutos Reich ge-

leiten, das mitten in Deutschland im hohlen Hörselberge liegt, und hört hier die Antworten der von ihm befragten Seelen oder Umbrae an. Die wunderliche Mischung antiker und christlicher Elemente und der satirische Zweck unterscheiden das weder inhaltlich noch formell hervorragende Werk von Ringwalds Warnung des treuen Eckarts (1588), dem zeitlich zunächst liegenden Nachfolger der Danteschen Höllenfahrt.[1])

Gegen Ende des Gedichts, nachdem ein Thüringer sein Land in heimischer Mundart gepriesen, erblickt Charon mehrere große Philosophen wie Cornelius Agrippa (hier ohne seinen wunderthätigen Hund), Pythagoras, Socrates, Aristoteles und betrügerische Schwarzkünstler wie Doctor Faust, Thurneisser († nach 1591) und Scot (vermutlich den Goldmacher Alexander Setonius Scotus † 1604). Wörtlich heißt es auf Bl. 284 a:

Vulcanus.

Ist das nicht dort der Doctor Faust?
Wie fein ist ihm der kopff gelaust!

Mercurius.

Vulcane, hab acht auf den man,
Bren ihm das große zeichen an, [Bl. 284 b]
Ritz ihme auch beyde backen auff,
Das man ihn ken vnter dem hauff!

Charon.

Geht auch heran, herr Tuhrnheusser,
Ihr gros landt vndt leutte bescheisser!
Wie das ihr nicht mehr stelt vndt schmirt
Calender vndt die weltt verfurtt?
Wo ist hin ewr Spiritus?
Ist nicht mehr bey euch sein virtus?
Ihr wardt ein golttschmidt, kamptt so weitt,
Das ihr die gantze Christenheitt
Durch ewren geist vndt practicken
Vndt was mehr wer der tractaten
Bethorett, ergertt gros vndt klein,
Herrn, fursten, burger in gemein.
Wie hieltt ihr euch im Schweitzerlandt
Bey ewern weibern im ehestandt!
Warumb habt ihr nicht bleiben wollen [285 a]
In der Marck an der Spree zu Coln?
Was sagt man gros vom bapst zu Rom?
Wie geths ihm? Ist er auch noch fromb?

---

[1]) Trotz A. Zeunes ziemlich ausführlichem Bericht über die Handschrift (v. d. Hagens Germania 2, 346—358. 1837) hat weder Graesse noch Goedeke oder ein anderer Litterarhistoriker von ihr Notiz genommen.

Jch gleub, der bapst helt auff euch fast,
Jhr werdt ihm sein ein werder gast.
Verfirt ihr nicht im Capital,
Jch meint, ihr werdt ein Cardinal.

Mercurius.

Gnug, Charon: ihn nichts mehr frag!
Vulcan, schneidt ihm die ohren ab!

Vmbra.

Phy, te negro diabolo!
Male content ua al bordello.

Vulcanus.

Was macht man den mitt doctor Scot?
Zu Dantzigk in Preußen lied er noth [oder: noch].
Soll er nicht ahn [den] reigen gahn?
Er war doch auch ein wundermahn. [285 b]

Mercurius.

Wir mussen fortt; es ist nuhn zeitt;
Die richter sitzen all bereidt.

3. Andreas Ketterlin 1613.

Wie rasch sich die Volkssage der 1587 codificierten Faustsage bemächtigte, lehrt eine Notiz des Sekretärs Andreas Ketterlin, der im April und Mai 1613 die württembergischen Prinzen Ludwig Friedrich und Magnus auf ihrer Reise von Stuttgart nach Berlin und wieder heim begleitete und über die Erlebnisse dieser Tage einen kurzen Bericht anfertigte.[1] Am 25. April gelangte die über vierzig Mann starke Gesellschaft von Torgau über Pretzsch nach Wittenberg und besah „vndterwegens ein halb stund dauon [d. h. von Wittenberg], jn einem Dorff Pratt [Pratau an der Elbe] das Hauß, dariunen D. Faust sein vnseeliges end soll genommen haben“.

Das Faustbuch von 1587 (Kapitel 67 ed. Braune; Kapitel 71 ed. Milchsack) hatte bekanntlich den Tod des Schwarzkünstlers in das Dorf Rimlich, „eine halb Meil Wegs von Wittenberg gelegen“, verlegt. Wenn fünfundzwanzig Jahre später wißbegierigen Fremden in Pratau das Haus gezeigt wurde, wo der Teufel den Doktor Faust geholt, so darf dieser Auskunft kaum mehr Wert beigelegt werden als dem noch heute in Verona gezeigten Sarkophage der Shakespeareschen Julia.

¹) Herausgegeben von mir in den Märkischen Forschungen 20, 13—29 (1887)

Die Walpurgisnacht.

Von Max Morris in Charlottenburg.

Im Urfaust unterscheidet sich Fausts Leben im Grunde nicht viel von dem anderer Menschen. Er schließt den Bund mit dem Teufel und erhält dafür nichts, was er nicht auch ohne ihn hätte erlangen können. Er selbst sagt ganz zutreffend:

Brauchte keinen Teufel nicht dazu
So ein Geschöpfgen zu verführen.

Den Dichter haben eben beim ersten Entwurf zwei Situationen angezogen, die er am eigenen Leibe durchgemacht hatte: die Empfindungen des Menschen, der alle Höhen und Tiefen greifen will und bei jedem Schritt seine menschliche Beschränkung schmerzlich empfindet, und dann die Lage des Mannes, der ein Mädchen liebt und sie doch verläßt. Von diesen beiden Brennpunkten aus hat der Stoff des Urfaust Gestaltung gefunden. Das Übernatürliche kommt dort immer nur auf kurze Augenblicke zur Darstellung: in der Erdgeisterscheinung, den Scherzen in Auerbachs Keller, dem bösen Geist im Dom und in der Hexenzunft, an der Faust und Mephisto auf schwarzen Pferden vorbeibrausen.

Aber dabei durfte es nicht bleiben. In Fausts Leben war das Ungewöhnliche nun einmal hineingetreten, und so mußte es auch außerordentlich verlaufen. Er mußte durch Abenteuer geführt werden, denen im gewöhnlichen Menschenleben nichts entspricht, und so schuf Goethe in Italien die Hexenküche und zu Ende der neunziger Jahre die Walpurgisnacht. Seine Absicht war dabei zunächst nur, dem Faustdrama Größe zu geben, das Ungemeine darzustellen. Natürlich wurden dann bei der Ausführung Verzahnungen angebracht, die den Anschein erwecken sollen, als seien diese Scenen notwendige Glieder des dramatischen Organismus. In der Hexenküche wird Faust verjüngt und mit sinnlichem Begehren nach Frauenliebe erfüllt, und um die Scene noch fester an das Übrige anzuschließen, ersann Goethe nachträglich in den neunziger Jahren das in Paralipomenon 22 der Weimarer Ausgabe skizzierte Gespräch zwischen Faust und Mephisto.

In derselben Weise dient die Walpurgisnacht den Zwecken der Handlung. Der Dichter empfand das Bedürfnis, Faust eine Zeit lang von Gretchens Wohnort zu entfernen, damit Gretchen in Not und Schmach verfiele, ohne daß Faust ihr Beistand leistet. Dazu erfand er in Italien die Scene Wald und Höhle. Er läßt Faust

sich für eine Zeit in Einsamkeit vergraben. Aber da das nicht genügte, so führt ihn nun Mephisto auf die Walpurgisnacht, um ihn in „abgeschmackten Zerstreuungen" über Gretchens Schicksal hinwegzutäuschen, und die Erscheinung des Idols in der ausgeführten, noch mehr in der intendierten Walpurgisnacht das Hochgericht und das Geschwätz der Kielkröpfe, von denen er Gretchens Schicksal erfährt, treiben ihn wieder nach Gretchens Wohnort zurück. Alles das sind aber nur die Klammern, mit denen der kluge Dramatiker das fremdartige Gebilde in das Ganze einfügt; was ihn reizte, war das poetische Wagnis als solches, die Darstellung des Hexen-, Zauber- und Teufelswesens, die ungeheure Orgie, deren Darstellung allein mit den Mitteln des poetischen Wortes zu unternehmen schon etwas Großes ist.

Die Ausführung setzt gleich im größten Stile ein. Wir sind auf dem Abhange des Brockens, zwischen Schierke und Elend, einem wilden, öden Lokale. Gleich die ersten Verse lassen uns die herbe Aprilluft athmen, in der man doch schon den kommenden Frühling verspürt, der in den Birken webt. Und nun ruft der Dichter alle Sinne auf und bietet ihnen, was des geistigen Sinnes echte Nahrung ist: große, ungewöhnliche Eindrücke. Er stattet das riesenhafte Bild mit dem wunderbarsten Beleuchtungszauber aus. Wir haben in den Eingangsversen die Finsternis des nächtlichen Bergwalds. Dann steigt mit rötlich trübem Schein der Mond herauf, ein Irrlicht fährt flackernd im Zickzack, Glühwürmer ziehen in gedrängten Schwärmen daher, und nun erscheint dem erstaunten Auge die prachtvolle Vision, wie alles im Bergesinneren verborgene Metall feurig glüht. Die Verse sind nach den der Handschrift beigefügten Daten zu Ende 1800 entstanden. Im Dezember 1799 und Januar 1800 las Goethe: Charpentier, Von den Lagerstätten der Erze. Dort findet sich alles das einzeln, was hier als leuchtendes Gesammtbild erscheint, und wir haben hier ein Beispiel, wie dieser wunderbare Mensch las. Ihm ist bei der Lektüre eines solchen Werkes der Berg durchsichtig, er sieht die Erzadern durch das Gestein ziehen, und so vermag er dann das Prachtgebilde dieser Verse zu schaffen. Mit welcher weisen Kunst steigert sich dieses poetische Feuerwerk von dem unsicheren trüben Schein im Grunde, bis sich die Felsenwand in ihrer ganzen Höhe entzündet! Wir haben hier eine der stärksten Leistungen des poetischen Wortes. Dem innern Auge wird zur herrlichsten Erquickung ein Bild geboten, das, in der Wirklichkeit vorhanden, doch niemals zur Wahrnehmung gelangen kann.

Diese Vision kann der Dichter natürlich nicht mehr überbieten, aber er läßt das Auge nun nicht etwa ermüdet in Dunkelheit verharren, sondern zeichnet immer noch neue Lichterscheinungen:

Im Sausen sprüht das Zauberchor
Viel tausend Feuerfunken hervor.

Weiter:

Dort neben leuchtet was mit ganz besondrem Schein.

Dann weiter:

Da sieh nur welche bunten Flammen

und

Ein Hundert Feuer brennen in der Reihe.

Er läßt uns auch einen Blick nach den Lichterscheinungen auf dem Gipfel thun:

Dort seh ich Gluth und Wirbelrauch
Da strömt die Menge zu dem Bösen.

Den Vorgängen dort werden wir weiterhin noch ganz in der Nähe beiwohnen.

Sogar Mephisto selbst sollte zum Träger einer Lichterscheinung werden. Paralipomenon 34: „Leuchtende Finger des Mephisto.“ Die eigenartige Erfindung ist durch das Titelbild von Prätorius' Blockes-Berges-Verrichtung angeregt, auf dem ein Oberteufel mit Flammenfingern dargestellt ist. Feuer ist eben das Element der Hölle. Das greift der Dramatiker begierig auf, dem es um Schmuck für das gewaltige Bild zu thun ist, und nun flammt, zuckt, leuchtet und sprüht es an allen Ecken und Enden in der Walpurgisnacht.

In gleicher Weise wie den Sinn des Auges ruft der Dichter nun den Gehörssinn auf und füllt ihn mit gewaltigen Eindrücken.

Wie rast die Windsbraut durch die Luft!

Dann weiter:

Höre wies durch die Wälder kracht!
Aufgescheucht fliegen die Eulen.
Hör, es splittern die Säulen
Ewig grüner Paläste.
Girren und Brechen der Äste!
Der Stämme mächtiges Dröhnen!
Der Wurzeln Knarren und Gähnen!
Im fürchterlich verworrenen Falle
Ueber einander krachen sie alle,
Und durch die übertrümmerten Klüfte
Zischen und heulen die Lüfte.
Hörst du Stimmen in der Höhe?
In der Ferne, in der Nähe?
Ja den ganzen Berg entlang
Strömt ein wüthender Zaubergesang!

Und nachdem er so die einzelnen Sinne gefüllt hat, strengt er die Sprache zu einer äußersten Leistung an, um die tolle Verwirrung aller Sinne bei diesem Hexensabbat zu malen.

Das drängt und stößt, das rutscht und klappert!
Das zischt und quirlt, das zieht und plappert!
Das leuchtet, sprüht und stinkt und brennt!

Der tolle Schwarm der Hexen und Hexenmeister strebt unablässig von unten nachschiebend nach oben; zum Gipfel, wo das Urböse sich enthüllen wird. Nun aber hebt sich von dieser unwiderstehlichen Bewegung die Gruppe derer ab, die nicht mitkönnen und doch mitmöchten. Es sind die „Stimmen von unten“. Hören wir sie einmal.

Stimmen von unten.

3987 Wir möchten gerne mit in die Höh.
Wir waschen und blank sind wir ganz und gar;
Aber auch ewig unfruchtbar.

Stimme unten.

3996 Nehmt mich mit! Nehmt mich mit!
Ich steige schon dreihundert Jahr,
Und kann den Gipfel nicht erreichen.
Ich wäre gern bei Meinesgleichen.

Halbhexe unten.

4004 Ich tripple nach, so lange Zeit;
Wie sind die andern schon so weit!
Ich hab' zu Hause keine Ruh,
Und komme hier doch nicht dazu.

So viel dürfen wir wohl sicher sagen: Das sind keine echten Blocksberggäste, keine richtigen Hexen. Wir hören hier deutlich menschliche, im Bösen noch unsichere Töne. Wie diese zweifelhaften Stellen im einzelnen zu deuten sind, mag dahingestellt bleiben. In den waschenden, blanken, ewig Unfruchtbaren möchte man Kritiker erkennen; die Stimme des seit 300 Jahren erfolglos zum Gipfel Aufstrebenden ist im Anschluß an andere Stellen in Goethes Dichtung, wo von den dreihundert Jahren seit der Reformation die Rede ist (Weimarer Ausgabe, Zahme Xenien, 3, 686 und 698), auf den Protestantismus bezogen worden; die Halbhexe, die nachtrippelt und sich bangt, wie weit die andern schon sind, habe ich (Goethe-Studien 1, 6) als Vertreterin des Dilettantismus anzusprechen gewagt. Aber wie es sich mit diesen unsicheren Deutungen auch verhalten mag, wir sehen klar eine Intention Goethes, die allerdings nur zu unvollkommener Ausführung gelangt ist: Es sollten hier satirisch gewisse Richtungen im deutschen Geistesleben dargestellt werden, als auch zum Bösen strebend, ohne doch den Anschluß an das determiniert Böse finden zu können. Diese Stimmen aus der Tiefe, aus der Ebene, wo die deutschen Menschen wohnen, sollten den Unterton zu der gewaltigen Fanfare des Bösen bilden. In der

kaum andeutenden Ausführung wirkt diese Partie freilich nur befremdend. Wie so oft im Faustdrama müssen wir durch Wiederaufbau von Goethes ursprünglicher Intention die angestrebte Wirkung für die Phantasie herzustellen suchen.

Aus dem Gesamtbilde lösen sich nun einzelne Figuren und beschäftigen unsere Aufmerksamkeit: Die Trödelhexe, Lilith, die alte und junge Hexe, mit der Faust und Mephisto tanzen. Ich habe früher (Goethe-Studien 1, 7), von der Empfindung geleitet, daß die Gestalt der Trödelhexe aus der allgemeinen Walpurgisnachtsconception sich noch nicht genügend erklärt, in ihr litterarisch-satirische Hintergedanken gesucht. Seit ich aber die Trödelhexe auf dem Walpurgisnachtsbilde von Michael Herr[1]) habe sitzen sehen, weiß ich, daß es sich um einen der Fälle handelt, wo der Maler, durch seine Aufgabe gezwungen, zum Dichter wird und der spätere Kunstpoet ihm nachdichtet. Goethe hat aus diesem Bilde eine Fülle von einzelnen Zügen für die Walpurgisnacht herausgelesen, und auch die Trödelhexe ist eine Dichtung Michael Herrs. Wir sehen auf seinem Bilde (reproduciert in Hirths Kulturgeschichtlichem Bilderbuch, Band 4, Nr. 1743) im Vordergrunde eine Hexe, die auf einem tonnenartigen Untersatz bei einem Talglichte ihren unheimlichen Kram feilbietet. Da sehen wir ein Schwert, von einer abgehauenen Hand umfaßt, einen Todtenkopf, hinter dem ein isolierter Arm in die Höhe greift, ein fötusartiges Figürchen, einen beschriebenen Zettel, auf dem oben ein Kreuz sichtbar ist. Die Alte — sie ist „klug verhüllt", während vor ihrem Kram eine junge Hexe, „nackt und bloß" sitzt — hält einen in den Eihäuten befindlichen Fötus in die Höhe.

In diesem Walpurgisnachtsbilde tauchen nun plötzlich ganz fremdartige Erscheinungen auf: Nicolai als Proktophantasmist, und die Gruppe der alten Herren, Typen der alten, absterbenden Generation in Deutschland. Wir lassen sie vorläufig bei Seite, weil erst weiterhin sich ergiebt, wie diese hier hineinkommen. Dann zieht eine als Servibilis bezeichnete Persönlichkeit einen Vorhang auf — wir lassen wieder einstweilen auf sich beruhen, wer oder was Servibilis ist — und es spielt sich ein aus lauter kurzen Vierzeilern bestehendes Stück ab, in welchem zuerst Oberon und Titania einige undeutliche Hindeutungen geben auf einen zwischen ihnen stattgehabten, jetzt beigelegten Streit, und dann eine Anzahl litterarischer Persönlichkeiten sich unter mehr oder weniger durchsichtigen Masken präsentieren. Außerdem sehen wir noch einige gesellschaftliche oder litterarische

---

[1]) Die Bekanntschaft mit dem Bilde von Michael Herr verdanke ich August Fresenius. Die zusammenhängende Darlegung der mannigfachen Anregungen, die Goethe aus dem Bilde geschöpft hat, bleibt einer andern Gelegenheit vorbehalten.

Typen: die Gewandten, Unbehülflichen und Massiven. Der Vorgang vollzieht sich unter Musikbegleitung, die wie im Concerto drammatico mit den Mitteln des poetischen Wortes dargestellt ist und schließt mit einem zarten Naturbilde. Das Ganze heißt Walpurgisnachtstraum oder Oberons und Titanias goldene Hochzeit — natürlich ein Hinweis auf die Analogie mit dem Sommernachtstraum, in dem ebenfalls Oberon und Titania erscheinen — während Ariel aus dem „Sturm" hierher verpflanzt ist — ohne daß wir durch diese Hindeutung im Verständnisse gefördert würden.

Was hat es nun mit diesem seltsamen Gebilde auf sich? Wir besitzen einige äußere Zeugnisse über seine Entstehung.

1. Tagebuch vom 5. Juni 1797: Nach Tische, Oberons goldene Hochzeit.

2. Schiller an Goethe, den 2. October 1797: „Endlich erhalten Sie den Almanach vollendet . . . Oberons goldene Hochzeit finden Sie nicht in der Sammlung, aus zwei Gründen ließ ich sie weg. Erstlich dachte ich, würde es gut sein, wenn wir aus diesem Almanach schlechterdings alle Stacheln wegließen und eine recht fromme Miene machten, und dann wollte ich nicht, daß die goldene Hochzeit, die noch so vielen Stoff zu einer größeren Ausführung giebt, mit so wenig Strophen abgethan würde. Wir besitzen in ihr einen Schatz für das nächste Jahr, der sich noch sehr weit ausspinnen läßt."

3. Goethe an Schiller, den 20. December 1797: „Oberons goldene Hochzeit haben Sie mit gutem Bedachte weggelassen. Sie ist die Zeit über um das Doppelte an Versen gewachsen, und ich sollte meinen, im Faust müßte sie am besten ihren Platz finden."

Wenn also die Dichtung ursprünglich nicht für die Walpurgisnacht bestimmt war und auch in dem Thema: Oberons und Titanias goldene Hochzeit keinerlei Beziehung auf das Walpurgisnachtstreiben liegt, so sind alle Verse, die sich doch auf das Hexen- und Teufelswesen beziehen, dem ursprünglichen Plane fremd, und wir können den Versuch machen, durch ihre Eliminierung zu der goldenen Hochzeit des Musenalmanachs vorzudringen. Es sind das:

Vers 4279—82 Purist; 4283—86 junge Hexe; 4287—90 Matrone (mit der jungen Hexe zusammengehörig); 4311—14 Musaget; 4315—18 Genius der Zeit; 4323—26 Kranich; 4327—30 Weltkind; 4335—42 Tanzmeister und Fideler (erst 1828 veröffentlicht); 4343—46 Dogmatiker; 4355—58 Supernaturalist; 4359—63 Skeptiker,

und also auch der Idealist und Realist, da die ganze Gruppe der Philosophen untrennbar zusammengehört.

Nach Entfernung dieser späteren Erweiterungen tritt der ursprüngliche Plan einigermaßen deutlich und einheitlich hervor. Wir haben Musik und Tanz auf einem Hochzeitsfest, und der Plan tritt

nun in eine Reihe mit dem Jahrmarktsfest von Plundersweilern und Hanswursts Hochzeit. Weshalb nun aber gerade Oberons und Titanias Hochzeit, weshalb eine goldene Hochzeit, und was hat es mit dem geschlichteten Streit auf sich? Auf diese Fragen kann ich leider nur mit einigen Vermutungen antworten. Wranitzkys Singspiel „Oberon, König der Elfen“, von Goethe 1796 und 1797 auf die Weimarsche Bühne gebracht, kann uns hier nicht fördern. Es hat vielleicht äußerlich dazu beigetragen, Goethes Gedanken auf Shakespeares Oberon und Titania zu richten. Denn an Shakespeare knüpft Goethe sowohl mit der Bezeichnung „Walpurgisnachtstraum“, die natürlich nicht ursprünglich ist, als mit der Einführung von Ariel und Puck an, die beide bei Wranitzky fehlen.

Es ist doch wohl ausgeschlossen, daß Goethe die Anleihe bei Shakespeare gemacht hätte, ohne den so gewonnenen Stoff mit der durch Schillers Brief als ursprünglich bezeugten litterarisch-satirischen Grundidee zu durchdringen und wir haben also diese Verbindung zu suchen. Da bei Goethe Oberon und Titania selbst fast gar nicht charakterisiert sind, so können wir ihr Wesen nur aus dem ihrer Getreuen erschließen, Ariel und Puck.

Ariel bewegt den Sang
In himmlisch reinen Tönen;
Viele Fratzen lockt sein Klang,
Doch lockt er auch die Schönen.

Ariel ist also der Genius edler Poesie.

Kommt der Puck und dreht sich quer
Und schleift den Fuß im Reihen;
Hundert kommen hinterher
Sich auch mit ihm zu freuen.

Da nun Puck sich deutlich neben und gegen Ariel stellt, so haben wir auch ihn litterarisch zu verstehen, er vertritt das Amüsante, Leichte, Unterhaltende in der Poesie. Danach gehören Oberon und Titania auch diesem Kreise an, sie stellen in irgend einer Weise das Schöne, das Geistige vor.

Um nun weiter zu kommen, müssen wir uns unter den Oberon und Titania betreffenden Versen besonders an die halten, die nicht ohne weiteres verständlich sind und also auf Individuelles deuten. Es sind das die Verse:

Wenn sich zweie lieben sollen
Braucht man sie nur zu scheiden.

und

Führt mir nach dem Mittag Sie
Und Ihn an Nordens Ende.

Oberon und Titania stellen also Gegensätze vor. Er hat bisher im Norden geweilt, sie im Süden, und hier soll jetzt ihre Vereinigung vor sich gehen. Diese Vereinigung stellt einen Ausgleich litterarischer Gegensätze vor. Das zeigt Oberons Anrede an die versammelten, dem Litteraturkreise angehörigen Geister:

Seid ihr Geister wo ich bin,
So zeigts in diesen Stunden;
König und die Königin
Sie sind aufs neu verbunden.

Der Gegensatz von Norden und Süden tritt nun in dieser Zeit bei Goethe überaus häufig hervor. An Schiller, den 5. Juli 1797: „Faust ist die Zeit zurückgelegt worden; die nordischen Phantome sind durch die südlichen Reminiscenzen auf einige Zeit zurückgedrängt worden." An Hirt, den 30. Januar 1798: „ich bin für den Moment himmelweit von solchen reinen und edlen Gegenständen entfernt, indem ich meinen Faust zu endigen, mich aber auch zugleich von aller nordischen Barbarei loszusagen wünsche." An Charlotte Schiller, den 14. April 1798: „Vor die schöne, homerische Welt ist gleichfalls ein Vorhang gezogen und die nordischen Gestalten, Faust und Compagnie, haben sich eingeschlichen." An Schiller, den 28. April 1798: „Ebenso will ich meinen Faust noch fertig machen, der seiner nordischen Natur nach ein ungeheures nordisches Publikum finden muß." Abschied:

Und hinterwärts mit allen guten Schatten
Sei auch hinfort der böse Geist gebannt ....
Leb alles wohl was wir hiermit bestatten
Nach Osten sei der sichre Blick gewandt

das heißt nach Griechenland. Es ist derselbe Gegensatz, der vorher als nordsüdlich bezeichnet wurde.

Ein Vierteljahrhundert später lebt dieselbe Anschauung wieder auf. In Fausts Wolkenvision zieht die aus Helenas Gewanden geformte Wolke halb als Gretchen nach Nordwesten, halb als Helena nach Südosten — eine sinnliche Darstellung der im Faust vereinigten nordischen und antiken Elemente.

Norden und Süden bedeutet ihm also zwei verschiedene Welt und Kunstanschauungen, zwei Pole des Menschlichen. Wie er selbst sie bald zu vereinigen suchte, wie in Faust oder in Hermann und Dorothea mit seinem nordischen Inhalte und seiner antiken Form, bald sich dem einen oder andern Pole ausschließlich zuneigte, wie in Götz, Egmont, Werther, Achilleis, Pandora, so wird nun auf diesem litterarischen Feste der Bund gefeiert zwischen dem männlichen und weiblichen Elemente in der Poesie, dem Nordischen und Südlichen, zwischen Germanischem und Romanischem, Romantischem und

Classischem, Sentimentalischem und Naivem, Geist und Form und wie die Formeln alle heißen, in denen der eine große Urgegensatz sich ausprägt. Auch sagengeschichtlich ist Oberon (= Alberon) von nördlich-germanischer, Titania von südlich-antiker Herkunft. Daß die Idee, eine solche Vereinigung als Ehe darzustellen, Goethe nicht fremd war, mögen ein paar verwandte spätere Verse bezeugen.

Sei das Wort die Braut genannt,
Bräutigam der Geist.
Diese Ehe hat erkannt,
Wer Hafisen preist.

Vgl. dazu auch Sprüche zur Kunst (734 bei Löper): „Laßt uns doch vielseitig sein. Märkische Rübchen schmecken gut, am besten mit Kastanien gemischt. Und diese beiden edlen Früchte wachsen weit auseinander".

Nun können wir auch versuchen, die Verse zu verstehen:

Daß die Hochzeit golden sei
Soll'n funfzig Jahr sein vorüber.

Rechnet man vom Jahre 1797 fünfzig Jahre zurück, so kommt man auf den Beginn der großen Zeit in der deutschen Litteratur, und da wir hier ein litterarisches Fest haben, so mag wohl dieser Abschnitt gemeint sein. Während dieses halben Jahrhunderts sind die beiden großen gegensätzlichen Richtungen neben einander hergegangen, auf der einen Seite durch Klopstock, Lessing, Herder, Schiller, auf der andern durch Wieland, Georg Jacobi, Heinse, Goethe vertreten — heute sollen sie einmal ihre ideelle Vereinigung feiern. So ist das Hochzeitsfest zugleich eine Feier von Goethes und Schillers Freundschaftsbund. Eine verwandte Conception haben wir bald danach in Paläophron und Neoterpe, wo Alter und Jugend, beharrende und fortschreitende Menschenart, alte und neue Zeit nach beigelegtem Streit ihre Vereinigung feiern.

So etwa kann man sich die Idee von Oberons und Titanias Hochzeit aus den geringen vorhandenen Andeutungen aufbauen. Wäre der ursprüngliche Hochzeitsplan zu voller Ausführung gelangt, so würden wir natürlich klarer sehen. Daß mit diesen Ausführungen durchweg das Tüpfchen auf dem i getroffen sei, will ich übrigens nicht behaupten.

Wie es sich nun auch damit verhalten mag — auf diesem litterarischen Hochzeitsfeste geht es hoch her. Das Orchester spielt erbärmlich schön, die Musikanten Fliegenschnauze und Mückennase, Frosch und Grille thun ihr Bestes; wenn sie auch nicht Takt halten können, so wird doch wenigstens unablässig gespielt. Ob wir unter dem Kapellmeister Reichardt erkennen dürfen, der als Herausgeber

der Journale Deutschland und Frankreich eine ganze Anzahl von Einzelmusikanten im Takte hielt, mag dahingestellt bleiben. Daß er wirklich Kapellmeister war, könnte die Erfindung, ihn als solchen hier darzustellen, in Gang gebracht haben. Wer von den litterarischen Gästen nicht spielt, der tanzt, jeder so gut oder schlecht, wie er es eben vermag. Wir sehen die Gewandten, die Unbehülflichen, die Irrlichter, aus dem Sumpfe entstanden, aber glänzend und munter anzuschauen (also leichtfertig frivole Schriftsteller wie Kotzebue), die Sternschnuppe, die herrlich im Stern- und Feuerscheine aus der Höhe herschießt, aber gleich darauf quer im Grase liegt. Man denkt an große, aber schnell verpuffende Talente, wie Lenz und Bürger.

Wie der Plan des litterarischen Festes zu stande kam, läßt sich nun wohl verstehen. Die Großen unter den Deutschen sind meistens gewaltige Kämpfer, die unabhängig von den besonderen Zwecken, die sie damit verfolgen, am Kampf als solchem ihre helle Lust finden: Luther, Lessing, Schiller, Goethe, Bismarck. Eben hatte die Bombe der Xenien in das deutsche litterarische Feldlager eingeschlagen. Aber damit war Goethes Kampfeslust noch keineswegs verraucht; schon die Antixenien fachten sie von neuem an, und dann kam noch ein Weiteres hinzu.

Den Künstler Goethe hatte die Formlosigkeit der in Atome auseinanderfallenden, nur hier und da zu geschlossenen Gruppen zusammengefaßten Xenien unbefriedigt gelassen. Er spricht das im Briefe an Schiller vom 30. Juli 1796 aus. Und wie ihm der Einfall zu den Weissagungen des Bakis kommt, ist seine erste Sorge, daß es hiermit nicht ebenso gehen möge. An Schiller, den 27. Januar 1798: „Für den Almanach habe ich einen Einfall, der noch toller ist, als die Xenien; was sagen Sie zu dieser anmaßlich scheinenden Versicherung? Ich communiciere ihn aber nicht anders als unter gewissen Bedingungen, indem ich mir Redaktion dieses abermaligen Anhangs vorbehalte, Ihnen aber zuletzt wie billig die Wahl frei steht, ob Sie ihn aufnehmen wollen oder nicht." Aus dieser Unbefriedigung über die mangelnde künstlerische Gesamtform der Xenien ging nun der Plan zum litterarischen Feste hervor. Wie nahe er dem Jahrmarktsfeste von Plundersweilern steht, ergiebt sich ohne weiteres. Das Hochzeitsmotiv ist eine Erneuerung der Conception von Hanswursts Hochzeit.

Ich sag euch, was die deutsche Welt
Von großen Namen nur enthält,
Kommt alles heut in euer Haus,
Formirt den schönsten Hochzeitsschmaus.

Die Form des Scherzspiels in Vierzeilern schließt sich an einen Einfall Schillers für die Xenien an: „Am Schlusse denke ich geben

wir noch eine Komödie in Epigrammen" (an Goethe, 31. Januar 1796).

Am 4. Februar 1797 schreibt Goethe an Schiller über ein Opus des Malers Müller: „Leider vergleicht es sich ganz richtig mit einem Geist, der nothgedrungen spricht, nur äußert er sich nicht so leicht und luftig wie Ariel." Damals war also schon der Plan zwischen ihnen besprochen. Die Stelle wirft zugleich etwas Licht auf die Gestalt des Ariel im ursprünglichen Hochzeitsfest. Als Genius der Poesie wäre er mit seinen Schwingen leicht und luftig, edel und anmutig durch das Treiben der plumpen Gäste geglitten. Von diesen Intentionen ist dann viel später dem Knaben Lenker im Maskenfeste des zweiten Teils etwas zu gute gekommen. Puck hätte dagegen munter den Gästen vorgetanzt.

In diesem Hochzeitsfeste hatte sich Goethe nun eine vollkommene, künstlerisch geschlossene Form für eine mehr lächelnde, als scharf satirische Darstellung des deutschen Litteraturtreibens geschaffen. In den Eingangsversen macht der Theatermeister seine Verbeugung. Auf Dekorationen verzichtet das leichte Scherzspiel:

Alter Berg und feuchtes Thal,
Das ist die ganze Scene!

Daß die Verse zum alten Bestande gehören, ergiebt sich aus dem Fehlen jeder Hindeutung auf die Walpurgisnacht und aus der Kennzeichnung des Lokals. „Feuchtes Thal" — das ist ja mit dem Blocksberg ganz unvereinbar. Miedings wackere Söhne hätten das litterarische Hochzeitsfest passend eröffnet; auf dem Blocksberg nehmen sie sich jetzt etwas wunderlich aus. Nun entwickelt sich das wimmelnde Treiben der Hochzeitsgäste um Oberons und Titanias Thron. Sie stellen ihr Wesen dar, entweder, indem sie sich an Oberon wenden (Neugieriger; Reisender; Orthodox. Bei letzterem enthält das Wort „Teufel" keine Beziehung auf den Blocksberg) oder wenn sie, wie es der tolle Tanz eben mit sich bringt, für einen Augenblick in den Vordergrund geraten (Die Gewandten, Irrlichter, Sternschnuppe, Die Massiven). Ariel und Puck gleiten dazwischen hindurch, der eine hold anmutig, der andere munter mit den Gästen scherzend. Spielt das Orchester: Tutti fortissimo, so müssen wir versuchen, uns auszumalen, was Goethe empfand, wenn er auf das deutsche litterarische Gesamtconcert horchte. Das Beste muß die Phantasie zum Wiederaufbau des bunten Bildes thun. Alle individuelle Satire hätte sich in Harmonie aufgelöst durch die optimistische Grundidee von der Vereinigung der nord-südlichen Gegensätze der Darstellung des Schönen, wie sie in Oberons und Titanias Hochzeit sich ausprägt, falls es mir gelungen ist, die

geringen Andeutungen zu verstehen, die wir darüber haben. Die milde Grundstimmung des Hochzeitsfestes tritt noch jetzt in den Worten zu Tage, mit denen Ariel sich in sein ätherisches Reich hinaufschwingt:

> Gab die liebende Natur
> Gab der Geist euch Flügel,
> Folget meiner leichten Spur
> Auf zum Rosenhügel!

Die Verse stehen am Schlusse, für den sie auch von vornherein bestimmt waren und enthalten die noch jetzt erkennbare alte Intention für den Abschluß des Hochzeitsfestes: Oberon und Titania schweben in seliger Vereinigung empor, Ariel schwingt sich ihnen nach und fordert von den Gästen zur Nachfolge auf, wen die Flügel ins Land der Schönheit tragen. Die andern mögen eben, von Hunger und Eitelkeit getrieben, unten weiter tanzen und musicieren, wie sie können. Die Schlußapotheose ist nur für Ariel bezeugt, aber die Gesetze eines solchen poetischen Organismus fordern die Ergänzung für Oberon und Titania. Sie können am Schlusse nicht im Kreise der Litteraten verweilen, während Ariel sich hinaufschwingt. Solche luftigen Gäste aus einer bessern Welt können wohl für die kurze Dauer eines phantastischen Spieles hier unten erscheinen — am Schlusse entschweben sie wieder. So ist es auch mit Pandora und mit der „Wahrheit" in der Zueignung.

Das wären die — freilich schwankenden — Umrißlinien des litterarischen Hochzeitsfestes. Mit der Einführung des gar nicht hierher gehörigen Hexen- und Teufelmotivs ist dann der ursprüngliche Plan fast bis zur Unkenntlichkeit verdunkelt worden.

Dafür schuf sich nun Goethe ein neues Gefäß für seine schelmischen Intentionen. War das Hochzeitsfest durch die Versetzung auf den Brocken verdorben worden, so ließ sich die Teufelssphäre, richtig benutzt, vielleicht gerade zur Verwirklichung der litterarisch-satirischen Pläne verwerten. In der That hat Goethe nach dem Verzicht auf den vollen Hochzeitsplan einen neuen grandiosen Einfall — er citiert seine Gegner vor des Satans Thron! Um diesem Plane zu folgen, nehmen wir nun von der ausgeführten Walpurgisnacht Abschied und halten uns an das unmittelbar anschließende Schema in Paralipomenon 48:

> Nach dem Intermezz — Einsamkeit, Öde — Trompeten Stöße, Blitze, Donner von oben — Feuersäulen, Rauch Qualm. — Fels der daraus hervor ragt. — Ist der Satan — Großes Volck umher. — Versäumniß — Mittel durchzudringen. — Schaden. — Geschrey — Lied. —
>
> Sie stehen im nächsten Kreise. — Man kanns für Hitze kaum aushalten. — Wer zunächst im Kreise steht. — Satans Rede pp Präsentationen. — Beleihungen.

Mitternacht. — Versinken der Erscheinung — Volcan. — Unordentliches Auseinanderströmen. — Brechen und Stürmen.

Das Intermezzo ist also vorüber, „alles ist zerstoben", die Scene leer. Nach dem bunten Treiben herrscht tiefe Stille. Da erklingen plötzlich langgezogene, gewaltige Trompetenstöße, Blitze zucken und Donner rollen von oben, und aus der Erde schießen riesige Feuersäulen, von Rauch und Qualm eingehüllt. Inmitten des Feuers gewahren wir etwas Riesenhaftes, Unförmliches, wie einen Fels, der daraus hervorragt. Es ist der Satan, der, umgeben von seinem Hofstaate, aus der Hölle heraufgefahren ist. Von allen Seiten strömt Volk herbei. Faust und Mephisto haben versäumt, rechtzeitig zur Stelle zu sein, so daß Mephisto ein besonderes Mittel anwenden muß, um durchzudringen. Gewiß etwas ganz Eigenartiges, da Goethe es im Schema besonders vermerkt. Sind es vielleicht die „leuchtenden Finger des Mephisto" (Paralipomenon 31)? Er würde dann also nach beiden Seiten Flammen verspritzend — wie Plutus im Maskenfeste — hindurchdringen. Jedenfalls kommen bei diesem Durchdringen einige aus der Menge zu Schaden, es entsteht wüstes Geschrei, das von einem Chorliede der Menge übertönt wird. Das Lied besitzen wir nicht; die späteren Chorlieder während der Satansrede können uns von Ton und Art dieses einleitenden Liedes eine Vorstellung geben. Inzwischen sind Faust und Mephisto durch die Menge hindurch in den innersten Kreis gelangt und halten dort Stand trotz der furchtbaren Glut, die von dem Feuerkoloß ausströmt. Das Schema sagt nun: „Wer zunächst im Kreise steht."[1] Wir werden das weiterhin selbst sehen — es sind eine Anzahl deutscher Schriftsteller. Nun öffnet der Koloß die Lippen, um mit weithin schallender Stimme die versammelten Heerscharen anzureden, die in der verrufenen Nacht sich zu seiner Huldigung eingefunden haben. Seine Rede ist „von Herzen unanständig". Hexen und Menschen und alle erschaffenen Lebewesen zerfallen ihm in die zwei großen Gruppen der Böcke und Ziegen, die einander nicht entbehren können. Wir erinnern uns der Verse:

> Ward eines Menschen Geist in seinem hohen Streben
> Von deines Gleichen je erfaßt? . . . .

und

> Dein widrig Wesen, bitter scharf
> Was weiß es, was der Mensch bedarf.

Satan nun bietet der Menge, was sie in seinem Sinne bedarf. So haben wir den allgemeinen Untergrund aller Existenz in Walpurgis-

[1] Ebenso Paralipomenon 50: „nächste Umgebung Massen Gruppen."

nachtsbeleuchtung.[1]) Während der von den Chorgesängen der entzückten Menge unterbrochenen Satansrede hat Mephisto, der hier in seinem Elemente ist, sein Privatspäßchen mit dem jungen Mädchen, dem der Herr dort „so kurios“ spricht. Und nun erfolgt etwas ganz Merkwürdiges. „Einzelne Audienzen“. Der Ceremonienmeister führt die hier zu erscheinen Gewürdigten ein. Wir lernen nur Einen aus ihrer Reihe kennen, Herrn X. Er erweist dem Satan den bekannten Akt entsagungsvoller Huldigung und wird dafür mit Millionen Seelen belehnt. Wer ist nun X? Witkowski (Die Walpurgisnacht, Leipzig 1894) sieht hier das Kriechen der ehemaligen Revolutionäre vor Napoleon dargestellt. Aber einmal ist X ein Buchstabe, der gewöhnlich einen aus Gründen nicht mitzuteilenden Namen vertritt. Ferner war Napoleon um 1800 noch in seinen Anfängen, und es ist mir nicht bekannt, daß Deutsche von Bedeutung — um solche müßte es sich doch handeln — ihm damals schon in übertriebener Weise gehuldigt hätten. Es wäre auch schwer zu verstehen, weshalb der nach Witkowski hier dargestellte typische Schmeichler den Gegenstand seiner Huldigung im selben Atemzuge einen Tyrannen nennt. Und wie sollte Goethe bei seinen bekannten Anschauungen über Napoleon ihn als Satan darstellen und ihm Unflätereien in den Mund legen?

Witkowski hat mit seiner Vermutung viel zu hoch gegriffen. X ist kein Weltherrscher, sondern nur ein kleiner Litterat, nämlich Johann Friedrich Reichardt. In den ihm gewidmeten 61 Xenien ist er immer wieder in vier Qualitäten aufgefaßt und verspottet: als Freiheitsapostel, Demokrat, Tyrannenhasser und Schmeichler. Als Freiheitsapostel erscheint er in den folgenden Xenien (die Nummern nach der Ausgabe der Goethe-Gesellschaft):

27. Haltet ihr denn den Deutschen so dumm, ihr Freiheitsapostel?
Jeglicher sieht: euch ists nur um die Herrschaft zu thun.

32. Heilige Freiheit! Erhabener Trieb der Menschen zum Bessern!
Wahrlich, du konntest dich nicht schlechter mit Priestern versehn.

37. Freiheits Priester! Ihr habt die Göttin niemals gesehen;
Denn mit knirschendem Zahn zeigt sich die Göttliche nicht.

678. Freiheit ist ein herrlicher Schmuck, der schönste von allen,
Und doch steht er, wir sehn's, wahrlich nicht jeglichem an.

---

[1]) Zu Satans:

Seid reinlich bei Tage
Und säuisch bey Nacht

vgl. Bürger, Die beiden Liebenden:

Die Wollust ist sie in der Nacht,
Die holde Sittsamkeit bei Tage.

Als Demokrat:

24. Aristokratische Hunde sie knurren auf Bettler, ein ächter
Demokratischer Spitz klafft nach dem seidenen Strumpf.

25. Aristokraten mögen noch gehn, ihr Stolz ist doch höflich,
Aber du löbliches Volk bist so voll Hochmuth und grob.

45. Bald ist die Menge gesättigt von demokratischem Futter,
Und ich wette, du steckst irgend ein anderes auf.

679. Ha! nun haben wir euch Aristokraten! es soll euch
Uebel ergehen, es liest euch nun halb Deutschland nicht mehr.

Als Tyrannenhasser:

712. Einen Tyrannen zu hassen vermögen auch knechtische Seelen,
Nur wer die Tyrannei hasset, ist edel und groß.

Als Schmeichler:

29. Was in Frankreich vorbei ist, das spielen Deutsche noch immer,
Denn der stolzeste Mann schmeichelt dem Pöbel und kriecht.

31. Schmeichelt der Menge nur immer! Der Paroxismus verschwindet,
Und sie lacht euch zuletzt, wie nun wir einzelnen aus.

53. Ist das Knie nur geschmeidig, so darf die Zunge schon lästern,
Was darf der nicht begehn, der sich zu kriechen nicht schämt!

54. Was du mit Beißen verdorben, das bringst du mit Schmeicheln ins Gleiche,
Recht so! auf hündische Art zahlst du die hündische Schuld.

108. Aber jetzt kömmt ein böses Insekt, aus dem giftigen Frankreich.
Schmeichelnd naht es, ihr habt, flieht ihr nicht eilig, den Stich.

706. Mögt ihr die schlechten Regenten mit strengen Worten verfolgen,
Aber schmeichelt doch auch schlechten Autoren nicht mehr.

Der Freiheitsapostel, Demokrat und Tyrannenhasser sind an sich noch nicht für Reichardt allein kennzeichnend, das würde z. B. auch für Forster gelten; aber die ungewöhnliche Verbindung dieser Eigenschaften mit der des Schmeichlers ist ganz individuell und findet sich sonst bei Keinem der in den Xenien Verspotteten. Diese vier besonderen Merkmale, die zusammen Reichardts Steckbrief im Goethe-Schillerkreise ausmachen, sind nun kunstvoll hineinkomprimiert in die Huldigung des Herrn X:

und kann ich wie ich bat
Mich unumschränkt in diesem Reiche schauen
So küß ich, bin ich gleich von Haus aus Demokrat,
Dir doch, Tyrann, voll Dankbarkeit die Klauen.

Da haben wir also auf dem engsten Raume den Freiheitsapostel, Demokraten, Tyrannenhasser und Schmeichler. Bei harmlosem Lesen wirken die Verse durch die harte Aneinanderfügung der verschiedenen

Motive ein wenig befremdend; begreift man nun ihre Entstehung, so zeigt sich die große Kunst — allerdings auch Künstlichkeit — ihrer Komposition. Außer der Beleihung mit Millionen Seelen erhält nun Reichardt aus des Satans Munde die Zusicherung, daß es ihm auch in Zukunft nie an Schmeichelphrasen fehlen solle. Weshalb er gerade so sein Wesen darzustellen gewürdigt wird, ist leicht zu verstehen. Der Kuß auf des Satans posteriora war durch die Überlieferung gegeben; er fand sich in verschiedenen von Goethe für die Walpurgisnacht benutzten Werken und Kupferstichen, z. B. in Erasmus Franciscis neu poliertem Geschichts-, Kunst- und Sittenspiegel (S. 125) und in dem Titelbilde von Praetorius' Blockes-Berges-Verrichtung. Die Gruppe nun, wie Reichardt ein Äußerstes an Selbsterniedrigung leistet, findet sich schon ein wenig vorgebildet in dem Xenion:

> Ist das Knie nur geschmeidig, so darf die Zunge schon lästern.
> Was darf der nicht begehn, der sich zu kriechen nicht schämt.

Reichardt hatte bekanntlich die Invektiven der Xenien mit schweren Injurien gegen Schiller erwidert und Goethe erreichte nur durch geschicktes Retardieren, daß eine von Schiller in der ersten Hitze zu Papier gebrachte Entgegnung ungedruckt blieb. So erklärt es sich, daß Reichardt hier wieder allen voran erscheint.

Damit haben wir nun also Sinn und Bedeutung der Satansscene überhaupt, der „Präsentationen und Beleihungen“. Die Satansscene ist ein Gefäß litterarischer Satire.

Goethe wollte natürlich nicht bloß um des einen Reichardt willen den Satan aus der Hölle heraufbemühen, und es heißt ja auch „Präsentationen“ im Plural. Wer war also weiter gewürdigt, hier zu erscheinen? Einen Namen darf man wohl unbedenklich sogleich nennen: Nicolai durfte hier nicht fehlen. Er ist die einzige litterarische Figur in der ausgeführten Walpurgisnacht außerhalb des Intermezzos, und überhaupt der Einzige unter allen litterarischen Masken, der als freie, dramatische, unter dem Hexentreiben sich bewegende Figur erscheint. Das kann nach der Anlage des Ganzen nicht von vornherein beabsichtigt gewesen sein. Die Wirklichkeit des Walpurgisnachtstreibens wird durch die Einführung eines in Berlin wohnhaften Mannes empfindlich beeinträchtigt. Solch ein Verzicht auf das Höchste kommt bei Goethe immer erst im Wege schließlicher Resignation zu stande. Nicolai sollte vielmehr hier vor des Satans Thron seine Methode zur Beseitigung von Phantasmen explicieren, und es ist behaglich, sich die komische Wirkung auszumalen, wenn er dem Teufel ins Angesicht seine Aufklärungsbestrebungen gerühmt hätte. Aus seinem Proteste gegen Geistesdespotismus hören wir noch jetzt das Despotenmotiv heraus, auf das die ganze Satansscene gestellt war. Die an-

deren Präsentierten huldigen dem Despoten, der freie Aufklärer verweigert die Huldigung. Die zwei Verse:

> Den Geistesdespotismus leid ich nicht
> Mein Geist kann ihn nicht exercieren

stellen den Keim und die erste Formulierung von Nicolais Erscheinen vor dem Satan vor. Sie finden sich völlig isoliert überliefert (Paralipomenon 51), gerade wie die beiden unten folgenden Verse, die ebenfalls den ersten nicht weiter gediehenen Ansatz zu einer anderen Satanshuldigung enthalten. In der jetzigen Umgebung ist der Protest gegen Geistesdespotismus nicht einmal recht motiviert; Nicolai macht den Geistern ja nur zum Vorwurf, daß sie unbekümmert um alle Aufklärung existieren und tanzen. An dieser Inkongruenz verrät sich noch jetzt die nachträgliche Verpflanzung des Proktophantasmisten. Auch das Vorstellungsbild in Tiecks Vision: Das jüngste Gericht (Poetisches Journal, Jena 1800, S. 234 f.), woraus Goethe die Anregung für den Proktophantasmisten erhielt, weist hierher. In der Satansscene hätte er dem Satan ins Angesicht dessen Existenz geleugnet und die Huldigung verweigert. Ob er am Ende gar, da doch einmal des Satans Hinterteil zum poetischen Objekt geworden war, dem Satan seine Blutegelmethode angepriesen hätte als bestes Mittel, sich im Sinne der Aufklärung von seiner eigenen Unwirklichkeit zu überzeugen, das mag dahingestellt bleiben.

Nun naht sich dem Throne ein neuer Gast. Von ihm heißt es (Paralipomenon 41 und 62):

> Ein Mensch, der von sich spricht und schreibt,
> Wie einst ein Biograph von ihm geschrieben hätte.
>
> Er heißt sogar der Große
> Und doch ist ein Gedicht nur unvernünftigre Prose.

Der Unglückliche verteidigt sich (Paralipomenon 39):

> Ich wäre nicht so arm an Witz
> Wär ich nur nicht so arm an Reimen.

Es ist Klopstock, der in seiner 1798 erschienenen neuen Odenausgabe von sich sagt:

> Die Erhebung der Sprache,
> Ihr gewählterer Schall,
> Bewegterer, edlerer Gang
> Darstellung, die innerste Kraft der Dichtkunst ....
>
> Haben mein Maal errichtet. Nun steht es da
> Und spottet der Zeit, und spottet
> Ewig gewähnter Maale,
> Welche schon jetzt dem Auge, das sieht, Trümmern sind.

Er spricht und schreibt von sich „wie einst ein Biograph von ihm geschrieben hätte“. Daß mit der Bezeichnung als unvernünftigre Prose den Oden Klopstocks aus den neunziger Jahren kein Unrecht geschieht, wird der zugeben, der sie ernstlich zu lesen versucht hat. Der Hinweis auf die Armut an Reimen würde allein schon hinreichen, den Unbekannten für Klopstock zu erklären. In der mir vorliegenden Göschenschen Gesamtausgabe seiner Werke finde ich überhaupt keinen einzigen Reim. Und nun die drollige Erwiderung des Angegriffenen, der unter der Form der Verteidigung die Beschuldigungen bestätigt! Ein strenges, aber nicht unverdientes Gericht ergeht hier aus des Satans Munde über den seit langem ohnmächtig abseits grollenden Gegner Goethes.

Aus der Selbsterniedrigung und Huldigung eines Unbekannten vor dem Throne des Satans besitzen wir zwei Verse:

Ein Tritt von seinem Fuße
Aufs Haupt ist meine Krone.

Man könnte an Böttiger denken, dessen kriechend dienstfertiger Art diese Darstellung wohl entsprechen würde. In der Ehrenpforte läßt Wilhelm Schlegel ihn sagen: „Wem ich mich einmal widme, der kann auf meine Devotion zählen.“ So möchte ich ihn denn auch im Servibilis vermuten, den es dilettiert, den Vorhang aufzuziehen. Er befaßte sich dilettantisch viel mit dem Theaterwesen, schrieb außer Abhandlungen über die antiken Theaterverhältnisse auch ein Buch über Iffland als Schauspieler, das Goethe mißfiel (an Schiller, 14. November 1796), recensierte im Jornal des Luxus und der Moden die Weimarer Aufführungen und stand als eifriger Theaterfreund mit vielen Theaterleitern und Schauspielern in persönlichem und brieflichem Verkehr. Vielleicht war Servibilis ursprünglich sein Maskenname bei der Satanshuldigung, wie ja auch Reichardt statt des X einen Maskennamen bekommen hätte und Nicolai und Campe solche wirklich führen. Zwingend sind diese Vermutungen natürlich nicht.

Nachdem er seinen Fußtritt vom Satan empfangen und sich dieser Huld dankbar berühmt hat, zieht sich unser servibler Freund — mag es nun Böttiger sein oder ein anderer — in den Kreis der Umstehenden zurück und es treten zwei neue Huldigende vor. Den ersten begrüßt der Satan aufs freundlichste.

Der liebe Sänger
Von Hameln auch mein alter Freund
Der Vielbeliebte Rattenfänger.
Wie gehts.

Rattenfänger von Hameln.

recht wohl zu dienen
Ich bin ein wohl genährter Mann

Patron von zwölf Philantropinen
Daneben
Schreibe eine Kinder Bibliothek.

(Satan? Mephisto?)

Wegen Papierner Flügel bekannt
Sieht euch auch hier ein jeder an
Ein paar Löcher sind hinein gebrannt
Das haben die verfluchten Xenien gethan.

Musaget.

Ich folge
Als Musen anzuführen.

Die Verse stellen einen ersten noch unvollkommenen Entwurf für das Erscheinen von Campe[1]) und Hennings vor dem Satan vor.

[1]) Gegen die Einfügung der Campeverse in die Satansscene scheint Paralipomenon 31 zu sprechen:

> Aufmunterung zu Walp. Nacht. Daselbst. Frauen über die Stücke. Männer über das L'homber. Rattenfänger von Hameln. Hexe aus der Küche.

Danach gehörte also der Rattenfänger in die eigentliche Walpurgisnacht und vor das auf demselben Blatte gleich darauf erwähnte Intermezzo. Aber wie soll man sich Campe isoliert in der Walpurgisnacht vorstellen? Der Rattenfänger von Hameln stellt hier vielmehr die wirkliche nordisch-mythische Figur ohne litterarisch-satirische Hintergedanken vor. Dafür spricht auch die Zusammenordnung mit der Hexe aus der Küche. Die Anregung, ihn hier einzuführen, erhielt Goethe aus dem Anthropodemus Plutonicus (vgl. Paralipomenon 29), und der Rattenfänger der Sage hätte sich ja vortrefflich dem Walpurgisnachtstreiben eingefügt. Aus dieser ursprünglichen und nicht verwirklichten Intention ist dann später die Anregung geflossen, dem Herausgeber der Kinderbibliothek diesen Maskennamen beizulegen. — Die „Aufmunterung zu Walpurgis Nacht" bedeutet keinen selbständigen Prolog, sondern es sind damit die Verse 3835—3934 gemeint, in denen wir Faust und Mephisto hinaufklimmen sehen, und in denen die mannigfachen, das ungeheure Schauspiel vorbereitenden Erscheinungen dargestellt sind: die Irrlichter, Glühwürmer, Mäuseschaaren, das unheimliche Treiben der Nachtvögel, das Aufglühen der Erzadern im Berggestein. Diese Partie hat Goethe auch in dem Inscenierungsschema von 1812 (Weimarer Ausgabe 14, 316) als eine besondere Scene „Felsen Gegend" von dem eigentlichen „Blocksberg" unterschieden. — Die Hexe aus der Küche haben wir nach Erich Schmidts plausibler Vermutung in der alten Hexe zu erkennen, mit der Mephisto tanzt. Die Identität der beiden würdigen Damen sollte ursprünglich deutlicher herauskommen. — Ueberaus befremdlich erscheint die Notiz „Frauen über die Stücke. Männer über das L'homber". Die hier zu Grunde liegenden gesellschaftlichen Verhältnisse in Weimar habe ich (Goethe-Studien 2, 111) durch Zusammentragung einer Anzahl von Briefstellen zu erläutern gesucht. Es fragt sich nun weiter: Wer sind die „Männer" und „Frauen", von denen hier die Rede ist? Da an die Einführung menschlicher Männer und Frauen in die Walpurgisnacht nicht zu denken ist, so bleiben nur die Chöre der Hexenmeister und Hexen. In diesen Chören sollten sich also menschliche Verhältnisse satirisch spiegeln. In der That kann ja auch die Volksphantasie in der Ausmalung des Walpurgisnachtstreibens nichts anderes hervorbringen als eben die menschlichen Leidenschaften

Die Schlußworte des Musageten erweiterte Goethe nach dem Verzicht auf die Satansscene zu einem Intermezzoepigramm.

Campe war ebenso wie Klopstock ein inzwischen etwas enttäuschter Schwärmer für die französische Revolution. Einem von ihnen oder auch einer dritten nicht mehr zu ermittelnden Persönlichkeit von ähnlichen Anschauungen gehört das Paralipomenon 38:

Bestünde nur die Weisheit mit der Jugend
Und Republiken ohne Tugend
So wär die Welt dem höchsten Ziele nah.

Der Satan oder Mephisto hat die „verfluchten Xenien“ erwähnt. Sie sind nicht weit.

Als Insekten sind wir da
Mit kleinen scharfen Scheeren,
Satan, unsern Herrn Papa
Nach Würden zu verehren.

Die Verse stehen jetzt freilich im Intermezzo, aber dort sind sie (oder ihr Motiv) wie die Verse des Musageten erst nach der Aufgabe des großen Satansplanes untergebracht worden. Sie enthalten das Motiv unserer Huldigungsscene, auf die auch schon das Wort „Satan“ hinweist. Vom Satan ist weder in der eigentlichen Walpurgisnacht, noch im Intermezzo die Rede, nur von Teufeln. Von den Versen, die für diese Verehrung des Satans durch die Xenien bestimmt waren, besitzen wir ein kleines Bruchstück. Paralipomenon 35:

Ihr Leben ist ein bloser Zeitvertreib
Zwey lange Beine, keinen Leib.

Ich hatte schon früher (Goethe-Studien 1, 23) die Vermutung aufgestellt, daß es sich nicht um den Irrwisch handelt, wie die Weimarer Ausgabe annimmt, sondern um die Xenien, und zwar wegen des sich gleich anschließenden „Sie kiken“ (thüringisch = stechen). Die zwei langen Beine sind dann der Hexameter und der Pentameter, einen weiteren Leib haben die dünnen Geschöpfe nicht. Dazu stimmt auch die verwandte Kennzeichnung in Xenion 464:

Gefiedert wie ihr, dünnleibig und luftig
Seele mehr als Gebein, wischt ihr als Schatten hindurch.

---

und Vergnügungen. „Man tanzt, man schwatzt, man kocht, man trinkt, man liebt.“ Die Hexen und Hexenmeister werden dem Dichter zu satirisch genommenen Typen der menschlichen Frauen und Männer. Aus dieser Intention stammen die Verse 3978—85.

Denn geht es zu des Bösen Haus
Das Weib hat tausend Schritt voraus ...
Doch wie sie sich auch eilen kann,
Mit einem Sprunge macht's der Mann.

In unserer seltsamen Notiz haben wir dann also die Spur von Versuchen Goethes, den Spielteufel in dieses Bild einzufügen, das Kartenspiel der Männer und die Theaterleidenschaft der Frauen in Walpurgisnachtsbeleuchtung zu zeigen.

Diese Vermutung hat sich nun bestätigt. Es folgen nämlich nach der Weimarer Ausgabe einige unleserliche Worte über „jetzigen Unfug in Deutschland". Diese Worte haben sich nun doch noch lesen lassen, es sind zwei rudimentäre Verse:

Der Unfug den sie jetzt
in Deutschland angerichtet.

Also unzweifelhaft die Xenien, und das ganze Paralipomenon fügt sich ohne weiteres in die Huldigung der Xenien ein. Um hier überhaupt erscheinen zu können, mußten sie eine sinnliche Gestalt annehmen — sie nahen sich also dem Throne als Insekten von bühnengerechter Größe wie die Wespen des Aristophanes. Sie haben auch Flügel, wenn auch nur kleine. Paralipomenon 37:

Und selbst die allerkürzten Flügel
Sind doch ein herrliches Organ.

Satan hätte ihnen natürlich seinen väterlichen Segen erteilt und sie mit einer besonders auszeichnenden Beleihung bedacht.

Von unten her versucht jemand auf allen Vieren kriechend zum Gipfel zu gelangen, auf dem der Satan die Huldigungen entgegennimmt. Paralipomenon 36:

Vier Beine lieb ich mir zu sichrem Stand und Lauf
Er klettert stets und kommt doch nicht hinauf.

Hier malt sich nicht nur das fruchtlose Mühen eines gering Begabten, sondern zugleich auch ganz sinnlich sein Emporklettern auf allen Vieren, denn dieser komische Zug der körperlichen Erniedrigung vor dem Satan geht durch die Huldigungen hindurch: Reichardts Kuß auf die posteriora des Satans und der Fußtritt, den ein Unbekannter beglückt als die schönste Krone von ihm entgegennimmt. Von den im Schema angedeuteten Beleihungen kennen wir nur zwei: Eben diesen Fußtritt und die Millionen Seelen, mit denen Reichardt als getreuer Vasall bedacht wird.

Wieder ein neuer Gast, zu dessen Benennung die gegebenen Merkmale nicht hinreichen, präsentiert sich in Paralipomenon 42:

Nur Hunger schärft den Geist der subalternen Wesen.
Ein sattes Thier ist gräßlich dumm.

Und mein Verdienst worauf ich stolz bin
Ich schlepp es nicht am Hintern hinten nach.

Und ebensowenig läßt sich über die lärmenden Gesellen des Paralipomenon 44 nähere Auskunft geben:

Musick nur her und wärs ein Dudelsack
Wir haben wie manche edle Gesellen
Viel Appetit und wenig Geschmack.

Gästen von dieser Qualität widmet dann der Satan oder Mephisto die summarische Kritik (Paralipomenon 43):

> Was an dem Lumpenpack mich noch am meisten freut
> Ist daß es wechselsweis von Herzen sich verachtet.

Die Motive dieser beiden Satansscenenparalipomena hat Goethe in den zwanziger Jahren zu ein paar in die Faustausgabe von 1828 nachträglich eingefügten Intermezzoversen zusammengefaßt:

> Das haßt sich schwer das Lumpenpack
> Und gäb sich gern das Restchen;
> Es eint sie hier der Dudelsack
> Wie Orpheus Leier die Bestjen.

Der hier unternommene Versuch, das Bild der Satansscene wiederaufzubauen, findet ja seine Schranken an dem skizzen- und trümmerhaften Zustande des vorhandenen Materials, und es ist ganz möglich, daß ich eine oder die andere dieser Linien verzeichnet habe. Aber wir sehen doch, was Goethe gewollt hat. Der Einfall, die Gegner vor des Satans Thron durch den Ceremonienmeister einführen zu lassen, damit sie dort huldigend ihr Wesen darstellen, die Beleihungen, die infernalische Kritik, die der Satan und wohl auch Mephisto an den Unglücklichen üben — das alles ist von überwältigender komischer Kraft. Goethe tritt hier als ein völlig Ebenbürtiger an Aristophanes' Seite. Ihm schwebte ein komisches Inferno vor, ein ungeheures satirisches Nachtstück, fratzenhaft und großartig, dem Übermute des Momentes dienend und doch ein dauerndes Kunstwerk. Ein solches wundersames Gebilde hätte sich der Faustdichtung wohl eingefügt, die nach ihrer Eigenart alles groß Angelegte in sich aufzulösen vermag. Die Möglichkeit solcher litterarisch-satirischer Exkurse im Faustdrama ist schon zu einer Zeit empfunden worden, wo von diesen Dingen noch keine Rede war. Nicolai an Zimmermann 15. April 1775: „Man droht von Frankfurt aus mit mehrern, unter andern, daß Goethe mich in seinem Doctor Faust wie ich leibte und lebte aufstellen wollte."

Schon mehrfach war von Verschiebungen die Rede, die bei der Redaktion der Walpurgisnacht stattgefunden haben. Es sind Bestandteile der aufgegebenen Satansscene sowohl in der eigentlichen Walpurgisnacht untergebracht worden (Nicolai; der Hexenchor Vers 3956 ff.) als im Intermezzo (Musaget; Xenien). Nun enthält die Walpurgisnacht noch weitere verdächtige Elemente, vor allem die Gruppe der alten Herren (General, Minister, Parvenu, Autor), die deutlich einen ganz fremdartigen Einschub vorstellt. Man gewöhnt sich im Faustdrama durch die lange Vertrautheit an manches Seltsame, aber hier stutzt man immer wieder. Die Verse tragen aber

auch nicht die Kennzeichen der Satansscene, denn die dahin gehörigen Entwürfe erkennt man daran, daß sie aus der Selbstpräsentation (eventuell wie bei Campe aus der Begrüßung durch den Satan) oder der Kritik, die an den Gästen geübt wird, oder aus beiden Elementen bestehen. Wir haben Präsentation und Kritik in Paralipomenon 50 (Reichardt), Paralipomenon 42 (Unbekannter) Vers 4303—4306, Paralipomenon 35 und 37 (Xenien). Nur Selbstpräsentation in Paralipomenon 40 (Hennings), Paralipomenon 44 (Unbekannte) und in dem Fußtrittparalipomenon (Böttiger?). Nur Kritik in Paralipomenon 36 (Unbekannter) und Paralipomenon 43 (Unbekannte). Begrüßung und Selbstpräsentation in Paralipomenon 40 (Campe). Von diesem Schema weichen die alten Herren deutlich ab. Eher könnten sie dem ursprünglichen Hochzeitsplan angehören, wo ja das Geistesleben des verflossenen halben Jahrhunderts in Individuen und Typen sich darstellen sollte. Wie die Gestalten des Hochzeitsfestes präsentiert sich ein jeder der alten Herren in einem Vierzeiler, nur daß die Verse vier oder fünf Hebungen haben, während die Intermezzoverse durchgängig aus vier Hebungen bestehen. Aber das könnte durch leichte Änderungen zur Anpassung an die jetzige Umgebung bewirkt sein.

Ein weiterer seltsamer Bestandteil der eigentlichen Walpurgisnacht sind die Stimmen aus der Tiefe mit ihren im einzelnen schwer verständlichen Beziehungen auf das deutsche Geistesleben. Sie streben alle nach dem Gipfel, wo nach Paralipomenon 50 (Gipfel, Nacht, Feuer, Koloß) der Satan thront. Vers 3987 Wir möchten gerne mit in die Höh. 3998 Und kann den Gipfel nicht erreichen. 4003 Ich tripple nach so lange Zeit; wie sind die andern schon so weit. Sie waren bestimmt, die Verbindung zwischen der eigentlichen Walpurgisnacht und der Satansscene herzustellen. Denselben Zweck dient auch

> Vers 4012: Und wenn wir um den Gipfel ziehn
> Vers 3959: Herr Urian sitzt oben auf.

und Fausts Worte:

> Doch droben möcht ich lieber sein!
> Schon seh ich Gluth und Wirbelrauch.
> Dort strömt die Menge zu dem Bösen;
> Da muß sich manches Räthsel lösen.

Dieser Drang zum Gipfel, der durch die ganze Walpurgisnacht hindurch geht, nur daß Mephisto retardierend für sich und für Faust abseits Ergötzung sucht, deutet auf einen unmittelbaren Anschluß der Satansscene an die eigentliche Walpurgisnacht. Alle diese Stellen werden in ihrer Wirkung vollkommen zerstört, wenn zwischen sie und die Satansscene sich das Intermezzo einschiebt. Die Konzeption

der Satansscene ist aber nicht etwa älter, als der vom Dezember 1797 stammende Plan, Oberons Hochzeit in das Faustdrama aufzunehmen. Die Satansscene ist, wie gleich gezeigt werden soll, nach dem August 1799 entstanden. Obwohl also Paralipomenon 48 in seinen Anfangsworten „Nach dem Intermezz Einsamkeit Öde" den beinahe hoffnungslosen Versuch macht, Intermezzo und Satansscene zu verbinden und zwei verschiedenartige satirische Darstellungen des deutschen Geisteslebens aufeinander folgen zu lassen, so scheint Goethe doch während der Ausbildung der Walpurgisnacht wieder vom Intermezzo abgesehen und auf den unmittelbaren Anschluß der Satansscene hingearbeitet zu haben. Leider kam es dazu nicht. Man sieht hier deutlich, wie das Intermezzo als ein fremdartiger Keil in den gewaltigen Walpurgisnachtsplan eindringend ihn zerstört und seine natürliche Ausbildung verhindert hat. —

Die Satansscene ist noch nach einer andern Richtung merkwürdig und bedeutend, nämlich für die Frage nach der Stellung Mephistos in der Geisterwelt.

Im Urfaust ist Mephisto ein Swedenborgscher spiritus und Sendling des Swedenborgschen Erdgeistes (Morris, Swedenborg im Faust, oben S. 491 ff.). Daß aber Goethe schon im Urfaust schwankte, zeigen die Verse 527—528:

Hätt Luzifer so ein Dutzend Prinzen
Die sollten ihm schon was vermünzen.

Aber Luzifer oder Erdgeist — in jedem Falle hat Mephisto einen Oberen, er steht nicht allein in der Geisterwelt, wie sich auch in den Worten kundgiebt: „Drangen wir uns dir auf oder du uns?" und „Warum machst du Gemeinschaft mit uns, wenn du nicht auswirthschaften kannst?" Im Fragment ist zwar die Luziferstelle gestrichen und die Prosascene mit der Stelle: „Großer herrlicher Geist" aus Stilgründen weggefallen, aber die neugedichtete Scene Wald und Höhle bezeugt in den Worten: „Du gabst . . . mir den Gefährten," daß Goethe an dem Zusammenhange Mephistos mit dem Erdgeist festhält. Wenn die Hexe Mephisto den Junker Satan nennt, so ist das nur eine bedeutungslose Höflichkeitsphrase. Aber bei der Wiederaufnahme des Faust in den neunziger Jahren läßt Goethe den alten Plan fallen. Im Prolog verhandelt Mephisto selbständig mit dem Herrn, und der Irrwisch sagt jetzt zu ihm: „Ich merk es wohl, ihr seid der Herr vom Haus." An die Stelle des Erdgeists tritt Gott. Wenn früher der Erdgeist angeredet wurde: „Du gabst mir den Gefährten," so sagt jetzt der Herr: „Drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu." Dieser veränderte Plan — Mephisto kommt mit Zulassung des Herrn und steht im übrigen allein in der Geisterwelt,

er ist der Teufel — lag also den Fortführungsversuchen zu Ende der neunziger Jahre zu Grunde. Da nahm Goethe Ende Juli 1799 Miltons verlorenes Paradies „zufällig zur Hand", wie er an Schiller schreibt. Das Werk fesselte ihn, er berichtet in den Briefen an Schiller vom 31. Juli und 3. August ausführlich über den erhaltenen Eindruck. Am 10. August entlieh er aus der Herzoglichen Bibliothek noch Zachariäs Übersetzung des verlorenen Paradieses. Die Lektüre dieser Dichtung traf den Dichter in schwerer Unschlüssigkeit, wie die Einführung Mephistos zu bewirken sei und welche Stellung in der Geisterwelt er ihm anweisen sollte. Diese Schwierigkeit hatte die große Lücke des Fragments verursacht, und als er nun in den neunziger Jahren ernstlich an die Ausfüllung der Lücke geht, hören wir fortwährend seine Klagen über den barbarischen, widerstrebenden Stoff. In Miltons Dichtung fand er nun eine völlig durchgeführte und mit einer Fülle von anschaulichen Einzelzügen ausgestattete Hierarchie des Bösen. Er beschloß, diese Vorstellungen in das Faustdrama einzuführen und schuf die Satansscene. Daß hierbei wirklich eine Anlehnung an Milton und nicht bloß ein Zurückgreifen auf den älteren Luziferplan vorliegt, zeigen die folgenden Parallelen. Schema der Satansscene:

Trompeten Stöße . . . Feuersäulen Rauch Qualm. Fels der daraus hervorragt. Ist der Satan. . . . Man kanns für Hitze kaum aushalten.

Milton, erster Gesang, Satans Heerlager (Zachariäs Übersetzung):

Auf der Obern Befehl ward nun beim Schall der Trompeten
Unter stolzen Gebräuchen von fliegender Herolde Lippen
Durch das sämmtliche Heer ein großer Reichstag verkündigt . . . .
Nahe dabei erhub sich ein Berg; sein gräßlicher Gipfel
Strömte Feuer und wallenden Rauch . . .
Er (Satan) stand jetzt
Einem Thurm gleich und ragete stolz an Muth und Betragen
Über die Andern hervor.
. . . . wobei das brennende Clima
Rund um mit Feuer umwölbt, mit heftger Gewalt auf ihn zuschlug.
Aber doch hielt er es aus.

Das Idol in der Hochgerichtserscheinung zeigt sich „auf glühendem Boden". Milton, erster Gesang:

So ging er (Satan)
Schwer gestützet darauf, um über den glühenden Boden
Seine wankenden Schritte zu leiten.

In der eigentlichen Walpurgisnacht erinnert die Erleuchtung des Bergpalastes durch Mammon an Milton, wo Mammon die Zellen des Palastes, den er dem Satan baut, unterwärts mit Adern von flüssigem Feuer durchkreuzt.

Dieser Quell aus dem verlorenen Paradiese befruchtet nun nicht etwa nur die Walpurgisnacht, sondern verbreitet sich gleich weiter in den Faustgefilden. Der Feuerwagen, den Faust im Augenblicke heranschweben sieht, wo er die Giftschale an den Mund setzen will, findet sich in Miltons drittem, sechstem und siebentem Gesange nach Ezechiel geschildert. Am Schluß des Prologs im Himmel heißt es: „Der Himmel schließt sich.“ Bei Milton:

Die ewigdaurenden Pforten
Schloß der Himmel weit auf; in ihren güldenen Angeln
Klang ein harmonischer Schall. (Vgl. aber auch Ilias 5, 749.)

Vielleicht gehört auch hierher, was Valentin von der Schande sagt. Milton, zweiter Gesang; die Sünde selbst spricht:

Dir gleich
An Gestalt und schimmerndem Ansehn, von blendender Schönheit
Sprang ich aus deinem Haupt als eine gewaffnete Göttin.
Kaltes Entsetzen ergriff die Heere der Himmlischen; alle
Fuhren im Anfang erschrocken zurück, und nannten mich Sünde.
Ich schien allen ein fürchterlich Zeichen; doch als wir vertrauter
Mit einander geworden, gefiel ich, und die, so am meisten
Mir entgegen gewesen, gewann ich mit siegender Anmuth.

Der Gedanke ist ja bei Goethe etwas anders gewendet. Der Miltonsche Gegensatz des Furchtbaren und Angenehmen ist bei ihm durch den des Geheimen und Öffentlichen ersetzt, aber die Formulierung: „Wenn erst die Schande wird geboren“ beruht doch wohl auf Miltons Anschauungen, und es liegt also zunächst ein ganz sinnlich gemeintes Bild zu Grunde.

Endlich faßte Goethe den Plan, Miltons Anschauungen auch für den Abschluß des Faustdramas fruchtbar zu machen. Bei Milton muß man auf dem Wege von der Erde zur Hölle das Chaos passieren. Goethe plant einen Epilog im Chaos auf dem Wege zur Hölle (Paralipomenon 1), in dem Faust unmittelbar vor der anscheinend sicheren Verdammniß doch noch gerettet werden soll, und führt in Vorbereitung dieses Epilogs die Anschauung vom Chaos in das Faustdrama ein. Auf Grund der Selbstschilderung Mephistos:

Ich bin ein Theil des Theils, der Anfangs Alles war u. s. w.

nennt Faust den Mephisto: des Chaos wunderlicher Sohn.

Aus dem Epiloge besitzen wir wohl ein Bruchstück an Paralipomenon 49:

Siehst du er kommt den Berg hinauf
Von Weitem steht des Volckes Hauf.
Es segnen staunend sich die Frommen
Gewiss er wird als Sieger kommen.

Offenbar ist von Christus die Rede. Der Berg, den er als Sieger hinaufkommt, ist in Miltons fünftem Gesange beschrieben:

und Satan
Kam zum herrlichen Königssitz. Er schimmerte fern her
Prächtig erhöht, wie ein glänzender Berg, auf Berge gethürmet;
Mit Pyramiden und Spitzen, aus Felsen von Demant gehauen,
Und aus Klippen von Gold, des großen Lucifers Pallast:
Denn so heißt in der Sprache der Menschen dies prächtge Gebäude.
Aber bald drauf, da hierin er auch Gott gleich zu sein strebte,
Hieß ers den Berg der Versammlung, nach jenem heiligen Berge,
Wo vor der Himmlischen Heer der große Messias erklärt ward.

Christi siegreicher Kampf mit dem Satan folgt dann im nächsten Gesange. Unser Paralipomenon enthält also die Spuren eines Plans, wonach Christus dem Satan Fausts Seele im Chaos auf dem Wege zur Hölle entreißen sollte. Die Faustdichtung hätte hier das schon von dem Knaben Wolfgang behandelte Thema von Christi Höllenfahrt aufgenommen. Auf diesen Plan deutet außer Paralipomenon 1 und 49 noch der Schluß des Vorspiels auf dem Theater:

Und wandelt, mit bedächtger Schnelle
Vom Himmel durch die Welt zur Hölle.[1]

Die Menge der Stellen, an denen die Einwirkung des verlorenen Paradieses[2]) nachweisbar ist, zeugt von dem Eifer, mit dem Goethe diese Anschauungen verwertete, auf Grund deren er die Geisterwelt des Faustdramas konsequent neu durchbilden wollte. Für alle diese Stellen ergiebt sich also die Datierung: Nach dem August 1799.

Schließlich blieb die Satansscene unausgeführt, und es ergab sich auf dem Wege der Resignation, daß keiner der verschiedenen Pläne für die Ausgestaltung des Übernatürlichen im Faustdrama völlig durchgeführt ist, alle aber ihre Spur darin zurückgelassen haben. —

Wir kehren zur Satansscene zurück, in der also Mephisto in Gegenwart seines Oberen, des Satans, erscheint. Von einer Ausbeutung dieser merkwürdigen Gruppierung ist im Schema nichts zu finden. Wäre aber die Scene zur Ausführung gediehen, so hätte doch wohl der Satan von Mephistos Anwesenheit Notiz genommen. Für

[1]) Freilich könnte diese Stelle dann nicht von 1797 stammen, sondern müßte ein späterer Zusatz sein, was ja um so eher möglich ist, als es sich um die Schlußverse handelt.

[2]) Die übrigen Quellen der Walpurgisnacht haben Erich Schmidt in der Weimarer Ausgabe und Witkowski (Die Walpurgisnacht in Goethes Faust. Leipzig 1894) dargelegt.

einen Minister ist es immer demütigend, wenn der Herrscher auf der Audienz ihn nicht anspricht. Auch bei den Präsentationen und Beleihungen wäre Mephisto kaum ein stummer Zuschauer geblieben, wie er ja auch vorher während der Rede des Satans seinen infernalischen Spaß mit dem jungen Mädchen produciert.

Um Mitternacht versinkt der ganze Höllenspuk. Das Schema sagt: „Versinken der Erscheinung. Volcan." Das ist ein ungeheures Schlußbild. Die Erde thut sich auf, der Satan mit seinem ganzen Hofstaat sinkt hinab zur Hölle und aus der Öffnung schießt die Höllenglut als Feuersäule heraus — der Berggipfel erscheint als Vulkan. So schließt das wundersame, phantastische Nachtbild mit einem letzten riesenhaften Beleuchtungsstück. Die hier nicht zur Ausführung gelangte Intention, in der verrufenen Nacht eine Erdrevolution zur Darstellung zu bringen, ist dann ein Vierteljahrhundert später in der klassischen Walpurgisnacht wieder aufgelebt. Was nicht als zum Hofstaat des Satans gehörig der Abgrund verschlungen hat, strömt in tollem Gewirr auseinander. Wir haben davon die Verse des Hexenchors: „Und wie wir nun nach Hause ziehn" (Paralipomenon 50). Da die Verse hier schließlich unverwendet blieben, so wurden sie in veränderter Form als Chor der zum Brocken strömenden Hexen (Vers 3956 ff.) in die eigentliche Walpurgisnacht aufgenommen.

Damit ist die Satansscene zu Ende — wohl die gewaltigste litterarisch-satirische Vision, die je in einem Poetengehirne aufgetaucht ist — und es handelt sich nun für den Dichter darum, den Rückweg zum Faustdrama zu finden. Der Satan ist zur Hölle niedergefahren, die Hexen haben sich zerstreut, Faust und Mephisto sind in der öden Nacht bei trübem Mondschein allein zurückgeblieben. Das Gespräch knüpft an das letzte der seltsamen Bilder an, die hier vorübergezogen sind, an das Auseinanderströmen der Hexen. Faust meint, der Mensch sei durch die ewige Weisheit geschaffen, die Hexen dagegen eine Ausgeburt des Zufalls. Den Widerwillen Fausts gegen das Treiben der nordischen Hexen macht sich Mephisto sogleich zu Nutze, der ihn hierher geführt hat, um ihn von Gretchen zu entfernen, die inzwischen in Not und Schande verfällt, ohne daß Faust davon weiß. Er schlägt Faust vor, nach dem Süden zu gehen, wo man dann allerdings bei Pfaffen und Skorpionen wohne. So wird Faust erst lange nach Gretchens Tode von ihrem Schicksal erfahren und dann unsühnbarer Schuld und endloser Verzweiflung verfallen sein. Faust schlägt bereitwillig ein, Veränderung ist ihm schon alles, wie er auch später am Schlusse des zweiten Teils sagt:

Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück,
Er, unbefriedigt jeden Augenblick.

Mephisto geht also, die Nachtmahren zu zäumen, die sie Beide nach dem Süden tragen sollen und läßt Faust allein. Wir lassen nun das Schema sprechen.

M.

Will einige Nacht Mahre zaumen und Fausten eine Falle legen, gelingts, so hohlt er ihn.

Faust (allein).

Schmeichel Gesang.

F.

Wer ist in der Nähe, dem das gelten kan.
Fortgesetzter Schmeichelgesang.

Meph.

Deutet hin auf Faust.

Fausts

Unwille.

Meph.

Keck verräth sich.

Faust.

Er solls wo anders anwenden.

Was Mephisto mit seinem seltsamen Versuch erstrebt, steht mit klaren Worten da: Er will Faust eine Falle legen, gelingt's, so holt er ihn und das Spiel ist aus. Der Vertrag enthielt vier Bedingungen, unter denen Fausts Seele Mephisto verfallen sein sollte. Davon lautet eine:

Kannst du mich schmeichelnd je belügen
Daß ich mir selbst gefallen mag

In merkwürdig wörtlicher, beinahe pedantischer Auslegung schließt sich Mephistos Bethörungsversuch dieser Bedingung an. Der Versuch mißlingt, Mephisto, der einsieht, daß so leichten Kaufs die verpfändete Seele nicht zu gewinnen ist, deckt seine Karten auf — „Mephisto keck verräth sich“ — der Zwischenfall ist erledigt und der Ritt nach dem Süden geht vor sich. Der Entwurf sagt:

Pferde — sie reiten — Schnelligkeit — Falsche Richtung — Zug nach Osten — Hochgerichtserscheinung.

Die Schnelligkeit des Ritts hätte Goethe in Worten anschaulich zur Darstellung gebracht, wir hätten die kahlen Bäume an den beiden seltsamen nächtlichen Reitern vorüberfliegen sehen. Nun aber, in welchem Verhältnis steht dieses Bild — Faust und Mephisto auf den Nachtmahren dahin sausend — zu der schon im Urfaust vorhandenen Scene: Nacht, offen Feld. Faust, Mephistopheles auf schwarzen Pferden daher brausend? Das Bild ist dort und hier viel

zu ähnlich, als daß beide Scenen nebeneinander hätten bestehen können, und wir haben hier vielmehr einen Versuch Goethes, das wirkungsvolle Bild aus seiner Vereinzelung in den Zusammenhang des Ganzen einzufügen. Die um den Rabenstein webenden, die Weihen für Gretchens Hinrichtung begehenden Hexen sind in unserem Plane der Hochgerichtserscheinung wegen fortgefallen, und so war die Gruppe der beiden nächtlichen Reiter zu anderweitiger Verwendung frei. Die schwarze Farbe der Pferde in der Urfaustscene hat hier die Erfindung mit den aufgezäumten Nachtmahren veranlaßt, wobei eine Umbildung der Überlieferung stattfindet, nach der die Nachtmahren vielmehr auf den Menschen reiten. Der Ritt führt in falscher, von Mephisto nicht beabsichtigter Richtung nach Osten — die Hochgerichtserscheinung zieht die Nachtmahren an, und gegen diesen Drang des Gespenstischen zum Gespenstischen ist auch Mephisto machtlos. Es ist die Erscheinung eines Hochgerichts und die Gretchen gleichende Delinquentin ein Idol, aber das Ganze erscheint in voller dramatischer Wirklichkeit, und das Gespenstische, Unwirkliche dieser Vision hätte nur zwischendurch geleuchtet, wie es in der Helena so wunderbar geleistet ist. Wie in der eigentlichen Walpurgisnacht die Hexenchöre und in der Satansscene der Chorgesang des versammelten höllischen Volkes, so giebt hier der unheimliche Blutchor „Wo fließet heißes Menschenblut" die Stimmung. Der Dichter ist immer darauf bedacht, Faust und Mephisto bei den seltsamen Scenen, in die er sie führt, nicht in der Menge verschwinden zu lassen. In der Satansscene treten sie in den innersten Kreis; hier ersteigen sie in dem Gedränge einen Baum und schauen so über die Köpfe der murmelnden Menge hinweg, deren Reden auf das grausige Schauspiel vorbereiten, das sich hier begiebt. Auf glühendem Boden, von feurigem Dampfe eingehüllt, steht nackt, die Hände auf dem Rücken, das Gretchen gleichende Idol. Ein weiterer Chorgesang erschallt — das Schema deutet wohl nicht auf den vielmehr zu einleitender Stimmung geeignet n Blutchor, sondern auf einen neuen unausgeführten Gesang, der im Gefüge des Ganzen den Zweck hatte, in Fausts Seele alle Qualen der Reue und Verzweiflung aufzurühren und deshalb vielleicht verhüllt auf ihn selbst und seine Schuld hindeutete. Wie im Dom die furchtbaren Töne des dies irae Gretchens Seele durchwühlen, so durchlebt hier Faust ein Äußerstes an Grausen bei dem Gesange vor der Hinrichtungsvision. Dann fällt der Kopf, der hoch aufschießende Blutstrahl löscht das Feuer, das um das Idol der Delinquentin glühend der Scene ein gespenstisches Licht geliehen hat, und Faust findet sich im Dunkel der Nacht, unsicher, ob das Furchtbare nicht eine Ausgeburt seiner erregten Sinne gewesen ist.

Nacht Rauschen Geschwätz der Kielkröpfe dadurch Faust erfährt.

Ein leises Rauschen erregt seine Aufmerksamkeit: es ist eine Versammlung höllischer Wechselbälge,[1] die hier nächtlich von unheimlichen und spukhaften Dingen zischeln. Und wie Faust hinhorcht, ist vom Hochgericht die Rede, das in der kommenden Morgenfrühe an der Kindesmörderin vollzogen wird. Ihr Liebster hat sie verlassen und ist in die weite Welt gegangen. Da ist das Mädchen in Scham und Verzweiflung von Hause gelaufen, lange ziellos umhergestreift, hat im Elend ein Kind geboren und es umgebracht. Nun hat man sie gefangen und in der grauenden Morgenfrühe wird ihr Haupt auf dem Block fallen. — Das zischeln die Kielkröpfe, infernalisch zur Seite grinsend; denn aus ihnen spricht ja Mephisto, wie die Prätoriusstelle zeigt, aus der Goethe gewiß die Anregung entnommen hat, die Kielkröpfe hier einzuführen. Faust sollte wahrlich nicht nur als gaffender Zuschauer, sondern zu seiner bitteren Buße durch die Walpurgisnacht geführt werden. Wir haben Gretchen am Zwinger, im Dom in ihrem Jammer, ihrer Verzweiflung gesehen; nun hat auch Faust den bitteren Trank zu leeren. Der Dichter schenkt ihm nichts. Fausts Seele siedet in Wut, Reue und Liebe. Und damit ist nun die Verbindung mit den schon vorhandenen Teilen des Faustdramas hergestellt; Mephisto tritt dem zu Gretchens Rettung aufspringenden Faust in den Weg, es folgt die Scene: „Faust Mephistopheles. Im Elend! Verzweifelnd!" und sofort schließt sich die Kerkerscene an, die also noch im Morgengrauen der Walpurgisnacht stattfindet.[2] Erschüttert empfindet man den gewaltigen Drang der Ereignisse am Schlusse des Dramas, die wie der Sturmwind einherbrausen. —

Die Fülle dieser Vorgänge ließ sich nicht in den Rahmen eines einheitlichen Bühnenbildes einzwängen. Wir sind freilich von Anfang bis zu Ende auf dem Brocken, aber das Lokal wechselt mehrfach. 1. Mephisto und Faust zum Gipfel aufklimmend, auf halbem Wege überholt von dem Hexenschwarm. Diese Scene ist in Paralipomenon 31 als „Aufmunterung zu Walpurgisnacht", in dem Inscenierungsschema Weimarer Ausgabe 14, 316 als „Felsen Gegend" abgesondert. 2. Die eigentliche Walpurgisnachtfeier auf halber Brockenhöhe. 3. Die Satansscene auf dem Gipfel und ohne deutlichen Lokalwechsel sich anschließend das Gespräch über Hexen und Menschen und die Schmeichelscene.

---

[1] „Es sind aber die Kielkröpfe solche Kinder, die der Teufel selbst in der Hexen Leibe formiret und sie solche läßt gebähren, in welche er sich selbst setzet und anstatt der Seelen durch sie redet, ihren Leib beweget." Johannes Praetorius, Anthropodemus Plutonicus, S. 378.

[2] Wenigstens ist das die Intention für die Folge der Ereignisse. Die chronologischen Unebenheiten, auf die Erich Schmidt (Urfaust⁴, LIV) zutreffend hinweist, wären bei der Durcharbeitung, die eben fehlt, beseitigt worden.

4. Faust und Mephisto auf den Nachtmahren dahinsausend. 5. Die Hochgerichtserscheinung. — Die Vision verschwindet und Faust bleibt im Dunkel zurück, so daß sich an die Hochgerichtserscheinung das Geschwätz der Kielkröpfe und an dieses die Urfaustscene: Im Elend! Verzweifelnd! . . . ohne Scenenwechsel anschließt.

Wir haben nun aber doch nicht fünf stabile Bühnenbilder in der Walpurgisnacht; denn auch innerhalb dieser Einzelbilder verschiebt sich das Lokal. Die gesammten Vorgänge vollziehen sich schließlich bei gleitender Scene.

In die Traum- und Zaubersphäre
Sind wir, scheint es, eingegangen . . .

Seh die Bäume hinter Bäumen,
Wie sie schnell vorüber rücken . . .

Ich tret heran und führe dich herein . . .
Was sagst du, Freund, das ist kein kleiner Raum.
Da sieh nur hin! du siehst das Ende kaum.

Paralipomenon 50. Pferde — sie reiten — Schnelligkeit . . .

So wird der Raum fortwährend mit der Kraft des poetischen Wortes geschaffen und umgeschaffen. —

Durch den ganzen Plan hindurch steigert sich die Kraft und Kunst des Dichters, der Auge und Ohr mit immer neuen gewaltigen Eindrücken zu füllen weiß und die Sinne zu Hilfe ruft, damit die ungeheuren Bilder sich dem Geiste unauslöschlich eindrücken. Und mit kluger Berechnung läßt er die Sinne inzwischen mehrmals ausruhen und macht sie so für neue Eindrücke empfänglich. „Nach dem Intermezz — Einsamkeit, Öde.“ Und nun: „Trompetenstöße — Blitze — Donner von oben — Feuersäulen — Rauch Qualm — Fels der daraus hervorragt. Ist der Satan.“ Ebenso nach der Satansscene mit der Schlußbeleuchtung der vulkanischen, aus dem Gipfel hervorströmenden Glut, nach dem Brechen und Stürmen und dem tollen Wirrwarr der auseinanderströmenden Hexen die Stille der Nacht, in der Faust und Mephisto über Menschen und Hexen theoretisieren. Und nach dem Aufruhr aller Sinne bei der Erscheinung des glutumhüllten Idols ist wieder Faust in finsterer Nacht allein. So haben wir die ganze wundersame Gespensternacht mitdurchlebt und fühlen nun selbst die Überreizung aller Sinne, bei der uns Fausts grausige Flüche auf Mephisto nicht unnatürlich erscheinen. Nie hat Goethe bei den mannigfachen Klitterungen in der sechzig Jahre währenden Entstehung des Faustdramas eine so vollkommene Verbindung der disparaten Elemente geleistet wie in diesem Walpurgisnachtsplan. Hier findet er — wenigstens in der Gestaltung des Planes — mitten in

seiner klassicistischen Periode die Kraft und unmittelbare Wirkung seiner Jugenddichtung. Von der Idolerscheinung und dem grauenhaften „Geschwätz der Kielkröpfe“ zur Scene: Im Elend! Verzweifelnd! und zur Kerkerscene — das ist nicht nur äußerlich angegliedert, das schreitet vorwärts mit der den großen Dramatikern eigenen, von Goethe aber nur hier bewährten Unerbittlichkeit. „Ein furchtbarer Cantor!“ wie Felix Mendelssohn von Sebastian Bach sagte. Aber hier liegt auch die Erklärung des Stockens und der schließlich unterbliebenen Ausführung. Das waren nun einmal um 1800 nicht seine Wege. Erst der Greis findet wieder zwar nicht den eigentlichen dramatischen Wuchtschritt, aber doch die Gewaltsamkeit, ohne die solche ungeheuren poetischen Wagnisse nicht verwirklicht werden können. Pandora bleibt noch unvollendet, aber der zweite Teil Faust kommt zu stande. —

Überblicken wir nun die Genesis der Walpurgisnacht, wie sie im Faustdrama sich findet.

Goethes ursprünglicher und in Italien schon nachweisbarer Plan geht einfach dahin, Faust auf den Blocksberg zu führen und ihn die tolle Orgie als ein Abenteuer durchmachen zu lassen. Zu Ende 1797 entschließt er sich, Oberons und Titanias Hochzeit als Intermezzo in die Walpurgisnacht aufzunehmen. Im August 1799 liest er Miltons verlorenes Paradies und beschließt, die Geisterwelt dieser Dichtung, vor allem den Satan, in das Faustdrama einzuführen. Der Prolog im Himmel hätte, als damit unvereinbar, fallen oder wenigstens ganz umgestaltet werden müssen. Goethe schmilzt nun in der That eine Fülle von Einzelzügen aus Milton in die Faustdichtung hinein, faßt auf Grund der Miltonschen Anschauungen den Plan eines Epilogs im Chaos auf dem Wege zur Hölle und entwirft die mit dem Intermezzo im Grunde unverträgliche Satansscene, so daß dann zwei verschiedenartige satirische Darstellungen des deutschen Geisteslebens aufeinander gefolgt wären. Von der Satansscene führt sein Plan über Mephistos Bethörungsversuch, die Hochgerichtsvision und das Geschwätz der Kielkröpfe und mündet hier ohne Bruch und Rest in die vorhandene Faustdichtung ein. Im Urfaust hat in der Scene „Im Elend! Verzweifelnd!“ Faust auf irgend eine Weise Gretchens Schicksal erfahren — in diesem Walpurgisnachtsplan werden die Prämissen dafür hergestellt. Leider siegt nun das Intermezzo über die Satansscene und damit unterbleibt überhaupt die Ausführung des riesenhaften Bildes, das sich hier abspielen sollte. Bei der Redaktion rettet Goethe aus der Satansscene Nicolai und aus dem Hochgericht die Idolerscheinung und schiebt sie, wenn auch arg verstümmelt, in die eigentliche Walpurgisnacht. Unausgeführt bleibt die hierbei zunächst auftauchende Absicht, zur Schärfung von

Fausts Gewissen das Gretchenidol auf der Walpurgisnacht mit einem Kinde erscheinen zu lassen. Paralipomenon 45:

> Was für ein hölzern Bild sie an dem Halse hat
> Ein heiligs oder ein lebendigs.

Den Fernblick nach Glut und Wirbelrauch des Gipfels, wo die Menge zu dem Bösen strömt, läßt Goethe in Vers 4037–4040 stehen, während uns nun nicht vergönnt ist, der Scene selbst beizuwohnen.

Das zum Intermezzo gewordene Hochzeitsfest, aus dessen älteren Beständen vielleicht die Gruppe der alten Herren in die eigentliche Walpurgisnacht übergegangen ist, verstärkt sich durch die Aufnahme einer Anzahl von Versen, die auf das Walpurgisnachtstreiben Bezug haben, und so ist notdürftig die Möglichkeit der Aufnahme in das Faustdrama gewonnen, die ursprüngliche Intention des litterarischen Festes aber eben dadurch verwischt. Das Intermezzo erhält auch noch einen kleinen Zuwachs aus der Satansscene in den Satan, ihren Herrn Papa, verehrenden Xenien und im Musageten.

Wie die Walpurgisnacht im engeren Sinne mit einem Naturbilde schließen sollte (Brechen und Stürmen), so wird nun beim Abbruch des ganzen Planes mit dem Intermezzo ein notdürftiger formaler Abschluß durch Ausklingen in zarte Naturtöne gewonnen, und mit „Luft im Laub und Wind im Rohr" ist auch alles Komische und alles Furchtbare, das nun noch folgen sollte, zerstoben.

Bemerkungen zu dem Probleme Goethe und Napoleon.

Von Reinhold Steig in Friedenau-Berlin.

Die Feier des Jahres 1899 hat Goethe als lebendige Kulturmacht dem gesamten deutschen Volke wieder zum Bewußtsein gebracht. Die bloß litterarhistorische Behandlung seines Lebens und seiner Schriften, von Buch zu Buch gewissermaßen, wich zurück. Von Goethe als dem großen Menschen war die Rede, von Thaten seines Lebens, denen Wirkungen von Dauer entflossen sind. Über das Litterarische hinaus ging das Menschliche, das Wirkende, das Ewige.

Goethes Existenz, wie sie auf die Nachwelt gekommen ist, enthält die Erörterung und eine Entscheidung aller Fragen, die die damalige

Zeit beschäftigten. Das große politische Ereignis war die französische Revolution und die durch sie hervorgestoßene Umwälzung der europäischen Staaten. Es wird deshalb immer die Frage gethan werden: Wie stand Goethe zur Revolution und zu dem, der dann ihr Erbe wurde, Napoleon? Oder in allgemeinerer Fassung: Wie verhielt sich der deutsche Geist den neu hereinbrechenden französischen Ideen gegenüber? wie das althistorische Staatengebilde dem neuen revolutionär hervorgerufenen Staate gegenüber?

Die allgemeine Geschichte giebt keine logisch-grade, einfach-scharfe Antwort auf die Frage. Die Dinge lagen einmal nicht wie Ja und Nein. Der deutsche Geist gab anfangs nach oder wurde wider Willen niedergezwungen, bis er in der Reaktion erstarkte und siegreich sich behauptete. Neigung und Abneigung verschlang sich ineinander. Auch Goethes Stellung zu Napoleon war keine einfach-klare, sondern eine komplicierte, problematische. Eben deshalb wird sie uns zu immer neuem Nachdenken reizen.

Es liegt jetzt gerade über diesen Gegenstand eine an sich tüchtige litterarhistorische Arbeit vor, von Andreas Fischer, einem Schweizer, geschrieben.[1] Wie verlautet, hat sie eine so günstige Aufnahme gefunden, daß eine neue Buchausgabe vorbereitet wird.[2] Man kann diesen Erfolg durchaus wünschen. Mit Sorgfalt sind Aussprüche Goethes, und alles was sich in seinen Dichtungen etwa auf Napoleon deuten läßt, gesammelt und mit scharfem Sinne in ein System gebracht, das die Vorstellung eines Ganzen zu erwecken wohl im stande ist.

Dieser Punkt aber, von dem aus die Systematisierung der sehr verschiedenartigen Stoffteile erfolgt ist, springt als der eigentliche kritische Punkt hervor. Es macht sich bei der Lektüre die Empfindung geltend, daß Fischer hier seine Position als Schweizer genommen hat, nicht als Reichsdeutscher, noch weniger natürlich als Norddeutscher, in dem historisch der stärkere Gegensatz gegen das Napoleonische begreiflich ist. Fischer hat im ganzen mehr für Napoleon übrig, als nach meinem Gefühl der Durchschnitts-Deutsche. Wie würde er sonst Napoleon 1813 einem Edelwild vergleichen, und die gegen ihn Verbündeten einer Meute, die ihn hetze. Er hätte sonst nicht gesagt, daß Goethe „seinem Kaiser“ treu geblieben sei.

Für Goethes Stellung zu Napoleon erscheinen mir zwei Gesichtspunkte als diejenigen, die sich komplicieren und zum Teil sich gegenseitig aufheben. Das Genie trat dem Genie gegenüber, wesensgleich und nahverwandt, aber frei ein jedes in notwendiger eigener Entfaltung. Fischers Arbeit weist diesen Gesichtspunkt richtig auf, aber kennt den zweiten nicht. Goethe war der Minister eines durch seines Fürsten Treue zu Preußen kompromittierten Kleinstaates, den Napoleon jeden Augenblick aus Deutschland wegwischen konnte, dessen Erhaltung Goethe aber an dem Herzen

[1] Andreas Fischer, Goethe und Napoleon. Berner Doktor-Dissertation. Frauenfeld 1899.

[2] Während der Drucklegung dieses Aufsatzes bereits erschienen.

lag. Goethe war Diplomat genug, den Weltruhm, den er hatte, für sein kleines Land mit einzusetzen. Er suchte durch freundliches, vielleicht auch unterwürfiges Entgegenkommen Napoleon dem kleinen Weimar günstig zu stimmen, des Kaisers gefährliches Mißtrauen gegen den Herzog durch kluge Berechnung zu zerstreuen. Als Diplomat war Goethe unfrei Napoleon gegenüber. Er hat Opfer bringen müssen. Aber der Erfolg belohnte ihn: Weimar blieb erhalten.

So betrachtet, verlieren gewisse Äußerungen Goethes über Napoleon den Inhalt, den die Worte auszusprechen scheinen. Wo es sich aber um mündliche Aussprüche handelt, die von anderen berichtet werden, so muß man sich stets gegenwärtig halten, daß sie in Wirklichkeit niemals so gefallen sind. Die allgemeine Erfahrung lehrt es uns. Bericht und Wirklichkeit, Protokoll und Aussage sind verschiedene Dinge, die nicht als gleich genommen werden dürfen. Jedem Bericht entfallen schon die feineren Accente, die der Redende gebrauchte. Die Wahl der Worte, die Wahl der Bilder wird nur dann begreiflich, wenn wir die Personen, Zeit und Umstände, die dazu gehörten, auch genügend kennen. Ich wende die Bemerkung auf einen viel angefochtenen Ausspruch Goethes an.

Ernst Moritz Arndt erzählt zweimal in seinen Schriften, wie er in Dresden 1813 mit Goethe zusammentraf: nach Goethes Tagebuch am 21. April 1813. Arndt war damals im Körnerschen Hause einquartiert, das Goethe auf der Durchreise besuchte. Der große Mann, heißt es in den Erinnerungen aus dem äußeren Leben 1840, habe keinen erfreulichen Eindruck gemacht: „Ihm war's beklommen, und er hatte weder Hoffnung noch Freude an den neuen Dingen. Der junge Körner war da, freiwilliger Jäger bei den Lützowern; der Vater sprach sich begeistert und hoffnungsreich aus, da erwiderte Goethe ihm, gleichsam erzürnt: ‚Schüttelt nur an Euren Ketten, der Mann ist Euch zu groß, Ihr werdet sie nicht zerbrechen.'“ Und noch verschärfter 1858 in den Wanderungen und Wandelungen mit Stein: „Sein Anblick und seine Rede waren gleich unerfreulich; der erste sprach aufgestörte Unruhe; der zweite ungläubige Hoffnungslosigkeit. Da rief er einmal aus, indem Körner über seinen Sohn sprach und auf dessen an der Wand hängenden Säbel wies: ‚O ihr Guten, schüttelt immer an euren Ketten, ihr werdet sie nicht zerbrechen, der Mann ist euch zu groß.'“ Es ist nicht zu leugnen, wie die Worte dastehen, lassen sie einen uns nicht erwünschten Eindruck übrig.

Welches aber war die Situation, die Gesprächsmasse, in der Goethe auch dieses Bild vom Schütteln der Ketten gebrauchen konnte? Denn natürlich hat Goethe im Hin- und Wiederreden noch viel Anderes außerdem, und nicht dies eine Wort allein gesagt. Worum drehte sich die Unterhaltung im Hause Körners?

Arndt erinnert sich das eine Mal, daß Theodor Körners Säbel an der Wand hing, was doch wohl dasselbe bedeuten soll wie die bestimmte

Bekundung: „Der junge Körner war da.“ Das ist ein Irrtum. Denn, nach dem Kriegstagebuche, weilte Theodor als Lützower vom 6. bis zum 13. April in Dresden, war also schon mit seinem Korps acht Tage vor Goethes Ankunft abmarschiert. Allein das liegt in der Natur der Dinge, daß Theodors Teilnahme an dem Kriege, die der Vater Körner mit ruhiger Bestimmtheit, Ernst Moritz Arndt mit dem patriotischen Ungestüm der Jugend vertrat, ein Stoff der Unterhaltung mit Goethe gewesen ist: für diesen um so unbehaglicher, als sein eigner Sohn dem Kriege fern geblieben, oder — nach Holtei — von seinem Vater fern gehalten worden war. Das Neueste von Theodor aber, was eben in Aller Munde war, mußte erst recht die Männer zur Debatte reizen. Ich meine Theodors Aufruf an die Sächsischen Brüder und Landsleute, der im Anfang April 1813 verfaßt, als Flugblatt in Tausenden von Exemplaren in die Massen geworfen wurde und dann am 12. April, wenig verändert, in der Leipziger Zeitung erschien. An Kraftworten ist hier das Mögliche geleistet, was auch, um seinen Zweck zu erfüllen, damals nötig war. Satz um Satz die stärksten Wendungen gegen Napoleon. „Denkt an die Sachsenkriege gegen den großen Karl!“ mahnt Körner in dem Sinne, daß ebenso jetzt den Sachsen der Aufstand gegen Napoleon geboten sei, und er hofft zuversichtlich: „Du (Sachsenvolk) zauderst nicht, auch du wirst aufstehen und deine Ketten schütteln!“ Hier empfangen wir den Ausdruck, den auch Goethe brauchte, und die beiden Hauptgedanken, aus denen der Goethe zugeschriebene Ausspruch sich zusammensetzt. Dieser erscheint uns also als das Bruchstück einer Diskussion des Aufrufs, bei der Goethe die Gegenpart hielt und, einmal in die Opposition eingelenkt, seine Meinung, wie es im lebhaften Gespräch immer zu geschehen pflegt, schärfer formulierte, als sie wirklich war. Wir verlieren somit das eigentlich auch nie besessene Recht, Goethes Äußerung wörtlich und absolut zu nehmen, als ob sie der untrügliche Wiederhall der ihn leitenden Gedanken gewesen wäre. Nur im Verhältnis zu Theodor Körners Überschwang und seines Vaters wie Arndts Verteidigung kann sie verstanden und begriffen werden.

Mit der Gewohnheit, aus abgerissenen Sätzen zu „beweisen“, muß gebrochen werden. Man kann auf diese Art beweisen, was man braucht, die richtige Sache und ihr Gegenteil. Die Stimmungen der deutschen Stämme für und gegen einander sind bekannt. Sie werden bleiben und sollen bleiben, denn auf ihnen beruht mit die Schönheit und Mannigfaltigkeit des deutschen Lebens. Man sagt nun und „beweist“, Goethe sei gegen die Preußen eingenommen gewesen. Und doch steht sein gutes Verhältnis, ja seine Lebensfreundschaft mit echten Preußen und Berlinern jedermann vor Augen, und viel wichtiger: der Herzog hat doch nicht ohne Goethe seine preußenfreundliche Politik verfolgt. Wie oft ist nicht, auch jetzt von Fischer wieder, die Stelle über das flache, überspannte Wesen der Preußen citiert worden, die der gänzlich unerfahrene junge Körner

mit der Kunde von Kleists Tode an seinen Vater schrieb. Die Erklärung aber wäre Keinem schwer gefallen. Körner empfing die Kunde aus Kreisen, die Kleist und seinen Freunden aus politischen und gesellschaftlichen Gründen feindlich gesinnt waren, und deren übelwollende Darstellung er unbedachtsam nachsprach. Daneben aber giebt es eine andere, nie citierte Stelle Körners über die Preußen, im Aufruf an die Sachsen, die lautet: „Siehst du (sächsischer Landsmann) den Preußen jetzt, deinen nächsten Bruder und Bundesgenossen, wie er sich rüstet, Landwehr und Landsturm, alle waffenfähigen Männer, eins in dem beschworenen Entschlusse, zu sterben oder frei zu sein?" Ließe ich das erste Urteil so unbeachtet fort, wie das zweite immer fortgelassen worden ist: dann hätte ich für Theodor Körner genau das Gegenteil „bewiesen". Wo bleibt hier die Wahrheit? Wo bleibt sie auch für Goethe?

Und um auf eine andere Gedankengruppe noch einzugehen: wie erklärt sich Goethes lange fortgesponnene Korrespondenz mit dem Grafen Reinhard? Reinhard besaß gewiß nicht die geistigen Eigenschaften, die Goethe unter gewöhnlichen Verhältnissen genötigt hätten, mit ihm im Einvernehmen sich zu halten. Aber Reinhard war als französischer Geschäftsmann für den Diplomaten Goethe eine höchst wichtige Potenz, die er im Interesse seines kleinen Landes, seines Herzogs auszunutzen wußte. Was in seinen Briefen an Reinhard Franzosen- und Napoleon-freundlich klingt und ist, war vor allem darauf berechnet, seinen Effekt zu thun. Es sollte durch und über Reinhard hinaus seinen Weg zu den maßgebenden französischen Stellen finden. Die Briefe gingen in Jeromes Hauptstadt von Hand zu Hand, haben sie damals doch selbst die jungen Grimms gelesen. Sie und ihre deutsch gesinnten Freunde haben Goethe die „Freundschaft" mit dem Grafen Reinhard, den sie nicht leiden mochten, damals schon verdacht, weil sie die Triebfeder seines Handelns nicht erkennen konnten. Hardenberg hat es einmal ausgesprochen, wie er wegen seines Verhaltens den Franzosen gegenüber eine Flut von Schmach und Schande über sich ergehen ließ, nur um ungefährdet Preußen wieder stark zu machen. Auch der Minister Goethe hat es geschehen lassen müssen, daß mancher damals an ihm, als Dichter und als Patrioten, irre ward.

Ich schließe mit derartigen Bemerkungen. Die gegebenen reichen hin, um anzudeuten, wie ich mich zu einer höheren allgemeinen Verwertung des Goethe-Napoleon-Materiales stellen würde. Tiefe Erfahrungsblicke in das Herz der Menschen und in den Dienstbetrieb der Höchstregierenden müßte Der gethan haben, der über das Problem von „Goethe und Napoleon" eine Auskunft geben wollte, die als reine Lösung uns befriedigen könnte.

Jean Pauls litterarischer Nachlaß.[1])

Von Josef Müller in München.

B. Zweiter Hauptteil.

Nr. 6—12. Studien.

Nr. 6 enthält abgerissene Gedanken, wie sie auch in späteren Teilen zwischen und neben anderen Arbeiten verschwenderisch auftauchen. Einige der schönsten und noch nicht veröffentlichten sollen hier wiedergegeben werden:

Er hatte die Gabe zu überreden in dem Sinne, wie man jemand überreitet, nämlich über den Haufen reitet.

Nichts ist wahre Tugend als das, was aus der reinen Absicht ausgeübt wird, die Vollkommenheiten des Ganzen zu befördern.

Es ist wahrlich eine sehr feine Einrichtung in der Welt, daß das Gute doch geschieht, selbst von denen, die das Gute nicht lieben.

Es giebt Leute, die keinen Feind haben können; jedermann lobt sie, weil sie allenthalben eine subalterne Rolle spielen, indem sie mit einem Lächeln zu Diensten stehen.

Nicht immer macht die Feinheit, nicht immer die Sonderbarkeit des Gedankens, des Ausdrucks, der Situation der Objekte lächerlich. Der platteste Ausdruck, der schalste Witz kann durch den Platz, dahin er fällt, durch einen ganz eigenen Kontrast etwas so Komisches hineinbringen, daß man trotz seiner Übertegenheit über die Plattitude lachen muß.

Wenn man recht traurig ist und keine frohe Aussicht das Herz erheitert, so steigt der Kummer auf den höchsten Gipfel, und dann bricht die Welle auf einmal — man ist auf einige Zeit völlig ruhig. Ist es Hoffnung, ist es das Bewußtsein, daß wir für eine bessere Welt geschaffen sind, oder ist es bloß eine physikalische Wirkung, daß unsere feinen Nerven die höchste Ueberspannung nicht lange aushalten können?

Es giebt Leute, die man nur bewundern kann, ohne sie zu lieben, und andere, an welche uns eine geheime Sympathie fesselt, ohne daß wir eben würden sagen können, was gut an ihnen ist.

Wir sind alle mehr oder weniger Narren, das heißt gewöhnlich ist eine Hauptleidenschaft so sehr Meister über uns, daß sie mit unserem Kopf davonläuft, so oft sie uns allein ohne Hilfe antrifft. Die ganze Kunst besteht nur darin, die Leidenschaften miteinander in Wettstreit zu erhalten und nach dem jesuitischen System: divide et impera! zu verfahren. Wer dies kann, den nennen wir im Leben einen guten und klugen Menschen.

Ein vorwitziger Neugieriger ist auch immer ein unvorsichtiger Schwätzer. (Roman meines Lebens.)

Die Ruchlosigkeit eines unheiligen oder wollüstigen Schriftstellers ist der Verabscheuung würdiger und grausamer als unbedachtsame Freigeisterei und trunkner Ehebruch, nicht nur weil sie ihre Wirkungen weiter ausbreitet, sondern weil sie mit kalter Ueberlegung begonnen wird. Ein tugendhafter Mann kann zuweilen durch die Gewalt der Begierde überrascht werden, ehe ihm die Ueberlegung zu Hilfe kommen

[1]) Vgl. oben, S. 548 ff.

kann oder wenn die Neigungen einmal durch die Gewohnheit ihren Einfluß gestärkt haben. Aber was kann man für die kalte Niederträchtigkeit der ausgesonnenen Wollust, für die ruhige und überlegte Bosheit ausgearbeiteter Gottlosigkeit für Entschuldigung finden? Was für eine Strafe kann den Verbrechen dessen gleich sein, der sich in die Einsamkeit begiebt, um der Liederlichkeit nachzusinnen, der seine Einbildungskraft foltert und sein Gedächtnis plündert, bloß damit er die Welt weniger tugendhaft zurücklassen möge, als er sie gefunden hat, daß er die Hoffnung des aufwachsenden Geschlechts vereitele und desto künstlicher den Sinnen Fallstricke legen möge. (Scheint ein Citat zu sein, denn es ist bemerkt: Schwarmer, 77. Stück.)

Nr. 7 enthält „Ideenwürfel", „Bausteine". Förster hat in „Wahrheit aus Jean Pauls Leben", 3.—5. Band, viel daraus mitgeteilt. Es sind auch komische Histörchen darunter, wie sie der Dichter gern in seine Werke einschloß; z. B.: Ein Ehemann weiß seine fette Frau nicht anders vor dem Ersticken zu bewahren, als durch verstellten Zorn und Ehescheidung. Dabei wird er im Ernst toll und zornig. — Ein Armer will eine Komödie zum Besten der Armen geben. — Einer fürchtet immer den Tod und ist wegen der Stellung und Lage besorgt, in der ihn der Tod versteinert. — Wernlein (Gymnasiallehrer in Hof, später Dekan in Münchberg) paßt alle Morgen, ob jemand in die Morgenkirche geht, um dann keine Betstunde zu halten. Einer geht ihm zum Trotz jeden Morgen hin. (Dies Motiv hat Jean Paul in dem „Schreiben des Rektors Seemans über den mutmaßlichen Erduntergang am 18. Julius 1816" verwertet. Es ist in der „Herbstblumine" III. das 15. Stück.)

Es folgen: „Thorheiten", Sammelmaterial für Jean Pauls satirische Exkurse, mit der Überschrift: „Voltaire schrieb Thorheiten in seinem Alter und lachte so lange über fremde, bis er eigene hatte"; dann „Laune", lauter abgerissene Sätze, ebenfalls komischen, besonders ironischen Inhalts, z. B.: Wie der Mann seine zwei Brustwarzen nicht in der Absicht von der Natur erhalten, daß er damit Kinder säuge, so ist gewiß der Frau die schöne Brust nicht zu einem Ernährungswerkzeug der Kinder verliehen worden, sondern wahrscheinliche Gründe sind dafür, daß sie bloß Putz ist.

Nun kommt eine Sammlung aller möglichen Beziehungen und Vergleiche, die mit einem Begriff verbunden werden können; z. B. zu Vollmond: Blüte, Gipfel, Gesundheit, Jüngling u. s. w.; zu Neumond: Verfinsterung, Schwäche u. s. w.

Dann kommen „Synonyma", besonders viele für Tod, Blüte, besser werden, verkümmern 2c.

Dann „Entschlüsse", Regeln des Dichters über seine Schriftstellerei, über Ordnung in der Lesung seiner Excerpte und Studien (für jeden einzelnen Wochentag genau bestimmt), über Geschäfte, die er regelmäßig vornehmen wolle, über Zeit und Art der Erfindung seiner Stoffe u. s. w. Das Nähere ist bei Förster (Gesammelte

Werke 62 und Wahrheit aus Jean Pauls Leben) und Spazier 2, 171 ff. schon mitgeteilt. Vgl. auch mein Buch, S. 34, 35, sowie S. 368 ff. Nur die noch nicht mitgeteilte, überaus charakteristische Bemerkung des Dichters sei hier wiedergegeben:

Auf dem Todbett wird mich das noch trösten, daß es bloß auf erlaubten Wegen geschehen, daß ich mir allgemeinen Beifall verschaffte. Wie wenige hätten vor wenigen Jahren geglaubt, daß die Hände, die für mich Früchte der Erkenntnis brachen, die wären, die mir einmal einen grasgrünen Lorberkranz aufsetzen würden. Wir benützen unsere Gaben nicht redlich, wenn wir mit ihnen nicht solche, denen sie fehlen, nützen wollen. Niemand kann seine Pflicht so thun, daß er nicht mehr zu thun hätte ... Denn mit jedem Atemzug bekennen wir stillschweigend, daß wir von fremden Wolthaten leben. Diese Betrachtung bewog einen Scävola, daß er sein Vaterland durch seine Hand aufrichtete, indem er sie verbrannte. Wenn nun ein Mann, der bloß Hände hat, zu ihrer Aufopferung für das allgemeine Wohl verpflichtet ist, wieviel mehr bin ich schuldig, die Gelehrsamkeit, die teils durch Katheder, teils durch Repositorien in mich kam, durch beide wieder von mir zu geben und fremde Einsichten durch meine zu veredeln. Da ich mir nun nicht verbergen kann, daß ich mit Talent und Einsicht ausgerüstet bin, deren Mangel an andern ich ebenso deutlich gewahr werde, so werde ich — ich mag noch so viel schreiben — niemals mir, obgleich anderen, genug zu thun vermögen.

Nr. 7 enthält endlich noch eine große Anzahl „Einfälle", von denen auch schon das Meiste und Schönste bekannt gegeben ist, besonders in der Reimerschen Ausgabe 62, 169—220. Eine kleine Nachlese wird sicher erfreuen:

Die Schriften der Alten sind gleich den Köpfen alter Weiber zwar grau, aber nicht ähnlich.

Herder lebte zu sehr in den Zeiten des Geschmacks, als daß er in den Zeiten des Ungeschmacks nicht auch einige Strahlen seiner Kritik leuchten ließe; so leuchten die Edelsteine des Nachts, wenn sie am Tage in der Sonne gelegen.

Die Nacht ist die Freundin der Freude. Die Altäre der Venus waren in den dunkelsten Hainen. Die römische Braut löschte das Licht im Zimmer des Beilagers aus. Das Vergnügen blüht nur im Schatten; nur in trüben Wassern lassen sich Fische fangen. Die Freude besucht den Sterblichen nur wie Geister zu Mitternacht. Dunkle Kleider machen am meisten warm. Die Zunge leidet nicht gern Augen als Zeugen ihrer Wollust, das Licht macht die Freude sichtbar und auch unsichtbar. (Die Reimersche Ausgabe hat das Citat nur halb und verstümmelt.)

Ein enthüllter Busen ist oft der Berg Golgatha, auf dem die Tugend unvermeidlich umkommt.

Die Glocke ist das Sprachrohr der Zeit, das Zifferblatt das Ausgabebuch der Zeit.

Jedes Werk des Genies ist die Wirkung einer Krankheit, wie die Perle eine Art Stein der Würmer ist.

Diesen Gedanken hat Jean Paul oft variiert; so Selina 162 (Hempelsche Ausgabe): Die Seele ist eine lebendige Flamme, die sich vom Körper nährt; Dr. Katzenbergers Badereise S. 225: Ist nicht alles rechte geistige Leben eine vergiftete Hostie für den Leib? Ebenso Kampanerthal 50: Jeder Erkenntnisbaum ist ein Giftbaum, jede Verfeinerung langsame Kelchvergiftung. Vgl. auch Siebenkäs 260. In meiner „Seelenlehre Jean Pauls" S. 25 ff. wird diese aus der Art des Jean Paulschen Schaffens entsprungene Anschauung gewürdigt.

Nicht jede Erhebung nützt. Wäre David nicht auf das Dach gestiegen, so hätte er zwei nachbarliche Gebote nicht verletzt.

In Duodezbänden ist verhältnismäßig mehr Geist als in Folianten, wie in Gesträuchen mehr Mark als in hohen Bäumen.

Dumme lieben die Satire, in denen man sie aufbewahrt, wie das Rindvieh das Salz, womit man es einpöckelt. Die Satire ist der Schutz großer Geister gegen Anfälle. Den Vögeln dient ihr Gefieder nicht bloß zum Schmuck, sondern auch als Panzer.

Die Franzosen sind in der Litteratur Barbiere; ihr schimmerndes Schermesser mäht die schönen Bärte der Alten weg. Die meisten Barbiere sind auch Haarkräusler; das paßt hierher. (Dieses Bonmot ist in der Reimerschen Ausgabe 62, 178 folgendermaßen verstümmelt: Die Franzosen verrichten an den alten Klassikern den Dienst der Barbiere; ihr schimmerndes Schermesser nimmt die schönen Bärte der Alten weg, und ihre Kunst kräuselt das schlichte Haar derselben in zierliche Locken.)

Im Gebiet dunkler Wahrheiten ist es wie auf den Wegen: Die vorausgehen, hinterlassen den Nachfolgern Staub.

Der Witz weidet gern auf allen Fluren der Gedanken herum; ihn auf einerlei Nahrung beschränken, heißt ihn vermindern. Er wird wie gefangene Tiere mager, wenn er nicht frei ist. Nicht für ihn, obwohl für das Rindvieh, mag Stallfütterung das Beste sein. Der Witz hat gute Füße, der Verstand gute Augen; der erste stürzt ohne den anderen und der andere kriecht ohne den ersten. Wenn es ihre Neigungen erlauben, muß der Blinde den Lahmen auf die Schulter nehmen; aber sie sind selten einig und die Krücke ficht gegen den Stock.

Sie tadeln in meinem Brief nicht das, was ihn verteidigt, sondern die Orthographie der Verteidigung.

Das Alter macht die Haare weißer und die Herzen schwärzer.

Manche Satiriker sind gleich der Schlange giftig und kalt. Hofleute sind gleich der Schlange geschmeidig, aber kalt.

Sein Buch hat wie Moses ein glänzendes Angesicht und eine schwere Zunge.

Je mehr man Ideen hat, sowie Weiber, desto weniger herrschen sie.

Ein Plagiarius sollte sein Buch ankündigen par Robert et Compagnie. — Der Verstand ist der Vormund der Fantasie. — Die zweite Auflage eines Buches ist seine Wiedergeburt. — Witzige Ideen sind die Kryptogamen unter den Ideen des Geisterreichs.

Wenn das Herz der Altar Gottes ist, so ist der Kopf der Altarleuchter.

Das heilige Grab ist das Grab von Europa.

Die Schere der Parze ist eine Wachsstockschere.

Sonderbar! Mit dem Autor stirbt der Neid, allein sein Ruhm, der jenen ernährte, gewinnt neue Vergrößerung; der Lorbeer wächst und das Ungeziefer an demselben stirbt; so wachsen an der Leiche die Haare, wenn die Läuse sie verlassen. (Bei Reimer 62, 179 ist der mittlere Satz ausgelassen und der letzte ungenau.)

Wie man geheime Örter zu Nacht ausräumt, so redet man von unehrbaren Dingen in dunklen Ausdrücken.

Die Entkräftung ist das Fluggeld, das wir an die Natur bezahlen.

Das Feuer der Liebe läßt eine Brandstätte zurück. — Schmeichelei und Verleumdung rühren oft von derselben Ursache her, wie übler und guter Geruch bei Tieren sich oft an demselben Ort äußert. — Das Alter giebt der Sprache eine lächelnde Miene, gleichwie die Mumien in der Nikolaikirche zu Toulouse durch zurückziehende Vertrocknung zu lächeln scheinen.

Die Vorrede ist eine verlorene Schildwache. (Bei Reimer 62, 190 verschlimmbessert in: Eine Verteidigung in der Vorrede ist eine verlorene Schildwache. Nerrlich, S. 155 seiner Biographie druckt Förster getreu nach.)

Der Geburtstag des Christentums fällt früher als sein Namenstag.

Der Weise verwandelt oft die Narrenkappe zur Bienenkappe.

Die Erde wird durch Blumen illuminiert.

Die Gewitterwolken sind schwimmende Batterien oder Kriegsschiffe.

In der Natur, wie auf dem Schachbrett, kommt der Läufer weiter als der Springer.

Beschnittene Bäume werden älter als unbeschnittene. Baco. Minerva aus dem Kopf, Venus aus dem Geschlechtsglied.

Der Wind sorgt für die ausgesetzten Kinder der Pflanzen, wenn die Morgensonne die roten Vorhänge ihres Bettes aufschlägt.

Der Schnee ist das Tischtuch der Natur.

Der schöne Einband ist das Sterbekleid des Buchs.

Die Federn fetter Gänse sind schlechter als die magererer, so sind Gelehrte selten fett. (Bei Reimer 204 ganz verstümmelt.)

Es giebt gewisse Wahrheiten, zu denen nicht bloß ein guter Kopf, sondern auch ein gutes Herz erfordert wird, sowie in den Krystall ein unschuldiger Knabe sehen mußte.

Die Welt ist eine Lotterie, der Waisenknabe, der hier zieht, ist der Amor.

Der Schatten der Barbarei läuft wie der des Monds über die ganze Erde.

Die Wissenschaft verdoppelt wie zwei Lichter unser Leben. (Richtiger wohl: wie ein zweites Licht.)

Nr. 8 enthält: 1. „Edle Zufälligkeiten" (richtiger vielleicht Kontraste): Eine Flintenkugel fällt matt neben ihm zur Erde. Das unter dem Gewitter schlafende Kind. Der Blitz im Palast läuft an der Vergoldung hin. Soldatenleiche — heimwärts lustige Musik. Erratespiel, was die Wolken abbilden. . . . Vgl. Wahrheit u. s. w. 5, 346.

2. Fortsetzung der Synonyma und Sprachstudien. Ein Beispiel: Wörter, die den Begriff Ruhe ausprägen, und zwar 1. räumlich: Ruhebank, Ruhebett, Faulbett, Flußhafen, Kantonnierungsquartier, Sorgenstuhl. . . . 2. zeitlich: Rasttag, Ernte, Schulferien, Pausen, Sabbatjahr, Siesta. . . . 3. als Individuen (bei Jean Paul fälschlich „Personen"): stetiges Pferd, Faultier, Riesenfaultier (Megatherion), Quietist, stehendes Wasser (Personifikation), Schuldenabsitzer. . . . 4. actio: still liegende Lebensart, Sitzfleisch, intermittierender Puls, vis inertiae, fauler Stockschnupfen, Winterschlaf, Stillstehen der Sonne. . . .

Über den Begriff „Täuschung" bringt der Dichter eine Menge Exempel und Konkretionen: lederner Zopf, goldene Hüfte, Schminke, falsche Adern, Augen, Zähne, Haare, in effigie hängen, Titularrat, Wachsbild, redende Maschine, Fieberbilder, Traumgesichte, Pantomime, Luftspiegelung, juristische Fiktion, Papiergeld, Schatten, Katzengold, Territion, optischer Betrug, italienische Blumen, Porzellanblumen, Insel Baratavia (im Don Quichote), Apokryphe.

Desgleichen über den Begriff „Ähnlichkeit": Maskopeibruder (Handelskompagnon), Namensvetter, Nebenmann, copia vidimiata, Echo, Gleichnis, communicatio idiomatum, Landsmannschaft.

Auch eine Sammlung „guter" und „schlechter" Namen folgt später; als erstere führt Jean Paul auf: Albinus (Aubin vgl. Albano,

Held des Titan), Ämilius, Benigna, Theobald, Dion, Piatti (Hofdame in Dresden), Gesione, Thomasine, Eveline, Selina, Hilaria; als schlechte: Lukas, Zecherl, Thaddäus, Hofnas, Schnabel, Schrauder, Hasenstein. Vgl. S. 387 meines Buches.

Nr. 9 enthält die „Anziehstube meiner Aufsätze, die auf dem Theater der Welt die komische Rolle mit so vielem Glück durchzuspielen haben".

Es sind abgerissene Gedanken, wie: Den Mann in der großen Welt würde ein wenig Schwärmerei und den Priester ein wenig Unglaube nur noch schöner und liebenswürdiger machen. — Zum Glück giebt es doch noch hie und da einen rechtschaffenen Judas, der die Silberlinge, die er durch Kunstgriffe des Raubes an sich gezogen, durch ein frommes Testament in den Tempel wirft, und was den Rechtschaffenen freuen muß: dergleichen milde Stifter sind dem Judas des neuen Testamentes nicht nur darin unähnlich, daß sie sich nicht selbst aufhängen, sondern auch darin ähnlich, daß sie von keinem anderen aufgehangen werden. — Könnte man nicht die Klöster aufgerichtet haben, um Leute, deren Umgang schädlich gewesen wäre, dem Umgang abzuschneiden, wie nach Mosheim die Thiere gehalten wurden, um den Leuten den Genuß schädlichen Fleisches zu entziehen?

Nr. 10. „Mixta" enthält: 1. die Bonmotanthologie von Jean Pauls Zöglingen aus der Schwarzenbacher Hofmeisterperiode.

In „Wahrheit aus Jean Pauls Leben" 4, 260—271, ist ein Auszug gegeben; hier mögen einige schöne Gedanken der jungen Philosophen nachgetragen werden:

Georg Clöter: Die Vornehmen verlassen wie die Biber im Sommer ihren Bau und begeben sich aufs Land.

Das päpstliche Pallium ist die Tändelschürze der Bischöfe.

Meine (Jean Pauls) Schüler sind Proselyten von mir, weil sie vom Rektor abfielen.

Leo Vogel: Die von der Sonne entferntesten Planeten sind die größten, aber die von der Sonne entferntesten Polargewächse und Polarmenschen sind die kleinsten.

Die Hölle ist der glühende Ochse des Phalaris, worin Menschen gebraten werden.

Hölzel (ein Aufwärter) verwandelt die Schulstube in eine Tanzstube, wie in England Kirchen zugleich Komödienhäuser sind.

Samuel Clöter: Das Examen ist das jüngste Gericht der Schüler.

Der Himmel hat zwei Augen, eins am Tag, eins in der Nacht.

Das Herz ist ein Wasserfall.

Die Bienenkönigin lebt wie die ostindischen Weiber in Polyandrie.

Die Kinder müssen wie die Raupen in Windeln sich einpuppen, ehe sie auskriechen und gehen.

Die norwegischen Mäuse und die wütenden Hunde laufen geradeaus.

Die Hammerschmiede sind Nachtschmetterlinge, die mit grauem Anzug um das Feuer flattern wie diese.

Die Valveln lassen das Blut ein, aber nicht zurück, wie der Cerberus bloß ein-, aber nicht ausließ.

Emil Völkel: Meine Haare sind meine natürliche Kappe.

Fritz Clöter: Die Lebenstage sind die Wochentage, in denen wir arbeiten für den Sonntag des zweiten Lebens.

Wilhelmine Clöter: Milchgefäße sind Sonne und Mond, die das Wasser heraufziehen.

Im Frühling ist ein Schauspiel, wo die Erde das schönste Kleid anzieht, im Sommer ist Konzert, im Herbst thut sie das Nachtkleid an.

Es mögen auch die „Schulgesetze“ folgen, die noch nicht publiziert sind:

Wer lügt, dem wird eine Woche nicht geglaubt. Wer drei Lügen gesagt hat, darf nicht zum Spaziergang. — Wer nicht aufmerksam ist, muß auf den Faulheitstuhl. — Für jedes Buch, das einer vergessen, muß er einen Pfennig zahlen. — Wer eine Woche der faulste ist, bekommt einen Zettel für seine Eltern mit. — Wer zwei Wochen hintereinander nicht zu bessern war, wird durch das härteste Mittel, womit man sonst nur Rasende und Tiere bestraft, gebessert: durch den Stock. (Hieraus schon sieht man den Widerwillen des Dichters gegen dies auch heute noch so beliebte Erziehungsinstrument. Vgl. in meinem Buch S. 280–285: Vom Strafen.) — Wer das Herzusagende nicht lernt, bekommt einen Strich. — Alle Sonnabende Nägel abschneiden!

Auch über die „Eindrücke beim Unterricht“ führte Jean Paul genau Buch. Es sind eine Menge derartige Bemerkungen beigefügt, so: „7. Oktober 1790. Entzücken über die gefühlvolle Seele Georgs und den Fleiß meiner Schüler.“ (Über diesen Fleiß und die staunenswerten Leistungen der Zöglinge, vgl. Wahrheit 4, 254—256 und mein Buch S. 274 ff.) Hier findet sich auch die Bemerkung: „Einmal, früh oder spät nach meinem Tode liest doch Jemand meine unverbrannten Papiere.“ Auch steht hier die mysteriöse Stelle: „15. November 1790. Wichtigster Abend meines Lebens; denn ich empfand den Gedanken meines Todes... Ich drängte mich vor mein künftiges Sterbebett dreißig Jahre hindurch, sah mich mit der hängenden Totenhand... Ich vergesse den 15. November nie!“ (Wahrheit 4, 381.) Der 15. November war thatsächlich der Sterbetag Jean Pauls, nämlich im Jahre 1825, 35 statt 30 Jahre später.

Am 31. Juli ist bemerkt: „Sehnsucht, da gerade die Sonne auf die Erde wie betend niedergesunken war — Sehnsucht, ein weibliches Herz zu finden, das mir gehört. Ich will nicht das schönste Gesicht, aber das schönste Herz und ich kann an jenem alle Flecken, aber an diesem keine übersehen.“

Interessant ist die pädagogische Bemerkung (aus späterer Zeit, nämlich der 2. Schulperiode, wo Jean Paul vorzugsweise Mädchen unterrichtete): „Ich finde stets Mädchen, die von Männern ausgebildet waren, ausgezeichnet. Die Männer gaben ihnen Klarheit und Stärke, was die Frauen nicht vermögen. Sie verlieren darum nicht an Zartheit; der Hofmeister ist in der Moral so zart als eben die

Moral; denn die Männer, zumal die jungen, haben vielleicht so viel Zartgefühl als die Frauen; nur nicht so viel Achtung für dasselbe.“ Vgl. hierzu Unsichtbare Loge, 16. Kapitel, Ende.

Aus dem Bonmotheft der eigenen Kinder des Dichters heben wir heraus: Odilie: Ich habe dich ungezogen lieb. — Die Amöne ist keine Mutter, nur eine Amöne. — Vater, ich will gar nicht sterben; ich will bei dir bleiben. — Das Wasser schwimmt. — Die Menschenleute. — Ich werde immer größer, dann habe ich gar keinen Geburtstag mehr. — Max: Ist mein Geburtstag noch da? (Andere Naivitäten der Kinder Jean Pauls siehe Wahrheit 7, 216—219.)

Aus den pädagogischen Aufzeichnungen geht auch hervor, daß Jean Paul in seiner zweiten Unterrichtsperiode Mai 1794 bis Anfang 1796 den ziemlich erwachsenen Eleven biblische Geschichte nach Seiler und Logik nach Villaume vortrug, was Nerrlich S. 231 nicht erwähnt. Es ist darum auch nicht richtig, was Nerrlich S. 164 behauptet, der Religionsunterricht sei von Jean Paul so gut wie verbannt gewesen.

Nun folgt die „Via recti“, ein Regelbuch, das der Dichter für sich selbst, zur Ausmerzung seiner Fehler und üblen Angewohnheiten geschrieben. Es gewährt uns einen tiefen Einblick sowohl in die Menschenkenntnis und psychologische Begabung des Dichters als in die Zartheit und Gewissenhaftigkeit, mit der er über sein Gemütsleben wachte und unermüdlich an der Veredlung seines Innern arbeitete. In „Wahrheit aus Jean Pauls Leben“ ist 7, 228—242 eine Auslese dieses herrlichen Büchleins, aber mit nicht wenigen Abschreibfehlern, gegeben. S. 20—33 meines Werkes über Jean Paul habe ich auf Grund dieser wie der Gesamtproduktion und Lebensweise Jean Pauls seine „Methode der sittlichen Charakterbildung“ darzustellen versucht. Mir bleibt noch übrig, aus den etwa 500 Regeln das Schönste hier nachzutragen:

Kindern zeige nur Liebe und keinen Scherz (bei Förster fälschlich: Schmerz), außer den, der bloß belustigt, nicht beschämt. — Keine Vergangenheit oder Gegenwart (Zukunft?) kann helfen, wenn nicht die fortdauernde Gegenwart fest auf Frohsinn gegründet wird, weil dieser fortbesteht und da ist. — Die dumme Scheu, viel zu befehlen, was notwendig ist! — Sei nur einen Monat lang rein und vernünftig gut, so erreichst du unter lauter Ruhe und Freude, was die Gewalt samt der Leidenschaft verfehlt. — Die Unruhe und Unlust über eine Kleinigkeit ist aber keine Kleinigkeit. — Was hilft Besiegung einer Mücke, wenn tausend unbesiegt bleiben? Also laß dich leicht stechen und rede nicht davon! Versuche einmal mitten im Arbeiten gegen alle äußeren Störungen gleichgiltig zu sein! — Gewährst du etwas, so thue es ganz freundlich! Sonst geht dir das ganze Opfer verloren. Ebenso mit Abschlagen. — Mit einem bißchen sittlicher Vernunft thut man in der Ehe und überall weit mehr Gutes und verhütet Böses als mit einem ganzen Feuer Liebeswärme. — Sanftmut gegen Dienstbarkeit! — Niemals tadle unter dem Essen das schlechte Essen! Denn die Antwort macht das schlechte Essen zu noch schlechterem. — Damit du Geldausgaben nicht scheust, frage dich, bist du glücklicher, wenn du

zweitausend Scheine mehr hast statt einen? — Wenn man einmal sagt, man wolle dieses und dieses erdulden und verachten, so muß man durchaus kein Leiden ausnehmen ... Es wäre ja toll, wenn du dich von Mückenstichen zu heilen suchtest und die Hundsbisse ohne Heilung ließest. — Zerstückle das Leben und du machst dirs leicht; vereinige es und du machst dirs schwer. — Eben über Kleinigkeiten sollte man am wenigsten auffahren, da sie am häufigsten kommen und plagen. — Es braucht viel gute Worte, ehe du nur ein böses wieder gut machst. — Gerade über die Fehler, worüber du am stärksten zürnst, weil sie, nachdem du sie so oft getadelt, doch wiederkehren, sollte man sich eben aus diesem Grund am wenigsten entrüsten, da sie ja die Entschuldigung der angebornen Natur für sich haben. — Alles leicht und flüchtig nehmen, wie Yorik unterwegs! — Der Oberste überall, nicht bloß der Fürst, also der Hausvater, tritt mit größerer Gewalt auf, als er es weiß; seine Wünsche, seine Winke setzt er ohne Bewußtsein der Allgewalt voraus und verwundert sich am fremden Freuen über sein Freuen.[1]) Er weiß nicht, wie man ihn fürchtet, sonst wäre er anders. — Nach dem 59. Jahr sterben heißt doch bloß fünf oder zehn schlechtere Jahre verlieren, als man gehabt.

Nun folgt das „Vita"-Buch, welches die Rudimente der Selbstbiographie Jean Pauls enthält. Es ist im zweiten Band von „Wahrheit ꝛc." ziemlich vollständig wiedergegeben worden. Hier noch einige Fragmente:

Hart ist der Übergang der Menschen, die sich für bedeutend halten konnten in widerwärtiger Zeit. So werden hundert leiden bei diesen ewigen Umstürzungen. Sonst kannte man nur einzelne ephemere Ketzer; aber später trennen in der Kirche sich die Parteien. Es wird gleich schwer: das Alte unvermischt (unaufgelöst) festzuhalten und dasselbe den auflösenden Wassern zu überlassen. Der einsame Denker (Protestant). Alle diese haben es leichter, weil sie ihr Denken nicht in Sprache zu verwandeln haben. Nun folgt die bekannte Stelle (siehe Wahrheit aus Jean Pauls Leben 3, 10): Zur Heterodoxie brachten mich die jungen Männer; Knaben fliegen Jünglingen nach. Dann folgt: Aus einer körperlich und geistig umschränkten Haftmauer (bei Förster in Wahrheit aus Jean Pauls Leben 3, 7: Hofraum) ohne Männer, Lehrer, ohne Ideen, ohne alles Geistige! Der Vater dachte nur an sich; er hielt uns dem Rektorat für übergeben, fragte nicht mehr nach Fortschritten. Er oben in der Studier- und Geschäftsstube. (Dieser Satz ist von Förster in Wahrheit 3, 6 verstümmelt wiedergegeben; statt: „dachte nur an sich" ist beschönigend „konnte nur an sich denken" gesetzt; auch das Übrige ist verstellt.)

Freilich war nicht alles so idyllisch; aber das Jugendrot gleicht dem rosenfarbigen Spiegelglas, das alle Sachen in Rosenfarbe kleidet. In jenen glücklichen Zeiten ist der Seelenfriede leichter zu erkaufen, weil der Opferkreis, den er fordert, klar ist und leichter, indeß später die Schwierigkeit und Größe des völligen Opferns Lücken oder Verzug läßt, welche das himmlische Glück stören. Ein begeistertes Kind kann vollendet sein, aber kein Mann.

Über Musik: Sind einmal die Brunnen des Innern aufgethan, so quellen sie fort bis zum Überschwemmen, und ich sehne mich in der Abspannung nach einem trocknen Scherz, den ich mache. Es ist bloße Eindringung des Tongefühls ohne alle Beziehung; und doch machen mich lange Konzerte stumpf und verdrießlich. Es giebt kaum eine schlechte Musik

Meine alte Furcht, daß das Klavier auf einmal anfange zu spielen.

Etwas Kindisches ist in der Ordnung und Freude.

---

[1]) Das heißt wohl: an der Freude, die andere darüber haben, daß er zufrieden gestellt ist.

Ich bin äußerst ruhig; bloß mein Inneres braust über Welt, Gott.
Was litt ich unter der Maske der Lustigkeit!
Gott siehts, sagte jener Deutsche, als er das große Glas unter den Tisch schütten sollte.

Nr. 11 enthält „Bemerkungen über uns närrische Menschen". Sie sind im 62. Band der Reimerschen Ausgabe, S. 1—84, freilich auch mit Lese- und Abschreibefehlern sehr ausführlich mitgeteilt. Dem Faszikel sind angeschlossen: zwei Briefe aus einem Werk von Tissot: der erste von einem Mädchen, das durch Unkeuschheit ihr Leben vergiftete, der zweite von einem Selbstmörder, der durch Unzucht lebensüberdrüssig wurde. Aus dem übrigen Gedankenfond seien folgende Perlen ausgehoben:

Wenn der Schmerz das Herz in die Krallen nimmt, so äußert sich der Mensch in jedem Alter anders: Das Kind schreit, der Jüngling weint, der Mann seufzt, der Greis stirbt; so redet der Menschenschmerz immer leiser, bis man ihn unter dem Sarg und dem Grabesrand nimmer hört. — An die Weiber: Wenn ich an eure Tugenden denke, so liebe ich euch zu sehr. Wenn ich an eure Fehler denke — ach, dann kann ich meine von ihnen nicht unterscheiden, und ich liebe euch wieder zu sehr. — Verlust eines Freundes. Verhehle deinen Trost vor deinem Auge, das ins Grab eines Freundes sinkt! Ich fühle es freilich, daß es ein Leben giebt, das uns die Freunde wiedergiebt, die es uns genommen. Ach, jenes Leben giebt uns vielleicht mehr, als es uns wiedergiebt (dort, wo es viele neue Freundschaften giebt, finden wir freilich die alten wieder); aber wer führt durch das brausende Thal? Eben hier ist's, wo ich den Freund brauche und wo ich rufe: Ach, warum seid ihr nicht mehr bei mir? Eben an dieses Erdenherz, in das der Kummer seine Gänge gräbt, drücke ich ein ähnliches, und eben hier, wo der Liebe so wenig ist, ist sie unser Trost. Warum wird uns der Balsam nicht eher gegeben, als bis die Wunde vermodert ist? — Die beste Art zu reisen ist: zu Fuße zu gehn und den Wagen hinter sich zu haben. — In der Liebe ist den Mädchen die Sprache gestohlen, dem Manne nicht, jenen im Haß nicht. — Die Braut von Messina ist eigentlich das Pasquill auf die Vorsehung. — Ich wollte, ich wäre meine Frau, so wüßte ich nichts als Geld- und Kochnot. — Genies zu bloßen Schul- oder gewöhnlichen Staatsämtern anstellen, heißt Mozart zum Unterricht in Klavierstunden anstellen. — Fällt er (Merkel) mich noch einmal an, so versichere ich ihm — und er hat bis dahin Zeit, sich zu bessern — daß ich ihn in der großen Ausgabe überall, wo ich seinen Namen satirisch genannt, ausstreiche und mit einem elenden fingirten ausfüllen will, bloß damit ich ihm die Freude nehme, daß meine Satiren auf ihn namentlich auf die Nachwelt kommen. Bessert er sich, so will ich seinen Namen in all meinen Satiren auf ihn deutlich stehen lassen. — Selbst wenn der Nachahmer es soweit brächte, daß er die Schönheiten des Originals nacherzeugte, so bliebe er mir doch zuwider, weil er eine fremde Individualität auf die Ruinen der seinigen gepflanzt, ein fremdes Maß angenommen und das seinige aufgegeben hätte. — Etwas wie Beischlaf zur (ehelichen) Pflicht machen, was wenigstens bei Männern gar nicht im Wollen besteht, kann nur eine Gesetzgeberin Theodosia. — Der Fürst hat das Sprachrohr, der Unterthan das Hörrohr; zuweilen wäre die Umkehrung fast besser.
Es giebt kein Publikum, nur Publika.
Odilie sagte von einem Buch: Ich weiß, es ist dummes Zeug; aber es gefällt mir, weil ich auch dumm bin. Dumm und dumm gesellt sich gern.
Man nehme von allen Kaffeesurrogaten $^1/_{12}$ und thue bloß $^{11}/_{12}$ ordinären Kaffee hinzu, so wird man einen Kaffee haben, den die feinste Zunge nicht unterscheiden kann.

Nr. 12 enthält „Satiren", „Ironien", vgl. Reimer 62, 85—169. Hier noch einiges:

Es ist ein großes Glück für die Republik der Gelehrten, daß, wenn jemand eine Meinung vorbringt, man den Augenblick hören kann, was große Männer, die tot sind, dazu sagen, ob dagegen oder dafür. — Was mich am meisten ängstigt, ist meine Besorgnis, daß ich einmal ganz vernünftig werde. — Was einen unsterblichen Autor, der nachrechnen kann, mit was für Mühe er die Unsterblichkeit erreicht, oft ärgern kann, ist, daß der, der ihn verlegt, Arm in Arm mit in die Ehrenpforte der Ewigkeit eingeht. — Eine Preisfrage: den Ort anzugeben, wo der Hund die meisten Flöhe hat, um sie leichter zu finden und zu tilgen. Der Preis wäre ein Hund. — Seinetwegen möchte ich zum wütenden Hund werden, um ihn toll zu beißen. — Gebt mir nur zu trinken und dann so viel Unglück, als ihr wollt! Ich trinke so gut als zu viel; aber ich wanke nicht, sondern kann stehen. Alle Geister steigen zu meinem aufwärts und besetzen die Zunge; ich rede dann so so, und da wird mirs verziehen, weil man leichter Unsinn als Stolpern vergiebt. — August 1808 zur Magd: Da kommen die Leute aus Reuß und Preußen und Sch. und stören mich Vormittag. Zuletzt lasse ich meinen Hintern abmalen und hänge ihn hinaus, so haben sie mich doch gesehen. — Wenn ich nur einmal erlebte, daß mich einer übertrieben lobte! 1803. — Ich danke nur Gott, daß ich das nicht zu lesen brauche, was nach meinem Tod herauskommt.

C. Dritter Hauptteil.

Faszikel Nr. 13 a und b: Selbständige größere Aufsätze

I. Aus der Gymnasialzeit in Hof.

Fast gleichzeitig mit der Excerptenarbeit begann der junge Gymnasiast auch seine eigenen Gedanken über die verschiedensten Themata, wie sie die Lektüre ihm nahe gebracht hatte, schriftlich zu fixieren und in Sammelheften sorgfältig aufzubewahren. Er nannte diese Versuche „Übungen im Denken"; sie begannen im September 1779 und reichen bis Anfang 1781. Das erste Heft trägt das bezeichnende Motto aus Engels „Philosoph für die Welt": „Schon hienieden ist die Weisheit an himmlischen Freuden reich und wäre sie's nicht, warum säh'n wir aus ihrem Schoße so ruhig allen Eitelkeiten der Welt zu?" Das Dezemberheft trägt das bezeichnende Motto: „Qui nunquam male, nunquam bene". Im Eingang sagt der Autor: „Diese Versuche sind bloß für mich. Sie sind nicht gemacht, um andern etwas Neues zu lehren. Sie sollen mich blos üben, um's einmal zu können. Sie sind nicht Endzweck, sondern Mittel — nicht neue Wahrheiten selbst, sondern der Weg, sie zu erfinden."

Auffallend und für den Eifer, mit dem Jean Paul alles behandelte, charakteristisch ist der angefügte Vorsatz, daß „jeder Monat sechs Bogen und jeder Band drei Monate" enthalten solle. So wollte sich der strebsame Jüngling ähnlich wie bei dem Excerptenunternehmen von vornherein an eine strikte, regelmäßige Thätigkeit binden und

seine Schulung im Denken und Gedankenausdruck nicht dem Zufall und der Laune überlassen. Den Aufsätzen sind lose Bemerkungen beigefügt, die zum Teil in spätere Werke des Dichters, besonders in die „Teufelspapiere" aufgenommen wurden und von Förster in „Wahrheit aus dem Leben Jean Pauls" 3, 67—95 ziemlich vollständig wiedergegeben sind.

Diese späteren Bemerkungen sind weit geistreicher und wertvoller als die Aufsätze selbst, bei denen man nicht vergessen darf, daß es Spekulationen eines sechzehn- bis achtzehnjährigen Knaben sind. Sie sollen deshalb nur in kurzem Auszug angeführt werden. (Förster führt nur die Titel an und giebt allein vom ersten und zehnten Aufsatz im 34. Band der 3. Gesamtausgabe ein längeres Resumé.) Die Sammlung beginnt mit einer Untersuchung „Wie unser Begriff von Gott beschaffen sei". Gott zu denken, müßte man unendliche Kräfte haben. Um Gott einigermaßen vorzustellen, nehmen wir alle geistigen Vollkommenheiten, die wir an uns kennen und drängen sie in ein Bild zusammen und dies nennen wir den Begriff von Gott.

Der zweite Aufsatz handelt „Von der Harmonie zwischen unseren wahren und irrigen Sätzen". Der Irrtum als solcher wird nicht immer eingesehen. Wir verknüpfen Wahres und Irriges gemischt. Wir müssen also Nachsicht mit dem Fehlenden haben. Er irrt in der Meinung, Wahrheit zu erkennen.

Die dritte Untersuchung führt den Titel: „Ein Ding ohne Kraft ist nicht möglich." Die Kraft giebt den Grund und die Möglichkeit des Seins. Hier ist Leibnitzischer Einfluß zu spüren.

Die vierte lautet: „Ist die Welt ein perpetuum mobile?" Die Frage wird bejaht, da die Summe der Kräfte immer dieselbe bleibe. Für diese später von Euler exakt gelöste Aufgabe war die Zeit noch nicht reif. Jean Pauls Essay ist ganz wertlos. Mit reiner Spekulation sucht er an ein Problem heranzutreten, das nur durch die mathematische und naturwissenschaftliche Methode gelöst werden kann. Die Antwort Eulers fiel bekanntlich negativ aus.

Die fünfte bringt „Allgemeines über Physiognomien". Hier kommt Jean Paul auf den richtigen Weg. Um rationell zu verfahren, solle man erst empirisch erforschen, welche Miene der Mensch bei dieser oder jener Handlung, Empfindung habe; dann könne man vergleichen und schließen.

Die sechste: „Unsere Begriffe von Geistern, die anders als wir sind." Alle unsere Vorstellungen von einem Geiste sind anthropomorphistisch.

Die siebente: „Wie sich der Mensch, das Tier, die Pflanze und die noch geringeren Wesen vervollkommnen" (der umfangreichste Aufsatz).

Der Mensch ist unsterblich, das Tier auch. Ich bin sehr geneigt, zu glauben, daß das Tier an eben demselben Ort nach seinem Tod forterxistieren werde, wo der Mensch fortdauert. Es war sein Begleiter in diesem Leben; warum soll es im künftigen Leben nicht sein? Das Tier tritt um eine Stufe höher, aber es wird nicht Mensch, sowenig der Mensch nach seinem Tod Engel wird. Es bleibt Tier, aber es erklimmt eine höhere Stufe in der Tierheit. Wieviel tausend Arten von Tieren giebt es! Jedes klimmt höher — aber das Verhältnis gegeneinander bleibt. Das Schaf wird dem Fuchs nicht gleichkommen; ein Wurm, den ich mit Füßen trete, wird das Pferd nicht erreichen. Welch reizende Aussicht, sich diese ganze Tiermenge zu denken, jedes veredelt, zu höherer Bestimmung erhoben, mit besseren Kräften beschenkt! Nach Millionen Jahren was wird der Hund sein, der mich jetzt liebkost, und mit was für Augen werde ich ihn ansehen? Die Pflanze (ein schwaches Gefühl schreibt ihr Jean Paul zu) wird mehr als Pflanze werden, aber Tier nicht; denn sie war's in diesem Leben nicht. O, wie muß ich mich freuen, wenn ich jene blumenvollen Gefilde betrachte, wenn ich glaube, daß sie auch ihr Dasein fühlen! wenn ich mich so ganz im Kreise fühlender, sich freuender Wesen erblicke, wenn ich bedenke, daß auch diese Pflanze in der Ewigkeit sein wird! . . .

Von den Dingen, die unter den Pflanzen sind, meint Jean Paul:

Sie sind Monaden, sind Seelen, wenn Leibnitz recht hat. Sie werden auch ihre Kräfte entwickeln. Millionen und Millionen Jahre sind ihrer, und diese sollen in Absicht ihrer selbst umsonst gewesen sein? Gewiß nicht. Wer weiß, was jede Veränderung, jede Versetzung, die mit ihnen vorgenommen wird, zu ihrer Vollkommenheit beiträgt! In der Welt ist eins mit dem andern verbunden, in jedem wird gewirkt oder es wirkt selbst — und dieses alles nicht umsonst. O, der Wunder der Schöpfung sind mehr als wir glauben. Wir kennen kein Tier nach seiner inneren Beschaffenheit, keine Pflanze, kein anderes Wesen recht. Dank dir, daß du Menschen geschaffen hast, Gott Vater! Wie freue ich mich zu sein, künftig noch zu sein, um zu betrachten diese ganze neue Welt, mit anderen Tieren bevölkert, die Vernunft haben, mit Pflanzen besät, die den jetzigen Tieren gleichen, und mit Wundern erfüllt, wovon ich mir jetzt noch gar keinen Begriff mache. Welche Wesen werde ich erblicken über mir, neben mir, unter mir! Und ich — ach was werde ich dann sein? Mit Freude werde ich mich der Stunde erinnern, wo ich künftige Wunder Gottes nur erst im Dunkeln mutmaßte . . . welche neue Kräfte werde ich erhalten? Wie werden die jetzigen verstärkt werden? Welche neuen Sinne werde ich bekommen, um nur mehr, nur größere Wunder zu entdecken? Und wie werde ich dich lieben, meine Mitmenschen lieben? . . .

Es ist an dieser von Schwärmerei nicht freien Auslassung von hohem Interesse, zu sehen, daß Jean Pauls Ideen über Tierunsterblichkeit (siehe darüber mein Hauptwerk S. 169—171) bis in die früheste Jugend hinaufreichen und offenbar von Leibnitz angeregt waren. Seinerseits ist wieder Fechner durch Jean Paul zu seinen Blumenseelen gekommen, wie denn überhaupt der Autor des Zendavesta und der Strapelia mixta als Philosoph gleicherweise wie als Humorist von Jean Pauls Ideen stark abhängig war.

Als noch ungedruckte „Bemerkung" in diesem Heft möge erwähnt werden der Aphorismus: „Der Demütigste ist oft der Hochmütigste. Nimm dem Demütigen seine Demut, wie er entrüstet wird! Eben das, womit der Demütige grollt, ist die ‚Demut'."

Der achte Aufsatz „Über die Religionen in der Welt“ vom Dezember 1780 ist nach einer späteren Umarbeitung in der Reimerschen Ausgabe 62, 223—228 abgedruckt. Alle Religionen sind nach Jean Paul „Abbild der Kulturstufe und der nationalen Charaktereigenschaften eines Volkes, daher nur von relativer, aber vollkommen genügender Wahrheit. Wenn die christliche Religion allzeit und überall die beste wäre, würde sie nicht Gott, der Alles thut, Glück über seine Geschöpfe zu verbreiten, nach Amerika, Afrika, Asien haben gelangen lassen? Fehlen etwa die Mittel dem Allweisen? Zum ewigen Heil eine bestimmte Religion zu verlangen, ist daher eine ganz ungereimte Vorstellung. Es hienge dann unsere Seeligkeit oder Verdammnung von dem Zufall ab, wo und wann wir geboren wurden. Jede Religion ist wahr und die anscheinende Verschiedenheit der Religionen ist nur Verschiedenheit des Grades ihrer Geistigkeit. Daher ist die Entwicklung des religiösen Geistes noch lange nicht abgeschlossen. Die herrliche Morgenröte, die über das Gebiet unserer Religionslehren herüberdämmert, verkündet einen noch herrlicheren Tag und ist ein schwaches Bild von der Sonne, die unseren Nachkommen glänzen wird.“

Der neunte Aufsatz hat das Thema: „Jeder Mensch ist sich selbst Maßstab, wonach er alles abmißt.“ Es wird das Glück, aber auch die Täuschung auseinandergesetzt, die darin liegt.

Der zehnte handelt „Über Narren und Weise“, ein Lieblingsthema des jungen Dichters und Satirikers. Es ist eine Grundidee Jean Pauls, daß ein Gran Narrheit zum unverfälschten Menschentum gehört. „Gott verhüte, daß ich einmal ganz gescheidt werde!“ spricht er anderswo aus. Ein Narr sei oft nur ein verstimmtes Genie. Die Grenzen der Weisheit und Narrheit liefen ineinander. Etwas ganz anderes als der Narr sei der Dumme; dieser habe mit dem Weisen nichts gemein. Das wird von Jean Paul höchst geistreich und scharfsinnig nach allen Beziehungen dargelegt. Vgl. Reimer 62, 238—245.

Eine ähnliche Studie „Über Narren und Weise, Dummköpfe und Genies“ findet sich der Hauptsache nach bei Reimer 62, 229—237. Desgleichen eine weitere vom Mai 1781: „Die Wahrheit ein Traum“ 62, 254—262. Der Grundgedanke ist: Warum giebt es so viele Irrtümer? Wer hat Recht, Spinoza oder Leibnitz, Moses, Zeno, Luther, Lamettrie oder Voltaire? Wenn ihr euch über Irrtümer beklagt, so beklagt ihr euch über eure Endlichkeit. Das Wesen der Dinge ist unerforschlich. Mit Nacht ist des Allwissenden Rat umhüllt; wir entdecken nur einzelne Spuren seines Plans, und diese sind so weise und erhaben — sollen wir nicht denken, daß das, was wir nicht kennen, ebenso erhaben und weise

sein wird? Glaubt mir, jeder Irrtum in der Welt entsteht nicht ohne den Willen des Schöpfers und ist mannigfach nütze, ist mit in die unabsehbare, verwickelte Kette der Weltbegebenheiten verwebt. Euer dürstender Geist wird befriedigt werden.

In einer von Förster nicht abgedruckten Bemerkung zu diesen Arbeiten tritt Jean Paul gegen die Willensfreiheit auf. Die Lehre von der Freiheit sei strittig. Der Geist könne auch ein automatum spirituale sein. Den Grund unseres Handelns in den inneren freien Willen zu setzen, sei keine Erklärung. Du willst dieses, weil du es willst — ist ein identischer Satz. Nun ist allemal wieder die Frage: warum du dieses Wollen willst und so fort bis ins Unendliche. (Bekanntlich auch von Schopenhauer geltend gemacht.) Also müsse der Grund außer uns liegen. „Oder sind die Gedanken Ketten von Vorstellungen, wo jede Grund und Folge ist? Und hieng die erste von uns ab?" Diese Bemerkung ist deshalb so wichtig, weil sie uns zeigt, wie tief damals schon der junge Denker in die philosophische Skepsis geraten war. Die Willensfreiheit war dem nachmaligen Jean Paul bei aller sonstigen metaphysischen und religiösen Denkweite unerschütterliche Thatsache der Selbstgewißheit und wurde schon 1790 gegen Leibnitzens prästabilierte Harmonie ins Feld geführt; siehe Reimer 63, 48—52. Gleich nach obiger Stelle folgt der bei Förster 3, 84 abgedruckte Absatz: „Wir begreifen gar nichts von Geistern u. s. w." Die zweitvorangehende Bemerkung S. 82 über „Schönheit als Reich der Liebe" ist auch nur verstümmelt wiedergegeben. Vor dem Schlußsatze ist einzufügen: „Zwar kann auch der zu Reizbare für das Schöne zu einer unedlen That verleitet werden; aber diese ist ein Fehltritt, den selbst die besten Männer oft nicht vermieden haben, und dessen Folgen nicht so schädlich sind, als von einem andern Laster, weil der Grund in zu starkem Reize sinnlicher Begierden liegt." Dann folgt die schöne Stelle: „Ich möchte eher vor dem Bild alles Schönen und Vollkommenen niederfallen, hinauf zu ihm weinen, wenn ich eine rührende Schönheit erblicke, als wollüstige Gedanken haben." Der fettgedruckte Bedingungssatz fehlt bei Förster; dadurch wird die ganze Stelle schief und beziehunglos, wie sie auch durch den fehlenden Kontrast des vorangegangenen Satzes in ihrer Pointe verdunkelt wird.

Der Aufsatz „Man belohnt die Tugend zu wenig in der Welt und bestraft das Laster zu sehr", S. 86, ist bei Förster sehr gedrängt. Jean Paul führt aus, daß Hinrichtungen mit allen Formen und Schrecken in der Öffentlichkeit vor sich gehen, von Belohnungen dagegen sehe man nichts. Welche Aneiferung wäre es für die Tugend, wenn der Edle, wie Joseph in Ägypten, öffentlich vorgeführt würde! Neu ist auch der schöne Gedanke:

Wir sollen hier nicht weise werden, aber den Trieb bekommen, es einmal zu werden. Gottes Absicht hier in diesem Leben ist nicht, uns durch das reine Licht der Wahrheit zu erleuchten, sondern nur durch einen Schimmer derselben den wißbegierigen Geist nach einem Vergnügen anzulocken, das in einer andern Welt unsere größte Wollust ausmachen wird. Reine Wollust gebiert Ekel; reine Wahrheit ist für uns nicht, weil sie der Thätigkeit des rastlosen Geistes Grenzen setzt.

Ein Gespräch bei Reimer 62, 248, das auch hierher gehört und über das Thema handelt: „Wie soll ich einen Narren zu einem noch größeren machen?" hat im Manuskript die Fortsetzung: „Um einen zu bessern, muß man ihm nicht sagen, daß er schlecht sei, sondern ihm seine gute Meinung von sich lassen. Denn eben diese dient, ihn zu dem umzubilden, was er schon zu sein glaubt". Neu ist endlich: „Das Böse ist das Salz, womit man das Gute würzt und ohne welches es unschmackhaft wäre. Wir klagen so oft über das Böse in der Welt und bedenken nicht, daß es notwendig ist, um das Gute zu fühlen. Die physischen Übel vermindern, heißt eine große Anzahl Freuden aus derselben hinwegnehmen." (Das Böse ist hier im Sinne von Übel verstanden.)

Aus dem Jahre 1779 und 1780 sind noch zwei Gymnasialreden Jean Pauls aufbewahrt, die der junge Primaner gewürdigt wurde, bei zwei festlichen Akten vor versammelter Corona nach damaliger Sitte zu halten. Die eine handelt „Über das Studium der Philosophie auf Schulen"[1] (abgedruckt bei Reimer 63, 5—16), die andere hat Nerrlich in der wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung Nr. 16 des Jahrganges 1882 vollständig zur Mitteilung gebracht, nachdem Förster in der dritten Ausgabe von Jean Pauls Werken, Band 34, bereits Bruchstücke gegeben hatte. Sie handelt von der „Bedeutung der Erfindung neuer Wahrheiten", und zwar nach ihrer nützlichen, wie nach Umständen auch schädlichen Seite. Dies wird für die einzelnen Wissenschaften, Theologie, Philosophie, Jurisprudenz und Heilkunde durchgeführt. Auch die Theologie könne getrost Einwürfe abwarten, und auch der Lessingsche Fragmentist habe seinen Widerleger (nicht Widersacher, wie Förster schreibt) gefunden.[2])

[1]) Weggelassen resp. verstümmelt ist in der gedruckten Ausgabe: „Der philosophisch geschulte Theolog wird das Bibelbuch leichter erklären und den Sinn gewisser Schriftsteller mit Hilfe gesunder Exegese bestimmen können ... Er wird nicht zuviel verbessern und reformieren wollen, noch auch alles annehmen, was die Alten behauptet haben, noch glauben, daß man bloß, weil es andere auch so gesagt und vorgetragen haben, in der Theologie kein Jota verändern und das System immer in den Zustand, wo es vor Jahren war, belassen müsse."

[2]) Auch in dieser Rede hat Nerrlich zahlreiche Verstöße gemacht. Zuerst ist schon seltsam, daß er durchweg die erste Fassung, nicht die vielen Verbesserungen des Autors bringt, dann fehlt S. 15 des Manuskripts der Satz: „Schwierigkeiten setzen aber allzeit die Möglichkeit zu Neuerungen voraus." Von dem Neuerungssüchtigen sagt Jean Paul: „Er glaubt entweder aus Gründen oder nicht. Ists erste,

Noch datiert aus dieser Zeit ein Aufsatz „Über die Spuren der Vorsehung bei dem Übel der Armut und Krankheit", den Jean Paul im siebzehnten Jahre (1780) „zum Trost für einen Gönner und Wohlthäter nach dessen Wiedergenesung" schrieb. Er steht bei Reimer, Band 65, 133—142. So rätselhaft die Wege der Vorsehung erscheinen — sie ist gerecht. Krankheit ist oft eine fruchtbare Quelle neuen Glückes. Es ist bemerkenswert, daß Jean Paul das Vertrauen auf Gott und seine Vorsehung auch in der Zeit der größten Skepsis nie verlor.

II. Die Schriftstellerthätigkeit in der Universitätszeit.

Zu Ostern 1781 bezog Jean Paul die Universität Leipzig und wurde am 19. Mai als Candidat der Theologie unter die Zahl der Akademiker aufgenommen. Hier begann er das „Tagebuch meiner Arbeiten. Auf den Monat August 1781", eine Fortsetzung der „Übungen". Es sind davon zwei Hefte vorhanden, von denen Förster in „Wahrheit" 3, 137—169, Auszüge gemacht hat. Wir wollen einige Nachträge geben:

Lessing sagt: Man redet am meisten von der Tugend, die man nicht hat.[1] Wie wahr! Wer predigt mehr von der christlichen Liebe als der blinde Fanatiker, der jeden Andersdenkenden verfolgt? Wer erhebt mehr die unparteiische Gerechtigkeit als der bestochene Richter und wer ist ein eifrigerer Lobredner der Demut als der Hochmütige? Wir ersetzen das durch Worte, was wir nicht durch die That beweisen können; wir wollen, daß die anderen aus unseren Worten einen Schluß auf unsere Praxis machen.

A. Sie hätten besser gethan, wenn Sie Ihre Dummheit bloß gedacht hätten, statt sie drucken zu lassen. Denn Mißgeburten gefallen bloß dem Vater, der sie erzeugt hat.

B. Zugegeben, daß ich nur Dummheiten denke — wer hätte sie mir denn bezahlt?

A. Sie wollen also nicht umsonst dumm sein? Wären Sie mit gewissen Priestern bekannt worden, vielleicht hätten Ihnen diese dafür das Himmelreich er-

so muß er auch Altes glauben; denn dieses hat auch Gründe für sich." Nerrlich liest für Altes „Alles", was kompleten Unsinn giebt. Weiter sagt Jean Paul: Es ist gleich, ob man Altes oder Neues nachbetet. Nur die Materie ist verschieden. Nerrlich läßt das durchstrichene „Form" wieder aufleben. Das „tüchtige" vor „Gründen" läßt er weg. Man soll also nicht aus tüchtigen Gründen, sondern nur aus Gründen eine Ansicht annehmen. Ebenfalls verderbt ist der Satz: „Wie leicht wird seine Begierde ... ihn überreden, sie (die Meinung) sei wahr." Nerrlich schreibt: „Wie l. w. s. B. dich fühlen machen, sie sei mehr, da sie's doch nicht ist." Jean Paul sagt von den Wahrheiten, die sich auf Gott, unsern Geist, sein Glück beziehen: „Wichtigere haben wir nicht." Nerrlich setzt: „Sind diese nicht wichtig?" Der folgende Satz fehlt: „Ebenso ist auch ein Philosoph nicht das, was er sein soll, wenn er, anstatt ernste Wahrheiten zu finden, der Neuerungssucht verfällt."

[1] „Man spricht selten von der Tugend, die man hat, aber desto öfter von der, die uns fehlt." Minna von Barnhelm II, 1.

teilt, oder vielleicht hätte Ihre Verdienste ein Patronus ecclesiae mit einer Pfarre belohnt.

B. Was Sie mir da sagen! Hm! Das kann ich ja jetzt noch thun. Ich eigne meine Schrift de puniendis haereticis dem Herrn ... zu. Adieu!

A. Wunderbar! Muß ich gerade klug reden, um diesen dümmer zu machen. Nichts giebt der Dummheit mehr Nahrung als der Verstand des andern.

Das Mittelmäßige ist der Polyp zwischen dem Guten und Schlechten.

Die Menschenliebe ist eine Blume, die nur in weichem und feuchtem Erdboden wächst; Thränen sind der Thau, der ihr Wachstum befördert. Wer nie über sein eignes Elend geweint hat, wird ebensowenig über das fremde weinen; wer nie gelitten hat, wird nie mit dem Leidenden sympathisieren.

Es hat noch kein Weiser gelebt, der nicht in irgend einer Sache von einem Dummkopf wäre übertroffen worden.

Die Jugend ist die Zeit der Erfahrung, das Alter die Zeit der Meditation.

Sich an seinem Feind rächen heißt die Vergehen anderer an sich selbst bestrafen.

Die Fürsten sind den Schriftstellern das, was die Gestirne den Chaldäern waren: nicht bloß Gegenstände der Anbetung, sondern auch der astronomischen Beobachtung.

Die Schatzkammer der mit gekrönten Häuptern gestempelten Thorheiten hat sich für uns erschöpft, kaum daß noch der Nachtrab der Satire: das Pasquill mit lügender und privilegierter Hand eine falsche Münze schmiedet.

Aus dem Jahre 1781 sind noch die Aufsätze, die im 65. Band, S. 17 ff. der Reimerschen Ausgabe stehen: „Etwas über den Menschen", „Vergleichung des Atheismus mit dem Fanatismus", Etwas über Leibnitzens Monadologie" und der im 65. Band nachgetragene „Über die Liebe".

Der erste ist stark von Jerusalems „Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion" (1768, vgl. das Citat daraus oben, S. 566; das am Schluß der Seite stehende Gedicht ist aus Youngs Nachtgedanken, 1. Nacht, Vers 72—85) beeinflußt, desgleichen von Popes gleichnamigen Essay (Popes sämtliche Werke sind 1780 unter den gelesenen Büchern aufgemerkt). Wie Pope hält Jean Paul die Licht- und Schattenseiten in der menschlichen Natur einander grell gegenüber, um dann das Facit der demütigen Selbstbescheidung sowohl in der Eigenschätzung als in Beurteilung Fremder zu ziehen. Der Grundgedanke ist: „Wenn nur eine unendliche Hand den Menschen schaffen konnte, so kann ihn vielleicht auch nur ein unendliches Auge durchschauen." Die Sprache ist schwungvoll dramatisch, die Disposition meisterhaft, der Stil keineswegs überladen, wie in manchen späteren Werken; Jean Paul gewinnt dem etwas trivialen Thema ganz neue und glänzende Seiten ab.

Der zweite Aufsatz beschäftigt sich mit einem Lieblingsthema der Aufklärungszeit: ob Unglaube oder Aberglaube den Vorzug verdiene. Indem unter Aberglaube oder „Fanatismus" stillschweigend die Orthodoxie verstanden wurde, konnte sich der Bürger der „erleuchteten Zeit" mit seiner Vernunftreligion behaglich und ruhmgekrönt in der

rechten Mitte niederlassen. Dabei fiel der Richterspruch zwischen den zwei Extremen keineswegs zu Gunsten des „Aberglaubens“ aus; der Rationalist stand dem Atheisten als einem Denker weit näher, als dem blinden Offenbarungsgläubigen, gegen den er unaufhörlich anzukämpfen hatte. So erklärt es sich, daß selbst so unverfälschte Theisten, wie Baco, Bayle, Shaftesbury, Voltaire in der Wahl zwischen beiden Polen sich für den Unglauben entschieden. Auch Jean Paul, ganz beeinflußt von dieser Stimmung, läßt im Vergleich zwischen Atheismus und „Fanatismus“ auf ersteren ein viel günstigeres Licht fallen: „Der Atheist irrt, weil er selbst denkt; der Fanatiker, weil er bloß mit dem andern denkt; jener gelangt mit Mühe auf einen ungewöhnlichen Irrweg, welcher einen Mann fordert, der auch die steilsten Höhen der Wahrheit erklimmen kann; dieser hat seinen Irrtum einer Schwäche zu danken, die halb die Wirkung seines Kopfes, halb die Wirkung seines Herzens ist ... Ein Atheist muß ein Philosoph, ein Fanatiker ein schlechter Theolog sein ... Der Aberglaube hat nie einen großen Mann zum Anhänger gehabt, außer in dem Zeitpunkt, wo der große anfängt, klein zu werden;[1]) der Atheismus hat einen Spinoza gehabt. Man kann den Gottesleugner durch Gründe widerlegen, der Abergläubige nimmt keine an ... Der Atheist ist ein besserer Bürger als der Fanatiker, weil er toleranter ist (in der ersten Fassung: „er ist verträglicher“. Nerrlich referiert in seiner Biographie S. 115 hier „tolerant“ in gewohnter Oberflächlichkeit; der Komparativ ist hier von großer Bedeutung.) Der Fanatiker glaubt den Andersdenkenden hassen zu dürfen, weil er ihn der Hölle würdig hält. Der Atheist äußert mitleidigen Stolz gegen den, dessen Meinungen er für einen Beweis seiner Dummheit ansieht ... Die Menschheit hat die Schläge des Fanatizismus tief genug gefühlt, der im Gewande der Religion jedes Verbrechen des Ruchlosen beging, der aus Begierde nach dem künftigen Himmel die gegenwärtige Welt in eine Hölle verwandelte, der seine Gestalt in die Jahrbücher der Welt mit blutigen Zügen gezeichnet hat.“ (Jean Paul kennt hier weder den gedankenlos nachbetenden Atheisten, noch den hervorragenden, gottesgläubigen Forscher, wie ihn doch das Exempel eines Descartes, Leibniz, Newton der Zeit hätte zum Bewußtsein bringen können; daß es ferner auch einen Fanatismus des Unglaubens geben könne, daß die Scheußlichkeiten eines irreligiösen Pöbels die Ausschreitungen des religiösen Fanatismus weit hinter sich lassen würden, ja daß selbst die glorifizierte „Vernunftreligion“ vor Ausübung solcher Scheußlichkeiten keineswegs schütze, dafür hatte Robespierre und die französische Revolution die Probe noch nicht

[1]) Dieser Einschränkungssatz fehlt bei Reimer und Nerrlich.

geliefert. Bald änderte der Dichter seine Meinung in diesem Punkt gründlich. Im komischen Anhang zum Titan, 10. Januarblatt, sagt er: „Ich wollte lieber in der dumpfen Schwadenluft des Aberglaubens stehen, als in der bis zum Nichts verdünnten Luft des Unglaubens, wo die lechzende Brust im Haschen eines nichtigen Atems an Zuckungen stirbt." Ja er gewinnt aus poetischen und religiösen Gründen später sogar Liebe für den Aberglauben, „für den ein reineres und sanfteres Wort zu wählen wäre, z. B. Überglaube" (siehe in meinem Buch, S. 222, Zusammenstellung und Beleuchtung der Stellen) und nennt Aberglauben die „Poesie der Vernunft". Ebenso schreibt er in Bezug auf das französische Konkordat 15. Juli 1802 an Otto: Der tiefste Aberglaube wäre göttlicher als A- und Theismus. (Daß er den Aufsatz nie drucken ließ, beweist sicher, daß er ihn für verfehlt erkannte.)

Formell ist noch zu bemerken, daß in der Reimerschen Ausgabe sich nicht unbeträchtliche Fehler eingeschlichen haben: Band 63, S. 43, letzte Zeile, muß es heißen: „man kann auch leichter von dieser zurückkehren als von jener", anstatt „es ist schwerer, von jener zurückzukehren, als von dieser"; in dem folgenden Satz steht im Manuskript: „Fanatizist" statt „Fanatismus". Dann folgt: „Beide Ungeheuer hat die Nacht geboren; beide sind Feinde des Tages", statt „beide fliehen vor dem Tag". Sind diese Nachlässigkeiten nicht sinnstörender Natur, so kommt es einer Fälschung der Ansicht Jean Pauls gleich, wenn in dem folgenden Satz: „Der Aberglaube hat nie einen großen Mann zum Anhänger gehabt", der einschränkende Passus: „ausgenommen in dem Zeitpunkt, wo der große anfängt, klein zu werden", bei Förster wie bei Nerrlich (Kürschnersche Nationallitteratur) vollständig weggelassen wurde. Statt „es ist leichter, einen vernünftig zu machen", schreiben die Textverbesserer Förster und Nerrlich: „es ist ein kleineres Wunder"; statt des „schlechtsehenden" Auges der ersten Fassung steht „falschsehendes". Ganz sinnstörend ist die Verwechslung von „sein" mit „kein" in dem Satz: „Der Gotteslengner begeht nie das Laster deswegen, weil er es mit der Tugend verwechselt — er verehrt bloß die Tugenden, zu welchen ihn die Gesellschaft zwingt, welche sein Eigennutz anrät".

Auch im Folgenden sind mannigfache Umstellungen und es fehlt der vorletzte Absatz: „Der Glanz der Aufklärung verscheucht dieses Geschöpf der Finsternis (den Unglauben); der Atheismus entsteht mit dem Anfang der Erleuchtung des menschlichen Verstandes; er verschwindet beim Wachstum desselben; man kann erst bei der Morgenröte der Vernunft auf seinen verwirrten Pfaden wandeln und nur im Mittagsglanze den Ausweg aus diesem Labyrinth finden".

Ich bemerke hier, daß Nerrlich überhaupt Försters leichtfertige Textredaktion wortwörtlich mit all ihren Fehlern nachgeschrieben hat.

In dem letzten Aufsatz „Über die Liebe" schwingt sich der achtzehnjährige Jean Paul zu der für sein Alter und seine völlige Unschuld in dieser Materie bemerkenswerten Weisheit empor, daß Liebe eine Thorheit ist, wenn sie auch glücklich macht. Nicht ohne komischen Beigeschmack ist von diesem Standpunkte aus die altkluge Apostrophe an den „Jüngling":

Jüngling, liebe, wenn dein Herz zur Liebe gebildet ist und sei eine Zeitlang ein Thor, um glücklich zu sein! ... Heg' einen Irrtum, der dich beglückt und flieh' eine Wahrheit, deren Entdeckung der Verlust eines Gutes ist! Allein hüte dich, die Lebhaftigkeit deiner Liebe für ein Zeichen ihrer Dauer zu halten! Ach! dieses Feuer erlischt mit der Röte auf den Wangen, die Liebe wird alt wie der Körper, grau wie das Haupt; das Herz, das matt für dein Leben schlagen wird, wird noch matter für deine Geliebte schlagen; deine Neigungen werden die Kälte annehmen, die dein Blut übereist; du wirst auf den andern die Häßlichkeit übertragen, die deine eigne Gestalt verunziert. Wenn du liebst, erinnere dich, daß du einmal nicht mehr lieben wirst! Alsdann wirst du die Thorheiten am andern nicht darum verspotten, weil sie nicht die deinigen sind, noch ihn einen Kalten schelten, weil er für keine Geliebte brennt ...

Ganz aus dem Rahmen der bisher gewürdigten Arbeiten des jungen Candidaten fällt ein im „Jenner" (nicht im Sommer 1781, wie Nerrlich S. 105 seiner Jean-Paul-Biographie behauptet) geschriebener Miniaturroman: „Abelard und Heloise", im Auszug mitgeteilt von Nerrlich im „Archiv für Litteraturgeschichte" 1881, S. 496—520, unter dem Titel: „Ein Roman aus der Wertherzeit."

Es ist kaum anzunehmen, daß Jean Paul mit dem Briefwechsel des berühmten Liebespaares, der allerdings schon 1616 durch Duchesne herausgegeben war, bekannt geworden sei; doch kann ihm die 1780 gelesene deutsche Übersetzung Popes dessen „Eloise an Abaelard" zugeführt haben. Rousseaus „Julie", die Jean Paul im Sommer 1781 las (vgl. obiges Verzeichnis, S. 558 oben und Brief an Vogel aus Leipzig, 17. September 1781, bei Reimer 63, 198 unten), entfällt ebenfalls als Quelle — dagegen ist zweifellos, daß Goethes „Werther", den Jean Paul 1779 gelesen und weitläufig excerpiert hatte, den jungen Dichter inspirierte (auch Siegwart ist citiert, siehe Archiv, S. 519). Spazier, der diesen Roman Jean Pauls nicht kannte, giebt 1, 154 und 2, 16, ein durchaus falsches Bild von dem Verhältnis des jungen Dichters zu Goethe. Der „Werther" soll nach Spazier Jean Paul kalt gelassen haben; er habe ihn durch die Brille Nicolais und Lessings gesehen. Der „Werther" übte im Gegenteil einen überwältigenden Eindruck auf den phantasievollen Jüngling,

was schon die langen Auszüge im 3. Excerptenbuch und die beigefügten Exklamationen bezeugen, z. B. der Stoßseufzer: „Wenn doch alle Menschen andere glücklich machen würden!“ Eine unmittelbare Frucht des Goetheschen Werks ist der gegenwärtige Roman, die erste rein poetische Schöpfung Jean Pauls. Was den Jugendroman selbst betrifft, so gehört er keineswegs, wie Nerrlich meint, „zu den wertvollsten der im Nachlaß verborgenen Schätze“ und es war ganz unnütz, daß dieses durchaus unreife Erstlingsprodukt ans Tageslicht gebracht wurde. Jean Paul hat es nur aufbewahrt, wie er in einer Nachschrift bemerkt, „weil es einen der besonderen Zustände meines Herzens zu (dieses „zu“ fehlt bei Nerrlich, S. 520) einer gewissen Zeit darstellt, den ich jetzt für Thorheit halte, weil ich das Glück nicht habe, noch derselbe Thor zu sein“. Der Roman stellt die unglückliche Liebesgeschichte eines Paares dar, welches durch einen mephistophelischen Nebenbuhler und einen tyrannischen Vater um sein Glück gebracht und in den Tod getrieben wird. Es herrscht viel Natur- und Seelenschwärmerei, Mondschein und Todessehnen, überhaupt Wollust der Phantasie in dem Jugendprodukt; schon der zweite Brief Abelards beginnt mit den Worten: „Die Phantasie wird oft unser Henker; aber auch oft zaubert sie uns Freuden, die nie wirklich sind, deren Genuß aber alles übertrifft“. Die Charakteristik ist naiv, dürftig, die Personen sind nur in zwei Kategorien vorhanden: glänzend wie Engel und schwarz wie die Teufel. Als was wir sie zu nehmen haben, das erklären sie uns entweder deutlich genug selbst, oder der Dichter sagt es uns durch eine Gegenpersonage, wiederum recht plump aufdringlich. So läßt er die ideal gezeichnete Heldin über ihren Vater dem Geliebten gegenüber schon bei der ersten Zusammenkunft das Urteil fällen (Nerrlich hat diesen Passus nicht): „Man braucht nur seinem Geiz genugzuthun, um alle Gefälligkeit von ihm zu erlangen. Der Geiz ist sein Laster, ist die Ursache mancher bösen Handlung, die er schon verübte. O meine Mutter! Er ist schuld, daß sie nun modert.“ So spricht eine Tochter von ihrem Vater, klagt ihn einem Unbekannten gegenüber als Mörder der Mutter an! Das Beste an dem Roman sind einige feine Bemerkungen und treffende Gleichnisse.

Die Nerrlichsche Wiedergabe kann ich als keine glückliche erkennen. Die langweiligen Naturphantasien und sentimentalen Gefühlsergüsse sind mit ermüdender Breite gegeben, aber gerade die Perlen unter der Spreu sind nicht beachtet, und der Nerv der Handlung tritt nicht klar ins Licht. Im Anfang fehlen die prägnanten Worte in der Schilderung, die der junge Held seinem Freunde Wilhelm von dem Stadtleben giebt: „In dieser Stadt werde ich wenig besser werden, vielleicht Mühe wird's hingegen kosten, nur das

zu bleiben, was ich bin. Ich lebe unter den Leuten so hin. Ich fürchte gar, ihnen ähnlich und mir unähnlich zu werden." Bei dem ersten Rendezvous mit Heloise werden die Liebenden vom Regen überrascht und flüchten in eine Laube. Hier findet sich das herrliche Gleichnis, das den künftigen großen Metaphoriker ankündigt und weitaus das Beste des Ganzen bildet: „Durch die fallenden Regentropfen blinkerte der gebrochene Sonnenstrahl so mild — sie sagte: ‚Ebenso lächelt der Gute, ob ihm gleich Thränen entfallen!'" Der Geschmack Nerrlichs hat das schöne Bild nicht der Wiedergabe für wert gefunden. Ebenso fehlt der Kernpunkt der ganzen Verwicklung: das Bekanntwerden Abelards mit seinem Nebenbuhler und die Empfindungen bei seinem Anblick: „Er kennt mich schon," schreibt er an seinen Freund, „er weiß die ganze Verbindung, in der ich mit Heloise stehe. Er meidet meinen Anblick; tief kocht Haß aus dem beengten Herzen herauf, flüstert heimlich mir zu: beleidige ihn! schade ihm!" Auch Selbstmordgedanken tauchen auf: „Wenn doch der Tod all die Glut abkühlte, und der arme Abelard ruhig all seine Qual verschlummerte! Vielleicht — ach — muß ich ihn wohl selbst rufen? — selbst — o!" Kurz darauf tötet der Rivale einen andern im Duell. Er muß flüchten. „Nun ist keine Hoffnung mehr für ihn, Heloise zu bekommen!" jubelt Abelard. Aber bald kommen neue furchtbare Nachrichten: Der Unglückliche war zu Heloise gedrungen, hatte ihr die Pistole auf die Brust gesetzt, wollte sie entehren, sie schreit um Hülfe, er schießt und verletzt sie gefährlich. Sie will den Freund vor dem Tode noch einmal sehen. Dieser ist in voller Verzweiflung. „Wie die grauenvolle Zukunft mit schrecklichen Blitzen über den Zitternden daherleuchtet! Wütet ihr Qualen, die ihr das arme Herz zerpreßt! Leckt nur immer, glühende Schmerzen, das bißchen Freude und Lebenskraft dem Elenden auf! Gießt neuen Jammer in die bedrängte Brust, damit sie bald zerspringe! . . Fast eine Stunde sagte ihr der Geistliche vor. Ich wurde es überdrüssig, mir die letzte Stunde, die ich mit diesem Geschöpfe noch zu verleben hatte, so entreißen zu sehen und sagte deshalb zu ihm: „„Lassen sie es gut sein! Sie hat fromm gelebt. Sie braucht sich nicht erst auf dem Todtenbette zu bekehren. Ich will Ihre Stelle bei ihr vertreten"" und fertigte so den Geistlichen ab." Eine ungeheuer naive Art, wie der Liebhaber im fremden Hause waltet! Charakteristisch ist diese Stelle, weil schon in diesem Frühprodukt der Widerwille Jean Pauls gegen die „Galgenbekehrung" des Sterbenden durch den Priester wie im „Siebenkäs" und sonst vielfach hervortritt. Von all dem Bisherigen ist bei Nerrlich nichts zu lesen. Nur die darauffolgenden Todesreflexionen sind S. 512 mitgeteilt und ein Gedicht Abelards auf die tote Geliebte — etwas Seltenes bei Jean Paul:

„Ohne dich dies Leben durchzuwallen,
Heloise, kann ich nicht —
Wie die welke Blume werd' ich fallen,
Die die Wut des Sturmes bricht,
Wenn du vor mir hin in jenes Leben eilst,
Und der Leiden satt in Jesu Arm verweilst."

Abelard findet einen letzten Brief, in dem Heloise von ihm Abschied nimmt. „Blick' gen Himmel," heißt es darin, „und wenn's den Seligen vergönnt ist, ihre Geliebten und Freunde von oben zu betrachten, o! so wird deine ehemalige Geliebte oft in den weißen Wölkchen im Lichtgewand erscheinen, Tröstung Dir zuwinken (bei Nerrlich: „zu winken"). Dann wird's in des Kirchhofs Bäumen totenleise (man beachte das neue Wort!) rauschen ... dann denke: hier ist der Geist Heloisens." ...[1]) Abelard entschließt sich, seiner Geliebten nachzufolgen. Die Bemühungen seines Freundes, ihn zurückzuhalten, weist er ab. „Die Gründe gegen den Selbstmord kannst du bei dir behalten. Ich weiß sie alle, sie helfen mir aber zu nichts. Sie martern mich bloß, machen meinen Tod schwer. Begehe ich den Selbstmord nicht, so werde ich größere Fehler begehen. Ich will also lieber den kleineren." (Das durchschossen Gedruckte fehlt bei Nerrlich.) Der Roman schließt, an sein Vorbild anklingend: „Das ist die Geschichte des Jünglings ... Ruhig rinn' ihm von des Edlen Wangen" (bei Nerrlich: „von der stillen Wange") „eine Thräne des Mitleids! ... "

Bemerkenswert ist die Milde Jean Pauls gegen den Selbstmord, die aus dem Schluß hervorleuchtet. Pfarrer Morg in Töpen hat ihn

[1]) Diese Stelle klingt wörtlich an Millers Siegwart 3, 293 an. Dort schreibt ebenfalls Marianne an den Geliebten: „Denke oft an Deine Marianne! Sie wird Dein sein bis sie tot ist. Zwischen dunklen Mauern wird sie weinen und an Dich gedenken ... Wenn der Mond in ihre Zelle scheint, wird sie Deiner noch gedenken und der alten Zeiten und weinen. Blick auf zum Mond, so oft er scheint! Meine Seele wird stets an ihm hangen und meine Augen an ihm verweilen und dann werde ich denken, daß auch Du zu ihm hinaufblickst und an mich gedenkst und an die Stunden unserer Liebe und an meine Thränen. Denke dann auch, daß wir einst im Grabe ruhen, und daß unsere Seelen wandeln werden auf des Monds Gefilden; daß uns Gott vereinen werde nach unserem Tod, weil er uns vereinigt hat im Leben!" Und S. 358 des Romans phantasiert Sigwart: „Schwebt Dein Geist um mich im Lichtgewande? Hörst Du meine Seufzer? Trübt ein Wölkchen Deinen Sonnenschimmer? O so rausche mit Deinen Flügeln, daß ich es höre und mich freue, daß Dein Schmerz im Grabe liegt, daß ich hingehe auf Dein Grab und sterbe! .. O Geliebte, wenn Du schon entflohen bist der Liebe, so steig hernieder auf den Abendwolken, wenn der Wind durch meine Tannenwipfel säuselt, oder wenn der Mond durch sie herabscheint und der Wind schweigt, steig hernieder, um mir Trost und Ahnung meines nahen Todes zuzulispeln, um mein Herz zu stützen, bis ich ausgerungen habe, daß die Seele, wenn sie scheidet, Dir entgegen eile und in Deinen Armen zuerst des Himmels Seligkeit empfinde!"

kurz hernach der Verteidigung des Selbstmords beschuldigt. Jean Paul weist zwar diesen Vorwurf zurück (siehe den Brief in „Wahrheit“ 4, 90); er muß aber doch freiere Anschauungen darüber geäußert haben; auch hat er die beiden Briefe in Rousseaus Neuer Heloise für und gegen den Selbstmord in seinem Excerptenheft übersetzt (siehe auch Reimer 65, 179 ff.) — ein Beweis, daß sich Jean Paul für das Thema lebhaft interessierte. Doch bemerkt er zum ersten Brief, daß Beredsamkeit und Wahrheit zwar die nächsten Nachbarn, aber nicht die nächsten Freunde seien (im Brief an Vogel, 2. März 1888; 63, 262). Bald hernach endete sein Bruder Heinrich durch Selbstmord und sein Freund Hermann war nahe daran, den gleichen Weg zu gehen (Spazier 2, 204). „Du irrest dich, böser Genius; mich ekelt des Selbstmords! er ist zu leicht und gehört für Affenmörder,“ sagt Albano im Titan (131. Kapitel) nach der trostlosen Enthüllung der Schändung seiner Geliebten durch Roquairol.

In grellen Kontrast zu diesem sentimentalen Produkt tritt die nächstfolgende Arbeit, die erste für den Druck berechnete, den sie aber erst nach einem vollen Jahrhundert finden sollte. Die Not, in der sich Jean Paul auf der Universität befand, brachte ihn auf den Gedanken, seine erworbenen Kenntnisse und seine schriftstellerische Gewandtheit zu verwerten und so sich und den Seinen einen Ausweg aus ihrer trostlosen Lage zu eröffnen. Zudem hatte er sich bereits mit dem Gedanken vertraut gemacht, sein Leben lang als freier Schriftsteller zu leben und auf ein Brotstudium zu verzichten. (Siehe den Brief an Vogel vom November 1781, „Wahrheit“ 3, 133 ff. und Reimer 63, 208.) Die theologischen Kollegien hatten ihn um den Rest seiner Orthodoxie, die philosophischen in eine lähmende Skepsis gebracht, sodaß Jean Paul vom zweiten Universitätsjahre an nur mehr Sprach- und Litteraturstudien trieb und alle Wissenschaften nur, insoweit sie ihm Stoff zu ironischer oder poetischer Behandlung boten. In dieser Stimmung lag ihm die Satire am nächsten; die Satiriker bildeten auch den Hauptgegenstand seiner damaligen Lektüre. „Ich las witzige Schriftsteller: den Seneca, den Ovid, den Pope, den Young, den Swift, den Voltaire, den Rousseau, den Boileau und was weiß ich alles?[1]) Erasmus encomium moriae brachte mich auf den Einfall, die Dummheit zu loben.“ Brief an Vogel, 8. März 1782; 63, 212. Schon am 12. September 1781 hatte Jean Paul angefangen, Aphorismen über die Dummheit niederzuschreiben („Wahrheit“ 3, 159), und auch die früheren Betrachtungen über Dumme, Narren und Weise können als Vorstudien für dieses Werk genommen

[1]) Auch Hippel wirkte stark auf Jean Paul (Spazier 1, 149—158), was das Excerptenbuch darlegt.

werden. Außer des Erasmus Schrift hatte ferner Popes Dunciade großen Anteil an Jean Pauls Arbeit, wie er in der Vorrede zur zweiten Auflage der „Grönländischen Prozesse“ gesteht. Schon in dem oben erwähnten Novemberbrief 1781 hatte er geschrieben: „Die Satiren Popes reißen mich hin; ich fand ihn im Original (Jean Paul hatte inzwischen Englisch gelernt) noch schöner.“ An seine Vorbilder erinnert schon der Anfang der Jean Paulschen Satire, das Stoßgebetlein an die Narrheit: „Du mächtige Narrheit, Königin der Könige, Weib aller Weiber, Gesellschafterin der Müßigen und Erquickerin der Müden, Schöpferin der Mode, Schutzheilige der Jugend, Gönnerin aller Gönner, Mutter des prophetischen Feuers, Reichtum der Reichen, Freundin deiner Freunde und deiner Feinde, der nächtlichen und der gedruckten Träume — steh mir bei, deine Herrschaft über die Sterblichen zu rechtfertigen.“ Eine ähnliche Apostrophe hat Pope: „O Dummheit, du leitende Seele der Geschäfte, die du unserem Kopf das bist, was der Schwung der Kugel, welche sicherer trifft, je schwerer sie ist, indem sie krumm nach dem Ziele wackelt, o fahre fort, dem verwirrten Menschen gnädig zu sein! Breite einen heilsamen Nebel vor der Seele aus und setze uns durch die Nacht, in der wir geboren sind, in Sicherheit, daß wir uns nicht durch das falsche Irrlicht des Witzes in die Irre führen lassen!“ Der Grundgedanke bei Jean Paul ist der Erasmische Satz: „Dummheit macht glücklich“, den der niederländische Humanist an die Spitze seines Carmen setzt und weiter erläutert: „Ihre Ankunft gleicht dem Aufgang der Sonne, dem Wehen des Frühlingswindes nach rauhem Winter. Was Redner nur nach langen meditierten Reden bewirken, nämlich Zerstreuung der finsteren Wolken des Geistes, bewirkt Dummheit durch die bloße Erscheinung. Darum gebührt ihr wohl ein Loblied, ja sie darf es sich selbst singen.“ Erasmus preist dann die Dummheit als „auf den glücklichen Inseln geboren, wo in Adonisgärten moly, das Götterkraut, panace, nepenthe, ambrosia, lotus wachsen; die Pflegerinnen sind Selbstliebe, Schmeichelei, Gedankenlosigkeit, Arbeitshaß, Luxus. Von ihr inspiriert ist das Heer der Philosophen und Mönche hervorgegangen“. Dann wird das Glück der Dummen geschildert:

Woher die Grazie, die glatte Stirn, die lächelnde Miene der Jugend als von mir? gegenüber dem mürrischen Greisenalter mit gefurchter Stirn. Und auch dieses wäre unerträglich, wenn nicht geistige Schwachheit lindernde Schleier darüber breitete, daher man von Greisen sagt, daß sie wieder Kinder werden. Bei mir ist der Wundertrank, durch den die Tochter Memnons ihrem Tithon ewige Jugend erbat ... Dummheit hat Muth, wo Verstand zaudert; weder die Furcht drohender Uebel, noch die Sehnsucht künftiger Fortschritte beunruhigt sie. Die Dummen haben tausend Sorgen nicht, welche die Weisen kümmern. Ehrgeiz, Neid, Liebe, Leidenschaft brennen sie nicht. Qui auget scientiam, auget dolorem, heißt darum ein alter Spruch. Endlich haben sie nicht die Pein des Gewissens. Sie sündigen nicht,

sie stehen in der Unschuld der Tiere ... Zu den kirchlichen Würden kommt man eher als Esel oder Ochs, denn als Weiser. Ebenso laufen die Mädchen eher dem Gecken in die Arme als dem Weisen. Dummheit bringt auch Ruhm. Dulce est desipere in loco, singt darum Horaz. Die dichterische Begeisterung hat schon Plato holden Wahnsinn genannt. Selbst Paulus nannte sich den Korinthern gegenüber einen Thoren, wie ja die Thorheit des Kreuzes die Weisheit der Gelehrten überwunden. Die Thorheit ist gewissermaßen der unbekannte Gott, der bisher so wenig in seiner Herrlichkeit erkannt wurde ...

Jean Pauls Schrift ist aber keineswegs eine sklavische Nachahmung; nur der Ton und einzelne Ideengänge, vor allem die Persiflage der Philologen und Theologen ist im Wesentlichen beibehalten, die Ausführung ist originell; Jean Paul begeht auch den Fehler der beiden Vorgänger, daß er mitunter aus der Rolle fällt, aus dem ironischen in den ernsten Ton gerät und zum beißenden Ankläger wird (was auch für die Grönländischen Prozesse gilt).

Von Jean Pauls „Lob der Dummheit" hat schon Förster im 34. Band der dritten Gesamtausgabe Bruchstücke mitgeteilt; ein größeres Fragment hat Nerrlich im „Neuen Reich" 1880, S. 588 bis 600, aber mit einem Heer der sinnstörendsten Druckfehler mitgeteilt. S. 656 sind die gröbsten nachträglich berichtigt worden. Vollständig ist die Drucklegung durch mich erfolgt. Siehe oben S. 552, Anmerkung.

Nicht lange danach kamen die „Grönländischen Prozesse" ans Tageslicht. Über die Entstehung des neuen Produkts giebt der Brief vom 20. Februar 1783 an Vogel (63, 216) Auskunft, wo es heißt: „Niemand, dachte ich, ist glücklicher als du. Dein Lob der Dummheit trägt dir hundert Reichsthaler ein. Davon lebst du einen Sommer, obwohl dein Buch kaum so lange leben wird. Aber dafür schreibst du ein anderes .., mit dem mehr Geld und weniger Tadel gewonnen werden soll ... Nun hatt' ich das Buch, aber keinen Verleger ... ‚Da lieg' im Winkel,' sprach ich mit pathetischer Miene zum kleinen Richter, ‚wo die Schulexercitien liegen; denn du bist ein halbes ... Du bist zu jung, um alt zu werden.' Aus diesem zornigen Enthusiasmus erweckte mich meine rechte Hand, die von ungefähr in die Hosentasche zum leeren Geldbeutel gekommen war. Zu der Hand schlug sich noch mein Magen, der durch sein murmelndes Veto der ganzen Entschließung eine andere Wendung gab. Kurz, ich unternahm nach einer vergeblichen Arbeit eine mühsame, und schuf in sechs Monaten einen nagelneuen Satyr, so wie sie ihn hier beigelegt finden."

Jean Pauls Stil hatte inzwischen unter dem Einfluß der einseitigen Lektüre und seines verbitterten Gemüts eine keineswegs günstige Wandlung erlitten, die auch die Briefe aus jener Zeit sehr deutlich an sich tragen: eine unerträgliche Witzjagd, Antithesen- und

Metaphernsucht gewinnt die Oberhand; es scheint gerade, als ob der gekränkte Autor durch Sonderbarkeit und tolle Launen mit Gewalt die Aufmerksamkeit erzwingen wollte, die man seinem Geist versagte; auch die Disposition, die in früheren Arbeiten geordnet und klar gewesen, wird vernachlässigt, ein regelloses Durcheinander bilden die Aufsätze, welche zusammen unter dem gleichfalls ganz willkürlichen und nur auf den Reiz der Seltsamkeit berechneten Titel „Grönländische Prozesse"[1]) zusammengefaßt sind; ein für den Kenner des späteren Jean Paul ganz auffallender Mangel an Gefühlswärme weht erkältend durch das Ganze. So bildet dieses Werk einen Rückschritt nicht nur gegen frühere Arbeiten, sondern selbst an satirischer Kraft gegen das „Lob der Dummheit". Auch kann ich den zweiten Teil keineswegs mit Jean Paul (siehe die Vorrede zur 2. Auflage) und mit den Kritikern für gereifter halten, er ist im Gegenteil noch schlechter; das Beste am Ganzen sind überhaupt die beiden ersten Nummern über Schriftsteller und Theologen, wo Jean Paul auf eigenem Boden stand, während ihm in den andern Gebieten (gegen Weiber, Fürsten, Edelleute, Stutzer ꝛc.) Erfahrung und Weltkenntnis abgieng.

Es war ein Glück, daß Jean Paul bald „dieser witzigen Wollüste satt" wurde und den Sinn für einen edleren Stil wieder gewann. Zugleich war eine innere Umwandlung mit ihm vorgegangen; die Skepsis der letzten Jahre wich allmählich — namentlich unter dem Einfluß der Schriften Jacobis — einer idealeren Lebensauffassung (siehe das „Andachtsbüchlein" 1784 in „Wahrheit" 3, 295 bis 306); der Frost der Satire machte langsam der aufthauenden Gefühlswärme Platz, und wenn auch die sarkastische Form vorerst noch beibehalten wurde, ist doch in den folgenden Aufsätzen der Ton schon ein anderer: ein freudiger Optimismus, eine gottbegeisterte Menschenliebe trägt das Ganze, um allmählich mit den scherzhaften Faktoren jene gnadenhelle durchgorene Mischung von Ernst und Komik, Schalkhaftigkeit und Liebe einzugehen, die den Jean Paulschen Humor ausmacht und das glückliche Anzeichen der inneren wiedergewonnenen Harmonie ist. Diesen Charakter tragen die folgenden Aufsätze:

„Vorrede zu meiner Festtagszeitung" 1785 (in Form eines Briefes mit der Adresse: Höfer Festtagszeitung an die sämtlichen Ottoisten). Der Aufsatz ist abgedruckt in „Wahrheit" 4, 23—30,

[1]) Dies ist ein satirischer Singstreit, wodurch Gegner einander lächerlich machen (ähnlich den Trutzgesangeln der Älpler); wer als Sieger erklärt wird, hat den Prozeß gewonnen und dünkt sich als etwas Ansehnliches. (Siehe David Cranz, Historie von Grönland, S. 231.) Erst am Schluß des Buches findet es Jean Paul nötig, den Sinn des Titels zu erläutern.

wimmelt aber von Fehlern. Dieselben sind freilich nicht sinnstörend, daher ich die lästige Arbeit der Richtigstellung unterlasse. Es wäre dazu nötig, alles nochmals zu drucken. In der ersten Satire auf den Höfer Bürgermeister, den der Teufel geholt und in dessen Leib er einen andern „rechtschaffenen und gutdenkenden Teufel“ gesetzt, um die Rolle desselben fortzusetzen, ist der Name des Verunglimpften, Barnikel, den Förster ausgelassen, genannt. Heute kann er wohl der Welt bekannt gegeben werden. Zwei von Förster übergangene Satiren lauten:

Die Madame X wurde als schwanger gottloser Weise beim Stadtvogt angegeben. Sie hat aber ihre Unschuld glücklich aus Licht gesetzt und demselben gezeigt, daß die ganze Sache nur ein ganz neumodischer cul de Paris vorne wäre. Man hat Ursache zu glauben, daß es mit all unseren Damen, die nach der Mode sich tragen, auch nicht anders ist. — Wenn die Nachricht wahr wäre, daß hiesiger Rat sich fest entschlossen habe, offenbar vernünftig zu werden, so würde wohl der jüngste Tag noch vorher erscheinen und der gedachte Rat würde vernünftig werden, indem er verwandelt würde.

Eine weitere Satire auf Hof[1]) ist die Nachricht: „Über meine schlechte Nahrung“ (noch nicht veröffentlicht). Die besten Fleischstücke würden in Hof an die Honoratioren vergeben, so daß Ochsenzunge, Bruftkern u. s. w. nicht zu haben seien. In andern Dingen seien diese Herren nicht so heikel.

Sie suchen durch keine ekle Wahl der Kost für ihre Seele sich vor dem Pöbel auszunehmen, sie lassen sich gern mit dem ersten besten Buch abspeisen und wissen es wohl, daß die wahre Demut von ihnen fordere, in der Ernährung des Geistes sich willig von denen überholen zu lassen, die keine Ämter haben. Eine solch edle Denkungsart läßt etwas erwarten, und doch trachten eben diese Personen, die gewiß nicht zur Unterhefe des Pöbels, sondern zur Ober- oder Spundhefe des gemeinen Wesens gehören, den Pöbel, dem sie Vorzüge des geistigen Fraßes nicht mißgönnen, durch den leiblichen zu überbieten und prahlen mit keinem anderen Teil ihres Wesens als mit dem schlechteren. Freilich ist das Essen etwas, wodurch sich der höhere Stand besonders hervorthun muß. Wo die Weisheitszähne ausgefallen, da kann keine Speise zu weich und köstlich sein, und dem König von Frankreich wird sogar noch eine Zeit nach seinem Tode Essen vorgesetzt ... Die Stadtväter aber sagen zu uns, was Augustin in Rücksicht des Abendmahls empfiehlt: Crede et manducasti! Sonst strömt von den Bergen den Thälern fette Erde zu, in den Gemeinwesen werden die Thäler von den Bergen nicht gemästet, sondern ausgesogen. Sonst brachten die Raben dem Propheten Speise, jetzt aber stehlen sie ihnen selbige sogar, und das sogar Raben, die in weißen Kleidern gehen.

Eine Fortsetzung des Themas ist „Meine Magensaftbrauerei“. Der Aufsatz bespricht die Erfindung eines künstlichen Magensaftes für Schwelger, um Hunger hervorzurufen. Nutzen des Hungers für

[1]) Die Angst der Herausgeber des Nachlasses vor der bei Jean Paul im schlimmsten Andenken stehenden Stadt Hof ging soweit, daß sie nicht bloß alle diese Satiren unterdrückten, sondern sogar im herausgegebenen Briefwechsel zwischen Jean Paul und Otto die Stadt immer nur mit *** bezeichneten; auch der in der Einleitung der Festtagszeitung genannte Dr. „Joerdens“ wurde unterdrückt.

Poeten, Schriftsteller, Arme (Weckung zur Thätigkeit), für Lasterhafte (unter den Bissen des ätzenden Magensaftes sind die Bisse des Gewissens wenig mehr zu fühlen).

Aus derselben Zeit stammt der meines Wissens noch ungedruckte Aufsatz: „Meine Beantwortung der Berliner Preisaufgabe, ob man den Pöbel aufklären dürfe, als ich für die allgemeine deutsche Bibliothek abgezeichnet wurde." „Der Verfasser mußte," heißt es darin, „für letztgenanntes Journal sitzen und um recht scharfsinnig auszusehen, verfaßte er diese gelehrte Abhandlung."

Der Pöbel zerfalle in zwei Teile: obere oder Spundhefe (vornehmer Pöbel) und Unterhefe (niederer Pöbel). Erstens also handle es sich um die Frage: Solle man den vornehmen Pöbel aufklären? Dies sei gleichbedeutend mit: Soll man die Tiere aufklären? Denn nach Helvetius' Erklärung seien die Tiere dümmer als die Menschen nur wegen des kürzeren Lebens, der besseren Bekleidung und Bewaffnung, die ihren Verstand nicht anstrenge und ihnen weniger Bedürfnisse gebe. Den Affen thue noch eins besonderen Schaden: ihre unaufhörliche Beweglichkeit und Springsucht, weil sie der Langweile, dieser Mutter und Säugamme der geistigen Vervollkommnung, ein Ende macht. „Ist," fährt der Autor fort, „unter diesen Übeln eines, das nicht über den Schultern des vornehmen Pöbels läge? Er hat kurzes Leben, Pelz- und Seidenkleider von Geburt an, reiche Betten, Ordensbänder, reiche Heiraten schon in der Wiege, eine ganze Welt zum Angebinde für seinen Geburtstag. Der äffischen Beweglichkeit ähnle er durch die ewige Zerstreuung von Ball zu Oper und Tanz, wodurch jede einsame Minute sofort durchbrochen werde. Wenn die Scholastiker bei der Entwicklung erst die vegetative, dann die sensitive, endlich die intellektive Seele erwachen ließen, so sei es beim Adel umgekehrt. Als Kinder hätten sie viel Witz (vernünftige Seele), als Jünglinge viel Sensivität, mit dreißig Jahren (wo bei den Rabbinern erst das hohe Lied gelesen werden durfte) nur noch die vegetative Seele. Sie seien dann ausgebrannte Vulkane, dürre Brandpfähle zum Denkmal des weggesengten herrlichen Gebäudes. „Ein Edelmann braucht nur soviel Verstand, um sein Testament machen zu können; dazu aber genügt ein stupider."

Die zweite Frage, ob man den niederen Pöbel aufklären solle, wird ebenfalls verneint. Er sei zu nichts wert, als Staatsmaschine zu werden; etwas besseres sei nur der Fürst wert zu sein. Eine Aufklärung der unteren Klassen sei gleichbedeutend mit Streben nach der Krone und Revolution. „Welches Entsetzen, wenn das gute hölzerne Rad der Staatsmaschine sich in ein lebendiges, augenvolles Feuerrad verwandeln würde, wie Isaias es gesehen, kurz wenn in jedem statt

des Fürsten noch eine Seele regierte!" Zum Beweis seiner These führt der Autor den alten Spartanerstaat an; „dieses glänzende Volk von Fürsten konnte weder sich in seiner Freiheit, noch die Heloten in ihrer Sklaverei erhalten, wenn sie nicht den letzteren alle menschliche Bildung untersagten". Ohnehin seien die meisten Menschen Maschinen: die ehrgeizigen aerostatische, die essenden Schwelger Koch- und papinianische, die Krieger enthauptende und Donnermaschinen ...

Eine weitere Schrift in dieser Periode: „Was für Sätze nach meinem Tode jährlich erwiesen werden sollen und was ich dafür testamentarisch legiere", ist von Förster samt der „Bairischen Kreuzerkomödie" in den Papierdrachen, der nach dem Tod des Dichters erschien, aufgenommen worden. Im ersten Aufsatze findet sich der Satz: „Meine Verwandten werden fast nichts von mir erben, aber sämtliche kultivierten Völker viel" — für das Bewußtsein des Autors schon in dieser Zeit bezeichnend.

Eine Satire auf den Magister Masius in Leipzig behandelt die Wette, die dieser gegen Jean Paul verloren, der ihm die Gottheit Christi ausstritt. Masius hatte 1000 Gulden und den Übertritt zum Papsttum gewettet. Jean Paul dringt nun darauf, daß er ihm nicht nur das Geld zahle, sondern wirklich an den Papst glauben müsse und läßt die Ausflucht nicht gelten, etwa eine andere Narrheit, die ihm leichter fiele, anzunehmen.

Zu den 1786 von Vogel herausgegebenen „Mixturen für Menschenkinder aus allen Ständen von verschiedenen Verfassern" (Vogel, Völkel, Amtsverwalter Clöter ..) hatte Jean Paul unter dem Pseudonym Hasus sieben Beiträge geliefert, die in der Hempelschen Ausgabe im 61. Band, S. 1 ff. mitgeteilt sind. Ein weiterer Aufsatz aus den Mixturen, daselbst 56, 79. Zu den „Raffinerien" Vogels hat Jean Paul dagegen nicht beigesteuert, trotzdem es Nerrlich, S. 147, behauptet; wenn ihn Vogel im Brief vom 12. Juni 1786 („Wahrheit" 1, 72) den „Mitvater" der Raffinerien Nr. 2 nennt, so sind dies eben die Mixturen, woraus der Irrtum Nerrlichs entstanden zu sein scheint (vgl. Spazier 2, 142).

Einige Aufsätze schickte Jean Paul an das von Archenholz redigierte „Journal für Litteratur- und Völkerkunde" (nicht „Länder- und Völkerkunde", wie Spazier, 2, 179, schreibt), darunter die „Scherzhafte Phantasie von J. P. F. Hasus" (in den Herbstbluminen I, 4. Stück, Reimer 46. Band), welche Aufnahme fanden; ein weiterer: „Was der Tod sei", kam durch die Vermittlung Herders in das „Deutsche Museum". „Die mörderische Menschenfreundlichkeit" ist in „Wahrheit" 3, 402—407 abgedruckt.

Verschiedene andere Arbeiten sind in Jean Pauls spätere Werke als Einschiebsel vermauert worden, so die Satire auf die Fürsten:

„Müssen Traktate gehalten werden?“ in den „Hesperus“ als „Erster Schalttag“, die „Hölzerne Frau“ und die „Fabeln ohne Moral“ in die „Auswahl aus des Teufels Papieren“ und anderes. Aus derselben Zeit (1785) stammt auch die Satire auf die Culs de Paris (bei Reimer 64, 120—129 und das „Pasquill auf die schönste Frau in Deutschland“, das nach einer späteren Umarbeitung, October 1806, in die „Herbstblumine“ I als 5. Stück aufgenommen wurde. Jean Paul beglückwünscht sich in der im Druck sehr veränderten Einleitung, eine ganz neue Art Pasquill erfunden zu haben: Injurien auf wirkliche Individuen, ohne sie zu kennen und ohne daß die Angegriffenen sich wehren und klagen könnten. In Deutschland müsse z. B. ein Beinarzt der elendeste sein. Diesem könne man ungestraft die gröbsten Injurien öffentlich sagen, indem man ein Pasquill auf „den elendesten Beinarzt in Deutschland“ drucken lasse. Denn jeder von der Kategorie, und der Betroffene selber, halte sich nicht darunter gemeint. Von solcher Satire ziehe man noch den Vorteil, daß sich niemand ihretwegen hängt, wie in Griechenland ein gewisser Lykambes gethan. Aus 1784 soll nach Förster noch der Aufsatz stammen: „Kann die Theologie von der näheren Vereinigung, die einige Neuere zwischen ihr und der Dichtkunst zu knüpfen anfangen (nicht „angefangen“, wie in der Reimerschen Ausgabe 65, 17, steht), sich wohl Vorteile versprechen?“ Die Satire ist auf den Professor Teller in Leipzig gemünzt, dessen allegorische Schriftauslegung Jean Paul zuwider gewesen und rührt sicher nach Ton und Form aus weit früherer Zeit. (Fortsetzung folgt.)

Lenaus Bertha.

Ein Beitrag zur Lebensgeschichte des Dichters.

Von Heinrich Röttinger in Wien.

Rücksichten mannigfacher Art haben lange Zeit die Familiennamen der Frauen, zu welchen Lenau in leichtere oder tiefere Herzensbeziehungen getreten war, zurückgehalten und so ihre Gestalten mit einem unsicheren Dämmerlichte umgeben. Nur eine, die zeitlich an erster Stelle, ihren sittlichen Eigenschaften nach an letzter steht, verblieb bis heute in dieser Beleuchtung — Bertha. Im folgenden soll versucht werden, unter Beiziehung urkundlicher Einzelheiten ihre Gestalt schärfer zu umreißen.

Als Lenau im Mai 1823 nach achtzehnmonatlichem Aufenthalte in Preßburg und Ungarisch-Altenburg, nun in Begleitung seiner Mutter und ihrer Angehörigen,[1]) nach Wien in die alten Verhältnisse zurückgekehrt war, nahm er auch den Verkehr in der Familie einer gewissen Margarethe Hauer wieder auf. Die Anfänge seiner Bekanntschaft mit dieser Frau liegen etwa zwei Jahre zurück. Schurz[2]) stellt 1, 58 fest, daß Lenau sie bereits kannte, als er im Oktober 1821 dem Hause seines Großvaters, des Obersten Joseph von Niembsch, in Stockerau entfloh. Damals hatte Margarethe Hauer, welche Mutter eines Mädchens Adalberta war, die Stelle einer Haushälterin bei einem namentlich nicht genannten Mitgliede des äußeren Stadtrathes von Wien inne. Auf welche Weise sie Lenau kennen gelernt hatte, und ob vielleicht jener Stadtrat die Mittelsperson gewesen war, ist unbekannt. Keinesfalls war es Adalberta, oder wie sie von Lenau und Schurz stets genannt wird, Bertha, welche ihn ins Haus zog. 1821 war sie ein Kind von 12 Jahren.[3])

Die Vergangenheit der Margarethe Hauer liegt im Dunkel. 1786 war sie in Wien geboren worden. Dreimal erscheint sie in später anzuziehenden Urkunden als Witwe eines „k. k. Beamten", einmal, in dem gelegentlich der Taufe ihrer Enkelin aufgenommenen Protokolle (übrigens dem frühesten Belege ihres Witwenstandes), mit Angabe ihres Mädchennamens Kopp und des Namens ihres Mannes Joseph Hauer. Daß dieser ein k. k. Beamter gewesen war, ist falsch. In den Jahrgängen 1808 bis 1826 des „Hof- und Staats-Schematismus des öst. Kaiserthums", innerhalb welcher Jahre Joseph Hauer gestorben sein müßte, scheidet kein Beamter dieses Namens aus dem Dienste. Erwägt man ferner, daß jene Protokollsaufnahme in Gegenwart von Mitgliedern der Familie Lenaus erfolgte, welchen in günstigem Lichte zu erscheinen Margarethe Hauer angelegen sein mußte, daß sie ferner 1842 im Sterbeprotokolle der Gemeinde Wien

---

[1]) Therese von Niembsch war seit 1811 mit dem Arzte Dr. Karl Vogel verheiratet. Dieser Ehe entsproßten zwei Töchter.

[2]) A. X. Schurz, Lenaus Leben. Stuttgart 1855. 2 Bände.

[3]) In einem an Kleyle in Altenburg gerichteten Briefe vom 2. Januar 1824, auf den ich noch zurückkomme, bezeichnet sie Lenau als 15jährig. Danach wäre sie 1809 geboren, womit Berthas eigenes Bekenntnis in der Todfallsaufnahme nach ihrer Mutter 1842, wo ihr Alter mit 33 Jahren angegeben ist, stimmt. In der Aufnahme ihres eigenen Ablebens 1868 erscheint sie als 67jährig, wonach sie 1801 geboren worden wäre. Die Angabe ist falsch und stützt sich offenbar nur auf eine beiläufige Schätzung. Wäre Bertha 1801 geboren, so müßte sie 1824 23 Jahre alt gewesen sein. So urteilslos kann aber Lenau nicht gewesen sein, ein 23jähriges Mädchen für 15jährig zu halten, zumal er sie schon seit drei Jahren kannte. Urkundliche Belege über die Geburt Berthas beizubringen, gelang mir trotz eifriger Bemühungen nicht. Im städtischen Totenprotokolle wird als ihr Geburtsort Wien angegeben.

entgegen der Übung ohne ihren Mädchennamen erscheint,[1]) so ist es nicht ausgeschlossen, daß Joseph Hauer und die geb. Kopp lediglich ins Reich schöner Dichtung gehören und Bertha ein uneheliches Kind der Margarethe war.[2])

Die unbeschränkte Muße, deren sich Lenau im Sommersemester 1823 erfreute,[3]) mochte ihn häufiger, als der Ruhe seines Herzens zuträglich war, in das Haus der Hauer geführt haben. Bald nämlich übte die selbst von Schurz zugestandene Schönheit der heranreifenden Bertha auf den 21jährigen Jüngling ihre Wirkung.

Die Erfahrungen Lenaus in der Liebe waren bis dahin recht unbedeutende gewesen. Was ihn 1818/19 an Nina, die Tochter eines Wiener Hofsecretärs, fesselte (Schurz 1, 29), war lediglich eine Schülerliebe, nicht viel mehr seine Neigung zu einem Mädchen in Preßburg im Sommer 1823 (Schurz 1, 63). Ernstere Erlebnisse scheint er 1820 gemacht zu haben. „Die Wellen des weiblichen Umganges," schreibt er an die Mutter (Schurz 1, 38), „brachen sich eine Weile mit Macht, bis sie das Schiff selbst brachen; es wurde leck. Der Segler blieb unschuldig, aber nicht unbefangen."

Nun erfaßte ihn zum erstenmale eine Leidenschaft. Schon im Herbste 1823 konnte er seinem Freunde Fritz Kleyle in Altenburg, wie aus dessen erhaltener Antwort (Schurz 1, 73) ersichtlich ist, seine Liebe zu Bertha gestehen. Margarethe Hauer war weit entfernt, seinen Verkehr mit ihrer Tochter einschränken zu wollen. Im Gegenteile: ihn zu erleichtern und den jungen Mann, der adelig und über kurz oder lang vermögender Erbe war, festzuhalten, bezog sie noch im Herbste des Jahres eine eigene Wohnung in der Nähe Lenaus.[4]) Lenau wohnte seit April bei seinem Stiefvater Dr. Vogel auf der Wieden, Wienstraße, beim grünen Lamm Nr. 546, neu:

---

[1]) Die Bezeichnung Witwe besagt in diesem Falle gar nichts. Auch Bertha Hauer erscheint im Totenprotokolle 1868 so aufgeführt, und von ihr wissen wir, daß sie nicht geheiratet hatte.

[2]) Das vermutet auch Max Koch in der Einleitung seiner Lenau-Ausgabe in Kürschners Deutscher National Litteratur Band 154 und 155, I. Theil, S. XVIII. Dafür aber, daß sie „die uneheliche Tochter eines Wiener Gemeinderates" war — gemeint ist jener Gemeinderat, in dessen Diensten Margarethe stand — hat Koch keinen Anhaltspunkt. Die Behauptung ging dann in eine Fußnote A. W. Ernsts zu seinem in den Grenzboten (1896, 2. Vierteljahr) abgedruckten Aufsatze „Lenau und Sophie Schwab" über (S. 315).

[3]) Der Bildungsgang Lenaus in den für das Verhältnis mit Bertha in Betracht kommenden Jahren ist der folgende. Von dem im Mai 1823 erfolgten Abbruche seiner Studien an der Agrarschule zu Ungarisch-Altenburg an bis zum Herbste des Jahres besuchte Lenau keine Vorlesungen. Im Schuljahre 1823/24 war er Hörer des 3. philosophischen Jahrganges an der Wiener Universität, 1824/25 und 1825/26 Jurist, 1826/27 und 1827/28 Mediciner.

[4]) Schurz 1, 74. Ob sie bis dahin im Dienste des Gemeinderates gestanden, ist unbekannt.

IV. Wienstraße 15.[1]) Die Wohnung der beiden Frauen befand sich in der Salvatorgasse, beim König David, Nr. 322, neu: IV. Freundgasse 7. Beide Häuser stehen heute noch.

Am 2. Januar 1824 wiederholte Lenau die Mitteilung an Kleyle: „Freund! ich liebe! einem armen, vaterlosen, verlassenen Mädchen von 15 Jahren, ohne eigentliche Bildung, aber mit Anlagen, die sie der schönsten Bildung fähig machen, schenkte ich mein Herz, mit dem festen Entschlusse, es nicht wieder zurück zu nehmen, wenn sie es in der Folge so zu schätzen weiß, wie jetzt. Ihre Gestalt ist sehr anziehend, ihr Grundzug des Charakters tiefes Gefühl, Hang zu liebenswürdiger Schwärmerei, angeborener Sinn fürs Schöne und Schickliche. Bei des Mädchens großer Anhänglichkeit zu mir läßt sich erwarten, daß sich ihr ganzes Wesen dem meinigen anpassen werde, und daß ich einst schöne Tage an ihrer Seite verlebe."[2]) Und 11 Tage später, am 13. Januar, berichtet er an Kleyle: „Aus der Geschichte meines Herzens: Meine Bertha wird mir täglich teurer, und ich fühle mich in dieser Befangenheit meines Geistes unendlich glücklich, und überzeuge mich immer mehr, daß selbstgenügende Freiheit nie so befriedigt, als mitteilende Teilnahme, weil sie uns auch von unsren Geliebten abhängig macht." (Frankl, S. 220 f.) Das gleiche Glück athmet ein „Wien, den 13. Februar" datierter Brief ohne Jahresangabe, aus dem Jahre 1825 stammend:[3]) „Diesen Brief schreib' ich Dir im Zimmer und in der Nähe meiner Bertha; es ist daher natürlich, daß ich ihn mit der Nachricht eröffne, daß ich noch immer so glücklich bin, dies Mädchen mein zu nennen, daß mein Gemüt, vom Odem dieses warmen, fühlenden Mädchens angefacht, manche Blüte seliger Empfindung treibt, kurz, daß ich mein Schicksal preise, sollt' es mir auch nichts mehr geben als einen Freund wie Dich, und eine Geliebte wie sie." (Frankl, S. 246.)

Je inniger das Verhältnis Lenaus zu Bertha wurde, um so ausgiebiger scheinen die beiden Frauen seine Beiträge zur Bestreitung ihres Lebensunterhaltes in Anspruch genommen zu haben (Schurz 1, 74). Lenau selbst war auf die Unterstützung seiner Mutter angewiesen. Dazu kamen allerdings seit dem Herbste 1823 monatliche Geldsendungen der Großmutter (Frankl, S. 217). Wahrscheinlich hatte dieser Umstand auf den Entschluß der Frauen, sich, ohne eine

[1]) Schurz 1, 68 schreibt irrtümlich Schleifmühlgasse. — Hier wohnte Lenau bis zum Herbste 1827.

[2]) Lenau und Sophie Löwenthal. Tagebuch und Briefe des Dichters . . . . herausgegeben von L. Aug. Frankl. Stuttgart 1891, S. 217.

[3]) Lenau erwähnt darin als Neuigkeit „ein päpstliches Aufgebot an alle Rechtgläubigen . . . ., sie zu einer Promenade nach Rom zu bewegen". Gemeint ist die Aufforderung zu Romfahrten anläßlich des 1825 von Leo XII. gefeierten 19. Jubeljahres.

feste Stellung anzunehmen, in die Nähe Lenaus zu ziehen, Einfluß gehabt. Trotzdem die Mutter Lenaus selbst in bedrängter Lage war, steuerte sie willig zur Erhaltung der Geliebten ihres Sohnes bei. Von einer Mißbilligung des Verhältnisses von Seiten der Therese Vogel, der wohl auch durch die Erlebnisse ihrer eigenen Jugend die Hände gebunden waren, scheint demnach keine Rede gewesen zu sein.

Aus dem Sommer 1825 sind uns zwei undatierte Briefe Lenaus an Kleyle (Frankl, S. 242 ff.) erhalten, in deren erstem er den Freund um ein Darlehen von 25 fl. C.-M. bittet, welche er nach dem zweiten von Kleyle auch erhielt. In einem Jahre wolle er die Summe zurückerstatten, denn bis dahin erhebe er als vollbürtiger Mensch 935 fl. Diese Summe, das Erbe nach seinem am 3. Juli 1822 verstorbenen Großvater, befand sich für den Minderjährigen einstweilen in Verwaltung der Obervormundschaftsbehörde. Doch schon im November des Jahres scheint er die Großjährigkeitserklärung gar nicht mehr abwarten zu können. Man fühlt aus seinen Briefen, wie das Bedürfnis, Geld in die Hände zu bekommen, beständig bei ihm wächst. So bittet er denn Kleyle am 23. November 1825 (Frankl, S. 225 f.), ihm ein fingiertes Zeugnis zu verschaffen, nach welchem er bei einem Verwalter eine Stelle als Praktikant finden könne, wenn er im stande wäre, seinen Unterhalt aus eigenen Mitteln zu bestreiten. Dadurch hoffe er die Großjährigkeitserklärung zu beschleunigen. Kleyle geht darauf ein, und am 6. Januar 1826 (Frankl, S. 228) kann ihm Lenau die Mitteilung machen, daß mit Hülfe des Attestes seine Sachen nach Wunsch giengen.

Bemerkenswert ist die Rechtfertigung, mit der Lenau in einem Briefe vom 29. November 1825 (Frankl, S. 227) Bedenken gegen die Mitwirkung bei der Beschaffung des erdichteten Zeugnisses, die etwa in Kleyle aufsteigen hätten können, zu begegnen sucht: „Sollte Dich die Zumutung, zu einer Täuschung Deine Hand zu bieten, beleidigt haben? Dies kann ich kaum glauben, wenn ich bedenke, daß Du mich gewiß soweit kennst, um überzeugt sein zu können, daß ich zur Täuschung nur dann meine Zuflucht nehme, wann ich sie als einziges Mittel erkannt, eine dringendere Pflicht zu erfüllen, als jene der Wahrhaftigkeit ist."

Was diese dringendere Pflicht war, liegt klar vor uns: Bertha fühlte sich Mutter, und Geld für die herannahende Entbindung zu schaffen, war Lenaus nächste Sorge.

Die Geburt des Kindes, eines Mädchens, erfolgte wahrscheinlich am 13. März 1826. An diesem Tage wenigstens wurde es in der Pfarrkirche zu den heiligen Schutzengeln auf der Wieden unter dem Beistande der Schwester Lenaus, Magdalena von Niembsch, als Pathin (sie lebte damals als letztes der drei Kinder der Therese

Vogel aus erster Ehe noch im Hause der Großmutter) auf die Namen Adelheid Magdalena getauft.[1])

In einem Briefe vom Ostersonntag theilt Lenau das freudige Ereignis seinem Vertrauten Kleyle mit: „Ich lebe jetzt ziemlich vergnügt; ich habe ganz eigentümliche Freuden, von denen ich Dir erzählen werde, zu denen mir nichts fehlt als eine bürgerlich-sakramentalische Legitimation, die, wenn's gut geht, bald kommen wird, nämlich: ich führe den ehrwürdigen Namen Pater Nikolaus ohne ein Priester zu sein." (Frankl, S. 229 f.) Sein Glück war damals also noch ungetrübt. Aber fast scheint es, als würfen in der Erwähnung eines Mißverständnisses zwischen ihm und Bertha die Ereignisse der nächsten Zukunft ihre Schatten voraus. Am 9. Juni bereits ist sein Himmel entgöttert. „Freund, mir ist jetzt nicht wohl zu Mute," schreibt er an Kleyle (Frankl, S. 232). „Könnt' ich mit Dir leben! das wär' ein Leben! so aber entbehr' ich den edelsten aller Genüsse, den Genuß der befreundeten Seele, die vielleicht die einzige ist, die mich recht versteht! Das schöne Gewebe meiner Freuden hat einen gewaltigen Riß bekommen, und der Riß zeigt mir da einen nackten Fels, wo die güldene Phantasie ein Blütenbeet sah."

Was bis hierher Lenau selbst über seine Bertha mitgeteilt, zeigt sie uns, wie sie dem leidenschaftlichen und weltunerfahrenen Poeten

[1]) Taufprotokoll der genannten Pfarre. — Selbstverständlich Adelheid Magdalena Hauer. Schon Schurz 1, 74 tritt Gerüchten, Adelheid habe den Namen von Niembsch erhalten, entgegen. Trotzdem wiederholt Frankl die Behauptung (S. 230). Auch der neueste Biograph Lenaus, L. Roustan, hält daran fest. (Lenau et son temps. Paris 1898, S. 54.) — Magdalenas Unterfertigung des Protokolles, die eine völlig ungeübte Hand verrät, lautet: „Madlena Niembsch k. k. Amter", wobei in fremden Zügen steht: „i. e. k. k. Beamtenstochter". Die geistige Unbehülflichkeit, welche diese Unterschrift bekundet, steht in schroffem Gegensatze zu dem Brieffragmente Magdalenas, das Schurz 1, 27 mitteilt. Ich bin sicher, daß dieser Briefanfang einem Briefsteller entnommen ist. Ähnliche Wendungen ließen sich aus „Entschuldigungsschreiben" der Briefsteller der zwanziger und dreißiger Jahre zahlreich belegen. Diese Unbildung mag neben einer unbekannten Haupt-Ursache die spätere Entfremdung zwischen dem Dichter und seiner Schwester hervorgerufen haben. Unter die ihm liebsten Frauen gehört sie nach einem Briefe vom 5. November 1831 in A. W. Ernsts „Lenau und Sophie Schwab" (a. a. O., S. 319) nicht. Auch die zu Marie Behrends gemachte Äußerung aus dem Jahre 1844, er habe ... nur eine Schwester, die sich seines Glückes freuen werde (Paul Weisser, „Lenau und Marie Behrends" in der Deutschen Rundschau, Band 61, Dezember 1889, S. 427), läßt trotz ihrer Doppeldeutigkeit kein erquickliches Verhältnis zu Leni erschließen. Und Anton Schlossar sagt in einer Anmerkung zu einem Briefe Lenaus vom 5. Februar 1836 (Nikolaus Lenaus Briefe an Emilie von Reinbeck. Stuttgart 1896, S. 246): „Eine Stelle dieses Briefes, welche Lenaus Schwester Magdalena betrifft, ist durchstrichen, vielleicht von anderer Hand, jedenfalls ist es der Wunsch des Dichters gewesen, daß nie Etwas über dieselbe in die Öffentlichkeit gelangt." Magdalena heiratete später einen Bäckermeister Karch, der vor dem Jahre 1850 starb (Schurz 2, 334).

erschien. Die kräftigen Schatten, die dieser Lichtgestalt erst das nötige Relief geben, müssen wir uns bei dem ruhigeren Schurz holen. Er zeichnet die beiden Frauen mit wenigen aber markanten Strichen. Daß Bertha hübsch war, giebt er zu; leider sei sie sonst nichts gewesen als hübsch. Ihre Trägheit zu kennzeichnen, einen Charakterzug, den sie mit der Mutter teilte, erzählt er, sie habe oft ganze Vormittage im Bette zugebracht. Auch Margarethe Hauer war ehedem eine schöne Frau gewesen (Schurz 1, 58); in der Zeit, in der Lenau bei ihr verkehrte, waren Zänkischheit und eine „manchmal alle Schranken der Sitte durchbrechende Gemeinheit" ihre hervorstechendsten Eigenschaften (Schurz 1, 74).

Das war die Frau, deren Berechnung der junge Lenau zum Opfer gefallen war. Ihr war die Schönheit der Tochter ein Capital, das Wucherzinsen tragen sollte, und Bertha scheint darin die gelehrige Schülerin gewesen zu sein. Worin die ernüchternde Entdeckung Lenaus bestanden habe, liegt auf der Hand. Sein Glaube an Berthas frühere Reinheit und spätere Treue, wie Schurz sich ausdrückt, war in Brüche gegangen. Er scheint Gründe gehabt zu haben, sich nicht für den Vater des Kindes zu halten — stichhältige Gründe, wie der Umstand beweist, daß, soweit die Sache zu überblicken ist, weder die alte Hauer noch Bertha nach dem Bruche je mit Geldforderungen zur Erhaltung des Kindes an ihn herangetreten sind.[1])

Es scheint, daß Lenau nach der im Juni 1826 an Kleyle gemeldeten Entdeckung erst schrittweise zur vollen Erkenntnis seiner unwürdigen Lage gelangte. Auch mag die Macht der beiden Frauen über ihn eine sehr große gewesen sein. Erst im Sommer 1827 — damals wohnten Mutter und Tochter Hauer in Dornbach — schwingt er sich in Altenburg, wo er zu Besuch bei Kleyle weilte, wahrscheinlich unter dem günstigen Einflusse des im thätigen Leben stehenden Mannes dazu auf, Bertha in aller Form einen Absagebrief zu schicken. Zwei Tage später, am 9. Juli 1827, schreibt er an seine Mutter. „Was Sie mir über das Benehmen Bertha's meldeten, konnte mich nicht erschüttern, weil es mir nicht unerwartet war. Der klare Beweis ihrer gänzlichen Entblößtheit alles Gefühls liegt wohl darin, daß sie im Stande ist, unter solchen Umständen mit Unwahrheit umzugehen, ... Ich habe der Bertha vorgestern geschrieben, und ihr

[1]) Nähere Einzelheiten der den Bruch vorbereitenden Entdeckungen Lenaus fehlen. Das von Emma Niendorf in ihrem Buche Lenau in Schwaben. 2. Ausgabe. Leipzig 1855, S. 271 mitgeteilte Fragment eines Briefes Kerners vom 20. November 1844 gestattet keine Verwertung. Es lautet: „Vor mehr als 10 Jahren sagte uns Niembsch, er habe eine Verlobte gehabt, mit der sei er in einer Laube gesessen, da sei auf einmal eine schwarze Katze durch ihre Füße gesprungen und darauf etwas so Entsetzliches erfolgt, daß er das nie sagen werde. . . . ."

meinen festen Entschluß, nie wieder das alte Verhältniß zu erneuern eröffnet. Haben Sie die Güte, sie zu besuchen, und mir dann zu schreiben, ob mein Brief gewirkt habe, und was man nun zu unternehmen gedenke." (Schurz 1, 75.) Der Brief ist bezeichnend für die unbehülfliche Naivetät seines Schreibers und das würdelose Verhältnis, in das Therese Vogel ihre übertriebene Sohnesliebe zu Nikolaus gebracht hatte: erst sagt er seiner Geliebten feierlich ab, und dann schickt er die Mutter zu ihr, nachzusehen, ob der Brief gewirkt habe, und sich zu erkundigen, was die Abgedankte nun zu unternehmen gedenke!

Daß bei derartiger Halbheit das Verhältnis, wie Schurz 1, 75 sagt, sich ersterbend etwa noch ein Jahr lang hinschleppte, ist sehr begreiflich. Endlich fand es nach unserem Gewährsmanne damit ein Ende, daß sich Bertha einem Reicheren, wenn er nicht irre, einem griechischen Handelsmanne anschloß. Weder mit ihr noch mit Adelheid ist Lenau später je wieder in Berührung gekommen.[1])

Für die weiteren Geschicke Berthas stehen mir lediglich einige Aktenstücke zur Verfügung. Die nächste Nachricht über sie stammt aus dem Jahre 1842. Am 2. November dieses Jahres starb ihre Mutter Margarethe im Alter von 56 Jahren im Allgemeinen Krankenhause, in dem sie sich seit dem Jahre 1834 befand.[2]) Als Todesursache erscheint im Totenprotokolle Zehrfieber. Hier und in der gerichtlichen Todfallsaufnahme wird sie „k. k. Beamtenswitwe" genannt. Als einziges „eheleibliches" Kind ist Bertha angegeben, 33 Jahre alt, ledig, privat. Sie wohnte damals in der Josephstadt Nr. 222 (neu: VIII. Lenaugasse 16), einem 1839 erbauten, heute noch stehenden vornehmen Miethause in guter Lage. Dieser Umstand, die Bezeichnung „privat" und die langjährige vollständige Verpflegung, die sie ihrer kranken und völlig mittellosen Mutter leistete, deuten darauf hin, daß sie sich in guten Verhältnissen befand.

Zwei Jahre später verzeichnet das Wiener Totenprotokoll Adelheid Hauer unter den Verstorbenen. Sie starb am 25. August 1844 im Alter von 18 Jahren in der Wohnung ihrer Mutter an der Auszehrung — etwa zwei Monate bevor auch Lenau in gewissem Sinne der Welt abstarb. Bertha hat noch die gleiche Wohnung inne wie vor zwei Jahren und erscheint abermals als „Privatiere". Die schonende Weise, mit der im Totenprotokolle der ledige Stand Berthas verschwiegen wird (im Gegensatze zu der in gleichen Fällen üblichen

[1]) Über eine angebliche Begegnung Lenaus und des Kindes vgl. Schurz 1, 76.

[2]) Totenprotokoll im Totenbeschreibungsamte der Gemeinde Wien und Todfallsaufnahme im Archive des k. k. Landesgerichtes in Wien. — Den Leitungen der beiden Ämter sei an dieser Stelle für freundliche Unterstützung der gebührende Dank gesagt.

Formel: N. N. lediger Handarbeiterin ihr Kind N.) bestätigt ihre günstigen Vermögensumstände. Weniger glimpflich ging die gerichtliche Todfallsaufnahme vor. Hier wird sie kurzweg als „uneheliche Mutter" bezeichnet.

Ein wesentlich anderes Bild giebt das letzte Dokument, das ich zur Lebensgeschichte Berthas beizubringen habe, die Aufnahme ihres eigenen Todes.[1]) Sie starb am 21. März 1868 im Rudolfspitale an Lungenödem. Bertha war mit zunehmendem Alter offenbar langsam herabgekommen. In der gerichtlichen Todfallsaufnahme erscheint sie (wie bemerkt fälschlich) als 67jährig, ohne Erwerb, verwitwet (!) und ohne Anverwandte. Die trockenen Angaben des Aktes bieten uns ein Bild kläglichsten Jammers. Die ehemalige Geliebte Lenaus war einfach zur Bettlerin geworden. Sogar ihre letzte Wohnung (III. Hasengasse 10) mußte erst durch polizeiliche Nachforschung festgestellt werden. Nicht einen Stuhl nannte sie ihr Eigen; sie hinterließ nichts als einen Verpflegsrückstand von 2 fl. 10 kr. Das ist das Ende von Lenaus Bertha. —

Man hat so oft auf die unauslöschliche Wirkung des Erlebnisses mit Bertha auf Lenaus ganzes weiteres Leben hingewiesen und die peinliche Enttäuschung seiner Jugendliebe gewissermaßen für den Ausgangspunkt seines Weltschmerzes genommen. Sehr mit Unrecht. Klagendes Bemitleiden seiner eigenen Person war bei Lenau eine Äußerung seiner Nervosität, und mit vieldeutiger Geste auf sein blutendes Herz zu weisen, hatte sich der interessante Mann und Dichter im Kreise bewundernder Frauen angewöhnt. Überhaupt kann man Lenau nicht von dem wohl nicht zu schwer wiegenden Vorwurfe freisprechen, mit Geschick und Vorliebe Pose gestanden zu haben. Dazu mag ihm auch seine Erinnerung an Bertha gedient haben. Sorge um das Kind hat ihn wohl nicht sehr gequält, sonst hätte er sich um die kleine Adelheid in irgend einer Form bekümmert, worüber uns nichts vorliegt. So bleibt denn nur noch das lästige Bewußtsein, in jungen Jahren von einer sehr minderwertigen Frauensperson betrogen worden zu sein. Seiner Eitelkeit mag das sehr wehe gethan haben. Ein gesunder Mann hätte doch wohl darüber wegkommen müssen.

Um so höher wird man die Bedeutung des Verhältnisses für seine dichterische Entwicklung anschlagen dürfen. Unter der Einwirkung dieser Leidenschaft bricht er mit seiner Vorliebe, philosophische Schulthemen in Verse umzuschreiben. Nun findet er für persönliche Erlebnisse den persönlichen Ausdruck. Es läßt sich schön an den den

[1]) Totenprotokoll der Gemeinde Wien und Todfallsaufnahme, derzeit im Archive des k. k. Bezirksgerichtes Landstraße in Wien.

Briefen an Kleyle beigelegten Gedichten aufzeigen, wie seine Liebe von ihren Anfängen bis zum schmerzlichen Ende in seinen poetischen Ergüssen sich widerspiegelt.

In den Hexametern „Zu einer Sommernacht gesungen“, die er seinem Briefe vom 2. Januar 1824 beilegt, ahmt er noch Schiller nach. Das Herbstlied an Bertha, von dem er in demselben Briefe spricht, dürfte uns nicht erhalten sein. Dafür müssen die drei sapphischen Strophen in der Beilage zum Briefe vom 13. Januar 1824 entschädigen. Ihr Titel ist „Erinnerung“, ihr Inhalt trunkenes Stammeln im Vollgefühle der Liebe. Die Mutter und ihr Kind ist der Stoff, der ihn nach der Geburt der Adelheid fesselt — Brief vom Ostersonntage 1826: „Die Mutter am Grabe ihres Kindes.“ Er schwelgt ordentlich in der wohlthuenden Rührung, die ihm die Vorstellung seiner Bertha am Grabe der kleinen Adelheid verursacht. Das zweite Gedicht desselben Briefes, „das Kind einer melancholischen Stunde“, leitet zu dem Liede „der Jüngling“ über (9. Juni 1826): die Wirklichkeit mit eisern schwerem Gange hat den Träumer geweckt. Es ist sicher nicht Zufall, daß es dieses seinem schwer verletzten Gemüte entsprungene Gedicht war, mit dem er zuerst vor die Öffentlichkeit trat.[1])

Miscellen.

Amor und Tod.

Zu der Zusammenstellung der Bearbeitungen dieses Motivs möchte ich mir erlauben einen kleinen Nachtrag zu liefern, der die Übernahme von Alciatos Gedicht ins Englische bezeugt. In Sandfords Garden of Pleasure (1573, [2]1576), einer nach italienischen Quellen bearbeiteten Anekdotensammlung,[2]) findet sich [2] S. 121 eine englische Übersetzung der genannten Dichtung. Sandford scheint zu glauben, daß Alciato sie in italienischer Sprache verfaßt habe, und druckt deshalb eine italienische Fassung des Gedichts mit ab. Ob diese mit der Euphorion 3, 357 erwähnten Übersetzung Alciatos von Giovanni Macquale (1549) identisch ist, kann ich nicht entscheiden. Noch an zwei anderen Stellen citiert Sandford den Alciato italienisch. — Das folgende ist die Erzählung, wie sie der Garden of Pleasure enthält:

That death hath no more regarde of yong men than of olde.

When there were deade at Milan in shorte space, of diuers diseases certayne noble and courteous yong men, Alciato made vpon that occasion in the Italian tongue these wittie verses:

---

[1]) Bekanntlich erschien das Gedicht unter dem Titel „Jugendträume“ im Jahrgange 1828 des Seidlschen Taschenbuches Aurora.

[2]) Ich habe darüber genauer im Shakespeare-Jahrbuch 35, 260 gehandelt.

Alberganano insieme Amore, & Morte,
Et la mattina desti,
Nel partirsi ambedue per dura sorte,
Cangiar li strali, onde ferendo Amore,
I giouani morien miseri, & mesti
Et la Morte impiagando à mezzo 'l cuore
I vecchi ardeuan d'amoroso ardore,
O potente signore,
Et tu de corpi nostri empia Regina,
Ritornateui l'armi acchioche moia
Il vecchio & viua il giouãtlio in gioia.
that is,
Both death and loue were lodged in one place,
And day did spring,
At parting both by cancred fortunes case,
They changed darts, wherfore loue sore woũding
The heauy yong men died full of mourning,
Whẽ death with dart, the fainting harts did frie,
The old men livde in loue, and did not dye,
O Lord mightie,
And of our bodies fraile thou wicked Queene,
Returne the weapons, that to dire deaths teene
The olde may yeeld, while yong men mery beene.

Jena. Wolfgang Keller.

Zu Goethes Briefwechsel mit Lavater und mit dessen Gattin.

I.

Nr. 233 der Briefe Goethes in der Weimarer Ausgabe (2, 178) bringt einen Brief „an Anna Lavater, geborene Schinz [Ems, den 18. Juli 1774] mit Diktat Goethes in Lavaters Brief“. Dieser Brief ist, wie in den Lesarten (2, 324) angegeben wird, dem zweiten Band der Lebensbeschreibung Johann Kaspar Lavaters von seinem Tochtermann Georg Geßner, Winterthur 1802, S. 135 entnommen. Allein Lavaters Biograph teilt a. a. O. gar keinen Brief mit, sondern giebt daselbst einen Auszug aus Lavaters Tagebuch der Emser Reise im Sommer 1774. Das Stück aus diesem Reisejournal, welches der Darstellung Geßners a. a. O. zu Grunde liegt, findet sich in meiner Publikation „Lavaters Aufzeichnungen über sein Zusammensein mit Goethe in Ems“ im 271. Heft von Nord und Süd (Oktober 1899) S. 57 ff. abgedruckt.

II.

Nr. 240 der Briefe Goethes in der Weimarer Ausgabe (2, 183), ein undatiertes Schreiben an Lavater, lautet folgendermaßen: „Hier, l. Bruder, ist das versprochne und mehr [den Merkur gieb an Meyern]. Das Dram, das ich der Meyern versprochen habe, ist auf dem Weege ziemlich fertig worden, ich schreib es ab und aus, und dann schick ich's, das kannst du dem kleinen Wibli einweil sagen. Auch schick ich dir eine Bouteille Himbeerensafft. Grüs mir H. Schmoll. Sey brav, so will ich auch wohl gut seyn. Schreib mir, wie dirs geht. Adieu.“ Schon Salomon Hirzel bemerkte im Neuesten Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek 1874, S. 180 ganz richtig, daß dieses Billet von Goethe in „Frankfurt nach der Rückkehr von Ems Anfang Juli“ geschrieben wurde. Der Herausgeber des zweiten Bandes der Briefe Goethes in der Weimarer Ausgabe, Woldemar Freiherr von Biedermann, hat es dagegen in die „Mitte August“ versetzt.

In der Mitte August, Dienstag den 16. August 1774, kehrte Lavater allerdings von seinem Badeaufenthalte wieder in den Schoß der Seinigen zurück. Allein in dem Briefchen deutet alles daraufhin, daß es an den in Ems weilenden Züricher Propheten gerichtet wurde. Nur in Ems konnte Lavater der Frau Meyer sagen, was Goethe darin an sie ihm auftrug. Frau Meyer logierte mit ihrem Gatten, dem Hannoverischen Kammersekretär Meyer, während Lavaters Aufenthalt in Ems im Darmstädtischen Badehause daselbst. Der „rechtschaffene Mann und seine artige Gemahlin" waren von dem Leibarzt Zimmermann in Hannover, der dem Züricher Freunde den Gebrauch des Emser Brunnens angeraten, als gute Gesellschafter dort empfohlen worden. (Zimmermann an Lavater, den 27. Mai 1774, ungedruckt.) Meyers waren auch gute Bekannte von Goethes Lotte, der Frau Legationssekretär Kestner in Hannover, und hatten Goethe Mitte Juni in Frankfurt besucht. Als Lavater und Goethe am 29. Juni miteinander nach Ems kamen, gesellte sich Kammersekretär Meyer alsbald zu ihnen, und als Goethe schon am nächsten Morgen den Badeort wieder verließ, kam Meyer im Negligé vom Darmstädter Haus herüber, um von Goethe Abschied zu nehmen. Am 29. Juni muß Goethe das Drama der Meyern versprochen, das heißt es ihr zu senden versprochen haben. Es ist dies wohl dasselbe Drama, von dem Lavater an ebendemselben Tage in seinem Tagebuch notiert (Nord und Süd 76, 405, März 1896): „Goethe sagte, daß er nach seiner Rückreise auf Frankfurt ein kurzes Drama verfertigen wollte."

Wäre das in Rede stehende undatierte Schreiben an Lavater in Zürich gerichtet worden, so hätte Goethe darin nicht nur Schmoll, Lavaters Begleiter auf der Emser Reise, sondern vor allem Lavaters Gattin, Lavaters erste Herzensfreundin Schultheß und ersten Herzensfreund Pfenninger grüßen lassen.

Endlich hatte es keinen Sinn, dem Züricher Freund in seine Heimat von Frankfurt aus Himbeersaft zu schicken. Wohl aber war eine solche Sendung an den Emser Badegast von dem Ems nahegelegenen Frankfurt aus angebracht, und wir lesen in Lavaters Emser Tagebuch vom 13. Juli 1774 (ungedruckt): „Nun noch ein Glas Wasser mit Himbeereissig auf Eure Gesundheit, Ihr Lieben, und dann gute Nacht!"

Am 30. Juni hatte Goethe den Propheten in Ems verlassen, am 15. Juli kehrte er wieder zu ihm zurück. Während Goethes Abwesenheit hatte Lavater in Ems zweimal Briefe von dem Dichter erhalten. Lavaters Journaleintrag vom 7. Juli 1774 beginnt mit den Worten (ungedruckt): „Beim Erwachen um 6 Uhr Briefe von Goethe und Schultheß und Produkte von Lips," und Dienstag den 12. Juli zeichnet der Tagebuchschreiber auf (ungedruckt): „Ich erhielt einen Brief von Pfarrer Abbegg, der mich zu sich einlud, und einen von Goethe, der mir sagte, daß Basedow in Frankfurt sei." Da Goethe das letztere in unserm Briefe nicht schreibt, bleibt für ihn nur der 7. Juli als Empfangstag und der 5. oder 6. Juli als Datum übrig.

III.

Im Sommer 1775 weilte Goethe in Zürich als Lavaters Gast. Auf der Heimreise von Zürich nach Frankfurt traf er in Straßburg mit dem Leibarzt Zimmermann aus Hannover, der in die Schweiz reiste, zusammen. Am 29. Juli schrieb Lavater einen noch ungedruckten Brief an Goethe, der mit den Worten beginnt: „Bin gutes Muthes, Goethe, daß Du zu Hause wieder bist." Aus diesen Eingangsworten geht hervor, daß Lavater damals das erste Schreiben beantwortete, das Goethe nach seiner Heimkehr von Hause aus an ihn richtete. Aus andern Stellen desselben Briefes ersehen wir, daß Lavater darin das undatierte Schreiben beantwortete, welches in der Weimarer Ausgabe der Briefe Goethes unter Nr. 347 seinen Platz gefunden hat und sowohl von Salomon Hirzel (Neuestes Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek 1874, S. 183) als auch von Woldemar Freiherrn von Biedermann und von Eduard von der Hellen (Weimarer Ausgabe der Briefe Goethes 2, 279 und 3, 327) in den August 1775 versetzt wird. Goethe schreibt in

diesem undatierten Briefe: „Wie ist's mit Zimmermann gegangen? Wo ist er jezzo? Wenn er zurückkommt, soll er bey mir wohnen! Vergiss nicht, ihm das zu schreiben. Hast an die Phisiognomik gedacht und schickst du mir bald was? Hier über die Silhouetten der Frau von Stein und Marchesa Brankoni. Such sie gleich auf und leg sie hierüber." Darauf läßt Goethe seine Auslegung der Schattenbilder der Frau von Stein und der Frau von Branconi folgen und fährt dann fort: „Ich wollte, Du überließest mir sie und die Frau von Löv zum zweiten Theil." Auf dies alles antwortete Lavater in dem noch ungedruckten Briefe vom 29. Juli 1775, und zwar folgendermaßen: „Bin gutes Muthes, Goethe, daß Du ... gut bist, lieb bist, mein bist, Zimmermanns bist ... Zimmermann blieb kranken Hallers wegen nur $1^1/_2$ Tage ... Täglich schaff' ich was physiognomisches. Über die Löw sagt' ich Engels Verstand und Königinn Klugheit und Adel einer festen Seele, oder so was." In dem letzten Satze fügt Lavater der Reihe feiner Eigenschaften, die Goethe aus den Schattenrissen der Frau von Stein und Frau von Branconi herausliest, die physiognomische Auslegung hinzu, die er der Silhouette der Frau von Löw gab, als er mit Goethe seine physiognomische Sammlung durchging.

Da Lavater am 29. Juli 1775 das in Rede stehende undatierte Schreiben Goethes beantwortete, kann dasselbe nicht erst im August geschrieben sein. Es wurde mindestens fünf bis sechs Tage vor dem 29. Juli von Goethe an Lavater gerichtet und ist vermutlich identisch mit dem Briefe, der nach Burkhardts Verzeichnis der von Goethe zur Post gegebenen Sendungen am 24. Juli 1775 an Lavater abgeschickt wurde.

Gernsbach (Murgthal). Heinrich Funck.

Zur Datierung Schillerscher Jugendbriefe.

Es handelt sich um die beiden undatierten Briefe an Scharffenstein und an Boigeol, die in der Jonasschen Sammlung an zweiter und dritter Stelle eingereiht sind. Betrachten wir zunächst die Andeutungen, die die Briefe selbst über ihre Entstehungszeit geben! In dem letzteren kommt eine Stelle vor „in meinem Briefe an Jh.", wenigstens fand Jonas diese Lesart in der Abschrift aus Boigeols Nachlaß, die er abdruckt. Der erste Druck des Briefes, in der Zeitschrift „Ueber Land und Meer" 3, Nr. 21 (21. März 1860), dem offenbar eine andere Abschrift des Originals zu Grunde liegt, liest nun aber „an Sie", ebenso Goedeke („Schillers Schriften" 1, 362), der den Brief überhaupt in der Fassung des ersten Druckes giebt. Von einem früheren Briefe Schillers an Boigeol wissen wir jedoch nichts; höchstens der kurz nach der fraglichen Stelle vorkommende Ausdruck „Ihr letzter Brief" ließe allenfalls auf eine vorangegangene Korrespondenz schließen. Diese wäre aber unter Akademiegenossen bei ungetrübtem Verhältnis sehr auffallend, und zudem könnte der Ausdruck „dem Boigeol", der in dem Briefe an Jh. gestanden haben soll, kaum in einem Schreiben Schillers an Boigeol selbst vorgekommen sein. Da also keine der beiden Lesarten brauchbar ist, so lag es nahe, an den Brief Schillers an Scharffenstein zu denken, was meines Wissens zuerst Düntzer gethan hat. Wenn man „Sie" und „Jh" combiniert, so ergiebt sich auch leicht „Sch", und daß Scharffenstein" Schillers Abschiedsbrief seinem intimen Freunde Boigeol (mit dem er später noch lange korrespondierte) gezeigt hat, kann nicht auffallen. Nun kommen in diesem Abschiedsbriefe an Scharffenstein sogar zwei Stellen mit den Worten „dem Boigeol" vor. Einmal heißt es: „Wie oft hab ichs hören müssen von dir und dem Boigeol u. s. w.", ein andermal „Wie oft hast du dem Boigeol ins Ohr gedisselt". Wenn man auch nicht recht einsieht, wie ein solcher Ausdruck als Kränkung aufgefaßt werden konnte, so ist es doch sehr wahrscheinlich, daß Boigeol diese Stellen gemeint hat, besonders die letztere. Damit haben wir also soviel festgestellt, daß der Brief an Boigeol nur etwa 5 Tage nach dem an Scharffenstein geschrieben ist

(vgl. den Anfang des erstgenannten Schreibens). Wenn es daher gelingt, einen der beiden Briefe zu datieren, so ist damit der andere auch chronologisch festgelegt. — Scharffenstein sagt in seinen „Jugenderinnerungen in Beziehung auf Schiller" im Stuttgarter Morgenblatt 1837, Nr. 56/8, kurz vor seinem Austritt aus der Akademie (Dezember 1778) sei der Bruch mit Schiller erfolgt: dann seien sie aneinander vorübergegangen, ohne je noch ein Wort zu wechseln. Schon dieses „je" deutet darauf hin, daß die Verstimmung nicht so ganz kurz vor Dezember 1778 eingetreten sein kann, außerdem sagt Scharffenstein: „Dieser Brief (Schillers) nebst mehrern andern ist mir auf eine recht heillose Art abhanden gekommen." So kann man kein großes Gewicht auf seine Datierung legen, zumal er auch in andern Mitteilungen öfter geirrt hat. — Aus dem Briefe an Boigeol hat man eine Stelle des Schlusses herangezogen: „Ich wills in Ihrem Angesicht lesen und Sie nicht fragen, ob wir wollen uns unsere etliche Jahre, wo wir noch so zu leiden haben, nicht verbittern." Über diese „etlichen Jahre" sind die Meinungen sehr geteilt. Die meisten halten sie für die Jahre, die beide noch zu leben haben; in diesem Falle würde aus der Stelle kein Schluß auf die Abfassungszeit möglich sein. Düntzer aber stellte die naheliegende Vermutung auf, daß sich der Ausdruck auf die Jahre des akademischen Zwanges beziehe („Schillers Leben", S. 63). Richard Weltrich („Friedrich Schiller" 1, 168) drückt sich unbestimmt aus. Minor („Schiller. Sein Leben und seine Werke" 1.) widerspricht sich selbst; er sagt nämlich S. 158: „Schiller wünscht, daß sie die kurze Zeit ihres Zusammenseins (auch Boigeol trat 1778 aus) in Gleichgültigkeit und Frieden hinbringen möchten", dagegen im Anhang S. 560 bemerkt er zu dieser Stelle: „Die etlichen Jahre .... beziehen sich trotz Düntzer auf das irdische Leben." Um diese Frage zu lösen, müssen zwei Vorfragen entschieden werden, nämlich erstens, ob bei Schiller damals auch andere Zeichen von Melancholie und Lebensüberdruß konstatiert werden können, die den Ausdruck „etliche Jahre" als Lebensjahre aufgefaßt rechtfertigen würden, und zweitens, ob er damals den Druck des militärischen Zwanges auf der Akademie besonders schwer empfand. Die Gegner Düntzers stützen sich besonders auf die kurz vorher im Briefe an Boigeol vorkommenden Worte „Aber genug mein Lieber! — wir wollen einander unsere Herzen nicht quälen, vielleicht sind wir in einer besseren Welt uns gleicher als hier und dann werden unsere Arme offen seyn zu freundlicher Umarmung, wir gehen beyde einem letzten Ziele entgegen und an diesem Ziele, wann wir uns freudiger wiedersehen sollten!" — Diese Stelle redet freilich von einem Wiedersehen im Jenseits, aber es wird nicht im geringsten angedeutet, daß dieses Wiedersehen bald stattfinden werde. Es war ja die Zeit, wo sich eine Wertherstimmung aller Herzen bemächtigt hatte, das betont Minor sehr richtig, aber bei Schiller finden wir Spuren des Lebensüberdrusses erst später. So schreibt er am 15. Juni 1780 an den Hauptmann von Hoven, dem ein Sohn in der Blüte der Jahre gestorben war: „Tausendmal beneidete ich Ihren Sohn wie er mit dem Tode rang, und ich würde mein Leben mit eben der Ruhe statt seiner hingegeben haben, mit welcher ich schlafen gehe. Ich bin noch nicht einundzwanzig Jahr alt aber ich darf es Ihnen frei sagen, die Welt hat keinen Reiz für mich mehr." In der „Leichenfantasie", die er dem verstorbenen Freunde widmete, nennt er diesen neunzehnjährigen Toten, der noch nicht ins Leben hinaus getreten war, den „Gramentbundenen", und eine ähnliche Stimmung spricht sich in dem Schreiben an seine Schwester Christophine vom 19. Juni 1780 aus: „Ich darf Dir sagen, mit Freuden wär ich für ihn gestorben. Denn er war mir so lieb, und das Leben war, und ist mir eine Last geworden." Außer diesem „war" kann sich hier alles nur auf das Jahr 1780 und nicht auf 1778 beziehen. Auch wenn Schiller sich am 21. Juni desselben Jahres 1780 beschwert, man habe ihm die Pflege des kranken Grammont teilweise entzogen, weil man eine heimliche Begünstigung von dessen trübsinnigen Gedanken befürchtet habe, so darf auch da kein Schluß auf die frühere Zeit gemacht werden. Ja gerade diese Krankenberichte, besonders der Brief an Seeger vom 23. Juli, zeigen uns, wie Schiller durch langes Zureden den Freund

vom Selbstmord abhält, und wie er über diesen denkt, wenn er verletzt sagt: „Bis dahin war ich der vollkommenen Meynung, daß ich mich vielleicht einiges Verdiensts um das Wohl des Patienten rühmen könnte, wenn es Verdienst ist, einen Menschen vom Abgrund zurückzuziehen, und einen Selbstmord zu verhindern." Auf Lessings Jugend-Ode „Der Tod eines Freundes" (Lachmannsche Ausgabe, 3. Auflage 1, 141 f.) möchte ich noch hingewiesen haben, worin einige Strophen frappante Gedankenähnlichkeit mit der Schillerschen Briefstelle (falls sie in antidüntzerschem Sinne aufgefaßt wird) zeigen:

Was weinen wir? Gleich einer Weibersage,
Die im Entstehn schon halb vergessen ist,
Flohst du dahin! — Geduld! noch wenig Tage,
Und wenige dazu, so sind wir, was du bist.
Ja wenn der Himmel uns die Palme leicht erringen,
Die Krone leicht ersiegen läßt,
So werden wir, wie du, das Alter überspringen,
Des Lebens unschmackhaften Rest ....

Vielleicht — noch ehe du dein Glücke wirst gewohnen,
Noch ehe du es durchempfunden hast —
Flieht einer von uns nach in die verklärten Zonen.

Die zweite Frage, ob Schiller sich damals nach Freiheit sehnte, läßt sich sehr schnell und schlagend beantworten. Diese Sehnsucht wird nämlich bewiesen durch eine Stelle in dem erwähnten Briefe an Hauptmann von Hoven: „Jener Tag meines Abschieds aus der Akademie, der mir vor wenig Jahren ein freudenvoller Festtag würde gewesen seyn, wird mir einmal kein frohes Lächeln abgewinnen können." Da dieser Brief Sommer 1780 geschrieben ist, passen die „wenige Jahre" gerade auf die Zeit, wo der Brief an Boigeol entstanden sein muß, und außerdem haben wir hier einen deutlichen Beweis für den Unterschied der Stimmung! — Nach alledem hat wohl Düntzers Ansicht mehr für sich, ohne daß jedoch in der Auslegung der Worte „etliche Jahre" eine endgültige Entscheidung möglich wäre.

Düntzers Hypothese gerät nun in Konflikt mit dem schon Dezember 1778 erfolgten Austritt Boigeols; deshalb datiert er Schillers Brief „spätestens Anfang 1777". Dabei ist ihm ein Umstand entgangen, der dafür sprechen könnte. Nämlich Schillers Akademie-Rede über die Freundschaft, die Goedeke in den Januar 1777 setzt, und die spätestens in den Januar 1778 fallen kann, weist so frappante Anklänge an den Bruch mit Scharffenstein auf, daß eben nur noch die Namen fehlen. Das wäre bei Düntzers Datierung des Briefes sehr erklärlich, bei der Scharffensteinschen nicht. Aber es ist sehr fraglich, trotz dieser Anspielungen, ob die Rede über die Freundschaft wirklich von Schiller ist. Sagt doch Petersen in seinem Entwurf einer Schiller-Biographie ausdrücklich „Er ward vom Herzog Carl zweimal als öffentlicher Redner hervorgezogen. Die früheste dieser Reden ist noch übrig" und meint damit die im Januar 1779 gehaltene über „Gehört allzuviel Güte u. s. w.". Die andere ist dann natürlich die über die Folgen der Tugend im Januar 1780 (Schillers letztem Akademiejahr) gehaltene. Übrigens ist Düntzers Datierung des Abschiedsbriefes schon deshalb unhaltbar, weil Scharffenstein sich nicht um Jahre, sondern höchstens um Monate geirrt haben kann. Dagegen können auch Weltrichs stilistische Gründe für eine Früherdatierung nicht aufkommen. Wir müssen also doch den Brief in den Sommer 1778 setzen, selbst wenn wir Düntzers Erklärung der „etlichen Jahre" beipflichten. Denn dann bleibt zwar Boigeols baldiger Austritt immer ein Stein des Anstoßes, aber wir müssen doch zunächst und vor allem an Schiller selbst denken, wie ja auch das „die wir noch zu leiden haben" hauptsächlich und vielleicht nur auf ihn geht. Schiller erwartete und erhoffte freilich damals seine Entlassung schon für Dezember 1779. Aber trotzdem kann er ganz gut im Juni oder Juli 1778 schreiben „etliche Jahre".

Den Ausschlag scheint mir aber eine andere Andeutung zu geben, nämlich die Erwähnung eines „neuen großen, herrlichen Freundes“ in beiden Briefen Schillers. Dieser Freund ist nach Scharffensteins eigenem Zeugnis Albrecht Friedrich Lempp aus Stuttgart, 3½ Jahre jünger als Schiller. Man könnte zwar auch an Joh. Christ. Friedr. Haug denken, dann wäre der Altersunterschied nicht so groß (Haug ist 1761 geboren); aber Haug gehörte der Akademie schon länger an, während Lempp erst im April 1778 eintrat (s. Wagners Geschichte der Hohen Karlsschule 1, 377), so daß also die neue Freundschaft sich gerade bis zum Sommer 1778 konnte entwickelt haben. Wir haben außer Scharffensteins Zeugnis noch andere Beweise eines innigen Verkehres zwischen Schiller und Lempp, der hervorragende Fähigkeiten und Kenntnisse besaß und bald durch den kleinen akademischen Orden ausgezeichnet wurde. Wir besitzen einen Brief Schillers, datiert „Frankfurt a/M., 19. Juni 1783“ an einen Stuttgarter Freund, der noch in der Akademie ist. Das kann nur Lempp sein. Die Anrede „mein liebster Freund“ und der Schluß „Dein ewig treuer Freund“ beweisen ein sehr inniges Verhältnis. In späteren Briefen Schillers an Wilhelm von Wolzogen finden wir besondere Grüße an Lempp. Da dessen Name hier unmittelbar auf Lehrer der Akademie folgt, nennt ihn Jonas im Anhang zu Brief 78 irrtümlich einen Lehrer der Anstalt. Briefe von Lempp an Schiller sind aus den Jahren 1784 und 1802 erhalten (Urlichs „Briefe an Schiller“ S. 13, und Boas „Schillers Jugendjahre“ 1, 166). Die Identität Lempps mit dem „großen herrlichen Freund“ ist also sehr wahrscheinlich.

Somit können wir mit einiger Sicherheit den Sommer 1778 als die Entstehungszeit der Briefe Schillers an Scharffenstein und Boigeol bezeichnen. J. S.

Zu den Xenien. Die Eingangssituation der Xenien ist offenbar dem Anfang von Hippels „Lebensläufen nach aufsteigender Linie“ (Sämtliche Werke 1, 1 ff.) nachgebildet, der auch Jean Paul zu Beginn des zweiten Hundspostags im Hesperus vorschwebte (Schriften der Goethegesellschaft 8, 113): „Ich — Halt! — Ein Schlagbaum — Gut — wohl — recht wohl — Ein wachhabender Officier! — wieder einer mit einem Achselbande zu Pferde — zu Fuß — von der Leibgarde — von der Garde der gelehrten Republik — ich ehr' Ihre Uniform, meine Herren, und damit ich Sie der Mühe überhebe, mir die üblichen Fragstücke vorzulegen, mögen Sie wissen, daß ich, wie der Paß oder Taufschein es ausweiset, ein Schriftsteller in aufsteigender Linie bin. In den folgenden zwei Bändchen, welche ich ... künftige Messe zu liefern willens bin, wird mein Lebenslauf, bis zu einer sächsischen Frist vor der Messe, fortgesetzt werden. ..... Gott mit Ihnen, meine Herren, ... Ha! eine andere Art dienstbarer Geister, ungebetner Gäste, unlieblich anzusehen — zu dienen — damit es die Herren Besucher, und Versucher, Thorschreiber, Acciseeinnehmer, Cassirer, Rendanten und überhaupt alle Zöllner und Sündergesellen nur auf einmal wissen, ich, und kein anderer hat dieses Buch geschrieben. Wer von den Herren sich aufs Würdigen versteht, wird es schwerlich auch selbst auf den ersten Blick für Contrebande und auswärtiges Gut, sondern für das, was es ist, deutsche Fabrik halten ..... meine Insonders Hochzuehrende Herren ..... Ich weiß, Sie verschonen nicht Säuglinge, nicht Ungeborne, wie sollte also mein Leopold auf der Schulter ohne Kopf- oder Magensteuer (wie man's nennt) abkommen! wenn's einmal Sitte in Deutschland ist, so sey's ..... beschließen Sie, was Sie wollen über mein Buch, meine Herren, nur meine Person lassen Sie in Ruhe ..... Schlafen Sie wohl, oder eigentlich gesund, meine Herren ..... Was meinet ihr Herren majorum gentium, soll ich mit einem großen J anfangen, oder mit einem kleinen? Den Schlagbaum auf!“ Daß Schiller Hippels „Lebensläufe“ gerne las, beweist sein Brief an Goethe vom 12. Juni 1795 (Briefwechsel“ 1, 56) A. S.

Recensionen und Referate.

Bernays M., Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte. Zweiter Band. Leipzig, Göschen 1898. Dritter und vierter Band. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Georg Witkowski. Berlin, B. Behr (E. Bock) 1899. Jeder Band 9 M.

Nachdem an den ersten Band der „Schriften" (Euphorion 4, 566 ff.) der Versuch geknüpft worden war, Michael Bernays als Menschen und Forscher zu kennzeichnen, kann ich die Anzeige der weiteren drei Bände kürzer abthun. Als der Verfasser starb, lag der zweite Band als Torso da; und Erich Schmidt mußte ihn aus dem Vorrat älterer Bernaysscher Aufsätze ergänzen und abrunden, sicherlich im Sinne des Verfassers. Neu ist uns in diesem Teile, abgesehen von einer kleinen Betrachtung über Goethe, Maturin und Wolfe, nur der Aufsatz über die deutsche Litteratur in der Schweiz. Er zeigt uns die freundliche Art, wie Bernays in seiner letzten Lebenszeit zu lesen, lernen und lehren verstand. Der wißbegierige Forscher nimmt Baechtolds bekannte Litteraturgeschichte zur Hand; er fühlt sich von der zuverlässigen, ruhig beschreibenden Art dieses Autors gefesselt; es drängt ihn, seinen Dank öffentlich zu bekunden. Aber indem er die Feder ansetzt und sinnend Bild für Bild aus der reichen litterarischen Entwicklung des Schweizervolkes vorüberziehen läßt, malt er sich diese und jene Episode noch farbiger aus, als es Baechtold vermocht, faßt er hie und da eine litterarische Charakteristik noch etwas schärfer, reiht er zwanglos plaudernd Ausblick an Ausblick. Über den Kampf zwischen Kirche und Theater, der sich von Land zu Land, von Jahrhundert zu Jahrhundert wiederholt, über Calvin und Luther, über Bodmers schriftstellerische und moralische Persönlichkeit, über Milton in Deutschland und vieles Andere empfangen wir ergänzende Belehrung. Und immer fügt es der Verfasser so, als sei er nicht der Gebende, sondern der Empfangende. Gehört doch gerade diese Bescheidenheit, die so gern lobt und so selten zum Tadel, oder auch nur zum leisen Zweifel die Entschlossenheit findet,

zu den auffallendsten Merkmalen des alternden Bernays. Es ist ihm schließlich fast zur Manier geworden, jeden Autor, den er namhaft macht, gleich auch mit einem ehrenden Beiwort zu versehen. Und so schreiten sie denn in langem Zuge durch die Bernaysschen Aufsätze, alle diese Geliebten, Rühmenswerten, Edelgesinnten, Vielverdienten; und der Verfasser empfindet es (2, 29) selbst als eine Auszeichnung, wenn einmal ein Schriftsteller von ihm kein rühmendes Epitheton empfängt.

Ein Jahr nach Bernays' Tode, als mit den zwei Bänden seiner Schriften schon die Sammlung als abgeschlossen galt, vereinigten sich die Angehörigen und Freunde des Verstorbenen noch einmal in dem Wunsche, es möchten seine älteren Leistungen, die weit verstreut und zum Teil vergessen in Zeitungen und Zeitschriften erschienen waren, der abschließenden Sammlung einverleibt werden. Die Folge war, daß durch die Bemühung Georg Witkowskis noch zwei weitere Bände ans Licht traten, in denen nun der Leser alles Wichtigste vereint findet, was Bernays in den Jahren 1863 bis 1892 geschrieben hat.

Nun wäre es wohl meine Pflicht, ergänzend zu der früheren Charakteristik aus den beiden posthumen Bänden eine Entwicklungsgeschichte des Schriftstellers Bernays abzuleiten. Werde ich doch persönlich in der Vorrede Witkowskis dazu aufgefordert, indem der Herausgeber bei sonst gern gezollter Zustimmung meine Worte rügt: „Seine (Bernays') Schriftstellerei hat keine Geschichte gehabt, sein erstes Werk ist gerade so geartet und so reif wie sein letztes.“ Ich habe mich ernstlich bemüht, die Berechtigung des erhaltenen Tadels einzusehen, bin auch jederzeit bereit, mich von einer irrigen Meinung zu belehren. In diesem Falle aber vermag ich meine Worte nur besser zu begründen, zurückzunehmen nicht. Es ist allerdings wahr, ein paar keckere Töne des Humors, wie sie Bernays in den sechziger Jahren anschlägt, fehlen in seiner späteren Zeit. Es könnte ferner geltend gemacht werden, daß dieser Mann, der später fast allzu versöhnlich sich befliß, eine edle und fast verklärte Gerechtigkeit zu üben, in seiner Jugend gelegentlich einmal energisch und sogar eifernd zu sprechen wußte; man lese nur im vierten Bande den resoluten Widerspruch gegen Taines Histoire de la Littérature Anglaise, der wirklich durch seine erfrischende Eindeutigkeit überrascht. Aber selbst in der Frühzeit erklingen solche Töne nur ausnahmsweise. Und jene übergroße Versöhnlichkeit gewahrt man bei Bernays doch auch schon in den sechziger Jahren. Schon damals (vgl. die Abhandlung über Kruses Wullenwever) läßt er gar zu gern die gute Absicht Anderer für die That gelten; schon damals klagt er nur über die allgemeinen Zustände, über den Niedergang der Litteratur insgesamt und der dramatischen Production, der Bühnenkunst im besonderen, während gegenüber dem einzelnen Menschen oder seinem Werke ihm die Lust zum Angriff vergeht. Man könnte weiterhin eine Entwicklung des Gelehrten in dem rein Stofflichen seiner Untersuchungen sehen; anfangs

gefällt er sich mehr in großen Übersichten, später gewahren wir eine immer zunehmende Pietät für das Kleine. Aber das alles sind doch nur winzige Schattierungen und Äußerlichkeiten, die zum Teil nur beweisen, daß eben der Verfasser älter wurde, zum Teil auch ihre Erklärung darin finden, daß sich mit den Jahren nicht Bernays allein, sondern die ganze Wissenschaft weiter entwickelte. Alles Wesentliche dagegen des alten Bernays, alles, was nur für ihn allein charakteristisch ist, finde ich, gerade je schärfer ich hinsehe, schon bei dem jüngeren ausgeprägt; bei dem jüngeren sage ich vorsichtig, denn ein wirklich Junger ist er nie gewesen. Schon von Anfang an fühlte er sich — was man sonst doch erst als das Resultat höheren Alters antrifft — als den verantwortlichen Lehrer der heranstrebenden Generation. Jene immer gleiche Feierlichkeit, Langsamkeit und altgoethische Würde kennzeichnet schon den Bernays der sechziger Jahre, der uns in seiner Frühzeit schon fast so abgeschlossen erscheint, wie er uns (4, 240) den Professor aus Gustav Freytags „Verlorner Handschrift" charakterisiert. Und wenn er in jungen Tagen schon Goethes Greisensprache redet — eine Sprache, die bei Goethe entstanden, bei den Epigonen nachgeahmt war — so ist auch das ja ein Beweis für sein Bemühen, möglichst bald an ein Ziel, einen Abschluß zu gelangen. Das ist kein Tadel. Ich stelle nur die Thatsache fest und kann mir beim besten Willen von meiner früheren Behauptung nichts abdingen lassen. Vieles, was Bernays von dem Lyriker Uhland sagt, trifft ihn selbst.

Aus dem Bisherigen ergiebt sich, wie ich über die zwei Nachtragsbände urteilen muß: Sie enthalten zu viel; eine strengere Sichtung, die den Bestand auf den Umfang eines einzigen Bandes beschränkt hätte, wäre wohl am Platze gewesen. Bernays selbst sagt einmal mit Recht, das rein Stoffliche einer gelehrten Sonderuntersuchung gehe bald nach ihrem Erscheinen in den großen Gesamtvorrat der Wissenschaft auf; und nur die wenigen Abhandlungen, die schon an und für sich durch ihre eigenartige Methode, durch ihre vorbildliche Form oder andere individuelle Reize sich auszeichnen, führen ein selbständiges Einzeldasein weiter. Darum meine ich, man solle, wenn man die kleinen Schriften eines verstorbenen Gelehrten sammelt, einzig das zusammenfassen, was nur dieser Eine hat leisten können. In den beiden Bänden aber, die Witkowski zusammengestellt hat, befindet sich manches, was gewiß der Verfasser selbst ausgeschieden hätte, Überholtes, wie die Anzeigen von Freytags „Verlorner Handschrift" oder Auerbachs „Auf der Höhe", Gleichgiltiges, wie die Abhandlungen über den Delius'schen Shakespeare oder den Meier Helmbrecht, ganz Verunglücktes, wie die Charakteristiken von Friedrich Haase und Friederike Goßmann. Hier hat Freundeseifer wider Willen auf die Grenzen von Bernays' Begabung hingewiesen. Er kann Bücher charakterisieren und aus den Büchern wiederum Menschen; aber er kann nicht Porträts nach dem Leben entwerfen. Und auch unter den Büchern

liegt ihm nicht alles gleich günstig. Wie sich Bernays mit verschwindenden Ausnahmen den eigentlichen Fachzeitschriften zeitlebens ferngehalten hat, so hat seine gern verallgemeinernde Art zu charakterisieren sich an den Werken einer strengen und exclusiven Fachgelehrsamkeit, z. B. den Schriften von Jacob Grimm, selten bewährt.

Alles in allem: sei es, daß die Aufsätze der beiden Nachtragsbände um ihres Verfassers oder um ihres selbständigen Wertes willen vereinigt worden sind, in jedem Falle erscheint die Sammlung zu umfänglich. Nach dem ersten Bande der Schriften, den der Autor noch selbst herausgegeben, kann man recht wohl ein geistiges Porträt entwerfen; nach der Gesamtheit der vier Bände nicht mehr. Das Bildnis verliert an Schärfe; es nimmt allerlei Züge auf, die nicht nur diesem einen Individuum angehören, etwa so, wie es Bernays selbst bei der Charakteristik Friedrich Haases ergangen ist.

Indem ich so den hingebenden Eifer des Herausgebers nach seinem Ursprung rühmen, nach seinen Folgen nur bedingt anerkennen kann, muß ich zugleich gegen einen Ehrentitel Einspruch erheben, mit dem Bernays in der Vorrede ausgezeichnet wird. Ich glaube mich wahrlich zu den Verehrern des teuren Mannes rechnen zu dürfen und danke seiner Anregung viel. Um so mehr aber sträube ich mich, ihn „den großen Litterarhistoriker" zu nennen. Man thut ihm Unrecht damit; denn dieser Ehrentitel schließt eine Forderung und eine Enttäuschung in sich. An einen solchen Lobspruch müßte sich die vorwurfsvolle Frage knüpfen: Wo ist die Litteraturgeschichte, die Bernays uns hinterlassen hat? Wo ist der „Homer in der Weltlitteratur"? Drum, ehe wir das Schweigen als Antwort nehmen, wollen wir lieber mit größerer Maßhaltung und Gerechtigkeit sagen: Er ist einer unserer feinsinnigsten, vielseitigsten und lautersten Litteraturkenner gewesen, weniger nicht, aber auch nicht mehr. Wie man Wilhelm Schlegel kein Unrecht thut, wenn man sagt, er war kein Dichter, so tritt man auch Bernays nicht zu nahe, wenn man ihn nicht als den großen Litterarhistoriker bezeichnet. Beide Männer waren geniale Nachempfinder, der eine mit poetischen, der andere mit gelehrten Mitteln. Wo es galt, sich behaglich in die Sinnesart mehrerer Völker vergleichend zu versenken, fremde Dichtungen für Deutschland zu gewinnen, an Original und Uebertragung die treue Wiedergabe nicht nur des Wortlauts, sondern der ganzen poetischen Stimmung zu ergründen, wo es galt, die deutsche Litteratur immer mehr zur Weltlitteratur zu erweitern und diese Gesamtlitteratur mit dem eigenen Geiste zu umspannen, da überall war Michael Bernays auf eigenstem Boden. Aber selbst die Kraft, zu solcher Aneignungsfähigkeit immer neue Jünger zu erziehen, hat ihn noch nicht zum großen Litterarhistoriker gemacht. Man kann weder einen Fürsten noch einen Gelehrten ohne weiteres nach seinem Tode den Großen nennen.

Leipzig. Albert Köster.

Geheimes Tagebuch von Johannes Falk oder: Mein Leben vor Gott. Erster Teil 1818—1820. Herausgegeben von Dr. Siegmar Schultze. Halle a. S., Kaemmerer & Co. 1898. 1.50 M.

Aus dem Nachlasse von Johannes Falk, der in trüber Zeit „der Träger einer großen modernen Humanitätsidee, der Rettung verwahrloster Kinder wurde“, giebt Schultze die drei ersten Jahrgänge des „Geheimen Tagebuchs“ (1818, 1819, 1820) heraus und stellt die Veröffentlichung der noch umfangreicheren Jahrgänge in Aussicht. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Blätter kulturgeschichtlich und psychologisch interessant genug sind, um ihren Druck zu rechtfertigen. Für die Litteraturgeschichte bieten sie nur ganz geringe Ausbeute. Erwähnenswert sind allenfalls die ungerechten Urteile Falks über Karl August von Weimar, „der Goethe und die Kunst so kränkte“ (S. 22) und die Großfürstin Maria Paulowna (S. 23), die paar Bemerkungen über litterarische Zustände in Weimar. Der starke satirische Zug im Wesen Falks macht sich oft bemerkbar. „Als ich frühe morgens von Herders Tod hörte, war mir nicht anders zu Mute, als sei ein hoher Berg bei Weimar eingefallen. Ebenso ging es mir bei Schillers und Wielands Ableben. Die nun noch stehengebliebenen Himmelsalpen, die Frau Großherzogin Luise und Wolfgang Goethe werden auch bald genug aus unseren Augen verschwinden; und dann wird die hiesige Gegend sein, wozu sie von Natur erschaffen ist, flaches und plattes Land“ (S. 54 f). Daß Falk die Laufbahn des Dichters aufgab, ist nach den im Tagebuch enthaltenen Proben kaum zu bedauern. Was er von dem Beruf des Schriftstellers später hielt, wird aus dem drastischen Eintrag unter dem 10. März 1820 klar: „Ich war ein Lump mit tausend anderen Lumpen in der deutschen Litteratur, die dachten, wenn sie nur an ihrem Schreibtisch säßen, so sei der Welt geholfen“ (S. 49). Dem Tagebuche voraus schickt Schultze eine kurze Lebensbeschreibung Falks, dem Text fügt er sachgemäße Erklärungen hinzu, von denen einige (S. 28, 49), weil schon in der Einleitung enthalten, zwecklos sind. Wenn Schultze von den Aufzeichnungen Falks (S. XXVI der Einleitung) sagt: „Die Sätze sind stilistisch nicht immer korrekt“, so gilt dies auch von seiner eigenen Darstellung.

Dresden. K. Zeiß.

Ziegler Theobald, Die geistigen und sozialen Strömungen des neunzehnten Jahrhunderts. Berlin, Georg Bondi 1899. 10 M.

Zwei Richtungen gehen in dem ganzen Zeitraum des 19. Jahrhunderts nebeneinander her und scheinen die alte Einteilung der geschichtlichen Perioden in vorwärts strebende und erhaltende, in progressistische und reaktionäre, Lügen strafen zu wollen. Gehört das ablaufende 19. Jahr-

hundert in die eine oder in die andere Gruppe? Es ist schwierig zu entscheiden. Wie viele totgeglaubte Mächte der Vergangenheit sind wieder lebendig geworden — das Mittelalter, das Papsttum, das Dogma, die Monarchie! Und wie gründlich hat sich doch die äußere Form unserer Kultur, hat sich Handel und Verkehr, Recht und Wirtschaft, hat sich auch unser Staatsleben verändert. In wenigen Decennien mehr als sonst in Jahrhunderten. Das ablaufende Säkulum paßt nicht in die Schablone. Gewaltige Fortschritte und beschauliches Betrachten stehen hart neben-, oft gegeneinander. Der Erforschung des Gesetzmäßigen im Dienste der Technik und des Schaffens steht die Erforschung des Gewesenen im Dienste der Erkenntnis zur Seite. Und so wäre es wohl richtiger zu sagen: Die gleichmäßige Pflege der Gesetzeswissenschaften und der historischen Wissenschaften giebt dem Jahrhundert sein Gepräge. Auch das Vergangene besteht nicht fort durch die einfache Kraft des Beharrens, sondern weil es durch die Wissenschaft neue Wurzeln im Denken der Menschen gefaßt hat.

Von der Kraft des historischen Bedürfnisses und der Zuversicht, mit welcher unser Urteil sich an die jüngste Vergangenheit heranwagt, giebt das groß angelegte Unternehmen Zeugnis, zu welchem das hier zu besprechende Werk Zieglers als Teil gehört. „Das neunzehnte Jahrhundert in Deutschlands Entwicklung" soll ein Gesamtbild der deutschen Geistesthätigkeit während dieser Periode geben, indem es eine Anzahl von Spezialdarstellungen einzelner Kulturgebiete vereinigt. Gewiß hat eine solche Scheidelinie, die durch die verschiedensten Gebiete der geistigen Thätigkeit führt, etwas Mechanisches, Schablonenhaftes. Der innere Rhythmus der geschichtlichen Bewegung wird nicht durch unsere Säkularrechnung bestimmt. Das 19. Jahrhundert fängt nicht mit dem Jahre 1800 an, sondern auf politischem Gebiete mit 1789, auf philosophischem mit 1781; auf naturwissenschaftlichem mit 1783, das heißt mit der französischen Revolution in der Chemie durch Lavoisier, auf technologischem mit der Konstruktion der ersten Dampfmaschine durch Watt und Boulton im Jahre 1774. In der politischen Entwicklung Deutschlands ist das Jahr 1900 ganz bedeutungslos; 1870 aber und wiederum 1890, das Jahr der Entlassung Bismarcks, machen tiefe Einschnitte. Auf dem Gebiete der biologischen Wissenschaften kann es sich für den wirklichen Geschichtschreiber in alle Zukunft nur darum handeln, ob vor oder nach Darwins „Entstehung der Arten"; das Jahr 1859 ist eine der größten Scheidelinien, die es im Bereiche dieser Disziplinen giebt. Dasselbe gilt von der Physik der Gegenwart: was sie von allem Vorausgegangenen scheidet, ist der Begriff des mechanischen Wärme-Äquivalents oder der Erhaltung der Kraft und der mathematische Erweis dafür durch Rob. Mayer, Joule und Helmholtz. Und richten wir unseren Blick auf die Entwicklung der deutschen Philosophie, so kann auch da kein Zweifel bestehen, wo die wahre geschichtliche Cäsur

zu suchen ist. Der Zeitraum zwischen 1781, dem Jahr des Erscheinens der Kritik der reinen Vernunft, und dem Ende der vierziger Jahre, wo der von Feuerbach angekündigte Bankerott des deutschen Idealismus wirklich hereinbrach, bilden eine in sich abgeschlossene Periode, während das Ende des 19. Jahrhunderts eine im unruhigsten Fluß begriffene Entwicklung aufweist, die nirgends in der Nähe der Jahrhundertswende durch ein einschneidendes Datum bezeichnet ist.

Historische Kunst also wird sich ihre Abgrenzungen selbst bestimmen müssen nach inneren Maßstäben, und sie nicht fertig vom Kalendermacher empfangen. Aber der Historiker als Künstler bedarf des Chronisten, und in der Gegenwart zumal ist der Sturm und Drang des Lebens und des täglich werdenden Neuen so groß, daß es ein Bedürfnis wird, den Faden nicht zu verlieren, der vom Heute zum Gestern und Vorgestern zurückführt. Und so wird auch das vorliegende Unternehmen trotz mancher Einwendungen, die gegen seinen Plan zu machen sind, mannigfache Belehrung zu bieten vermögen.

Plan und Anlage der Zieglerschen Darstellung sind offenbar bestimmt von Rücksichten, die in der Organisation des Gesamtwerkes wurzeln. In dieser erscheinen politische Geschichte und Kriegsgeschichte, Geschichte der Litteratur, der bildenden Künste, des Theaters und der Musik; dann Geschichte der Naturwissenschaften und Geschichte der Technik. Offenbar würden zur Vervollständigung dieses Planes eine Geschichte der Rechts- und Staatswissenschaften, eine Geschichte der Philosophie und eine Geschichte der Theologie und des kirchlichen Lebens erforderlich gewesen sein; außerdem, gewissermaßen als Rückgrat des Ganzen, eine Art geschichtsphilosophischer Betrachtung, welche den Versuch gemacht hätte, aus dem vorliegenden Material die allgemeinste Charakteristik des Jahrhunderts im Vergleich mit früheren Perioden zu gewinnen und seine Bedeutung in der geschichtlichen Gesamtbewegung festzustellen. Ich habe den Eindruck, daß Zieglers Buch dazu bestimmt ist, diesen Ausfall im Plane zu decken und durch diese Vereinigung dem größeren Publikum gewisse Partien mundgerecht zu machen, die für sich allein vielleicht weniger schmackhaft erschienen wären. „Die geistigen und sozialen Strömungen des 19. Jahrhunderts“ — in der unbestimmten Fassung dieses Titels, sehr im Gegensatze zu den scharf umrissenen Bezeichnungen der übrigen Abteilungen zeigt sich dies wohl unverkennbar. „Geschichte der deutschen Philosophie“, so wie man die Geschichte dieser Disziplin heute schreiben sollte und schreiben könnte, nämlich nicht Geschichte einer Spezialdisziplin, sondern als Geschichte der intellektuellen Grundprobleme einer Periode, würde eigentlich die richtige Aufgabe für Ziegler gewesen sein. Sie hätte ihn auf der einen Seite von Vielem entlastet, was in anderen Abteilungen des Gesamtwerkes wieder vorkommen und gründlicher behandelt werden muß, während sie ihm auf der anderen Seite größere Vertiefung gestattet hätte.

Immerhin muß anerkannt werden, daß die durch solche Zusammenlegung besonders schwierig gewordene Aufgabe von Ziegler mit großem Geschick angefaßt worden ist, wie auch gerade er durch seine bisherigen Leistungen zu einem solchen Unternehmen besonders berufen erscheint. Seine vorurteilslose und unabhängige Stellung gegenüber den kirchlichen Dingen, gepaart mit sympathischem Verständnis des religiösen Phänomens, wovon seine Geschichte der christlichen Ethik und das Büchlein über die Religion Zeugnis giebt; seine entschiedene nationale Haltung, welche ihn nie gehindert hat, auf die Notwendigkeit des weiteren ethischen und sozialen Ausbaus der Institutionen des neuen Reiches hinzuweisen; seine eindringende geschichtliche Kenntnis der Philosophie, endlich seine Gabe allgemein verständlicher und lebhafter Darstellung — das alles mußte der gegenwärtigen Aufgabe zu gute kommen, deren Lösung uns Ziegler noch von mancher anderen und neuen Seite zeigt.

Es ist ein vollkommen richtiger Gedanke, welcher den ganzen Aufbau dieses Bandes beherrscht, daß das große Drama der politischen Entwicklung unserer Nation den Hauptinhalt ihrer Geschichte im 19. Jahrhundert bildet und daß sich zu der Verkettung dieser alles beherrschenden Vorgänge alles andere mehr oder weniger episodisch verhält. Aus diesem Grunde giebt der Umriß der politischen Geschichte den eigentlichen Rahmen für die Darstellung. Kapitel wie das dritte (Preußens Fall und Wiederaufrichtung), das vierte (Nach den Befreiungskriegen), das fünfte (Der Sieg der Hegelschen Rechtsphilosophie), endlich das achte und zehnte (Friedrich Wilhelm IV. und die Reaktion der fünfziger Jahre) sind dafür besonders interessant, weil sie das enge Ineinandergreifen der geistigen Entwicklung und des politischen Lebens augenfällig machen. In dieser Beziehung ist ja schon Treitschke vorangegangen, in dessen deutscher Geschichte das geistige Leben eine glänzende Behandlung erfahren hat; freilich gefärbt durch die seltsamen Idiosynkrasien dieses Autors und ohne mit dem eigentlichen historischen Stoff in so enge Verbindung zu treten, wie sie Ziegler angestrebt und erreicht hat.

Auf einige Lücken, die mir aufgefallen sind, will ich hier im Vorübergehen aufmerksam machen. Im fünften Kapitel, welches die individualistische und die romantische Rechtsanschauung einander gegenüberstellt, scheint mir der Schwerpunkt allzu ausschließlich auf das Staatsrechtliche gelegt zu sein; ein ganz verwandter Gegensatz kehrt aber auch auf privatrechtlichem und selbst auf strafrechtlichem Gebiete wieder in dem Konflikt der naturrechtlichen und historischen Rechtsschule. Dieser Gegensatz hat ungemein tief namentlich auf die Gestaltung des deutschen Privatrechts im 19. Jahrhundert und durch diese auf die gesamten Lebensverhältnisse eingewirkt; der Sieg der historischen Rechtsanschauung über die philosophische ist noch in dem großen Kodifikationswerke des gemeinen deutschen Rechts, mit welchem das Jahrhundert eine Periode der größten Rechtszerrissenheit abschloß,

unverkennbar. Manche der augenfälligsten Mängel dieser Kodifikation, welche sich im kommenden Jahrhundert empfindlich fühlbar machen werden, gehen auf diesen Umstand zurück, daß unter den zahllosen befragten Rechtsquellen und Rechtszeugnissen das Vernunftrecht keine Stimme hatte. Bei dem, was Ziegler über die soziale Frage und über die Frauenfrage vorbringt, hätte darauf hingewiesen werden können.

Etwas Ähnliches gilt auch von der Entwicklung der volkswirtschaftlichen Ideen. Es ist ein großes Verdienst Zieglers, die sozialistische Strömung in Deutschland eingehend gewürdigt und in ihrem Gedankengang dargestellt zu haben. Männer wie Marx und Lassalle sind bisher für die offizielle Geschichtsbetrachtung vielfach nicht vorhanden gewesen. Daß seit der Wiederaufrichtung des Reiches gar kein anderer Philosoph so großen Einfluß auf das Denken und die Schicksale der Nation geübt hat wie Marx und daß die Philosophie allen Grund hat, ihn mit Stolz zu den Ihrigen zu zählen, tritt bei Ziegler mit Deutlichkeit und Unbefangenheit hervor. Aber während er die sozialistische Bewegung in Deutschland bis in ihre ephemeren Ausläufer verfolgt, vermisse ich eine äquivalente Darstellung der Gedanken, auf welchen die bürgerliche Volkswirtschaftslehre beruht, der Aufnahme und Ausbildung der klassischen Nationalökonomie Englands bei den Deutschen durch Männer wie List, Nebenius, Hermann, Faucher, Hildebrand, Wirth, Böhmert, Roscher und andere. Das Ineinanderwachsen der liberalen Ideen dieser Männer mit den Formen des alten bureaukratischen Staates, die Zollvereinspolitik, die beginnende Aufhebung des Zunftzwanges, die Ausbildung von Gewerbefreiheit und Freizügigkeit, die Veränderungen des älteren starren Heimats- und Verehelichungsrechtes, die tiefgreifenden Umgestaltungen des Geld-, Kredit- und Versicherungswesens — mit einem Worte der ganze Komplex jener Ideen, deren Verwirklichung das deutsche Bürgertum des 19. Jahrhunderts aus der elendesten Unmündigkeit und höfischen Unterwürfigkeit zum Selbstbewußtsein und zur politischen Macht emporgehoben und die kümmerlichen Bedingungen seines Daseins in Unabhängigkeit und Wohlhabenheit verwandelt hat. Nur der politische Liberalismus wird im vierten und fünften Kapitel geschildert; was dann im dreizehnten Kapitel über den wirtschaftlichen Liberalismus bemerkt wird, ist viel zu einseitig vom Gesichtspunkte der Arbeiterklasse aus gesagt. Gewiß hat das liberale Manchestertum auch diese unerfreuliche Seite entwickelt; aber ohne den Gegensatz der Großthaten liberaler Wirtschaftspolitik fälscht, wie ich glaube, die ausschließliche Hervorhebung dieser Auswüchse das historische Bild.

Vollständiger als die Strömungen auf rechts- und staatswissenschaftlichem Gebiete scheint mir die religiöse Bewegung des Zeitalters geschildert. Sehr gut zeigt der Beginn des Buches das Wiedererwachen des Verständnisses für die Religion in Zusammenhang mit der Regsamkeit des geschichtlichen und spekulativen Geistes als eine wesentliche Differenz

des kommenden Jahrhunderts gegenüber dem gehenden; sehr gut wird dann in der Folge dargelegt, „wie fromm und frei allmählich sich trennten", und wie hierin einer der tiefsten Widersprüche des Jahrhunderts zu Tage tritt: „In keinem ist so frei gedacht und geschrieben, in keinem soviel Kritik geübt worden, und in keinem hat man von oben her die Freiheit des Denkens mehr gefürchtet und beargwohnt; vom Wöllnerschen Religionsedikt des Jahres 1788 bis zum Privatdocentengesetz des Jahres 1898 ist dieser Faden immer neu gesponnen worden und nie abgerissen: daß der Geist sich nicht anders dämpfen läßt, als durch Geist, haben sie nie begriffen" (S. 109). Leider gehören aber zu den „leitenden Kreisen", von welchen Ziegler S. 108 spricht, in denen „der unheilvolle Gedanke rezipirt wurde, daß die Religion eine staatserhaltende Macht sei", nicht nur die Regierungen im engeren Sinne, sondern seit dem politischen Hervortreten der Arbeiterklasse, seit der Einführung des allgemeinen, gleichen, direkten Wahlrechts, die breitesten Schichten des Bürgertums. Daß der Kulturkampf der siebziger Jahre mißlingen mußte, daran ist freilich im tiefsten Grunde nichts anderes schuld, als die religiöse Befangenheit der leitenden Männer, des Kaisers und des Kanzlers, welche sie vor den allein wahrhaft wirksamen Mitteln, Entfesselung des freien Denkens, Trennung der Kirche von der Schule, Ersatz des obligatorischen Religionsunterrichts durch ethische Unterweisung, zurückschrecken und dafür die scheinbar einfacheren aber auch viel roheren Mittel des Polizeistaates wählen ließ. Daß aber nicht nur der Politiker Bismarck, sondern auch die öffentliche Meinung Deutschlands nach Canossa ging, daß der Widerstand auch des Liberalismus gegen die Reaktion von katholischer wie protestantischer Seite immer schwächer und matter wurde, daß das gewaltige geistige Rüstzeug, welches Feuerbach und Strauß in ihren Schriften wider jeglichen Obskurantismus hinterlassen haben, ungenutzt in der Rumpelkammer liegt und für die geistige Durchschnittsbildung, für Schule und Lehre, so gut wie nichts bedeutet, daß der Gedanke an den ungeheuren Widerspruch zwischen unserer Religion und unserer Wissenschaft nicht jedem Gebildeten die Scham in die Wangen treibt — dafür kann nicht irgendwelche Regierungspolitik verantwortlich gemacht werden, dafür giebt es unter den gegenwärtigen freien Institutionen keine andere Erklärung als die oben angedeutete: die politische Brauchbarkeit der Religion in der gegenwärtigen sozialen Krise. An die Seite des unschönen Bundes von Thron und Altar, den Ziegler in Schleiermachers flammenden Worten geißelt, ist der noch häßlichere von Altar und Kapital getreten, der seines Satirikers noch harrt.

Ich habe das Gefühl, daß Ziegler die Gefahren, die von da der deutschen Bildung drohen, einigermaßen unterschätzt. Kein Volk kann einen solchen Widerspruch zwischen einem Wissen, das mit logischer Notwendigkeit erwächst, und einem Glauben, der auf sozialer Konvention beruht, auf die Dauer ertragen, ohne zu verflachen. Gerade eine Darstellung wie die

vorliegende läßt diesen Prozeß der Versandung des deutschen Geisteslebens in schmerzlicher Weise hervortreten. Gewiß ganz ungewollt von dem Verfasser. Die Dinge sprechen durch sich selbst. Die ganze Geschichte der ersten Hälfte des Jahrhunderts ist durchzogen von dem Goldfaden der deutschen Philosophie. In ungemein glücklicher Weise hat Ziegler die lebendige Kraft anschaulich zu machen gewußt, welche der Idealismus jener Zeit ganz abgesehen von aller systematischen Form lediglich dadurch besaß, daß er alle höchsten Fragen der Welt und des Lebens mit dem Lichte rationaler Erkenntnis zu betrachten unternahm. Der Verfasser zeigt sich da als ein feiner Kenner. Viele gut gewählte und nicht übermäßig bekannte Originalstellen lassen auch den Uneingeweihten das Wehen dieses Geistes spüren. Aber je weiter die Darstellung fortschreitet, um so mehr versiegt dieser Hauch. Die polemische Dialektik Lassalles, die materialistische Geschichtsphilosophie von Karl Marx, und Nietzsches unruhiger Flackergeist mit seiner „Plakatphilosophie" bieten keinen Ersatz.

Am beredtesten aber ist die Sprache der Dichtung. In seinem letzten Kapitel „Fin de siècle" bringt Ziegler neben vielen brennenden Fragen der Gegenwart auch eine Charakteristik der poetischen Produktion. Als hervorragendste Typen der jüngstvergangenen Generation erscheinen Paul Heyse und Gottfried Keller, als Hauptvertreter der lebenden Sudermann und Hauptmann. Heyses „Kinder der Welt" und Kellers „Grünen Heinrich" läßt der Verfasser als poetische Reflexe der Geistesrichtung eines Strauß und Feuerbach erscheinen und in der That klingen in beiden die Bildungsideale dieser Männer vernehmlich durch, wenn sie auch weit davon entfernt geblieben sind, sie in der Weise zu gestalten, wie „Wilhelm Meister" das Ideal des humanistischen Zeitalters. Mit viel größerem Rechte aber als „Der grüne Heinrich" hätte Friedrich Vischers gedankenreicher Roman „Auch Einer" erwähnt werden müssen, in welchem ich die gewaltigste poetische Verkörperung des modernen Humanismus erblicke — leider nur durch die stärksten Zuthaten jener „romantischen Ironie, die mit ihren Gestalten spielt und sie phantastisch ins Fratzenhafte verzerrt", durch jene „irrationalen Sprünge ins Burleske", welche Ziegler an Keller bemerkt, für manche ungenießbar gemacht.

Stellt man nun neben diese Männer die Koryphäen der Gegenwart, Sudermann und Hauptmann, und zwar mit den Werken, welche den stärksten Einschlag von Reflexion zeigen, dem „Johannes" und der „Versunkenen Glocke", so ist der Kontrast schon fühlbar genug: die Armut an Gedanken und die mangelnde Klarheit, die ungenügende logische Durchbildung, müssen jedem unbefangenen Prüfenden in die Augen springen. Noch viel greller würde aber der Kontrast, sobald man die Schöpfungen der deutschen Dichtung zu Anfang des Jahrhunderts zum Vergleich heranzieht: Schiller, Goethe, Grillparzer. Diese — ich darf wohl sagen — beschämende Wirkung hat Ziegler den Lesern seines Buches erspart. Freilich ist dadurch

auch die einzige, wirklich empfindliche Lücke entstanden. Man kann das geistige Leben Deutschlands im 19. Jahrhundert nicht verstehen, ohne des weitreichenden, ja man darf sagen, prophetischen Einflusses eingedenk zu sein, den Schiller und Goethe abwechselnd geübt haben. Die Weltanschauungen dieser beiden Männer sind wahre Richtpunkte der deutschen Bildung im 19. Jahrhundert gewesen, und was sie bedeuten, wird durch die flüchtigen Bemerkungen über die klassische Richtung am Eingang der Zieglerschen Darstellung nicht einmal berührt, geschweige denn erschöpft. Verheißungsvoll findet der Leser als Titelblatt das schöne Goethe-Bildnis Stielers: aber eine zusammenhängende Charakteristik der „geistigen und sozialen Strömungen“, die in Goethe zusammenliefen, sucht man vergebens. Und doch hat erst unser Jahrhundert Goethe in seiner wahren Größe zu verstehen gelernt und ihm zu dem Lorbeer des Dichters die Palme des Bildungsträgers gereicht.

Das Technische des Buches ist alles Lobes wert, sowohl was den Autor als was den Verleger betrifft. Der Stoff ist klar und übersichtlich gegliedert. Vorangeht ein ausführliches Inhaltsverzeichnis; im Anhang folgen „Annalen“, eine chronologische Zusammenstellung der wichtigsten Daten des äußeren und inneren Lebens der Nation, ein Personenregister und ein Litteraturverzeichnis, welches sehr reichhaltig ist, und — ohne unnützen Ballast — jedem Leser des Buches Anleitung giebt, sein Studium einzelner Partien zu vertiefen. Dreizehn Porträts hervorragender Persönlichkeiten in guten Lichtdrucken sind dem Texte beigegeben. Druck und Papier sind schön, letzteres fast zu gewichtig. Das Buch ist dadurch etwas unhandlich geworden. Und man möchte ihm weite Verbreitung wünschen; denn es ist ein schöner Beitrag zur Selbsterkenntnis der Nation.

Wien. Fr. Jodl.

Ernst Moritz Arndt. Ein Lebensbild in Briefen. Nach ungedruckten und gedruckten Originalen herausgegeben von Heinrich Meisner und Robert Geerds. Berlin, Verlag von Georg Reimer 1898.

Ernst Moritz Arndt hat sich als politischer Publicist nationaler Gesinnung, als Wissenschaftslehrer und als Dichter Verdienste um das deutsche Volk erworben, die uns Pflichten gegen ihn auferlegen. Die erste Pflicht wäre die Fürsorge für seine Werke. Es ist heute dem Einzelnen nicht möglich, sich Arndts Schriften sämtlich zu verschaffen. So zerstreut, unzugänglich, ja zum Teil unauffindbar sind sie. Man werfe den Blick auf die von Meisner in der Zeitschrift für Bücherfreunde 1898 zusammengestellte Bibliographie, deren fast schon vollständige Reihe unerwarteterweise durch eine Anzahl versteckter Stücke im 42. Antiquariatskatalog der Leipziger Buchhandlung Adolf Weigel 1899 ergänzt worden ist. Bereits hat

ein Leipziger Verleger, Karl Fr. Pfau, den ihn ehrenden Versuch einer Gesamtausgabe der Schriften Arndts gemacht, deren erste Bände von Rösch, die weiteren von Meisner herausgegeben worden sind. Das Unternehmen ist jedoch mit dem sechsten Bande ins Stocken geraten. Ich weiß nicht, ob diejenige Teilnahme seitens des Publikums eintreten wird, die die Weiterführung gestattet. Handelte es sich um einen griechischen oder lateinischen Autor: wie würden all die großen und kleinen auf allgemeine Kosten erhaltenen Bibliotheken das Werk durch Anschaffung unterstützt haben. Ein deutscher Schriftsteller aber, selbst vom Schlage eines Ernst Moritz Arndt, muß zurückstehen. Wäre im Gesamtgebiete deutscher Zunge eine Stelle da, die ex officio für nationale Litteratur einzutreten hätte: hier würde sie mit ihren Mitteln eingreifen.

Zu der Frage, wie eine Ausgabe bleibenden Wertes beschaffen sein müßte, kann heute jeder an der Hand geläufiger Erfahrungen Stellung nehmen. Es liegen große Ausgaben neuerer deutscher Schriftsteller vor, deren Bände unter dem durchdringendsten Fleiße der Herausgeber entstanden sind. Aber gerade deswegen erhebt sich jetzt die Forderung: Bloß die Texte! die schieren, reinen Texte! nicht die Arbeit zu den Texten! Alle mit den Texten gebotenen Kommentare, Erklärungen, Zusätze, so bequem sie dem arbeitenden Litterarhistoriker sein mögen, tragen von vornherein den Charakter des Zufälligen, Fragmentarischen, Nichtbleibenden an sich: wie es nach Art wissenschaftlicher Arbeit nicht anders sein kann. Sie sind eben Forschungen zu den Schriftstellern; sie sind eine Sache für sich und gehören nicht in die Schriftsteller. Wir müssen hier das Vorbild der klassischen Philologie verlassen. Antike wie altdeutsche Schriftsteller können den engeren Kreis gelehrten Studiums nicht mehr verlassen. Da dürfen die Erfordernisse des gelehrten Studiums vorwalten. Aber deutschen Dichtern und Schriftstellern möchten wir doch ein deutsches Publikum gewinnen, das die neuen Bände auch wirklich lese. Gegenüber der großen Masse zu gewinnender Leser tritt das kleine Häuflein derer vom litterarischen Handwerk gern zurück. Denn von den Lesern, ja ehrlich gestanden, auch von vielen Arbeitenden gilt das Refrainwort einer neuerdings Aufsehen erregenden Broschüre: quis leget haec? Aller Text-Behang, welcher Art er sei, logiere sich lieber in einen abgesonderten Teil der Ausgabe ein, den sich, wer Lust hat, kaufen könnte, und den, wer Beruf dazu hat, auf den höheren Stand des fortschreitenden Wissens führen könnte. Die Texte sind das Stabile, die Arbeit an ihnen das Bewegliche. Man betrachte die Ausgaben-Geschichte der Grimmschen Märchen, wie Wilhelm hinsichtlich der Anmerkungen zu dem richtigen Prinzip der Band-Absonderung vorgeschritten ist. Diese Erfahrung wollen wir uns doch zu nutze machen.

Die zweite Pflicht gegen Arndt ist die, einer Biographie vorzuarbeiten und, wenn es Zeit ist, sie zu leisten. Arndt hat selbst, schon ins Greisen-

alter eingerückt, die Hauptzüge seines Lebens erinnerungsweise dargestellt, und manche seiner übrigen Schriften enthalten, sicher greifbar, biographisches Material. Er ist schon früh, und später bei seinem Prozeß, mit der Veröffentlichung brieflicher Stücke vorgegangen. Sind auch bereits, dem Bedürfnisse des Augenblicks vielleicht genügend, Beschreibungen seines Lebens verfaßt worden, so befinden wir uns doch noch dieser Aufgabe gegenüber in dem Zustande des anzusammelnden Materials. Briefe Arndts sind allmählich in ziemlicher Menge bekannt geworden, in Zeitschriften hie und da zerstreut. Meisner und Geerds haben die dankenswerte Arbeit jetzt geleistet, sie zu sammeln und mit noch ungedruckten Blättern, die sie selbst aufsuchten oder Freunde des Dichters beisteuerten, zu einem Bande zu vereinigen.

Die beiden Herausgeber bezeichnen ihr Buch als ein Lebensbild in Briefen, und in diesem Sinne sind die die Sammlung einleitenden Worte und die den einzelnen Briefen voraufgehenden, historisch orientierenden Notizen gehalten. Das ist auch richtig. Allein mit der natürlichen Einschränkung, die in den Dingen liegt. Das Gros der Briefe besteht aus drei größeren Massen. Erstens aus den Briefen an seine blutsverwandten Angehörigen, insbesondere an seine Schwester Dorothea, denen er doch wenig von seinen geistigen Erfahrungen reden konnte. Zweitens aus den Briefen an den befreundeten Kreis seines Schwagers Schleiermacher, den er während der trüben Jahre seiner Amtsenthebung (der „Stillsetzung“, wie er sagt) als diejenige sichere Instanz in Berlin betrachtet, an die er sich alle Zeit wenden dürfte. Drittens aus den Briefen an Georg Reimer in Berlin, in denen das den Verlag seiner Schriften Betreffende vorwaltet. Die übrigen Adressaten, so gewichtige Namen selbstverständlich darunter sind, finden sich mehr zufällig zusammen, und die Briefe an sie decken nicht volle Seiten in Arndts Leben auf. Andre Briefreihen — was nicht Schuld der Herausgeber ist — fehlen uns noch ganz. Kein Brief an Lotte Quistorp, seine Jugendgeliebte und erste, früh verstorbene Frau. Kein Brief an Gneisenau und manche andere bedeutende Menschen, von deren Verkehr mit Arndt wir wissen.

In den Briefen herrscht fast nur das Politische und das Persönliche. Verwundert bemerke ich, daß Arndt mit Dichtern und Schriftstellern seiner Zeit kaum eine Correspondenz geführt zu haben scheint. Die gänzliche Abwesenheit jeglichen litterarischen Urteils überrascht sogar. Nur einmal eigentlich finde ich (1798, S. 23) einen Hinweis auf Goethes Wilhelm Meister. Vom Wunderhorn wird noch besonders zu sprechen sein. Das aber muß gesagt werden: die Briefe stehen in diesem Betracht weit hinter dem zurück, was an litterarischen Dingen Arndt im Leben nahe getreten ist.

Die Briefe, so nebeneinander geordnet, machen nach ihrer inneren Struktur doch einen verschiedenartigen Eindruck. Die an den Freiherrn

vom Stein sind ausschließlich in unbedingter Ergebenheit geschrieben. Dagegen erscheint das Schreiben an Hardenberg vom Jahre 1819, in dem der in seinem Gewissen gekränkte Mann Verwahrung einlegt, als ein Meisterstück männlicher Gedanken und männlicher Sprache. Nicht das gleiche gilt mir von seinem Briefe an König Friedrich Wilhelm IV., ihn zur Übernahme der Kaiserkrone zu bewegen: aus dem wohl Arndts ehrliche Überzeugung, aber doch auch sein politischer Irrtum ersichtlich wird. Im ganzen betrachtet, beziehen sich mehr die Briefe auf die Vorgänge, als daß sie die Vorgänge selber gäben. Daher bedürfen die meisten einer historischen Ergänzung zu ihrem vollen Verständnisse: was nicht immer zu beschaffen war. Bei den Briefen an Reimer nach Berlin, namentlich vor den Freiheitskriegen, habe ich das Gefühl gehabt, als müßten Reimers Mitteilungen aus Berlin, auf die sich Arndt bezieht, viel inhalts- und viel aufschlußreicher gewesen sein, so daß sie in der Korrespondenz die Hauptsache wären. Welche Wichtigkeit die Kenntnis Berliner Vorgänge für Arndt hatte, wozu er sie brauchte, durchschauen wir eigentlich mit Sicherheit noch nicht; sehr auffällig aber ist der häufige Entschluß, der ihn zu heimlichen Aufenthalten damals nach Berlin trieb.

Ich möchte einiges ausführen, was mir nach Andeutungen der Briefe jener Zeit klarer, als vorher, geworden ist, und wodurch sich einzelne Bemerkungen in dem Buche von selbst korrigieren.

Arndt war von Weihnachten 1809 bis in den April 1810 in Berlin und wohnte bei Reimer. Reimer war der Verleger der national, das heißt damals antinapoleonisch gesinnten Dichter und Schriftsteller in Berlin, die ihn zugleich als ihren Freund betrachteten und gesellschaftlich auf dem Fuße der Gleichheit mit ihm verkehrten. Heinrich von Kleist, Achim von Arnim und deren Gesinnungsgenossen gehörten dazu. Er war Mitglied der von ihnen gestifteten christlich-deutschen Tischgesellschaft. Und alle die „Männer und Jünglinge, die den Gefühlen, wodurch die Menschen damals zusammengeführt wurden, treu geblieben sind“, lernte Arndt im Stillen kennen. Wenn er auch an dieser Stelle seiner „Erinnerungen aus dem äußeren Leben“ keine Namen nennt, so kann man doch nach Grüßen, die er ihnen durch Reimer brieflich schickt, die ganze „schießende und lesende Gesellschaft“ von damals wieder erkennen. Man braucht das gelegentliche Schießen der Freunde im Berliner Schützenhause, wie die „Erinnerungen“ auch erzählen, nicht so heftig zu betonen, als hätte damals schon jeder im Geiste seinen Franzosen auf das Korn genommen. Wer, deutschen Blutes, legt nicht gern die Büchse an. Das Schießen war eine Form, unter der auch die Freunde sich versammelten. Es ergeben sich als Männer, die Arndt kennen lernte, Eichhorn, Schleiermacher, Jahn, Arnim, Brentano, Adam Müller, Kleist, Eckart (ihr aller 1813 gefallener Liebling), Gruner und eine Anzahl Offiziere, worunter Gneisenau und Clausewitz. Adam Müllers mehr geistig gehaltene, ins Feudale überweichende Richtung war

nicht die Arndts, in dessen patriotischen Bestrebungen ein derberes, leise demokratisch gefärbtes Element den Ausschlag gab. Auf diesem Unterschied, nicht auf späteren Dingen, beruhen Arndts ungünstige Äußerungen über Adam Müller (S. 190. 198): genau so ist schon 1810 von anderen Männern, die Müllers Art nicht mochten, geurteilt worden. Den Umgang mit Kleist verbürgen Arndts „Erinnerungen“. 1814 besuchte er „die Stelle, wo der genialische Heinrich von Kleist, den er im Winter 1809 [richtig: 1809 auf 1810] während seines Inkognito in Berlin oft mit Freunden gesehen habe“, am Wannsee unten ruhte, und über dessen frischen Tod er, als er 1812 im Januar wieder in Berlin erschienen war, Viel von den gemeinsamen Freunden gehört hatte.

Setzt man diese persönlichen Verhältnisse voraus, so versteht man erst die Andeutungen der Briefe vom Jahre 1810. „Hier, mein lieber Getreuer“ — schreibt Arndt an Reimer den 27. November — „sind einige Sächelchen, die meine Freunde gesammelt haben, wovon einiges vielleicht für das Wunderhorn dienen könnte. Du magst es Arnim geben.“ Und ferner in einem andern Brieschen: „Hier noch ein paar Reime für das Wunderhorn.“ Arndt wußte eben aus persönlichem Umgang, daß noch ein vierter Band des Wunderhorns zu stande kommen sollte. Während seiner Anwesenheit in Berlin hatten Arnim und Brentano einen aus „Berlin, 1. März 1810“ datierten Aufruf „an die Leser des Wunderhorns“ im Intelligenzblatt der Jenaischen Litteratur-Zeitung Nr. 21 veröffentlicht, worin sie baten: „Beiträge, die ihnen willkommen seien, durch Buchhändlergelegenheit an die hiesige Realschulbuchhandlung gelangen zu lassen.“ Die Realschulbuchhandlung war die Buchhandlung Reimers. Das muß also vorher vereinbart worden sein, und damals auch Arndts Interesse wach gerufen haben. Seine Beiträge aber können, da der vierte Band nicht herauskam, im echten Wunderhorn überhaupt nicht gesucht oder gefunden werden. Möglich wäre, daß Ludwig Erk sie 1854 mit verarbeitet hat. Ich vermag für jetzt nicht zu sagen, ob sich Arndt-Manuskripte in den Urmaterialen zum Wunderhorn noch erhalten haben.

Also, die Ansicht möge nicht zum Nachteil der Herausgeber sich bilden, als erhöben sie mit ihren den einzelnen Briefen vorgegebenen Notizen den Anspruch, die historische Verwertung des Briefmaterials abgeschlossen zu haben. Im Gegenteil, jeder wird von seinen Studien aus einen neuen Eingang in die Massen finden. Als ich die Briefe an Karoline Hegewisch, geborene von Linstow, las, griff ich sogleich wieder zu den, Kiel 1892 als Manuskript gedruckten, reizenden Auszügen aus ihren Briefen an Eltern und Geschwister, worin es, Juli 1819, heißt: „wir sind heute in innere Bewegung über Briefe aus Bonn; auf Arndts und Welkers Papiere ist in der Nacht, als alle in sanftem und schuldlosem Schlafe lagen, Beschlag gelegt, und Wache vor ihren Häusern.“ Wie fein und rein ist die Stimmung dieser Worte. Wir betrachten die dort dar-

gebotenen Porträts von Hegewisch und seiner Frau: Welch eine Verschiedenheit zwischen den schlanken aristokratischen Linien ihres Profiles und dem mächtigen, trotzenden Aufbau seines Demokratenschädels. Wenn man diese Art von Quellen heranzieht, dann fühlt man sofort heraus, warum die Briefe Arndts an Frau Hegewisch die feineren Töne seines Inneren klingen lassen. Arndts politischer Charakter arbeitete sich überhaupt mit den älteren Jahren wiedergewonnener Ruhe, gefeierter Thätigkeit und väterlicher Fürsorge für die Zukunft seiner Kinder immer feiner und positiver heraus. Nicht zuletzt auch die Folge der neuen Verwandtschaft und Freundschaft, in die er hineingewachsen war, und der Königlichen Güte, die sein Loos gewendet hatte. Als 1848 die Revolution ausbrach, kämpfte er in Wort und Schrift für „seine gute monarchische Sache". Er trat „nebst manchen anderen braven Leuten" in Bonn der „wilden" Partei entgegen, die „alle Könige wegjagen und Freistaaten stiften" wollte. Lichtfreunde, Fichtianer und Hegelianer, meinte er, hätten rechtschaffen den jetzigen wüsten und verworrenen Geistern in Deutschland vorgearbeitet. Nach der Art und den Grundsätzen, die Ruge und Robert Blum und Gottfried Kinkel den Armen und Mühseligen predigten, würde die Herrlichkeit Europas mit all ihrer Bildung, Kunst und Wissenschaft zuletzt unter den wilden Fäusten der Proletarier vergehen müssen. In der Paulskirche erschien ihm die „Linke" wie ein „wütendes Heer", das immer ihre „Klang- und Schlagworte für den horchenden Saal" parat habe. Die politische Gegnerschaft hinderte Arndt aber nicht, für einen Mann wie Kinkel menschlich einzutreten. Als Kinkel, ein Jahr später, weil er unter den Badischen Insurgenten mit den Waffen in der Hand gegen preußische Truppen gefochten hatte, durch das zu Rastatt angeordnete Kriegsgericht zu lebenslänglicher Festungsstrafe, und nicht, wie der kommandierende preußische General für Recht hielt, zur Todesstrafe verurteilt worden war, da setzte Ernst Moritz Arndt seinen Namen an die Spitze des Bonner Bittgesuches, das dem Prinzen von Preußen überreicht wurde (siehe den Bonner General-Anzeiger, 24. September 1899). Wir gönnen Arndt die Genugthuung, daß der König auf Verwendung des Prinzen Gnade für Recht ergehen ließ: desselben Prinzen, an dem sich Arndts lichter Zukunftsblick vom Jahre 1823 erfüllen sollte: „Der preußische Staat oder richtiger das Haus Zollern hat herrliche Fürsten und gewaltige Männer mit Scepter und Schwert geliefert. Ein großherziger liebender Held könnte die Monarchie fertig machen und Deutschlands fünfhundertjährigen Jammer der fremden Hudelei und Mitrichterei endigen."

Dankbar lenke ich noch einmal zu der verdienstlichen Thätigkeit der Herausgeber zurück, um hervorzuheben, daß sie mit Recht für ihr Buch eine Auswahl aus ihren Massen getroffen haben. Ein sehr nützliches Verzeichnis aller ihnen bekannt gewordenen Briefe steht am Schlusse des Buches. Seitdem aber, seit Mitte 1898, sind weitere Blätter hervor-

getreten, und ich füge dasjenige hinzu, was mir, ohne die Absicht des Nachsammelns, in die Hand gekommen ist. Ein Brief Arndts an den Maler Salm: Aus Aachens Vorzeit 1898. Ein Brief Arndts an Boyen: Wolf von Tümpling, Erinnerungen aus dem Leben des Generaladjutanten Kaiser Wilhelms I., Hermann von Boyen, Berlin 1898. Und ein Blättchen wenigstens und lebendige Schilderungen Arndts in Klaus Groths Artikeln „Meine Lehr- und Wanderjahre“ in der Gegenwart 1898, Nr. 48, 49 und 1899, Nr. 1. Boyens Vater war mit Arndt seit 1812 bekannt und sein Name erscheint, wie bei Arndt auch sonst, erwähnungsweise ein paarmal in unserm Buche. Klaus Groth aber und der Maler Salm treten zu Denen um Arndt als neue Personen hinzu.

Friedenau, bei Berlin. Reinhold Steig.

Roustan L., Lenau et son temps. Paris, Cerf. 1898.

Wer immer von den Fachgenossen heute an das Unternehmen herantritt, das seit manchem Jahre angesammelte Material zu Lenaus Biographie und Würdigung aufzuarbeiten, wird bald genug seine Stellung zu nehmen haben zu einer verwirrenden Fülle von pathologischen Details aus dem Leben Lenaus in unseren Quellen und einer Fülle der Verwirrung über diesen Punkt bei den späteren Bearbeitern und im Publikum. Der Zweifel, ob Lenau nur pathologisch aufzufassen ist oder nicht, ob überhaupt der Litterarhistoriker, ob nicht vielmehr der Psychiater zur Lösung dieses Lebensrätsels berufen wäre, steigt auf und will zuerst geschlichtet sein.

Ich selbst habe solche Zweifel wiederholt gegen meinen Freund Med. Dr. Karl Weiler geäußert und dadurch ihn angeregt, der Sache von dem Standpunkte seines Faches — ohne alle litterarische Ambition — näherzutreten. Was er gefunden, stelle ich an die Spitze dieser Besprechung, denn es hat prinzipielle Bedeutung. Dann zu Herrn Roustan.

Die Entscheidung, schreibt er, kann nur eine Untersuchung der Psychose Lenaus und die Ermittlung ihrer Ätiologie bringen, wofür die Krankengeschichte und der Sektionsbefund zur Verfügung stehen.

Die Krankengeschichte kann aus den Briefen Lenaus und aus Berichten seiner Freunde ziemlich zuverlässig zusammengestellt werden. Nur ist namentlich bei der Verwertung dieser die größte Vorsicht zu üben; denn da Lenau in Geistesumnachtung geendet hat, lag für seine Freunde die Versuchung so nahe, wie sie für uns liegt, harmlose und zufällige Äußerungen oder Handlungen entweder als Vorzeichen der späteren Erkrankung oder gar schon als ihre ersten Symptome aufzufassen. Um dieser Klippe thunlichst auszuweichen, sei als Beginn der Erkrankung jener Zeitpunkt angenommen, von dem an Lenau fortgesetzt über Krankheitserscheinungen klagt, die einen symptomatischen Charakter tragen, ohne

dabei die Möglichkeit zu bestreiten, daß die Erkrankung schon früher begonnen hat und schon frühere Erscheinungen auf sie zu beziehen sind.

Unter dieser Voraussetzung kommt in erster Linie ein Brief vom 19. April 1844 (bei Schurz 2, 147) in Betracht. Allerdings klagt Lenau hier nur über aufgeregte Nerven, aber schon fünf Tage später, am 24. April, giebt er einen geschlossenen Symptomenkomplex, der auf ein geschlossenes Krankheitsbild hinweist. Somatische Störungen treten als erste Erscheinungen der Krankheit entgegen. Neben der allgemeinen Klage über Reizbarkeit der Nerven finden wir Appetitlosigkeit angeführt und, was besonders bedeutsam, Kopfschmerz und Schlaflosigkeit. Es ist aber nicht ein Kopfschmerz, der ihn zeitweise und mit Unterbrechungen quält, jetzt vielleicht nur häufiger als früher, sondern nach einem Briefe ohne Datum, aber wohl aus jener Zeit (bei Schurz 2, 161) leidet er seit acht Tagen beständig an Kopfweh, und auch Emilie v. Reinbeck bezeugt (Schlossar, S. 203): „Er hatte uns in dieser Zeit einigemale geklagt, daß er fast beständig Kopfschmerz habe.“ Vervollständigt werden diese Prodromalerscheinungen durch eine Depression des körperlichen und geistigen Befindens, die sich geradezu zum Unwohlsein steigert. „Meine Gesundheit ist zwar jetzt nicht pathologisch gestört, doch ein Hängenlassen der Flügel, eine Windstille der Gedanken läßt mich still und mißmutig dasitzen.“ (Brief vom 7. Juni 1844, Schurz 2, 158.) Dieser Complex von Beschwerden findet sich fortlaufend in allen Briefen vom Mai bis Juli bald in größerer, bald in geringerer Vollständigkeit (10., 17. Mai, 4., 7., 14. Juni, 7. Juli).

Die Klage über geistige Depression leitet bereits von den somatischen zu psychischen Störungen über. Es macht sich mehr und mehr eine Charakterveränderung geltend. Den Reinbecks, die Ende Juni nach Lichtenthal übergesiedelt waren, begegnet er so unartig, daß sie sich gezwungen sehen, ihn zur Rede zu stellen (Schlossar, S. 203). Er, der sonst gegen neue Bekannte ungemein zurückhaltend ist, schließt sich in Baden sofort dem Dr. Fränkel wie einem alten Freunde zu einer Reise in den Schwarzwald an (ebenda). Dasselbe bei Auerbach: Sophien schreibt er, er habe sich mit ihm nur darum bekannt gemacht, weil sie solches Gefallen an seinen Schriften fände; er empfinde eher Abneigung gegen ihn. Bald darauf duzen sie sich. Im August in Wien ist er von jäher Rauhigkeit gegen seine Freunde, „seine Stimmung war eine ungewohnt heitere, fast lustige; es erschien an dem sonst so ernsthaften Manne die Stimmung als eine überreizte“ (Schurz nach Frankl 2, 191). Schurz erzählte später den schwäbischen Freunden: „Die Frau meinte gleich, sein Blick sei zuweilen so stier; und dann sei ihr Bruder gar zu lustig, zu viel für ihn“ (Niendorf, S. 263). Auffällig bemerkbar macht sich ferner ein gewisser Mangel an Urteilskraft. Kaum daß er Marie Behrends gesehen hat, hält er auch schon um ihre Hand an. Für die Zukunft entwirft er

allerlei große Projekte; er will einen neuen Beruf ergreifen, ohne Rücksicht auf sein Alter, seine bisherigen Erfahrungen im Studium. Aber sobald jemand ein Bedenken vorbringt, ist der eben geäußerte Plan auch schon abgethan, und flink wird ein neuer entworfen. Dabei haben sie alle etwas Großartiges an sich: er wird Docent der Philosophie; er will für Mendelssohn ein Oratorium dichten, das etwas ganz Besonderes werden soll, oder ein Drama schreiben, obwohl er einst dieser Gattung alle Zukunft abgesprochen hat. In gleicher Weise zeigt sich sein sittliches Urteil getrübt: gleich nach seiner Verlobung reist er nach Wien, um seinen Geburtstag mit Sophie, seiner alten Liebe, zu begehen. Ein Verhältnis zu dritt, dessen Unmöglichkeit ihm schon früher einmal ganz deutlich geworden war, scheint ihm jetzt wieder möglich. Auf psychische Störungen weisen auch die Anfälle von abnormer Rührseligkeit und von unwillkürlichem Weinen hin. Schon in Karlsruhe auf dem Bahnhofe war er in Thränen ausgebrochen, als Auerbach nicht mit ihm zur Hochzeit reisen wollte, weil er durch Geschäfte verhindert wäre (Schurz 2, 179); jetzt wird mehrfach davon berichtet (Schurz 2, 189, 203, 206; Schlossar, S. 209). „Meine Gesundheit leidet fortwährend unter großer Aufregung der Nerven. Ich erwache oftmal in der Nacht und muß, ohne mir etwas Bestimmtes zu denken, von selbst und gleichsam bewußtlos in ein heftiges und ein anhaltendes Weinen ausbrechen." [1])

Ende September war er wieder in Stuttgart. Da trat am 29. eine rechtsseitige Facialislähmung auf. „Ich gieng an den Spiegel, sah meinen linken Mundwinkel in die Höhe gezerrt, und die rechte Wange war total starr und gelähmt bis an das Ohr. Erst heute kehrt wieder Leben und ein wenig Beweglichkeit in den erstarrten Theil zurück, zugleich ist ein Ausschlag am Halse hervorgetreten, der zur Heilung führen wird" (Schurz 2, 204). Der Arzt behauptete Lenau gegenüber, es sei eine rheumatische Lähmung, „die durch Gemüthsalteration zum Ausbruch gekommen sei". Lenau selbst hielt sie für die Folge eines Schlaganfalles,

---

[1]) Von Bedeutung ist vielleicht auch eine Begebenheit aus dem September 1844, die der Koadjutor Jokell (bei Schurz 2, 197) erzählt. Er begegnete Lenau in Salzburg und sprach ihn an. Zuerst verwechselte Lenau ihn; bei Nennung des Namens tauchte aber die Erinnerung an den Bekannten wieder auf. Mitten im Gespräch verlor Lenau auf einmal den Faden, starrte die kaiserliche Residenz an und sagte: „Das ist ein düsteres Haus, und das ganze Pfaffennest ist so finster, mir wird's unheimlich da," brach damit das Gespräch ab, und man traf nur noch eine Verabredung für den Abend. Als aber Jokell Lenau Abends abholen wollte, erfuhr er, daß dieser schon abgereist sei. — Lenaus seltsames Betragen könnte sowohl auf eine zeitweise Störung des normalen Gedankenablaufes gedeutet werden, als auch auf Schwäche des Gedächtnisses für Ereignisse der letzten Zeit, während es für die früheren Jahre unverändert fungiert, wenn Jokell nicht zu den oben charakterisierten Freunden gehörte, deren Zeugnisse nicht allzu schwer wiegen.

und nach einem Brief vom 4. October hat auch Schelling diese Ansicht Georg Reinbeck gegenüber ausgesprochen. Eine Entscheidung, ob es sich um eine Lähmung rheumatischen oder anderen Ursprungs gehandelt habe, ist nach den vorliegenden Berichten allein kaum zu treffen. Für eine centrale Ursache spricht, daß die oberen Facialiszweige, soviel wir wissen, verschont geblieben sind, denn niemandem scheinen Unregelmäßigkeiten an der Stirne aufgefallen zu sein, niemand hat beobachtet, daß die Lider herabgesunken waren. Lenau selbst schreibt (Schurz 2, 206): „Das Auge blieb frei und beweglich, doch hatte es einen starren und gläsernen Ausdruck.“ Vielleicht ist diese letzte Erscheinung auf Pupillenstarre bei Lichteinfall zu beziehen, wodurch der stete Wechsel in der Weite der Pupille, der zum Ausdruck des Auges so viel beiträgt, wegfällt. In demselben Brief vom 5. October hören wir auch von neuen Symptomen: „Totaler Mangel an Appetit, schlaflose Nächte, Aufwachen und stundenlanges Weinen, Zittern der Glieder, ein schweres, dumpfes Hinterhaupt und eine maßlose Traurigkeit und Verzagtheit.“ „Matt bin ich, wie ich's noch nie gewesen, müd' bin ich, als braucht' ich Jahrhunderte, um mich auszuschlafen; so recht von Herzen zerschlagen bin ich . . .“ Dazu kommen Verwechslung von Worten (Paraphasien) und Sprachstörungen, so daß schwierigere Worte erst nach wiederholten Versuchen ausgesprochen werden konnten. „Ich verspreche mich,“ schreibt er am 6. October (Schurz 2, 208), „auch nicht so häufig mehr, wie die Tage her, wo ich z. B. statt „im höchsten Grade“ immer sagte „im tiefsten Grade“ und das Wort Skrupel nur nach wiederholten Bemühungen herausbrachte.“ Während dieser Zeit bessert sich immerfort die Lähmung der rechten Gesichtshälfte und vom 11. October an wird ihrer nicht mehr Erwähnung gethan.

In der Nacht vom 12. auf den 13. October hatte er einen Anfall von „Verzweiflung“, gieng mit Selbstmordgedanken um und beruhigte sich damit, daß er sein Wohnzimmer verwüstete. In der Nacht des 15. Octobers traten Wahnideen auf, in denen er die Reinbeck beschuldigte, sie hätten ihn bei Gericht als Mörder angezeigt. Am 16. October machte er den ersten Selbstmordversuch, dem noch mehrere folgten. Dabei war er fortwährend sehr aufgeregt; ein hochgradiger Bewegungstrieb ließ ihn nicht zur Ruhe kommen; sein Urteilsvermögen war gänzlich zerstört (wie der Vorfall mit dem Diener beweist), seine Ausdrucksweise schon mehr als originell. („Ich werde mir eine Portion Braut verschreiben, das wird mir gut thun.“ Niendorf, S. 263.) Nicht nur vor den Briefen der Sophie, sondern vor allem in furchtbarer Angst, weinte er wie ein Kind (Schlossar, S. 201). Dazwischen treten immer von neuem maniacalische Anfälle auf. Von nun an wechseln eine Zeitlang fast regelmäßig ruhigere Zustände mit aufgeregten ab. Zu wiederholten Malen mußte ihm die Zwangsjacke angelegt werden. Aus den ruhigen Zeiten werden von seinen Biographen „Geistesblitze“ erzählt, z. B.:

„Ich bin kein deliriſcher, ſondern ein lyriſcher Dichter“ (Niendorf, S. 269), eine Bemerkung, die ſich wahrſcheinlich darauf zurückführen läßt, daß der Geiſteskranke das Wort Delirium hörte und, wie ſo häufig, durch den ähnlichen Klang auf lyriſch gebracht wurde. Dieſelbe Erſcheinung iſt es, wenn er zu Kerner vom Trauring ſpricht, als dieſer ſagt, er habe ſich im Traumring befunden, aber ſein klarer Verſtand werde denſelben zerreißen. Die auftretenden Wahnideen tragen den Charakter des Größenwahns: es ſei ihm ein Orden angeboten worden; er habe, was allerdings unſchicklich geweſen, dem Könige von Preußen durch die Thürſpalte Rathſchläge gegeben (Niendorf, S. 269); er findet ſich in der himmliſchen Walhalla, wo er mit Goethe ſpricht; er ſieht eine Götterverſammlung, in der ein Gott ſchöner iſt als der andere, und zuletzt iſt er ſelbſt ein Gott; ein andermal erſcheint er ſich als Alltröſter, dann als König von Ungarn. Aus einem Artikel der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ zieht er Schlüſſe auf ſeine beſondere Wichtigkeit, zumal in politiſcher Hinſicht (Schurz 2, 256); beim Geigenſpiel freut er ſich über ſeine ganz beſondere Fingerfertigkeit, oder er meint: „Ich bin ſtark, ich erobere die Welt“. (Schurz 2, 281). Aber ebenſo häufig kommen plötzliche grundloſe Anfälle von Angſt und Melancholie (Schurz 2, 284). Vor Fremden zeigt er Furcht und auch Bekannte ſchrecken ihn, wahrſcheinlich, weil er ſie nicht mehr erkennt. Alsbald fielen Störungen in der Schrift auf: nach Schurz (2, 252) waren ſeine letzten Zettel aus Stuttgart „ſehr ſchlecht und flüchtig mit unſicheren Händen“ geſchrieben, dann ſchrieb er wieder deutlich und klar; ſchließlich werden abermals die „flüchtigen, dahinfallenden Buchſtaben“ des Schwagers angemerkt.

Am 19. März 1846 berichtet Zeller, habe Lenau ſeinen Wärter angefaßt, erſtarrt um ſich geſchaut, nur halb gehört und ſeine Gedanken nicht mehr in Worte bringen können — wahrſcheinlich der Beginn der allmählichen Verblödung. Die Aufregungszuſtände gehen nun auch in Depreſſionszuſtände über, nur durch die furchtbare Angſt werden noch maniacaliſche Erſcheinungen hervorgerufen (2. Mai 1846). In einem Briefe vom 19. März 1847 giebt nun ſelbſt Zeller zu, das Bild der Abſtumpfung ſei in leiſem Anſtriche vorhanden. Vor einem Raſenfleck mit Veilchen rief er: „Es wird Himmel!“ (Schurz 2, 293). Bereits in dieſer Zeit findet ſich die Nachricht, daß Lenau ſich beſchmutze; vielleicht treten ſchon jetzt Blaſen- und Maſtdarmſtörungen auf. In der Anſtalt des Dr. Görgen ſtieß er meiſt nur mehr unartikulierte Laute aus: Die Fähigkeit, ein Wort auszuſprechen, war verloren gegangen, und als er am 26. Februar 1850 beim Beſuche ſeiner Schweſter ſprechen wollte, war dies trotz aller Anſtrengung unmöglich: die Sprachlähmung war eingetreten. Im Sektionsbefunde wird ein Anfall von „Stumpfheit“ im März 1846 erwähnt, nach welchem Collaps und Fieber auftrat. Er verunreinigte ſich nun ſtets, wahrſcheinlich infolge der Blaſen- und

Mastdarmlähmung. Im Frühjahre 1849 begann dann auch die allmähliche Lähmung des rechten Armes und Beines, dann der linksseitigen Extremitäten, so daß der Kranke schließlich seine Extremitäten, die Contracturen zeigten, nicht mehr willkürlich bewegen konnte. Er wimmerte nur mehr oder schrie von Zeit zu Zeit angstvoll klagend auf. Am 4. Mai 1850 lachte er beim Transport in ein anderes Stockwerk, „aber bald stellte sich Husten bis zum Ersticken ein, und er mußte zu lachen aufhören". Der Kranke hatte bereits die ominösen Schlingstörungen und verschluckte sich, weshalb er auch künstlich gefüttert werden mußte. Es trat stinkender Atem auf, Collaps, Decubitus, beim Husten wurde nichts mehr ausgeworfen, so daß man Erstickung fürchtete. Von seinem Ende berichtet Schurz: „Das Athmen gieng nur mehr oberhalb der Brust vor sich, und es bewegte sich ihm der Kopf gewaltsam links und rechts." Es waren die bei der Erstickung auftretenden Krämpfe.

Der Sektionsbefund (in der Allgemeinen Zeitschrift für Psychiatrie 1850, S. 614 bis 622) entspricht wohl den heutigen Anforderungen nicht, für seine Zeit ist er genau genug. Er hat keine Lokalveränderungen ergeben, dagegen allgemeinen Schwund des Gehirns, der sich in einer bedeutenden Abnahme gegenüber dem Normalgewicht offenbarte. Die Gehirnsubstanz war in Bezug auf Consistenz und Farbe verändert; die Gehirnhöhlen, stark erweitert und mit Serum gefüllt, zeigten leichte Granulationen; klares Serum durchtränkte die stark getrübten weichen Gehirnhäute, während an der harten Gehirnhaut ein fleckiger, theilweise organisierter Belag festgestellt wurde. In beiden Lungen fand sich frische Tuberkulose, in der rechten Lunge waren zwei gangränöse Herde, ferner die Zeichen einer Pleuritis. Das Herz zeigte Reste einer alten Endocarditis und leichte Atheromatose der Basis der Aortenklappen ohne Insufficienz oder Sthenose. An den Blutgefäßen, außer an der Milzarterie, ließen sich keine Altersveränderungen wahrnehmen. Im Darme waren zahlreiche, frische Tuberkelgeschwüre, und endlich war der mittlere Lappen der Prostata etwas vergrößert.

Im Vorausgehenden ist die Krankengeschichte möglichst vollständig zusammengestellt worden, denn auf sie allein kann sich eine Diagnose stützen, während dem ebenfalls vollständig mitgetheilten Sektionsbefund in seiner Magerkeit nur eine unterstützende Bedeutung zukommen kann. Dem sei nun das Schulbild der Krankheit gegenübergestellt, auf welche meine Diagnose lautet. Ich folge dabei hauptsächlich dem Lehrbuch von Kirchhoff.

„Die dementia paralytica ist eine Geistesstörung, welche durch eine zum Blödsinn rasch fortschreitende geistige Schwäche gekennzeichnet ist, mit zunehmenden bestimmten Bewegungsstörungen und Blutgefäßlähmungen." Sie tritt gewöhnlich im kräftigen Mannesalter auf und endet gewöhnlich mit dem Tode. Niemals ist ihr Beginn ein plötzlicher. Nachdem eine

verschieden lange Zeit hindurch Prodromalsymptome bestanden haben, treten deutlich entweder expansive Stimmungen auf, oder seltener depressive, am seltensten ist affektloses Verhalten. Die Prodromalsymptome sind zunächst allgemeine Störungen: Unlust, Verdrießlichkeit, Abgeschlagenheit, Kopfschmerz (ringförmig oder Druckgefühl), schlechte Laune, bald gereizte, bald melancholische Stimmung, fortschreitende Änderung des Charakters mit früh auftretenden Zeichen von geistiger Schwäche (Vergeßlichkeit, leichte Ermüdbarkeit), große Müdigkeit, selbst Schlafsucht, dabei ungenügender Schlaf durch Schlaflosigkeit, Ohrensausen, Sehstörungen, leichte Störungen motorischer Nerven (Ungelenkigkeit der Zunge, halbseitige Facialislähmung, Zittern der Glieder). Die geistigen Störungen in dieser Zeit äußern sich in Mangel an Kritik und Fehlgreifen im ethischen und ästhetischen Urteil. Ihr Verlauf ist ebenso wie jener der Stimmung schwankend. Nach der allmählichen Ausbildung dieser Symptome kommt es zum zweiten Stadium der Krankheit. Bei der affektiven Form tritt Größenwahn auf, Urteilslosigkeit, Störungen der Sprache und Stimme (Paraphasien, Silbenstolpern), Störungen der Schrift, reflektorische Pupillenstarre, Lähmungen einzelner Augenmuskeln, Verschlucken, paralytische Anfälle, Lähmungen und spastische Kontrakturen der Extremitäten. Die depressive Form zeigt dieselben Anfangserscheinungen wie die expansive Form, dann aber Angstanfälle, Wahnvorstellungen, kreischendes Schreien und zahlreiche Selbstmordversuche. Die affektlose Form zeigt ohne weitere Erscheinungen nur die fortschreitende Verblödung. Wechseln gehobene und gedrückte Stimmungen regelmäßig ab, so ist die Mischgattung der cirkulären Form der Paralyse vorhanden. Das Ende ist bei allen Formen gleich. Es kommt zu Blasen- und Mastdarmlähmungen, Tuberkulose, einer der häufigsten Todesursachen, Störungen der Schluckbewegungen mit Unfähigkeit zur Nahrungsaufnahme und Aspirationspneumonie, Decubitus. Die Dauer der Krankheit beträgt gewöhnlich zwei bis drei Jahre, seltener bis zu sechs Jahren.

Vergleicht man dieses Krankheitsbild mit der früher ausgeführten Krankheitsgeschichte, so ist wohl der Schluß gerechtfertigt, daß Lenaus Krankheit die depressive Form der progressiven Paralyse war. Von den charakteristischen Symptomen finden sich fast alle, mit Ausnahme der paralytischen Anfälle. Einzelne wie die Pupillenstarre oder die Sehstörungen in Form der Flimmerskotome sind nicht nachzuweisen, weil sie eben damals noch nicht beachtet wurden oder wie die Skotome nur gelegentlich auftreten. Im übrigen ist Lenaus Krankheit beinahe ein Schulfall. Ebenso ergiebt die makroskopische Untersuchung bei der Sektion des Paralytikers — die mikroskopische wird erst in neuerer Zeit angestellt — ein Resultat, welches sich mit dem Befunde der Sektion Lenaus beinahe vollständig deckt. Es finden sich ausgedehnte Verwachsungen der weichen Gehirnhäute mit der Oberfläche des Gehirns,

Trübung und Verdickung der Leptomenigen, Atrophie des Gehirns, so daß es 100 bis 200 g und noch darüber leichter wird als das normale, hochgradige Erweiterung der Hirnventrikel, Granulationen des Ventrikelependyms, Verdickung des Schädels und reichliches Serum. Nicht charakteristisch, aber häufig zu finden sind Auflagerungen auf die harte Hirnhaut. Es ergänzt also auch der Sektionsbefund die aus den Krankheitssymptomen abgeleitete Diagnose.

Die Differenzialdiagnose muß noch Manie und Melancholie in Betracht ziehen. Lenau selbst stellte sich bekanntlich die Diagnose „Maniacus". Man wäre versucht, ihr ein gewisses Gewicht beizulegen, da ja Lenau einigermaßen Mediciner war, wenn er nicht zu jener Zeit bereits als geisteskrank angesehen werden müßte. Auch fehlen bei Manie die hier so deutlich ausgesprochenen Prodromalsymptome der Paralyse und im späteren Verlauf der Krankheit der schrankenlose Größenwahn, die leichte Bestimmbarkeit, die Sprachstörungen, Lähmungen, Kontrakturen u. a. Die letztgenannten Symptome könnte man nur auf das Auftreten einer interkurrenten, anderen Erkrankung des Centralnervensystems beziehen, und dafür liegt nicht der geringste Anhalt vor. — Auf Melancholie deutete der Staatsrat Ludwig in Stuttgart hin, als er Lenau einen „Hypochondriacus" nannte. Dagegen sprechen ebenfalls die zuletzt erwähnten Erscheinungen und die Thatsache, daß man erfahrungsgemäß den Ausbruch einer Paralyse fürchten muß, wenn sich Zeichen geistiger Schwäche zeigen und dazu namentlich das Lebensalter stimmt. — Aus Lenaus Zeit stammen noch zwei andere Beurteilungen seiner Krankheit. Justinus Kerner hielt sie für unheilbar, ohne sich bestimmter auszusprechen. Feuchtersleben aber diagnosticierte ebenfalls Gehirnerweichung.

Die jüngste und zugleich einzige ausführliche Besprechung des Falles durch einen Mediziner stammt von Dr. J. Sadger: „Nikolaus Lenau. Ein pathologisches Lebensbild" („Neue Freie Presse" 25., 26. September 1895), eine, vom medizinischen Standpunkt aus beurteilt, nach jeder Hinsicht recht schwache und ungenügende Arbeit. Ich habe gezeigt, wie alle Krankheitssymptome sich zu einem großen, einheitlichen, vollkommen klaren Bilde vereinigen lassen. Sadger aber hat alles in einer Weise auseinandergerissen, daß es nicht wundernehmen kann, wenn er schließlich Lenaus Wahnsinn nicht mehr unter die typischen Schulfälle einzureihen vermochte. Zur Erklärung der Facialislähmung, deren centrale Ursache auch ihm feststeht, mußte nun eine Embolie herangezogen werden: den Sektionsbefund, der dafür keinen Anhaltspunkt bietet, vor einem hierüber nicht urteilskräftigen Publikum der Ungründlichkeit zu zeihen, war ja nicht schwer; damit die Lähmung auch rasch wieder zurückgehe und verschwinde, brauchte sich nur schnell ein Seitenkreislauf zu bilden, der die außer Ernährung gesetzten Hirnteile wieder mit Blut versorgt. Wie schade, daß die Natur Herrn Sadger den Streich gespielt und die

Art. fossae Sylvii zu einer Endarterie gemacht hat, so daß ein Collateralkreislauf nur schwer und in ungenügendem Maße zu stande kommen kann — ganz zu schweigen von dem Nebenumstande, daß sich erfahrungsgemäß nach embolischen und apoplektischen Insulten, trotz Lähmung des Facialis und Hypoglossus die Artikulation selten gestört zeigt. Zur Erklärung der Psychose nach seiner Art trägt Sadger eine bekannte Theorie über Anämie und Hyperämie des Gehirns und deren Folgen vor. Hier findet er es gar nicht mehr der Mühe wert, auf dem Boden der Thatsachen zu bleiben, es wird lieber ein bißchen phantasiert. Denn ein Schluß auf die Blutversorgung von Lenaus Gehirn läßt sich heute einzig aus dem Nichts ziehen, dem, selbst wenn er kein geistiges Akrobatenstückchen wäre, noch immer Leubes Worte entgegengehalten werden könnten: „Die Lehre von der Anämie und Hyperämie des Gehirns hat in der Diagnose der Hirnkrankheiten früher eine sehr große, vielfach mißbrauchte Rolle gespielt."

Ich bleibe also trotz Sadger bei meiner Diagnose. Es fragt sich jetzt nur noch, was im letzten Grunde die Erkrankung verursacht haben kann. Man hat darauf hingewiesen, daß Lenau schon in seiner Jugend schwermütig gewesen sei; daß sich diese Schwermut immer mehr gesteigert habe, bis die Geistesstörung zum Ausbruch kam. Aus dem Vorherrschen einer Gemütsstimmung kann sich aber ein organisches Hirnleiden, wie es die Paralyse ist, nicht herausentwickeln; ich brauche daher auch nicht der Frage näher zu treten, wie vieles von Lenaus Melancholie bloß Pose des Weltschmerzlers byronscher Nachfolge, des Angehörigen einer „interessanten Nation", des verhätschelten Lieblings der Frauen war. — Auch von Veranlagung zu Geisteskrankheiten bei gewissen Rassen und Nationalitäten kann nach den heutigen Ergebnissen der Statistik keine Rede sein. Es spielen immer noch andere nachweisbare Ursachen mit, am häufigsten, bei ungefähr 75 Prozent aller Fälle, acquirierte Lues. Doch ist bei Lenau kein einziges Anzeichen zu finden, welches auf eine Infektion hinwiese. Erkrankt war er häufiger nur an Halsentzündungen; 1825 überstand er eine besonders schwere, vielleicht Diphtherie; 1841 abermals eine, an die sich ein Scharlach anschloß und „Gicht" des linken Hüftgelenkes, vermutlich, wie nicht selten, eine mit dem Scharlach ätiologisch zusammenhängende Gelenksentzündung. Wahrscheinlich war Lenau Neurastheniker. Dafür sprächen die öfter hervortretende geringe Ausdauer bei geistiger Arbeit, die Grübelsucht, die hypochondrischen Beschwerden, Verdauungsstörungen, die sorgfältige Beobachtung seines jeweiligen körperlichen Befindens u. a. Begründet wäre sie in der verkehrten Erziehung und später in der Lebensweise Lenaus, besonders in seinem unmäßigen Kaffee- und Tabaksgenuß. Sadger sieht dagegen in dieser Unfähigkeit zu intensiver geistiger Arbeit das Zeichen der Heredität, und so wären wir glücklich bei diesem vielgerittenen Verlegenheitsgaul angelangt.

Nach Sadger ist Lenau bereits von den Großeltern her erblich belastet, denn die Großmutter sei heftig und reizbar gewesen — wer wird sich auf dieses eine, bei älteren Damen doch nicht so seltene, aber immer gleich vage Merkmal hin nicht noch als hereditär erweisen lassen? — und der Großvater habe nach 52 Dienstjahren den aktiven Militärdienst aufgegeben. Was dies betrifft, ist nicht zu bestreiten, daß die Aufregungen und Anstrengungen, welche Feldzüge mit sich bringen, nachteilig auf das Wohlbefinden des Soldaten einwirken können, doch kaum bei dem Obersten von Niembsch, der sich einer eisernen Gesundheit erfreut zu haben scheint und auf dem gewöhnlichen Wege recht alt geworden ist. Und was „zerrüttete Gesundheit" in Rücktrittsgesuchen zu bedeuten hat, wird sich immer entsprechend würdigen lassen, wenn ein verdienter und erwarteter Orden ausgeblieben ist. Daß sonst statistisch manche Erkrankungen des Nervensystems als besonders häufig im Soldatenstand nachgewiesen sind, hängt mit der ebenso statistisch festgestellten Häufigkeit der Lues in diesem Stande — also nur sehr indirekt mit ihm selbst — zusammen. Wirklich Verdacht erregend ist auch bei den Großeltern einzig der Umstand, daß von den fünf Kindern aus ihrer Ehe vier früh gestorben sind, eine in Ehen von Syphilitikern oft beobachtete Erscheinung. Aber so lange wir nicht mehr als die nackte Thatsache wissen, nicht einmal, ob es die ersten Kinder waren, ist jeder weitergehende Schluß unstatthaft, und wir müssen diesen Faktor ganz außer Spiel lassen. — Ebenso nichtig erweist sich die allenthalben behauptete hereditäre Belastung von Seiten des Vaters, der ein Spieler und Trinker gewesen, nicht weil er hereditär belastet war, das hieße Unbekanntes für Bekanntes setzen, sondern weil das Kind mit dem Regimente des Vaters herumzog und in frühester Zeit von den Offizieren in die Schule genommen wurde. Wenn aber alle Kinder von Spielern und Säufern durch die berüchtigte Hereditát Nerven- und Geisteskrankheiten anheimfielen, dann würde die Erdbevölkerung eigentümlich aussehen.[1]) Die Hereditát von Seiten der Mutter gründet sich ebenfalls darauf, daß sie „leidenschaftlich und leicht erregbar gewesen sei"! Und was den Hang beider Eltern zum Herumwandern betrifft, so waren sie nach Schurz' Darstellung wohl dazu genötigt, weil sie auch essen mußten. Mit der Hereditát von Seiten der Eltern ist also wenig zu gewinnen. Aber auch im Charakter Lenaus findet sich nichts, was untrüglich auf erbliche Belastung hinwiese. Das „Herumvagabundieren von einer Wissenschaft zur andern" ist kein typisches Symptom und befriedigend damit zu erklären, daß der unendlich verzogene und eitle Lenau die Lust an jeder Beschäftigung verliert, die nicht nach seinen Launen fragt und ihm keine Gelegenheit bietet, sich bewundern zu lassen.

[1]) Lenaus älteste Schwester ist an Meningitis gestorben, einer Krankheit, die allgemein bei kleinen Kindern, nicht bloß bei Kindern von Säufern sich findet.

Verletzte Eitelkeit vertieft die Wunde, die Berthas Treulosigkeit geschlagen hat, giebt Grund zu melancholischer Pose und regt die lebhaftere Phantasie des Dichters immer aufs neue auf, wenn er an die alte Geschichte wieder erinnert wird. Seine Eitelkeit, wachsend mit dem wachsenden Ruhm, heischt schließlich uneingeschränkte Bewunderung als Mensch und Dichter: schwache, empfindsame Männer, anbetende Weiber werden sein einziger Umgang; vor kernigeren Naturen wie Uhland und Schwab zieht er sich bald zurück. — Daß, wie Sadger weiterhin behauptet, die vielen Vergnügungsreisen schädlich auf Lenaus Nervensystem eingewirkt hätten, glaube ich nicht — wie übel müßte es da um Berufsreisende stehen? Die wiederholten Änderungen der Reisedispositionen für die Fahrt nach Amerika sind vollends in den damaligen Reiseverhältnissen begründet, und geringes Verständnis für Geldangelegenheiten wird ebenso bedeutenden Gelehrten — man denke an Lorenz v. Stein — wie anderen unbedeutenden, aber sonst ganz gesunden Menschen nachgesagt. Daß endlich Lenau durch die Korrektur des Bürstenabzuges von „Savonarola" verstimmt und gelangweilt worden, wird ihm wohl niemand übel nehmen, der selbst einmal die Korrekturbogen einer längeren Arbeit durchgesehen hat.

Mit der erblichen Belastung Lenaus ist es also bei vorsichtiger Abwägung des uns heute zu Gebote stehenden Materiales nicht weit her. Eine direkte Ursache für seine Erkrankung kann vorläufig überhaupt nicht unanfechtbar namhaft gemacht werden, es wäre höchstens auf prädisponierende Momente hinzuweisen. Die Erkrankung selbst war die Paralysis progressiva der Irren. Ihre ersten Spuren vermochten wir etwa bis auf ein halbes Jahr vor dem Ausbruch zurückzuverfolgen. Das Ende führte eine interkurrente Krankheit herbei, die mit der Paralyse wohl ätiologisch zusammenhing, aber nicht in ihr begründet lag. Lenaus Biographie zu schreiben ist demnach Sache des Litterarhistorikers, der Arzt hat nur mit ihrem letzten Kapitel zu thun.

Soweit mein Freund. Herr Roustan hat sich nicht überall von denselben Anschauungen leiten lassen. Er hat zunächst auch das letzte Kapitel selber geschrieben. Ich will es ihm nicht zur Last legen. Ich bedauere nur, daß er es vorgezogen hat, hier wie im ersten Abschnitt seines Buches den festen Boden der Thatsachen mit dem schwankenden eines Hypothesenluftschlosses zu vertauschen. Aber wir haben uns in Deutschland nachgerade an das feuilletonistische Beiwerk, das französische gelehrte Werke nun einmal nicht entbehren zu können scheinen, gewöhnt, und vergessen über das anmutige Geplauder alle Bedenken einer gründlicheren Art, Wissenschaft zu treiben. Immerhin zeigt sich in dem Buche soviel wissenschaftlicher Ernst, daß es einen öfter ganz deutsch anmutet.

Herr Roustan hat sich auch die Arbeit nicht leicht gemacht: er hat im k. u. k. Kriegsarchiv herumgestöbert, Privatleute in Ungarn, Österreich und Schwaben um Mitteilungen angegangen, Zeitgenossen und Spätere,

Poeten und Politiker, Pamphletisten und ernste Forscher in seine Studien einbezogen. So ist es ihm gelungen ganz Dankenswertes zur Studiengeschichte Lenaus beizubringen. Er hat recht hübsch die älteste Lyrik analysiert, mancherlei Neues zum amerikanischen Aufenthalt gefunden, die Bedeutung von Hurters „Geschichte Papst Innocenz' III." für die „Albigenser" festgestellt, und die Arbeit Späterer wird vielleicht noch die eine oder andere Frucht seines Fleißes zur Reife bringen.

Manche wird freilich wurmstichig schon früher vom Baume fallen. Es genügt heute doch nicht mehr Belehrung und Urteil über die franziscеische Periode allein aus Springers „Geschichte Österreichs" zu schöpfen, einer „grau in Grau gemalten Darstellung", wie sie unser zu früh heimgegangener Huber mit Recht genannt hat. Ich empfehle auch Herrn Roustan das Studium der vorzüglichen Bibliographien zur österreichischen Geschichte, die der verdiente Krones wiederholt zusammengestellt hat, aus denen er nebenbei ersehen wird, daß die Anonymate von Andrian-Werburgs „Österreich und dessen Zukunft" und Hartigs „Genesis der Revolution" schon längst gelüftet sind. Böse sind in einem litterarhistorischen Werk, das doch immer auch ein historisches ist, Personsverwechslungen, wie wenn Bach als der künftige Unterrichtsminister eingeführt wird. Noch böser ist freilich die nur aus der momentanen Zuneigung der Franzosen zu den Slaven verständliche Hypothese von der slavischen Abkunft eines „Niembsch", den der Name schon als Deutschen (nemec) stempelt, oder die köstliche Verworrenheit einer Bemerkung wie „Meißner — ein Deutscher seinem Stamme nach, aber Czeche von Geburt"!

Ich bin unmerklich und ungewollt ins Tadeln hineingeraten; aber ich glaube, es ist Herrn Roustan, seinem Buche und dem Publikum mehr mit dem Tadel gedient, zu dem es viel, beinahe zuviel Stoff giebt. Da mangelt vor allem jede Quellenkritik, die in erster Linie wieder psychologisches Eindringen in die Individualität des Gegenstandes voraussetzt. Herr Roustan möge nur seine Darstellung der Anfänge des Verhältnisses zwischen Lenau und Sophie vergleichen mit einer ganz unabhängig von ihm, aber auf Grundlage des gleichen Materiales gelieferten in Heft 265 von „Nord und Süd", und er wird sehen, wie tief man manchmal eindringen kann, und wie sehr er an der Oberfläche haften geblieben ist. Die Schule wie die Kunst des Biographen ist eben die historische. Als Historiker darf ich mich aber weder vorwiegend auf eine Quelle stützen — namentlich nicht auf eine, von der ich im vorhinein weiß, daß sie verschweigt und verschleiert, wie Lenaus Briefe an Emilie — noch darf ich eine vorgefaßte Anschauung, wäre sie selbst meine Weltanschauung, meinem Gegenstand entgegenbringen: nur wer uns Lenau darstellen wird, mit ihm schwelgend in den Höhen des Glaubens oder wühlend in den Tiefen des Zweifels, kann unserer Teilnahme versichert

bleiben, aber nicht, wer ihn kalt vernünftelnd, jeweils am Richtscheit des Pantheismus mißt. Auch der ästhetisierende Litterarhistoriker sollte sich hüten, statt des Kunstrichters den Scharfrichter abzugeben: nicht den Künstler in ein Prokrustesbett zu zwängen, bis er ihn nach — welchen?! — Gesetzen auf das Normalmaß gebracht hat; vielmehr festzustellen, was der Künstler und das Kunstwerk für seine und damit für alle Zeit bedeutet, ganz unabhängig von der doch immer nur höchst relativen Wertnotierung des Tages — das wäre seine Aufgabe.

Und hat die Herr Roustan, als er „Lenau et son temps" schrieb, nicht ohnedies vor Augen gehabt? Vielleicht. Aber er hat uns nur einen Lenau aus seiner Zeit, keinen Lenau für seine Zeit gegeben; sein Grillparzerisches Motto: „Dich hob, Dich trug und Dich verdarb die Zeit" ist schief wie Grillparzers gesamte Ansicht über den Fall Lenau; seine Übersichten über die Entwicklung der zeitgenössischen Litteratur, namentlich in Österreich und Schwaben, für ein französisches Publikum höchst schätzenswert, bieten uns nichts Neues und sind kein Rahmen für einen Dichter, der sich so heftig wie kaum ein zweiter bedeutender derselben Periode gegen alles aus und nach der Zeit Dichten gewehrt hat. Herr Roustan hat ein Buch geschrieben, das man ohne Zweifel künftig nicht wird übersehen, aber jedesfalls nur mit Vorsicht wird brauchen dürfen. Die Aufgabe, Lenau uns näher zu bringen, besteht nach wie vor — für den Historiker österreichischer Litteratur eine Erholung und Erhebung am Bedeutenden nach niederdrückender Beschäftigung mit viel Kleinlichem und Kleinem.

Wien. Eduard Castle.

Neumann A., Aus Friedrich Hebbels Werdezeit. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des königlichen Realgymnasiums in Zittau. Ostern 1899.

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit Hebbels Werken nimmt seit einigen Jahren immer mehr zu, was jedenfalls zum Teil den bedeutenden Publikationen Felix Bambergs mit ihren reichen Aufschlüssen zu danken ist. Durch die „Tagebücher" und den „Briefwechsel" erschloß sich eine so ergiebige Quelle für die Erkenntnis des Dichters, daß sie unbedingt zur Ausnutzung reizte, wenn man auch im einzelnen und im ganzen die Art der Bambergischen Veröffentlichungen nicht billigen kann. Es galt aber auch noch die anderen vorhandenen Mittel zur vertieften Erfassung von Hebbels Wirken heranzuziehen; damit begann H. Krumm in seiner Ausgabe, zu der Einiges aus meinen Vorarbeiten geflossen ist, so der „Barbier Zitterlein". Nun bietet die vorliegende wichtige Programmabhandlung Neumanns in ihrem zweiten Teil ein jedenfalls vielen willkommenes Verzeichnis von Hebbels Jugendschriften, so weit sie im Druck erschienen sind

und wiedergefunden wurden. Man macht sich kaum eine Vorstellung von den Schwierigkeiten, die sich dem Forscher beim Aufsuchen von Zeitschriften und Taschenbüchern entgegenstellen, von den Zeitungen ganz zu schweigen. Es ist darum nicht zu verwundern, wenn Neumanns Verzeichnis trotz seinem eifrigen Bemühen und meiner Beihilfe unvollständig blieb. Ich stelle zusammen, was sich bisher unserer Kenntnis entzieht, obwohl sein Vorhandensein sicher oder doch wahrscheinlich ist.

1831 „Wie die Krähwinkler ein Gedicht verstehen und auslegen“, eine „Abwehr gegen einen reimlustigen Schullehrer“ im Ditmarscher und Eiderstedter Boten (Kuh 1, 133); freilich kann damit die Polemik gegen Dethlessen in Brosum gemeint sein;

„Romanze“ vgl. Briefwechsel 1, 4, am 21. April 1831 Hebbe geschickt. Das unter den Weimarer Papieren erhaltene Fragment lautet:

. . . .
Der funkelt so, wie immer, und hält den Reihentanz.

Da füllet ihre Augen getäuschter Sehnsucht Thau,
[Und sie] schwingt sich in ihrem Schmerze, zurück ins düstre Blau.
Schnell ist ihr Bild verschwunden, so schnell wie es erscheint,
Meerfräulein ist's, die arme, die ihren Freund beweint.

Einst saß sie am Gestade, in süßer Kinderlust
Bei Sternenschein und schmückte mit Blumen Haupt und Brust.
Da trug zu ihr herüber, ein Schiff das stille Meer,
Drin saß ein schöner Jüngling, wie Eichen stolz und hehr.

Meerfräulein sah den Jüngling, der Jüngling sahe sie,
Und beider Herz durchwallte der Liebe Harmonie.
O glühendes Verlangen! wie frassest du das Herz!
O seliges Umfangen! wie stilltest du den Schmerz.

Dies sah der Gott des Meeres, und nimmer war ihm lieb
Zu einem Staubgeschaffnen der hehren Tochter Trieb,
Er naht dem sel'gen Paare, das ihm umsonst entflieht,
Er rühret an den Jüngling, und dieser ist verblüht.

Da reißt die bleiche Jungfrau aus ihrem Haar den Kranz
Und wirft den schilfgewund'nen in des Gewässers Tanz.
Besteckt dann ihren Busen, mit düstrem Rosmarin,
Und schaut empor gen Himmel, als suchte sie dort ihn.

Da sieht der Mond zur Erde so wehmuthsvoll herab,
Wie eines Bruders Auge auf seines Bruders Grab,
Deß freut die arme Jungfrau in ihrem Kummer sich
Und spricht, o bleicher Jüngling, der Mond beweinet dich.

Nun wirft sie sich noch einmal an des Entschlafnen Mund
Und küsset ihre Lippen an seinen Lippen wund
Und schließet seine Augen mit ihren Händen zu
Und springt dann in die Tiefe und findet keine Ruh,

Steigt oft bei Mondenscheine noch an's Gestad hervor
Und starret auf die Wogen und blickt zum Sternenchor.
Und sucht den Vielgeliebten mit Thränen hie und dort
Und klagt den Vielgeliebten und klagt wohl ewig fort.

Den Jüngling aber nehmen die Wogen in den Schooß,
Da kann er sich bequemen, gleich wie auf weichem Moos,
Und seinen Schlaf vergolden viel Träume wundersüß
Vom Kusse seiner Holden, vom ew'gen Paradies.

Deß preise ich ihn selig, denn herrlich ist sein Grab,
Drin spiegeln alle Sterne und Sonn' und Mond sich ab,
Auch klagt ihn eine Jungfrau, die edel ist und schön,
Und besser Menschenschicksal — ich hab es nie gesehn.

C. F. Hebbel.

Dieses Gedicht, das Hebbel „durch die Güte eines meiner Bekannten abgeschrieben erhalten“ hat und so seinem Brief an Hedde beilegte, ist allerdings an sich nicht bedeutend; Bamberg hat es deshalb ungedruckt gelassen. Aber für Hebbels Entwickelung macht es Epoche. Die nicht sehr sorgfältige Abschrift bezeichnet nur bei Vers 10, 14, 23, 27 einen Absatz, erkennt also das Versmaß nicht; es liegen aber unzweifelhaft Nibelungenstrophen vor. In dem Reimpaar 8 f., besonders in den nachgesetzten Adjektiven „stolz und hehr“, wird man wohl Uhlands Einfluß erkennen und nicht zu weit gehen, wenn man für Hebbel schon wegen dieses Gedichtes Bekanntschaft mit „Des Sängers Fluch“ annimmt. Kuh verlegte (1, 144) den tiefen Eindruck, den nach Hebbels Geständnis (Tagebücher 1, 19 f.) diese Ballade auf ihn machte, ins Jahr 1832; schon Neumann S. 13 bemerkte sehr richtig, es gehöre dann „mehr gegen Anfang dieses Jahres“. Nun dürfen wir wohl nicht mehr zweifeln, daß wir das Ereignis noch mehr zurückrücken müssen. Damit stimmen aber auch die übrigen Thatsachen. Schon der Bote von 1831 bringt am 28. Juli von Hebbel das Gedicht: „Der Zauberer. Versuch in der Romanze“, am 3. November die Romanze „Der Ring“. Im Brief vom 21. April 1831 an Hedde erwähnt Hebbel mehrere Romanzen. Nach seinen späteren Angaben über den Eindruck Uhlands müssen wir einen längeren Proceß im Inneren Hebbels annehmen; er wollte ein Tagebuch führen, schreibt er, hatte es sogar begonnen, wie aus dem Briefe vom 7. Oktober 1831 an Hedde hervorgeht. Am 2. August 1832 ist er schon so weit, daß er den Aufruf zum Sammeln Eiderstädter Sagen erläßt (vgl. Anzeiger für deutsches Altertum 24, 401), am 9. August schreibt er den ersten (verlorenen) Brief an Uhland. Nach den Thatsachen werden wir den Einfluß Uhlands auf Hebbel bis in die Wende des Jahres 1830 auf 1831 zurückverlegen müssen. Nur wegen dieses Nachweises ging ich auf das Fragment der Romanze näher ein.

1831, 22. Juli an Hedde: „Ich habe in der letzten Zeit viele kleine Gedichte geschrieben,“ unter anderem die zwei mitgeteilten: Mein

Vorsatz (so muß es statt des bei Bamberg gedruckten: „Mein Verfolg“ heißen) und Die Perle (dieses Gedicht hat in der Handschrift eine Schlußstrophe, die Bamberg wegließ). Über die andern wissen wir nichts.

1832 vor dem 23. Mai: „eine Menge politischer Gedichte.“

1834/35. Cantate zur Vermählung Mohrs (vgl. Briefwechsel 1, 1).

Vor 1835, noch in Wesselburen, dürften entstanden sein: „Vogelleben“,[1] „Königs Tod, Romanze“ (die sich entgegen Hebbels Meinung im Dithmarschen Boten, so weit ich ihn kenne, nicht finden); „Liebeszauber, Romanze“, von der sich eine Strophe im Tagebuch (1, 161) findet, sie ist mit der erst später (Paris, 18. Januar 1844) verfaßten im Stoff, nicht in der Form identisch; „Der junge König, Romanze“. Von diesen vier Gedichten bedauert Hebbel am 9. Februar 1840 (Tagebuch 1, 198), daß er sie „vorschnell“ verbraunt habe. In diese Zeit gehört wohl auch der „Wahnsinns-Traum“, über den Hebbel am 26. März 1835 ernste Erwägungen verzeichnet (ebenda 1, 6).

Wohl schon nach Hamburg gehört das Gedicht „Zum 18. Oktober 1835“, das der Hamburger Censor der Herausgeberin der „Modeblätter“ Amalia Schoppe mit Entrüstung zurückgab (ebenda 1, 16).

Ein handschriftlich erhaltenes Sonett „Ein Gebet“ ist am 15. May 1835 gedichtet; jetzt abgedruckt in meinem Aufsatze: „Neues von Hebbel“ Zukunft 7, 192 f.

Nicht viel später dürfte das Gedicht „Einem Freunde“ (ebenda, S. 193) entstanden sein.

Die von Gustav Schwab angeregten Gedichte aus der Dithmarsischen Geschichte, von denen auf der Reise nach München schon ein „Einleitungsgedicht“ entstand (eine Strophe steht im Briefe vom 30. September 1836 1, 25), dürften nicht verfaßt worden sein, wie er an Elise (1, 33) schreibt; nach dieser Äußerung war auch das Einleitungsgedicht noch nicht fertig, während Hebbel es am 17. Oktober in einem ungedruckten Teil seines Briefes an Elise nur als „noch nicht ganz aufgeschrieben“ bezeichnet hatte.

Von den „poetischen Productionen, ganz, oder theilweise, ausgeführt“, an denen die Reise von Heidelberg nach München „reich“ gewesen sein soll (1, 25), wissen wir auch nichts weiter, nur der in Straßburg entstandene „Becher“ steht in den Werken (Krumm 8, 143).

Zweifelhaft ist, ob die im März 1837 erwähnte Romanze „Die Teufelsorgel“, die am 17. dieses Monats noch unvollendet war (Briefwechsel 1, 49), überhaupt je zu stande kam.

Im Briefe vom 18. Juni 1837 an Elise findet sich neben „Das Bettelmädchen“ noch ein bisher unbekanntes Gedicht „Wohin?“, das Hebbel selbst „bedeutender“ nennt, Bamberg aber aus unerfindlichen Gründen wegließ.

---

[1] Zwei Strophen stehen im Tagebuch 2, 564.

„Der blinde Musikant“, vielleicht schon aus der Hamburger Zeit (ebenda 1, 59), wurde durch das erhaltene Gedicht „Der blinde Orgelspieler“ ersetzt.

1837 werden noch erwähnt: „Der König“ (Romanze) — damit identificiere ich „Vater und Sohn“ (Krumm 8, 152 f.), vgl. den Aufsatz in der Zukunft, S. 195 —; „Stille“ (man könnte vielleicht an „Stillstes Leben“ denken, Krumm 8, 266, das aber im Heidelberger Sommer 1836 gedichtet ist, wenn sich nicht im Nachlaß ein Ausschnitt aus einem mir unbekannten Feuilleton mit einem Gedichte „Stille! Stille!“ vorfände, vgl. jetzt Zukunft 7, 195 f.); „Welt-Ende“, alle drei zwischen dem 23. Oktober und 23. November entstanden (Briefwechsel 1, 59).

In den Oktober 1838 gehört „An mein Herz“, vgl. Zukunft, S. 197, und das unvollendete Gedicht auf Emil Rousseau, ebenda, S. 198. Nicht genau zu datieren ist „Kinderlos“, ebenda, S. 199 f., mit dessen Schluß eine Rede der Marfa im „Demetrius“ (Krumm 6, 80) stimmt.

Nicht festzustellen vermag ich „Das alte Gedicht“: „Gott spricht noch einmal, Du bist wohl gemacht,“ von dessen „tiefem Grundgedanken“ Hebbel im Tagebuch vom 10. Januar 1849 (2, 310) handelt; die „Cornelia“ von 1840, die ich leider ebensowenig aufzufinden vermochte wie Neumann, hilft nicht weiter, weil Hebbels eingesandte Beiträge abgelehnt wurden; deshalb kann ich auch das dafür bestimmte 1. Fragment „Gott an die Schöpfung“ (Tagebuch 1, 207) nicht ohne weiteres mit „Gott über der Welt“ (Krumm 8, 169) identificieren. Auch andere periodische Erscheinungen blieben mir leider unzugänglich, an denen Hebbel vielleicht Anteil hatte. Besonders bedauere ich, die Schoppeschen „Modeblätter“ nicht ganz zu kennen, da nach Hebbels tiefergreifendem „Memorial“ an die Schoppe darin 1839 ein unbekanntes „Gelegenheitsgedicht“ zum Geburtstag der Frau Kirchenrätin Reinhardt ohne Wissen Hebbels abgedruckt wurde. Auch später sollen darin noch zwei Gedichte und eine Erzählung von Hebbel enthalten sein; „Das höchste Gebot“ (31. Dezember 1836) muß gleichfalls in den „Modeblättern“ stehen.

In dem „Memorial“ erwähnt Hebbel auch, er habe vor seinem Abschied aus Wesselburen „noch ganz in der letzten Zeit durch einen publicistischen Aufsatz“, den er nicht näher angiebt, „Aufmerksamkeit erregt“, so daß er „auch für die Zukunft auf eine ehrenvolle Existenz rechnen durfte“.

Erwähnt müssen noch die beiden historischen Werke Hebbels, Geschichte der Jungfrau von Orleans und des dreißigjährigen Krieges, werden, über die jetzt Alexander von Weilen in den „Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte“ (Weimar 1898, S. 435—464) handelt; er weist eine bisher nirgends angeführte zweite Auflage des dreißigjährigen Krieges aus dem Jahre 1845 nach.

Ich beschränke mich in meinen Angaben auf die Zeit bis 1842, wie Neumann in seinem Verzeichnisse.

Der erste Teil seiner Arbeit bespricht einige Anschauungen Hebbels, die einer an Schelling und Goethes Werther gemahnenden Naturbetrachtung entstammen und die Vermutung nahelegen, daß Hebbel schon in Wesselburen von beiden beeinflußt worden sei. Wir wissen verhältnismäßig wenig über die Anfänge des Hebbelschen Bildungsganges, da er seine Selbstbiographie leider nicht fortsetzte. Unter seinen Papieren findet sich ein Konvolut mit Zetteln und Blätter mit „Notizen zur Biographie“, die freilich meist unverständlich, sogar recht unleserlich sind. Ich erwähne daraus nur, was auf seine litterarischen Kenntnisse hinweist. Unter dem Gesamttitel „Frühste Zeit“ begegnet unter anderen Bemerkungen verstreut:

Das erste Dichten. Theetopf. Bonaparte.

. . . .

Fritz Harding: Bürgers Lenore.
Klopstock. Winckelmann.

Harding war Hebbels Zeichenlehrer, mit dessen Sohn er befreundet war; über die Wirkung einer gemeinsamen Bürgerlektüre vgl. Kuh 1, 68.

Die Hauspostille. Johann Walters Gesang.
Onkel Christian u. s. Bilderbuch.
Friedrich Schiller! wenn ich Torf trug.

. . . .

Beten für Herrn Dethleffsen.
Dessen Bücher. Noth- und Hülfs-Büchlein. Entdeckung von Amerika.
Das Lügen beim Romanlesen.

. . . .

Wann hoch deutsch?

. . . .

Contessa. 4. Theil Don Quixote in der Krankheit des Vaters.

Goethes Faust. Eine Nacht.

. . . .

Die Müllerinnen, Novelle. Im Morgenblatt die Ritter-Erzählung.
Das Schwert mit den Nägeln. Genoveva. Werthers Leiden.

. . . .

Salis. Mathisson. Bei Dethleffsen. Die vergilbten Ex[emplare].

. . . .

Mad. Paul. Werthers Leiden. Lottes Ausgang . . . .

Auf einem anderen Blatt:

Poetische Stationen.

Der Theetopf — Bonaparte [vgl. Kuh 1, 71].
Paul Gerhards: Nun ruhen Wälder 2c. [ebenda 1, 60].
Dethleffsen: ob und binnen.
Ballade beim Schweinschlachten.
Sehnsucht an L. [Hebbels Gedicht von 1829].
Lessings Wirkung.

Im Kirchensteig bei den Sonntags-Katechisationen Kampf zwischen Dorf und Stadt. „Augen und Ohren verschließen."

Die Nacht, wo ich beim kranken Vater wachte und den zweiten Theil des Don Quixote las, der den Eindruck eines Wahnsinnigen auf mich machte.

Das schöne Mädchen in der kleinen Stadt.
(In der großen Veilchen, Lilien, Rosen, Alles zugleich) [vgl. Mutter und Kind.]

Wieder auf einem anderen Zettel:

Abendsegen. Paul Gerhards: Nun ruhen alle Wälder.
Besonders erbaulich für die Mutter aus meinem Munde [vgl. Selbstbiographie].
Später: Postille.

Weiter:

Der Poet.

Erste Verse: Theetopf.
Paul Gerhard: Nun ruhen alle Wälder 2c.

Hier ist also die Bekanntschaft mit Goethes Werther und Faust nachgewiesen, Kenntnis Schellings aber nicht; es ist trotzdem nicht ausgeschlossen, daß Hebbel zufällig die naturphilosophischen Anschauungen aus irgend einem Aufsatze sich angeeignet habe. Die von Neumann erwähnten Übereinstimmungen sind allerdings auffallend. Freilich darf man bei einem so selbständigen Geiste wie Hebbel mit der Möglichkeit rechnen, daß eigenes Nachdenken ihn zu den Schelling verwandten Resultaten geführt habe. Gerade der von Neumann S. 14 f. besprochenen Auffassung der Schuld gedenkt Hebbel Ende März 1844 (Tagebuch 2, 81) mit den Worten: „Hegel, Schuldbegriff, Rechts-Philosophie § 140, ganz der meinige. Hätt' ich's gewußt, als ich gegen Herrn Heiberg schrieb!" In der Handschrift setzt er ein zweimal unterstrichenes „NB. NB." an den Rand. Er war sich also nicht bewußt, daß er unter fremdem Einflusse zu seiner Ansicht gekommen sei. [Da mir die Korrektur dieser Anzeige durch einen Zufall erst sehr verspätet zukam, vermag ich nun aus einer neuzugänglichen Quelle die oben ausgesprochene Vermutung durch ein ausdrückliches Zeugnis Hebbels zu unterstützen. In einer mir handschriftlich vorliegenden Selbstbiographie sagt er unter anderm über seine frühe Entwicklung: „So machte ich zu einer Zeit, wo ich Schellings Namen noch nicht kannte, ein Gedicht, betitelt „Naturalismus" — es ist verloren, wenn nicht „Proteus" (zuerst „Das höchste Lebendige") darunter verstanden werden darf —, worin das Schellingsche Princip steckt; ich habe den Philosophen schon getroffen, der einen Beweis meiner tiefen Durchdringung des ersten Stadiums der Schellingschen Philosophie darin erblickte." Wer dieser „Philosoph" ist, vermochte ich noch nicht festzustellen; die Äußerung beweist aber unzweifelhaft, daß die Übereinstimmung mit Schelling auf einem Zufall beruht.]

Im Anhang läßt Neumann das Nachtgemälde „Holion" aus dem Boten 1830 abdrucken, und giebt den Text ganz genau wieder. Er findet in diesem phantastischen Traum die Einwirkung E. T. A. Hoffmanns zuerst erkennbar (S. 6 f). Doch hätte erwähnt werden sollen, daß im „Boten" dieses Motiv wiederholt begegnet. In der 7. Reise, Donnerstag den 12. Februar 1829 (S. 97—99), steht „Der Traum", Verfasser ist keiner genannt, aber in Erfindung und Ausführung finden sich viele Ähnlichkeiten mit „Holion". Ein einsamer Wanderer in der hellen Winternacht hat das Gefühl, daß die ganze Erde tot, alle Wesen unter dem Schnee begraben seien; ihn überkommt die Angst, er flieht, sieht seine Heimat mit den weißen Dächern, mit dem eisumreiften Thor und schreit: „Door aapen!" Da fährt eine weiche, warme Hand über seine eisige Wange und eine süße Stimme spricht: „Männchen, du träumst." Die Übereinstimmung mit „Holion" ist sehr groß. In der 20. Reise, Donnerstag den 20. Mai 1830 (S. 321—324), findet sich „Antenors Traum", und in der 22. Reise, 3. Juni 1830 (S. 353—355), „Die beiden Träume" mit ähnlichen Motiven, so daß sich Hebbels Holion in der 45. Reise, Donnerstag den 11. November 1830 (S. 718—722), nur den Anregungen dieses engeren Litteraturkreises anschließt. Ich hebe dies hervor, weil wir sonst fast gar keine Gelegenheit haben, die geistige Atmosphäre Hebbels zu erfassen. Der leider nun verstorbene Klaus Groth warnte mich bei meinem Besuche vor zehn Jahren, ich sollte mir das Bildungsniveau der Kirchspielschreiber nicht zu niedrig vorstellen, es hätte vielmehr sehr reges geistiges Leben und Streben unter diesen jungen Leuten geherrscht. Da er selbst aus diesen Kreisen nicht viel später als Hebbel hervorging, muß man sein Zeugnis wohl gelten lassen.

Diese Bemerkungen sollen zugleich erweisen, daß ich die Arbeit Neumanns, wie zum Teil schon im Manuskripte, nun nach dem Druck im ganzen und einzelnen mit Befriedigung und Freude las.

Lemberg. Richard Maria Werner.

Brandes Georg, Julius Lange. Übersetzt von Alfred Förster. Leipzig, Verlag von H. Barsdorf 1899.

Wir möchten sehr bezweifeln, ob diese Erinnerungen von Brandes an seinen Freund, den 1896 gestorbenen Kunsthistoriker Julius Lange, auch für uns ein „litterarisches Ereignis" sind, wie in dem einleitenden Vorwort des Übersetzers behauptet wird. Für Brandes selbst ist ja die hervorstechendste Eigenschaft Langes „das ganz außerordentlich Dänische in seinem Wesen". In Dänemark wird das Buch wohl, trotz seiner nicht eben geschickten Anlage, allgemeines und lebhaftes Interesse erweckt haben, denn Langes Wirken ist mit der politischen und künstlerischen Entwicklung des Landes eng verknüpft. Uns berühren einzelne Abschnitte allgemein

ästhetischer Art, unter denen die über bildende Kunst naturgemäß die wertvollsten sind. Was Lange über litterarische Erscheinungen und Bewegungen sagt, ist nirgends besonders tief und originell. An einem Vergleich der Goetheschen Iphigenie mit der des Euripides erläutert er den Unterschied zwischen antiker und moderner Darstellung und kommt zu den bekannten Ergebnissen. Hie und da, so auch bei der Besprechung Schillerscher Dramen, läuft eine mißverständliche Auffassung mit unter. Was Lange an verschiedenen Stellen über Ibsen bemerkt, ist recht nichtssagend. In Dresden ist er 1871 mit dem nordischen Dramatiker persönlich zusammengekommen und hat mit ihm „eine ganz unvernünftige Menge Bier getrunken". Einige flüchtige Bemerkungen sind Heibergs „Eine Seele nach dem Tode" gewidmet; ausführlicher, nicht selten Widerspruch erhebend, äußert er sich über die „Emigrantenlitteratur" von Brandes. Echt dänisch ist Lange in seinem sinnlosen Haß gegen das Deutschtum, dem er doch auf den verschiedensten Gebieten starke Anregung verdankt. Am 11. November 1870 schrieb er an Brandes: „Ich stehe vollkommen auf Favres und Gambettas Seite und hoffe noch heimlich darauf, daß die Deutschen insgesammt ihr Grab westlich vom Rheine finden werden." (S. 191 f.) Solche Geständnisse verderben einem den Geschmack an dem ganzen Buche. — Übersetzt ist es, nicht immer einwandfrei, von Alfred Förster, erschienen im Verlage von Barsdorf, gegen den Brandes, wie bekannt, den Vorwurf unberechtigter Übersetzung seiner „Hauptströmungen" erhebt.

Dresden. K. Zeiß.

Bohatta Johann und Michael Holzmann, Adreßbuch der Bibliotheken der Oesterreich-ungarischen Monarchie (Schriften des „Oesterreichischen Vereines für Bibliothekswesen"). Wien 1900, Carl Fromme. 14 M.

Dieses nach den besten Mustern und auf Grund direkter Auskünfte sehr sorgfältig gearbeitete und vorzüglich ausgestattete Werk macht einem unleidlichen Zustand ein Ende, den jeder, der auf die Benutzung österreichischer Bibliotheken angewiesen war, aufs tiefste beklagt hat. In der dreifach gegliederten Zusammenstellung überblicken wir jetzt 1014 Bibliotheken in Österreich, 656 in Ungarn und 23 im Okkupationsgebiete (Bosnien und Herzegowina) und erfahren alles Wissenswerte über diese 1693 teils öffentlichen, teils privaten Büchersammlungen. Eine gewisse Ungleichheit besonders in den geschichtlichen Angaben ist den Verfassern des Buches ebenso wenig zum Vorwurf zu machen, wie die bei einem solchen ersten Versuche unvermeidliche Lückenhaftigkeit, deren Ursachen sie selbst im Vorwort S. V angeben. In Prag z. B. giebt es viel mehr Klosterbibliotheken als das Verzeichnis anführt und von den hier wirkenden gelehrten Gesellschaften wäre auch die „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Litteratur und Kunst in Böhmen" zu erwähnen gewesen, die die moderne Belletristik Böhmens sammelt; so wird wohl jeder in seinem Kreise zur Vermehrung und Ergänzung des höchst dankenswerten Werkes beisteuern können, das in späteren Auflagen eine noch reichere Ausgestattung erfahren wird. A. S.

Bibliographie.[1])

Zeitschriften.

Bearbeitet von Adolf Hauffen in Prag.

Philologische und litterarhistorische Zeitschriften.

Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der **germanischen Philologie.** 20. Jahrgang 1898. Zweite Abtheilung.

XI. Seelmann W., Niederdeutsch. A. Allgemeines. B. Sprache. C. Denkmäler. — XVI. Bolte J., Volksdichtung. A. Volkslied. B. Volksschauspiel. C. Spruch und Sprichwort. D. Räthsel und Volkswitz. — Hilfswissenschaften. XVIII. Mann P., Kulturgeschichte. A. Allgemeines. B. Wirtschaft. C. Kirche und Schule, Chronologie, Buchwesen. D. Kunst. E. Sociales. F. Kriegswesen und Heraldik. — XIX. Schullerus A., Mythologie und Sagenkunde. — XX. Schullerus A., Volkskunde. A. Allgemeines. B. Brauch und Sitte. C. Haus und Tracht. D. Aberglaube. E. Volksmedizin. F. Hexenglaube. — XXI. Bohm H., Recht.

Jahresberichte für **neuere deutsche Litteraturgeschichte.** 6 Band 1895. 4. (Schluß-) Abtheilung.

IV. Von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. — IV, 2. Lyrik. a) Sauer A., Von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zu den Freiheitskriegen. — b) Elias J., Von den Freiheitskriegen bis zur Gegenwart. — IV, 3. Rosenbaum R., Epos.

Goethe-Jahrbuch. Band 20.

I. Neue Mittheilungen. I. Mittheilungen aus dem Goethe- und Schiller-Archiv. 1. Goethes Verhältnis zu Byron. Von A. Brandl. (Zeugnisse von Goethes Beschäftigung mit Byron mit zusammenhängenden Erläuterungen.) — 2. Briefe Goethes an Christiane (1813). Herausgegeben von L. Geiger. (Mit einer Charakteristik aller bekannten Briefe Goethes an Christiane.) — 3. Ein Nachspiel zum Briefwechsel mit Schiller. Herausgegeben von C. Schüddekopf. — 4. Elf Briefe von Charlotte von Stein an Goethe. Herausgegeben von J. Wahle. (Von 1795—1825.) — 5. Villers an Goethe. Herausgegeben von J. Wahle. — II. Verschiedenes. 1. Die Urschrift eines Goethischen Gedichtes. Mitgetheilt von K. Kötschau. („Groß ist die Diana der Epheser.") — 2. Sechs Briefe Goethes an Loder nebst einem Briefe Karl Augusts. Herausgegeben von L. Geiger. (Goethe 1824—1831, Karl August 1784.) — 3. Herzog Karl August, Goethe und die ungarische Königskrone. Mitgeteilt von P. Bailleu.

---

[1]) Wo die Jahreszahl fehlt, ist 1899 zu ergänzen.

II. Abhandlungen. 1. Niejahr J., Die Osterszenen und die Vertragsszene in Goethes Faust. (Im Anschluß an Euphorion 4, 489 ff.) — 2. Valentin V., Zur Motiventwicklung bei Goethe. — 3. Heinemann K., Die Heilung des Orest. — 4. Bojanowski P. von, Goethes Jubiläums-Medaille.

III. Miscellen, Chronik, Bibliographie. I. Miscellen. A. Einzelnes zu Goethes Leben und Wirken. 1. Funck H., Zu Goethes Briefwechsel mit Lavater. — Wurzbach W. von, Das Faustmotiv in einer Komödie Lope de Vegas. — 3. Morris M., Faustmotive in Goethes übriger Dichtung. (Egmont). — 4. Meyer R. M., Der Brand im Kaiserpalast. (Faust II, Vers 5920 f.) — 5. Morris M., Goethes Bearbeitung von: Le trame deluse. — 6. Horner E., Götz von Berlichingen in Wien. — 7. Morris M., An den Genius anderer Welten. — 8. Funck H., „Ariane an Wetty" von Goethe. — 9. Herzfeld G., Ein Engländer bei Goethe. — 10. Górski C. M. von, Graf Zaluski bei Goethe. — B. Nachträge und Berichtigungen. — II. Chronik. Aufrufe. — III. Bibliographie 1897. 1898.

Schmidt Erich, Goethes Prometheus. Festvortrag.

Jahresbericht des **Schwäbischen Schillervereins** für 1899.

Weltrich Richard, Schillers Vorfahren.

Jahresbericht der **Litteraturarchiv-Gesellschaft** in **Berlin** für 1898.

Neue Erwerbungen: Briefe von Elise Reimarus in Abschrift von Wattenbach; 7 Briefe von A. von Humboldt an Philippsborn und Hofschauspieler Döring; 37 Briefe und Notizen von Archenholtz; 91 Briefe von Gelehrten; 35 Briefe von Fouqué an Ad. Wagner und Ferd. Dümmler; 39 Briefe und Notizen von Fouqué; 6 Briefe von Aug. Hagen; 7 Briefe von Rud. John; Fr. Schleiermachers Nachlaß, bestehend in Manuskripten seiner Werke und Predigten und aus seinem gesammten Briefwechsel. A. S.

Mitteilungen aus dem **Litteraturarchiv** in **Berlin.**

Briefe aus B. G. Niebuhrs Nachlaß. 5. Theodor von Schön an B. G. Niebuhr, zehn Briefe aus den Jahren 1812—1826; Wilhelm von Humboldt an B. G. Niebuhr, ein Brief aus dem Jahre 1815, drei wichtige und umfangreiche Briefe aus dem Jahre 1819. A. S.

Jahrbuch der deutschen **Shakespeare-Gesellschaft.** 35. Jahrgang.

Oechelhäuser W., Zwei neue Bühnenbearbeitungen der bezähmten Widerspenstigen. — Für die deutsche Bühne von R. Kohlrausch und E. Kilian.

Mensi von Klarbach A. Freiherr, Die Shakespeare-Bühne im Jahre 1898. Zur Geschichte und Kritik der Münchener Bühnenreform.

Deutsche Mundarten. Band 1. Heft 3.

Gradl H. und Pistl E., Zur Bestimmung des Alters der Egerländer Mundart. (Schluß.)

Mentz F., Bibliographie der deutschen Mundartenforschung für die Jahre 1896 und 1897 nebst Nachträgen aus früherer Zeit.

Holder A., Versuch der Deutung von mundartlichen Ausdrücken.

Horn W., Zum Wortschatz der Odenwälder Mundart.

Hintner V., Worterklärungen.

Nagl W., Schiepek: Satzbau der Egerländer Mundart I.

Zeitschrift für **deutsche Philologie.** Band 31.

Heft 2. [Nachtrag.] Steig R., Zu den kleinen Schriften der Brüder Grimm. — Auf eine Sonderung der Leipziger Rezensionen der Brüder nach ihrer Autorschaft folgt eine Betrachtung der Heidelberger Anzeigen von Arnims Gräfin Dolores und von Arnims Kronenwächtern auf Grund der Originalpapiere: für die letzteren wird Bettinas erste Niederschrift, die Wilhelm Grimm benützte, im Wortlaut mitgeteilt.

Heft 4. Kauffmann F., Hexe.

Kluge F., Zur Namenkunde.
Wunderlich H., Matthias: Sprachleben und Sprachschäden.
Düntzer H., Schüddekopf und Walzel: Goethe und die Romantik.

Anzeiger für **deutsches Altertum** und **deutsche Litteratur.** Band 25. Heft 3.
Meißner R., Paul: Deutsches Wörterbuch.
Walzel O., Kerr: Godwi; Busse: Novalis Lyrik. — Mit Beiträgen über die Beziehungen zwischen Romantik und „Sturm und Drang".

Zeitschrift für **vergleichende Litteraturgeschichte.** Band 13. Heft 2/3.
Tardel H., Vergleichende Studien zu Chamissos Gedichten.
Elster E., Das 16. und 17. Kapitel in Lessings „Laokoon".
Oeftering M., Die Geschichte von der schönen Irene in der französischen und deutschen Litteratur. III. Voltaire und Ayrenhoff. IV. François Coppée und Lewis Wallace. V. Hans Sachs. VI. Verschiedene Irenedichtungen.
Wünsche A., Das Wasser des Lebens in den Märchen der Völker. Eine märchenvergleichende Studie.
Roetteken H., Studien zur deutschen Litteratur des 18. Jahrhunderts. I. Aus der philosophischen Reflexion der ersten Jahrzehnte.
Creizenach W., Die älteste deutsche Uebersetzung von Corneilles Cid.
Koch M., Ein geistliches Gutachten gegen Komödien von 1582.
Arnold R. F., Kósciuszko in der deutschen Litteratur.
Goodwin Ch., Wielands Oberon und der griechische Roman des Achilles Tatius.
Tiander K., Sozonović: Bürgers Lenore und ihr verwandte Vorwürfe in der europäischen Litteratur.

Lechners Mittheilungen für **Litteratur** und **Kunst.** XI.
Nr. 4. Christel, F. Avenarius.
Hörmann L., F. Stelzhamer.
Nr. 6. Hörmann L., O. von Leixner.

Zeitschrift für den **deutschen Unterricht.** Jahrgang 13.
Heft 6. Reuschel K., Zur Otto Ludwig-Philologie. — Bemerkungen zu Schweizers Ausgabe.
Sprenger R., Zu Schillers Maria Stuart. I. 2, Vers 239.
Heft 7. Lyon O., Martin Greif und die moderne Kunstbewegung. Ein Gedenkblatt zu Martin Greifs 60. Geburtstage.
Henschke E., Martin Greifs „General York".
Sahr J., Zu M. Greifs Drama „Agnes Bernauer".
Sprenger R., Zu Heinrich von Kleists „Hermannsschlacht".
Heft 8. Matthias Th., Theodor Storm als Novellist.
Werner R. M., Lyrisches Gedicht und biographisches Zeugnis. Ein Irrthum und eine Anregung.
Sprenger R., Zu Heinrich von Kleists Prinz von Homburg und Hermannsschlacht. Zu Möjers Phantasien.
Knauth P., Möbius: Das Pathologische bei Goethe.
Heft 9. Grimm L., Ueber die Bedeutung der Brüder Grimm in der Geschichte der Pädagogik.
Jahnke R., Ueber die Grundlagen des Tragischen.
Unbescheid H., Anzeigen aus der Schiller-Litteratur. 1898—1899.

Zeitschrift des **Allgemeinen deutschen Sprachvereines.** Jahrgang 14.
Nr. 6. Palleske R., Die Fremdwortfrage auf dem Gebiete der deutschen Schule.
Nr. 7/8. Sarrazin O., Neuere Lehnwörter.
Amsel, Die Ergebnisse der Kädingschen Häufigkeitsuntersuchungen.

Nr. 9. Düsel F., Goethes Sprache.

Dunger H., Welchen Zweck haben die Sätze: „Zur Schärfung des Sprachgefühls?"

Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins. Heft 16.

Gutachten und Berichte über die Schrift „Deutsche Bühnensprache" (1898) und die Stellung des allgemeinen deutschen Sprachvereins zu dieser und den auf Gewinnung einer einheitlichen Aussprache des Schriftdeutschen gerichteten Bestrebungen.

Gutachten von O. Brenner, K. Erbe, F. Kluge, Herm. Paul (durchaus ablehnend), J. Seemüller (zustimmend).

Berichte von O. Behaghel, E. Lohmeyer. — Die Mehrzahl der Referenten anerkennt die Verdienstlichkeit des Schrittes, eine Regelung der deutschen Bühnensprache zu versuchen, ist aber der Meinung, der Sprachverein solle es vermeiden, beschließend einzugreifen und solle nicht die in der Schrift von Siebs niedergelegten Regeln in ihrer Gesammtheit als Richtschnur für die Schule und für die gewählte Aussprache der Gebildeten empfehlen. Dagegen sollten die Zweigvereine sich bemühen, zuverlässige thatsächliche Feststellungen über die schriftgemäße Aussprache ihrer Gegend herbeizuführen.

Auf Grund dieser Gutachten gelangte der Vorstand zu folgender Entschließung: „Der Gesammtvorstand erkennt die hohe Bedeutung der auf die Feststellung einer Musteraussprache des Deutschen gerichteten Bewegung an. Da er es für wünschenswert hält, daß die Zweigvereine sich mit dieser Frage beschäftigen, so beschließt er, daß die abgegebenen Gutachten in den Beiheften abgedruckt werden."

Americana Germanica.

Vol. II. No. 3. Haußmann W. A., German, American Hymnology.

Eggert Ch. A., On Some Passages in Goethe's „Faust" and their Interpretation, by Professor Calvin Thomas.

Gerber A., The Goethe Institutions in Weimar and their Work from the Beginning of 1897 to the Middle of 1898.

Goebel J., Beiträge zur Erklärung von Goethes Faust II. im Anschluß an die Ausgabe von Calvin Thomas.

No. 4. Miller C. R., The Preposition in Hans Sachs. (Concluded.)

Baker T. S., The Influence of Laurence Sterne upon German Literature.

Wilkens F. H., Dr. Charles Burney on Schubart.

Prettyman C. W., The Probable Source and Date of Canitz's Eight Satire „Der Hof".

Learned M. D., From Pastorius' „Bee Hive", Part IV.

Vol. III. No. 1. Gerber A., The Evolution of the Classical Walpurgis-Night and the Scene in Hades.

Eggert Ch. A., Goethe. A Reply to Professor Dowden's „The Case Against Goethe".

Shumway D. B., A Low German Ballad. Commemorating the Siege of Göttingen in the Thirty Years' War.

Schütze M., Hauptmann's „Die versunkene Glocke".

No. 2. Wilkens F. H., Early Influence of German Literature in America. — Gessner and Klopstock. The „German Drama" in America. German Fiction. German Poetry. German Philosophy, Theology, and Pedagogy. Review. — New Developments. — Appendix. A List of the Translations of German Literature that were printed in the United States before 1826.

Miller Elizabeth A., Wordsworth and Wilhelm Müller.

Gerber A., Additional Remarks on The Evolution of the Classica Walpurgis-Night and the Scene in Hades.

Learned M. D., Professor George Allison Hench. (In Memoriam.) A. S.

Chronik des Wiener Goethe-Vereins. Band 13.

Nr. 7/8. Horner E., Die Prosabearbeitung der Mitschuldigen.

Burkhardt C. A. H., Zur Kenntnis der Goethe-Handschriften. Anhang: Die Iphigenienhandschrift der königl. Bibliothek in Berlin. — Mit Facsimile.

M[inor], Goethes Verhältnis zu Kant. — Zu Vorländers Abhandlung in den Kantstudien. 1. und 2. Band.

Goethe-Autogramme. — Berichtigungen zur Weimarer Ausgabe, Briefe, Band 19, S. 481, Nr. 5475 und 14, S. 25 f., Nr. 3993.

Nr. 9. Goethes hundertster Geburtstag in Wien.

Goethes Taufanzeige.

P[ayer], Torbole. — Nachweis des Hauses, in welchem Goethe am 12. September 1786 gewohnt, eine Bleistift-Zeichnung des Hafens entworfen und im Angesichte des Sees, an der Iphigenie gearbeitet hat. Mit mehreren Abbildungen.

Morris M., Zu Goethes Gedicht „Das Tagebuch". — Als eine Quelle wird auch Ariosts rasender Roland 8, 49 f. erwiesen. — Faust, Vers 4199 f. zeigt Beziehungen zu dem 12. Gesang des rasenden Roland.

Litteraturblatt für **germanische** und **romanische Philologie.** XX. Jahrgang.

Nr. 6. Muncker F., Francke: Social forces in German literature.

Sulger-Gebing E., Düsel: Der dramatische Monolog.

Nr. 7. Drescher K., Heinzel: Abhandlungen zum altdeutschen Drama.

Helm K., Pietsch und Saalfeld: Deutscher Sprache Ehrenkranz. — Mit Nachträgen.

Nr. 8. Golther W., Hermann: Deutsche Mythologie. — Mit zahlreichen Berichtigungen.

Proescholdt L., Shakespeares Hamlet. Nach der Schlegelschen Uebersetzung herausgegeben von Coßmann. — Lehnt die Änderungen Coßmanns zum großen Teile ab.

Nr. 9. Golther W., Nagl und Zeidler: Deutsch-Österreichische Litteraturgeschichte. — Im wesentlichen ablehnend.

Stiefel A. L., Bolte: Freys Gartengesellschaft. — Nachträge zum Quellenverhältnis.

Leitzmann A., Riehemann: Annette von Droste-Hülshoff. — Berichtigungen zum Commentar.

Archiv für das Studium der **neueren Sprachen** und **Litteraturen.**

Band 102. Heft 3. 4. Bolte J., Die Altweibermühle. Ein Tiroler Volksschauspiel. — Abdruck einer Handschrift des Jahres 1814 mit einer Einleitung über die Stoffgeschichte.

Mangold W., Nachahmungen Montesquieus und Bossuets von Friedrich dem Großen. I. Lettres persanes und Relation de Phihihu. II. Oraisons funèbres und Panégyrique de Sieur Matthieu Reinhart.

Berger A. E., Bischoff: Tieck als Dramaturg.

Petsch R., Böhme: Kinderlied und Kinderspiel; Bolle und Polle: Kinderreime; Eskuche: Siegerländische Kinderliedchen; Dähnhardt: Volkstümliches.

Band 103. Heft 1. 2. Haake P., Andreas Gryphius und seine Zeit. — Gute Gesammtcharakteristik des Dichters.

Stötzner P., Der Satiriker Trajano Boccalini und sein Einfluß auf die deutsche Litteratur. — Unter anderem über die deutschen Bearbeitungen seiner Schriften. Einwirkung auf Joh. Val. Andreä, Harsdörffer, Joh. Balth. Schupp, auf politische Flugschriften des 17. Jahrhunderts.

Förster M. und Petsch R., Zu Dedekind-Scheids Grobianus. — Bibliographische Notizen zu Milchsacks Ausgabe.

Bolte J., Schneider: Spaniens Antheil an der deutschen Litteratur. — Mit Nachträgen.

Morris M., Publications of the Glasgow Goethe-Society II.

Revue des lettres françaises et étrangères.
Nr. 1. Ehrhard A., Les vagues de l'amour et de la mer de Grillparzer.
Nr. 2. Bulliod A., Les pessimisme de Nicolas Lenau.

Die neueren Sprachen. Band 7. Heft 5.
Hoffmann H., Die schlesische Mundart. I. Die Laute.
Oswald E., Goethe in England and America. Bibliography I.

Modern Language Notes. Vol. XIV. No. 6.
Coar J. F., The Parcae in Goethe's Faust, Part II, Act 1, Scene 3.
Allen, Th., Wilhelm Müller and Italian Popular Poetry.

Modern quarterly of **Language** and **Literatur.** I. 5.
Breul K., Schiller's lyrics. (Schluß.)

Neuphilologisches Centralblatt. 13. Band.
Nr. 7/8. Hornemann, Grillparzers „Wehe dem, der lügt".

Zeitschriften für Pädagogik und Schulgeschichte.

Neue Jahrbücher für das **klassische Altertum, Geschichte** und **deutsche Litteratur** und für **Pädagogik.** 2. Jahrgang. 3. und 4. Band.

Heft 5—7. Preuß Th., Briefe von F. A. Wolf und F. Papencordt an Lina Klindworth.

Heft 5. Neumann C., Justis Winckelmann in neuer Auflage.

Doebner R., Zwei ungedruckte Briefe Winckelmanns an den Hannoverschen Gesandten General Grafen Ludwig von Wallmoden aus den Jahren 1767 und 1768.

Böttieher G., Nagl-Zeidler, Deutsch-österreichische Literaturgeschichte II.

Hannel W., Gellerts pädagogische Wirksamkeit. (Schluß.)

Vogel P., Hilfsbücher für den deutschen Unterricht.

Heinemann K., Zu Goethes Iphigenie. — Erweist gegen Imelmann (Heft 2), daß Goethe immer nur Delphi gemeint habe und nicht Delos.

Heft 6/7. Valentin V., Wolken in Vision und Wissenschaft bei Goethe.

Schwabe E., Wege und Ziele für die Abfassung einer Geschichte des sächsischen Gelehrtenschulwesens.

Reinhard J., Friedrich Schleiermacher als deutscher Patriot. Für die höhere Schule dargestellt.

Biese A., Die Phantasie. Eine psychologisch-ästhetische Studie.

Heft 8. Mertz G., Die Pädagogik der Jesuiten und der Pietisten.

Koppelmann W., Zur Physiologie und Psychologie in der Pädagogik. — Schäfer: Die Vererbung.

Zeitschrift für das **Gymnasialwesen.** 53. Jahrgang. (Der neuen Folge 33. Jahrgang.)

April. Spielmann C., M. Johann Stritter, Rektor in Idstein und sein Reformplan von schicklichster Einrichtung der Schulen 1754/5.

August. September. Hancke R., Zu Goethes Gedächtnis.

Blätter für das **Gymnasial-Schulwesen.** 35. Band.

Heft 1/2. Keiper P., Miscellen zur Geschichte des Gymnasialschulwesens.

Heft 5/6. Stiefel A. L., Hans Sachs und Terenz. — Hans Sachs' Schöne Comedi Terentij von der Bulerin Thais ist eine gekürzte freie Bearbeitung des Eunuchus in der Uebersetzung von Nythart 1486.

Zeitschrift für die **österreichischen Gymnasien.** 50. Jahrgang.

Heft 6. Duschinsky W., Shakespearsche Einflüsse auf Schillers Tell. — Hauptsächlich Motive aus dem Macbeth.

Heft 8/9. Werner R. M., Johann Christian Hallmann als Dramatiker. — Berichtigungen und Ergänzungen zur Allgemeinen Deutschen Biographie 10, 445 und Goedeke 3², 223. Eingehende Würdigung der Dramen.

Spengler F., Hilfsbücher für den deutschen Unterricht.

Rheinische Blätter für **Erziehung** und **Unterricht.** Band 73. Heft 3—5.

D., Altmeister Diesterweg für allezeit.

Köhler R., Ueber Gemüthsbildung.

Strobel K., Die Vermehrung des deutschen Wortschatzes.

Pädagogisches Archiv. Band 41.

Heft 5. Schmeding, Lessings Laokoon als Schullectüre. Aus den Vorhöfen der Ästhetik.

Graevell, Pädagogik und Völkerpsychologie. — Hierzu Vollert in Heft 7.

Heft 6—8. Mählitz J. F., Zur Charakteristik der Sprache Schillers.

Heft 9. Hermann E., Herbart und seine Leute.

Pädagogische Abhandlungen.

Heft 48. Höfer K., Heinrich Schaumberger. Vortrag.

Heft 49. Achenbach K., Zum 150. Geburtstag Goethes. (Ein Konferenzvortrag.)

Beiträge zur **Lehrerbildung** und **Lehrerfortbildung.** Heft 11.

Keller J., Das Philanthropinum in Marschlins. (Aus „Pädagogische Blätter".)

Mittheilungen der **Gesellschaft** für **deutsche Erziehungs-** und **Schulgeschichte.** Jahrgang 9.

Heft 2. Mayer O., Ueber das Schulwesen in der Reichsstadt Eßlingen vor der Reformation der Stadt.

Freisen J., Schulordnungen in Schleswig-Holstein seit Einführung der Reformation.

Bach, Pädagogisches aus den Statuten der bayerischen Benediktiner-Kongregation vom Jahre 1684.

Heft 3. Cohrs F., Eine für die Schule bearbeitete Ausgabe des Heidelberger Katechismus 1609.

Toischer W., Die Didaktik des Elias Bodinus. 1621.

Die evangelischen Katechismusversuche bis auf Luthers Enchiridion. — Bitte des Redaktionsausschusses um litterarische Unterstützung.

Monatshefte der **Comenius-Gesellschaft.** 8. Band.

Heft 5/6. Kvačala, Die Schicksale der großen Unterrichtslehre des Comenius bei des Verfassers Lebzeiten.

Begemann W., Johann Valentin Andreae und die Rosenkreuzer.

Friedrich J., Jakob Froschhammers Stellung im Streite über den Materialismus.

Keller L., Aus den Anfangsjahren der Reformation. Nachrichten über Hans Greifenberger, Hans Sachs, Hans Locher und Heinrich von Kettenbach. — Unter anderen über des Hans Sachs Gespräch eines evangelischen Christen mit einem Lutherischen 1524.

Heft 7/8. Wolff E., Die Deutschen Gesellschaften zu Erlangen und Altdorf im 18. Jahrhundert.

Novák J. V., Die letzten pansophischen Schriften des Comenius.

Der praktische Schulmann. 48. Band.

Nr. 3. Tischer G., Goethe als Pädagog.

Nr. 5. Hartmann A., Welche Aufgabe hat Wallensteins Lager im Gesamtplan der Wallensteintrilogie zu erfüllen und wie hat Schiller diese Aufgabe gelöst?

Philosophische Zeitschriften.

Archiv für Philosophie.
1. Abtheilung. Archiv für Geschichte der Philosophie. Band 5. Heft 4.
Steck R., Ein Besuch bei Jacobi im Jahre 1797.

Philosophisches Jahrbuch. 12. Jahrgang. 3. 4. Heft.
Straub J., Kant und die natürliche Gotteserkenntnis.

Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie. 23. Jahrgang.
Heft 3. Külpe O., Ueber den associativen Charakter des ästhetischen Eindrucks. — Historische Beziehungen zu Fechners Unterscheidung des direkten und associativen Faktors. Zur Kritik Fechners. Begriff des ästhetischen Eindrucks. Entstehung des associativen Faktors. Seine ästhetische Bedeutung.
Krueger F., Lipps: Komik und Humor.
Heft 4. Barth P., Fragen der Geschichtswissenschaft. I. Darstellende und begriffliche Geschichte.

Theologische Zeitschriften.

Archiv für Religionswissenschaft. 2. Band. Heft 2.
Bierkandt A., Zur Psychologie des Aberglaubens.
Losch, Der Hirsch als Todtenführer.

Theologische Studien und Kritiken.
Nr. 4. Becker, Luthers Beziehungen zu Zerbst.
Drews, Ein Originalbrief Luthers und zwei Originalbriefe Melanchthons.

Zeitschrift für Kirchengeschichte. Band 20.
Heft 1. 2. Friedensburg, Beiträge zum Briefwechsel der katholischen Gelehrten Deutschlands im Reformationszeitalter.
Heft 1. Varrentrapp, Zur Charakteristik Hermanns von Wied, Bucers und Groppers.
Heft 2. Bezold von, Luthers Rückkehr von der Wartburg.
Enders, Ein neu aufgefunderer Brief Luthers.
Tschackert, Erläuterungen zu Luthers Briefwechsel mit der Stadt Göttingen.
Clemen O., Ein Lutherwort.

Stimmen aus Maria-Laach. LVII.
Nr. 2. Rostitz-Rieneck von, Die „sociale Decomposition" und die „culturelle Überlegenheit" des Protestantismus.
Scheid, O. Ludwigs „Makkabäer" als Schullektüre.
Wolfsgruber, Kaiser Franz I.

Der Katholik. 79. Jahrgang.
Juni. Paulus N., Tetzel und Oldecop.
Paulus N., Conrad Treger, ein Augustiner des 16. Jahrhunderts. (Schluß.)
September. Miaskowski C. von, Eine Wendung der protestantischen Geschichtsauffassung über den Reformator Johannes Laski.

Pastor bonus. XI.
Nr. 7. Kleinschmidt, Der Franciscaner Kaspar Schatzgeyer.
Samson, Osterlieder.

Studien und Mitteilungen aus dem Benedictiner- und dem Cistercienser-Orden. 20. Jahrgang. Heft 1. 2/3.
Höfer H., Beiträge zur Geschichte der Kunst und der Kunstbestrebungen der Cistercienser in den Rheinlanden. Von der Stiftung des Ordens bis zur Aufhebung.

Daser F., Der Sykophanten-Streit. 1740. — Zur Geschichte der Salzburger Universität.

Cahannes J., Das Kloster Disentis vom Ausgang des Mittelalters bis zum Tode des Abtes Christian von Castelberg 1584. (Schluß.)

Cistercienser-Chronik. XI.

123. 124. P. Martin Hochs Gedichte.

126. Geschichte des Cistercienser-Stiftes Waldsassen.

Beweis des Glaubens. XXXV.

Heft 5. Freybe A., Die wilde Jagd des Abfalls und das Pseudoevangelium des modernen Zeitgeistes in Goethes Fausttragödie.

Zeitschriften für Kunst und Musikgeschichte.

Zeitschrift für bildende Kunst. 10. Jahrgang.

Heft 10. Lange K., Dürers ästhetisches Glaubensbekenntnis. (Schluß.)

Heft 12. Coßmann P. N., Goethes Kunstteleologie. — Im Anschluß an Euphorion 5, 694 ff.

Studien zur deutschen Kunstgeschichte. Heft 19.

Haendcke Berth., Die Chronologie der Landschaften Albrecht Dürers.

Monatshefte für Musikgeschichte. 31. Jahrgang.

Nr. 7. Kopp A., Eine handschriftliche Liedersammlung der Königlichen Bibliothek zu Berlin. (Schluß.) — Mit Musikbeilagen und Texten.

Nr. 7. 8. Starke R., Hieronymus Georgius Longius Havelbergensis.

Nr. 9. Valentin Caroline, Zwei Beethovenbriefe der Donaueschinger Bibliothek.

Zeitschriften für Bibliothekswesen.

Sammlung bibliothekswissenschaftlicher Arbeiten. Heft 12.

Kemke J., Patricius Junius (Patrick Young), Bibliothekar der Könige Jacob I. und Carl I. von England. Mitteilungen aus seinem Briefwechsel. — Auch mit deutschen Gelehrten.

Centralblatt für Bibliothekswesen. 16. Jahrgang.

Heft 6/7. Förstemann, Felix König (Rex) Polyphemus, erster Bibliothekar des Herzogs Albrecht von Preußen.

Heft 8. Voß, Kleine Mittheilungen aus der Großherzoglichen Regierungsbibliothek zu Schwerin.

Zeitschrift für Bücherfreunde. 3. Jahrgang. 1899/1900.

Heft 4. Zaretzky O., Die Kölner Bücher-Illustration im 15. und 16. Jahrhundert.

Meisner H., Seltene Bücher.

Heft 5/6. Wolff E., Inwieweit rührt „Die Familie Schroffenstein" von Kleist her?

Oswald H., Die Gelegenheitsschriften zu Goethes hundertstem Geburtstage. Ein bibliographischer Versuch.

Goebel Th., Das österreichische Kronprinzenwerk.

Kämmerer L., Ars moriendi rediviva. Eine Antikritik. — Gegen Schmarsow: Der Meister E. S. und das Blockbuch Ars moriendi.

Zeitschriften für Volkskunde.

Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. Band 9. Heft 3.
Dörler A., Tiroler Teufelsglaube.
Gerhardt M. und Petsch R., Uckermärkische Kinderreime.
Wilhelm F., Haussprüche aus dem Stubaithal in Tirol.
Tienken A., Kulturgeschichtliches aus den Marschen am rechten Ufer der Unterweser. (Schluß).
Schwartz W., Heidnische Ueberreste in den Volksüberlieferungen der norddeutschen Tiefebene. (Schluß.)
Prato S., Vergleichende Mitteilungen zu Hans Sachs Fastnachtspiel: Der Teufel mit dem alten Weib.
Weinhold K., Sanct Kummernuß.
Kleine Mitteilungen: Weinhold K., Wilhelm Schwarz. — Schütte O., Eine braunschweigische Fastnachtfeier vor 50 Jahren. — Heilig O., Scheibenschlagen im nördlichen Breisgau.

Das Land. 7. Jahrgang.
Nr. 24. Weigand, Dorfkirchhofspoesie.
Nr. 25. Fischer, Volksglaube über die Vergeltung im Jenseits.
Reste des Walpurgisaberglauben im Harz und in Thüringen.

Das deutsche Volkslied. Zeitschrift für seine Kenntnis und Pflege. 1. Jahrgang.
Heft 3/4. Hauffen A., Prinz Eugen im Volksliede.
Kohl F.: Echte Tiroler Volkslieder. — Selbstanzeige.
Heft 5. Pommer J., Vom Volksliede. Ein Wort der Aufklärung und Erwiderung.
Fraungruber H., Zur Ehrenrettung Kobells. — Gegenüber Pauls Grundriß 2, 770.

Unser Egerland. Blätter für Egerländer Volkskunde. 3. Jahrgang.
Nr. 1. (Faschings-Blatt.) John A. und Andere, Fastnachtsgebräuche im Egerland und in dessen Nachbargebieten.
Nr. 2. 3/4. Egerländer Volksaberglaube.
[John A.], Aus Sebastian Grüners Manuscript: Ueber die Sitten und Gebräuche der Egerländer.
Wilhem F., Gellerer-Singen.
Nr. 5. Köhler J., Kinderlieder aus dem Egerlande. — Mit Melodien.
Peiter W., Alter Aberglauben aus der Schlackenwerther Gegend.

Blätter für Pommersche Volkskunde. 7. Jahrgang. Nr. 9—12.
Volkstümliches aus der Tierwelt.
Kusserow J. B., Pommersche Flurnamen.
Brunk A., Volkslieder aus Pommern.
Knoop O., Allerhand Reime aus Pommern.
Knoop O., Allerhand Scherz, Reime und Erzählungen über pommersche Orte und ihre Bewohner.
Rexilius W., und Andere, Volksmärchen, Schwank und Streich aus Pommern.
Ein Zimmermannsspruch.
Kusserow J. B., Gebräuche und Ansprachen der Hufschmiede.
Petz R., Ein Kronspruch.
Knoop O., Bauernreime.

Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde. Heft 6. Nr. 1—3.
K. L., Einige Volksbräuche und Volksmeinungen aus dem Wölfelsgrund.
Vogt F., Eine Aufführung Schlesischer Weihnachtsspiele.

Warnatsch O., Schlesische Legenden.
Eichner A., Anekdotenhafte Sagen.
Patschowsky W., Schlesische Redensarten.

Schweizerisches Archiv für **Volkskunde.** Jahrgang 3. Heft 3.
Stückelberg A., Glockensagen aus der Schweiz.
Hoffmann-Krayer E., Luzerner Akten zum Hexen- und Zauberwesen.
Sütterlin G., Gebräuche im Birseck.
Hoffmann-Krayer E., Ein Wörterverzeichnis der Gaunersprache von 1735.
Liebenau Th. von, Zum Schrätteliglauben.
Hoffmann-Krayer E., Zum Schnaderhüpfel.

Zeitschriften für Geschichte und Kulturgeschichte.

Zeitschrift für **Kulturgeschichte.** Band 6. Heft 6.
Kamann J., Briefe aus dem Brigittakloster Maihingen (Maria-Mai) im Ries 1516—1522. II. (Fortsetzung).
Breysig K., Die Entwicklung der europäischen Völkergesellschaft und die Entstehung des modernen Nationalismus. II.
Albert P. St., Ein Studentennachlaß aus dem Jahre 1533.
Mähly J., Mythus, Sage, Märchen.

Historische Zeitschrift. 83. Band.
Heft 1. Hampe K., Kaiser Friedrich II.
Koser R., Friedrich Wilhelm IV. am Vorabend der Märzrevolution.
Heft 2. Stern A., Ein Bericht des Generals von Steigentesch über die Zustände Preußens aus dem Jahre 1824.

Historische Vierteljahrsschrift. 2. Jahrgang. Der ganzen Folge 10. Jahrgang. Heft 1—4.
Stieve F., Wallenstein bis zur Uebernahme des ersten Generalates.
Fournier A., Ein Reisebericht aus Sachsen und Bayern vom Jahre 1807.
Dopsch A., Alfons Huber.
Heigel Th. von, Zur Biographie Rankes.
Maßlow O., Bibliographie zur deutschen Geschichte.

Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland. Band 124.
Heft 1—4. Die Ursachen des Bauernkrieges 1525.
Rösler A., Die 300jährige Erinnerung an die katholische Reform in Inner-Österreich.
Manndorff von, Die Presse als Faktor des modernen öffentlichen Lebens.
Samson H., Malerpatrone und Malerwappen.
Dödt J., Kardinal Philipp von Wittelsbach, Bischof von Regensburg 1576—1598.
Binder F., Die Brüder Grimm und J. Görres.
Heft 4—6. Dürrwächter A., Das Jesuitendrama und die litterarhistorische Forschung am Ende des Jahrhunderts.

Geschichtsblätter des deutschen **Hugenotten-Vereins.** VIII. Zehnt. 7. und 8. Heft.
Paret, Geschichte der französisch-deutsch-reformirten Gemeinde Stuttgart.

Hallesche Abhandlungen zur **neueren Geschichte.** Heft 38.
Gebauer Johs. H., Kurbrandenburg und das Restitutionsedikt von 1629.

Socialgeschichtliche Forschungen. Heft 4.
Claassen Walt., Schweizer Bauernpolitik im Zeitalter Ulrich Zwinglis.

Zeitschrift für Social-Wissenschaft. II. Jahrgang.
Heft 6. W[olf] J., Richard M. Meyer: Betrieb und Organisation der wissenschaftlichen Arbeit. — „es wechselt Wahres und Falsches in dieser Schrift. Jedenfalls aber vermag sie anzuregen und darin wird ihr Verdienst zu suchen sein."

Revue des études historiques.
Juni-Juli. Boisjollin S., Hoffmann, Thomas de Quincey, Edgar Poe, Gerard de Nerval.

Allgemeines.

Deutsche Rundschau. 25. Jahrgang.
Juni-September. Frey A., Aus Conrad Ferdinand Meyers Leben. III. Italien. IV. Auf den Fährten des Jenatsch. V. Meilen. (1872—1875.)
Juni. Fester R., Ein Jahrhundert bayrisch-wittelsbachischer Geschichte. (1799—1899).
Schmidt Erich, Eduard von Simson.
Tönnies F., Karl Storm.
Juli. Curtius F., Poesie und Politik im Elsaß.
August. Grimm H., Goethe in freier Luft. I. Goethe und die freie Luft. II. Goethes geistiges Vordringen in immer freiere Luft. III. Die wachsende Verbreitung der Schriften Goethes. IV. Freie Luft für Goethes Werke.
Mayer Ellen, Begegnungen eines Engländers mit Goethe. — Henry Crabb Robinson. Mit Benützung des Originalmanuscriptes von Robinsons Tagebüchern und ungedruckter Briefe des Goethe- und Schillerarchives.
Paulsen F., Mephistopheles.
Hebler C., Ein Besuch bei Arthur Schopenhauer. Aus dem litterarischen Nachlaß Heblers.
Weber H., Entlehnung oder zufällige Übereinstimmung? — Heines „Ein Jüngling liebt ein Mädchen" und ein Gedicht des altindischen Dichters Bhartrihari nebst Parallelen aus anderen Litteraturen.
September. Elster E., Käthchen Schönkopf. — Mit dem Faksimile des einzigen Schriftstückes aus ihrer Hand. 24. Jänner 1770.
Meyer von Knonau G., In Leopold Rankes Heimatsthal.
Steig R., Gräfin Reden.
Pastor W., Wilhelm Raabe.

Nord und Süd. Band 90.
Heft 268. 269. Müller Josef, Das Lob der Dummheit. Von Jean Paul. — Zum erstenmale nach der Handschrift vollständig mitgeteilt.
269. Heiderich A., Otto Julius Bierbaum.
270. Münz E., Adolf Pichler.

Neue deutsche Rundschau, der freien Bühne Jahrgang X.
Heft 6. Seydlitz R. Freihr. von, Friedrich Nietzsche. Briefe und Gespräche.
Heimann M., Friedrich Hölderlin. Eine Betrachtung.
Heft 9. Schwann M., Goethe und der Philister.

Preußische Jahrbücher.
Band 96. Heft 3. Brausewetter A., W. Beyschlags Autobiographie.
Conrad H., Otto Ludwigs dramatische Kunst.
Lorenz M., Der Naturalismus und seine Ueberwindung.
Delbrück H., Bismarck-Historiographie.
Schwarz S., Der Schul-Ballast.
Band 97. Heft 1. Bode W., Mein politisches Glaubensbekenntnis. Eine vertrauliche Rede von Goethe.

Harnack O., Heinrich Heine.
Weymann K., Der tragische Moment im „Fuhrmann Henschel“.
Wolffstieg A., Welfische Märchen.
Heft 2. Goslich M., Briefe von Johanna Kinkel.
Lorenz M., Lyriker.

Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte. Jahrgang 43.
Juni. Baerwald R., Lyrik und Deklamation.
Achelis Th., Die sociale Frage im Lichte der Philosophie.
September. Stern A., Konrad Ferdinand Meyer.
Kroker E., Aus Goethes Studentenzeit.

Heimgarten. Jahrgang 23.
Heft 10. 11. Rabenlechner M., Hamerling zu Friedrich Halm. (Hamerling-Erinnerungen. Zweite Reihe.) — Kritiken Hamerlings über Halm. Briefwechsel zwischen Beiden. 1858—1868.
Heft 12. Prem S. M., Bei Adolf Pichler.
Reiterer K., Volkstümliches aus dem Ennsthale.

Die Gesellschaft. Jahrgang XV. Band II.
Heft 6. Holzamer W., Otto Julius Bierbaum.
Holm K., Weiteres aus der Holz-Zunft.
Band III. Heft 1. Jacobowski L., Primitive Erzählungskunst. Aus einer realistischen Entwicklungsgeschichte der Poesie.
Heft 2. Conrad M. G., Deutsche Kultur.
Lublinski S., Der Liberalismus und die moderne Litteratur.
Benzmann H., Prager Dichter.
Heft 3. 5. Gystrow E., Der Katholicismus und die neue Dichtung. III. Die Moderne.
Heft 4. Conrad M. G., Goethe.

Revue des deux mondes. 15 April.
Wyzewa T. de, Un romancier suisse: Conrad Ferd. Meyer.

Revue encyclopédique. 14. Janvier 1899.
Welschinger H., Pensées et Souvenirs du prince de Bismarck. C. S.

Mercure de France. Avril 1899.
Gaultier J. de, De Kant à Nietzsche; l'instinct vital, Platon, le Judaïsme. C. S.

Revue pour les Jeunes Filles. 1899.
5 Janvier. Caudiani R., Les écrivains de la jeune Allemagne.
5 Juni. Tissot E., L'Allemagne de Goethe. C. S.

Revue des cours et conférences. VII. Nr. 21.
Chuquet A., La vue et l'oeuvre de Schiller.

Revue politique et litteraire.
Nr. 15. Tissot E., L'impératrice d'Autriche et les poètes (Heine Scheffel, Shakespeare).

Nuova Antologia. Volume LXXXI, Serie IV
Farinelli A., Conrad Ferdinand Meyer.

The quarterly Review. April.
The Ideals of Heinrich Heine.

Deutsche Stimmen. Jahrgang 1. Nr. 9.
Tille A., Von der Düsseldorfer Faust-Ausstellung.

Deutsche Dichtung. Band 26.
Heft 6—11. Ewert M., Willibald Alexis: Erinnerungen. (Aus dem Nachlaß.)

Heft 6. 7. Elster E., Heine und Kuranda.

Heft 12. Horowitz-Barnay Ilka, Aus dem Hause Franz Liszts. Erinnerungen.

Litterarisches Centralblatt.

Nr. 24. K[och] M., Kroker: Die Ayrerische Silhouettensammlung.

Nr. 25. Drng., Kont: Lessing et l'antiquité.

Nr. 35. n., Bartels: Groth. Siercks: Groth.

Nr. 37. W. K., Hermann: Die Reception des Humanismus in Nürnberg. — Sehr anerkennend. Ausführliche Inhaltsangabe.

Deutsche Litteraturzeitung. 20. Jahrgang.

Nr. 22. Walzel O. F., Müller-Rastatt: In die Nacht! Ein Dichterleben (Hölderlin). — Ablehnend.

Nr. 23. Meyer H., Siebs: Sylter Lustspiele.

Nr. 25. Biese A., Josef Müller: Eine Philosophie des Schönen.

Nr. 26. Kühnemann E., Baumeister: Ueber Schillers Lebensansicht in ihrer Beziehung zur Kantschen.

Nr. 27. Weilen A. von, Ein Wiener Stammbuch für Glossy.

Nr. 28. Külpe O., Ref: Die Ästhetik als Wissenschaft der anschauenden Erkenntnis.

Werner R. M., Hebbels Werke, herausgegeben von Zeiß.

Nr. 29. Meyer R. M., Schweizer: Wienbarg.

Scheidemantel E., Vilmar: Ueber Goethes Tasso.

Nr. 31. Seraphim A., Keuchel: Goethes Religion und Goethes Faust.

Nr. 38. Scholz F., Blanckenburg: Die Sprache Abrahams a S. Clara.

Nr. 39. Schlösser R., Bischoff: Tieck als Dramaturg.

Brunk A., Schell: Bergische Sagen.

Allgemeines (früher Österreichisches) **Litteraturblatt.** 8. Jahrgang.

Nr. 12. Kralik R. von, Borinski: Poetische Vision und Imagination.

Nr. 13. Kummer K. F., Mager: Österreichische Dichter des 19. Jahrhunderts.

Nr. 15. Kralik R. von, Volkelt: Ästhetik des Tragischen.

Kralik R. von, Milchsack: Historia Fausti. — Parallelen zu S. CCXLV.

Schnürer F, Burkhardt: Goethe-Handschriften.

Nr. 17. Fischer R., Düsel: Der dramatische Monolog.

Nr. 18. Schönbach A. E., Lindemann-Salzer: Geschichte der deutschen Litteratur II. III. — Warm anerkennend.

Revue critique.

Nr. 24. Roustan L., Ewart: Goethes Vater.

Nr. 31. Roustan L., Evers: Die Tragik in Schillers Jungfrau.

Nr. 33. Roustan L., Sell: Goethes Stellung zu Religion und Christenthum.

Nr. 37. Henry V., Martin und Lienhart: Elsäßisches Wörterbuch. — Mit Ergänzungen.

The Academy.

Nr. 1415. Tille A., Yule and Christmas in the Germanic year.

Nr. 1420. Nutt, The high history of the Graal.

The Athenaeum.

Nr. 3743. Kont, Lessing et l'antiquité.

Die Zukunft. Jahrgang 7.

Nr. 39. Garin P., Die Skandinaven in der deutschen Litteratur.

Nr. 44. Werner R. M., Neues von Hebbel. — Ungedruckte Gedichte aus dem Nachlaß.

Gaedertz K. Th., Bismarck und Fritz Reuter.

Nr. 45. Tille A., Eine Faust-Ausstellung. — In Düsseldorf. Zur Feier von Goethes 150. Geburtstag.

Nr. 46. Garin P., Martin Greif und Karl du Prel.
Nr. 51. Adler G., Parodistische Geschichtsauffassung.

Der Thürmer. 2. Halbjahrband.
Heft 9. Schlaikjer E., Unaufgeführte Dramen.
Heft 10. Wolzogen Hans von, Richard Wagner und das Chistenthum.
Lienhard F., Die litterarischen Aufgaben der deutschen Katholiken.
Heft 11. Hoechstetter S., Goethe der Herrenmensch und Altruist.
Werner R. M., Neue Goetheschriften.
Heft 12. Biese A., Klaus Groth.
Holm K., Die Gestalt des Todes in der modernen Dichtung.

Das litterarische Echo. I. Jahrgang.
Nr. 16. Ende v., Deutsch-amerikanische Dichter.
Heilborn, Malvida von Meysenbug.
Kullmann, Der Dichter des Lehrerstandes. H. Schaumberger.
Moszkowsky, Das Plagiat in der Litteratur.
Nr. 17. Lemmermayer F., Aus Friedrich Hebbels Frühzeit.
Nr. 19. Gaedertz, Geibel und Holtei.
Minde-Pouet G., Auch ein Kleist-Denkmal.
Nr. 20. Bormann W., Tiecks Bedeutung als Dramaturg.
Nr. 21. Remer, Die Mecklenburger in der Litteratur.
Kellen, Luxemburgisches.
Nr. 22. Meyer R. M., Goetheschriften.
Weltrich R., Eine Jugendarbeit Schillers.
Nr. 23. Goethe und unsere Zeit.
Glücksmann, Adolf Pichler.
Schlossar, Ein neuer Band Goedeke.
Nr. 24. Mensch, Die Litteratur in Hessen.
Herold, Katholicismus und dichterisches Schaffen.
Garr, Hoffmann als Musikschriftsteller.

Die Grenzboten. Jahrgang 58.
Nr. 22. Brandes W., Die schöne Hälfte des Lebens. — Erläutert V. IV, 199 in „Hermann und Dorothea" abweichend von der bisherigen Auffassung, legt das Schwergewicht auf „Hälfte" des Lebens, im Gegensatz zu den „wenigen Stunden" Schlaf (Vers 194), die Hermann vorher genügen mußten.
Drei Revolutionen in der deutschen Litteratur. Studie. (Schluß.)
Nr. 23. 24. C. J., Döllingers Jugend.
Nr. 26. Goebel J., Heines Verhältnis zu Menzel.
Nr. 30. Schmidt O. E., Katharina von Bora.
Block W. E., Der Großvater. Familienerinnerungen aus der Zeit vor und während der Märzrevolution.
Nr. 32. Trost K., Das deutsche Königsdrama.
Nr. 33. 34. Streicher O., Deutsche Kinderlieder und Kinderspiele.
Löffler J. H., Thüringer Märchen.
Nr. 36. 37. Ernst A. W., Nikolaus Lenau und Gustav Schwab. — Mit ungedruckten Briefen und zum Teil nach neuen Quellen.

Der Kunstwart. Jahrgang 12.
Heft 18. A[venarius], Begeisterung und Kritik.
Bartels A., In Sachen: Grundsätze moderner Litteraturgeschichtschreibung.
Heft 20. Platzhoff E., Kunstleben und Kunstpflege in der Schweiz.
Heft 21. Lublinski S., Moderne Weltanschauung und geschichtliche Dichtung.
Heft 22. A[venarius], Goethe.
Die Goethegesellschaft und Weimar.
Lier L., Goethe und das Theater.

Batka R., Goethische Lieder in der Musik.
Schumann P., Goethe und die bildende Kunst.
Heft 23. Schläger G. und Bartels A., Volkslied und Kunstlied.
Heft 24. Bartels A., Wilhelm Weigands Renaissance-Dramen.

Bühne und Welt. 1. Jahrgang.
Nr. 20. Golther W., Tristan und Isolde im Epos, Drama und Bild.
Nr. 23. Witkowski, Goethe als Dramatiker.
Sontag K., Die Schicksale des Königslieutenants.
Brachvogel K., Liebhabertheater und Maskeraden an deutschen Fürstenhöfen. — Auch über Goethe.
Stein Ph., Goethe als Theaterdirektor.
Houben H., Die rheinische Goethefeier in Düsseldorf.
Nr. 12. Gaudy von, Das Kind im Drama.

Die Gegenwart. Jahrgang 28.
Nr. 22. Stoeßl O., Ex libris. — Allgemeine geschichtliche Übersicht.
Nr. 23. Groth Kl., Letzte Erinnerung.
Nr. 26. Ebner Th., Litterarische Amazonen. — Frapan, Helene Böhlau.
Nr. 27. A. P., Klaus Groth, Ein Erinnerungsblatt.
Nr. 28. Wukadinović S., Zwei Jugendlustspiele von Heinrich von Kleist? — Fortsetzung von Allgem. Zeitung: Beilage 1898. Nr. 145. Bringt hier im einzelnen den Nachweis, daß die beiden Lustspiele von Ludwig Wieland herrühren.
Nr. 30. Schönstedt K., Eine Ehrenrettung von Goethes Vater. — Ewart: Goethes Vater.
Nr. 32. Drews A., Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts. — Ueber Chamberlains Werk.
Nr. 36. Mayrinc H., Treitschke als Litterarhistoriker.
Nr. 37. Waldmüller-Duboc, R. Zwei königliche Litteraturfreunde. — König Johann von Sachsen, König Maximilian von Bayern.
Gumppenberg H. von, Warum fehlt den Modernen das große Drama?

Das Magazin für Litteratur. Jahrgang 68.
Nr. 22. Fred W., Bemerkungen über Pamphlet und Satire.
Nr. 22—25. Lublinski S., Florian Geyer, Agnes Jordan und das moderne Drama.
Nr. 26. Schmitt Eugen H., Die Individualität in der Geschichte.
Nr. 28. Steiner R., Deutsche Litteratur und Gesellschaft im 19. Jahrhundert. — Lublinski: Am Ende des Jahrhunderts.
Nr. 29. Urban E., Eine elsässische Dichterin. — Alberta von Puttkamer.
Oppeln-Bronikowski F. von, Gedanken über das Pathologische bei Nietzsche.
Nr. 30. 32. Benzmann H., Neue Lyrik IV. V.
Nr. 34. Steiner, Goethes geheime Offenbarung.
Nr. 34—37. Matthes A., Mignon und der Harfenspieler oder Goethes Herz in 33 Jahren seines Lebens 1774—1807.
Nr. 37. Benzmann H., Frauenlyrik. — Clara Müller.

Dramaturgische Blätter. Jahrgang 2.
Nr. 25—32. Houben H., Zur Bühnengeschichte des Uriel Acosta.
Nr. 26. 27. Landsberg H., Goethe und das Theater.
Nr. 33. Morburger K., Der Dialekt auf der Bühne.
Nr. 34. Landsberg H., Frau Ajas theatralische Sendung. (Frau Rat und das Theater.)
Nr. 36. 37. Reichel E., Das Märchen vom Urfaust. — Hält Erich Schmidts Fund nicht für den vorweimarischen Faust.

Die Zeit. Band XX.
Nr. 244. Minor J., Fuhrmann Henschel, Ein psychologisches Fragezeichen.

Nr. 248. Wallaschek R., Zur Geschichte der Hofoper.
Nr. 249. Jenny R. Ch., Adolf Pichler.
Nr. 250. Zötl H., Aus da Hoamat. — Ueber die Pflege der Dialektdichtung in Oberösterreich
Nr. 251. 252. Holzer R., Adalbert Stifter als Mensch. Unveröffentlichte Briefe.
Nr. 255. Rollet H., Meine Zeitgedichte.
Nr. 256. Gystrow E., Neue Ideen in der Psychologie
Murko M., Goethe und die serbische Volkspoesie.
Tille A., Goethes Faust in der bildenden Kunst.
Nr. 258. Rollet H., Meine Zeitgedichte von 1848 bis zur Gegenwart.
Nr. 259. Eucken R., Gegensätze im deutschen Wesen.

Deutsches Wochenblatt. XII.
Nr. 23. Zimmer H., Entwickelung und Aufgabe der Pädagogik.
Nr. 25. Moeller E., Tendenzen der deutschen Geschichte.
Nr. 30. Meyer Rich. M., Die Legende vom Litterarhistoriker.
Nr. 32. Ebner Th., Ein schwäbischer Dichter. — Eduard Paulus.
Nr. 34. Busse C., Goethe, Randglossen zu seinem 150. Geburtstage.
Berg L., Etappen des Faustproblems.
Valentin V., Goethes Faust in der Schule
Nr. 35. Kohler J., Begriff und Aufgabe der Weltgeschichte.

Die Nation. Jahrgang 16.
Nr. 36. Meyer Richard M., Die Weimarer Goethetage.
Nr. 37. Horner E., L. F. Huber über Schiller.
Nr. 39. Gebhardt B., Voltaire vor und während des 7jährigen Krieges.
Karpeles G., Anlehnungen und Entlehnungen. — In Dichtungen Heinrich Heines.
Nr. 42. Widmann J. V., Schweizerische Festspiele.
Heilborn E, Aus dem Alltagsleben des 17. Jahrhunderts.
Nr. 43. Meyer R. M., Elsäßisches Theater.
Nr. 44. Barth Th, Wie Deutsche ihre Dichter ehren. — Ueber das Heine- und das geplante Goethe-Denkmal in New-York.
Nr. 45. Widmann J. V., Goethe und Napoleon.
Nr. 47. 48. Rosenbach O., Das Geschlecht der Fremdwörter im Deutschen.
Nr 47. Meyer R. M., Goethe und seine Deutschen.
Nr. 50. Geiger A., Ernst Zahn, ein Schweizer Bergpoet.
Nr. 51. Rosenbach O., Das Recht auf sprachliche Freiheit und die Presse.
Widmann J. V., Der hyperboreische Esel. — Ueber Kotzebues gleichnamiges Lustspiel.

Die Wage. Eine Wiener Wochenschrift. Jahrgang 2.
Nr. 23. Blümner H., Der neue „Büchmann". — Ueber die 19. (von Weidling besorgte) Ausgabe der „Geflügelten Worte."
Nr. 27. 28. Bartels A., Litterarische Uebersichten. I. Der Winter 1898/99.
Nr. 27. Lothar R., Die Bilanz des Burgtheaters.
Nr. 28. Werner R. M., Adolf Pichler.
Nr. 29. Betz L. P., Heinrich Leuthold, Der Dichter und Dichterdolmetsch.
Nr 34. 35. Berger A. F. von, Ueber Goethes Ansicht von der Kunst.
Witkowski G., Zum 150. Geburtstag Goethes.
Nr. 37. Thaler K. von, An der Schwelle der Journalistik. — Autobiographisch.
Lothar R., Drama und Roman.

Die Umschau. 3. Jahrgang.
Nr. 20. 1848 in der Caricatur.

Nr. 27. Oppeln-Bronikowski von, Nietzsche als Dichterphilosoph und Künstler.
Nr. 28. Horn, Die deutschen Pflanzennamen.
Nr. 35. Brunner W., Goethe.
Schmitt, Goethe-Litteratur.
Goethe durch die Brille unserer Zeitgenossen.

Ueber Land und Meer. 82. Band. October.
Necker M., Schloß Ullersdorf in Mähren, der Schauplatz von Grillparzers Ahnfrau.

Beilage zur **Norddeutschen Allgemeinen Zeitung (Berlin).**
Nr. 131. 7. Juni. Gagliardi E., Ein Volks- und Fürstenerzieher. — La Vita ed i Tempi di Enrico Meyer.
Nr. 139. 16. Juni. Zieler G., Clara Viebig.
Nr. 144. 22. Juni. Krauß R., Die Jugend der schwäbischen Romantik.
Nr. 178/9. 1./2. August. Glücksmann H., Alexander Petöfi und die Deutschen. Zum 50. Jahrestage seines Todes.
Nr. 184. 8. August. Benzmann H., Ferdinand Avenarius.
Nr. 198/9. 24/5. August. Hermann G., Goethe als Kunstkenner.
Nr. 201. 27. August. kg., Goethe hinter den Kulissen.
Nr. 201 a. 28. August. Zieler G., Goethes geschichtliche Bedeutung.
Kahle A., Goethe und die Musik.
Speidel F., Von Goethe und Reinhard.
Nr. 218. 16. September. „O lieb', so lang' du lieben kannst! . . .“ — Geschichte des Freiligrathschen Gedichts.
Nr. 219 a. 17. September. Schenck Luise, Post festum. — Weimarer Eindrücke.
Nr. 220. 19. September. Herzog Friedrich Christian von Augustenburg. — Nach J. Clausen, Frederik Christian, Hertug af Augustenborg, 1765—1814. Kopenhagen 1896.
Nr. 229. 29. September. Benzmann H., Alberta von Puttkammer. A. S.

Sonntagsbeilage der **Vossischen** Zeitung (Berlin).
Nr. 19. Robert P., Eichendorffs Jugend.
Nr. 20. Ellinger G., Hartmuth von Cronberg.
Nr. 25. Die Kunst am Hofe der Herzöge von Preußen.
Nr. 26. 28. Genée R., Wandelungen in der Oper mit besonderen Beziehungen auf Berlin.
Nr. 28. 29. Meyer Chr., Ein Landesvater des 18. Jahrhunders. — Markgraf Friedrich Christian von Bayreuth.
Poppenberg F., Eine Geschichte des bürgerlichen Dramas. — Ueber Eloessers Buch.
Nr. 35. Alt C., Zum 150. Geburtstage Goethes.
Habich G., Ueber Goethes „Felsweihegesang an Psyche“.
Nr. 36. 37. Wagner Ph., Friedrich der Große und die religiöse Toleranz.
Nr. 36. Meyer R. M., Ernst von Feuchtersleben.

Beilage zur **Allgemeinen Zeitung (München).**
Nr. 125. 126. 127. Simmel G., Kant und Goethe.
Nr. 126. Hoffmann C. von, Münchener Legenden und die Schwedenzeit.
Nr. 127. Geiger A., Kampfromane.
Nr. 128. Tielo A. K. T., Theodor Fontanes erste lyrische Dichtungen. Neue Mitteilungen aus alten Papieren.
Nr. 130. Bettelheim A., Ida von Fleischl-Marxow.
Nr. 131. John Meier, Noch einmal „Die böse Sieben“. — Vergleiche Nr. 92 und 98.
Nr. 132. 133. Scheffler L. von, Platens letzte Wanderfahrt nach Italien

Nr. 138. 139. 140. Landau M., Wallenstein und Carmagnola. — Mit Berücksichtigung der Schillerschen Trilogie.

Nr. 143. Gmelin J., Zum Jubiläum von Joh. Brenz, dem Reformator von Schwäbisch-Hall und Württemberg.

Nr. 149. Müller Ernst, Schillers Beiträge in Göckingks „Journal von und für Deutschland".

Nr. 152. Sittenberger H., Adolf Pichler.

Nr. 163. 164. Schott S., Neue Romane.

Nr. 165—167. Reckendorf H., Ueber syntaktische Forschung.

Nr. 170. Gallinger A., Zur Ästhetik des Musikdramas.

Nr. 176. Münz B., Ein auferstandener österreichischer Dichter. — S. A. Weiß (1858—1896).

2. Eine Säkular-Erinnerung. — Schleiermachers Reden über die Religion.

Nr. 180. 181. Geiger L., Gutzkow im jungen Deutschland. Nebst Beiträgen zu Gutzkows Lebensgeschichte. — Nach Akten des Geheimen preußischen Staatsarchivs.

Nr. 187. Von der Leyen F., Hugo von Hofmannsthal.

Nr. 192. 193. Düntzer H., Goethes Verbindung mit Frau von Stein während seines ersten Aufenthaltes in Italien.

Nr. 194. M., Goethe und F. A. Wolf.

Nr. 194. 195. Merian-Genast, Der Weimarische Park, seine litterar- und kulturhistorischen Beziehungen.

Nr. 196. Weichberger K., Aus Herders Haus.

Nr. 199. Jellinek A., Die Freiherrlich Carl von Rothschildsche öffentliche Bibliothek in Frankfurt am Main.

Nr. 202. Schacht H., Zur Entstehungsgeschichte der Zeitungen.

Nr. 208. 209. Düntzer H., Goethe unter Sadgers pathologischer Beleuchtung.

Nr. 210. Tielo A. K. T., Schönaich-Caroliths Dichtungen.

Nr. 214. Schneegans H., Das Possenhafte, Burleske und Groteske in Leben und Kunst.

Nr. 215. Höfler, Der Dämonismus in der Volksmedizin.

Politik (Prag). Nr. 22. 1899. 22. Januar.

Goethe und Hugo. Aus „Studie a Podobizny" von J. Vrchlicky. Übersetzt von B. Graf Boos-Waldeck. A. S.

Deutsches Abendblatt (Prag). 1. August.

Joß B., Wilhelm Scherer als Kritiker.

Bohemia (Prag). 27. August.

Aus einem Brief von Anastasius Grün an Ernst Scherenberg, Graz. 7. April 1875.

Beilage zur **Bohemia (Prag)** 1899.

Nr. 171. 195. Frankl-Hochwart B. von, Aus dem Nachlasse Ludwig August Frankls. Schuljahre in Leitomischl.

Neue Freie Presse (Wien).

Nr. 12504/5. 16/17. Juni. F. Sch[ütz], Johann Nestroy.

Nr. 12525. 7. Juli. Beer R., Zur Geschichte der k. k. Hofbibliothek.

Nr. 12526. 8. Juli. Schütz F., Leopold von Hasner. (Zur Enthüllung seines Denkmals an der Wiener Hochschule.)

Nr. 12531. 13. Juli. Wertheimer Ed., Metternich und die Presse. (Mit Benützung ungedruckter Schriftstücke.)

Nr. 12559. 10. August. Schlossar A., Briefe von Adalbert Stifter. — An den Maler Karl Löffler 1862—1864.

Nr. 12573. 24. August. H. W[ittma]nn, Goethes zweite Philine. — Die Fürstin von Monaco, Marie Katharina Brignole-Sale.

Nr. 12576. 27. August. W[ittmann], Goethe in Österreich.
Wilbrandt Adolph, Goethe und der Peterskeller.
Lorm Hieron., Goethe als Recensent.
Nr. 12578. 29. August. Ganz H., Goethe und Napoleon.
Nr. 12582. 2. September. Thaler Karl von, Adolph Pichler. (Zu seinem achtzigsten Geburtstage.) A. S.

Journal des débats politiques et littéraires.
1898. 9. November. Gebhart E., Avant Luther.
1899. 4. Januar. Barine A., Amour allemand par Max Müller.
8. Februar. Barine A., Un drame réaliste allemand (Fuhrmann Henschel).
4. März. Bourdeau J., La philosophie perverse (à propos de Nietzsche).
3. Mai. Barine A., Féministes de bon sens (Die deutsche Frauenbewegung).
9. Mai. Meuret M., La jeunesse de Frédéric III.
23. Mai. Sorel A.-E., Le lyrisme moderne en Allemagne jugé par un Allemand.
5. Juni. Muret M., Les théâtres pendant le congrès de Vienne. C. S.

Anhang.

Schweizerische Zeitschriften.

Bearbeitet von Eduard Hoffmann-Krayer in Zürich.

Monat-Rosen des Schweizerischen Studenten-Vereins. XLIV.
Federer H., Ueber den unchristlichen Roman.
Froidevaux A., Jean Tetzel.

Pestalozzi-Blätter. Mai 1898.
Briefe Pestalozzis an Lavater. Vgl. hierzu: „La Suisse universitaire 4, 215.

Zwingliana.
5. Heft. Ueber Caspar Ulenberg, Vita Zwinglii. Vorarbeiten für eine Neuausgabe der Zwinglischen Werke (7. Humanistennamen in Zwinglis Briefwechsel). Zwinglis Riesensprung. Zwingli und die Pfarrbücher. Gebet um den rechten Verstand der Schrift. Die Wellenburg zu Pfungen. Aus Carlstadts Predigten in Zürich. Zürich sucht einen Arzt. Studien und Leben in Wittenberg, 1542. Aus England, 1540. Auf dem Wege zur Parität. Litteratur. Eingänge für das Zwinglimuseum.
6. Heft. Zwinglis Waffen. Eröffnung des Zwinglimuseums. Vorarbeiten für eine Neuausgabe (8. Ex disputatione Bernensi. 9. De moderatione et suavitate. 10. 11. Butzer an Zwingli. 12. N. an N. und Capito an Zwingli. 13. Pellican an Zwingli. 14. Hans von Fuchsstein an Zwingli. 15. Hat Zwingli die Schrift Suggestio deliberandi etc. verfaßt?). Collins (Rud. Ambühls) Prolog zur Plutos-Aufführung 1531. Zwinglis lateinische Bibel. Petrus Gynoraeus (Frabenberger). Eine Legende zur Schlacht am Gubel. Zum Wandkatechismus von 1525. Nochmals Zwingli und die Pfarrbücher. Litteratur. Zwinglimuseum.

Katholische Schweizerblätter. XVI.
von Liebenau Th., Das Geleit am Gotthard. Ein Beitrag zur Erklärung der Tellsage.
von Liebenau Th., Der Prediger Johann Mäder von Baden. — Mäder war ein Freund Sebastian Brants.

von Liebenau Th., Die Seelenmutter zu Küßnacht und der starke Popfart. — Zauberwesen und Besegnungen.

von Liebenau Th., Goethes Freund Karl Ruckstuhl.

Der Protestant. II. S. 67.

Das Zwinglimuseum (in Zürich).

Blätter aus der **Walliser Geschichte.** Herausgegeben vom Geschichtsforschenden Verein von Oberwallis II.

Oggier G., Die Buchdruckerkunst in Sitten bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts.

Schweizerische Theologische Zeitschrift. XVI.

Heß P. D., Aus dem Briefwechsel zwischen Antistes J. J. Heß (1741—1828) und Kaplan Ign. Romer.

Anzeiger für **Schweizerische Geschichte.** XXX.

Türler H., Die Pfeiferbruderschaft in Königsfelden.

Bibliothèque universelle et Revue suisse. Nr. 11.

Vulliemin Ch., Conrad Ferd. Meyer et Louis Vulliemin.

Die Schweiz. Schweizerische illustrirte Zeitschrift. 3. Jahrgang.

C[onrad] E[scher], Geschichte einer Schweizerkuh und ihres Kälbleins, in fünf Bildern dargestellt und allen Stiftern und Beförderern der helvetischen Freiheit gewidmet von David Heß. — Satirische Bilder mit Text auf die kriegerischen Ereignisse in der Schweiz vom Jahre 1798. Bis dahin ungedruckt.

J. V. Widmann, Zu Goethes hundertfünfzigsten Geburtstage. — Mit zwei Illustrationen: 1. Goethe nach Mays Ölgemälde 1779, 2. Ansicht von Zürich, vom Gasthof zum Schwert aus, wo Goethe abzusteigen pflegte.

Moser Heinr., Aus C. Ferd. Meyers Dichterwerkstatt.

Luck G., Der Teufel. (Aus der Alpensage.)

Züricher Adreßbuchzeitung. Nr. 39.

Lavaters Bericht über das Attentat auf sein Leben. (Mit Abbildungen: „Helferei" von St. Peter, Kirche St. Peter, Lavaters Büste.)

Sonntags-Beilage der **Allg. Schweizer Zeitung.** IV. Jahrgang.

Von Mülinen W. F., Wieland in Bern.

Sonntagsblatt des **„Bund".** 1899.

Kräger H., Eine Ballade von C. F. Meyer.

Nachrichten.

Im Verlage von C. Winter (Heidelberg) soll von Neujahr 1900 an eine Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten, redigiert von Phil. Lenz und O. Heilig, erscheinen.

Für die Lamey-Preis-Stiftung stellt die Universität Straßburg, folgende Preisaufgabe: „Die anakreontische Poesie des 18. Jahrhunderts in Deutschland in ihrem Verhältnis zur französischen Gesellschaftspoesie." Der Preis beträgt 2400 M. Die Arbeiten müssen vor dem 1. Januar 1901 eingeliefert sein. Die Verteilung des Preises findet statt am 1. Mai 1901. Die Bewerbung um den Preis steht jedem offen, ohne Rücksicht auf Alter oder Nationalität. Die Konkurrenzarbeiten können in deutscher, französischer und lateinischer Sprache abgefaßt sein. Die Einreichung der Konkurrenzarbeiten erfolgt an den Universitätssekretär. Die Konkurrenzarbeiten sind mit einem Motto zu versehen, der Name des Verfassers darf nicht ersichtlich sein. Neben der Arbeit ist ein verschlossenes Kouvert einzureichen, welches den Namen und die Adresse des Verfassers enthält und mit dem Motto der Arbeit äußerlich gekennzeichnet ist. Die Versäumung dieser Vorschriften hat den

Ausschluß der Arbeit von der Konkurrenz zur Folge. Geöffnet wird nur das Kouvert des Verfassers der gekrönten Schrift. Zur Zurückgabe der nichtgekrönten oder wegen Formfehler von der Konkurrenz ausgeschlossenen Arbeiten ist die Universität nicht verpflichtet.

Albert Pick in Landsberg a. d. Warthe veröffentlicht demnächst aus dem Gneisenau-Archiv Briefe an den Feldmarschall aus den Jahren 1806—15, worunter sich einige Briefe der Amalie von Helvig, geborenen von Imhoff, befinden.

Am 13. November 1899 verstarb in Trzblitz bei Lobositz in Böhmen im Alter von 95 Jahren Ulrike von Levetzow. Statt eines Nekrologs, der bloß das unsern Lesern Bekannte wiederholen könnte, drucken wir den Brief ab, den die Goethegesellschaft an die Familie der Verstorbenen richtete: „Weimar, 16. November 1899. In Ulrike von Levetzow hat die Goethegesellschaft ein hochgeschätztes Ehrenmitglied verloren. Sie betrauert tief den Heimgang dieser edlen Frau, deren Leben Goethes Scheidesonne letzter Strahl durchleuchtet hat, der Lebenden schier Unsterblichkeit verleihend. Dem Seraph gleich erschien in der Kindheit Flor ihre liebreizende Gestalt ihm; so sahen auch wir sie durch seine unsterbliche Dichtung. Aber wir durften sie noch verehren als liebespendend bis in des Alters höchste Tage. In dieser Doppelerscheinung wird Ulrike von Levetzow fortleben, beneidet, geehrt, unvergessen, so lange Goethes Dichtung die Herzen bewegt. Ihre Ruhestätte aber mögen die letzten Blumen des Jahres aus des Dichters Garten schmücken, der Abschiedsgruß aus dem Weimar Goethes. Vorstand und Geschäftsführender Ausschuß der Goethegesellschaft."

Gesellschaft für deutsche Litteratur in Berlin.

Oktoberversammlung: war dem Andenken Goethes gewidmet. Zuerst teilte Herr Erich Schmidt einen Brief Tischbeins an Lavater mit. Herr Richard M. Meyer machte Ausführungen zu Sprüchen in Prosa, Herr Max Morris zu Schuhu und Ente der Vögel, Herr Otto Pniower zu den Wortbedeutungen bei Goethe. Zuletzt gab Herr Reinhold Steig Bemerkungen zum Briefwechsel des Herzogs Carl August mit Goethe und zu dem Probleme Goethe und Napoleon (vgl. oben, S. 716 f.).

Nachträge und Berichtigungen.

Rubensohn hat in der letzten Euphorionnummer (6, 239) einen Roman zwischen Ernst Schwabe von der Heyde und Helene Rogge konstruiert. Als Beweis müssen die beiden anagrammatischen Kleinigkeiten dienen, die der Opitzische Aristarch aufführt (Wittkowski, S. 103). Sind das wirklich Liebesgedichte, von denen man auf „gewiß recht überschwängliche" Liebe schließen darf? — Kaum. Das zweite Epigramm ist das übliche fade Kompliment der Hochzeitsgedichte. Das erste paraphrasiert das durch den Buchstabenzwang entstandene „oh ringe lange", das ziemlich sinnlos wäre, wenn nicht der zweideutige Nebensinn, den Hochzeitscarmina mit „Kampf" und „Ringen" zu verbinden pflegten, dahinter steckte. Daß diese Spielereien nicht „innerlich durchlebt" sind, und daß die Petrarca-Uebersetzung allerdings als „bloßes Uebungsstück" aufzufassen ist, darin bestärkt mich die Namennennung der angeblich Geliebten: durchaus nicht Mode in der Renaissance! — Ferner heißt es in einem Danziger Einzeldruck, der die auch von Plavius (einem Thüringer) besungene Wiedervermählung der Helene Rogge feiert, von dieser: „Herrn Jacobi Schwaben Seeligen .. hinterlassenen Ehelichen Wittbin". — Ernst Schwabe wird also seine anagrammatischen Gaben zur Hochzeit seines Bruders oder Vetters beigesteuert haben.

Göttingen. Viktor Manheimer.

Herr Manheimer hat durch den Nachweis des leider hier in Berlin nicht vorhandenen Einzeldruckes der Hochzeitslieder für Helene Rogge einen nicht ganz unbedeutenden Beitrag zur „Schwabe-Forschung“ geliefert. Demnach war die junge Dame, die dem Dichter „an Gestalt und an Geberden ganz engelisch“ erscheint, in erster Ehe mit Jacob Schwabe, seinem Bruder also oder Vetter,[1]) vermählt, und die beiden Anagramme waren wohl für ihre Hochzeit bestimmt, nicht also für ihren Namenstag, woran man sonst am ehesten denken würde.[2]) Ich hatte nun aus der oben angeführten, keineswegs „fade“ zu nennenden Huldigung an Helene, ferner aus Schwabes ganz freier, durchaus persönlich gestimmter und umgeformter Uebertragung von Petrarcas erstem Sonett,[3]) weiterhin aus einem dritten Gedicht an Helene („Euphrosyne“), das mit ziemlicher Sicherheit aus dem Citat in der Poeteren (S. 177) zu erschließen ist, endlich aber — und das war das Entscheidende — aus Opitz' emphatischem Ausruf (bei einer späteren Erwähnung der Schwabeschen Gedichte): lyrae, lyrae! die Folgerung gezogen, daß auch diesen jungen Dichter, wie Opitz, innerlich Erlebtes, Liebesschmerzen zunächst, zu poetischen Versuchen geführt hätten, und hatte eben jene Helene Rogge als seiner Leidenschaft festiva materies bezeichnet. Ich vermag nicht einzusehen, warum die mir damals unbekannte Thatsache, daß Helene die Frau seines Bruders oder Vetters geworden, dieser Vermutung widersprechen soll. Im Gegenteil, man könnte eher darin eine Bestätigung finden, da die „Reue und das Leid“, die ihm seine Jugendliebe bescherte, so, durch die Vermählung seiner Geliebten mit einem anderen, erst recht verständlich wird. Es liegt mir aber und lag mir völlig fern, diesen ja nur aus wenigen Andeutungen entnommenen „Liebesroman“ als etwas Sicheres und überhaupt als etwas Wichtiges hinzustellen für jene Fragen, auf deren Beantwortung es mir ankam. Wichtig und in keiner Weise widerlegbar ist mir nur erschienen, daß auch dieser Danziger Dichter ganz wie Opitz mit Lyrischem und zwar Erotischem begonnen und wiederum ganz wie Opitz, selbst Uebertragungen fremder Dichtungen auf eigene Erlebnisse und Erfahrungen bezogen hat. Ob wir letztere — was ich freilich glaube — noch ermitteln können, ist eine Frage von nicht erheblicher Bedeutung.

Berlin. Max Rubensohn.

---

[1]) Im Danziger Bürgerbuch wird, wie mir Bolte freundlichst mitteilte, am 7. November 1587 ein „Jacob Schwab von Forst, ein deutscher Schreiber“ genannt. Gehörte er derselben Familie an?

[2]) Sie für innerlich durchlebte „Liebesgedichte“ zu halten, woraus man auf „gewiß recht überschwängliche Liebe“ schließen dürfe, ist mir natürlich nicht in den Sinn gekommen. Herr Manheimer hat meine Ausführungen nicht genügend gewürdigt.

[3]) Man vergleiche nur mit dem Originale die folgenden Verse:

Ihr die ihr höret an wie mancher sturmwind wehet
Durch seufftzen ohne zahl in meinen reimelein . . .
3 Vnd ein verletztes hertz vol tausent wunden sehet,
Erlernet wol hierauß was man in Lieb' ausstehet,
Darin die junge Zeit mich ließ ergeben sein.
10 [Und flieht] . . . der Schönheit glantz, die uns das Hertz schnell trifft,
Vnd angst vnd schmertzen vol witzlos herummer leitet . . . .
13 Wer solcher dienstbar ist, dem lohnet rew' vnd leid.

Das ist ein typisches Beispiel einer, wie ich es nennen möchte, erlebten Übersetzung.

In der Handschrift abgeschlossen am 7. Oktober 1899, im Satz am 23. Januar 1900.

Register.[1]

Von Franz Spina in Mährisch-Neustadt.

[1] Recensionen und Bibliographie sind in das Register einbezogen.

